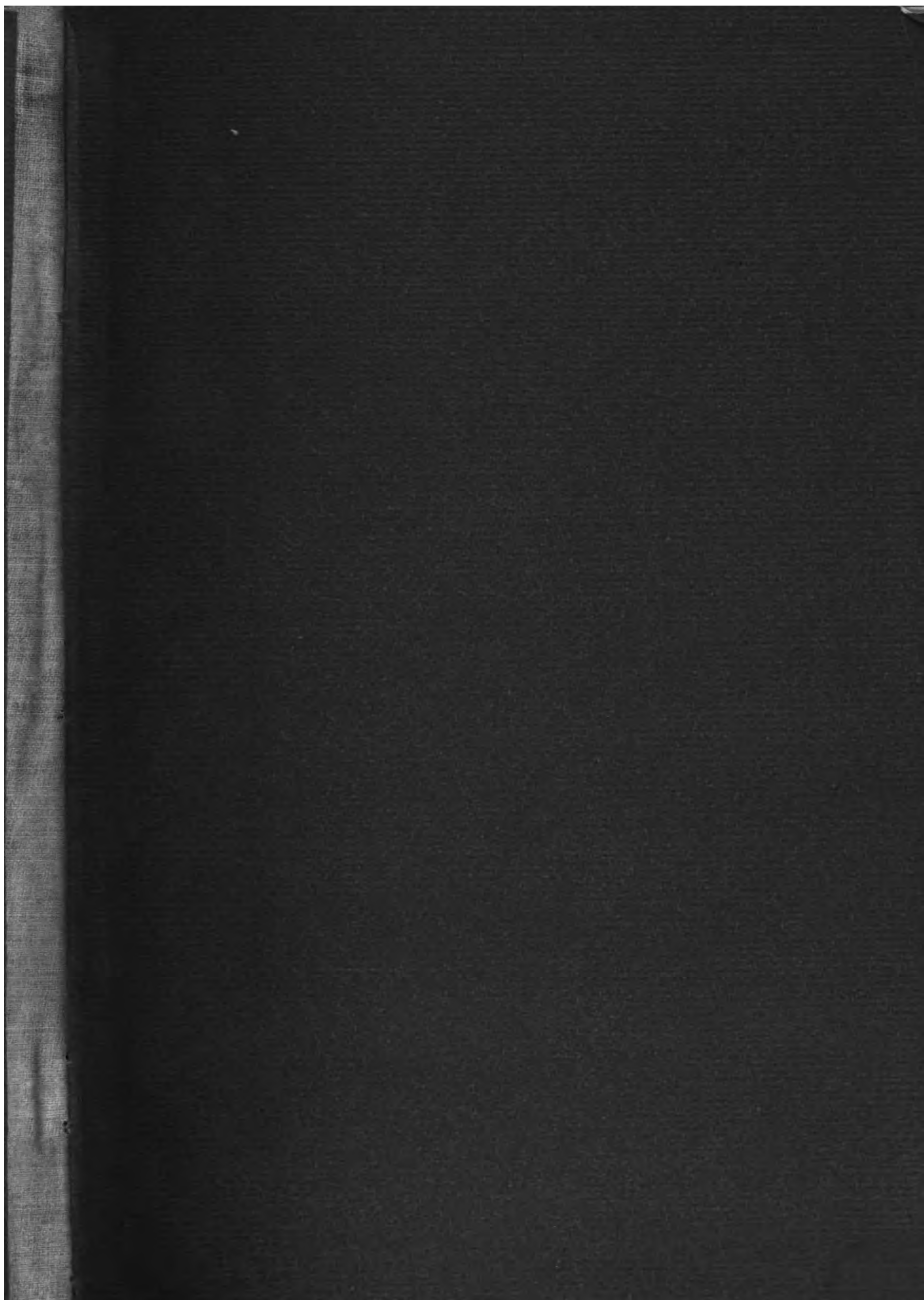

Hochland / hohen Geistes Land
Sinn dem Höchsten zugewandt





Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Dreizehnter Jahrgang

Oktober 1915 - März 1916

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XIII. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken „Hochland-Echo“ und „Rundschau“.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Unsere Kunstbeilagen

Seite

IX. Offene Briefe

640

X. Kunstbeilagen

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen



Rembrandt / Jakob ringt mit dem Engel



Phot. Hanfstaengl, München





Dreizehn

Zum

Vorbl



hereinge

und hat

Glut, u

löschen

Funken

Anfang

Jüngst

Al

und als

da war

der in

Erstaun

beruhig

hin= ur

komme

Abgrun

gelebt

gerissen

Hoch



Dreizehnter Jahrgang Oktober 1915

Zum zweiten Kriegsjahrgang / Rück- und Vorblicke / Vom Herausgeber

Als wir den letzten Jahrgang begannen, da geschah es unter Eindrücken, die wohl keiner, der sie miterlebt hat, je wieder vergessen wird. Mit dem Kriegsunwetter, das über die hochkultivierten Gefilde des auf seine Gesittung so stolzen Europa hereingebrochen war, hatte sich auch in den Seelen ein Geistersturm erhoben und hatte hineingeblasen in die vom Aschenstaub des Alltags überdeckte Glut, und wir haben es mit Ergriffenheit erlebt, wie diese Glut, die fast erloschen schien, nur versteckt nach innen gebrannt hatte und nun auf einmal Funken stob und Flammen warf mit heroischem Geprassel. Das war der Anfang: ein Schauspiel für Gott und Menschen und herrlich bis zum Jüngsten Tag!

Als dann der Riese unserer Volkskraft seine Glieder zu recken begann, und als Europa erdröhnte vom Heldenschritt und Siegeszug unserer Heere, da war es auf einmal wie ein großes Atemanhalten. Wir fingen an, uns der in langem Frieden und unverdrossener Arbeit bewahrten Kraft mit Erstaunen bewußt zu werden, und der jäh herausgeforderte Ungestüm wich beruhigter und verhaltener Zuversicht. Kaum aber war die im Zeitsturm hin- und hergeflutete deutsche Seele wieder zu Gleichgewicht und Ruhe gekommen, da begann auch schon ihre Selbstschau. Sie erschrak vor dem Abgrund, an dem sie vor dem Kriege sorglos zwar, aber nicht heiter dahingelebt hatte. Nun war sie durch eine gewaltige Erschütterung davon hinweggerissen und gerettet für eine neue höhere Aufgabe, die ihr mit einem

Male vor dem inneren Auge stand. Es war wie ein Erwachen aus bösem Traum. Zwar ist auch heute der schwere Druck noch nicht von uns gewichen, aber wir reiben uns doch die Augen helle und fühlen, daß sie das neue und starke Licht des heraufsteigenden Zukunftsmorgens werden ertragen können.

Noch sind die Opfer, die uns dieser Krieg auch beim glücklichsten Ausgang kostet, nicht zu übersehen. Je größer sie aber sein werden, um so härter muß uns auch die Sorge bedrücken: Haben wir aus den Erfolgen der Gegenwart, mehr noch, haben wir aus den Fehlern der Vergangenheit alles gelernt, was für die Zukunft vonnöten ist? Wie eine schwere Krankheit ist dieser Krieg über uns hereingebrochen. Aber es gibt Krankheiten, die zum Tode führen, und es gibt Krankheiten, die eine höhere Gesundheit einleiten.

Für das leibliche Dasein wissen wir: die höhere Gesundheit hängt davon ab, ob der Ansturm die Lebenskraft zu einer erhöhten Gegenwirkung reizt und ob der Organismus, nachdem die kranken Stoffe ausgeschieden, sich einer ihm gemäßeren Lebensweise zuwendet als früher, wo er eben durch die Verstöße gegen seine Natur das Übel heraufbeschworen hatte. Auch der geistige Organismus des Einzelnen sowohl wie einer Gesamtheit ist solchen Krisen unterworfen. Und auch er trägt, gleich der physischen Natur, Abwehrfermente in sich, die seine Wiederherstellung verbürgen, sobald sie das Übergewicht erlangen. Sind nun die zum erfolgversprechenden Bestehen dieses Weltkrieges notwendigen Kräfte im deutschen Volke noch vorhanden? Wir glauben es. Seine Lebenskraft wird die Fieberschauer überdauern, die sein starkes Blut in Wallung brachten; es wird die Sonne des über Europa und der Menschheit aufsteigenden neuen Tages begrüßen. Aber wird dies bloß mit *bewahrter*, wird es nicht auch mit *vermehrter* Lebensfülle geschehen? Das ist die Frage. Die Antwort darauf wird unsere Zukunft entscheiden. Werden wir nur lebend und ohne neues Siechtum aus diesem Krieg hervorgehen, oder erheben wir uns, wenngleich physisch geschwächt, so doch in unserer Lebenskraft ungebrochen und verjüngt von dem Schmerzenslager dieser Schlachtfelder? Die neue Zeit wird neue und größere Fähigkeiten verlangen als die Vergangenheit. Wollten wir nur als die Alten, d. h. mit derjenigen Stärke, in der uns der Krieg antraf, in sie eintreten, wir würden ihr schlecht genügen.

Aber was ist und bedeutet *Lebenskraft*? Schon je nachdem wir an die Lösung dieses vitalistischen Problems herantreten und die Frage beantworten, nehmen wir für den geistigen Zustand *vor* dem Kriege oder für eine bessere *Zukunft* Partei. Noch hat ja selbst das Schicksal dieses Krieges nicht ganz aufgeräumt mit dem, was wir die statistische Krankheit nennen, noch haben uns seine furchtbaren Gefahren nicht erlöst von dem Aberglauben an die Allmacht der technischen Kultur, ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß derselbe an der Oberfläche haftende Ungeist der Vergangenheit sich aus gewissen Erfahrungen dieses Krieges in seinem Aberglauben sogar bestärkt sieht und nur wieder auf die technische Vollendung unserer Außen- und Sachkultur zurückführt, was ganz andere und viel tiefere Ursachen hat. Und so

wie dieser Ungeist hier denkt und urteilt, so wird und muß er auch die Frage nach den wahren Kräften eines Volkes auffassen und beurteilen. Sie bleibt für ihn in rein biologische Grenzen eingeschlossen. Selbst die Gefahr z. B. des Geburtenrückganges wird er nur wirtschaftspolitisch und sozialorganisatorisch zu bekämpfen suchen, indem er die Wohnungsfrage löst, die Kindersterblichkeit vermindert, die Besteuerung regelt, und im Notfall durch Verbote einschreitet. Wer wollte behaupten, diese materialistisch-mechanische Richtung sei überwunden, sie, die noch in hundert feinen und rationalistisch ausgeklügelten Methoden zum Ausdruck kommt und herrscht! Wohl hat der Krieg manchem die Augen geöffnet für das geheimnisvolle Walten und Wirken höherer Mächte, wohl haben wir mit echter Ergriffenheit erlebt, daß sich tausend Dinge, deren Zeugen wir waren, rein rational und naturgesetzlich nicht mehr erklären lassen; aber daß wir nun auch theoretisch, das heißt für unsere Grundsätze die Folgerungen daraus ziehen, daß wir von diesen Erfahrungen aus unsere Weltanschauung neu orientieren und den Mut und die charaktervolle Entschlossenheit aufbringen, das mit dem Probierstein des Gemüts Erprobte durch Erkenntnis zu befestigen — ein unserer Zeit naheliegendes Verfahren —, darin und nur darin ruht das Geheimnis unserer Zukunft beschlossen.

So unleugbar wir in diesem Kriege der technischen Vollkommenheit unserer Vorbereitung und Kriegsmittel wesentliche Erfolge verdanken, so unleugbar beruht selbst diese hier erreichte Vollkommenheit auf ethischen Kräften, die noch unverkümmert in unserem Volkstum wirken; ein Volk, dem das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht so tief anerzogen ist, das einen so strengen und ernsten Arbeitsgeist und eine solche Liebe zum eigenen Werk wie das deutsche besitzt, wird diese Kraft auch in seinen äußeren Hervorbringungen offenbaren. Aber diese ethische Gesinnung zehrt noch von altem Kapitale, das uns religiöse, christliche, glaubensstarke Zeiten aufgespeichert und vererbt haben. Und dieses in uns nur latent vorhandene Christliche ist es, dem wir unsere heutige Kraft verdanken. Wird dies noch ebenso sein, wenn wir erst einmal gänzlich modernisiert, d. h. naturalisiert, mit anderen Worten von allem Glauben an jegliche Übernatur losgelöst und damit überhaupt aller Religion bar geworden sind? Denn ohne den Glauben an das Übernatürliche gibt es keine Religion. Der Begriff ‚natürliche Religion‘ ist ein Widerspruch in sich und daher eine Sinnlosigkeit. Geistvolle Menschen mit zugleich aufgeschlossenem Sinn für die Lebenswirklichkeit haben sich dieser elementaren Erkenntnis nie entzogen. Nur weil diese Tatsache von ihm verkannt wurde, ist das moderne Frankreich zugrunde gegangen. Wie bisher kein anderes Land der Erde hat es jegliches Band zwischen Ethik und Religion zerrissen und dem absoluten Rationalismus Tür und Tor geöffnet, als es die Laienmoral zur Grundlage seines staatlichen Lebens und seiner Schulpolitik machte. Die Katastrophe konnte nicht ausbleiben. Kein geringerer als Guizot, der protestantische Historiker und Staatsmann, hat sie vorausgeahnt. In einer Schrift, die die Sorge um die Zukunft

Europas ihm eingab, sehen wir den ganzen Gedankengang seiner staatsmännischen Überlegungen auf die Frage der Geltung des Übernatürlichen im Leben der Gesellschaft aufgebaut. Mit Edmond Scherer bekennt er sich dort zu der Überzeugung, daß der ‚christliche Rationalismus niemals eine Religion sei, noch sein könne'. Denn sobald man das Übernatürliche abschaffe, verschwinde auch die Religion. Und wörtlich fährt er dann fort: ‚Daß dieser instinktive Glaube an das Übernatürliche als die Quelle der Religion, zugleich auch die Quelle einer Unmenge von Irrtümern und Wahngebilden sein könne und sei, und daß diese hinwiederum die Quelle einer Unmenge von Übeln sind, wer möchte das leugnen? Hier wie überall gehört es zum Wesen des Menschen, daß sich das Gute und Böse unaufhörlich in seinen Schicksalen und in seinem Wirken ebenso wie in ihm selber mischen; aber aus dieser unvermeidlichen Vermischung folgt nun nicht, daß unsere tiefen Instinkte keinen Sinn hätten und daß sie nur in die Irre führen, indem sie uns über uns selbst erheben. Welches auch immer die Verirrungen sein mögen, denen wir im Streben nach dem Übernatürlichen unterliegen, so bleibt es doch gewiß, daß das Übernatürliche in dem natürlichen Glauben des Menschen begründet ist und die conditio sine qua non, das wahrhafte Objekt, das Wesen der Religion selbst bildet.'*

Indem Frankreich solchen Mahnungen taub blieb und nachdem der durch die Revolution heraufgeführte Geist des absoluten Laientums auf allen Lebensgebieten herrschend geworden war, drang in die ganze europäische Gesellschaft jener von allen Grundsätzen verlassene Geist des ungehemmten Fortschritts im Sinne einerseits der Bereicherung und der Übervorteilung des Nächsten im Leben des Einzelnen wie der Völker, anderseits der verstandeskritischen Zerstörung alles ehrwürdig Überlieferten. Jegliches Gefühl der Solidarität nicht bloß zwischen den Menschen und Nationen, auch zwischen vergangenen und lebenden, ja selbst künftigen Geschlechtern schwand, man fand sich isoliert in einer entseelten Gegenwart, in der nur der Lebende Recht und Macht zu haben schien. Die Revolution, weit entfernt nur eine politische Bewegung gewesen zu sein, ist auch hier die Quelle des Verderbens, indem sie nicht nur die innere Struktur der wenn auch noch unvollkommen christlich geordnet gewesenen Gesellschaft zerstört, sondern auch die Prinzipien angegriffen hat, auf der die Existenz dieser Gesellschaft ruhte. ‚Der wesenhafte Charakter des christlichen Geistes,' so faßt Guizot am Schluß der genannten Schrift seine Mahnung zusammen, ‚ist die Achtung der Regel und des Rechtes, ist die Achtung aller Rechte, der Gottes sowohl wie der der Menschen, der der Regierungen wie der der Völker, der der Vergangenheit wie der der Zukunft. Der herrschende und immer gleiche Charakter des revolutionären Geistes ist im Gegensatz hierzu die Leidenschaft, bald die Leidenschaft der Willkür, bald die Leidenschaft eines starren und einseitigen Gedankens, vor dem alle unbequemen Rechte verschwinden und dem alle Mittel zur Erreichung seiner Zwecke gut sind: die List ebenso-

* L'église et la société chrétiennes en 1861. Paris 1861. S. 26.

wohl wie die Gewalt, die Drohung nicht weniger als die Bestechung, heute der Angriff auf die Autorität, morgen die Verachtung der Freiheit'.*

Können wir Deutsche mit gutem Gewissen behaupten, diesem Geist nicht auch zu einem Teil schon gehuldigt zu haben, ja unterlegen zu sein? Daß wir den Ideen der Revolution wenigstens auf politischem und moralischem Gebiete noch einigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, verdanken wir nächst unserem im Kern noch gesunden und christlich fühlenden Volkstum dem echten Idealismus, den unser Geistesleben um die Wende des vorletzten Jahrhunderts in einigen seiner besten Vertreter aufwies. Auch heute noch zehrt unsere Kraft von den Überresten dieses Erbes. Aber sicherer, als unsere wirtschaftlichen Vorräte geschwunden wären, hätten wir nicht vorgebaut, werden sich diese Überreste verlieren, wenn wir uns der Einkreisung und Blockierung durch die Ideen der revolutionären Mächte dieser Erde nicht entziehen.

* * *

Auf drei großen Lebenstatsachen wird sich unsere geistige und nationale Zukunft in organischer Steigerung aufzubauen haben. Sie liegen eingeschlossen in den drei Worten Natur, Glaube und Freiheit.

Seit den großen gewaltsamen Erschütterungen der letzten vier Jahrhunderte haben diese Begriffe und die ihnen zugrunde liegenden Tatsachen tiefgehende Änderungen erlitten. Die Lehre des Gesellschaftsvertrags hat das Wesen des natürlich-gesellischen Zustandes verkannt. Es wurde ihm nach dem Ausdruck Karl Ludwig von Hallers die ‚Chimäre des künstlich-bürgerlichen' entgegengesetzt. Die Auflösung des dogmatischen Gehalts der christlichen Glaubensüberlieferung hat das Wesen der Religion selber angegriffen und in Frage gestellt. Der Freiheitsbegriff der Revolution aber ist zu einer Karikatur der wahren Freiheit geworden. Wie die Übernatur auf die Natur, so ist die wahre Freiheit auf die Religion aufgebaut. Religion allein kann Freiheit begründen, und die höchste Freiheit ist nur durch die höchste Form der Religion, die christliche, in die Welt gekommen. Nur ein Europa, das sich auf diese Grundtatsachen aller menschlichen und staatlichen Ordnung wieder besinnt und sich in ernster und entschlossener Weise mit ihnen auseinandersetzt, darf hoffen, aus der ungeheuren Krise, in die es durch diesen noch heute in seinen Folgen unabsehbaren Weltkrieg geworfen worden ist, neugestärkt für eine größere Zukunft hervorzugehen.

Schon scheint — wenn nicht alles täuscht — der rechte Weg beschritten, der zum guten Ziele führt: Nur verläuft die Entwicklung diesmal in anderer, entgegengesetzter Richtung als diejenige war, die an dem Abgrund mündete, vor dem unsere europäische Staatsordnung heute angelangt ist. Dort war der gefälschte Freiheitsbegriff das letzte, zu dem sie gelangte und den sie zum Idol erhob, nachdem sie Gott abgesetzt. Hier und heute hat das deutsche Volk seine Sendung in der Welt damit begonnen, daß es dem Idol gegenüber wiederum das Ideal aufrichtet und zu Ehren bringt.

* Ebda., S. 264.

Dem Deutschen war Freiheit von Urväterzeiten her eine hohe, fast religiöse Vorstellung, ja das einzige und höchste Lebensgut. Was Wunder, daß auch unser Volk in vielen seiner besten Söhne einen Augenblick lang dem Rausch erlag, den sich die Welt aus dem von gallischer Hand gereichten Taumelbecher der Freiheit angetrunken hatte. Aber auch nur einen Augenblick lang! Rasch kehrte die Besinnung wieder und man erkannte, daß es ein verfrühter Trunk war, und ein verfälschter obendrein, so man dem Volke an die Lippen gesetzt. Und mit gleicher Leidenschaft, wie man ihn geschlürft, wandte man sich nun wieder von ihm ab und der Ergründung dessen zu, was rechte und echte Freiheit sei. Es genügt, hier allein an Schiller zu erinnern. Was je im deutschen Volk an echtem Idealismus lebendig war, Schiller hat ihm neuen Glanz und neue Würde gegeben. Und so hat er auch in seiner Freiheitsidee ausgedrückt und verkörpert, was unser Volk von je als echte Freiheit empfunden und geliebt hat. Weit entfernt, der Willkür und der Ungebundenheit Raum zu lassen, ist diese Freiheit nur die Frucht der höchsten sittlichen Kultur des Einzelnen wie eines Volkes, und auch Geistesfreiheit ist in erster Linie ‚Beherrschung unserer Triebe durch die Vernunft'. Wenn wir heute den Freiheitsgedanken als Ordnungsgedanken von neuem in die Welt einführen, so finden wir uns ganz in Übereinstimmung mit der Idee unseres klassischen Zeitalters, indem wir zu verwirklichen suchen, was dort bloß Gedanke hatte bleiben müssen. Während die halbe Welt sich dem Freiheitsidol der französischen Staatsdemokratie in die Arme warf, haben wir uns von neuem auf das Ideal besonnen, und es ist eine merkwürdige und doch innerlich nicht unvereinbare Tatsache, daß wir in der Gegnerschaft gegen jenes Idol die gesündesten und stärksten konservativen Mächte der Welt auf unserer Seite haben: Das Papsttum und den preußischen Staat.*

Noch stehen wir zwar in den Anfängen dieser Zurechtrückung einer aus den Fugen geratenen Welt. Das richtige Maß zu finden, um in der Ordnung die Freiheit zu verwirklichen, wird noch mancher Kampf zu bestehen sein. Denn wir dürfen die Gefahr nicht verkennen, die auch der echten Freiheit droht, wenn sie etwa einem falschen Ordnungsbegriff unterstellt würde. Jede Geringschätzung des Freiheitsgedankens auch in seiner ungeklärten Form würde daher vom Übel sein. Denn ‚die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt' (Schiller). Nur wenn wir uns auf ihren Ursprung besinnen und zu dieser Quelle, zur Religion zurückkehren, werden wir auch die Freiheit selber sicher stellen. Denn nur aus ihrem metaphysischen Urgrund, aus der Übernatur ist sie zu verstehen, und nur, wenn sie von da aus begriffen wird, kann auch das natürliche Leben von ihr wieder sein rechtes Licht empfangen und die Fesseln törichter Konventionen und fälschender Begriffe sprengen, in

* Vergl. hierzu auch die kleine lesenswerte Schrift von Dr. Ed. Stadtler, ‚Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg' S. 28. M.-Gladbach, Sekretariat sozialer Studentenarbeit.

die es auf allen Gebieten menschlicher Betätigung bis zu den höchsten der Dichtung und Kunst hineingezwungen wurde. Und damit wäre die rückläufige Bewegung vollendet. Daß sie tatsächlich ein Fortschritt ist zum Ziele einer wahren Wiedergeburt Europas und der Menschheit, diese Erfahrung wird das Schicksal der nächsten Generationen bestimmen.

* * *

Ein glücklich erkämpfter Sieg und die endgültige Befestigung unserer Stellung als Weltmacht sind somit gleichsam erst die Vorbedingungen für die Lösung unserer eigentlichen Aufgabe, die in der Durchdringung der europäischen Völkerfamilie mit den Ideen und sittlichen Kräften besteht, denen wir einesteils unsere Selbstbehauptung verdanken und kraft deren wir es nunmehr auch wagen dürfen, an den Aufbau der Zukunft heranzutreten. Dieser Aufbau wird nur auf der Grundlage der als Ordnung, Gliederung und gegenseitige Achtung aufgefaßten Freiheit möglich sein. Jede andere, aus dem abstrakten Staatsideal der Revolution erwachsene Freiheit würde der deutschen Natur widersprechen. Der Deutsche ist von Natur extremer Individualist. Sein Wesen hat etwas Fließendes, leicht Wandelbares, Formloses. Es bedarf deswegen der formgebenden Kräfte, um des reichen Inhalts Herr zu werden, dessen es sich erfreut, und ihn so erst zur Wirkung zu bringen. Zweckvolle Bindung muß ihm den Besitz der Freiheit sichern und erhöhen helfen. Nur so wird er das Höchste leisten, dessen er fähig ist. Aber wie die Freiheit selber, so darf die Bindung im Dienst der Freiheit nicht aus physischen, muß sie aus metaphysischen Quellen stammen. Der englische Nützlichkeitsstandpunkt sowohl beim Gewähren wie beim Versagen von Freiheiten ist deutschem Wesen zu tiefst entgegengesetzt! Nicht weil konfessionelle Verfolgungssucht und Bedrückung praktisch zu keinem Ziele führen und die politischen Verhältnisse des Landes ruinieren, wird sich der Deutsche zur Duldung bekennen, sondern weil Duldung im Wesen der Sache liegt, um die es sich hier handelt. Nicht weil die Theorie des laisser faire, laisser aller in sozialwirtschaftlichen Beziehungen üble Folgen zeitigt und mehr Schaden als Nutzen stiftet, werden wir die Politik der sozialen Bindungen befürworten und üben, sondern weil ein Geistgesetz uns sagt, daß die höchste Freiheit sich nur bei geordneten Kräften auswirkt. Die Begründung des Handelns ist für dessen inneren Wert, für dessen Richtigkeit, Tiefe und Dauer nicht gleichgültig. Der Deutsche vor allem wird nur dort mit voller Kraft und Zuversicht handeln, wo er die Wirklichkeit aus der Idee, die Natur aus der Übernatur begreift. Im Handeln selbst aber wird er stets mit Methode verfahren. Wie sehr er sich hierin z. B. vom Franzosen unterscheidet, hatte schon die geistvolle Frau von Staël erkannt, als sie schrieb: ‚Der Deutsche bedarf ebenso sehr der Methode im Handeln als der Unabhängigkeit im Denken; der Franzose hingegen betrachtet die Handlungen mit der Freiheit der Kunst, die Ideen aber mit der Knechtschaft der Gewohnheit.'*

* De l'Allemagne. Nouvelle édition Garnier, S. 27.

Auch ein so feiner Zergliederer der deutschen Seele wie Bogumil Goltz spricht es äußerst treffend aus: ‚Der Deutsche hat von jeher mit seinem sittlichen Instinkt empfunden, daß Förmlichkeit, Prozedur und Methode, also auch Schematismus, noch mehr zur persönlichen Ehre gehören als persönliche Freiheit, als die Ablösung von einem gesellschaftlichen Körper oder die Lockerung in dem Zusammenhang mit ihm . . . Die persönlichen Freiheiten gefährden Gesetz und Form, indem sie die Willkür etablieren, und die Willkür ist es allein, durch welche die Person der Gewalt einer zweiten Person verfällt.‘ Wenn nichtsdestoweniger im deutschen Volk eine tiefe Sympathie für Autoritäten wurzelt, obwohl dabei die Gefahr des persönlichen Willens gegenüber Gesetz und Form besteht, so findet das Goltz nicht unverträglich miteinander. ‚Das Volk heiligt doch zuletzt in den Autoritäten seine eigene Machtherrlichkeit, und es fühlt ohne demokratische Interpretationen und Wühlereien, daß der Fürst seine Macht von den Massen zu Lehen trägt. Außerdem aber wird dem religiösen Gemüt, dem symbolischen Verstande des Deutschen in einem absoluten Machthaber das göttliche Weltregiment, der Zusammenhang der irdischen Obrigkeit mit der himmlischen Lebensordnung vorgebildet. Die Autoritäten sind die Ausästungen Gottes wie des Fürsten, sie ergänzen eben mit ihrem souveränen Willen und ihrer Persönlichkeit das Unbehagen, welches der bloße Gesetzes- und Geschäftsmechanismus dem natürlichen wie dem religiösen und poetischen Menschen verursachen muß. Die deutsche Förmlichkeit und Pedanterie fühlt sich eben in der Pietät, in der Hingebung an Autoritäten, an Personen abgefrischt und ergänzt. Es kann nirgend und niemals Heil und Wahrheit in *einem* Faktor der Lebensökonomie sein, da sie tatsächlich aus zwei Grundfaktoren und deren Prozessen besteht, aus Freiheit und Gesetz, aus persönlichem Willen und Naturnotwendigkeit.‘

So schließt sich auch hier der Ring, in dem Freiheit und Natur, durch Glauben und Vertrauen zusammengehalten, eine jede auf ihrem rechten Platze wirkt. Weil aber diese Mächte so tief in der deutschen Natur verwurzelt sind, daß sie mit diesen selbst untergehen müßte, so dürfen wir trotz mancher trüben Anzeichen in der Gegenwart doch wohl für die Zukunft hoffen.

* * *

Die gegenwärtige Schicksalsstunde hat vieles in uns zu neuem Leben erweckt, was tot schien. Es lebendig zu erhalten, muß unseres Volkes Sorge sein. Wir an unserem Teil wollen in dieser Zeitschrift treulich dabei mitarbeiten.

Im ersten Kriegsjahrgang war die Aufgabe leicht und einfach, weil unmittelbar durch Lage und Verhältnisse gegeben. Stärkung der nationalen und sittlichen Kräfte und unserer Zuversicht blieb das Wesentliche. Die Zeitschrift mußte ihre Leser zunächst über die weltpolitischen Aufgaben und Aussichten unterrichten. Sie gab ihnen Gesichtspunkte und Stoff zur Seelenkunde der Zeit und unserer Gegner an die Hand. Sie erörterte die

durch den Krieg angeregten sittlichen Fragen und verschmähte es nicht, mannigfache Belehrung auch über die technische Seite unserer Kriegführung zu bieten. Endlich suchten geschichtliche Rückblicke einen Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft und führten damit gleichsam zum zweiten Teil der Aufgabe, wie sie dieser Jahrgang übernimmt.

Daß diese Aufgabe schwieriger und langwieriger sein wird, verhehlen wir uns nicht. Aber sie wird im selben Maße auch wichtiger sein. Wir wollen des alten Wortes eingedenk bleiben, daß einen Sieg richtig gebrauchen meist schwerer ist als ihn erringen. Zustände, wie sie nach dem Friedensschluß, der zur Gründung des Reiches führte, eintraten, dürfen nicht wiederkehren, auch wenn die äußeren Verhältnisse ähnlich werden. Nur eine sittliche und religiöse Erneuerung unseres Volkslebens kann da vorbeugen. Und damit das glücklich Errungene auch für viele Geschlechter bewahrt werde, müssen wir uns über die Kunst einer Makrobiotik des Staatslebens schon jetzt, noch bevor die entscheidenden Verhandlungen über die künftige Gestaltung Europas beginnen, klar werden. Es gilt, alle jene Tugenden und gerechten Klugheitsregeln zu kennen und zu üben, wodurch, wie Karl Ludwig von Haller sagt, ‚die Gesundheit der Staaten selbst erhalten und ihre Dauer verlängert werden kann'. Wir wollen nicht vergessen, daß jeder Übermut seine Nemesis hinter sich hat. Auch in der Geschichte belohnt sich das Gute, und es ist, wie Treitschke einmal sagt, ‚gedankenlos, wenn man so unbedingt davon redet, Dankbarkeit und Großmut seien keine politischen Tugenden'. Es sollte uns zu denken geben, was schon Realis de Vienna im siebzehnten Jahrhundert ausspricht, die Deutschen seien aus Mangel an Großmütigkeit in der Welt zurückgeblieben, obwohl sie sich durch die ‚Affenkunst der Nachahmung' den Spott der anderen Völker zugezogen hätten. Nationale Charaktererziehung durch Besinnung auf das Beste in deutscher Art, das ist's, was in vorderster Reihe zu leisten sein wird.

Zu diesen und all' den anderen Fragen, die wir in großen Linien mehr andeuten als ausführen, hoffen wir im Laufe dieses Jahrgangs den berufensten unter unsern Mitarbeitern das Wort zu geben. Unabhängig und frei werden wir aus unseren Überzeugungen kein Hehl machen, auch dort nicht, wo sie unserer Zeit nicht schmeicheln; andererseits aber werden wir alles tun, um uns selbst in der Liebe zur angestammten Art zu befestigen und dem Genius unseres Volkes auch die Achtung und Liebe der andern zu erwerben.

Dieses Oktoberheft will gleich als ein Versuch angesehen sein, uns über die religiösen, sittlichen, sozialen und staatlichen Kräfte unserer Gegenwart klar zu werden. Wenn sich die französischen Katholiken erniedrigten, ihre Verdienste dadurch ins Licht zu stellen, daß sie uns beschimpften, so geht unser Ehrgeiz in anderer Richtung. Mutige Selbsterkenntnis und richtiges Handeln soll unsere Losung für die Zukunft sein.

Staat und Gesellschaft in Deutschland
Von Martin Spahn

„Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.
Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wenn andere welken, werden wir ein Staat.“

Unter dem Eindrucke der deutschen Siege des Jahres 1870/71 und des neu erstehenden Deutschen Reiches faßte Conrad Ferdinand Meyer in diese Verse den Sinn der deutschen Geschichte zusammen. Er war ein Schweizer, ein Neutraler. Lange hatte er sich gleichmäßig an den Schätzen französischer und deutscher Kultur laben und davon nähren zu dürfen geglaubt. Damals entschied er sich für den festen Anschluß an Deutschland. Mit dem ahnenden Blick des Dichters traf der Meister der geschichtlichen Novelle sofort den wesentlichen Unterschied in unserem und dem Werdegange der anderen westeuropäischen Großmächte. Bei Franzosen und Engländern hielt schon mit der ersten, halb unbewußten Entfaltung der nationalen Eigenart die Zusammenfassung ihres Gebiets zu einem fest in sich gefügten Nationalstaate Schritt. Wohl trat noch einmal ein Rückschlag ein. In Frankreich währte er von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. In England klang er um ein Menschenalter nach, dauerte aber gleich lang. Er konnte jedoch den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten. Das 18. und 19. Jahrhundert sah die beiden Nationalstaaten auf der Höhe, prangend in der Reife ihrer innern Entwicklung, verblüffend durch ihre Macht nach außen. Unterdessen schien das deutsche Volk ein Menschenalter nach dem anderen immer ärmer an Hoffnung zu werden, daß auch ihm eines Tages die gleiche staatliche Einheit und Stärke wie seinen westlichen Nachbarn beschieden sein werde. Nicht als ob die Deutschen an der allgemeinen abendländischen Bewegung zur Bildung von Großstaaten auf nationaler Grundlage gar keinen Anteil gehabt hätten und von ihr unberührt geblieben wären. Die Bewegung ergriff sie auf dem Scheitelpunkt des Mittelalters so früh und so lebhaft wie die andern. Aber das deutsche Volk hatte damals bei seiner Fruchtbarkeit und Kraft schon in solcher Ausdehnung Boden besiedelt und war zu solcher Mannigfaltigkeit der Stämme gediehen, daß die staatliche Organisationsfähigkeit und die Verkehrsmittel der zweiten Hälfte des Mittelalters nicht ausreichten, den Boden fest zu umspannen, die Mannigfaltigkeit der Stämme zur straffen Einheit zu meistern. Auch die Lage im Herzen Europas, die uns heute im Weltkriege gegen die Neider in West und Ost zum Vorteil gereicht, war im Mittelalter ein Nachteil für uns, weil sie den Feinden des Reiches zu viel Angriffsflächen bot, ohne daß die gleichen Möglichkeiten der Deckung und Ausnutzung bestanden. Zudem verlief sich gerade in unserem Lande die Welle der vom Mittelmeer ausgegangenen antiken Kultur. Der Süden und Westen wurde tief ins Bereich der romanischen und kirchlichen Kulturwelt des

hohen Mittelalters hineingezogen. Der Norden bewahrte unter einem Firnis gleichen Ursprungs die Verbindung mit den Kulturzuständen der Ostseegebiete und der Länder rings um das Nordmeer. An alledem scheiterten die Anstrengungen, die im 15. Jahrhundert gleichzeitig mit der Ausbildung des französischen und englischen Nationalstaates anhoben, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in einen enger umgrenzten, dafür aber auch einheitlichen deutschen Nationalstaat umzubilden. Sie blieben nicht völlig unfruchtbar für eine spätere Zukunft. Vorerst jedoch ging der Umbildungsprozeß so langsam und unter so vielen Stockungen vor sich, und die Notwendigkeit, die ältere Staatsform durch ein völlig neues Staatsgebäude zu ersetzen, wurde schließlich derart zwingend, daß es in den letzten Jahrhunderten Zeiten gab, wo die Deutschen verzagten und sich schon mit der Auflösung ihres staatlichen Zusammenhanges abfanden. Die Dreiteilung des konfessionellen Lebens vom 16. bis zum 19. Jahrhundert in Katholiken, Protestanten Augsburgischer Konfession und Reformierte trug ebenso das Ihrige zur Steigerung der Gefahr bei, wie das Aufkommen der Großmacht Österreich-Ungarn im südöstlichen Herrschaftsgebiete deutscher Nation die Hindernisse auf dem Wege Deutschlands zum Nationalstaat vermehrte. Aber über alle diese Gegensätze hinweg und unerschüttert durch alle tosenden Stürme reifte das deutsche Volk dennoch allmählich, die meiste Zeit hindurch fast unmerklich, der Vollendung seiner staatlichen Einheit entgegen. 1866 und 1871 ward sie ihm zuteil. Es gelangte zu ihr, wie eine Knospe die Hülle sprengt und plötzlich sich öffnet. Keine Übereilung, kaum eine Zerstörung kennzeichnete den Weg. Es hatte in seinem Schoße eine unvergleichlich größere Summe unverbrauchter schöpferischer Kräfte als die Nachbarvölker für die Zukunft aufgespeichert. Viele Organe, auf deren Tätigkeit das staatliche und gesellschaftliche Wachstum der abendländischen Völker beruht, waren im Dasein der deutschen Nation noch in voller Kraft, die bei den anderen schon verkümmert oder ganz aufgerieben waren.

* * *

Das Abendland hat im 19. Jahrhundert zwei weltgeschichtlich denkwürdige Staatsbildungen erlebt: an der Schwelle des Jahrhunderts die Wiederaufrichtung Frankreichs durch Napoleon I., in seinem letzten Drittel die des Deutschen Reiches durch Bismarck. Jene erfüllt den Betrachter wohl mit Bewunderung für den umfassenden Geist und den unüberwindlichen Willen des Mannes, der Frankreich seine Ordnung zurückgab. Aber sie mutet doch nur wie ein mechanisches Kunstwerk an, nicht wie die Wiedergeburt eines einst lebendig gewesenen staatlichen Organismus zu neuem, ständigem Wachstum. Der große Korse mußte den französischen Staat der Gegenwart aus den Trümmern der Jahrhunderte des französischen Absolutismus und der Revolution bauen. Frankreich war nicht mehr fähig zu einer echten Verfassung, weil es ihm schon allzu sehr an der nötigen Anzahl gesunder, selbständig tätiger Organe in seinem staat-

lichen und gesellschaftlichen Dasein, an der unendlichen Fülle ständischer und provinzialer Gliederungen und korporativer autonomer Bildungen fehlte. Eine Verfassung soll ja mehr bedeuten wie ein Stück beschriebenes oder bedrucktes Papier, das eine revolutionäre Partei jeden Augenblick wieder zerreißen kann. Sie soll der Ausdruck des inneren, in sich ruhenden Gleichgewichts der in jeder staatlichen Gemeinschaft von Natur vorhandenen Vielzahl von Kräften sein. Diese treiben aber ohne Zusammenhang und unfaßbar einher, wenn sie nicht mehr durch ein lebensvolles ständisches Wesen, durch landschaftliche Verbände und durch sich selbst verwaltende Körperschaften aller Art organisiert sind. Napoleons durchdringender Scharfsinn war sich dessen genau bewußt. Er hätte gerne seine Tyrannei in eine erbliche Monarchie umgewandelt. Er wollte einen neuen Erbadel schaffen und das Bürgertum heben. Er arbeitete unermüdlich am Heer und Beamtentum und gab auch der Kirche und der Geistlichkeit das Recht, in Frankreich zu sein und zu wirken, zurück. So gut wie er alles ordnete, festen Boden bekam er nicht unter den Bau seines Staates. Seine Persönlichkeit blieb die einzige wahre Kraft in Frankreich. Nach ihm vermochte dort jeder Stoß gegen die Staatseinrichtungen im Laufe weniger Tage einen Wechsel der Regierung herbeizuführen und in Staat und Gesellschaft Veränderungen nach sich zu ziehen, die alle Ansätze beständiger Entwicklung stets aufs neue unterbanden. Als im vorigen Jahre der Krieg ausbrach, war Frankreich noch kaum weiter als bei Napoleons Sturz, ein Spielball der Parteien, des Kapitals, geheimer Gesellschaften und sektiererischer Leidenschaften. Durch die Verkümmerung oder Zerreibung der Mittelglieder sind mir immer mehr der Fäden, die im Mittelalter auch dort den nationalen Staat und die nationale Gesellschaft verknüpften, unhaltbar geworden. Der Staat überdacht wohl in den Jahrzehnten der Ruhe die Gesellschaft und bietet ihr Schutz und Unterkunft. Aber die innere Übereinstimmung der Zwecke hat aufgehört. Staat und Gesellschaft umfassen einander nicht mehr. Höchstens dürfte sich ihr Verhältnis dem der Gatten einer Ehe vergleichen lassen, die aus Interesse geschlossen wurde, nicht einer Blutsgemeinschaft. Napoleon selber beschränkte darum kühl und klar bei seiner Wiederaufrichtung des französischen Staates und bei der Neuordnung der staatlichen Beziehungen zur nationalen Gesellschaft die Aufgaben des Staates einstweilen auf dieselben Ziele, worauf die Hauptträger des ancien régime zurückgegangen waren. Der Staat sollte Macht nach außen entfalten, im Innern Ruhe stiften und Ordnung halten, die Rechtspflege handhaben, auch das Wirtschaftsleben fördern, teils aus fiskalischen Rücksichten, teils weil die Fürsorge für das bien-être, für das rein materielle Wohlbehagen der Staatsbürger die Verwaltung erleichtert. Dagegen gab Napoleon Erziehung und Unterricht frei, stellte sich der Kirche gegenüber durch das Konkordat bloß auf Vertragsfuß, überließ die Hut der geistigen Kulturgüter grundsätzlich den Individuen und Vereinen, zog der Begier der Erwerbstätigen in den besitzenden Klassen nach zügelloser Freiheit des wirt-

schaftlichen Lebens keinerlei Schranken und nahm sich nie des Loses der Schwächeren aus irgendwelchen Gefühlen sozialer Verpflichtung an. Denn er wäre unübersteigbaren Schwierigkeiten begegnet, wenn er seine innere Staatstätigkeit auf ethische Zwecke hätte gründen und sich der französischen Gesellschaft gegenüber nicht mit einem Rechte der Aufsicht und hier und da einer Nachhilfe oder einem Drucke hätte begnügen wollen. Der Mangel an Gemeinsinn, das individualistische Denken in allen Teilen der französischen Gesellschaft stand dem bereits ebenso entgegen wie der Ausfall der Mittelglieder zwischen dem einzelnen und dem Staat seit dem 18. Jahrhundert und durch die Zerstörungen der Revolution.

Ganz anders ist es noch um den deutschen Staat und die deutsche Gesellschaft bestellt. Zwischen ihnen ist die Verbindung nicht abgerissen. Das neue Deutsche Reich ist im Gegenteil auf der innigen Lebensgemeinschaft von nationalem Staat und nationaler Gesellschaft aufgebaut und nur aus ihrer Kenntnis nach Art und Leistung zu begreifen.

Der Deutsche neigte von je dazu, seine gesellschaftliche und seine staatliche Ordnung eng zu verknüpfen. Auf keiner Stufe deutscher Staatsentwicklung fehlte es daran. Am merkwürdigsten zu beobachten ist die Neigung aber am Wachstum Preußens. Wenn einer unter den deutschen Einzelstaaten, war Preußen von Haus aus zur Förderung reiner Machtzwecke veranlagt; seine Lage an der Peripherie deutschen Staatslebens wie sein lange Zeit verhältnismäßig wenig entwickelter gesellschaftlicher Unterbau bietet die Erklärung dafür. Schon schienen die um den Staat am meisten verdienten älteren Hohenzollern, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, für immer das Siegel auf diesen Zustand gedrückt zu haben. Sie nahmen sich im Geiste ihres Zeitalters, der zweiten Hälfte des 17. und des 18. Jahrhunderts, den französischen Absolutismus zum Vorbilde. Ein Staat stand ihnen als Ideal vor Augen, der, gestützt auf ein möglichst starkes stehendes Heer, auf ein ausgebildetes Behördenwesen und ein eifriges Beamtentum, auf reichliche Einnahmen und auf eine fiskalische Wirtschaftspolitik, in Europa ein gewichtiges Wort mitsprach. Teils dank der Energie der genannten Hohenzollern, teils weil die dem französischen Absolutismus zugrunde liegende Staatsidee in dem kleineren und an Geschichte ärmeren Staatsgebiete Preußens leichter durchzuführen war als in Frankreich selbst, gedieh die Arbeit der preußischen Könige unter Friedrich II. bis dicht ans Ziel. Was Ludwig XIV. und seine Staatsmänner erstrebt hatten, im friderizianischen Preußen fand es Erfüllung. In eben dem Augenblicke aber bog Friedrich den absolutistischen Staatsgedanken ins Soziale um. Der zum Greise gewordene König sann, wie er jeden Preußen zum gleichen, wenn auch nicht ebenso rastlosen und aufopfernden Staatsdienst heranziehen könnte, worin er sich verzehrte, und ohne den Preußen die Zumutungen des Siebenjährigen Krieges kaum überdauert hätte.

Die Junker sollten dem Staate die Offiziere und die Verwaltungsbeamten stellen. Ging der Bauer hinter dem Pfluge her, schwang der Hand-

werker den Hammer am Amboß oder spann er seinen Flachs, stand der Händler hinter dem Ladentische, so sollten sie alle nicht bloß daran denken, daß sie für sich und die Ihren das tägliche Brot und ein paar Groschen darüber für die Tage der Not gewannen. Der König wünschte in ihnen das Hochgefühl lebendig werden zu lassen, daß sie mit ihren Mühen zugleich eine sittliche Pflicht gegen den Staat tätigten. Er wollte, daß sie sich vorstellten, wie das gemeine Wesen desto reicher und leistungsfähiger werde, je mehr Frucht sie ernteten und je mehr Kapital sie ersparten. Erst wir Deutsche des gegenwärtigen Weltkrieges, deren Minister im Reichstag davon sprechen, daß die Frauen die Schützengräben des Wirtschaftskrieges füllen, während die Männer draußen mit dem Gewehr in der Hand auf der Wacht gegen den Feind liegen, können wieder völlig verstehen, was den Größten aus dem Hohenzollernhause am Ende seiner Tage bewegte: die Ahnung einer allgemeinen Wehrpflicht, die nicht nur den Waffendienst, sondern das ganze Dasein des Volkes und jedes einzelnen Bürgers von Jugend auf bis zum Grabe umspannt. Aber wie übermächtig muß in einem Staatswesen das Gefühl walten, der Bevölkerung unentbehrlich geworden zu sein, und wie sieghaft in einer Gesellschaft die Hingabe an den Staat alle Selbstsucht zurückdrängen, wenn eine solche Überlegung im Kopfe eines Herrschers aufzukeimen vermag und von den Massen in Zeiten der Kriegsnot als selbstverständlich angenommen wird. Der früheste Niederschlag der Idee Friedrichs des Großen waren die Bestimmungen des acht Jahre nach des Königs Tode in Kraft getretenen Allgemeinen Preußischen Landrechts, die den Staat auf eine gewisse und beständige ständische Ordnung festzulegen versuchten. Es war kein Kunststück, im folgenden Jahrhundert über sie zu spotten, als die sozialen Verhältnisse rasch einen völligen Umschwung erlebten. Geschichtlich allein denkwürdig bleibt das Verständnis des Landrechts für das Bedürfnis jedes gesunden Staatswesens nach einer festen Gliederung der hinter ihm stehenden Gesellschaft, nicht aber die noch unvollkommene, obendrein in ungeschickter Stunde nötig gewordene Formulierung. Darin sticht der nur ein Jahrzehnt jüngere Code civil Napoleons I. grell gegen das Landrecht ab. Seinen ‚sozialen Geist', in Wahrheit seine gesellschaftzerstörenden Triebe, hat ein so scharfsichtiger Schriftsteller wie Hyppolite Taine in seinem ‚Ursprung des zeitgenössischen Frankreich' in nicht zu überbietender Schärfe mit Napoleons eigenen Worten gegeißelt.

Von den Tagen des greisen zweiten Friedrich an ist in dem führenden deutschen Staate der Strom sozialen Empfindens nicht mehr versiegt. Die Fühlung mit dem deutschen Staatsleben war für Preußen gewonnen. Der Freiherr vom Stein hat im folgenden Menschenalter, wie schroff er sich auch in manch anderer Hinsicht gegen den friderizianischen Staat stellte, die Annäherung von Staat und Gesellschaft rege gefördert. Sie war der Gedanke, worin er lebte und webte. Abermals ein Menschenalter später schützte Preußen im stärksten Strudel der Nachgiebigkeit aller Staaten gegen die Lehre von der Gewerbefreiheit sein Handwerk und Kleingewerbe

durch die Vorbehalte seiner Gewerbeordnung von 1845. Erst ein Jahrzehnt bevor die Erkenntnis allgemein aufdämmerte, daß die abendländischen Regierungen im vergangenen Menschenalter zu weit gegangen waren, zollte auch Preußen 1869 dem Grundsatze der schrankenlosen Freiheit im Gewerbewesen seinen Tribut. Vollends aber brach der soziale Sinn nach Verlauf dieses Jahrzehntes in der Staatsauffassung Bismarcks durch. Läßt sich die unwiderstehliche Kraft des angeborenen sozialen Triebes deutschen Staatslebens daran kundtun, wie sich der preußische Staatsgedanke zur Zeit Friedrichs des Großen mit sozialer Gesinnung durchdrang, so erweist das von Bismarck eröffnete Zeitalter deutscher innerer Politik den Umfang, den die soziale Betätigung des Staates auf deutschem Boden anzunehmen vermag, wenn ihr die Umstände günstig sind.

Einzelne westeuropäische Staaten hatten schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts kleine Anläufe gemacht, um die ärgsten Leiden des Proletariats abzustellen, das sich plötzlich mit der industriellen Entwicklung überall zu Massen ballte. Jedoch der herrschende Individualismus, der noch in voller Blüte befindliche, den Tatsachen aber widersprechende Optimismus der liberalen Wirtschaftslehre, die liberale Auffassung vom Staate, die den Einfluß des Staates auf die einzelnen Bürger möglichst zu schwächen bedacht war, und vielleicht am meisten die Natur der westeuropäischen Staaten standen der Fortbildung der Ansätze im Wege. Einzig und allein das kleine Belgien tat 1851 einen ersten Schritt von größerer Tragweite mit seinem Gesetze über die Versicherung der Arbeiter gegen Invalidität. Belgien verschaffte den privaten Versicherungseinrichtungen eine staatliche Rückversicherung, um das Vertrauen auf sie zu festigen. Immerhin, so bedeutsam das belgische Gesetz war, blieb nach ihm doch die Fürsorge für den notleidenden Arbeiter grundsätzlich eine Pflicht der Selbsthilfe der Arbeiterschaft und der Beihilfe des Arbeitgebers. Belgien stellte sich nicht in schneidenden Widerspruch gegen die Gesetzgebung der übrigen westeuropäischen Staaten. Bismarck dagegen verstärkte, als er 1880 ans Werk ging, nicht etwa nur die Beteiligung des Staates noch über die Grenze des in Belgien für zulässig Gehaltenen hinaus. Er machte aus der Sozialpolitik eine Pflicht des Staates gegen die Gesellschaft und verband mit ihr fernerhin auch die Verfolgung eigener staatlicher Machtzwecke. So wie er durch die Errichtung des Deutschen Reiches eine neue Großmacht in den Kreis der europäischen Völker einschob, so führte er auch mit seiner Sozialpolitik ein frisches Element in den Blutumlauf des europäischen Kulturlebens ein. In beiden Fällen handelte es sich freilich bloß scheinbar und nach der Wirkung über ganz Europa hin um ein neues. In Wahrheit bestand die Stärke von Bismarcks Werk in der Zusammenfassung und Steigerung längst vorhandener staatlicher und gesellschaftlicher Kräfte, in dem späten Reifen und dem gedoppelten Starkwerden der deutschen Nation.

Der Kanzler ging von dem Ansatzpunkte aus, wo die belgische Gesetzgebung Halt gemacht hatte, von der Arbeiterversicherung. Sein per-

sönliches Werk war noch ihre Einrichtung in Deutschland von Staatswegen und ihr Ausbau weit über die Umrisse des belgischen Vorbildes hinaus. Das Jahrzehnt nach Bismarcks Rücktritt brachte uns den Arbeiterschutz. Eine kurze Pause trat ein. In ihr bildete sich, unterstützt durch die sich anhäufenden Kapitalien der Versicherungsanstalten, angeregt durch die vielen berufsmäßig als Sozialpolitiker wirkenden Personen und durch die Mitarbeit der deutschen Wissenschaft, zumal der Medizin, der ursprüngliche Gedanke einer Versorgung des arbeitsunfähigen Arbeiters zu der viel größeren und heilsameren Absicht einer Arbeiterfürsorge fort, die der Arbeitsunfähigkeit nach Möglichkeit vorbeugt. Dieser Fortschritt der deutschen Sozialpolitik in die Tiefe hat seine glänzendste Bewährung im gegenwärtigen Kriege nach der staatlichen Seite in der Bereitschaft der Arbeitermassen zum Kampfe und nach der gesellschaftlichen Seite darin gefunden, wie schnell und glatt die gewaltigen Aufgaben der Kriegsfürsorge in die Wege geleitet wurden und wie wundervoll vorbereitet Deutschland darauf war, sogar den ihrer Gliedmaßen beraubten Schwerverwundeten die Arbeitsfähigkeit ganz oder teilweise wieder zu verschaffen. Auch in die Breite hatte sich die Sozialpolitik noch unter Bismarcks Augen entwickelt. Ihn verlangte danach, daß der staatliche Schutz nicht nur der ärmsten und abhängigsten Schicht der Gesellschaft von heute, den Industriearbeitern, zugute kommen sollte, sondern alle der kapitalistischen Ausbeutung preisgegebenen umfassen müsse. Dabei dachte er vor allem an die Handwerker, für die er sich schon in den Anfängen seiner politischen Laufbahn als Abgeordneter 1849 und 1850 ins Zeug gelegt hatte. Aber auch in anderer Richtung wollte er dem Gedanken des staatlichen Schutzes eine weitere Ausdehnung gegeben wissen. Er erklärte, daß sozialpolitische Maßnahmen im engeren Sinne des Wortes nicht an das erstrebte Ziel führen würden, wenn die Sache der sozial Schwächeren nicht gleichmäßig auf allen Gebieten des Staatslebens wahrgenommen würde. Zunächst hob er deshalb mit dem Jahre 1881 den Kampf um die Sozialisierung der deutschen Steuerpolitik an. Je entschiedener um die gleiche Zeit der Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll im deutschen Wirtschaftsleben auf seine Veranlassung wurde, desto kräftiger gab er den Schutz der nationalen Arbeit als Losungswort auch der Wirtschaftspolitik des Reiches aus. Die Schutzzölle sollten teils die im Vergleiche zum Ausland schwächeren deutschen Industrien hüten, teils der im Vergleich zu Industrie und Handel in der Gegenwart schwachen Landwirtschaft die Daseinsbedingungen im deutschen Vaterlande sichern. Die Richtlinien, die Bismarck damit für die Ausdehnung der Sozialpolitik aufstellte, waren bedeutsam genug, um dem ganzen folgenden Menschenalter Stoff zur gesetzgeberischen und organisatorischen Betätigung zu geben. Erst gegen Ablauf des mit Bismarcks letztem Jahrzehnt eingeleiteten Zeitabschnitts wurden die Spuren einer über ihn hinausführenden Entwicklung auch in der Ausdehnung der Sozialpolitik, nicht nur bei ihrer Vertiefung, sichtbar. Die Forderung meldete sich

an, daß der Staat ins Bereich seiner Sozialpolitik den Schutz des Verbrauchs gegen wucherische Preisbildung einbeziehen möge, wie er die Arbeit schon gegen den überlegenen Wettbewerb benachbarter Wirtschaftszweige oder des Auslandes schützte. Ehe diese Forderung allgemein wurde, kam es zum Kriege. Er hat ihr unerwartet rasch zur Anerkennung durch den Staat verholfen. Der Staat setzt Höchstpreise fest und schickt sich an, noch durch andere Mittel auf die Preise zu wirken. Auch die Bevölkerung ist mitgegangen. Bedauert wird überall nur, daß der Staat nicht besser auf den Schutz der Verbraucher vorbereitet war. Dennoch liegt nicht das Hauptaugenmerk der Verwaltung und der Nation auf dieser Aufgabe. Vor sie hat sich eine andere geschoben, deren Annahme durch den Staat und deren Hinnahme durch die Gesellschaft noch gerechteres Erstaunen hervorzurufen geeignet ist. Der Staat organisiert die Verteilung der Nahrungsmittel an die Bevölkerung und mißt einem jeden ein Maß zu, wodurch das Bedürfnis nur eben gedeckt zu werden vermag. Die Gesellschaft aber läßt sich diese Verteilung gefallen. Ja sie begehrt sie, freut sich ihrer und unterstützt sie nach Kräften, um dem Staate das Aushalten im Kampfe gegen den stärksten seiner Feinde, gegen England, zu erleichtern. Eine solche Regelung des Lebensmittelverkehrs hat wohl die sozialistische Theorie uns als Zukunftsbild an die Wand gemalt. Wo der Sozialismus indessen bisher versuchte, den Traum in die Wirklichkeit zu übertragen, ist er entweder in Kürze gescheitert oder doch hinter dem Ideale weit zurückgeblieben. Das monarchische Deutschland dagegen, der vom Sozialismus in alle Welt verschriene ‚Herd der Reaktion', hat im Laufe weniger Monate für 70 Millionen Menschen die Verteilung des Mehles und Brotes ohne ernstliche Anstände und Beschwerden durchgeführt. Wieder drängt sich uns die Empfindung auf, wie eng Staat und Gesellschaft dort verwachsen und wie aufeinander gestimmt sie sein müssen, daß der Staat die Fürsorge für die gesamte Gesellschaft zu übernehmen wagt und bewältigt, und daß die Gesellschaft so ganz und gar in dem Bewußtsein lebt, des Staates zu bedürfen und mit ihm auf Leben und Tod verbunden zu sein. Der deutsche Staat ist für die deutsche Gesellschaft nicht bloß eine Unterkunft. Beide fühlen sich als von ein und demselben Fleisch und Blut, zwei verschiedene Erscheinungsformen des gleichen Wesens, derselben Volksgemeinschaft.

Nur wer einen Einblick darin gewonnen hat, daß sich Staat und Gesellschaft in Deutschland noch anders zueinander verhalten als in den romanischen Ländern und übrigens auch in England, kann schließlich die beiden größten Geheimnisse deutschen Lebens für den Ausländer, die deutsche Heereszucht und Heeresbegeisterung sowie die deutsche Bildungs- und Schulorganisation treffend würdigen. Nur für ihn hört jene auf, Militarismus zu sein und diese Schulzwang zu bedeuten.

Die Fremden liebten es, vor dem gegenwärtigen Kriege zu sprechen, als ob es in Deutschland zwei Welten nebeneinander gäbe, unter sich unverbunden: Potsdam und Weimar, die Welt der deutschen Denker und

Dichter und die Welt des preußischen Soldatendrills, das Deutschland Goethes und das Deutschland Bismarcks. Es war ein Aberglaube. Der preußische Staat hat wohl einen kriegerischeren Zuschnitt, als das übrige Deutschland von den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre 1870 ihn hatte. Aber auch der preußische Staat ist so wenig wie das übrige Deutschland je von der Gloiresucht der Franzosen erfüllt gewesen. Zählt man die Jahre der Kriege zusammen, die Preußen nicht zur Verteidigung und Selbstbehauptung, sondern zur Mehrung seiner Macht führte, so ergibt sich, daß die preußische Geschichte, trotz des Verrufes, worin sie steht, keineswegs so reich an Kriegsjahren wie die französische und englische Geschichte ist. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der das größte Verdienst um die Grundlegung des preußischen Heeres hat, unternahm in seiner 27jährigen Regierung nicht einen einzigen Krieg. Er wollte nur, daß sein Staat gerüstet, daß er wehrhaft sei. In diesem Verlangen nach Wehrhaftigkeit für Preußen traf der König vollkommen mit der Art des übrigen deutschen Volkes zusammen. Es hat Zeiten gegeben, wo die deutsche Nation so sehr vor Eroberungen zurückschreckte, daß sich etwa ein Mann wie Wilhelm von Humboldt in den Befreiungskriegen der Sehnsucht nach einem deutschen Einheitsstaate mit dem Troste erwehrte, wir könnten geeint den anderen gar zu weit an Kraft überlegen werden und uns dann aufs Erobern verlegen. Kein guter Deutscher, so schnitt Humboldt den Strom der auf ihn wie auf so viele Volksgenossen einstürmenden Hoffnungen ab, könne eine solche Zukunft wünschen. Schon in Jahrhunderten, wo die deutsche Nation und ihre Könige der abendländischen Kaiserwürde teilhaftig geworden waren, hatte sich der politische Sinn der Deutschen vornehmlich auf die Kulturideale des Freiheitsschutzes und der Rechtsbewahrung unter den Völkern der Christenheit und damit auf ein friedliches Walten in Europa gerichtet. Kein Volk und auch die Staatsmänner keines Volkes haben sich deshalb die gesamteuropäischen Bestrebungen, ein Gleichgewicht unter den Mächten herzustellen und eine Solidarität der europäischen Interessen zu begründen, so innerlich angeeignet wie die Deutschen. Vielleicht hätten sie sich sonst früher ermannt und ihre Einheit schon im 17. oder 18. Jahrhundert erkämpft. Dennoch sind sie auch in den Zeiten allzu friedlicher Stimmung ein wehrhaftes Volk geblieben oder haben doch den Anspruch hochgehalten, ein solches zu sein. Die Wehrhaftigkeit des Deutschen ist einer der augenfälligsten, vielleicht der einprägsamste Zug an unserem Volke sofort bei seinem frühesten Auftreten in der Geschichte. Sie ist gleich dem stolzen und herben Kraftgefühle eines seiner selbst sicheren Mannes; er will in seinem Hause die Zucht herrschend wissen und sich von Fremden weder die Ordnung und das Ansehen seines Hauses beeinträchtigen, noch sich aus Neid und Mißgunst im freien Gebrauche seiner Fähigkeiten und seines Vermögens hemmen lassen. Preußen hat diese wehrhafte Art der deutschen Nation, als es ihr Führer wurde, durch den Drill seiner Kasernenhöfe und durch die allgemeine Wehrpflicht, die wie der Drill eine preußische Einrichtung

ist, nur zu organisieren brauchen, ihr nur die erzieherische Bedeutung für die nationale Gesellschaft in Friedenstagen und die kriegerische Bedeutung in Tagen der Machtkämpfe unter den Staaten wieder verliehen. Vorhanden aber war die Art. Die ungestüme, todesverachtende Kraft der bayerischen Vorstöße überzeugt vielleicht endlich auch die Feinde Deutschlands besser als jeglicher Beweis aus der Geschichte, daß diese Kraft nichts Anerzogenes und Aufgezwungenes ist, sondern nur sicherer gegen ihr Ziel gelenkt wird, seit Bayern durch das Deutsche Reich mit Preußen in Verbindung kam. Klarer aber noch wie seine Feinde begreift das ganze deutsche Volk im gegenwärtigen Kriege, daß Preußen in der Nation lediglich ihr von jeher eigene Tugenden auslöste, als es aus dem Heere ebenso das unvergleichliche Werkzeug zur Vollstreckung auswärtiger Zwecke des Staates, wie die hohe Schule des Ehrgefühles, der Zucht und der Stärke für Deutschlands Jugend, den stolzesten Ausdruck der ganzen gewaltigen Kraft für seine Männerwelt machte. Nationale Gesellschaft und nationaler Staat sind unwillkürlich auch in der Wertschätzung des Heeres und Heeresdienstes eins geworden.

Die Dienstzeit im Heere beschließt in Deutschland gewöhnlich die Zeit der Erziehung und des Unterrichts durch die Schule. Das unmittelbare Nacheinander von Schulbesuch und Heeresdienst ist nicht Zufall. Die französische Schule pflegt, soweit sie sich nicht um den reinen Elementarunterricht bemüht, Fachschule zu sein. Sie dient dazu, der Kirche den Nachwuchs ihrer Geistlichkeit oder dem Staate den Nachwuchs seines Beamtentums auszubilden, und sie hält es ähnlich mit den übrigen Berufen. Ihre Hauptaufgabe ist, die Geister so zu schulen, daß sie bei den Prüfungen zum Abschluß eine gute Note erreichen, und die gute Note macht das Glück des jungen Menschen, der alle seine Arbeitskraft an ihre Erreichung setzte. Im letzten Menschenalter ist wohl auch die deutsche Schule von dem Schicksal bedroht gewesen, zur Lern- und Berufsschule herabzusteigen, stark wie der Zeitgeist und sein materieller Sinn darauf drängte, das Bedürfnis nach Kenntnissen und nach geistiger Abrichtung vorauszustellen. Von Ursprung aber ist sie Erziehungsschule, und zwar die höhere Schule so gut wie die Volksschule. Die höheren Schulen Deutschlands wuchsen im 15. und 16. Jahrhundert aus der humanistischen Bewegung hervor und erneuerten sich in ihrem Jungbronnen noch einmal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie fühlen sich daher von Natur dazu getrieben, bei der Vermittelung allgemeiner Bildung vor allem sittliche Zwecke zu erreichen. Die deutsche Volksschule, noch nicht so alt wie die höheren Schulen, hat ihr festes Gepräge erst im Anfang des vergangenen Jahrhunderts erhalten. Dabei verschafften ihre Organisatoren — in Preußen waren es die Reformer um den Freiherrn vom Stein — dem Erziehungszwecke auch in ihrem Plane seine dauernde Geltung. Die tiefere Erklärung für die Widerstandsfähigkeit der Bildungsideale gegen die bloßen Unterrichtsbedürfnisse bietet aber hier wie dort, daß der Zusammenhang zwischen Staat und Gesellschaft in Deutschland gewahrt wurde. Der Staat kann gar nicht anders, als sich der Erziehung des Nachwuchses der Gesellschaft

annehmen, aus der ihm seine beste Kraft zuströmt. Die Gesellschaft anderseits ist sich ebenso begreiflicherweise der Pflicht bewußt geblieben, dem Staate Bürger erziehen zu müssen. Darum ist auch die Bedeutung der Volksschule im deutschen Schulwesen im Verhältnis zu der einst ausschließlich gepflegten höheren Schule beständig gestiegen, bis zuletzt noch unmittelbar vor dem Kriege die beiden großen Volksschullehrerverbände des Reiches, der Allgemeine deutsche Lehrerverein und der Verband der katholischen Lehrervereine, auf ihren Pfingstversammlungen des Jahres 1914 zu Kiel und Essen die Forderung der nationalen Einheitsschule, der Ineinanderüberleitung der beiden Grundformen deutscher Schulentwicklung, des einheitlichen Aufbaues des gesamten Schulwesens auf der Volksschule erheben konnten. Es war dem nächsten Anlasse nach ein Rückschlag dagegen, daß die Berücksichtigung der Lernziele auch im deutschen Schulwesen während des letzten Menschenalters überhand genommen hatte und die Berufsschule auch bei uns über die Bildungsschule den Sieg davon zu tragen schien. So beifällig aber, wie es geschah, wäre die Forderung von der Nation nicht angehört worden, läge nicht die Einheitsschule in der Richtung deutscher Schulentwicklung. Sie stellt nach Anlage und Ziel eine höhere Stufe derselben dar, die nach der Gründung des Reiches und kraft der dadurch erreichten Wiederbelebung und Vertiefung des Zusammenhanges von Staat und Gesellschaft folgerichtig in absehbarer Zeit verwirklicht werden muß. Der dem Plane der Einheitsschule zur Rechtfertigung dienende Gedanke einer einheitlichen nationalen Erziehung aller Bürger erlangte in der französischen Vergangenheit schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Umlaufswert. Damals sollte er dazu helfen, da die Zwischenglieder zwischen Staat und Gesellschaft in Frankreich zu wirken aufhörten und abstarben, Staat und Gesellschaft sich voneinander lösten, die einzelnen Individuen durch den Einfluß einer gleichmäßigen und nachdrücklichen Abrichtung des Geistes in der Schule wieder festzulegen und für die Staatszwecke brauchbar zu machen. Als Ersatz für den verloren gegangenen organischen Zusammenhang zwischen Staat und Gesellschaft hat aber die französische Schule bisher nur Unvollkommenes geleistet. Daß die Aussichten der Einheitsschule mit der Aufgabe nationaler Erziehung der Jugend auf deutschem Boden viel günstiger sind, wo Staat und Gesellschaft ihre Lebenskräfte noch beständig miteinander tauschen und sich gegenseitig wachstumfähig erhalten, liegt auf der Hand. Der einheitliche Aufbau der Schule entspricht hier der inneren Einheit der Volksgemeinschaft und ihre nationale Zwecksetzung der Zusammengehörigkeit von Gesellschaft und Staat. Die Einheitsschule könnte in Deutschland das Schlußglied in der Verbindung zwischen Staat und Gesellschaft werden, das, recht geleitet, durch seinen Einfluß auf die nachwachsenden Geschlechter die Leistung aller anderen Zwischenglieder ergänzt und für die Zukunft sichert. In der engen, gleichsam seelischen Zugehörigkeit der deutschen Schule zum deutschen Staate und zur deutschen Gesellschaft ist auch die Ursache dafür zu finden, daß die Religion und ihre berufenen Hüter, die Kirche und die

evangelischen Religionsgesellschaften, in dem Unterrichte der Volksschule, zumal in dem größten deutschen Staate, in Preußen, eine hervorragende Stellung bewahren. Haben sich doch sogar die weniger kampfkräftigen sittlichen Absichten der allgemeinen Bildung im Unterrichte der höheren Schulen gegen die verflachende Wirkung des bloßen Realienunterrichtes zäh und gut zu wehren vermocht! Als die preußische Regierung anfangs des Jahres 1872 den katholischen Geistlichen ihrer polnischen Provinzen die Schulaufsicht in den Kreisen entzog und daraus den Auftakt des Kulturkampfes machte, hoffte die liberale Partei wohl auch in Deutschland die Stunde einer völligen Laisierung der Volksschule gekommen. Aber selbst als der Kampf zwischen Staat und Kirche den Höhepunkt erreichte, ließ sich Preußen nicht auf eine solche Bahn reißen. Es hielt vielmehr daran fest, daß es jene Maßnahme bloß zur Sicherung der Schulleistungen im Deutschen und in der Kenntnis der vaterländischen Geschichte getroffen habe. Ebenso hat Preußen später, als es die Geistlichkeit auch in der Ortsschulaufsicht beschränkte, jederzeit nur Gründe gelten lassen, die den Fortschritten der Schultechnik entnommen waren und denen deshalb die der Kirche ergebenen katholischen Lehrer grundsätzlich mit der gesamten Lehrerschaft beipflichteten. Die Volksschule ist in Preußen bis auf diesen Tag auf christlicher Grundlage aufgebaut und konfessionell geblieben. In den süddeutschen Staaten stehen die Dinge nicht ebenso günstig. In ihrer Schwäche hatten sie vor dem Zusammenschlusse mit Preußen dem Drängen der öffentlichen Meinung auf die Verwischung des christlichen Charakters der Volksschule schon allzu erhebliche Zugeständnisse gemacht. Seither sind sie darin jedoch kaum weiter gegangen. Eher festigten sie die christliche Grundlage der Volksschule wieder. Das Bedürfnis jeder gesunden Gesellschaft nach Religion und religiöser Erziehung und die auf Erfahrung gegründete Achtung des deutschen Staates vor diesem Bedürfnis hielten die Hand schützend über die deutsche Schule. Deshalb sind auch die Schüler der Volksschule wie die der höheren Schulen im Sommer 1914 in der gleichen sittlich verankerten Anhänglichkeit an Staat und Nation, meist sogar in der gleichen religiösen Erschütterung zu den Waffen geeilt, als das Vaterland sie zum Kampf um sein Dasein rief. . . .

Die festländischen Völker der Gegenwart legen geschriebenen Verfassungen einen fast abgöttischen Wert bei. Das Mittelalter wußte davon noch nichts. Ihm war deutlich bewußt, daß im Ernste von einer Verfassung nur dort geredet werden kann, wo Staat und Gesellschaft innerlich zusammenhängen und wo ferner eine Gesellschaft noch fortwährend autonome Bildungen hervortreibt oder die schon bestehenden erneuert, anderseits der Staat noch Raum dafür läßt und solche Bildungen als Zwischenglieder zwischen sich und der Gesellschaft, als Gegengewichte gegen seine eigene, sonst uneingeschränkte Macht erträgt oder sogar fordert. Der Nährboden für ein blühendes Verfassungsleben nach der zutreffenden mittelalterlichen Vorstellung ist seit der Begründung des Reiches in unserem Vaterlande kraft seiner innigen Gemeinschaft von Staat und Gesellschaft reicher denn je vor-

handen. Beständig bilden und beleben sich Körperschaften mannigfaltigster Art unter uns trotz der Gewalt, die der westeuropäische Individualismus im Laufe der neueren Jahrhunderte auch schon über uns bekommen hatte.

Oft sind es zuerst bloße gesellschaftliche Vereine, Summierungen von Individuen, die aus irgendwelchen Interessen zufällig zusammengefügt werden und wieder von einander gehen können. Aber mit erstaunlicher Schnelligkeit werden aus allen, mit ihren Interessen im Gemeinschaftsleben Deutschlands tiefer gegründeten Vereinen wirkliche Körperschaften, die ein von ihren einzelnen Mitgliedern unterschiedenes, überindividuelles Leben in sich entwickeln und danach streben, sich ihrer Bestimmung gemäß auch selbst verwalten zu dürfen. Es ist ein Ereignis im innern Dasein unseres Volkes, zu dem das Auge des sorgfältigen und nachdenklichen Beobachters immer wieder zurückkehrt. Kaum ein zweites Volk der Weltgeschichte hat eine solche Umbildung all seiner Lebensverhältnisse je erfahren, wie das deutsche im vergangenen Jahrhundert. Die Schnelligkeit unserer wirtschaftlichen Entwicklung in Verbindung mit politischen Änderungen von nicht minderer Tragweite war schuld daran. Das Antlitz der Erde bekam unter den Füßen unseres Volkes ein anderes Aussehen. Das Weltbild, das sich Jahrhunderte lang fast unverändert in der Seele unseres Volkes gespiegelt hatte, wich einem völlig neuen Weltbilde. Millionen und aber Millionen Deutsche wurden aus ihrer Heimat entwurzelt und gerieten ins Wandern. Immer reißender brach der Strom sich Bahn. Viel Schlamm rührte er auf und führte ihn mit sich. Schon mochte man glauben, daß es kein Halten mehr gäbe. Da zeigten sich die ersten Spuren der Wiederbildung beständiger Lebenskreise. Junge Ansätze zu ständischer Gliederung wagten sich hervor. Die Kräfte korporativer Zusammenfassung lösten sich mit frischer Zuversicht aus. Die Verheißung konnte wieder kund werden, daß das Leben der Einzelnen, wenn gleich in anderen Formen wie dereinst, so doch ebenso festen Halt äußerlich wie seelisch bekommen werde. Wie rasch ist z. B. die Arbeiterschaft erst zu wirtschaftlichen Vereinen zusammengetreten, dann zur Gewerkschaftsbildung übergegangen! Kaum aber, daß sich die Gewerkschaften innerlich gefestigt haben, schicken sie sich an, zur Standesorganisation der Arbeiterschaft in jenem voll durchgebildeten Sinne des Wortes zu werden, den das Mittelalter damit verband. Die industrielle Arbeiterschaft entfaltet unter allen sozialen Schichten der Gegenwart die reichste Lebenskraft auf deutschem Boden. Begreiflicherweise ist daher in ihr auch der Drang zum Zusammenschlusse und zur ständischen Autonomie am stärksten. In den übrigen sozialen und wirtschaftlichen Vereinigungen geht jedoch die Entwicklung nur langsamer vor sich. Die Richtung ist dieselbe. Ihre Fülle reckt sich wie die Zinken eines mächtigen Rades aus der immerwährenden Bewegung unserer nationalen Gesellschaft aufwärts. Zwischen sie aber zwängen sich mit der gleichen ehernen Gewalt die Zinken eines darüber hinlaufenden, nicht minder mächtigen Rades und zwingen sie zu gleichem Takt und zu gemeinsamem Werke für denselben hehren Zweck,

das Wohl und die Größe der deutschen Nation. Es sind körperschaftliche Bildungen wie jene. Sie sind indessen politischer Natur, während die untere Reihe sozialen Ursprunges und Zieles ist. Es sind die Gemeinden und die Provinzen Deutschlands, die Verbindungsglieder, durch die der Staat in die Gesellschaft eintaucht, wie umgekehrt diese durch die wirtschaftlichen und ständischen Verbände zum Staate hinaufwächst.

Wer in deutscher Wanderfreude selber oder zum wenigsten an der Hand so warmherziger Schilderer deutscher Eigenart, wie vor 50 Jahren Wilhelm Heinrich Riehls, in jüngerer Zeit Friedrich Ratzels durch die deutsche Landschaft von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt des Weges zieht, dem muß das Herz bei ihrem Anblick höher schwellen. In ganz Westeuropa besteht kein Unterschied mehr in der Verfassung der Gemeinden, und auch die Eigenart der Bevölkerung schwindet immer mehr. In Deutschland dagegen sieht der Wanderer den althergebrachten Dualismus von Dorf- und Stadtgemeinde sich nicht nur behaupten, sondern sich sogar zu einem Trialismus der Dorfgemeinden, der kleinen und mittleren Städte und der Großstädte verzweigen. In den Großstadtgemeinden, dem jüngsten Triebe deutscher Gemeindebildung, stellen sich uns schlechthin die zur Zeit regsamsten und leistungsfähigsten Selbstverwaltungskörperschaften Deutschlands vor Augen. Ihre reinen Verwaltungsleistungen, ihre Leistungen auf dem Gebiete der Volksbildung und des sozialen Lebens, sowie ihre wirtschaftspolitischen Leistungen wirkten den farbenreichsten Einschlag in das Gewebe unserer inneren Geschichte der letzten 25 Jahre, seit Bismarck von der Spitze des Staates hinwegging und Kaiser Wilhelm II. die Zügel der Herrschaft ergriff. Das langsame Wachstum des deutschen Einheitsstaates hat Lebenskraft genug auch für ihr Gedeihen im nationalen Organismus aufgespart. Daß es Kraft von der starken Kraft des deutschen Volkes ist, die in den Adern der deutschen Stadtgemeinden rollt, erweist die eine Tatsache vielleicht am beredtesten, daß ihnen die Gefahr bloßer Interessenpolitik, die sich sonst in örtlich eng umgrenzten Verwaltungsbezirken so leicht zur Geltung bringt, nicht bedrohlich geworden ist. Wie tot liegen die französischen Provinzstädte da, wie wenig Persönlichkeit haben die großen englischen Industriestädte. Scharf dagegen zeichnen sich die Umrisse des Bildes der meisten deutschen Großstädte ab, und ebenso unermüdlich wie der Fleiß ihrer Bewohner ist der Wettbewerb ihrer selbstgewählten Beamtenschaft mit den staatlichen Behörden um den Vorrang im Dienste des gemeinen Wesens. Aber nicht nur die großen Städte zehren von der in der Volksgemeinschaft lebendigen Kraft. Dicht, wie sie sämtlich an den Heerstraßen deutschen Wirtschafts- und Staatslebens gelegen sind, bleibt über ihnen gerne unbeachtet, daß auch die Selbstverwaltung der Provinzen eine erstaunlich reiche Blüte entfaltete. Man braucht sich indessen nur zu erinnern, daß die wichtigsten Unterstützungsmaßnahmen des Reiches im gegenwärtigen Kriege nach dem Vorbilde der Provinz Westfalen getroffen wurden, so wird wenigstens blitzartig die Bedeutung der

provinzialen Selbstverwaltung in Deutschland beleuchtet. Es wäre reizvoll, auch den Lebensregungen der Landgemeinden in ihren Verbänden untereinander zu gemeinsamen Aufgaben sowie der Bewegung der mittleren Städte zum Zusammenschlusse nachzugehen. Doch bedarf es hier nur der Andeutung. Ein Blick auf die Gesamtheit der Vorgänge in den Gemeinden aller Art wie in der Provinzialverwaltung genügt zu einem ausreichenden Bilde von dem Umfange und dem Gewichte der deutschen Selbstverwaltung im Schutze und unter dem Antriebe des Reiches. Dieses Bildes Glanz wieder wird durch das Seitenstück des kaum weniger reichen Anblicks der sozialen Vereine und Körperschaftsbildungen ergänzt.

Schon breitet sich damit der festgefügte, tragfähige Unterbau des deutschen Verfassungslebens in seiner vollen Ausdehnung vor unseren Augen aus. Es kann nicht richtig eingeschätzt werden, wenn die Selbstverwaltungseinrichtungen und das soziale Vereinigungswesen in das Urteil nicht einbegriffen werden; sie gehören als wesentlicher Bestandteil dazu.

Nichts, was einem absoluten Regimente unähnlicher wäre und stärkeren Widerstand leistete als die Verfassung des Staatslebens deutscher Nation. Wohl pflegen die Ausländer zu sagen, daß sie verwickelt und schwer zu begreifen sei. Eine Maschine ist stets leichter zu erklären als die Geheimnisse eines Organismus. Darum hat auch der französische Staat den Vorzug, verständlicher als unser deutsches Staatsleben zu sein. Aber es scheint, daß dieser Vorzug gegenüber dem anderen nicht ins Gewicht fällt, daß wir es im Verfassungsleben deutscher Nation mit einem lebendigen Organismus zu tun haben. Wo finden wir zurzeit in einem europäischen Großstaat außer in unserem Vaterlande eine Verfassung, die den herrlichen Namen einer Verfassung verdient? Nicht Rußland, wo absolutistische und demokratische Verfassungsbestandteile unverbunden nebeneinander liegen, nicht England, wo eine untüchtige Demokratie im letzten Jahrzehnt der alten aristokratischen Verfassung den entscheidenden Stoß versetzte, nicht Frankreich und das ihm ähnliche verfassungslose Italien. Alle großen europäischen Völker haben nach der Staatseinheit gestrebt. Wo das Streben schon zum vollkommenen Durchbruch gelangte, endigte es im Unitarismus. Nur in Deutschland wurde es noch beizeiten gezügelt. Wenn das Reich der Nation die Einheit für die Bedürfnisse schuf, wofür sie die Einheit nicht länger entbehren konnte, und ihr sie auch für alle Bedürfnisse verbürgt, wofür sie die Einheit in Zukunft noch braucht, so ist solch großer Gewinn doch nicht um den Preis der Zerstörung aller kleineren, nicht souveränen, nur örtlichen oder landschaftlichen Organe erkauft worden. Daher kam es bei uns nicht zu der übertriebenen Dezentralisation alles inneren Staatslebens, die überall sonst die unvermeidliche Folge der Einigung war; wir wurden desgleichen vor dem Absolutismus der Bureaukratie wie des Parlamentariertums bewahrt. Die Provinzen und Gemeinden erweisen sich als wirksamster Riegel gegen das Übergewicht der Staatsverwaltung. Der frische und unabhängige Geist des mit der Bevölkerung in täglicher Be-

rührung stehenden Beamtentums der Selbstverwaltungsbehörden bildet ein Gegengewicht gegen das vom Kastengeist angekränkelte, in der Routine befangene und von dem Gedanken an die Laufbahn gehemmte Staatsbeamtentum. Ähnlich wirkt im parlamentarischen Leben der Nation, daß sie durch Vertrauensmänner ganz ebenso bei den Selbstverwaltungsbehörden vertreten ist, wie durch den Reichstag und die Kammern bei der Staatsverwaltung. Dadurch wurde bisher verhindert, daß die Interessengemeinschaft, die sich in allen Staaten nach einer Zeit des Kampfes zwischen Beamtentum und Kammern auf Kosten des Staates wie der Volksinteressen herausbildet, in Deutschland gleich schädlichen Umfang annahm wie etwa in Frankreich. Auch wird die Meinungsbildung der einzelnen Parteien davon günstig beeinflußt, daß sie in der Selbstverwaltung und nicht nur an den Mittelpunkten des Staates mitzuarbeiten gezwungen wird. Die große Krise in der sozialdemokratischen Partei, der Partei mit dem bewegtesten und stärksten Innenleben auf deutschem Boden, hat ihre Ursache nicht weniger in der Erziehung der Partei durch ihre Erfahrungen in der Selbstverwaltung der Gemeinden wie in ihrer Umbildung durch die Gewerkschaften. Kommunale Arbeit und Gewerkschaftsarbeit im Verein haben sie allmählich dem deutschen Staate, wie er ist, näher gebracht und sie nicht nur vorbereitet, unter dem Drucke der allgemeinen Volkserhebung zu Beginn des Krieges für die Verteidigung der Heimat mit aufzustehen, sondern auch während des Krieges mit uns anderen zu empfinden, Hände und Kopf zu rühren. So erstreckt sich durch das gesamte Staatsleben ein doppelter Dualismus, der Dualismus von Selbst- und Staatsverwaltung und gleich gewichtig mit ihm der Dualismus des Reichs als des Staates deutscher Nation und der einzelnen Bundesstaaten als dynastischer Staatsgebilde, vor allem des mächtigen Preußen. Schützt uns jener vorzüglich vor der Zentralisation, so dieser vor dem Unitarismus. Beide zusammen ermöglichen die von keinem anderen Staate erreichte Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Kulturpflege aus öffentlichen Mitteln und sichern den Zustrom immer neuer für den Dienst des Gemeinwesens brauchbarer Kräfte und Anregungen von innen her. Auch unser deutsches Zeitungswesen hat sich nur dank dieses zwiefachen Nährbodens so reich entfalten können, wie es zurzeit dasteht. Über den einen wie den anderen starkgefügten Bau, für beide der Schlußstein, ragt die Monarchie der Hohenzollern. Seit 1871 vereinigt sie in sich die in Jahrhunderten getürmte Königsmacht Preußens und die Überlieferungen der Ergebenheit und Treue gegen das Kaisertum im deutschen Volke. Sie ist in sich so stark, daß sie nicht ihresgleichen in der Staatsordnung der anderen europäischen Völker hat. Aber auch sie hat ihr vollwertiges Gegengewicht in dem auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts gewählten Reichstag. Wegen der geringen Möglichkeit einer Beeinflussung der Wähler durch die Regierung ist er nicht nur nach dem Wortlaut der Verfassungsurkunde ein Ausdruck der Volksstimmung in den Augenblicken der Wahl und, so lange er tagt, die Verkörperung des Willens der politi-

schen Parteien. Auch hier genügt es, die Grundstriche zu geben, die Ahnung der im deutschen Staat herrschenden Ordnung und Einpassung aller Kräfte zu wecken. Dahinter steigt dann die nicht geringere Ordnung der Volksgesamtheit empor, vor allem sichtbar in der Entwicklung der drei großen Wirtschaftsstände, des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft, alle drei gleich lebenskräftig und gesund, gleich tätig und leistungsfähig. Sie schaffen in stetem Wettbewerb miteinander, denn keiner vermag den andern niederzutreten. Wir wissen nichts von der ausschweifenden Herrschaft des Kapitals über Gesellschaft und Staat, worunter alle andern Großmächte leiden. Weder hüben noch drüben, weder im Volks- noch im Staatsleben gibt es unterjochte, in der Entfaltung länger als vorübergehend einmal gehemmte Gewalten. Darum ist denn auch in Deutschland die politische Freiheit, wenn irgendwo, zu Hause. Vom engen, kurzsichtigen Gesichtskreis eines Partei- oder Klassenpolitikers aus ist freilich in unseren Gesetzen noch manche kleine Lücke wahrnehmbar, wo völlig demokratisierte Staatsgebilde Staatsbürgerrechte in ihren Gesetzen verzeichnet haben. Aber darauf sein Urteil über Wert und Unwert unserer Verfassung stützen, heißt der ewigen Verwechslung von Papier und Wirklichkeit, nicht minder von Zügellosigkeit und Freiheit zum Opfer fallen, woran der westeuropäische Konstitutionalismus krankt, seit er geboren ist. Mit der Zuerteilung staatsbürgerlicher Freiheiten sind die Machthaber insbesondere der romanischen Staaten schon freigebiger gewesen als die des deutschen Staatswesens. Mit deren Ausübung und mit der gesamten religiösen und geistigen, wirtschaftlich-sozialen und politischen Bewegungsfreiheit des Einzelnen ist es bei genauem Zusehen umgekehrt bestellt. Wir leben im Rufe der Knechtschaft und sind das freieste Volk Europas. Anders hätten wir im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gar nicht den inneren und äußeren Aufschwung nehmen und mit der aus der Tiefe plötzlich hervorbrechenden sittlichen Kraft in den gegenwärtigen Krieg ziehen können. Das beredteste Zeugnis dafür legt aber die Blüte des kirchlichen Lebens unter uns ab. Die Kirche hat ihre Lebenskraft unter vielerlei Bedingungen bewiesen: nur darauf hat sie nie verzichten können, daß die gesellschaftliche und staatliche Verfassung dort, wo sie wirkte, von echter Freiheit beseelt war. Sonst konnte sie wohl Einzelne an sich ziehen und sie vielleicht mit um so größerer Glut erfüllen. Eine ganze Volksgemeinschaft meisterte sie nicht. Wo anders als in Deutschland beruht die Blüte der Kirche noch, trotz des Risses, der durch das Bekenntnis des deutschen Volkes geht, auf der religiösen Empfänglichkeit und Innerlichkeit der Nation? Wo anders noch sind es nicht nur Einzelne in größerer oder geringerer Zahl, sondern die Massen, die ihr gehören? Wir haben schwere Grenzstreitigkeiten zwischen Staat und Kirche erlebt. Aber die Freiheit, ihre innersten Kräfte auszuwirken, ist dem Grolle vergänglicher Parteien und Ministerien stets entrückt geblieben, ein unantastbarer Bestandteil unseres gesamten Verfassungs- und Gesellschaftslebens.

Noch jedes die Jahrhunderte überdauernde Gebild hat bald allerhand Verwitterungen angesetzt, bald kürzerlebige Organismen in sich Wurzeln fassen sehen, die sich wuchernd seine Flächen entlang ausbreiten. Auch das innere Geflecht der Beziehungen von Staat und Gesellschaft und ihrer Verfassung auf deutschem Boden blieb davon in keinem Jahrhundert verschont. Die deutsche Nation kann nicht ausschließlich ihr eigenes Dasein ausleben. Sie gehört zu dem Ganzen der abendländischen Völker. Früher vom Süden, später vom Westen her strahlen beständig andere Kulturbrennpunkte ihre Wirkung auf uns aus, der wir uns nicht zu entziehen vermögen. Sie schaden der Nation wohl dadurch, daß sie von fremder, oft entgegengesetzter Art sind. Sie sind ihr aber unentbehrlich. Denn ohne sie würde das Blut in den Adern des deutschen Volkes nicht unablässig kreisen, ihr Wesen kaum frisch geblieben sein. Jahrhundert für Jahrhundert schmiegen sich so an den deutschen Kern unserer Staats- und Gesellschaftsordnung der wechselnden Ansicht des Tages gemäße Einrichtungen westeuropäischer Herkunft. Im vergangenen Jahrhundert und noch gegenwärtig sind es die von den konstitutionellen Prinzipien der französischen Revolution in Umlauf gebrachten. Schroff, innerlich unvereinbar, wie sie der geschichtlichen deutschen Art gegenüberstehen, haben sie von Natur dieser stärkeren Abbruch getan und sie an der Auswirkung der eigenen Tüchtigkeit mehr behindert als alle älteren Einwirkungen aus Süd und West. Ernsthaft bedrohlich wurden ihr jedoch auch sie nicht. Unsre Art konnte noch immer, was ihr von Westen her anflog, ertragen und überdauern. Bedenklicher ist für die Zukunft unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in jüngster Zeit geworden, wie blindlings fast die ganze öffentliche Meinung der Nation sich für den Konstitutionalismus einnehmen ließ und seine volle und unveränderte Übertragung auf den deutschen Staat begehrte. Sie gibt sich keine Rechenschaft mehr darüber, was das Wesen unserer hergebrachten Verfassung ausmacht, wie stark gegründet unsere Verfassung ist, wie unzertrennlich sie mit dem ganzen Sein unserer Volksgemeinschaft in Staat und Gesellschaft zusammenhängt. Sie forscht nicht nur nicht darnach, ob die konstitutionellen Freiheiten und Vorkehrungen, nach deren Einführung sie verlangt, in ihrem Ursprungslande, in Frankreich oder sonst, sich der Übernahme nach Deutschland wert erwiesen. Sie fragt nicht einmal, ob sie ohne Unterschied in unser Vaterland passen oder welcher Umbildungen sie bedürfen. Wir sind Deutsche, aber auch Westeuropäer. In irgend welchen Anwandlungen von Teutonentum es verkennen wollen, hieße eine der gewissesten Tatsachen europäischen Gemeinschaftslebens verleugnen. Mit den Ideenbewegungen des Abendlandes müssen wir uns auseinandersetzen. Aber wir sollten es tun, ohne zu vergessen, daß der Boden, worauf wir stehen, deutsch ist. Er bebt unter unseren Füßen nicht wie der Boden Frankreichs nach de Maistres berühmten Worten schon seit mehr als hundert Jahren. Er ruht fester, trägt uns in jüngster Zeit sogar sicherer als je. Nur menschenalterlange Achtlosigkeit könnte auch ihn ins Wanken bringen.

Wahrgenommen will selbst der beste Boden werden. Aus dem reinen, unkritischen Westeuropäertum unserer öffentlichen Meinung, aus ihrer Verkennung der vaterländischen Art mögen sich für uns wohl mehr als aus der unvermeidlich gewesenen und vorübergehenden Aneignung erheblicher Teile des französischen konstitutionellen Systems Gefahren für die Dauer unseres inneren Gleichgewichts, für die Erhaltung unserer gesunden Verfassung ergeben.

Auf Napoleon und Friedrich dem Großen ruhte unser Auge einige Augenblicke, als wir uns unseres Vaterlandes erhabene, burgstarke Ordnung zu vergegenwärtigen unternahmen. Dann weilte es lange auf dem Deutschland Bismarcks. Dagegen wurde uns noch kaum bewußt, was zwischen Friedrich und Bismarck das Wirken des Freiherrn vom Stein bedeutete. Konservative und Liberale streiten darum, welcher Partei er eigen ist. Der letzte ausführliche Schilderer seines Lebens, Max Lehmann, hat ihn als Organisator der Ideen von 1789 in Preußen, als Vorkämpfer des Liberalismus in Deutschland erweisen wollen. Der Versuch ist als gescheitert zu betrachten. Ebensowenig darf jedoch der gewaltige Mann für die Konservativen im landläufigen parteipolitischen Sinne des Worts in Anspruch genommen werden. Aus dem Westen Deutschlands hervorgegangen, zwei Jahrzehnte dort als preußischer Verwaltungsbeamter tätig, ein geistig empfänglicher, lernender und nachdenklicher Mensch, erfuhr Stein die volle Wirkung der Gedankenbewegung, die etwa von 1763 an das Abendland durchdrang und selbst noch die reizbaren Gemüter in Rußland ergriff. Daß die Uhr des fürstlichen Absolutismus in allen Nationen abgelaufen war, daß neuer Fluß in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Völker kommen müsse, daß alle Nationen sich das Ziel der allgemeinen Schulbildung setzen sollten, wurde dem Freiherrn zur heiligen Überzeugung wie nur irgendeinem andern Westeuropäer. Die besondere Ausprägung aber, die die Franzosen jener Überzeugung in den ‚Ideen von 1789' gaben, ließ ihn unberührt. Er wurde nicht zum Konstitutionellen. Er hielt sich doppelt fest an dem friderizianischen Staatsbau des durch und durch monarchischen Preußen. Steins beredtester Ausdruck der Zeitforderungen ist die ganz aus dem geschichtlichen Boden Deutschlands erwachsene Städteordnung von 1808, sind seine Pläne einer Landgemeindeordnung, einer Provinzialverfassung Preußens, der Pflege der Volksschule und der endlichen Einführung von Reichsständen in den Staatsorganismus, sobald als die allgemeine wie die politische Bildung der Staatsangehörigen weit genug fortgeschritten sei. Überall erhielt und verstärkte Stein die Zwischenglieder zwischen Staat und Gesellschaft, die der ungezügelte westeuropäische Konstitutionalismus ebenso bewußt überall zerstört hat, wo er die Macht dazu hatte. In allem wahrte er den Zusammenhang, die ideelle Übereinstimmung und das Gleichmaß der Bewegung in der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Er errichtete seinen Bau nicht nach der Mode, sondern im Stile seiner Zeit auf dem unerschütterlichen, wetterharten Urgestein des politischen

und sozialen Wesens der deutschen Nation, so wie alle großen Baumeister tun. Darum ward sein Werk auch nicht zur Ruine, als er von Napoleon fortgescheucht wurde, da der Bau kaum begonnen war. Der nächste große Baumeister, der nach ihm kam, der Gründer des Reichs, konnte das Werk, so wie Stein es angelegt hatte, der Vollendung entgegenführen. Aber hat es einen Zweck, den mächtigen Erneuerer Preußens hier anzurufen, wenn er von der Nation und ihren Parteien zwar viel genannt, jedoch wenig verstanden wurde? Vielleicht steigert sich dadurch der Eindruck nur, daß Macchiavells berühmter Vergleich des deutschen Volkes mit einem schlafenden Riesen, der sich seiner Kraft nicht bewußt ist, noch zutrifft. Gemünzt wurde der Vergleich vor 400 Jahren auf die äußere Macht Deutschlands. Wieviel von ihr ließen sich die Deutschen in den drei auf Macchiavell folgenden Jahrhunderten noch rauben, ehe sie der Druck Napoleons endlich aufstörte und Bismarck ihnen die Macht wiedergab! Darob aber, daß sie in ihrer inneren Kraft durch ausländische Einflüsse seit vielen Menschenaltern ebenso bedroht sind, wie vor 1813 und 1870 in der äußeren Geltung, ist auch heute noch keine Unruhe in sie gefahren. Arglos wie eine der bestersonnenen, symbolischen Verkörperungen ihres nationalen Wesens, wie der Hans im Glück, wandern sie ihres Wegs. Es brauchte niemand Wunder zu nehmen, wenn er sie eines Tags in ihrem Verfassungsleben statt mit dem Klumpen Goldes, den sie mit auf den Weg bekamen, mit einer schnatternden Gans unter dem Arme antreffen würde. Solange als der Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft über den deutschen Boden nicht die Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft über unsere Vorstellungen von Staat und Gesellschaft folgt, sind wir unserer Zukunft als Nation gewiß nicht endgültig sicher. Aber eben sie soll der gegenwärtige Krieg uns vorbereiten helfen, wie der vor hundert Jahren unseren vaterländischen Boden befreite. Die Gefahr der Einbuße unserer inneren Kraft droht uns wohl, jedoch nicht von heute auf morgen, und heute, so dürfen wir hoffen, weniger als seit langem. Die Widerstandskraft unseres Verfassungslebens ist groß. Schon ein volles Jahrhundert bewährt sich an ihm der alte Spruch, daß das Leben stärker ist als alle Meinungen. Der Gott, der uns siegreich über so viele Schlachtfelder führt, wird uns auch die Augen für den Wert unserer inneren Güter öffnen. Er wird mit uns sein, um sie im Frieden vor der Verschleuderung zu bewahren.

Judith / Roman von Peter Dörfler

I.

Die Herbstzeitlose.


ie Lautenwirtin stand unter dem gewaltigen Rauchfang ihrer massiv gewölbten, stattlichen Küche und schürte das Herdfeuer unter Dreifuß und Kupferpfanne.

Durch die sauber getünchten Räume schwelte nicht wie sonst der Duft von Ochsenfleisch und Schweinebraten, sondern die Schärfe pharmazeutischer Gerüche, die das Wasser aus den Augen beizte. Denn in der Pfanne brodelte ein Gemisch von sieben Kräutern, aus denen die Wirtin ihre berühmte Wundsalbe braute, deren Geheimnis und Rezept ein altes Erbe der Familie war.

Milburgis, das vierzehnjährige, hochgeschossene Töchterchen, folgte jeder Regung der Mutter mit flinken Augen, und ihr kluges Eingreifen zeigte, daß sie Maß und Abfolge der Beigaben bereits sicherer inne hatte als die Mutter.

Der Lautenwirt, ein schon ergrauender Mann, der ganz und gar von runden Linien umrissen war, hob einen bauchigen Henkeltiegel vom Rahmen und setzte ihn in bequeme Nähe der Wirtin, damit sie das Gebräu, wenn es klar geworden wäre, in seine kühle Höhlung gießen könne. Dann öffnete er gegen den überhandnehmenden Dunst ein Fenster und schaute seelenruhig wie einer, der all sein Werk getan hat, dem Spiel der weißen Tauben zu.

In diesem Augenblick schritt ein vornehmes Fräulein in leuchtend roter Gewandung und feinem Spitzenkragen durch die Blahenwagen und Roßkrippen des Hofes. Die Sonne zündete an dem Geschmeide ihrer Halskette blitzende Strahlen an, und so fremdartig erschien das zierliche Dämchen, daß ihr die plumpen Knechte schnell auswichen, statt auf ihre Fragen zu antworten.

Allein die Fremde eilte geschwind und unbekümmert durch Flur und Gastzimmer, und ehe der Wirt sich umgewandt hatte, stand sie schon in der Küche.

Hell erstaunt blickten Wirt und Töchterchen an ihr empor, die Wirtin aber kehrte sich schnell gegen den Herd und tat, als hätte sie die Eingetretene nicht bemerkt. Diese aber lächelte schelmisch und rief in einem fremd klingenden, aber flinken Hochdeutsch: ‚Monsieur Wirt, Ihr bekommt hohen Besuch. Die gnädige Frau Gräfin will sich inkommodieren, Ihr Haus mit hochdero Gegenwart zu ehren, und zwar in diesem Moment, allez, allez! Da ist sie allbereits!‘

Und ihr kleiner Finger zeigte durch das Fenster auf die Straße hinaus.

‚Was, die Gräfin vom Schloß?‘ sagte der Lautenwirt staunend und putzte an Schürze und Käppchen, jedoch ohne Eile und Aufregung.

Das bewegliche Fräulein aber drängte. Als der Wirt immer noch an sich hinabstrich und gutmütig-derb brummte: ‚Ei, was will doch die!‘, da unterfaßte sie den Allzubedächtigen und zog ihn aus der Küche, damit er die Gräfin, wie sich's gebührte, am Tore begrüße.

‚Rufet doch‘, drang sie vertraulich frech, mit boshaften Schelmenblicken an dem starken Mann emporblickend, ‚Weib und Ehehalten zusammen, auf daß sie die Honeurs machen! Übrigens, pas murite, die Visite gilt mehr Eurem Salon denn Eurer Person.‘

Der Wirt wandte sich mitten im Flur um, ließ seinen Hausvaterpfiff erschallen und rief mit dröhnender Baßstimme: ‚Muetter, Muetter!‘

Aber die Wirtin hörte den Ruf nicht. Kaum hatte sie erlauscht, was da bevorstand, als sie aus der Küche eilte und sich in eine entfernte Kammer verbarg. Die Knechte und Mägde aber sahen bereits die Livree des gräflichen Dieners aufleuchten und die hohe Frau selbst aus dem Seitengäßchen treten; da zogen sie es vor, durch halbblinde Stallfenster und Bretterritzen verborgen nach der neuen Schloßherrin auszulugen, statt dem spöttischen Blick der hohen Frau blank entgegenzutreten.

Die Gräfin befahl dem Diener, beim Eingange zum Hofe zu warten, dann schritt sie allein dem hochgiebeligen Hause zu. Ihr Blick wurde zuerst durch ein großes Fresko, das die Emausjünger vor der Herberge darstellte, gefesselt, aber dann sah sie sich gezwungen, die Augen vorsichtig zu Boden zu schlagen. Ihr rotbebänderter Schuh war in Pferdemist getreten, und das farbenbunte Schleppenkleid hatte begonnen, Strohhalme mitzufegen.

Jetzt stand sie vor dem Wirt, um dessen Arm sich immer noch das zierliche Händchen der Zofe schmiegte. Da lächelte die Hohe über den seltsamen Kavalier, den sich ihre Mademoiselle ausgesucht hatte.

Der heutige Tag versprach wirklich einmal lustig zu werden.

Aber sie besann sich sofort wieder ihrer Würde, reckte den langen Hals steil aus dem dreifachen Spitzenkragen und musterte den Wirt durch ihre Lorgnette.

‚Bei dem ist nichts Amüsantes zu holen,‘ dachte sie, ‚ein fünfzigjähriger Biedermann, fett, viereckig, ein Bär wie alle in diesem Land.‘

Das Fräulein brach die Pause der Verlegenheit in ihrer drollig-boshaften Art. Sie schaute mit Schwärmerblick an dem wie eine Statue dastehenden Hünen empor und sprach mit süßer Stimme: ‚Monsieur Wirt ist ein charmanter Mann, er macht sich zum Plaisir, uns seinen Salon zu zeigen.‘

Dem Lautenwirt war es, als schwirrte lauter Fliegen- und Bremsenvolk um ihn. Er schüttelte den breitstirnigen Kopf und sagte: ‚Grüß Gott, Frau Gräfin! . . . Aber Salon haben wir nit. Wir haben nichts denn eine alte Stuben, so freilich schon oftmalen gerühmet worden; wenn's die ist, so Ihr zu sehen begehrt, mögt Ihr mitkommen. Sie liegt im ersten Gaden.‘

Er sprach so höflich, als er vermochte, ruhig und sicher.

Aber die Gräfin verstand kein Wort. Denn in dem halben Jahre, das sie nun in Deutschland verlebt hatte, waren ihr nur einige besonders komische deutsche Wörter geläufig geworden.

Sie sagte zu der Zofe auf französisch: ‚Charmant, sagen Sie? Mir scheint er grob. Darf ich wagen, in diese Höhle einzutreten?‘

Aber das gewandte Fräulein löste die Schwierigkeiten leicht. Sie verdolmetschte die Worte der beiden so, daß sie den Reden des Wirtes höfliche Floskeln zusetzte und den verächtlichen Bemerkungen der Gräfin die Spitzen abbrach.

Als sie durch den Flur gingen, zog die Gräfin ihr Taschentuch und schützte ihre Nase: ‚Mon Dieu!‘ klagte sie, ‚das ist ja zum ohnmächtig werden! Wie in einer Alchimistenküche! Ich werde mich hier zu Mittag laden!‘

Aber sie überwand sich. Wenn man einmal auf Abenteuer auszieht, so muß man auch bereit sein, die Kosten dieses Vergnügens zu tragen.

Und sie war heute auf der Jagd nach einem Abenteuer. Seit ihrem Exil in der Barbarei — so nannte sie ihr Dasein seit ihrer Verheiratung — hatte sie sich in einem ‚fatigierenden Einerlei‘ fast krank gelangweilt. Da hatte nun in der letzten Abendgesellschaft ein gelehrter Doktor aus der Stadt, der einzige, der etwas ‚Esprit‘ besaß, den Satz aufgestellt, daß die Schlösser des Mittelalters nicht selten edler und vornehmer ausgestattet gewesen seien als die von heute, die ihre Vorbilder aus Italien geholt haben. Der Vater des Grafen hatte nämlich vor Jahren den Palas des Schlos-

ses in einen ‚Marssaal' umgewandelt, wobei er das Holzgetäfer entfernt und die Decke durch Wessobrunner Künstler stukkiert hatte. Der Doktor rühmte die altdeutsche Herrlichkeit des Saales und gab ihr den Vorzug vor den Arbeiten welschen Stiles.

Da war sie mit ihm in einen harten Disput geraten, der unentschieden geblieben war; denn schließlich hatte der gelehrte Gast bemerkt: Man könne erst urteilen, wenn man verglichen habe. Die Gräfin dürfe nicht a priori verwerfen, was sie nie gesehen hätte! Sie möchte sich einmal zum Lautenwirt bemühen. Der Oheim des jetzigen Besitzers, ein weiland gewaltig reicher Mann, ein Adeliger unter den Gemeinen — wenn man diesen Tropus zulassen wolle —, habe aufgekauft, was bei der Restaurierung ausgebrochen worden sei. Er habe mit dem Getäfer seine schöne Stube geziert und sie außerdem mit Lustern, Statuen und geschnitzten Stühlen reich ausstaffiert.

Sie hatte zwar die Zumutung eines solchen Besuches zurückgewiesen, aber als sie heute aus ihrem Morgenschlaf in die Langeweile des kommenden Tages hineingeschaut hatte, da war ihr der Entschluß gekommen, den sie nun eben Tat werden ließ. Warum auch nicht? Wenn Lord Wharton Schäfer spielte und sich als Schäfer malen ließ, warum sollte sie nicht einmal Farbe und Würze in der fernen Welt bürgerlichen Lebens suchen?

Die Treppe knarrte. Ein lebensgroßes Kruzifix, das mit seinen echten, über ein blutrot bemaltes Antlitz quellenden Haaren geisterhaft aus der Ecke am ersten Stiegenabsatz starrte, schreckte sie. Welch ein Geschmack!

Jetzt zog der Wirt den Schlüsselbund vor, schloß die Türe eines Zimmers auf, ging hinein und mahnte die Damen, ihm zu folgen.

‚Ah! Welch ein Duft!' Es roch nach Minze, Honig, Wachs und dürrem Obst. Die Gräfin atmete auf und überschritt spähend die Schwelle des dunklen Raumes. Der Wirt war an die Fenster gegangen, hob die Vorhänge zurück und zog da und dort ordnend einen Stuhl zurecht.

Wieder ließen die Herrschaften ein staunendes Ah! vernehmen. Welche Vornehmheit, welche Pracht! Eine wahre Ritterstube, heraldische Tiere und Zeichen auf jedem einzelnen Stück! Nur die Ölbilder an der Wand zeigten bürgerliche Gesichter und Kostüme. Ihre scharfen Züge, die bedeutenden Nasen, die großen, ernsten Köpfe und die strengen Schwarzaugen ließen deutlich die Sippe des Wirtes erkennen.

Die Gräfin stelzte auf ihren hohen Absätzen schauend und wägend da- und dorthin.

Sie prüfte die Stühle aus tiefbraunem Eichenholz, strich über Hirschfängergriffe und Musketenschäfte hin und neigte sich über die Intarsienarbeit schwerer, mit kunstvollem Beschläge überwucherter Truhen. Obwohl das Tageslicht voll durch die Putzenscheiben hereindrang, so lag doch über der Stube eine köstlich gedämpfte Stimmung, hervorgerufen durch das vornehme Schwarz der Möbel.

Die Gräfin prüfte und kritisierte. Sie überlegte, was sie dem Doktor entgegenhalten könne.

Die Decke hatte er gelobt. Eben zeigte die Mademoiselle hinauf und rief: ‚Magnifique! Schöneres habe ich nicht gesehen!‘ Auch die Gräfin stritt gegen ein aufsteigendes Wohlgefallen. War das da oben ein Gewirr von rot und blau bemalten Leisten, Profilen und Zapfen, ein Geschling von geschnitztem Eichenlaub um springende Hasen und jagende Hirsche! Und wie griff das Geschlinge der Linien kühn ineinander, ohne sich doch in Wirrnis zu verlieren!

Aber jetzt zuckte es ironisch um ihren Mund. Ihre gute Laune war gerettet. Sie hatte ein vernichtendes Bon mot für diese Kunst gefunden.

‚Zuckerbäckerei!‘ spottete sie, ‚Tortenauflauf!‘

Gleichwohl war sie ungehalten darüber, daß man dies alles dem Gasthaus überantwortet hatte. Wenn sie den Wirt in seinem Käppchen und seinem roten Wams, aus dem groblinnene Ärmel hervorkamen, ansah, so konnte sie sich nicht vorstellen, daß dieser Mann hier etwas anderes als der Diener oder Pächter sei. Seine sichere Besitzermiene machte sie gallig. Sie wandte sich an ihre Zofe: ‚Mademoiselle, finden Sie nicht auch, daß an der Decke und an diesen Stühlen vornehmeres Holz zu sehen ist als an diesen astigen Bauernmenschen? Die Nähe solcher Klotzmenschen muß diesen alten Hausrat beleidigen, der in sich edel, seit Jahrhunderten den Adel des Landes zu grüßen und zu erfreuen gewohnt war. In der Tat, es war ein Unrecht von unseren Vorfahren, diese Möbel zu profanieren. Man hätte sie lieber verbrennen sollen! Was mich anlangt, so werde ich nie auch nur ein Kleidungsstück meiner Kinder an gewöhnliches Volk verschenken. Der Feinste in dem Bauernstädtchen ist nicht imstande, sie würdig als Lumpen zu tragen.‘

Eben öffnete der Wirt den Vorhang vor dem Alkoven, und die Damen erblickten in heller Verwunderung eine Himmelbettstätte von gewaltiger Größe. Das hölzerne Gestelle war sowohl an der

Wand zu Häupten der Kopfkissen wie an der Vorderseite, die gegen das Zimmer zu stand, mit vergoldeten Schnitzereien aller Art, mit Rauten- und Rankenzier übersponnen und bot ein Schaustück selbst für ein fürstliches Gemach. Die Zofe fragte, ob das Möbel auch aus dem Schlosse stamme. ‚Nein,‘ sagte der Wirt in seiner langsamgemütlichen Art, ‚sondern als der Baron von Hohen .... auf die Gant kommen, da hat es mein Vorfahr käuflich an sich bringen. Seht nur das Wappenzeichen, das springende Einhorn.‘

So gutherzig der Bericht auch war, so empörte sich die Gräfin doch über die unverschnittenen Worte. Sie starrte auf das Bett hin und sprühte: ‚C'est donc ici, que couchent monsieur et madame Sac-à-farine!‘*

Sie dachte: ‚Vielleicht hat er ein Gespons, das edlere Dimensionen aufweist.‘ Warum sich seine Ehewirtin nicht zeige, wollte sie wissen. Der Mann errötete tief: ‚Erlaucht möge es nicht ungnädig nehmen, aber sein Weib könne sich nicht sehen lassen.‘ Die Gräfin horchte auf: ‚Und warum denn nicht?‘ Sie lauerte mit zurückgeworfenem Kopf und zusammengekniffenen Augen auf Antwort; denn sie dachte an ein verweintes Ding oder ein blödes, häßliches Dingerchen, dessen sich selbst der schämte. Der Wirt rückte endlich verlegen heraus: ‚Wir erwarten ein Kind!‘ Die Gnädige schaute die grauen Schippeln des Mannes an und forschte verwundert und mit der Neugierde der Gelangweilten: ‚Hat er eine junge Frau gefreit?‘

Jetzt blickte der Wirt doch darein, als wünsche er die feine Gesellschaft in das Pfefferland, aber er blieb ehrlich bei der Wahrheit und gestand: ‚Nein, Gnaden; übermorgen, also am 21. Hornung, wird sie sechsundvierzig Jahr.‘ ‚Sechsundvierzig!‘ — die Zofe jauchzte diese Worte in vergnügtem Staunen heraus. Die Gräfin blieb zwar ruhig und steif, aber sie hatte ersichtlich Mühe, die Mundwinkel vornehm herabzuziehen. Ach, da war ja das geträumte Abenteuer! Und in Gestalt einer sechsundvierzigjährigen Kindbetterin! O du unerschöpfliches Deutschland!

‚Ich wünsche, daß mir Ihre Frau sofort ihre Aufwartung macht, stellen Sie's dringend dar,‘ sagte sie.

Die Zofe verdolmetschte: ‚Erlaucht befiehlt, daß Ihre Frau sich vorstelle, es hat sie unangenehm berührt, daß die Hausfrau ferne blieb.‘

* Hier also schlafen Herr und Frau Mehlsack.

Der Wirt zog die Brauen zusammen: ‚So? Und wir hätten ganz im Gegenteil vermeint, daß . . . nun, ich will es probieren... obzwar versprechen kann ich aber nichts nit.‘

Er ging gehorsam zu der Türe, wo sein Töchterlein, die Milburgis, lauschte, begierig auf die Nähe der Damen, wenn sie etwa herausträten. Er hieß sie die Mutter rufen: sie soll in Gottes Namen kommen. Es brauche keinen Sonntagsstaat. Das Kind sprang davon, kam hurtig zurück und sagte mit einem artigen Knix gegen die Gäste: Die Gräfin möge zu Gnaden halten, aber die Mutter befinde sich in einem Aufzug, in dem sie unmöglich vor das Angesicht der erlauchtigen Dame treten könne. Die Schloßfrau war empört über die Weigerung; denn sie betrachtete auch hierzulande alle gemeinen Leute als Hörige, denen in keinem Falle ein Nein zustehe. Die Blödigkeit der Frau, die sich vor ihr schämte, durfte nicht größer sein als der Respekt vor ihrem Willen. ‚Sagt ihr,‘ befahl sie hartnäckig, ‚daß die Gräfin gesonnen sei, sie mit einer Gnade auszuzeichnen, um die sie alle Nachbarinnen beneiden würden — sie und ihr Kind.‘ Milburgis huschte wie ein Eichhalm davon. Die Hohe stand steil und indigniert; der Gedanke, sie möchte ihren Willen nicht durchsetzen, erfüllte die Verwöhnte mit nagendem Ingrimm. Die Zofe, die einen solchen Zufall noch mehr fürchtete, suchte sie über den peinlichen Augenblick hinwegzuschäckern: ‚Wir hätten später kommen sollen,‘ lachte sie, ‚denn ich gestehe, das Kind einer Greisin hätte mich noch mehr interessiert als diese selbst. Ich wette, es kommt mit einigen Strähnen grauer Haare zur Welt.‘ Und als die Herrin wieder die Lorgnette ansetzte und die Himmelbettstätte betrachtete, die hochbeinig und feierlich aus der dunklen Nische schaute, da erlaubte sie sich den Scherz: ‚Auf alle Fälle wird es ein hochgeborenes Wesen werden, sans phrase.‘

Doch schon kam nochmals eine Absage der zum Schauspiel Beorderten. Die Gräfin griff sich an den Kopf, wie immer, wenn ihre Migräne anrückte, sie blies die gepuderten Backen auf und schlürfte Luft, als wollte sie Kraft zu olympischen Donnern sammeln. Die Zofe beschwichtigte sie mit feingespielter Zuversicht und bot sich an, die Wirtin heraufzuschmeicheln; das blöde Kind hätte da unten weiß Gott welchen Galimatia geplauscht.

Als das geschmeidige Dämchen an der Stube angekommen war, die ihr Milburgis als die Zuflucht der Mutter bezeichnet hatte, pochte sie leise an und flehte mit süß-demütiger, in den Salons von Paris geübter Schmeichelstimme: ‚Die Gräfin hätte nun einmal

die Caprice, sie zu sehen. Es gäbe ein Unglück, wenn sie sich weigere. Was hätte sie sich doch als eine ehrliche Mutter zu schämen! Sie möchte doch öffnen und einen kleinen Augenblick lang Audienz geben. Sie hätte das gewiß nicht zu bereuen. Mit großen Herrschaften sollte man nicht spaßen.'

Als es drinnen totenstill blieb bis auf eine Uhr, deren unentwegter, starker Pendelschlag durch die Räume klang, fing der Zofe ihr Herz an, lauter und ein wenig schmerzlich zu pochen, und sie rundete ihr Mündchen zu unwiderstehlichen Schmollwörtchen: ‚Aber was doch dabei sei! Ob sie denn ein Herz von Stein hätte! Ob sie denn gar nicht bedenke, wie hochadelig die Dame sei, die sie um eine kleine Gunst bäte. Und' — auf einmal wurde das Bittstimmlein schwärmerisch — ‚schön sei die Gräfin, von echt französischem Charme, und in gesegneten Umständen sei es ja ein Heilsegen, wenn man etwas Schönes und Adeliges ansehe, sie wisse doch...!'

Aber plötzlich ward sie unterbrochen. Aus der Kammer grollte eine feste, herbe Stimme, die in ihrem Leben wohl noch gar wenig geschmeichelt und leer geplaudert hatte: ‚Jetzund hat die Sach' ein End! Vermeldet der Frau Gräfin, ich tät auch nicht auf ihr Schloß kommen, um sie zu begaffen; so lasse sie mich in meinem Haus nit minder im Fried! Und es sei Sünd, Spott treiben und Mutwill mit dem Heiligen einer, die Mutter werden will, obzwaren sie auch ein Geringes ist. Ich will mich nit schämen vor meinem Kind, ehevor es auf die Welt kommt. Komödianten und fahrende Leut mögen sich wohl herumzeigen, aber keine ehrbare Mutter niemalen!'

Das Schmeichelkätzchen schrak bei dem herben, männlich bestimmten Klang dieser Frauenstimme zusammen, gab seine Sache verloren und schlich purpurrot wie ein gescholtenes Kind davon. Beinah weinend und mit entsetzter Miene trat sie vor die Gestrenge: ‚Es sei empörend, wie sie chagriniert worden sei. Welch ein Weib, welche Stimme, welch ein Ton!' Und ihr schmales Rosenhändchen streckte sich flach gegen den Estrich: ‚Gnaden Frau Gräfin, parterre, parterre,' rief sie, indes ihr Antlitz sich in Schmerz und Unwillen verzog.

Die Gräfin lachte kurz, kalt und höhnisch: ‚Ich verstehe,' spottete sie, ‚daß die keinen Mutterstolz hat, dies arme Weib hat sich schon zu lange an das Großmutteralter gewöhnt.'

Sie würdigte den Wirt keines weiteren Blickes und schritt mit ihren harten Schuhen, die wie die Hufe von Ziegen über die Treppe

pochten, davon. Und sie schwur, indes sie ihre Zofe mit den bissigsten Reden verfolgte, gegen dieses Volk nie mehr herablassend zu sein. Das wäre hierzulande nicht Tugend, sondern Verschwendung.

Der Wirt war seelenfroh, daß er die hohen Gäste aus dem Hause hatte. Ehe sich die Schar der Neugierigen auf der Straße verlaufen hatte, war sein Gemüt schon wieder ein glatter Spiegel; er stand bei seinen Hühnern und Tauben und gedachte so wenig der Gräfin, wie dieses flüchtige Volk des Schreckens, der es vorhin in die Höhe gescheucht hatte.

Sein Weib aber, die Lautenwirtin, kniete noch lange vor dem großen Kruzifix der Kammer, darin sie sich eingeschlossen hatte, und schaute weinend und abbittend zu dem schönen Haupt in Dornen empor, um sich von ihrem Trotz zu heilen, der sie bei der unverständigen und unfraulichen Zumutung der ausländischen Schloßherrin so grimm angefaßt hatte. Sie war bitter unglücklich. Denn sie nahm es mit ihrer Verantwortung gegen das kommende Leben sehr ernst und hatte all die Monate her nach guten Gedanken und Gefühlen gerungen, um das Kind damit und nicht allein mit ihrem guten Blute zu speisen. Da war nun noch in letzten Stunden dieser wilde Sturm über sie gekommen, ein gerechter Zorn wahrhaftig, aber doch ein Zorn, der seine empörten Wellen bis in ihr innerstes Heiligtum hinein, wie sie wohl fühlte, geschleudert hatte.

Zwei Tage darauf, am 21. Hornung, da sie sechsundvierzig Jahre zählte, verhängte man die Fenster der schönen Stube mit schweren Vorhängen, und die Wirtin gebar ihre ‚Herbstzeitlose‘, wie sie das Kind nachher oft scherzweise zu nennen pflegte. Leider war es wiederum ein Mädchen, da man doch so heiß auf einen Buben gewartet hatte. Sie hießen das Kind Judith, nach der Großmutter, die nicht minder berühmt gewesen war als der gewaltige, kunstbeflissene Großohm. Die Eltern freuten sich über ihr Kind, wie man es tun soll. Aber doch nicht so ganz wie junge Eheleute, die in ihren guten Jahren mit einem Sprossen gesegnet worden sind. Sie sorgten, wie es nachdenkliche Leute dieses Alters zu tun pflegen, ob sie noch die Gnade erhielten, das Kind durch seine ganze Jugend hindurch zu behüten. Auch konnten sie über ein gewisses Schamgefühl darüber, daß sie in so ehrwürdigem Alter noch ein Kind in die Welt gesetzt hatten, nicht hinwegkommen und waren herzlich froh, als all die Beschauer und ‚Weiser‘ endlich ihr wortreiches Werk getan und das stachelvolle Verwundern ein Ende genommen hatte.

Eine ganz echte, hellauf frohlockende Freude über das kleine Kind hatte nur Milburgis, das bislang einzige Töchterchen des reichen Hauses. Es hatte schon seit langem in manch geheimem Gebetlein dem lieben Gott gesagt, er möchte doch ein Brüderchen, oder wenn das zu unbescheiden sei, doch ein Schwesterchen schicken. Sie fühlte sich mit all ihren weichen, mütterlichen Gefühlen, die sie zum Wohltun, Kosen, Warten und Pflegen drängten, unter den Erwachsenen, die ihrer nicht bedurften, einsam. Es war immer ihre größte Sehnsucht gewesen, Kinder zu schaukeln und zu wiegen. Sie hatte dieser Leidenschaft zwar in der Nachbarschaft dann und wann frönen können. Des Hucklers Schäufele sein suchtendes Kindlein hatte sie mit unermüdlichen ‚Schlaf, Kindlein, schlaf!‘ in erlösende Träume eingesungen, und dem christkindblonden Peregrinchen im kinderreichen Färberhaus hatte sie lange Stunden in schönster Frühlingszeit geopfert. Aber was waren all diese Freuden vor dem Bewußtsein, ein leibhaft eigenes Schwesterlein Tag und Nacht im Hause zu wissen, jeden Morgen in sein Gesichtchen schauen, es Tag um Tag betreuen zu dürfen, ihm jede eigene Freude zu schenken und jede Süßigkeit mit ihm zu teilen! Ach, seit ein Schwesterlein in der Stube war, schien alles frisch, jung, lebendig und von Öde und Stummheit genesen zu sein. Milburgis konnte nicht anders, sie mußte in ihrer Glückseligkeit das heilige Christlied singen: ‚Ein Kind ist uns geboren... sein eigen will ich sein...‘ Es war ihr ganz, als zöge die Weihnacht die klingenden Fäden durch ihr Herz.

Judith selbst aber, die bei der Angelegenheit schließlich doch Erstbeteiligte, schien mit ihrer Geburt unzufriedener als alle andern. Sie schrie, solange sie Atem fand, und trank von der süßen Milch nur, um Kräfte für erneutes Weinen zu schöpfen. Und doch gedieh sie und zeigte bald rote Wänglein und glänzende Schwarzaugen.

Die Mutter grämte sich über das unerklärliche Übelbefinden ihres Kindes. In ihrer Familie war die Quacksalberei als uraltes Wissen von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen. Ihre Vorfahrin auf dem Geschäfte, die alte Judith, war weit und breit zu Kranken und Siechen gerufen worden, und man sagte ihr wahre Wunderkuren nach. Sie selbst war da und dort zu einem kranken Kind gerufen worden und hatte es zu Ruh und Gedeihen gebracht. Ihrem eigenen aber konnte sie keinen Frieden schaffen. Aug und Salbe trogen sie. Sie vermochte weder zu erkennen, was denn die Kleine peinige, noch aufs Ungefähr an ein heilendes Mittel geraten. Daß das Kind bei allem Ach und Weh dennoch gedieh und schön und

wonnig wie weißrote Apfelblüh im Kissen lag, minderte ihre mütterliche Sorge kaum. Sie war in den Jahren, wo die Gedanken schwer und trüb werden. Und so dachte sie sich kummervoll: ‚Kind, warum schreist du? Begehrst du in den Himmel zurück? Ahnst gar groß kommendes Leid oder ein unselig Leben? Wenn so, dann schenkt ich dich zur Stund noch dem lieben Herrgott. Oder hab ich dir mit meinem wilden Trotz ein gärendes Gift ins Blut ergossen?‘

Und sie ließ neben den Salben noch allerlei Haussegen wirken, hielt die drei goldenen Samstage und tauchte den Dreißiger noch tiefer als sonst in die Mehltruhe, wenn ein Armer kam.

II.

Die Lehrmeister.

Ein Vogel, der in tiefer Nacht durch die weglosen Lüfte streicht, muß glauben, stille zu stehen trotz all seiner Flügelkraft. So gab es für Judith, als sie zur Jungfrau herangewachsen war, eine Zeit, in der sie sich immerzu in dem gleichen Dunkel und in der nämlichen Unsicherheit des Schicksals und der Lebensaufgabe sah. In diesen schweren Tagen ging ihr ganzes Denken mit Leidenschaft in die Vergangenheit, um aus Wesen und Charakter der Kindheitszeit eine Wegweisung für die Zukunft zu erhalten. Aber auch ihre Umgebung hatte merkwürdig viele und lebendige Züge aus Judiths früher Jugend aufbewahrt und suchte mit diesen Erinnerungen zu beweisen, daß sich Judith treu geblieben sei und daß man sich über keine Unart und Schroffheit der Erwachsenen wundern dürfe.

Da war einmal die Mutter, die oft von dem unerklärlichen Weinen des Wickelkindes erzählte, und sie fügte dann jedesmal hinzu: ‚Du hast nicht zuerst „Vater“ und „Mutter“ gesagt, sondern deine ersten Wörter sind gewesen: „Nein!“ und „Ich mag nit!“ So du vor einer verschlossenen Türe standest und die Klinke nicht erreichen konntest, so hast geschrien: „Ich mag nit!“ Das gleiche hast gerufen, wie du einmalen in den Bach bist gefallen und die Flut dich mitgekugelt hat. Mir aber und dem Vater hast du das unziembliche Wort abermalen und abermalen ins Antlitz getrotzt, und ich hab dem Vater in Gewissensunruh bedeutet: „Jetzo aber ist's Zeit, mit Züchtigung anzuheben, fang an!“ Und er gewißlich am anderen Tag: „Siehst du denn nit, wie uns die Judith mißrät, weiß sie doch nur von einem Willen, dem ihrigen. Heb doch, Mutter, mit Züchtigung an!“ Also hat es eins aufs andere geladen, und dein Eigenwill ist dermaßen schädlich ins Kraut geschossen.‘

Da war sodann Milburgis, die erzählte, welche Liebe und Not sie mit Judith erlitten habe. Denn sie mochte das Mägdlein noch so sorgfältig hüten, so entwischte sie ihr doch bisweilen und lief dann wie von einer bösen Macht getrieben immer einer Gefahr entgegen. Einmal hat sie den Flüchtling bei einem Bärentreiber gefunden, lustig auf Meister Petz reitend, ein andermal bei der hl. Kreuzeiche, tief im Wald. Das Unheimlichste aber ist gewesen, daß es Judith eine Zeitlang einfiel, dem Beinerhaus Besuche abzustatten. Milburgis hätte diese Zuflucht nie entdeckt, wenn die Spittelvroni nicht zur Verräterin geworden wäre. Diese hatte ein Grausen vor Judith beschlichen, und sie kam dann und wann geheimnisvoll: ‚Du, Milburgis, dein Schwesterlein! Ein arges Kind! Denk, heut ist sie wiederumb ins Beinerhaus geschlichen. Weshalben? Denk, es gelustet sie, einen Totenschädel anzurühren! Hab ich's doch wohl vermerkt, wie sie das Zeigefingerlein siebenmalen ausgereckt hat. „Soll ich's getrauen, soll ich nit?" Und siehe da: getraut hat sie ihr! Weiß nit, ob das ein gutes Zeichen. Das Kind gleicht seiner Ahne, der klugen Frauen, so mit ihren Salben mehr Wunden und Gebresten kuriert hat, denn alle Doktores und drumb in den Geruch der Hexenkunst ist kommen. Judithlein hat der Ahne ihre Augen. Heringegen ob sie ihr Herz gleichermaßen geerbt hat? Ich weiß nit. Ich vermein so: „Du, Milburgis, Herz und Künste, Judith nur die Augen."'

Von den Stammgästen, die mit dem Kinde am liebsten gespielt hatten, erlebten der Altbürgermeister und der Espenmüller die Zeit, wo Judith zur Jungfrau heranreifte. Sie erzählten, wie Greise zu tun pflegen, die gleichen Ereignisse so regelmäßig wieder, wie Uhrenzeiger stets an die gleichen Punkte zurückkehren. ‚Judith,' pflegte der Altbürgermeister zu sagen, ‚du bist gewest als wie das Christkind. Holder hat niemand lachen können. Aber verzuckt hat mich doch nicht dein Lachen, sondern dein Trotzen. Das ist keinem also angestanden als wie dir. Und weißt noch, wie salomonisch weise du gewest? Du sitzest einmal auf meinem Knie — selige Zeit — denk mir: „Dies Wesen, so mein wäre!" Der Espenmüller denkt sich wohl das gleiche und müht sich hart um deine Gunst. Da frag ich: „Wen magst du am liebsten, den Espenmüller oder mich?" Und du flugs antwortest klüglicher denn der Hirtensohn Paris, zu dem sich die drei Grazien beugten: „Ich mag beide am liebsten!" Jungfer Judith, wen magst du hernach jetzo am liebsten? Oder übers Jahr? Wer ist dann dein Liebster? Ich muß ihn neiden als ein

Achtzigjähriger. Denn du bist ohn' Maßen schön und verstehst die Kunst, bitter zu sein und gleichwohlen hold!'

Aber kein Ereignis und keine Erinnerung wuchs so in das ganze künftige Leben hinein wie der erste, abenteuerliche Schulgang, der sie gleich bis an die Grenzen der Erde trug.

Da die Eltern zu den reichen Bürgersleuten zählten, so wollten sie ihr Kind nicht wie Taglöhner und andere kleine Leute ohne die Künste der Schule heranwachsen lassen. In dem Städtchen bot sich für einen geordneten Unterricht befriedigende Gelegenheit. Das Kloster der Franziskanerinnen unterhielt eine gute Schule und Schwester Ildefonsa galt als Schulmeisterin, die in Stock und Wort gleich gewaltig war.

Der Vater sprach: ‚Judithle, du mußt anitzo zur Schule gehen und lernen, wasmaßen du allbereits ein großes Mägdlein bist worden.'

‚Ich mag nit!'

‚Wildfang!'

‚Ich mag nit!'

‚Ob du willt oder nit, hilft nicht in sotanem, ist alles wohl abgeredet, und wir seind steifen Willens!'

Die Schultasche wurde gekauft, das nötige Werkzeug dazu, und die Eltern taten diesmal, als wollten sie durchaus ihren Willen haben.

Ein Tag kam, der hieß der erste Wonnemond. Alle Starenhäuschen und Meisenschläge schienen zu klingenden Geigen geworden zu sein, die man zwischen die grünen Äste aufgehängt hatte. Die Welt war voll Klang, und die Sonnenstrahlen gingen wie bebende Fiedelbogen hin und her. Dieser selbe liebholde, singende und strahlende Tag sprach zu Judith und zu vielen anderen Mägdlein: ‚Komm einmal in die Schule!' Die Mägdlein wanderten still und bang, aber gehorsam durch das Geglitzer und heitere Getändel des Blütenatems zur Schule. Judith allein stand noch in ihrer Stube, schrie: ‚Ich mag nit!' und ließ das Stampffüßchen auf dem Estrich dröhnen.

Schon hatte die gestrenge Ildefonsa die Plätze ausgeteilt und spitzte eben den Mund, um den Unterricht zu beginnen, ohne auf die Säumigen zu warten, da wurde auf dem Flur ein Geräufe los, ein heftiges Kinderschreien und eine brummige Männerstimme. Gleich darauf ging die Türe auf, und die gewaltige Hand des Hausknechtes schob Judith in die Schulstube hinein, wie eine Adlerklaue ihre Beute

in dem Neste abgibt. ‚So, Judithle,' sprach die rauhe Stimme des grobschlächtigen Mannes, ‚jetzo hast es verwunden!' Und zur Nonne: ‚Der Lautenwirt hat nit Gewalt anwenden wollen, wär sonsten selber kummen, laßt grüßen!' Drauf zog er sein Nußknackergesicht aus der Türe zurück und rief nur noch durch die Spalte: ‚Judithle, tu dich doch tröften, weilen es nit ewig dauert.'

Ildefonsa hatte zu dem Stock gegriffen, den die damaligen Schulhalter so fleißig gegen die Kinder springen ließen wie der Schäfer seinen Hund gegen die Herde. Ihre Brillengläser blitzten auf die zerzauste Kleine nieder, und sie sagte spottend: ‚Judithle, Judithle, ein schönes Judithle! Judith heißt du hier! Kein Zipfel- und Tändelwerk um Namen und Person! Das Gespiel hat aufgehört! Die Arbeit hebt an! Hierher setz dich, Judith!' Wie eine Trompete klang die Stimme der vielstrengen Lehrerin.

Judith stand ruhig und trotzig, halb abgekehrt. Es war ihr seltsamerweise, als ob nicht eine menschliche Person, sondern ein Haus zu ihr rede. Sie sah keine Augen, nur Fenster, und die Kapuze der Schullehrerin stieg auf wie ein weitausladendes steiles Dach. Und das alte, finstere Haus sagte nun aus irgendeiner Dachlucke heraus zu ihr: ‚Pack dich jetzo, Judith Flammersbacherin, und setz dich in die Bank! Da ist dein Platz.' Judith hatte bisher nur ihrem Vater hie und da gehorcht. Sie war über den bestimmten Ton der Fremden empört und sagte still, aber bestimmt: ‚Ich mag nit!' Die Kinder hinter ihr schauten sich groß an, nickten sich mit staunenden Augen zu, und durch ihre Reihen ging ein mißbilligendes: ‚Oh, oh!' Einige aber lachten und wagten, auf die Bank zu steigen. Ildefonsa kämpfte um ihre Autorität, machte einen heftigen Schritt gegen Judith zu, zeigte den Stock und trompetete eine Attacke: ‚Herein gehst, Balg, du!' Da schrie Judith mit überschnappender Stimme: ‚Und ich mag nit, du!' Ein betäubendes Gelächter hallte durch die Schule; die Schwester aber faßte nach der Schulter der Widerspenstigen. Diese jedoch, gelenk wie ein Eichkätzchen, entwischte, und nun begann eine Jagd von einer Ecke des Schulzimmers zur anderen, bis Judith mit einem Satze gegen den Ofen sprang und ihn in wunderbarer Gelenkigkeit, so hoch er war, in einem Nu erkletterte. Und schnell verbarg sie sich in einer der Nischen, die der zur warmen Jahreszeit so gutmütige Altvater ihr willig darbot. Die Lehrerin machte eine Anstrengung, um das Kind herabzuholen, aber dieses zischte mit zornigem Munde nach ihr und hakte mit den gekrümmten Fingerlein gegen ihre Verfolgerin, dabei greinend wie

ein Ferkelein, dessen Hals man mit dem Messer kitzelt. Da ließ Schwester Ildefonsa klugerweise ab und besann sich auf andere Züchtigungsmittel. Sie begann ruhig den Unterricht. Judith versuchte diesen erst zu stören. Sie griff in den Wortschatz des Stammtisches und fauchte: ‚Du, du Brillenschlange, du, du . . .‘ Dann summte sie und sang eine krakelige Tonleiter. Als aber Ildefonsa, die in kleinen Dingen so unweise gewesen war, in kluger Zucht Ruhe und Gleichgültigkeit zur Schau trug und alle aufrührerischen Angriffe unbeachtet ließ, da bauschte sich Judith zusammen wie ein Uhu, den man an den Tag gezogen hat. Sie barg ihr Gesicht unter der Schürze, hielt die Ohren zu und saß schließlich wie ein tönernes Figürchen auf dem schwarzen löwenklauigen Ungetüm. So verharrte sie wohl eine Stunde. Auf einmal hörte sie, wie man unten von den Haustieren sprach. Die Kinder wurden lebendig, sprangen auf und triumphierten: ‚Meine Katze heißt Beli . . . und ich hab' einen Kielhasen . . . und ich . . .‘ Da begann Judith, auf das Treiben zu ihren Füßen aufmerksam zu werden. Sie versuchte, zwischen den Ritzen ihrer purpurnen Fingerlein durchzublicken, und ihre Augen überprüften scheu und vorsichtig den verhaßten Raum. Die schwarze Schreibtafel glich einem Leichentuch, und die Bänke gemahnten sie an die Pferdeställe in ihrem Stall. Nun zeichnete aber die Lehrerin an die häßliche Tafel, und siehe, wenn sie leicht ritzend darüberfuhr, kamen weiße Linien hervor, formten sich zu Leitern, Gockelhähnen, Kielhasen und Hunden. Was war das für ein wunderbarer Zauber! Was immer die Kinder nannten, das kam flugs aus der Tafel. Als aller Augen an der Zaubertafel hingen und die Kinder eben schrien: ‚Wir wollen den Palmesel!‘, da neigte sie sich heimlich und diebisch ein wenig vorwärts, um den heiligen Christ auf seinem Reittier zu sehen. Schwester Ildefonsa fügte dem Grauen so lange Ohren an, daß niemand zweifeln konnte, auf welchem Geschöpf der Herr in das heilige Jerusalem eingezogen sei. Aber die Kinder fanden die Ohren immer noch viel zu kurz. Die Lehrerin mußte den Armen immer wieder an seinen Löffeln ziehen, so daß schließlich ein Ungetüm von Esel auf der schwarzen Wand hintrottete. Judith freute sich des Fehlers. Sie wandte sich mit einem Ruck ab und sagte verächtlich: ‚Das ist ja ein Gaisbock und hat Horen!‘

Aber jetzt zeigte Ildefonsa ein uraltes Buch mit zieren Holzschnitten und rief: ‚Die Tafeln dürft ihr hernachen ansehen, erst aber will ich euch erzählen vom heiligen Vater Franzisko.‘

‚Erzählen!‘ Bei diesem Worte wurden die heimlichen Schwät-

zerinnen stumm, und die in Langweile erloschenen Augen leuchteten auf wie glostende Dochte, die neues Öl gesogen haben. Judith rümpfte in ihrem Schmollwinkel verächtlich die Nase, aber die Ohren gehorchten ihrem Trotze nicht. Sie spannten sich an und lauschten.

Ildefonsa stand an dem hohen Klosterfenster. Das war oben blau gemalt vom schönen Frühlingshimmel. In die untere Hälfte aber zeichnete sich ein noch tieferes, jedoch von weißen Flecken gesprenkeltes Blau ein. Das war die ferne Alpenkette. Auf diese zeigte Ildefonsens Hand, an der der Vermählungsring der Braut Christi blitzte: ‚Sehet,‘ sagte sie, ‚hinter diesen Bergen, die anoch mit Schnee ausgemustert sind wie des Königs blauer Rock mit Hermelin, da liegt ein Land, allwo nie ein Schnee fällt, und gibt es also da die allerköstlichsten Früchte, was da sind Granatäpfel — haben ein Färblein wie rotes Fleisch —, Welschnüsse . . .‘

‚O ja,‘ schrie ein Gretchen, ‚die bringt der Tiroler Mann, wenn es herbstet, in einem dicken Nikolaussack!‘

‚Schweig,‘ schmähte Ildefonsa mit harter Stimme und gekrauster Stirne und spann dann den süßen Faden weiter: ‚. . . und Weintrauben, so groß, wie sie die Kundschafter im gelobten Land gebrochen haben.‘

Den Kindern floß der Saft im Munde zusammen vor lauter Begierde. Denn im Städtchen waren selbst die Holzäpfel in der Spreu ausgegangen, und sie hatten nur noch wenig lederne Apfelschnitz zum Kauen.

‚Aber die adeligste Frucht wuchs zu Assisi, was da ist ein Städtchen wie unseres groß; die Frucht war obgemeldeter Franziskus.

Der liebte die Tiere, die Reh, die Vögel, die Katzen und Hund —‘

‚Tu ich auch,‘ dachte Judith.

‚Er hat sie nimmer in den Schwanz gekniffen, die Vögel hat er nimmer der Jungen beraubt oder aus dem Garten geschreckt.‘

Die Mägdlein wurden rot und schauten einander verstohlen und verlegen an.

‚Dafür haben aber die Tier allesamt auf Franzen geschaut. Die Wölf haben ihm demütiglich die Finger geleckt, die Vögel sind ihm auf die Schulter geflogen und haben ihm den Weg gezeigt. Er ist allzeit wie in einer schönen Wolk von lauter Zeisigen, Lerchen, Goldammern, Paradiesvögeln und Schmetterlingen geschritten.‘

Judith spürte ein großes Verlangen, so heilig zu sein wie Franz, und die Tiere erschienen ihr miteinmal geheimnisvoller und heiliger; sie bereute, daß sie bisher töricht an ihnen vorbeigelaufen war.

‚Franz ist ein großer Jäger gewesen und ein Fischer, aber wohlgemerkt, auf Seelen ist er aus gewest und hat sie erjagt und erangelt ohn' Ermüden für Christi Reich. Er ist durchs Land gepilgert wie der Tauwind — und kein Ritz und Klums, durch die er sich nicht hätt' gezwängt, will sagen, keine noch so arme Seel, so ihm zu gering gewesen.

Derselbige heilige Mann ist sogar ins Morgenland gezogen aus inbrünstiger Begier nach dem Martyrio; nach Syria ist er kommen, zum Sultan nach Marrochium.‘

Judith horchte mit geweiteten Augen auf. Sie vergaß, daß sie ein Trutzgesicht vorhalten wollte. Syria? Ist das ein Nam'!

‚Er wollte predigen Buß und christlichen Glauben den Türken und anderen Unglaubigen. Heimlich ist er ein'gangen in ein Schiff, weilen er kein Geld im Gürtel gehabt, denn alles Geld war verschenkt an die Armen. Und er kam zum Sultan — das ist König — Miramamolino . . .‘

Judith fiel die Schürze aus der Hand, sie saß da mit offenem Visier. Hätte eins der Kinder sein Aug von Ildefonsa gewandt, es hätte Judiths frömmstes und lieblichstes Gesicht gesehen. Aber der Name des Königs Miramamolino wirkte wie ein Zauberwort. Sie alle sahen einen fürchterlichen Riesen, einen Rübezahl, einen halben Drachen. Aber Ildefonsa strich einiges aus ihrer Phantasie.

‚Miramamolino ist ein Mohrenkönig gewest, wie ihr wissen sollt. Klein von Gestalt, heringegen groß an Macht und schrecklich an Grimm gegen die Christen. Er hatte einen unfriedlichen Krieg mit den Rittern angefangen. Und einen Schwur hatte er getan, willens zu sein, für jedes Christenhaupt einen Gulden zu zahlen und das Kreuz auszureuden wie ein schlechtes Unkraut.‘

Judith hielt jetzt die Hände hinter ihren Zöpflein verschränkt, lehnte sich gegen die weiße Wand, warf alle Tore ihrer Seele sperrangelweit auf und schlürfte mit Ohr, Aug und Mund in sich hinein, was Ildefonsa von dem tapferen Vater Franziskus erzählte, wie er vor den Sultan trat und gar milde auf den schrecklichen, hart geräucherten Mann einredete, der ihm grimm lachend seine weißen Zähne und Augäpfel wies.

Bald jedoch verließ sie die Erzählerin, deren Stimme sie nur noch heraufmurmeln hörte wie ein ferne klingendes Wasser.

Sie ging auf eigene Faust zum Sultan und redete ihn an, nicht mit des Heiligen allzu demütigen Worten, sondern so, wie ihr Geist es ihr eingab und vorsagte.

Sie streckte ihren weißen Finger gegen den schwarzen, stinkenden Heiden aus und rief: ‚Du böser Mann, pfui! Allsogleich reiß ich die Hölle auf! Siehst die roten Lohen, spürst den Schwefel, merkst du den geschwänzten Teufel! Hinein mit dir!‘

Und sie schaute ihn grimm an und hatte kein Mitleid. Denn er hatte fahle Fledermausohren und eine fletschende Zunge und war schwärzer und häßlicher als alle Teufel im Pfuhl.

Sie haßte ihn, und um es ihm merken zu lassen, machte sie ihm eine lange Nase und ließ das rote Zünglein in der Richtung des weißen Fingers zücken.

Inzwischen war die Schwester mit ihrer Erzählung weitergeeilt wie eine Silberwelle, die eine Bucht verlassen hat und im Nu über tausend bunte Kieselsteine geeilt ist. Franziskus ist ja auch als ein Trunkener im Geist weitergeflogen von einem Land zum anderen, bis er endlich die Krone erjagt hat.

Ein heftiges Aufrumpeln der Schüler riß Judith aus ihrem Königspalaste und aus den Palmhainen. Sie blickte unter sich und sah, wie die Kinder ihre Bänke verlassen hatten und voll Begier die Schwester umdrängten. Die hielt das alte Buch mit den Kupfertafeln in die Höhe und erklärte: ‚Das Land Umbria! Die Vögel, Hirsch und Wölf, denen der Heilige die Liebe predigte.‘

Und Judith konnte die Tafel nicht sehen! Ach, da war ein fernes Land mit all seinen Mirakeln abgezeichnet, und sie konnte es nicht sehen! Die Kleine rückte hin und her, bog und beugte sich, kletterte an dem Ofen hin und her wie ein Eichhorn in seinem Käfig.

‚Was ist das?‘ fragten die Kinder, die sich um die Bilder drängten.

‚Das ist ein Palmbaum!‘

‚Und was ist das?‘

‚Kinder, bekreuzigt euch, das ist der leibhafte Gottseibeiuns, wie er den Heiligen versucht!‘

‚Uh!‘ erscholl es angstvoll, und doch gierten alle Augen nach dem Bild.

‚Wie ein Hund!... Wie eine Eul!... Wie ein Wildschwein!‘ urteilten die Kinder, je nachdem sie Kopf oder Füße oder den Leib anschauten.

‚Und was ist denn das?‘

‚Hie feiert Franziskus Weihnacht mitten im Wald mit einem wirklichen Kind und einem echten, vierbeinigen Esel!‘

‚Ah!‘ staunten die Kinder, und auf ihren Gesichtern schwanden Schauer und Gruseln, der Widerschein der nächtigen Sterne schien um sie zu leuchten.

Wieder blätterte Ildefonsa um, und da! Wie aus einem Mund schrie die ganze Schar: ‚Miramamolino!‘

‚Und was hat Miramamolino auf dem Kopf?‘

‚Eine güldene Kron!‘

‚Und in der Hand?‘

‚Einen kunstreichen Zepter!‘

Der Name Miramamolino wurde mit Jubel, Ehrfurcht und Scheu hinausgezwitschert. Judith ließ ihn nimmer los. Sie legte ihn heimlich auf die Zunge. Ach, er schmeckte so wundersam nach Sag und Märchen! Sie beschnupperte ihn mit ihrem vorgestreckten tastenden Näschen. Ach, wie duftete er nach Fremde und Meer, nach Abenteuer und Schauern! Wieder und wieder klang er aus vielen Kehlen. Ach, er läutete wie Glocken im tiefsten Brunnen, er säuselte wie Föhnwinde, die aus dem dunklen Afrika kommen und unterwegs über Löwen und Schlangen hingestrichen sind. Miramamolino! Miramamolino!

Der Name lockte und rief, er zog sie mit Gewalt, löste das Fäustchen von den schwarzen Ofenplatten und setzte sie im Nu auf den Boden.

Zerschmolzen war aller Trotz, zerronnen alle Furcht. Judith wollte sich die Fahrt nach Marrochium erkaufen. Sie griff in das Schurzbäuschchen, langte gedörrte Pflaumen und blonde Apfelschnitze hervor und streckte sie der erstaunten Lehrerin mit der einen Hand hin. Die andere aber faßte nach dem Buche, zog es nieder, und wie ein lechzendes Tier an dem kühlen Waldbach alles vergessend schlürft und trinkt, so tranken ihre dürstenden Augen an dem ersehnten Bild. — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Von deutscher Frömmigkeit / Eine Selbstbesinnung über die Aussichten des kirchlichen Lebens in Deutschland / Von Engelbert Krebs



Es ist etwas sehr Gutes, von sich selbst nichts Rühmliches zu sagen. — Paulus aber hat es doch getan.' Mit diesen Worten leitet Johannes Chrysostomus seine Besprechung der denkwürdigen Bekenntnisse ein, welche der Weltapostel im zehnten, elften und zwölften Kapitel des zweiten Korintherbriefes zu seiner Verteidigung gegen ungerechte Vorwürfe niedergelegt hat.* Und er fährt fort: ‚Niemals hat jemand durch Verheimlichung seiner Tugenden so viel Gutes bewirkt als Paulus, indem er die seinigen bekannt machte. Und bewundernswert ist, wie er in diesen Enthüllungen nur so weit ging, als die Notwendigkeit es verlangte.' ‚Aber es war zu erwarten, daß andere sein Vorhaben grundlos und unüberlegt nachahmen werden. Darum wird er, im Begriffe, sich zu rühmen, zögernd und zaudernd, — und zwar nicht nur einmal, sondern zweimal und öfter — und zieht sich vor dem Selbstlob voller Bedenken zurück, ähnlich einem Rosse, das sich vor dem Sprung in den jähen Abgrund aufbäumt.'

Dieses Zögern und Zaudern vor der Besprechung seiner eigenen religiösen Erlebnisse und Fortschritte hält bei dem Apostel im Lauf seiner Ausführungen an bis unmittelbar vor der Erzählung seiner höchsten und staunenswertesten Begnadungen. Schon im Begriff, davon zu reden, sagt er noch einmal: ‚Wenn es gerühmt sein soll — aber es nützet ja doch nicht' (2. Kor. 12, 1).

‚Es nützt ja doch nicht' — das war mein erster Gedanke, als die Schriftleitung dieser Blätter mir das Ansinnen stellte, von deutscher Frömmigkeit und von den Aussichten des kirchlichen Lebens in unserem Vaterland einiges für ihren Leserkreis niederzuschreiben. Aber indem ich diese Bedenklichkeiten erwog, fielen mir die übrigen Worte des hl. Paulus ein, mit denen er denselben Gedanken für sich überwand: ‚Wenn es gerühmt sein soll — es nützet zwar nichts — so will ich auf die Gesichte und Offenbarungen des Herrn zu sprechen kommen.' Mag auch der Nutzen einstweilen für Menschenaugen unerkennbar sein, wenn die Aufgabe vorliegt, so will ich versuchen, mein Teilchen beizutragen, sie zu lösen. Die Frage ist also nur, liegt wohl die Aufgabe für uns Deutsche vor, über unsere eigene Frömmigkeit vor einer weiteren Öffentlichkeit uns auszusprechen?

‚Paulus hat nicht allein sich selbst durch den Hinweis auf den zwingenden Charakter der Umstände entschuldigt,' sagt der heilige Chrysostomus in der erwähnten Rede, ‚sondern er hat auch anderen die Lehre gegeben,

* Chrysostomus, Lobreden auf den hl. Paulus. Fünfte Rede. (Kösel's Bibliothek der Kirchenväter, Chrysostomus, Band III, 1. Aufl., Kempten 1879 S. 358.)

daß sie ein solches Sichselbstdarstellen nicht unterlassen sollen, wenn es die Umstände erheischen.' ‚Wer nur dasjenige sagt, was die Notwendigkeit fordert, der handelt als ein Mann, der voll Liebe und Sorge für das Wohl der Menschen ist. So und nicht anders hat es der hl. Paulus gemacht, als man ihm lügenhafterweise nachsagte, er sei kein echter Apostel.'

Die Umstände sind für uns Deutsche zurzeit derart, daß wir wirklich die Pflicht haben, über unser Christentum öffentlicher und eingehender als sonst Rechenschaft abzulegen. Wir sind in den letzten Jahren (nicht erst seit Kriegsausbruch!) derart systematisch mit Vorwürfen wegen unserer Art, die katholische Religion zu betätigen, überhäuft worden, daß allzu zages Schweigen die Kluft nur noch weiter öffnen würde, die sich zwischen uns und manchen katholischen Brüdern anderer Länder aufgetan hat.* Die Liebe und Sorge für die Einheit der Kirche und für die unbeirrte Weiterarbeit der deutschen Katholiken auf den einmal betretenen Pfaden verlangt tatsächlich gebieterisch, daß wir uns selber und allen denen, die guten Willens sind, immer mehr und mehr klar machen, welches unsere religiöse Eigenart sei, wie sie im Rahmen der gesamtkirchlichen Frömmigkeit ihre Berechtigung habe und was für Ausblicke auf die ernste Zukunft nach diesem Kriege sie uns eröffne.

Nur der Unverstand wird leugnen wollen, daß es auch in der kirchlichen Frömmigkeit nationale Eigenarten gebe. Denn, wenn auch das Wesen der katholischen Religion überall dasselbe ist, so ist doch die Gestalt, in welcher dieses Wesentliche bei den einzelnen Bekennern des Christentums sich auswächst, mannigfaltig und reich wie die Spielarten organischer Naturgebilde. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sah die Hauptstadt der katholischen Christenheit zwei Reformatoren und Ordensgründer in ihren Mauern, von denen jeder das Wesentliche der kirchlichen Frömmigkeit so vollkommen in sich verkörperte, daß die Kirche beide der Ehre der Altäre gewürdigt hat. Und doch, welch ein Unterschied bestand — sogar bei denselben Zielen, denselben Zeitläuften, derselben örtlichen Umgebung — zwischen dem militärisch strengen Ignatius von Loyola, der die straffe Organisation der Gesellschaft Jesu geschaffen hat, und dem kindlichen Philippus Neri, auf dessen Rücken die kleinen Buben von Trastevere ihre übermütigen Sprünge und Purzelbäume machten! Um wieviel größer ist also der Spielraum für die mannigfaltige Ausgestaltung desselben kirchlichen Christentums bei ganzen Völkern, deren klimatische, wirtschaftliche, politische und psychologische Verhältnisse einen so verschiedenartigen Grund und Boden für den Samen des Evangeliums abgeben!

* Über die Organisation dieser Denunziantenklique und ihre Zentrale in der Maison S. Pierre am Corso Umberto I Nr. 113 zu Rom hat die ‚Katholische Kirchenzeitung für Deutschland' noch kurz vor Kriegsausbruch in ihrer Nr. 40 vom 5. Juli 1915 interessante Enthüllungen aus dem ‚Düsseldorfer Tagblatt' veröffentlicht. Was dort zu lesen stand, begegnete sich nahe mit dem, was mir kurz zuvor ein belgischer Priester in Rom selber aus guter Quelle hierüber mitgeteilt hatte.

Schauen wir doch nur zurück in die Frühzeit der Kirche unter den Heiden. Da finden wir die philosophisch und dialektisch geschulten Griechen, welche vorwiegend verstandesmäßig sich des christlichen Gedankens bemächtigen und über die dogmatische Formulierung seiner Grundlehren sich Jahrhundertelang bestreiten und bekämpfen, bis für alles der schärfstmögliche Ausdruck gefunden ist. Da sehen wir die leidenschaftlichen, phantasiebegabten Syrer, welche durch die inbrünstige Annahme desselben Christentums in sich einen unendlich reichen Quell von Liedern erwecken, in welchen die Christusminne und der Marienpreis funkelnd und perlend ihrer Dichterseele entströmt. Nie ist leidenschaftlicher in der Seele Unserer Lieben Frau gewühlt worden, als von jenen syrischen Verfassern der ältesten Marienklagen, in welchen sogar der absurde Einfall von Selbstmordgedanken der Gottesmutter am Karfreitag dem Überschwang des dichterischen Hineinfühlens entspringen konnte;* kaum je sind aber auch so wunderbare Lieder der ringenden Liebe zu Christus, dem Hirten und Meister der Seelen, gesungen worden, wie wir sie aus den Nachtgesängen der Mönche in der sketischen Wüste vernehmen.**

Und wenn der Grieche mit theoretischer Gedankenschärfe, der Syrer mit glühender Seeleninbrunst das Christentum annahm, so fand die Kirche bei den Römern, deren juristische Begabung altüberliefertes Erbteil war, nicht nur den Sitz ihres rechtlichen Oberhauptes, sondern auch frühzeitig die Festlegung jener nüchternen, klaren Rechtsgrundsätze, welche für die einheitliche Organisation und Disziplin der immer weiter den Erdkreis überspannenden Gemeindebildung unerläßliche Notwendigkeit war.

Niemand wird, wenn er die erwähnten nationalen Eigenarten anerkennt, behaupten wollen, daß es den von innerem Feuer glühenden Syrern an dogmatischen Theoretikern, den juristisch kühlen Römern an liederreichen religiösen Dichtern, den spekulativ veranlagten Griechen an klugen Praktikern und scharfen Juristen gefehlt habe. Die nationale Eigenart ist nichts Ausschließliches, sie ist nur etwas Vorwiegendes. Aber dieses Vorwiegende erkennen, heißt dem Verständnis für das kirchliche Leben eines Volkes näher kommen.

* * *

Wenn wir uns fragen, welches wohl die nationale Eigenart der deutschen Frömmigkeit sei, so mag zunächst der Blick des geistigen Auges suchend über die verschiedenen Regungen und Früchte unserer katholischen Religiosität im letztverflossenen Jahrhundert dahingleiten. Sind wir den Griechen verwandt, weil wir in neuerer Zeit eine stattliche Anzahl hervorragender Dog-

---

* Anton Baumstark, ‚Die syrisch-griechische Marienklage', Zeitschrift Gottesminne VI (Münster 1906) 208 ff., näherhin 226.

** Proben davon in meinen Nachdichtungen: ‚Nachtgesang der Mönche in der Wüste', nach dem Syrischen des Isaak v. Ninive, Zeitschrift „Heliand' III (1911) S. 1, 193 und 353.

matiker unser eigen nennen durften, welche durch die Brandungen der deutschen Geisteskämpfe des 19. Jahrhunderts hindurch uns klarblickende Führer gewesen sind? Namen wie Möhler, Staudenmaier, Heinrich, Kleutgen, Scheeben, Kuhn, Schell, um von Lebenden zu schweigen, werden wir in Deutschland doch immer mit Dankbarkeit nennen. — Oder sind wir den Syrern verwandt, da wir gerade im neunzehnten Jahrhundert eine literarische und lebendige Wiedererweckung der religiösen Poesie des Mittelalters erlebt haben, aus der gar manches an die Inbrunst jener orientalischen Dichtungen der Vorzeit erinnert? Man denke an die von dem Dichter Brentano aufgezeichneten Gesichte der Katharina Emmerich, an die Leidensbetrachtungen und Marienklage der wieder zu hohen Ehren gelangten Mystiker und Dichter Heinrich Seuse, Friedrich Spee und Angelus Silesius, an die betenden Gedichte der frommen Luise Hensel und der tiefgründigen Annette von Droste. — Oder sind wir den Römern verwandt, weil die rechtlichen Kämpfe zwischen Staat und Kirche bei uns zu so strengen Betonungen der juristischen Ansprüche und so vorbehaltlichen Anerkennungen des jeweils Erreichten geführt haben? Bischöfe wie Klemens August zu Droste-Vischering, Kardinal v. Geissel, Freiherr v. Ketteler, Hermann von Vicari und Konrad Martin sind gewiß in der Wahrung ihrer Befugnisse von wahrhaft römischem Rechtssinn geleitet gewesen.

Dennoch, niemand wird behaupten wollen, daß die nationale Eigenart der deutschen Frömmigkeit in einer besonderen Vorliebe für verstandesmäßige Spekulation über die Dogmen bestehe; auch nicht, daß die vorwiegend poetische und leidenschaftliche Hineinfühlung in das dichterisch Schöne der katholischen Religion diese Eigenart bezeichne; und schließlich ebenso nicht, daß wir das Christentum hauptsächlich juristisch zu erfassen gewohnt seien.

Nein, bei aller Freude über den teilweisen Mitbesitz dessen, was wir bei anderen Völkern in reicherem Maße finden, erfreuen wir uns darüber hinaus noch an etwas eigentlich Deutschem, was unserer Auffassung und Aneignung des Christentums seine Besonderheit gibt. Wer in Friedenszeiten vom Süden heimkehrend, am Oberrhein zum erstenmal wieder deutschen Reichsboden betrat und dann vielleicht im Freiburger Münster die erste größere Stadtgemeinde beim Gottesdienst beobachtete, dem stellte sich diese Eigenart gleichsam sinnenfällig vor Augen: An Sonn- und Werktagen während der Meßfeier die Kirche immer voll von Menschen, und über diesen Menschen eine so tiefe andächtige Stille, daß man während der heiligen Wandlung ein Blatt könnte zu Boden fallen hören. Was hier und in anderen Kirchen unserer Heimat sichtbar in die Erscheinung tritt, das ist ein Doppeltes: eine gemütstiefe Innerlichkeit und eine aufs Wesentliche gerichtete Pflichttreue der breiten Volksmassen.

Beides ist altes deutsches Erbgut. Es ist bezeichnend, daß während der Verfallzeit des Spätmittelalters das innerlichste Andachtsbuch der kirchlichen Literatur von einem Deutschen geschrieben wurde: des Thomas

a Kempis ‚Nachfolge Christi'. Und es ist wiederum bezeichnend, daß die stärkste philosophische Gegenwirkung gegen all das seichte utilitaristische, ästhetische oder brutal instinktive Moralgerede der englischen und französischen Aufklärungsphilosophie durch die strenge Pflichtenlehre der Ethik Kants und Fichtes geschah.

Mögen andere Völker eine größere Geschmeidigkeit und Stilschönheit der religiösen Geste und Sprache besitzen; dem Deutschen ist die Religion etwas vorwiegend Innerliches, ein gebärdenarmes, stilles Aufblicken zu Gott, und ein tiefes Durchdrungensein von den heiligen Pflichten, welche die Kirche ihren Kindern auferlegt. Mögen andere Völker gewandter sein im Huldigen und — Fordern vor den Thronen der irdischen Stellvertreter Christi; der deutsche Katholik liebt vor allem den Thron des eucharistischen Heilands selber und die schlichten Gnadenorte Unserer Lieben Frau; vor den Würdeträgern der Kirche aber beugt er sich lieber in ausführendem Gehorsam als in deklamatorischen Ergebenheitsreden. Mag es anderen Völkern eher gelingen, aus ihrem Schoße auffallende Heiligengestalten hervorzubringen und ihnen nicht nur die enthusiastische Bewunderung der eigenen Volksgenossen, sondern durch geschickte Propaganda auch internationale Verehrung zuzuführen; — das deutsche Volk ist stärker in der Herstellung eines guten religiösen Durchschnittes in breiten Volksmassen, so daß bei ihm die Seelsorge wirklich der Arbeit jenes Weibes im Evangelium gleicht, das den Sauerteig unter das Mehl mengte, bis alles durchsäuert war (Mth. 13, 33).

* * *

Die Geschichte der religiösen Wiedergeburt der Katholiken Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert bezeugt unverkennbar diese Eigenart der deutschen Frömmigkeit.

Als der äußere Reichtum der Kirche in unserem Vaterland durch die politischen Umwälzungen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dahin war und das Innenleben der Gemeinden in nüchternem Staatskirchentum erstickt zu werden drohte, da setzten zunächst rein innerliche Gegenbewegungen ein, deren schließlicher Erfolg dann zu Ende des Jahrhunderts in einer erfreulichen Fülle äußerer Leistungen bestand. Die katholische Romantik der Stolberg, Schlegel, Diepenbrock und Görres; die ganz aufs Innerliche gerichtete religiöse Volksliteratur höheren Stiles der Sailer, Hirscher und Alban Stolz; die apostolische Tätigkeit des seligen Clemens Hofbauer und die einflußreiche Wirksamkeit des edlen Johann Adam Möhler; die um die Mitte des Jahrhunderts einsetzenden, rein aufs Wesentliche gehenden Missionsreisen der deutschen Jesuiten; die ganz auf die theologische Vertiefung zielenden Bestrebungen der Mainzer Zeitschrift ‚Der Katholik', und der ‚Tübinger theologischen Schule'; das sind nur die hervorragendsten Erscheinungen einer an tiefinnerlichen Persönlichkeiten und Leistungen reichen kirchlichen Renaissance, die das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch in Deutschland angehalten hat. Als der Boden im Innern der Herzen bereitet war, gab es keine großen Schwierigkeiten mehr für die Umsetzung der reli-

giösen Gesinnung in die organisierte äußere Arbeit. Das zähe Pflichtbewußtsein der Deutschen, das der inneren Überzeugung gerne die praktische Betätigung folgen läßt, war der wichtigste Bundesgenosse der großen Führer unseres katholischen Volkes, als es im neugeeinigten Kaiserreiche sich darum handelte, die Rechte der Kirche politisch zu erkämpfen und den sozialen Einfluß der Kirche auf alle Kreise des Volkes auszudehnen.

Es gab keine einzelstaatlichen, keine politischen und ständischen Sonderinteressen für die Katholiken unseres Vaterlandes, als das deutsche Zentrum ihnen versprach, die Rechte ihrer Kirche gegenüber staatlichen Angriffen und Übergriffen zu verteidigen. In Scharen und mit religiöser Begeisterung strömten der rein politischen Partei die katholischen Wähler aus allen Ständen und allen Gauen des Vaterlandes zu, weil sie ihre kirchlichen Interessen, an denen sie mit tiefster Innerlichkeit und höchster Pflichttreue hingen, bei ihr am besten geschützt sahen. Es gab keine Nachgiebigkeit gegen die Lockungen der freien wie der nationalen und der gelben Gewerkschaften für die breite Masse unserer katholischen Arbeiterschaft, als sie den Schutz ihrer wirtschaftlichen Ansprüche und ihrer katholischen Überzeugung am besten gewährleistet sahen durch die Zusammenarbeit interkonfessioneller christlicher Gewerkschaften und konfessioneller Arbeitervereine. Es gab für die katholische Studentenschaft und ihre Altherrenkreise kein Zögern und Bedenken, trotz des Hohnes und der Befehdung durch die eingesessenen Universitätsverbindungen älteren Stiles, als ihnen innerlich klar geworden war, daß nur ein Zusammenschluß in katholischen Zirkeln und Vereinen die Vorbedingungen schaffen könne, um in akademischen und allgemein gebildeten Kreisen dem katholischen Gedanken wieder durchdringende Macht zu verleihen.

Eine weitverzweigte katholische Presse sorgte alsbald für politische und wirtschaftliche, schöngeistige und wissenschaftliche Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Und dadurch wirkte die Erfüllung äußerer Pflichten wieder zurück auf die innerliche Vertiefung unseres Volkes: das Interesse und Verständnis für die dogmatischen Grundlagen unserer religiösen Betätigung wuchs bei den Laien in erfreulicher Weise; die apologetische Abwehr gefährlicher geistiger Strömungen des in Weltanschauungsfragen so ungemein regsamen deutschen Volkes hielt wacker Schritt mit der Zeit; vor allem aber wuchs das Innerlichste des Christentums immer blühender heran: die katholische Liebestätigkeit und der häufige Empfang der heiligen Sakramente.

Wer hätte es wohl in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für möglich gehalten, daß eine Zeit nahe sei, in welcher es einen Caritasverband für das katholische Deutschland geben würde, eine Zeit, in welcher Arbeitervereine, Studentenvereine, Männervereine, Burschenvereine, Gesellenvereine ihre Mitglieder jährlich zwei- und viermal gemeinsam zum Tische des Herrn führen würden? Und wer hätte in jenen Jahren ahnen können, daß die Mitgliederzahlen dieser Verbände so erfreulich große sein würden, wie sie es tatsächlich geworden sind?

Im inneren Gemüt, leidenschaftslos, aber tief ergriffen und erfaßt, hat der katholische Geist im neunzehnten Jahrhundert unsere deutschen Herzen ernstlicher als je zuvor durchsäuert und aus ihnen heraus, durch stille Erfüllung der wesentlichen Pflichten des kirchlichen Lebens, jene staunenswerten äußeren Erfolge sprießen lassen, für welche wir Gott nicht genug Dank sagen können. Anlaß zum Stolze kann uns dies nicht werden. Denn Gott ist es, der sowohl das Wollen als das Gedeihen gab. Ihm danken wir die äußere Führung unseres Volkes, das nach des Reichskanzlers schönem Bekenntnis vom 19. August 1915 von einem gütigen Schicksal durch viele Leiden zur sittlichen Größe emporgeführt worden ist, ihm danken wir auch die inneren Kräfte der Natur und der Gnade, die in den Einzelseelen unseres Volkes, den leitenden und den geleiteten, am Werke gewesen sind, um uns Gott näher zu bringen.

* * *

Auch der große Krieg der Gegenwart hat, was unser Vaterland betrifft, dieser Aufwärtsbewegung von neuem Zeugnis gegeben. Man denke nur an den Unterschied der religiösen Erregung im Sommer 1870 und im Sommer 1914! Weder Priester noch Laien können sich entsinnen, daß im Juli 1870 ein solcher allgemeiner Andrang der ausrückenden Soldaten zu den hl. Sakramenten stattgefunden habe, wie dies im August 1914 der Fall war. Damals zog der katholische Soldat ins Feld, geleitet von einem nachgerufenen ‚B'hüt dich Gott!' und auf den Lippen ein frommes ‚Mit Gott!' — Diesmal aber wurde zu jeder Tages- und Nachtzeit Beicht gehört und Kommunion ausgeteilt, in den Kasernen wurden Stuben für den Empfang der Sakramente eingeräumt; und vom ersten Tage des Krieges an sammelten sich die Zurückbleibenden allabendlich in gemeinsamen Betstunden. Noch dauern diese kirchlichen Andachten in unserer Heimat an und geben jedem, der Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, deutliche Kunde von dem, was deutsche Frömmigkeit heißt. Obwohl die gemeinsamen Andachtsübungen Tag für Tag sich wiederholen, obwohl sie teilweise recht ausgedehnte Zeit in Anspruch nehmen, obwohl begreiflicherweise der erste stürmische Eifer nicht Monate und Monate hindurch anhalten konnte, obwohl so viele Männer im Felde sind und den Männern und Frauen zu Hause vermehrte Arbeitslast aufgebürdet ist, sind die Kirchen in unseren Städten jeden Abend voll auf der Männerseite wie auf der Frauenseite, und mit den Zivilröcken mischt sich das Feldgrau der Urlauber und der Verwundeten. Ich habe diesen Kirchenbesuch seitens der Soldaten auch in Feindesland zu beobachten Gelegenheit gehabt, und ich freute mich, auch in den manchmal herb getadelten Etappenorten Frankreichs die feldgraue deutsche Uniform zahlreich beim Gottesdienst und Sakramentenempfang, und einsam während stiller Ruhestunden in den Domen und Kirchen der Städte zu finden. — Auch in den Quartierorten unmittelbar hinter der Feuerlinie konnte ich die andauernde Frömmigkeit vieler bemerken; und wer als Beichtvater in Orten mit vielen Lazaretten oder Garnisonen wirkt, kann immer

wieder von neuem sich an der religiösen Pflichttreue solcher erbauen, die aus dem Felde für kurze Zeit in die Heimat entlassen sind.

Das ist nicht zu verwundern. Die seelsorgliche Rührigkeit der vergangenen Jahrzehnte hat vorgearbeitet. Ich habe in Friedenszeiten gerne der Anregung gefolgt, bei Soldatenbeichten auszuhelfen, und habe mir oft gesagt: Die schlichte, aufrichtige Art, mit welcher die Mannschaften in der Advents- und Osterzeit ihre Andacht machten, jeder nach der Formel und Gewohnheit seines Heimatortes, stellt den Heimatpfarrern wie den Militärseelsorgern ein gleich vortreffliches Zeugnis aus. Mit besonderem Interesse erinnere ich mich in diesem Zusammenhang des Besuches eines jungen italienischen Studenten, der durch internationale Universitätsstudien und Landbereisungen sich auf die politische und diplomatische Laufbahn in seinem Vaterland vorbereitete. Er sprach, wie alle Italiener, mit Begeisterung von Italien und rühmte, daß das italienische Heer die preußische Zucht und Disziplin nun auch sein eigen nenne. ‚Früher', sagte er, ‚war die Schlagfertigkeit und straffe Ordnung der Armee ein eigentlich deutscher Vorteil, den Sie allen anderen Völkern voraus hatten. Heute ist dies nicht mehr der Fall; die Ordnung und Zucht ist Gemeingut aller Armeen Europas, sicherlich der unsrigen geworden. Ihre deutsche Überlegenheit in militärischer Hinsicht ist vorbei.' — Ich war eben von der Adventsbeichte der Soldaten zurückgekommen. Darum fragte ich den jungen Mann: ‚Zugegeben einmal, was Sie behaupten! Aber können Sie auch in Ihrem italienischen Heere die katholischen Soldaten zweimal im Jahre zur gemeinsamen Beicht und Kommunion in die Kirche führen und dabei erleben, daß die Leute nicht nur zum allergrößten Teil mitmachen, sondern auch die Beichte wirklich mit Ernst und Aufrichtigkeit ablegen, wie sie's in der Schule gelernt und im Jünglingsalter geübt haben?' — Der Italiener gestand verlegen: ‚Nein, das ist in Italien nicht möglich.' — —

Der große Krieg hat uns deutsche Katholiken seelisch und religiös nicht unvorbereitet gefunden, und darum hat er denn auch zunächst ein wahres Pfingstwehen des Heiligen Geistes bei uns einsetzen sehen. Es war eine Lust, zu leben, in jenen ersten Monaten des Krieges. Die Zeit des lauten Enthusiasmus ist nun vorbei. Aber die ruhige Innerlichkeit des deutschen religiösen Wesens und die aufs Wesentliche gehende Pflichttreue der Volksmassen hat angedauert und hat uns zu Hause, wie denen im Felde, gleichermaßen geholfen, in Gebet und Gottvereinigung das tausendfache Todes- und Trennungsleid der Fallenden und Zurückbleibenden stillergeben zu tragen und die vielgestaltigen Lasten und Opfer, welche die Kriegsaufgaben uns aufgebürdet haben, mit unentwegter Ausdauer täglich neu auf uns zu nehmen.

‚Wir müssen uns hüten,' sagte vor dreiviertel Jahren Georg Pfeilschifter, im Hinblick auf die religiöse Bewegung zu Anfang des Krieges, ‚wir müssen uns hüten, aus diesem Tatbestand voreilige Schlüsse zu ziehen über eine religiöse Neugeburt des ganzen deutschen Volkes. Wir hoffen,

daß sie kommen wird, aber sie ist noch nicht da. Jetzt ist die Zeit der Aussaat und des Wachstums, aber noch nicht die Zeit der Ernte. Es wäre verhängnisvoll, wenn wir die Höhenlage des Außerordentlichen, des Heroischen, des Enthusiastischen in unserem religiösen Leben jetzt während des Krieges mit jener religiösen Wiedergeburt verwechseln würden. Diese religiöse Hochspannung während des Krieges ist kein Dauerzustand. Das ganze religiöse Leben wird mit dem Ende des Krieges wieder herabsinken in eine konstante Normallage. Erst wenn das geschehen ist, wird sich zeigen, wieviel wir an wahrer tiefchristlicher Religiosität und an den stillen Dauertugenden der christlichen Sittlichkeit zugenommen haben."*

Ich möchte heute, nachdem der Krieg schon über ein Jahr andauert, weiter gehen und sagen: Eine gewisse Normallage ist wohl schon wieder erreicht und sie ist im ganzen erfreulich. Wenn wir auch die immer noch vorhandene religiöse und sittliche Gleichgültigkeit vieler durchaus nicht leugnen, so sind doch einige Tatsachen unverkennbar: Es wird noch immer mehr gebetet als vor dem Krieg; es werden viel mehr männliche Tugenden geübt als vorher; es werden insbesondere viel mehr opferreiche Werke der Liebe getan als früher. Das sind doch deutliche Zeichen dafür, daß der Krieg kein religiöses Strohfeuer entzündet hat, sondern nur die tatsächlich vorhandene Religiosität heller aufleuchten gemacht hat. Die Zeit der Aussaat und des Wachstums ist aber heute nicht in höherem Maße vorhanden als nach dem Kriege. Ja, sie wird dann erst recht lebhaft einsetzen müssen.

* * *

Einen Kulturkampf der Regierungen gegen die katholische Kirche haben wir nach diesem Friedensschluß nicht zu befürchten. Aber der Wettstreit der Weltanschauungen und der Konfessionen wird mit erneuter Kraft einsetzen. Da gilt es dann, die Eigenart unserer deutschen katholischen Frömmigkeit mit allen Kräften zu pflegen und sie vor den ihr drohenden Gefahren zu schützen. Der Boden für diese Arbeit ist besser bereitet als vor dem Krieg. Denn die Erinnerung an den religiösen Ernst so mancher durchlebten Kriegsstunde wird aus den Mitkämpfern dieser Tage nicht mehr ganz verschwinden können. Auch ist Gott sei Dank eine der häßlichsten Waffen gegen Kirche und Christentum im Kriegslärm stumpf geworden, nämlich der Spott und Hohn, der sich früher in Zeitungen und Zeitschriften ununterbrochen über das Heiligste ergoß: die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse sind also der zielbewußten Weiterarbeit im ganzen günstig. Die Gefahren, welche trotzdem bestehen bleiben, verkennen wir aber nicht.

Die ruhige Innerlichkeit des Deutschen ist ein fruchtbares Erdreich für echte Religiosität. Doch sie schließt auch die Neigung in sich, zu grübeln und eine nicht tief genug erfaßte religiöse Überzeugung unter dem Einfluß

* G. Pfeilschifter, ‚Religion und Religionen im Weltkrieg', auf Grund des erreichbaren Tatsachenmaterials dargestellt. Freiburg i. Br. (Herder), Ende Februar 1915, S. 104 f.

stärker wirkender Zweifel oder ärgerlicher Beobachtungen preiszugeben. Menschen anderer Nationalitäten mögen leichter infolge sittlicher Oberflächlichkeit ihren Glauben praktisch dahin werfen; sie kehren aber auch leichter unter irgendwelchem äußeren Einfluß ohne lange Prüfung zum primitiven Kinderglauben zurück, lassen den Santo Bambino an ihr Krankenbett bringen oder geloben irgendeine Wallfahrt, eine Wachskerze oder eine Votivtafel für die Erhörung ihrer Bitten. Dem Deutschen dagegen droht gerade infolge seiner Innerlichkeit mehr der Verlust seiner ganzen Überzeugung, wenn diese nicht gründlich genug fundiert war, und dann ist die Rückkehr zum wahren Glauben besonders schwer. War nicht der Ausgangspunkt der großen Glaubensspaltung in Deutschland gerade die Reaktion der religiösen Innerlichkeit eines sächsischen Mönches gegenüber der religiösen Äußerlichkeit ärgerlich dahinlebender kirchlicher Würdenträger?*

Die Gefahr zu ähnlichem wird immer bestehen bleiben, so lange es nicht Engel, sondern Menschen sind, welche die kirchlichen Ämter bekleiden, und so lange innerlich veranlagte Naturen, ohne gründliche Einführung in die Tiefe und Lebenswahrheit der kirchlichen Lehre, dem Treiben dieser Menschen mit kritischem Auge zuschauen. Mag die altkatholische Bewegung in Deutschland immerhin ihre vorübergehende Ausbreitung mehr der politischen als der religiösen Beeinflussung der Massen verdankt haben; bei mehreren ihrer Führer wird man wahrhaft innerliche Beweggründe nicht wegleugnen können. Und unter den wenigen Modernisten deutscher Zunge, die wir in unseren Tagen durch literarische Leistungen kennen lernen und beurteilen können, findet sich gewiß mancher, bei welchem eine irregeleitete Innerlichkeit den Grund für seinen Abfall bildete.**

Diese Gefahr unserer deutschen Eigenart wollen wir klar in's Auge fassen und ihr für die Zeit und in der Zeit nach dem Kriege mutig zu begegnen suchen. Das Mittel hierzu wird eine noch weiter gehende Vertiefung des religiösen Unterrichtes und der religiösen Gewöhnung sein müssen, wofür die Ansatzmöglichkeiten in unseren Vereinen, Hochschulkursen, Akademikervorträgen und Zeitschriften längst reichlich vorhanden sind und auch seither schon fleißig nutzbar gemacht wurden.

* Man mißverstehe dies nicht! Ich rede hier nur vom Ausgangspunkt; daß Luther aus seinem berechtigten Abscheu gegen die Sittenverderbnis der römischen Kurie und vieler deutscher geistlicher Häuser schließlich infolge geistigen Hochmutes zur Bekämpfung der ganzen kirchlichen Organisation und zur hartnäckigen Irrlehre fortgeschritten ist, ändert nichts an der Tatsache, daß der Anfang seines Abfalls eine Reaktion irregeleiteter Innerlichkeit gegen himmelschreiende Veräußerlichung gewesen ist. Seine Hinneigung zur deutschen Mystik des 14. Jahrhunderts war kein äußerlicher Zufall, wenn er auch das Tiefste jener Schriften leider arg verkannt hat. Siehe Hartmann Grisar S. J., Luther I (Freiburg 1911) S. 92 ff. Der wahre Ausgangspunkt und die mitwirkenden Faktoren, insbesondere S. 96 f.

** Ich erinnere an einen Aufsatz ‚Priester ohne Kelch und Altar' von Philipp Funk, der vor einigen Jahren im ‚Neuen Jahrhundert' erschien und der auf jedes fühlende Priesterherz erschütternd wirken muß.

Werden wir hinsichtlich der inneren Vertiefung unserer deutschen Frömmigkeit nach dem Kriege nur einfach die früher schon betretenen Bahnen mit größerer Eindringlichkeit weiter zu verfolgen haben, so auch bezüglich der Auswertung der deutschen Pflichttreue. Nach wie vor werden wir uns bemühen müssen, unser Volk, Gebildete und Ungebildete, auf das Wesentliche, was getan werden muß, hinzuweisen: Treue und Regelmäßigkeit im Besuch der hl. Messe und im Empfang der hl. Sakramente, Liebe, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit im sozialen Zusammenleben der Stände. Allen Verflachungsversuchen entgegen werden wir daran festzuhalten haben, daß die Quelle aller übernatürlichen Kräfte im heiligen Meßopfer fließt, daß die besonderen Gnaden für unser sittliches Leben uns aus den Sakramenten zuströmen, daß die durch ihren würdigen Empfang geförderte unablässige Selbsterziehung der Einzelseelen die beste Grundlage für alles gedeihliche Miteinanderleben der christlichen Gesellschaft bildet.

Vor zwei Gefahren haben wir uns dabei zu hüten: Einmal, daß wir nicht aus der berechtigten Wertschätzung und Höherschätzung des Wesentlichen, eine Geringschätzung und Unterschätzung mancher mehr peripherischen Erscheinungen des religiösen Lebens herauswachsen lassen, welche ihren hohen Wert und ihre Bedeutung neben dem Wesentlichen behalten. Es würde von wenig kirchlichem Sinne zeugen und an die Auswüchse der Aufklärungszeit erinnern, wenn wir die Pflege gewisser neuerer Andachten, welche die Kirche gutheißt und empfiehlt, hochmütig von uns weisen wollten, oder die schöne Sitte des Wallfahrens in weiser Einschränkung, oder gewisse ortsüberlieferte kirchliche Bräuche und Festlichkeiten aus Liebe zum Wesentlichen verachten wollten. Der Schaden, der aus solcher unberechtigter Verachtung erwüchse, wäre eine unnötige, vielleicht verhängnisvolle Versäumung zahlreicher Gnaden, die aus diesen Andachten und Bräuchen quellen. Liebevolle Leitung und maßhaltende Angewöhnung des Volkes wird auch hier die Aufgabe der kirchlichen Seelsorge gegenüber Gebildeten und Ungebildeten sein.

Eine zweite Gefahr bei der aufs Wesentliche gerichteten religiösen Pflichttreue des Deutschen besteht darin, daß dieses Wesentliche in allzu unklarem Sinne gefaßt wird. Wir teilen die kindischen Besorgnisse nicht, welche berufsmäßige Verdächtiger der deutschen Katholiken im Ausland und Inland unausgesetzt gegen unsere politischen und sozialen Organisationen geltend gemacht haben und noch immer machen. Nur geben wir zu, daß gerade bei der in Deutschland so dringend notwendigen Zusammenarbeit von Katholiken und Protestanten auf allen Gebieten das wesentlich Katholische mit besonderer Sorgfalt gegenüber allen Verwischungsversuchen deutlich gemacht und dem Bewußtsein der Katholiken deutlich erhalten werden muß. Aber auch dies wird erreicht werden durch unbeirrtes Weiterarbeiten auf den längst betretenen Bahnen des über die Schule hinaus erweiterten religiösen Unterrichtes und der gemeinsamen religiösen Gewöhnung.

Möge eines noch besonders erwähnt werden, wenn wir der Zukunft gedenken. Zu dem Wesentlichen des katholischen Christentums gehört die

Liebe zum Mitmenschen. Sie ist das Vermächtnis und Hauptgebot des Heilands. Hand in Hand mit dem Ausbau der auf Gerechtigkeit zu gründenden sozialen Organisationen im neuen Friedensland wird der Ausbau unserer caritativen Organisationen in Deutschland gehen müssen, damit der Geist der Liebe nicht untergehe im Kampf um Rechte und Besitz, sondern vielmehr allen innerlichen Umgestaltungen des deutschen Volkskörpers im Frieden sein verklärendes Siegel aufdrücke.*

* * *

Gemütstiefe Innerlichkeit und auf's Wesentliche gerichtete tätige Pflichttreue haben wir als die vorwiegende Eigenart der deutschen Frömmigkeit erkannt. Der große Krieg hat unsere Soldaten nicht verroht und verflacht, unser Volk zu Hause nicht religiös enttäuscht und verwirrt, sondern im Gegenteil, die beiden genannten Grundzüge unserer Religiosität im Feld und in der Heimat nur verstärkt und verschönt. Die Andersgläubigen und Andersdenkenden haben infolgedessen die Kraft und Würde unserer katholischen Frömmigkeit achten gelernt, und wenigstens in der breiteren Öffentlichkeit die Roheiten ihres Spottes und Witzes eingestellt. Die Regierungen im Reich und in den Bundesstaaten haben im Verhalten der Militäroberleitung hinsichtlich des Schutzes und der Beförderung eifriger katholischer Religionspflege ein sicherlich nachhaltig wirkendes Vorbild vor Augen, das uns die Gewißheit gibt, daß ein staatlich geschürter Kulturkampf im Reiche nicht so bald mehr eintreten wird. Dies alles eröffnet uns die Aussicht, daß, wenn der Friede einst wird hergestellt sein, das kirchliche Leben der deutschen Katholiken seine bisherige Eigenart nicht aufzugeben braucht, um inmitten der Brandung durcheinanderwirbelnder Weltanschauungen im Vaterland, und gegenüber der anders gearteten kirchlichen Frömmigkeit nichtdeutscher Länder, mit Ehren und zukunftsfroher Zielklarheit weiterblicken und reifen zu können. An uns liegt es, unserer Schwachheiten bewußt, gewissenhaft mitzuwirken mit den Kräften und Gnaden, die der Herr unserem Volke gegeben hat. Gott aber wird der guten Aussaat auf Hoffnung das zeitliche und ewige Gedeihen nicht verweigern.

---

* Siehe ‚Ein bischöfliches Wort über die Aufgaben der katholischen Caritas in der Gegenwart', Zeitschrift ‚Caritas' XX (Freiburg 1915) S. 99 und Constantin Noppel S. J., ‚Eine Stunde der Entscheidung für die katholische Caritas, in ‚Stimmen der Zeit' 89 (Freiburg 1915) S. 201 – 211.

Die Sehnsucht nach dem Organischen im Lichte unserer Liturgie / Von Hermann Platz

Ein Meer vielgestaltigen, tieffurchenden Erlebens flutet durch die Lande, seitdem der Weltkrieg tobt. Nur eine bange Frage wird bei Betrachtung dieser seelischen Aufgeschlossenheit rege: Was haben diese notgeborenen, gefühlgetränkten, freischwebenden Erlebnisse für Lebens- und Zukunftswert? Wie können sie geordnet, in Beziehung gesetzt und verankert werden? Wie können insbesondere die religiösen Erlebnisse festgehalten, weitergeleitet und zu dauernd geregelter Auswirkung gebracht werden? Was können wir Katholiken tun zur Organisierung dieser religiösen Erlebnisse? Ehe der Versuch gemacht werden soll, eine so schwierige Frage zu beantworten, wird es notwendig sein, Klarheit darüber zu schaffen, was denn das Eigentümliche der Kriegserlebnisse, insbesondere der religiösen, ist. Es besteht meines Erachtens, von dem Moment der Gnade abgesehen, in der Sehnsucht nach dem Organischen. Dieser seelische Zwischenzustand war schon vor dem Weltkrieg infolge des Mißverhältnisses zwischen Kulturleistung und Seelenertrag außerordentlich häufig. Jetzt ist er fast endemisch geworden, seitdem der Krieg das technisch-materielle Gleichgewichtssystem, in dem wir so unheroisch dahinlebten, gestört hat. Die Tore zu dem Universum der Seele sind gewaltsam aufgesprengt, und staunend schaut der Weltkriegsmensch in die tiefen Abgründe, wo ein Nebelmeer von neuen Erlebnissen und Erwartungen auf und nieder wogt. Auf der Folie des tausendfältigen Todes, der uns wie eine Selbstverständlichkeit umgibt, gewinnt das Leben einen neuen Inhalt. Zu Zeiten erdrückt uns fast seine geheimnisvolle Größe. Wir spüren die Abhängigkeit von einem Übermächtigen, zu dem wir keine ordnungsgemäßen Beziehungen gewinnen, dessen Einwirkungen wir nicht wunschgemäß verwerten können. Vergebens suchen wir die Vergangenheit im Lichte dieses Neuen zu betrachten. Angstvoll möchten wir unsere Gegenwart an die schimmernden Sterne binden. Weit wogt der Gestaltungsdrang hinaus in die dämmernde Zukunft. Aber unerkennbar ist die Wahrheit, die herrscht; die Linie, die führt. Es fehlen die Worte, die das Neue nennen, die Formen, die es darstellen können. Der ungeheure Ernst, der täglich den Tod bringen kann, erzeugt nicht nur eine gewisse Sorglosigkeit dem Materiellen gegenüber, sondern auch eine Abkehr von allem eigenwilligen uferlosen Planen. Allerweltsbeglücker, Kulturfanatiker, Pangermanisten und ähnliche Leute würde man in Schützengräben vergebens suchen. Groß dagegen ist überall die Heimat- und Familiensehnsucht. Aus den Erschütterungen der Zeit möchte man sich in den einzigen Organismus retten, der wirklich Bestand hat und Frieden verheißt. Und wo das heilige Feuer früher schon halb erloschen war, da hat der Sturmwind der Zeit die glimmende Asche zu einer Glut entfacht, und schon wärmt es durch Raum und Zeit den Wehrmann auf einsamer Feldwache. So fallen in der Loslösung von Kulturarbeit und

Friedensleben viele Vorurteile. Schutt und dürres Geäst werden weggefegt. Und in erneuter Lebenslust springen verschüttete Quellen. Wo die Wegweiser fehlen, tappt man in linkischer Unsicherheit nach den verlorenen Zielen, greift man triebhaft nach den verachteten Geländern.

Everth nennt als Pole, um die sich das Gemütsleben des Feldsoldaten bewegt, Familienvorstellungen und Todesgedanken, und sie riefen sich, meint er, immer wechselseitig ins Bewußtsein. Zweifellos.* Aber der Kern dieses Zustandes, der bei allen entscheidenden Wendungen zutage tritt, ist doch die wichtige Frage: Warum soll ich in meiner Jugend, in meinen besten Mannesjahren sterben? Die stoische Ergebung in eine unabänderliche Notwendigkeit, der Gedanke, durch den Tod zur Rettung des Vaterlandes, der Gemeinschaft, der Kultur beizutragen, ist eine halbe Lösung, da diese Dinge weder absolute Wahrheit noch absolute Werte sind. Der Naturalist gibt ‚den Torsocharakter des Lebens zu', meint aber bisweilen, die größere Ehrfurcht vor dem gigantischen Irrationalen und Furchtbaren zu bewahren, indem er ihm sein heiliges Recht läßt, die Frage als Frage stehen läßt und nicht einmal auf Antwort wartet. Der nicht in ein System des Naturalismus eingesponnene einfache Mensch wird durch die Sehnsucht nach dem Organischen höher getrieben bis zu einem Punkte, wo die Disharmonie sich auflöst, bis zu einem Zentralen, das auch dieses Äußerste und Letzte trägt und klärt, bis zu einem Urguten, dessen Liebe auch bis in die entsetzliche Fragwürdigkeit hineinreicht. Gerade weil man in der Sphäre der härtesten und klarsten Tatsachen lebt und für all das Indirekte und Vermittelte, das für die Kultur, auch in ernsterem Betracht, bezeichnend ist, wenig Sinn hat, weil man Bestimmtheit und Substanz verlangt, bleibt man im Felde nicht bei Wortlösungen, bei Zwischenstationen stehen.

Der Feldsoldat streift auch so manches von dem alten Menschen ab, der sich mitten im Großstadtgewühl oft so unendlich einsam und ratlos gefühlt hat.

Die zu Sach- und Machtzwecken mißbrauchten Asphaltmenschen gewinnen neues Leben. Der eine entdeckt in dem andern den Menschen, die Seele. Jeder erscheint in der Aufgeschlossenheit des neuen Lebens als eine Eigengröße, als ein Eigenwert. Etwas von der Zärtlichkeit echtester Freundschaft verklärt die Beziehungen der zu härtestem Werk aufeinander angewiesenen Gefährten. Erlebnisse und Forderungen bringen so die Frontsoldaten in einen organischen Zusammenhang (Kameradschaftlichkeit), den man gespürt haben muß, um ihn verstehen zu können.

Es ist das Charakteristische dieser in so mannigfacher Weise sich äußernden Sehnsucht, daß sie das Echte und Ganze ahnt und ahnend will, aber von sich aus über gewisse Allgemeinheiten nicht hinauskommt, daß sie in allen Formen und Weisen des seelischen Gehabens wirksam ist, aber nur

---

* Von der Seele des Soldaten im Felde. Tatflugschriften 10 (1915).

selten in ihrer Zielstrebigkeit und Durchführbarkeit erkannt wird, daß sie Vergangenheit und Gegenwart überwinden möchte, aber weder zu dieser Überwindung noch zur Gestaltung der Zukunft aus sich heraus die Kraft aufbringt.

Soviel ist aber nach all dem klar, daß in dieser Sehnsucht nach dem Organischen eine Tatsache gegeben ist, die, wenn sie richtig gewertet und verwertet wird, eine neue Phase der Seelenkultur heraufführen kann.

Was ist nun der tiefste Sinn dieser aufdämmernden Sehnsucht? Die Deutung liegt nahe: Es ist die Sehnsucht der anima christiana, aus dem anthropozentrischen Chaos in den theozentrischen Kosmos zu gelangen.

Von den verschiedensten Anschauungen aus faßt man die Möglichkeiten des organischen Weltaufbaus ins Auge. Am nächsten bleiben dem anthropozentrischen Standpunkt die Individualisten, deren Gedankengänge, auch wenn sie religiöse Färbung haben, sich nur um Prüfung und Bewährung, Veräußerlichung und Verinnerlichung drehen. Trotz aller Enttäuschungen arbeiten auch Demokraten, Pazifisten und Naturalisten jeder Prägung nach wie vor an der Verwirklichung großer zwischenstaatlicher Bildungen, die endlich die Harmonie von Bürgerfreiheit und Weltfrieden bringen sollen, und in denen der Mensch zur Entfaltung all' seiner Kräfte und zum Genuß all' seiner Früchte kommen könnte.

Schon lange versucht der Imperialismus, oft verknüpft mit stark religiös gefärbten Tendenzen, ohne Rücksicht auf individualistische Forderungen, eine objektive Ordnung der Welt durchzuführen, bald mehr im Sinne wirtschaftlicher ‚Durchkapitalisierung des Erdballs', bald im Sinne politischer Germanisierung der Welt. Durch das deutsche Schwert, durch deutsche Organisation, durch deutsche Arbeit, durch deutschen Geist soll die verworrene Welt endlich stilisiert werden. Andere saugen wieder aus Geschichte und Tradition Form und Kraft des Organischen, das die durch den Weltkrieg heimgesuchte Welt heilen soll. Neben Katholiken sind es Rassenphilosophen und Wirtschaftspolitiker, denen eine Art Neugestaltung des mittelalterlichen Kaisertums vorschwebt.

Wichtiger als diese äußeren Formen wäre die Organisation und Kristallisation der geistigen Zusammenhänge, die Wiederherstellung eines geistigen Kosmos abgestufter Wahrheiten und festgelegter Werte. Es ist erklärlich, daß sich die Blicke der Nachdenklichen, denen eine erste Erkenntnis der Notwendigkeit organischer Formung aufgegangen ist, zunächst auf das Papsttum richten. In einer anderen Völkerbrandung (1870/71) hat sogar Bismarck in seinem angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten in einem Mann, der über die Gewissen von 200 Millionen Menschen verfügt, ‚einen großen Monarchen' gesehen. Der protestantische Theologe W. Köhler gesteht zu, daß in den Verlautbarungen Benedikts XV. die überweltlichen, übernationalen katholischen Ideen durchbrächen (Friede auf Erden, Feindesliebe, Versöhnung), und daß des Papstes Stimme erklinge wie die Stimme

Gottes über den Wassern, daß man auch auf protestantischer Seite dieses Mal etwas von der hehren Mission des Statthalters Christi gespürt habe. Und Max Scheler schreibt, das Heil, das in einer übernationalen spirituellen Autorität (in dem Papsttum) bestehe ..., werde gegenwärtig in der öffentlichen Meinung der gesamten Welt sehr stark spürbar.

Aber nur selten dringt der forschende Blick noch tiefer. Das Papsttum ist ja nur die monarchische Krönung, der sichere Hort einer Lebensgemeinschaft, die erst im höchsten Sinne organisch ist. In der Tat hat der urchristliche Gebetsgeist auf dem Felsengrund der geoffenbarten Wahrheit einen wunderbaren Kosmos geistiger Schönheit errichtet. Seit Jahrtausenden flutet das Gebet der gottgeweihten Seelen durch die heilige Liturgie und ihre urreligiösen gregorianischen Weisen. Wie am ersten Tage steht der eucharistische Christus im Herzen dieser spirituellen Wirklichkeit, und seine Gnade schlägt die ewige Brücke aus der sündverlorenen Welt in den Himmel unserer Sehnsucht. Das ist der theozentrische Kosmos, den die im Anthropozentrischen verhungernden Seelen zu tiefst ersehnen. Die folgenden Erwägungen sollen dazu dienen, der Sehnsucht nach dem Organischen eine Richtung zu weisen und die Angelegenheit der modernen Seele, besonders der Weltkriegsseele, für die Liturgie im weitesten und tiefsten Sinn darzutun.

Keine Freude kommt der gleich, die die Entdeckung des liturgischen Kosmos auslöst. Hier ist das höchste Gut in immerwährender Gegenwart, trägt und speist alle Glieder mit göttlicher Fülle und rückt alle Güter der Welt an den ihnen zukommenden Platz. Die Einheit aller ‚Heiligen' (Getauften) untereinander und in Christus, die Gemeinschaft der himmlischen und der irdischen ‚Kirche' ist die Grundlage für das Organische in der Liturgie. Der Lebensodem dieses ὄργανον ist die Gnade, d. h. das göttliche Leben, die Teilnahme am Sein Gottes. Trägerin und Vermittlerin der Gnade ist die Liturgie, aber nicht nur als äußere Form, sondern als lebendiges ‚Organ'. Diese Gott und Seelen verbindende Wirklichkeit erscheint dem aufgeschlossenen Blick so ungeheuer groß und wertvoll, daß alle anderen Wirklichkeiten wie von selbst liturgischen Sinn erhalten. Alles Sein und Leben, alles Wirken und Hoffen gewinnt erst in dem Maße Wert und Bedeutung, als es sich, direkt oder indirekt, bewußt oder unbewußt, einfügt in diese wunderbare Symphonie der Andacht und Liebe, der Hoffnung und Begeisterung, der Treue und der Verklärung, all der tausend- und millionenfältig gestimmten Hingabe, die sich entzündet an denselben Texten und Noten, Vorschriften und Überlieferungen; in diese Symphonie der Worte und Töne, der Düfte und Farben, der Zeichen und Gebärden, die, den liturgischen Vorschriften gemäß im Geiste der altchristlichen Glaubensinnigkeit durchgeführt, das höchste und vollkommenste Kunstwerk darstellen.

Der optimistische Naturalismus und Monismus, die technisch-materialistische Großkultur hatten eine ungeheure Verdunkelung und Verwischung des Sündenbewußtseins und der Läuterungsnotwendig-

keit zuwege gebracht. Die Philosophie hatte durch eine Ethik, die jenseits von Gut und Böse treten wollte, in den Chor eingestimmt. Wir litten alle mehr oder weniger an diesem schwindenden Sündenbewußtsein, an dieser untragischen Flachheit, an dieser unorganischen Aufgelöstheit, in der die Seele ihre königlichen Rechte und Pflichten vergessen zu haben schien. Wer sich in den Geist der Liturgie einlebt, der wird langsam, aber sicher von dieser Zeitkrankheit, die durch den Krieg schon etwas gebessert ist, genesen. Die Tatsache unserer Versündigung wird uns mit so unermüdlichem Ernste zu Bewußtsein gebracht, das Sündenbekenntnis so oft verlangt, die Entsündigung so grundsätzlich als Voraussetzung der Verklärung hingestellt, daß die alte Lauheit und Oberflächlichkeit ausgemerzt und die Ziele wieder himmelhoch gesteckt werden. Die Welt, das saeculum, und ihr Gepränge, pompa, bekommen wieder etwas von dem Sinn, den das Urchristentum damit verband.

Zwischen Versündigung und Verklärung steht das eucharistische Opfer, das die Quelle und Höhe aller liturgischen Gnadenvermittlung ist, um das sich das Gebet in ewiger Gnadensehnsucht rankt. In dem so wunderbar gestalteten eucharistischen Opfer bietet die Liturgie eine Wirklichkeit, die uns jederzeit in den Kern des Seins versetzt: in die Opfertat auf Golgatha, die die Zeiten scheidet.

Kraft der geheimnisvollen Solidarität, die Christus mit allen Menschen und alle Menschen in ihm verbindet, gewinnt das Einzelopfer Sinn und Wert und die Tragik der verschuldeten Seele ihre organische Entknotung. Durch Eingliederung in den Weltprozeß unsichtbarer Reichgottesgestaltung, wo Christus Quelle, Speise und Ziel ist, erhält auch das Opferleben des Weltkriegsmenschen seine Bedeutung. Wie gebannt sind die Blicke der Menschen auf die dampfenden Schlachtfelder und die sinkenden Schiffskolosse. Sie sehen nicht, daß der Krieg, von höchster Warte, nur der sinnfällige Ausdruck für die ungeheure Tatsache ist, daß die Seelenbewegung eine Kurve von entscheidender Bedeutung macht. Wir alle, die wir mit versehrt werden von dem Seelenbrandopfer der Zeit, seien wir zufrieden, daß wir nicht müßig zuzusehen brauchen! Fassen wir getrost unsere Leiden und Opfer als seelengeschichtliche Mission auf, die freudig bejaht, nicht bloß passiv hingenommen werden muß, als Nachfolge Christi und seiner Heiligen, die uns die Liturgie so oft und so eindringlich ans Herz legt.

Wir spüren es, wenn wir uns auch noch so zaghaft von der liturgischen Wirklichkeit erfassen lassen: diese Atmosphäre bringt Ordnung und Frieden in die Verworrenheit unseres Innern. Die wesentlichen Wahrheiten, in wohlbegründeter Folge und Abstufung und in eindrucksvoller Darbietung vor die Seele gestellt, vollziehen daselbst eine tiefgreifende Umgruppierung. Das Bewußtsein, im Kerne der Dinge zu stehen und dem Einzignotwendigen in Freiheit verbunden zu sein, erzeugt Sicherheit und Selbstverständlichkeit des Tuns. Im Lichte der ewigen Typen schrumpfen Eigenheiten und Liebhabereien zusammen. Pose und Pathos, Sentimen-

talität und Romantik schwinden. Schlicht ersteht der Kern der Persönlichkeit, und die Seele läßt den Duft des endlich gefundenen Friedens spüren.

In der Fülle der heilsgeschichtlichen Taten des Herrn, der Gestalten und Worte seiner Apostel und Heiligen aller Zonen und Zeiten geht das Kirchenjahr an dem miterlebenden Geiste vorüber und bringt dem Entwurzelten die Wucht und Größe der christlichen Vergangenheit nahe. Aus dem Chaos unserer seelischen Schwierigkeiten ziehen wir Linien zur Höhe des gottmenschlichen Lebens Christi, hinein in die stählende Atmosphäre des Urchristentums und bekommen so Wege und Maße zu fortschreitender seelischer Stilisierung. Das Bewußtsein, dem Heiland der Welt tätig nahe zu sein, Hand in Hand mit den voraufgegangenen Generationen der Ewigkeit zuzustreben, erzeugt in der Seele ein wunderbares Gefühl des Getragenseins, der Verankerung, des organischen Zusammenhangs mit einem Ganzen, das alles Wesentliche der geistigen Welt enthält.

Das ist es, was Barrès meinte, als er schrieb, um innerlich vorwärts zu kommen, müsse man sich mit einer immer größeren Anzahl von Dingen verbinden, und zugestand, daß jeder von uns in der Kirche seinen höchsten seelischen Ertrag finde. ‚Pax! Zauberwort, Formel einer uralten Sehnsucht der Menschheit nach Unterwerfung, nach Entbildung des Ichs, nach Überwindung der blinden streitbaren Natur.‘ Wer hätte den Schrei nicht vernommen, der sich schon lange aus Technik und Industrie, aus Großstadt und Sachkultur, und jetzt aus Weltkrieg und Weltnot loslöst: Frieden!

Von großer organisierender Bedeutung ist auch die Tatsache, daß die Liturgie neben dem Bittgebet vor allem auch das Lobgebet zur Geltung bringt. Das erstere will uns nicht recht aus der Alltäglichkeit befreien. Wir kleben leicht an den Kleinlichkeiten, die uns umdrängen. Das Lobgebet dagegen ‚verzehrt wie fressendes Feuer die todbringenden Sorgen‘, erfaßt die Welt als Kosmos und Gott als Urquelle aller Wahrheit und Schönheit. Ein Gefühl ausgelöster Tragik, gotterfüllter Freiheit, rhythmischer Schwingung schafft in dem betenden Menschengeist Entzücken. Werke und Satzungen des Herrn erscheinen in ihrer Vollendung wie Lieder, die gesungen werden müssen, (Magna opera Domini exquisita in omnes voluntates ejus. Ps. 110). Die Gewißheit, in den Zeit und Ewigkeit umschließenden Organismus der Communio sanctorum eingegliedert zu sein und der himmlischen Hochzeit in dem neuen Jerusalem entgegen zu gehen, erfüllt das Herz mit Jubel, (Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi, in domum Domini ibimus. Ps. 121.) Diese getragene Freude, die nicht durch die Gemessenheit von Ausdruck und Bewegung hindurch zu schimmern braucht, ist selbst wieder ein organisierendes Element von größter Bedeutung. Sie stilisiert und kanalisiert das Sprunghafte, Übersprudelnde, das der Weltfreude so oft anhaftet. Vor allem aber eignet ihr eine außerordentliche Expansivkraft. Sie saugt sich ein in den gelockerten Seelenboden und dringt auch durch die dürrste Weltarbeit ans Licht.

Es gibt Stätten, an denen wir viel erlebt haben; an tausend Dinge

knüpfen sich Erinnerungen. So ist es auch mit der Liturgie. Sie gleicht einer Schatzkammer, in der unsere kostbarsten Erlebnisse geborgen sind. Ein Text, eine Melodie genügen, um die gehobensten Augenblicke, die nachhaltigsten Eindrücke, die tiefsten Freuden wieder lebendig zu machen. —

Im Vorausgehenden ist der Versuch gemacht, langgehegte Gedanken mit Eindrücken und Erwägungen aus dem Schützengraben zu verknüpfen. Dazu drängte die Tatsache, daß in dem Gehaben des Feldsoldaten ‚eine wertvolle Seelenhaltung' gegeben ist und ‚der Wille, wenigstens einen Abglanz davon als Kulturelement in die Friedenszeit hinüberzuretten' (Everth). Vielleicht ist es gelungen, zu zeigen, daß der Weltkrieg die Sehnsucht nach dem Organischen, die der modernen Seele seit langem innewohnt, brennend gemacht hat, und daß die katholische Liturgie, nach der Meinung eines Modernen inmitten allgemeiner Desorganisation das einzige Überbleibsel organischer Kultur, nur voll entfaltet zu werden braucht, um ein Organisations- und Kristallisationszentrum von unvergleichlicher Anziehungskraft zu sein.

Das bedeutet nicht eine Vernachlässigung oder Geringschätzung der dogmatisch-apologetischen Schulung, die nie entbehrt werden kann, sondern die allseitige Belichtung und zeitgemäße Geltendmachung uralter Werte, die rückhaltlose Verlebendigung der urchristlichen Tradition, wie sie Pius X. vorgeschwebt hat. Noch viel weniger hat eine solche Erneuerung und Vertiefung des liturgischen Sinnes etwas zu tun mit ästhetisch-romantischem Gefühlskatholizismus oder mit dilettantischem Kompromißchristentum. Wir haben ja alle übergenug von organisatorisch-peripherischer Genügsamkeit, von liberalästhetischer Scheinkultur. Ganzheit, Geschlossenheit, Einfachheit, Sachlichkeit und Gemessenheit, verbunden mit echter Liebe und Begeisterung, das ist, was der modernen Seele zu tiefst fehlt und was sie hier wieder gewinnen kann.

Es wurde früher viel von unserer Inferiorität gesprochen. Und wie klein wurden wir oft, wenn geschrieben stand, daß sich in der Neuzeit fast aller Fortschritt außerhalb unserer Kirche vollziehe! Wir ahnten aber kaum, daß wir in unserm Sein, in unserer kirchlich-liturgischen Wirklichkeit, in unserer festgewurzelten, organisch verbundenen Art die höchsten Kulturwerte darstellen und immer mehr darstellen müssen, Werte, ohne die die christlich-abendländische Kultur schon längst eine verschwundene Größe wäre. Manch einer war mehr Bekenner einer Weltanschauung, Verteidiger einer Kirche, denn Glied einer Gemeinschaft. Er zahlte, wie Fr. Meinecke einmal von dem modernen Menschen allgemein sagte, mehr durch das, was er leistete, als durch das, was er war. Je mehr aber die Liturgie als ‚Prinzip christlicher Lebenskunst' (Abt Herwegen O. S. B.) erkannt und durchgeführt wird, desto erfolgreicher und sieghafter werden wir an der Gesundung der modernen Kultur mitarbeiten können. Und es ist eine Frage, ob in dieser Richtung nicht eine der Hauptaufgaben der Katholiken nach dem Weltkrieg zu suchen sein wird.

Die deutschen Katholiken und die Standesbewegung / Von Th. Brauer

Das Bedürfnis zur Organisation ist dem Menschen angeboren. Geschichtlich betrachtet, ist denn auch nicht das Vorherrschen von Organisationen mannigfaltigster Art das Auffällige und die Ausnahme, sondern das Fehlen solcher. Wir haben in den Ereignissen des vorigen Jahrhunderts mit ihrem zeitweise fast elementaren Drang nach Organisation den stärksten Beweis für die natürliche Reaktion der gesellschaftlichen Veranlagung des Menschen gegen die Organisationsfeindschaft, die mit der Lehre der französischen Revolution einsetzte: Staat und Individuum ohne Zwischenglieder. Am Historischen gemessen, sagt der Theoretiker des Organisationswesens der Gegenwart, der österreichische Justizminister Klein, mit Recht, führt die Gegenwart im Organisationswesen der Hauptsache nach ein Jahrtausende altes Werk fort, ohne an dessen Urideen allzuviel zu ändern.

Unsere Zeit, wie jede frühere, führt natürlich dem Organisationswesen die ihr eigenen Bestandteile zu: nicht nur die Massen und die Fülle des heutigen Lebens, sondern auch die Planmäßigkeit, das Hintansetzen von Zwecken höherer Ordnung und das scharfe, unverblümte Herausstellen der unmittelbaren Interessen der Mitglieder. Aber auch noch ein Weiteres.

Unsere Zeit hat dem Organisationswesen zugleich insofern ihr eigenartiges Gepräge aufgedrückt, als sie auch die falschen, entstellenden, wenn nicht gar entartenden Elemente ihrer Sinnesrichtung auf dasselbe übertrug. Für uns kommt es da namentlich auf alles das an, was infolge falscher Auffassung der Demokratie das gesellschaftliche Leben verbildet und verfälscht hat. Alle unsere Fortschritte an soziologischer und sozial-realistischer Einsicht und Erkenntnis, all unsere nüchterne Planmäßigkeit haben es nicht verhindert, daß wir auch in das Organisationswesen die von allen gesellschaftlichen Verhältnissen abstrahierenden ‚gleich'machenden Ideen und Strömungen hineingetragen haben. Das ist nicht nur in den sogenannten demokratischen Ländern der Fall, sondern auch bei uns. Wir Deutsche haben — die Katholiken nicht ausgenommen — mit starkem Eifer die unter ganz anderen Verhältnissen gewachsenen westeuropäischen Verfassungseinrichtungen auf unser nach seinem geschichtlichen Werdegang wesentlich verschiedenes Gemeinschaftsleben aufpfropfen wollen und stehen vielfach heute noch im Banne dieser Bestrebungen. Dabei trieb unser Gesellschaftsleben rastlos immer wieder neue Gebilde, Sammelpunkte innergesellschaftlichen Eigenlebens empor, uns so seine Besonderheit, aber auch seine Gesundheit und überquellende Kraft geradezu aufdrängend. Wir aber beachteten diesen Reichtum zu wenig, ließen uns durch das geradlinige westliche Sozialleben blenden und vergaßen, daß die Geradlinigkeit die Entkräftung wertvollster gesellschaftsbildender Faktoren zur Voraussetzung hatte.

Die alte Lehre, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige,

hat gerade in diesem Falle völlig versagt: wir mochten uns nicht auf die Übernahme derjenigen westeuropäischen Errungenschaften beschränken, die sich wirklich unseren besonderen Bedürfnissen anpaßten. Auch unsere deutsche Gedankenwelt war zu sehr angenagt von der liberalen Lehre von den abstrakten ‚Menschenrechten', die von aller organischen Gliederung absehen. Die Folge war, daß nunmehr die natürlichen Interessengegensätze, die nur dann, wenn die sozialen Institutionen von einer solchen organischen Gliederung ausgehen, ohne Schaden für das Gemeinschaftsleben ausgetragen werden können, sich gewaltsam in anderer Weise den Weg bahnten und die agitatorisch vorbereitete Klassenscheidung in Besitzende und Besitzlose sich vollziehen konnte, die unser ganzes öffentliches Leben zerreißt. Und weil nun trotzdem das Leben, eigensinnig wie es nun einmal ist, in Bauern- und Handwerkervereinigungen, in Gewerkvereinen und Genossenschaften zur Schaffung von berufsständischen Organisationen gedrängt hatte, bemühte sich die Klassenlehre, diese Gebilde sich unterzuordnen, um, gestützt darauf, den Kampf um das ‚Recht' des Stärkeren mit größerer Aussicht auf Erfolg ausfechten zu können. Immerhin zeigte sich unser deutscher Gesellschaftskörper solchen Bestrebungen gegenüber wesentlich widerstandsfähiger wie z. B. der französische. Noch behauptet beispielsweise bei uns ein junger, aber kräftig aufstrebender Stand, wie derjenige der Lehrer, großenteils seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit, während dieser Stand in Frankreich in die Klassenorganisation der Confédération Générale du Travail jene überradikale Note hineinträgt, die man überall dort verspüren kann, wo die tatsächlichen Verhältnisse den Radikalismus am wenigsten rechtfertigen. Aber immerhin reißt, um ein anderes Beispiel anzuführen, auch bei uns zum Teil schon der Klassengedanke Techniker und Ingenieure auseinander. Auf der anderen Seite sind die dem Gedanken der Gewerbesolidarität von Meistern und Gesellen entsprungenen Innungen längst von den Kampforganisationen der Arbeitgeberverbände in den Hintergrund geschoben. Den Gedanken der Unterordnung unter die Allgemein- und Staatsinteressen läßt in steigendem Maße jeder Teil nur für den anderen, nicht aber auch für sich selber, gelten.

Es gehört zu den kulturell bedeutsamsten Errungenschaften der deutschen staatlichen Sozialpolitik, daß sie durch Einrichtungen, die sich großenteils erst gegen heftigste Widerstände der davon Betroffenen durchsetzen konnten, allmählich den unausrottbaren Organisationstrieb in die ihm von der deutschen Gesellschaftsentwicklung ursprünglich gewiesenen Bahnen zurücktrieb. Heute sehen wir allmählich die Ordnung in das Chaos einkehren. Die Kriegserfahrungen sind hier von geradezu umwälzender Wirkung. ‚Durchorganisation', so heißt auf allen Gebieten die Losung, und man gewahrt mit freudigem Staunen, daß deren Träger in oft schon weit vorgebildeten Ansätzen überall bereits vorhanden sind. Nun kommt es auf den Geist an, der lebendig macht!

Man muß sich diesen Hintergrund wenigstens in großen Strichen vor

Augen führen, um die besondere Bedeutung der Standesorganisationsbestrebungen der deutschen Katholiken in diesem Zusammenhang voll ermessen zu können und ferner ihren Wert für jede Politik, die auf den besten Kräften deutscher Eigenart aufzubauen sucht. Wir sehen heute, wo sich der Blick geläutert hat, mit besonderer Genugtuung, daß, wenn die Zukunft unseres Volkes durch Förderung und Ausbau alles Kerndeutschen in unserm Gemeinschaftsleben voll froher Verheißung ist, auch die deutschen Katholiken, sei es für sich, sei es in Zusammenarbeit mit ihren Landsleuten andern Glaubens, stille, aber erfolgreiche Wegebereiter gewesen sind.

Auf katholischer Seite waren sich die Vertreter der Standesorganisation als Grundlage der Gesellschaftsreform, ein Ketteler, ein Hitze usw., über zweierlei vollkommen klar. Einmal darüber, daß man heute die wirtschaftlichen Interessen, und zwar die augenblicklichen realen wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Stände, als Sammelpunkt in den Vordergrund stellen müsse, nachdem die einheitliche religiöse Grundlage verloren gegangen war. Wer ihnen etwa entgegengehalten hätte, das Ergebnis müsse eine einseitige Interessenpolitik sein, dem hätten sie geantwortet: Interessenvertretung sei überhaupt nicht möglich ohne Geltendmachung ihrer ‚Einseitigkeit', ihrer Besonderheit! Es kommt nur darauf an, daß den verschiedenen Ständen Gelegenheit gegeben wird, nicht nur über ihren eigenen ganzen Inhalt an Zwecken und Bedürfnissen sich klar zu werden, sondern auch den Blick für die Notwendigkeit zu erziehen, die Zwecke und Bedürfnisse der anderen Stände sich entfalten zu lassen, damit man sich gegenseitig als Glieder an dem einen Gesellschaftskörper kennen und achten lernt, von dessen Wohlergehen die Gesundheit auch des einzelnen Gliedes abhängt. Dazu führt aber keineswegs die konstitutionelle Volksvertretung auf westeuropäischer Grundlage, von der bis heute alles Heil erhofft wurde, denn sie läßt die Besonderheiten sich gar nicht auswirken. Sie will ja nur den Staatsbürger zu Wort kommen lassen, und der Volksvertreter ist nach ihrer Auffassung sogar gehalten, von seinen Wählern keine Weisungen anzunehmen.

Die Wirklichkeit rechnet aber nicht mit der Abstraktion des ‚Staatsbürgers', die nur staatsrechtlich Wesenhaftigkeit annimmt, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut, mit Bauern, Arbeitern, Handwerkern, Industriellen usw. Und darum — das ist der zweite Gesichtspunkt — müßte entweder die politische Volksvertretung aus den wirtschaftlichen Standesvertretungen hervorgehen, wenn sie überhaupt zu Eingriffen in die einzelnen Zweige des Gemeinschaftslebens berechtigt sein soll, oder aber sie muß zumindest einen Ausschuß jener Standesvertretungen als Ergänzung haben. Dann werden nicht nur Politik und Gesetzgebung aus der drückenden Enge des Alltags herausgehoben werden und einen großen organischen Zug annehmen, sondern sie werden auch beim Volke wieder Vertrauen finden. Nur die Politik wird auf die Dauer den Anforderungen des Volkes gerecht, die nicht von einigen allgemeinen doktrinären Vordersätzen ausgeht, sondern die ihre Grundlage in der steten Rücksicht findet auf die vielge-

staltigen wirtschaftlichen und sozialen Verschiebungen, wie sie namentlich die Neuzeit in so reicher Fülle hervorgerufen hat. Wie aber wäre das anders möglich als in ständiger enger Fühlung mit den von diesen Verschiebungen Betroffenen?

Von der praktischen Wirksamkeit der Vorkämpfer einer so aufgefaßten christlichen Sozialreform zeugt ein ausgedehntes Netz von Standesorganisationen, die von ihren Vorkämpfern zu Trägern der neuen Politik ausersehen sind. In dieser Hinsicht ist also schon die tatsächliche Grundlage geschaffen, auf der wir, ihre Nachkommen, nur weiter zu bauen haben, was jetzt, so hoffen wir, in immer vertrauensvollerer nationaler Gemeinschaftsarbeit geschehen kann. Voraussetzung ist allerdings die systematischere Ausmünzung ihrer Ideen für das politische Leben, denn auf diesem Gebiete bleibt noch fast alles zu tun. Das wird eine derjenigen Aufgaben sein, die wir nach dem Kriege mit allem Eifer auf uns zu nehmen haben.

II.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß der praktischen christlichen Sozialpolitik in bezug auf die Standesorganisationen nichts ferner liegen konnte als schablonenhafte Einerleiheit. Denn damit wäre ja die organische Entwicklung von vornherein unterbunden gewesen. Nur die Grundlage: der Aufbau auf den wirtschaftlichen Interessen der Standesgenossen, sollte den Organisationen gemeinsam sein. Die Form jedoch nur insoweit, als möglichst der korporative Zusammenschluß im Sinne der Selbsthilfe erstrebt werden sollte, und zwar als organisierte, vom Staate geförderte und, soweit angängig, mit Zwangscharakter zu versehende Selbsthilfe. In diesem Sinne arbeiteten die Vorkämpfer der christlichen Sozialpolitik mit ihren Standesorganisationen vor. Im übrigen aber galt der Grundsatz, daß die Organisationsbestrebungen der einzelnen Stände einzig und allein auf die Ziele und Bedürfnisse des betreffenden Standes zugeschnitten werden müßten. Andere sind die Bedürfnisse des Bauern, andere jene des Handwerkers, andere jene des Industriearbeiters usw.: dem aber soll auch die Mannigfaltigkeit der Organisationen entsprechen.

Historisch die erste Stelle nehmen die aus den vierziger Jahren stammenden Gesellenvereine ein. Man weiß, daß sie ursprünglich eine religiöse Bruderschaft sein sollten, jedoch auf besonderes Anraten Kettelers zu jener wirtschaftlichen Standesorganisation mit (Fach-)Bildungsbestrebungen wurden, die in ihrer Art einzig dasteht. Durch die Betonung des Bildungscharakters sind sie echte Kinder ihrer Zeit, für die das Bildungswesen überall im Vordergrund stand. Nur daß die Gesellenvereine dasselbe geschickt in ihre sonstigen Bestrebungen hineinwoben. Immerhin spielt auch das religiöse Element eine große Rolle. Wie wenig aufdringlich und störend das geschieht, hat Bebel in seinen Lebenserinnerungen als vorbildlich hervorgehoben. Die Gesellenvereine verkörpern am reinsten einige Besonderheiten der christlichen Standesorganisation.

Vor allem sind sie ganz auf die eigenartigen Bedürfnisse eines sich deutlich von den andern abhebenden Standes, des Handwerkerstandes, zugeschnitten. Es gibt kaum eine andere Organisation, die derart stark auf das Positive gerichtet ist, wie der Gesellenverein. Man sieht ordentlich in den Adern des Organisationskörpers, der Meister, Gesellen und Lehrlinge korporativ erfaßt, mit seinem Fachunterricht und seinen allgemeinen Bildungsbestrebungen, mit seiner Vielheit von kleinen und großen Zielen, das Leben des Standes selbst pulsieren. Zugleich ist der Gesellenverein der durchschlagende Beweis für die aufbauend-konservative Richtung der Standesorganisation. Es ist überaus bezeichnend, daß viele Großstädte, zumindest wohl alle Hauptstädte des industriell und kulturell vorgeschrittenen Europas und Amerikas, einen deutschen Gesellenverein in seiner deutschen Urform, eben als **deutschen** Gesellenverein, in sich bergen, ein lebendiges Zeichen des unübertragbaren Eigenlebens dieser Organisation, die damit sich als wertvollen deutschen Kulturträger erweist. Mit der Eigenart der Gesellenvereine hängt es vielfach zusammen, daß das deutsche Handwerk auch beim Übergang in das Ausland eine eigene Tradition mit sich bringt, die sich selbst in dem unruhigen Amerika vielfach stärker erweist als selbst wuchtige soziale Verschiebungen. Paul Bourget hat in schmerzvoll wehmütiger Schilderung und in feinster künstlerischer Einfühlung manche Prachtgestalt des Handwerks des ‚ancien régime' wieder ausgegraben, um die Franzosen an einer besonders empfindlichen Stelle, ihrem ausgeprägten künstlerischen Geschmack, zu packen und ihnen auf diesem eigenartigen Wege zu zeigen, was alles sie durch ‚1789' und die Weiterungen daraus im sozialen Leben verloren haben. Wir deutsche Katholiken können mit Stolz auf unsere Gesellenvereine hinweisen, die mit dafür gesorgt haben, daß im Handwerk eine selbstbewußte, zielstrebige und feinsinnige Tradition aufrechterhalten geblieben ist.

In den Gesellenvereinen waren vor dem Kriege 221 062 aktive und außerordentliche Mitglieder zusammengeschlossen. Auf protestantischer Seite ist man vielfach dem katholischen Vorbild gefolgt, während später, als der Sozialismus Handwerkern und Arbeitern den gewerkschaftlichen Zusammenschluß gestattete und ermöglichte, für viele Berufe im Gesellenverein erprobte Einrichtungen übernommen wurden.

Viel Ähnlichkeit im Aufbau (korporativer Zusammenschluß von Gehilfen und Prinzipalen) und in den Bildungszielen und -einrichtungen zeigt eine der jüngsten Gruppen der katholischen Standesorganisation, die katholischen **kaufmännischen Vereinigungen**, deren Verband bei Kriegsausbruch 36 183 Mitglieder umschloß. Das Wesentliche an diesen Vereinigungen scheint mir zu sein, daß sie, neben der Pflege einer weitsichtigen und dabei sittlich einwandfreien kaufmännischen und allgemein sozialen Gesinnung, den von der radikalen Gedankenwelt besonders heiß umworbenen, zwischen dem Unternehmer und dem eigentlichen Lohnarbeiter stehenden Elementen einen starken Halt geben und eine eigene ständische Gedankenwelt

in ihnen erziehen und pflegen wollen. Daher auch die Aufnahme von Technikern, Betriebsbeamten usw. in die Vereinigungen. Bei diesen Elementen liegt zum großen Teil die Entwicklung der Pädagogik des heutigen industriellen und gewerblichen Betriebs. Von der Gestaltung dieses hängt aber für das ganze Gemeinwesen in dem Maße mehr ab, als wir uns industrialisieren und daher ausländischer Konkurrenz zu erwehren haben. Es läßt sich nicht verkennen, daß dem Anscheine nach sowohl die letzteren Kategorien wie auch die Kaufleute (Handlungsgehilfen usw.), soweit sie katholisch sind, sich den k. k. Vereinigungen in geringerem Maße angeschlossen haben wie den nicht konfessionellen und nicht korporativ aufgebauten spezifischen Berufsverbänden. Diese Stände sind erst in der Zeit nach der Reichseinigung zu größerer Bedeutung gelangt und haben daher das Gepräge ihrer Zeit an sich: die Einstellung auf die von der staatlichen Sozialpolitik wie von der Gesetzgebung allgemein eröffneten Betätigungsgrundlagen und auf die ‚sozialpolitischen Bedürfnisse', die in vielen Beziehungen Kaufleute und Betriebsbeamte an die Seite der Arbeiterorganisationen drängten. Immerhin beruht einer der größten Handlungsgehilfenverbände, der Hamburger Verein für Handlungskommis von 1858, auf einem ähnlichen Organisationsprinzip wie die katholische Verbindung. Den Gegenpol bildet der sozialistische Handlungsgehilfenverband, eine Klassenkampforganisation, die jedoch viel schwächer ist und in der Hauptsache nur die in sozialistischen Betrieben Beschäftigten umfaßt. Wir stehen da wohl noch mitten in der Entwicklung.

Ganz anders ist die Grundlage der ebenfalls in diesem Zusammenhang zu erwähnenden christlichen Bauernvereine, die in den fünfziger Jahren unter Führung von Katholiken entstanden und sich allmählich von den hauptsächlich katholischen Gebieten aus überallhin ausgedehnt haben. Die Bauernvereine sind das klassische Beispiel für die Standesbestrebungen auf genossenschaftlicher Grundlage mit dem Ziel, Gesetzgebung und Verwaltung zur Rücksichtnahme auf die besonderen Standesbedürfnisse zu veranlassen, dazu aber in kräftigen genossenschaftlichen Selbsthilfeorganisationen die erforderliche Unterlage zu schaffen und der Ungunst der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung nach Möglichkeit entgegenzutreten. Diese Zielsetzung, der dann vom Anfang der 60er Jahre an auch die Handwerker sich unterzuordnen begannen, führt uns mit einem Schlage in die Strömungen des öffentlichen Lebens zur Zeit der Gründung dieser Organisationen ein: die Abkehr sowohl von der auf das liberalökonomistische Ideal sich stützenden ausschließlichen Selbsthilfe, wie von dem einseitigen Beharren bei überlebten zünftlerischen Einrichtungen. Für die damalige katholische Geistesrichtung ist kennzeichnend die freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen dem protestantischen Vorkämpfer des Assoziationsprinzips, V. A. Huber, und Dr. Jörg in den ‚Historisch-politischen Blättern', eine Auseinandersetzung, die die konservative Auffassung mit den Errungenschaften einer freiheitlicheren Gewerbepolitik zu versöhnen trachtete. — Von den christlichen Bauernvereinen dürften noch heute die stärksten die-

jenigen in Rheinland und Westfalen sein, von denen der erstere allein rund 65 000 Mitglieder umfaßt.

Wie bei den Bauern, so mußte auch bei dem Arbeiterstande alles Streben zunächst dem Kampfe gegen die Schäden und Mißstände der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung gewidmet sein. Indes liegen hier die Verhältnisse doch ungleich schwieriger. Die Kritik an diesen Mißständen konnte allmählich einen derartigen Umfang annehmen, daß auf dieser negativen Grundlage eine eigene politische Partei nicht nur ein mehr oder minder fragwürdiges Dasein führen, sondern nach und nach zur stärksten Partei in Deutschland werden konnte. Aus ihrem Kampf hatte sich inzwischen eine förmliche eigene ‚Weltanschauung' herausgeschält, deren Achillesferse zwar längst entdeckt und aufs Korn genommen wurde, wogegen jedoch jene ‚Weltanschauung' aber in immer vorhandenen Mißständen und mehr noch in den menschlichen Schwächen der Gegner und der eigenen Anhänger stets neue Existenzmöglichkeiten findet. Sollte hier eine Änderung erzielt werden, so mußte mehr noch wie sonst das wirtschaftliche Interesse der Standesgenossen als der kräftigste Anziehungspunkt herausgestellt und zum Mittelpunkt eigener Bestrebungen gemacht werden. Zumal hier der Zusammenhang zwischen den wirtschaftlichen Mißständen und den sozialen Verschiebungen, die hinwiederum in dem verfehlten politischen Aufbau des Gemeinwesens verschärft hervortraten und zuungunsten des schwächeren Teils ausgenutzt werden konnten, offen zutage trat. Bekannt ist, daß Ketteler dieserhalb schon früh auf das Beispiel der englischen Gewerkvereine hinwies. Es zeigte sich jedoch, daß die von England nach Deutschland übernommenen Gewerkvereine hier alsbald ihren eigenartigen Zwecken großenteils entfremdet und den Zwecken der sozialdemokratischen Partei untergeordnet wurden. Daher blieb den christlichen Arbeitern nichts anders übrig, als eigene christliche Gewerkvereine zu gründen. Diese sind von der Mitte der neunziger Jahre an, unter Führung meist von katholischen Arbeitern, nach und nach in allen Berufen entstanden und verdienen hier um so mehr mit aufgeführt zu werden, als auch heute noch etwa $^2/_3$ bis $^3/_4$ ihrer Mitglieder Katholiken sind (von insgesamt 350 000 Mitgliedern vor dem Kriege), als ferner die katholischen Arbeiter im eigenen Lager um die Idee und das Prinzip ihrer Organisation heftige Kämpfe führen mußten, was eine Klärung wichtigster neuzeitlicher sozialer Zusammenhänge überhaupt zum Ergebnis hatte. Die Gründung der ersten christlichen Gewerkschaft erfolgte als der spontane Ausdruck des Arbeiterdenkens und -fühlens selbst in dem gleichen Augenblick, als sich die deutschen Katholikentage für die Bildung von katholischen Arbeitervereinen mit besonderen Fachabteilungen innerhalb derselben für die verschiedenen Berufsangehörigen der Vereine entschieden hatten. Im Hinblick auf die besonderen Verhältnisse des Arbeiterstandes, die verhängnisvolle Verquickung seiner Aufwärtsbestrebungen mit dem politischen Radikalismus, ist dieser Dualismus beibehalten worden, und heute (d. h. vor dem Kriege) zählt man in vier katholischen Arbeitervereinsverbänden insgesamt etwa 400 000 Mitglieder.

Der Gedanke der Standesbestrebungen auf korporativer Grundlage kommt in den Programmsätzen der christlichen Gewerkschaften zum Ausdruck, dort, wo es heißt, daß Arbeit und Kapital die aufeinander angewiesenen Faktoren der Produktion seien und daher die gesamte Gewerkvereinstätigkeit von der Anerkennung gleicher beiderseitiger Rechte und Pflichten getragen sein müsse. Damit war die Scheidelinie gegenüber dem radikalen Sozialismus von vornherein scharf und fest gezogen. Es kommt aber ferner zu praktischem Ausdruck darin, daß in diesen Gewerkschaften die positiv gerichteten korporativen Bestrebungen in der Form der Tarifverträge eine ganz besondere Förderung erfuhren, unter deren Einfluß allmählich auch die der sozialdemokratischen Partei nahestehenden Gewerkschaften eine ähnliche Gedankenrichtung angenommen haben. Im Kriege sind aus diesen Tarifverträgen Arbeitsgemeinschaften geworden, in deren Mittelpunkt das Streben nach einer für beide Teile und die Gesamtheit gedeihlichen Gewerbepolitik steht, als positiver Ausdruck des korporativen Gedankens. Das ist ein offener Sieg des Korporativgedankens, eine Einstellung der Arbeiterorganisationsbestrebungen auf die besonderen Wirtschafts- und Gesellschaftsbedürfnisse unseres Landes, unter offener oder stillschweigender Anerkennung der Tatsache, daß Deutschland nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich das am meisten gefährdete Land ist. Von diesem Punkte aus könnte eine kluge Staatspolitik eine vollkommene politische Neuorientierung einleiten. Die organisierte deutsche Arbeiterschaft, die christlich-nationale sowohl wie die sozialistische mit ihren 2½ Millionen Mitgliedern zählenden Gewerkschaften, hat sich praktisch in unser Staats- und Gesellschaftsleben eingeordnet. Trägt dem die Neuordnung unserer Politik Rechnung, dann eröffnen sich Aussichten von größter Tragweite. Kaum irgendwo sonst lebt eine sittlich so hochstehende Auffassung vom Staatswesen. Zugleich sind hier aber auch die denkbar besten Voraussetzungen für die Disziplinierung der staatsbürgerlichen Willenskundgebung vorhanden. Das trifft nicht nur, soweit wenigstens die Arbeiter in Frage stehen, für die ohnehin der Annäherung von Unternehmern und Arbeitern günstigeren klein- und mittelgewerblichen Verhältnisse zu. Auch in jenen großen Industrien, die sich bisher dem Tarifgedanken verschlossen, werden und wurden besonders nachdrücklich während des Krieges von den Arbeitern Einigungseinrichtungen erstrebt, um wenigstens durch das Hintanhalten der ärgsten Kämpfe die Gewerbesolidarität zur Anerkennung zu bringen. Indes vergeblich, da die Vertreter der Großindustrie von einer solchen Standespolitik — denn darauf läuft die Forderung in ihren Konsequenzen hinaus — heute noch nichts wissen wollen. Hier wird es daher ganz besonders auf den Zwang des Gesetzes ankommen, der natürlich vor einer bestimmten Kaste nicht Halt machen kann, um so weniger, wenn sich dieselbe in verhängnisvoller Weise isoliert.

Wiederum auf ganz anderer Grundlage baut sich die Organisation des Standes auf, zu dessen selbständigem Aufkommen vor genau hundert Jahren sozusagen der Grundstein gelegt wurde: die Organisation des Lehrer-

standes. Seit 1889 haben wir einen überaus rührigen Katholischen Lehrerverband, der auf seiner Jubiläumstagung im vorigen Jahre die Hoffnung auf baldiges Erreichen des 25. Tausends der Mitglieder äußern durfte. Entsprechend der in der katholischen (und gläubig protestantischen) Lehrerwelt herrschenden Auffassung von dem konfessionellen Charakter der Erziehungsfrage steht der Verein auf konfessioneller Grundlage, hält aber für die Mitwirkung an jedem gleich gerichteten Streben seine Tore weit offen und setzt sich mit Geschick und Entschiedenheit für alle berechtigten Fortschritte auf seinem Sondergebiete ein, wie es besonders die Stellungnahme im Kampf um die Einheitsschule dargetan hat. Im übrigen sind die Volksschullehrer dabei, gegen Klassenvorurteile sich innerhalb des eigenen Standes die Gleichberechtigung mit den Lehrern der höheren Schulen zu erringen, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß alle Lehrtätigkeit Erziehung am gleichen Objekt, an der Jugend ein und desselben Volkes, ist. Die Lage und die Bestrebungen gerade der Lehrer sind ein vollgültiger und überaus beachtenswerter Beweis für die unbedingte Notwendigkeit des standesmäßigen Aufbaues des Organisationswesens, insbesondere auch vom Standpunkte der Allgemeinheit aus: hier müßten alle Klassenscheidungen geradezu verhängnisvoll wirken, weil sie der Erziehung die wichtige Voraussetzung, das Verständnis für positive Werte, nehmen und vor allem die staatsbürgerliche Bildung zu einem Zerrbild gestalten würden.

Indes wäre das Bild nicht erschöpfend, wenn neben den Sonderbestrebungen der einzelnen Verbände nicht auch jener Organisation gedacht würde, die nicht nur mithelfen will, daß die Sonderbestrebungen, in ständiger Anpassung an die Bedingungen des sozialen Gemeinschaftslebens, die notwendigen Voraussetzungen zu ihrer vollen Entfaltung erlangen, sondern die auch die Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung der einzelnen Stände über die Berechtigung dieser Sonderbestrebungen und die Form ihres Ausgleichs auf der Linie des Gemeinwohls schaffen will. Das ist der Volksverein für das katholische Deutschland, der damit eine Aufgabe übernommen hat, wie sie schwieriger, allerdings auch dankbarer nicht gedacht werden kann. Man braucht sich in diese Aufgabe nur etwas hineinzudenken, um ihre Tragweite, aber auch ihre Riesenhaftigkeit zu ermessen. Zumal wenn bedacht wird, daß eben die ganze Richtung unseres Gemeinschaftslebens auf jene eingangs gekennzeichnete, die so reiche soziale Gliederung unbeachtet lassende politische Orientierung eingestellt ist, die einer solchen Arbeit ein nur unendlich mühsam zu überwindendes Hindernis in den Weg stellt. Mit der heutigen Denkart muß aber der Volksverein rechnen, der einfach unbeachtet und dessen Arbeit unfruchtbar bliebe, würde er an der Wirklichkeit des Lebens, so wie sie sich nun einmal darbietet, vorübergehen. Das alles muß daher bei der Einschätzung der Tätigkeit und der Erfolge des Volksvereins in Ansatz gebracht werden. Ebenso natürlich auch die geschichtlich gewordene Besonderheit der einzelnen Standesbestrebungen. deren Ignorierung der größte Fehler sein würde. Dann aber erscheint

das, was der Volksverein an fruchtbringender positiver Arbeit geleistet, in rechter Beleuchtung. Dann kann man sich etwas dabei denken, wenn uns berichtet wird, daß der Volksverein seit Jahren nicht nur volkswirtschaftliche Kurse abhält, die hauptsächlich Arbeiterführer darüber belehren, daß sie den Blick der Arbeiter gewaltsam vom Lande Utopien weg- und der Kleinarbeit des Tages zuwenden müssen, wenn sie wollen, daß ihre Arbeit im Prozeß der Gütererzeugung und -Verteilung, wie auch sozial und politisch recht gewertet werden soll; daß der Volksverein seit Jahren vielmehr auch Kurse für Handwerker, Kaufleute und Handlungsgehilfen, für Landwirte, für Beamte und Lehrer an seiner Zentrale und nach Möglichkeit ebenfalls im Lande draußen abhält. Man kann sich etwas dabei denken, wenn in hunderttausenden Versammlungen eine Arbeit am Volke betrieben wird, die Jos. Joos in einem prächtig geschriebenen Büchlein über den Volksverein (M. Gladbach 1914) knapp und treffend umschreibt: ‚Der Volksverein sieht die soziale Umwelt in ihrer Ruhelosigkeit. Sein Gedankenkreis schließt sich nicht. Er nimmt immer Neues auf, wird immer wieder von neuen Problemen gefüllt. Der Volksverein geht immer mit, mit der Zeit und ihren Fragen.' Und wir werden dann auch demselben Schriftsteller recht geben, wenn er feststellt: ‚Arbeitervereine, Gewerkschaften, Bauernvereine, wirtschaftliche Vereinigungen des handwerkerlichen und kaufmännischen Mittelstandes, Beamtenvereine, Genossenschaften aller Art sind durch ihn befruchtet worden. Die Begriffe Standeszeitung, Arbeiter- und Handwerkersekretariat, Volksbureau haben durch ihn einen besonderen Inhalt bekommen.'

Das Gute hat ja der Krieg an sich gehabt, daß er einmal vor aller Augen das Räderwerk des wirtschaftlichen und sozialen Lebens bloßgelegt und das Aufeinanderangewiesensein der einzelnen Stände mit ehernem Griffel unterstrichen hat. Die Volksvereinsarbeit kann dadurch eine wertvolle Befruchtung erfahren. Es war das Anschauungsunterricht im Sinne der katholischen sozialen Auffassung, die nicht auf Fichtes ‚Geschlossenen Handelsstaat' zurückzugreifen braucht, um sich den Autoritätsbeweis zu sichern, sondern schon in der scholastischen Auffassung von den Vorteilen des gebundenen Wirtschaftslebens für die freie Entfaltung der Persönlichkeit im Rahmen der Unterordnung auch des Erwerbsstrebens unter das große Ganze Schätze aufweist, die eigentlich mit viel mehr Eifer und Liebe gehoben zu werden verdienten.

Volksvereinsarbeit bedeutet unter diesem Gesichtswinkel noch dadurch etwas ganz besonderes, daß sie es nicht bei der Theorie bewenden läßt, sondern von ihren Anhängern zugleich die praktische Organisation und Organisationsarbeit fordert. Das unterscheidet ja den deutschen Volksverein beispielsweise von dem französischen, daß er nicht, wie letzterer, sich in der Hauptsache auf Aufklärung durch literarische Arbeit beschränkt, sondern in seinen 805 000 Mitgliedern (1914) gewissermaßen einen Sauerteig zur Verfügung hat, der sozusagen unter das ganze Volksleben gemengt werden

kann. Die praktische Organisationstätigkeit als notwendige Eigenschaft des heutigen Menschen, der nach Daseinssteigerung strebt und einsieht, daß diese nur in potenzierender Gemeinschaftsarbeit zu erzielen ist, muß zur Selbstverständlichkeit werden, wenn es in unserer Welt anders und besser werden soll. Sonst muß auf die Dauer die immer noch steigende Massenhaftigkeit den Einzelnen erdrücken. Um nur ein ganz besonders anschauliches Beispiel herauszugreifen: Was ist der einzelne Arbeiter, der unter Tausenden dasteht und dessen Arbeit sich darin erschöpft, ein winziges Teilchen, immer dasselbe, zum gesamten Prozeß der Gütererzeugung zu liefern? Man kann es verstehen, wenn er zeitweise es wie einen Fluch auf sich lasten fühlt, nichts anderes als Produktionsmittel zu sein. Ganz anders von dem Augenblick an, wo er von seinem engeren Berufe erfaßt und in denselben eingegliedert wird, wo er empfindet, daß er als Berufsangehöriger doch noch etwas gilt und mit vielen anderen gleichgeartete Interessen hat, wo er sich bewußt wird, als Mitglied einer Standesorganisation auf sein eigenes Geschick einwirken zu können. Das auch in dem Letzten schlummernde Bedürfnis nach Initiative kann sich entfalten; der bisher niedergedrückte Geist fühlt, wie ihm die Schwingen wachsen. Muß das noch dargetan werden in einem Augenblick, wo unser Volk den ungeheuersten aller Kämpfe hauptsächlich deswegen mit größter Zuversicht durchkämpfen kann, weil wenigstens ein großer Teil der Volksglieder vorher die Bedeutung der Organisation praktisch zu erproben Gelegenheit gehabt hatte?

Darum sind Deutschlands Katholiken berechtigt, ihre positive Arbeit auf dem Gebiete der Standesorganisation und des Ausgleichs der Standesinteressen als bedeutsame Arbeit im Sinne sowohl ihrer Religion als ihres Vaterlandes hinzustellen. Daß dieselbe im Sinne ihrer Religion gelegen ist, beweist die mehrfach hervorgehobene Tatsache, daß die Katholiken dabei ganz in den Fußspuren der christlichen Gesellschaftsreformer von Ketteler bis Leo XIII. und seinen Nachfolgern gehen. Diese wußten nur zu gut, daß, wenn das korporative Prinzip an Stelle des Egoismus gesetzt würde, in dieser Zurückdrängung des Egoismus schon an sich ein Gewinn für das Christentum erblickt werden dürfe. Möge diese Zurückdrängung auch vorläufig bloß noch eine äußere sein, so wirkt sie doch auch nach innen nach. Das beweist dann ferner die Tatsache, daß die über die soziale Frage nachdenkenden Katholiken des Auslandes seit Jahren auf ihren Sozialen Wochen Programme formuliert haben, die, was wenigstens Frankreich und Italien anbelangt, in ihrem Kern die praktische Tätigkeit der deutschen Katholiken zum Vorbild gehabt haben können und, wie der Verfasser ganz bestimmt versichern kann, in Einzelheiten wirklich zum Vorbild gehabt haben. Nur sind diese Programme über die Formulierung meist noch nicht weit hinausgekommen, weil es, zum Unterschied von Deutschland, an den Massen fehlt, die vermöge einer langjährigen Erziehung zur praktischen Organisationstätigkeit die Träger der Programmausführung abgeben könnten.

Und daß es sich um eine bedeutsame Arbeit im Sinne der vaterländischen

Entwicklung handelt, dafür spricht im Augenblick mit überwältigender Eindringlichkeit der alleinige Hinweis auf das, was für Deutschland in seiner jetzigen Lage die Organisation überhaupt ist. Es ist zu einer beliebten Schlußfolgerung geworden, unser Volk, in dem sich (wie früher die allgemeine Schulpflicht, so jetzt) die allgemeine Wehrpflicht von weltgeschichtlich gar nicht überschätzbarer Tragweite erwiesen habe, könne gar nicht anders, als nun auch politisch in allen Teilen volle Gleichberechtigung fordern. Daraus werden weitere Schlüsse im Sinne weitgehender demokratischer Ausgestaltung unseres öffentlichen Lebens gezogen. Mit vollem Recht. Nur wird selten ausreichend dargetan, wie denn nun die demokratische Form auch mit wirklich demokratischem Inhalt gefüllt werden soll, weil allzusehr noch die konstitutionell-politische Vorstellung als wichtigste Grundlage allen Gemeinschaftslebens das ganze Denken gefangen hält. Hier kann uns das Verhalten der französischen katholischen Demokraten ein Fingerzeig sein. Diese, die mit jeder Herzensfaser an der Demokratie hängen, betonten seit Jahren, daß alle demokratischen Verfassungen an sich nichts nützen, wenn sie nicht von den Organisationen der Stände getragen und erst recht eigentlich mit Leben erfüllt werden. Es ist dabei wie ein Stück Tragik im Leben dieser Leute, daß es ihnen, im Unterschied zu den deutschen Katholiken, nicht gelungen ist, ihre Glaubensgenossen in entsprechenden Organisationen zusammenzufassen. Graf de Mun hat erst wenige Jahre vor seinem Tode das wehmütig stimmende Eingeständnis gemacht, daß beispielsweise die seitherige Art der Organisation der Arbeiter in Frankreich, an der die besten Katholiken mit ihm mitgearbeitet haben, sich als verfehlt erwiesen habe. Dabei ist allerdings immer der Tatsache zu gedenken, daß eben in Frankreich auf Grund seiner innerpolitischen Entwicklung es seit langem an jenen schöpferischen Kräften innerhalb der Gesellschaft fehlt, die bei uns schon aus eigenstem inneren Drang nach organisierter Betätigung verlangen.*

Von hier aus muß nun auch die zukünftige Arbeit der deutschen Katholiken ihren Ausgangspunkt nehmen. Es muß uns der Gedanke beseelen, daß volle staatsbürgerliche und Rechtsgleichheit den bei unserer reichen sozialen Differenzierung unentbehrlichen organisch gegliederten Zusammenhang des Volkes nicht ersetzen, sondern ihm erst die ungehinderte Entwicklung ermöglichen soll. Für diese Entwicklung selbst aber haben die katholischen Standesorganisationen sozial und politisch wertvollste Vorarbeit geleistet, die deshalb — auch von den Katholiken selbst — in ihrer Bedeutung nicht voll gewürdigt wird, weil wir zu wenig gewöhnt sind, die hier vorliegenden Zusammenhänge zu erfassen und zu verfolgen. Die im Kriege auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gemachten Erfahrungen haben jüngst den Herausgeber der seither ganz ‚westlich' orientierten ‚Sozialistischen Monatshefte' veranlaßt, die Hoffnung auszusprechen, ‚daß eine etwas vertiefte ökonomische Einsicht das tradi-

* In dem Buche Duthoits ‚Vers l'organisation professionelle' findet sich der vollausgebaute Plan einer entsprechenden Ergänzung des politischen Lebens, so wie ihn unsere deutschen katholischen Sozialreformer vor Jahrzehnten bereits gedacht haben.

tionelle Westlertum eines immerhin stark antiquierten Kulturliberalismus überwinden wird.' Es kommt darauf an, daß diese wichtige Einsicht vor allem auch für das innerpolitische Leben gewonnen wird: das wäre ein Kriegsergebnis, das wirklich auf Erneuerung hindeuten würde. Möge unsere Arbeit schon jetzt, wo es einen neuen Abschnitt unseres nationalen Lebens vorzubereiten gilt, in verständnisvollem Zusammengehen aller beteiligten Kräfte darauf eingestellt werden! Dann können sich auf breitester Grundlage jene Kräfte auswirken, die wir durch unser Organisationsstreben gesammelt haben.

An einem Kriegergrab

(in den Vogesen)

Alle, die hier starben,
nein, sie sind nicht tot;
daß sie Ruhm erwarben,
war nicht ihre Not,
alle starben
freierem Gebot.

Dem Gebot der Seele,
die in ihnen war
und aus ihrer Kehle
Lieder wunderbar
sang: Eines Volkes Seele,
wie sie Gott gebar.

Alle, die gestorben,
grüßen aus dem Tod,
haben Ruhm erworben
über Erdennot,
sind in Gott gestorben,
leben nun in Gott.

Christoph Flaskamp.

Wenn von Frieden gesprochen werden wird
Von Austriacus*



So verfehlt es wäre, schon jetzt, mitten im Kriege, mit Plänen über die künftige Abgrenzung der kriegführenden Staaten hervorzutreten, so wichtig ist es, sich darüber klar zu werden, welche Zwecke wir im großen und ganzen anstreben müssen. Man darf und soll allgemeine Grundsätze suchen, die im geeigneten Augenblick je nach der militärischen Lage und den anderen entscheidenden Umständen auf die einzelnen Fragen angewendet und in größerem oder geringerem Maße durchgeführt werden. Da wir diese Bedingungen nicht voraus kennen, müßten wir, um heute von Einzelheiten zu sprechen, eine Reihe von Kombinationen aufstellen, was, wenn es in der Öffentlichkeit geschähe, nicht nur ein müßiges, sondern auch ein schädliches Beginnen wäre. Die Richtlinien zu ziehen, ist es jedoch nicht zu früh, mag auch über die weitere Dauer des Krieges noch Ungewißheit herrschen.

Der jetzige Krieg unterscheidet sich gründlich von allen, die seit dem Wiener Kongresse geführt worden sind. Denn diese hatten deutlich umschriebene Zwecke, die sich in einer Gebietsveränderung ausdrücken sollten. Der gegenwärtige ist schon wegen der großen Zahl der Kämpfenden sehr kompliziert, und überdies haben unsere Feinde nicht nur bestimmte Landerwerbungen machen, sondern Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich auf das äußerste schwächen, sogar zerteilen und wirtschaftlich herunterbringen wollen. Sie mögen hinterher was immer sagen, dieses Ziel schwebte ihnen, wie sie vor dem Kriege selbst oft genug deutlich zu verstehen gaben, seit Jahren vor, und der Vorwurf, den sie gegen die Zentralmächte erheben, reduziert sich, wenn man alles Phrasenwerk abstreift, darauf, daß wir uns nicht so lange alles haben gefallen lassen, bis sie selbst den letzten Schlag, auf den sie sich eifrig vorbereiteten (siehe die Probemobilisierungen in Rußland), gefahrlos führen konnten. Die Rolle, die Österreich-Ungarn zugewiesen war, bestand darin, daß es die serbischen Herausforderungen und die Unterminierung in den Grenzprovinzen resigniert hinnehme, damit die slawische Welt die unablässig verbreiteten Voraussagungen über die Wehrlosigkeit und den bevorstehenden Zerfall der Monarchie für Wahrheit halte, und damit insbesondere die Slawen Österreich-Ungarns selbst von Zweifeln an seiner Lebensfähigkeit erfüllt würden. Die Deutschland zugedachte Rolle bestand darin, auf Ebenbürtigkeit mit den Ententemächten zu verzichten, namentlich ihr Vorrecht in allen orientalischen und außereuropäischen Fragen auch dann, wenn sie sich über Abmachungen und Verträge hinwegsetzten, anzuerkennen und dadurch das eigene Ansehen, das ihnen zu hoch gestiegen schien, zu schädigen, oder andernfalls als Ruhestörer angeklagt und des Strebens nach Hegemonie beschuldigt zu werden.

* Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein bekannter deutsch-österreichischer Politiker.

Da wir diese Rolle nicht so lange beibehalten wollten, als es den Ententemächten gepaßt hätte, und da jede einzelne von ihnen fürchtete, daß der Moment versäumt werden könnte, in dem die anderen Lust und Mut zum ernsten Losgehen hatten, so trieben sie die Dinge auf die Spitze und es kam zum Zusammenstoß. Es ist auch gar nicht richtig, daß sich die Interessengegensätze nicht hätten ausgleichen lassen; soweit wirkliche Interessen vorhanden waren, wäre Verständigung, selbstverständlich unter Verzicht auf extreme Ansprüche, sehr wohl möglich gewesen. Wenn man also von der Naturnotwendigkeit dieses Krieges spricht, so kann sich dies nicht auf die Interessen selbst beziehen, sondern nur auf die Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit, mit der die Ententemächte sie vertraten und auf das Mißtrauen, mit dem das Publikum in den Ententeländern durch jene unablässige Agitation bis ins Innerste durchsetzt war. Erzeuger dieser Stimmung waren zum großen Teile die vielen verantwortlichen Politiker, die in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern das Wort ergriffen und von denen nicht die vernünftigsten, sondern die lautesten am meisten gehört wurden. Wir wissen ja übrigens, daß auch in Deutschland unkluge Schriften erschienen sind, die den Argwohn der Nachbarn schürten.

Der jetzige Krieg ist an Umfang und Wesen dem Dreißigjährigen oder dem Siebenjährigen zu vergleichen, an Größe des Schauplatzes und an erbitterter Teilnahme der Volksempfindungen den Kriegen der Revolutionszeit und der napoleonischen Zeit, mit welchen besonders die Engländer, die ja angeblich auch diesmal die Freiheit Europas verteidigen, ihn gern in Parallele setzen. Dem riesigen technischen Fortschritt und der Steigerung der Menschenmassen entsprechend, übertrifft er sie alle an Großartigkeit; aber mit jedem von ihnen hat er irgendwelche Züge gemeinsam.

Doch nicht historischen Betrachtungen wollen wir hier nachgehen, sondern wir wollen uns fragen, welche Kriegszwecke sich für uns aus dem heutigen Wirrsal ergeben. Das Ziel der Ententemächte und Serbiens war die Zerstörung, und wenn wir die positiven Ziele hinzufügen wollen, so waren es für Rußland die Besitznahme Konstantinopels und der Dardanellen sowie Armeniens — als Folge unserer Besiegung gedacht, noch ehe die Türkei in den Kampf getreten war —, ferner vielleicht bei Überlassung Schleswig-Holsteins an Dänemarck, die Besetzung der Kieler Bucht und sicherlich die Eroberung des östlichen Galizien; für Serbien die Eroberung der südslawischen Provinzen Österreich-Ungarns, für Frankreich die Zurücknahme Elsaß-Lothringens, vermehrt wahrscheinlich durch angrenzendes Altdeutschland und künftig die Expansion nach Syrien, für England die Wegnahme der deutschen Kolonien, die Alleinherrschaft auf den Märkten und die Schaffung einer Landverbindung zwischen Indien und Ägypten. Daneben trat Japan auf und später Italien, sozusagen als Hyäne des Schlachtfeldes. Die Ententemächte glaubten sich so große Ziele stecken zu können, weil sie, als **Randstaaten**, seit langem gewöhnt waren, die Welt jenseits der Grenzen der für Expansionszwecke ungünstig gelegenen **Zen**-

tralstaaten, Deutschlands und der Habsburgischen Monarchie, als die Stätte ihres Einflusses und ihrer direkten oder indirekten Herrschaft zu betrachten. Sie sahen es als ihr gutes Recht an, in dieser Richtung weiter zu gehen und zugleich uns, damit wir sie darin nicht stören könnten, niederzuhalten. Für ihre Kriegspolitik war allerdings nur ein Teil jener Motive maßgebend; die territorialen waren es sicherlich nicht für England; aber wir müssen sie mit in Betracht ziehen, um einen vollen Ausblick auf das Programm zu haben, das gegen uns hätte durchgesetzt werden sollen. Die Türkei war klug und tapfer genug, das ihrige zu tun, um eine Überwindung der Zentralmächte, die ihre Stützen sind, zu verhindern. Sie mochte auch fürchten, daß, wenn sie nicht am Kampfe teilnehme, der Friedensschluß zwischen den Streitenden auf ihre Kosten erfolgen könnte. Sie ergriff also Partei auf unserer Seite und hat dadurch dem osmanischen Volke, das durch die Teilnahme am Weltkriege neues Selbstgefühl gewann und auch uns — da sie die Türe zwischen Rußland und den Westmächten verriegelte — einen außerordentlichen Dienst erwiesen. Damit ist auch schon eine der wichtigsten Pflichten, die wir zu erfüllen haben, gekennzeichnet: Wir müssen das möglichste aufbieten, um die Türkei zu erhalten und zu festigen; sie muß für alle Zukunft volles Vertrauen in unsere werktätige Freundschaft setzen können.

Diese Pflicht entspricht auch einer der Hauptaufgaben, die der Krieg uns stellt. Denn wenn wir daran denken, wie der künftige Friede beschaffen sein soll und welches Programm wir dem Zerstörungs- und Eroberungsprogramm unserer Feinde entgegensetzen sollen, so muß uns vor allem der folgende Grundsatz vorschweben:

Wir müssen darauf bedacht sein, uns den Weltverkehr offen zu halten und es nicht dazu kommen zu lassen, daß der Bezug von fremdländischen Erzeugnissen, die wir dringend brauchen, und der Absatz unserer eigenen Erzeugnisse in die Ferne von dem Gutdünken der uns jetzt feindlichen Mächte abhänge. Auf keine andere Weise kann jedoch dafür solche Sicherheit geboten werden wie durch Aufrechterhaltung des Türkischen Reiches, das in seinen Grenzen eine Fülle von Produkten hervorbringt, die wir sonst nur entweder auf dem Wege über das Meer beziehen können, das uns zu schließen die Engländer jederzeit in der Lage sind, oder auf dem Wege über Rußland, das noch viele Jahrzehnte hindurch immer bereit sein wird, zu einer feindlichen Haltung gegen uns überzugehen. Der Besitz von Kolonien, der an sich höchst wertvoll ist, wird volkswirtschaftlich wertlos in dem Augenblicke, in dem die Verbindung mit ihnen durchschnitten ist, und welche Wendungen auch der Seekrieg noch nehmen mag, so kann man doch kaum damit rechnen, daß er Deutschland an die Stelle Englands als Seepolizeimacht bringen wird. Ebenso wird auch keine Änderung des Seerechtes, so wünschenswert sie ist, hinreichen, den kleinen neutralen Staaten, wenn sie uns zuführen wollen, was wir brauchen, volle Sicherheit gegen englischen Einspruch zu bieten. Nun ist es ja möglich, daß England sich einmal des

schweren Fehlers bewußt wird, den es begangen hat, und sich mit Deutschland versöhnt. Wir müssen uns aber auch auf die Möglichkeit gefaßt machen, daß England, vielleicht unterstützt von den Vereinigten Staaten, deren Politik sich ja jeder logischen Wahrscheinlichkeitsberechnung entzieht, gegen uns seinen Handelskrieg nach Belieben wieder aufnimmt, auch wenn seine bisherigen Verbündeten zu Landkriegen nicht mehr geneigt sind. Aus all' diesen Gründen müssen wir in Verbindung mit der Türkei bleiben, die überdies den Landweg nach Persien und über Afghanistan nach China beherrscht. Daraus ergibt sich auch, daß wir freundschaftliche Beziehungen mit den europäischen Ländern pflegen müssen, die zwischen uns und die Türkei eingeschoben sind, mit Rumänien und Bulgarien. Solche Beziehungen liegen auch im Interesse dieser Länder selbst, da sie an uns die besten Stützen ihrer Unabhängigkeit finden, und da die Entwicklung des Handelsverkehres zwischen Mitteleuropa und Asien ihnen zum höchsten Vorteil gereichen muß. In das einzelne soll hier nicht eingegangen werden; nur die Grundlinie soll gezogen sein.

Jedes Volk und insbesondere jedes große Volk braucht Ausdehnungsraum. Es braucht ihn für seine Zukunftsentwicklung, aber auch für die Gegenwart. Ihm fehlt die Luft, wenn es auf das Gebiet angewiesen ist, in dem die Bevölkerung eng zusammengedrängt und unter den strengen Bedingungen lebt, die dadurch gegeben sind. Das russische Volk besitzt einen ungeheueren Ausdehnungsraum in Turkestan und Sibirien; das englische in großem Maßstabe in Kanada, Südafrika, Australien; das französische, das doch wenig auswanderungslustig ist, hat ihn in reichstem Maße zur Verfügung, und ebenso fehlt er nicht den Holländern, den Spaniern, den Portugiesen. Deutschland ist er mißgönnt worden, und schon dem ersten Versuche, sich ihn zu schaffen, ist England bekanntlich in der unfreundlichsten Weise entgegengetreten. Trotzdem konnte ein deutsches Kolonialreich gegründet werden; aber gerade den Teil, auf dem ein deutsches freies Leben sich zu bilden begann, hat England an sich gerissen, und auch die anderen Kolonien sind teilweise von ihm oder seinen Verbündeten besetzt worden. England geht eben darauf aus, Deutschland den Atmungsraum zu nehmen. Indem England in den neunziger Jahren den Imperialismus für sich proklamierte und ihn zu seinem Programm erhob, aber ähnliche deutsche Bestrebungen auch in dem bescheidenen Maße, in dem sie auftraten, auf Schritt und Tritt zu durchkreuzen trachtete, hat es in Deutschland die Stimmung erzeugt, auf die sich die englischen Kriegsparteien immer wieder beriefen, wenn sie dem englischen Volke Furcht vor einem deutschen Angriff beibringen wollten. Nun will England, immer unter dem Vorwande, für Freiheit, Gerechtigkeit und Zivilisation zu kämpfen, Deutschland wegnehmen, was es mit Mühe und Not aufgebaut hat. Es soll der ganz unnatürliche Zustand geschaffen werden, daß das zahlreichste und kräftigste aller europäischen Völker nicht besitzen soll, was alle anderen, und darunter viel kleinere, besitzen: keinen Ausdehnungs- und Atmungsraum. Das

kann und darf Deutschland selbstverständlich nicht zulassen. Wenn es aber diesen Versuch seines Feindes dauernd verhindern will, so muß es fähig sein, England jederzeit Widerstand zu leisten, denn die geographische Lage Deutschlands und seiner Ausdehnungsgebiete ist so, daß England, wenn der jetzige Versuch abgeschlagen ist, ihn immer wieder erneuern kann. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit für Deutschland, sich durch den Friedensschluß eine Stellung zu schaffen, die ihm ermöglicht, einen englischen Angriff auf deutschen überseeischen Besitz bestrafen zu können, ein Machtverhältnis, das geeignet ist, England zu veranlassen, es sich dreimal zu überlegen, ehe es den deutschen Kolonialbesitz antastet.

Die beste, wenngleich keineswegs die unbedingte Sicherung gegen Angriffe ist der Ruf, stark zu sein. Diesen Grundsatz muß besonders Österreich-Ungarn beherzigen. Wie Deutschland zum Teil darum angegriffen worden ist, weil man seine Macht für so überstark hielt, daß sie gebrochen werden müsse, so Österreich-Ungarn, weil man es für zu schwach hielt. Die Italiener fürchteten jedoch, daß es sich nach dem Kriege in einem für Italien gefährlichen Maße erholen könnte, und dies war ein Hauptargument in der Beweisführung der italienischen Kriegspartei. Sie sagte, daß, wenn es zu einer friedlichen Abtretung österreichischer Gebiete an Italien käme, in Österreich doch der Stachel zurückbleiben würde und die Rache der österreichisch-ungarischen Monarchie unausweichlich wäre; daher sei es besser, mit Gewalt vorzugehen, und ihr so viel selbst wegzunehmen und von den anderen Feinden, die die italienische Hilfe stärken würde, wegnehmen zu lassen, daß sie für alle Zeiten den Gedanken an einen Gegenstoß aufgeben müsse. Schon der Ausgangspunkt der Argumentation war falsch, denn wenn sich Italiens Forderungen, die als Kompensationsforderungen auftraten, in den Grenzen des Verhältnismäßigen und Möglichen gehalten hätten, so hätte Österreich-Ungarn, das seiner Natur nach friedliebend ist, an Revanche nicht gedacht. Daß man jedoch, um die italienischen Pflastertreter zu befriedigen, auch Triest hergebe, den einzigen Hafen, war undenkbar, und wenn die italienische Regierung dergleichen wirklich für möglich hielt, so war sie eben verblendet. Daß die staatliche Zugehörigkeit einer Stadt oder einer Landschaft nur von der Sprache abhängen soll, die in ihr vorwiegend gesprochen wird, und daß alle sonstigen Erwägungen zu schweigen haben, mögen sie auch noch so gewichtig sein und mag auch das Leben von Millionen Menschen durch die Veränderung bis ins Tiefste berührt werden, ist ein vollständig wahnsinniges Prinzip, um das sich natürlich auch die Italiener selbst nicht kümmern, wenn sie Eroberungen machen wollen, wie ihre mit strategischem Bedürfnisse begründete Forderung nach dem deutschen Südtirol und nach dem slawischen Dalmatien zeigt, oder wenn ihre politischen Lieblingswege dadurch gekreuzt würden, wie die Schonung beweist, mit der sie von Malta, Korsika und Nizza sprechen. Hätte Österreich-Ungarn sich gebeugt, so wäre es verloren gewesen, aber es erklärte sich, wenngleich nach langem Zögern und mit

schwerem Herzen bereit, für das Versprechen der Neutralität Welschtirol und einen Streifen des Küstenlandes abzutreten. Man wollte durch Beseitigung eines irredentistischen Agitationsstoffes gute Beziehungen zu Italien auch für später schaffen; der Dreibund hätte fortdauern und sogar noch mehr inneres Leben, als er bisher besaß, gewinnen sollen. Jetzt aber auf diesen Gedanken zurückzukommen, wäre eine verhängnisvolle Versündigung an dem Grundsatz, daß ein Staat nicht schwach scheinen darf. Würde sich Österreich-Ungarn beim Friedensschlusse zu einer Abtretung Welschtirols herbeilassen, so würde, bei der Kunst der Italiener, für ihren eigenen Bedarf alle ihre Taten in Ruhmestaten umzuphantasieren, der jetzige Krieg sehr bald als ein Sieg Italiens über Österreich-Ungarn gefeiert werden, als welcher er ja in den Berichten des Generalstabes ohnedies schon jetzt erscheint, und bei nächster Gelegenheit würden die Italiener das alte Spiel wiederholen. Wir können heute noch nicht voraussehen, wohin der Zweikampf zwischen uns und unserem ungetreuen Nachbar noch führen wird, und ob wir in der Lage sein werden, von Italien Entschädigungen irgendwelcher Art zu beanspruchen. Soviel aber steht fest, daß, wenn das Kriegsglück im Süden sich nicht unerwarteterweise gegen uns wenden sollte, von einer Abtretung an Italien, und sei es auch um den Preis einer Milliardenentschädigung, nicht mehr die Rede sein darf. Der Krieg hat die Situation in dieser Hinsicht vollständig geändert. Wer von den Welschtirolern und Triestinern die österreichische Herrschaft nicht ertragen kann, die wahrlich das nationale Leben der italienischen Mitbürger so rücksichtsvoll behandelt hat, wie es nirgends in der Welt sonst geschehen wäre, mag auswandern; aber der Boden bleibt österreichisch. Einen Überfall belohnen, wäre die schlimmste aller Schwächen und könnte die verhängnisvollsten Folgen für alle Zukunft haben. Man muß sich in Respekt setzen, wenn man Ruhe haben will.

Gewiß, wir müssen auch eines anderen Grundsatzes gedenken, der zwar in diesem Falle, wie wir sehen, durch einen wichtigeren beiseite geschoben wird und Italien gegenüber schon darum nicht ins Spiel kommt, weil Italiens Freundschaft oder Feindschaft nicht von dem Besitze Welschtirols abhängen wird, den wir aber, wo es angeht, nicht außer acht lassen dürfen. Einen geschlossenen Kreis von Feinden besiegt zu haben, ist ruhmvoll, aber auch gefährlich. Je mehr ihrer sind, desto mehr wird, wenn wir nicht sehr klug vorgehen, das Gefühl des Besiegtseins etwas Quälendes für sie haben. Wir müssen darauf bedacht sein, nicht zu viel Feindschaft in die Zukunft hinüberzunehmen. Das Wort: Es werde gut gehen, wenn man sich nicht einbilde, die Welt erobert zu haben, hat nicht ein ängstlicher Federfuchser, sondern Bismarck gesprochen. Ein gutes Verhältnis zum Nachbar ist mehr wert als der Besitz einer ergiebigen Provinz oder eines strategisch wichtigen Grenzpunktes oder Grenzstreifens, der im Kriege sehr nützlich sein mag, aber eine der Ursachen fortdauernder Erbitterung dieses Nachbars werden kann. Wir leben in einer Zeit, in

der Politik und Krieg von großen Bündnissen gemacht werden, in der also die Strategie schon dort beginnt, wo es sich darum handelt, den Beitritt dieses oder jenes Staates zu einem gegnerischen Bündnisse zu verhindern. ‚Viel Feind, viel Ehr', ist ein schöner Spruch, für die Diplomatie eines Landes ist es indessen nicht immer ehrenvoll, wenn es viele Feinde hat. Es ist natürlich leichter, einen Grundsatz aufzustellen, als ihn unter den bestimmt vorliegenden konkreten Bedingungen richtig anzuwenden. Wenn wir beispielsweise die Revanche Rußlands unter allen Umständen vermeiden wollten, so müßten wir ihm seinen Willen lassen und ihm gestatten, nach Konstantinopel zu gehen. Würden wir ihm dies erlauben, so dürften wir ihm wahrscheinlich ohne Gefahr eines künftigen Rachefeldzuges sogar Polen wegnehmen; die Verwirklichung seines uralten Sehnens und der Glanz, der mit der Hauptstadt des Ostens, dem zweiten Rom, verbunden ist, würde es über den Verlust Polens, das erst vor einem Jahrhundert unter die Herrschaft des Zaren gelangt ist und innerlich nie mit Rußland verbunden war, ja sogar über das Bewußtsein, im Kriege unterlegen zu sein, hinweghelfen. Dergleichen bleibt aber selbstverständlich außerhalb jeder Diskussion; wir kämpfen für die Türkei wie für uns selber. Der eine Grundsatz stößt hier mit dem anderen zusammen. Es wird jedoch Konzessionen an die eine oder andere Großmacht geben, bei denen dies nicht der Fall wäre, und immer wird man sich vor Augen halten müssen, daß der Weg zu künftiger Annäherung nicht verlegt werden darf.

Es wäre ein schwerer Fehler, nicht an die Zukunft, ihre Strömungen und ihre Tendenzen schon jetzt zu denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in den nächsten Jahrzehnten das internationale Leben durch das Bedürfnis der Staaten gekennzeichnet sein, sich zu Koalitionen zusammenzuschließen, das innere Leben aber durch eine noch weitere Stärkung des nationalen, des sozialen und des staatlichen Gedankens. Wie die künftigen Koalitionen aussehen werden, kann man sich heute noch nicht vorstellen; die Interessen besonders der ganz großen Reiche sind zu mannigfaltig, als daß sich von vornherein ein bestimmtes Bild gewinnen ließe; auch wissen wir ja, daß Gruppierungen wechseln, daß irgendein Zweck, der zwei Staaten zusammenführt, nach Jahren als minder wichtig erscheint und von anderen Zwecken verdrängt wird, die sie auseinander führen und eine neue Gruppierung schaffen. Es ist zum Beispiel ganz gut möglich, daß Frankreich, nach den furchtbaren Erfahrungen des jetzigen Krieges, ohne sich von England loszusagen, doch aufhört, ihm Gefolgschaft zu leisten, besonders wenn es etwa seine mittelafrikanischen Kolonien verloren haben sollte, für deren Erhaltung das englische Wohlwollen wertvoll, die englische Feindschaft verhängnisvoll wäre. Vielleicht wird Frankreich und vielleicht wird auch Italien für eine Zeitlang auf den Ehrgeiz verzichten, blutige Eroberungspolitik zu machen, und vielleicht werden diese Staaten, wenn sie ihre Entwicklungsfähigkeit genug in sich fühlen, es vorziehen, innerhalb ihrer Grenzen zu arbeiten. Es ist auch möglich, daß in Rußland und

Japan das gemeinsame Verlangen nach weiterer Beraubung Chinas eine stärkere Geltung erhält, während andererseits England und Amerika es für nötig finden, Japans Aufschwung zu hemmen, so daß dieser Gegensatz in Konkurrenz treten würde mit dem russisch-englischen Streben, gegen Deutschland in geschlossener Reihe zu bleiben. Das Entstehen von Neubildungen, die nicht von dem antideutschen Gedanken beherrscht sind, erleichtern wir, wenn wir keine unüberbrückbare Kluft zwischen uns und allen unseren Feinden graben. Wir müssen uns aber auch auf Zusammenschlüsse gefaßt machen, die unausweichlich sind. Es ist zweifellos, daß der britische Gesamtreichsgedanke durch den Krieg eine gewaltige Festigung erfahren hat, ähnlich wie der österreichisch-ungarische. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um die von Europäern besiedelten Gebiete handeln, in Indien, Ägypten und anderen Besitzungen nichteuropäischen Charakters dürfte das Sinken des britischen Ansehens sogar gesteigerten Widerstand gegen die englische Herrschaft hervorrufen, so daß England künftig mit einer viel stärkeren Gefahr zu tun haben wird, als es die eingebildete deutsche war. Aber auch dies wird das Zusammenrücken der einzelnen Reichsteile und den Übergang zu dem verfemten Militarismus nur begünstigen, während auch in den Vereinigten Staaten der Drang nach dem Süden, nach Mexiko und Zentralamerika, den ‚Militarismus' in gewissem Grade zu Ehren bringen dürfte. Es wird also künftig mehr militärisch stark gerüstete Mächte geben als bisher, es werden aber auch neue Aufgaben in den Vordergrund treten. Wir können heute noch gar nicht voraussehen, wer uns später einmal brauchen wird, um sich auf uns zu stützen. Unser Interesse ist, uns die Wege nicht versperren zu lassen und unter allen Umständen stark zu bleiben.

Der Nationalgedanke wird eine große Kraft bleiben; er wird an Kraft noch gewinnen. Für Österreich-Ungarn ist dies innerpolitisch sehr wichtig, aber auch die auswärtige Politik, soweit sie im jetzigen Kriege geschmiedet wird, muß die Form erhalten, die durch diese Erwägung gegeben wird. Wir hoffen heute mit Recht das Beste für den Ausgang des Russischen Feldzuges, können jedoch noch nicht mit solcher Bestimmtheit seinen weiteren Verlauf vorhersagen, um schon ein Programm zur Lösung der Polenfrage entwerfen zu können. Aber soviel ist klar, daß wir die nationalpolnische Idee als einen sehr ernsten Zukunftsfaktor in Rechnung stellen müssen und dafür sorgen müssen, daß nicht etwa starke Enttäuschungen aus ihm ein Gewicht zugunsten Rußlands machen. Je glänzender unsere Siege sind, desto mehr werden wir von den Polen als für das künftige Schicksal Polens verantwortlich betrachtet werden. Hätten wir uns nur glücklich verteidigt, so wäre uns die polnische Frage wenig angegangen; wenn wir aber Russisch-Polen militärisch erobern, so entstehen daraus auch politische Notwendigkeiten. So kompliziert die Frage ist, eine Lösung, die einige Dauer verspricht, werden wir ihr geben müssen. Auch Littauen und Letten sind keine russischen Patrioten; in Libau, Mitau und Riga

waren die besten russischen Staatsbürger die Deutschen. Wir werden auch den ukrainischen Nationalgedanken nicht ignorieren dürfen. Es sollte ihm soweit zum Durchbruch verholfen werden, daß die nationale Existenz des ukrainischen Volkes und seine Entwicklung besser gesichert wird, und daß sich Rußland aus einem Zwangsstaat, dessen Ideal das Erobern ist, allmählich zu einem Nationalstaat umbildet, neben dem seine Nachbarn ruhig leben können. Der nationale Gedanke wird uns an vielen Stellen rings um unsere Grenzen zugute kommen: ob uns aber die Rücksicht auf ihn willkommen ist oder nicht, wir werden uns überall mit ihm auseinandersetzen müssen, sowohl Österreich-Ungarn wie das Deutsche Reich. Man denke an die starken Selbständigkeitsimpulse der Vlämen und Wallonen und anderer Völker. Daß Österreich-Ungarn in irgendeiner Weise mit dem südslawischen Gedanken zurechtkommen muß, wird auf den ersten Blick klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser Gedanke ausersehen wurde, als Torpedo auf das Schiff der Monarchie abgeschossen zu werden, um es zu versenken.

Nach dem jetzigen Kriege werden alle Völker Deutschland nachzuahmen und es ihm in der straffen Organisation des staatlichen Körpers, in der Beherrschung seiner Nerven und Muskeln gleichzutun suchen. Andererseits wird Deutschland trachten müssen, von England und Frankreich zu lernen, wie man auf die Außenwelt wirken kann. Wahrscheinlich wird keine der beiden Parteien die andere jemals in dem, was ihr eigentümlich ist, erreichen, aber so viel wird man doch auf unserer Seite im Gedächtnis behalten, daß auch der äußere Schein, den die innere Politik hervorruft, nicht gleichgültig ist, und daß sowohl der ganz falsche Eindruck des Diktatorischen, den die Welt von Deutschland empfangen hat, wie der falsche Eindruck des Anarchischen und Marastischen, den sie von Österreich-Ungarn empfing, verhängnisvoll war. Die zunehmende Sozialisierung wird nicht von Gesten der einen oder der anderen Art begleitet sein dürfen. Wir werden nicht eine innere Politik für das Auslagefenster machen, sondern für unsere eigenen Bedürfnisse, aber wir werden dafür sorgen müssen, daß das Auslagefenster nicht abschreckend dekoriert werde. Eine starke Anziehungskraft muß von uns ausgehen.

So viel haben wir bereits erreicht, daß der Nimbus der Unwiderstehlichkeit, der England zur See und, merkwürdigerweise, Rußland zu Lande umgab, zerstört ist. Auf ihren eigensten Gebieten haben wir diese beiden Riesen geschlagen. Dieser Erfolg, den hoffentlich die weiteren Kriegsereignisse nicht mindern werden, ist an sich schon sehr groß, aber wir müssen bestrebt sein, daß er, insbesondere was Rußland betrifft, durch den Friedensschluß nicht vereitelt wird; Rußlands Offensivkraft muß geschwächt werden. Daß es deswegen zugrunde geht, wie jetzt die Hysteriker in Petersburg und Moskau jammern, die aus einem Extrem ins andere verfallen, ist unsinniges Geschwätz. Weder Rußland noch das Slawentum, das auf seinen Schutz nicht angewiesen ist und sich ohne das russische Protektorat viel

freier entwickeln kann, wird darum untergehen, weil Rußland nicht mehr befehlen kann, wie es will und was es will. Welch seltsame Geistesverfassung eines Volkes, daß es sich unglücklich fühlt, wenn es nicht Kommandant und Kerkermeister sein kann! Eben wegen dieser Geistesverfassung müssen wir Rußland die Macht nehmen, es wieder zu werden. Es wird trotzdem das große Rußland bleiben. England wird durch das Wachstum seiner Kolonien vielleicht Deutschland an Volkszahl einmal weit überflügeln, aber daß es sich mit Rußland und Amerika in die Weltherrschaft teile, können wir verhindern, wenn wir den kleineren und schutzbedürftigen Staaten einen Rückhalt bieten. Daß wir ihnen Rückhalt bieten, müssen sie alle genau so wissen, wie es heute schon die Türkei weiß. Wenn der Schreckenskrieg, den wir durchleben, für die internationale politische Entwicklung der Völker einen Sinn haben soll, so kann es nur dieser sein, und ihn müssen wir uns vorbehalten, wenn wir an die einstigen Friedensbedingungen denken, und wenn wir an ihnen arbeiten und ebenso, wenn die Waffen einmal ruhen und wir im Frieden am Werke der Zukunft weiterbauen.

Kleine Bausteine

Im wiedereroberten Lemberg
Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Die Stadt Lemberg ist uns oder wenigstens den meisten von uns in früheren Zeiten nur als die Hauptstadt Galiziens in der Geographie bekannt gewesen. Der große Strom der Reisenden kommt nicht hin. Sie bietet ja wenig, was den gewöhnlichen Touristen anzieht. Seit dem vorigen Jahre wurde sie in weiten Kreisen sehr bekannt, als die Österreicher dort die erste und die zweite Schlacht lieferten. Mit banger Sorge verfolgten wir alle ihre Einnahme durch die Russen. Um so größer war ja, wie bekannt, der Jubel nicht bloß in Österreich, sondern auch bei uns, als die Stadt wieder von der Fremdherrschaft befreit wurde. Nun drängte sich wohl vielen der Wunsch auf, die Stadt zu besuchen.

Auch mir war es vergönnt, gelegentlich eines Besuches, den ich den Lazaretten bei der Südarmee machte, eine Fahrt nach Lemberg zu unternehmen. Die äußere Veranlassung war, daß ich mein tapferes österreichisches Regiment, das 11. Infanterieregiment, das, unter Wallenstein 1629 errichtet, schon an vielen Kriegen teilgenommen und sich auch im Weltkrieg wiederholt ausgezeichnet hat, besuchen wollte. Das erwies sich freilich nicht in dem Maße als möglich, wie ich das gewünscht hätte. Denn das Regiment lag in den vordersten Linien in den Schützengräben. Nur der Oberst, einige Offiziere und Mannschaften erschienen als Deputation in Lemberg.

Ich fuhr am 5. Juli früh von Strij, dem Hauptetappenort der Südarmee, mit einem österreichischen Generalstabsoffizier, meinem Hofmarschall und dem deutschen Etappendelegierten im Auto nach Lemberg. Die Fahrt, die etwa anderthalb Stunden dauerte, bietet nicht viel Besonderes. Am Eingange von Lemberg wurde ich von dem Stadtkommandanten, Generalmajor Rimml, und zwei Ordonnanzoffizieren des Armeeoberkommandos empfangen. In der Stadt begrüßte ich den Eroberer der Stadt, General der Kavallerie von Böhm-Ermolli, und die obengenannte Deputation. Auch stand eine Ehrenkompagnie da. Doch ich will hier nicht von militärischen Dingen berichten. Sonst könnte ich erzählen, wie ich mit dem General die Hauptstellung der Russen, die Feste Brzuchorice besichtigte, und noch manches andere.

Hingegen möchte ich lieber einiges von der Stadt berichten. Im allgemeinen hat sie keinen ausgesprochenen Charakter. Durch den Krieg hat sie so gut wie gar nicht gelitten. Das Leben dort scheint auch im Frieden so zu sein. Mir war es sehr darum zu tun, die Kirchen zu besuchen.

In wenigen Städten wird man so charakteristisch verschiedene finden. Vorausschicken möchte ich, daß es ja hier drei katholische Erzbischöfe, einen griechischen, einen armenischen und einen lateinischen gibt. Ein jeder hat natürlich eine Kathedrale, und daraus ergibt sich schon die Mannigfaltigkeit der Kirchen. Natürlich wollte ich, der ich mich gern mit der christlich-orientalischen Kunst beschäftige, besonders die Kathedralen der beiden zuerst genannten Erzbischöfe besuchen.

Zuerst fuhren wir an derjenigen des griechisch-unierten Erzbischofs vor. Sie liegt auf einer Anhöhe und beherrscht weithin die Stadt. Sie und die neben ihr liegende bischöfliche Wohnung ist von einer Mauer umgeben. Durch ein Tor, auf dessen beiden Pfeilern Heiligenstatuen stehen, tritt man ein. Die Kirche ist ein großer, wirkungsvoller Bau in reichem Barockstil und mit vielen Statuen geschmückt. Eine Kuppel überragt ihn. Vor der Westfront führt eine doppelseitige Treppe zum Eingang. Am Eingange empfing mich der Dekan des Kapitels in Vertretung des Erzbischofs Grafen Szeptycki. Dieser ist bekanntlich von den Russen im September 1914 in Gefangenschaft abgeführt worden und weilt in Kursk. Das Innere der Kirche ist von schönen, weiten Verhältnissen, hat aber wenig von dem charakteristischen einer orientalischen Kirche. Kein Bild überragt den Durchschnitt. Das gilt auch von dem Gnadenbilde, das sich über dem einen Seitenaltare befindet. Es wurde mir gesagt, es sei das ruthenische Gegenstück zu dem in Czenstochau. Aber dieses ist doch in der Welt viel bekannter, berühmter und auch künstlerisch wertvoller. Gegenüber der Westfront der Kirche liegt die Wohnung des Erzbischofs. Von seinem Zimmer hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt. Erst in Wien hörte ich durch Professor Strzygowski, daß der Erzbischof eine sehr schöne Sammlung altruthenischer Ikonen besitze, und daß die Russen sie unangetastet gelassen hätten. Diese Kunde kam mir leider zu spät.

Von da ging es zur armenischen Kathedrale, die in einem Hofe liegt. Es ist eine Kirche, die trotz ihrer kleinen Verhältnisse einen wirkungsvollen Eindruck hervorbringt. Die Apsis erinnert von außen an die einer schlichten romanischen Kirche. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert. Der Eingang ist von der Südseite, wo sich eine Vorhalle befindet. Da sind einige interessante armenische Grabsteine eingemauert. Die Türe ist sehr schön. In der Kirche empfing mich der Erzbischof Theodorovicz. Das Schiff dürfte bedeutend jünger als die Apsis sein. Hier wurde mir ein herrliches armenisches Manuskript aus dem Jahre 1196 gezeigt. Es ist eines der ältesten und wertvollsten, die uns in Europa erhalten geblieben sind. Die Miniaturen sind prachtvoll in den Farben. Das Gold leuchtet noch wie neu. Außer den vollseitigen Evangelistenbildern, die den typischen Bildern derselben entsprechen, sind noch kleinere Darstellungen an den Rändern zu sehen. Es ist als großes Glück zu bezeichnen, daß die Russen dieses Buch nicht mitgenommen haben. Professor Strzygowski war hocherfreut, als ich ihm das mitteilen konnte. Über einem Altar ist ein Fresko, oder mehr

die Reste eines solchen. Trotzdem läßt sich erkennen, daß eine Kreuzigung dargestellt war, und daß das Fresko auf künstlerischen Wert Anspruch erheben kann. Ich glaube, daß es aus dem 15. Jahrhundert stammt. In der Kuppel werden Mosaiken nach Entwürfen des bekannten Krakauer Malers Mehoffer ausgeführt. Sie versprechen eine hohe Zierde der Kirche zu werden. Besonders schön ist Christus. Bis jetzt kannte ich von Mehoffer hauptsächlich die Glasfenster in der Nikolauskirche in Freiburg i. S., über die man geteilter Meinung sein kann. Manches ist daran herrlich, manches unverständlich. Die Mosaiken hier scheinen mir in jeder Richtung einen wesentlichen Fortschritt des Künstlers zu bedeuten. Die Apsis ist ganz kahl, wirkt aber durch die Architektur sehr gut. Interessant sind dort die recht verschmierten Kreuze. Hoffentlich wird der Raum nicht durch eine schlechte Renovierung verdorben.

Hierauf fuhren wir nach der rumänisch-unierten oder walachischen Kirche, wo mich der Pfarrer in kirchlichen Gewändern empfing. Die Kirche ist ein schöner Barockbau, der an und für sich nicht viel bietet. Aber an der Südseite befindet sich eine Kapelle aus dem 16. Jahrhundert, in der in der geschicktesten Weise byzantinische und Renaissanceornamente verbunden sind. Das Innere ist freilich in der neueren Zeit etwas zu sehr in Cosmatenart ausgeführt worden. Dagegen ist das Äußere reizend. Es wird von drei Kuppeln überragt. Sehr vornehm wirken die Renaissancepilaster. Das herrlichste aber ist das Portal, das fast florentinisch anmutet.

Endlich besuchte ich noch die Bernhardinerkirche, d. h. die der Franziskaner. Sie führen nämlich hier den anderen Namen, wohl nach dem hl. Bernhardin von Siena. Es ist ein gewaltiger Barockbau von großer Wirkung. Sehr gut sind die Holzschnitzereien, Figuren, Chorstühle usw. Die Kirche ist etwas dunkel, aber bei der geschickt angebrachten elektrischen Beleuchtung kann man alles gut sehen. Hier empfing mich der lateinische Erzbischof Bilczewski. Er erzählte mir sehr interessant über seine Erlebnisse während der Russenzeit. Es wäre schrecklich gewesen. Als der Kaiser von Rußland nach Lemberg kam, wollten die Russen den Erzbischof zwingen, die russische Fahne auszuhängen. Er hat sich aber geweigert. Das muß doch imponiert haben. Denn es ist ihm nichts dafür geschehen. Seine Kathedrale habe ich nicht besucht, da sie, wie es scheint, nichts bietet. Nur von außen macht der gotische Chor einen schönen Eindruck.

Als ich am späten Nachmittag nach Strij zurückfuhr, schied ich mit dem Eindruck, interessante und lehrreiche Stunden verlebt zu haben. Wenn auch die militärischen Eindrücke bei weitem überwogen, so waren doch auch die Kunststudien nicht zu kurz gekommen.

Kritik

L. N. Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi 1857–1903.*

Von Charlotte Lady Blennerhassett

In der um Tolstois Namen gescharten Literatur nimmt dieser Briefwechsel mit der fast noch jugendlichen ‚Tante' eine ganz eigentümliche Stelle ein. Die Korrespondentin, Gräfin Alexandrine Tolstoi, hatten wir den Vorzug, in den neunziger Jahren zu Petersburg noch persönlich kennen zu lernen. Sie war damals eine bejahrte Dame; hochangesehen in der vornehmen Welt und bei Hof, wo sie in Diensten der Kaiserfamilie ihr Leben verbracht hatte, bewohnte sie Zimmer im Winterpalais, von wo sie, im März 1899, auch die ‚Erinnerungen' datiert hat, die dem Briefwechsel mit ihrem berühmten Verwandten vorausgeschickt sind. Von diesen Beziehungen wußte die fremde Besucherin nichts, die damals aufs gütigste von ihr empfangen wurde, gemeinsame literarische Interessen mit der hochgebildeten, wie alle ihre Zeitgenossinnen von Bedeutung noch in westlicher Kultur geschulten vornehmen Frau besprach, aber keine Ahnung davon hatte, welch eigentliche Bedeutung auf religiösem Gebiet ihr zukam: „Ships that pass in the night", Schiffe, die im Dunkel aneinander vorbeifahren, so der Titel eines sehr feinen englischen Romans. Auch Gräfin Alexandrine Tolstoi hatte einen solchen durchlebt; sie konnte ihn erzählen — unbedenklich —, aber er war von so zarter, vorübergehender Art, daß nur Andeutungen verraten, was sich anfänglich in dieser edlen Frauenseele geregt haben mag. Leo Tolstoi heiratete, die ‚Babuschka' wurde mütterliche Freundin seiner Frau und seiner Kinder und hörte nie auf, vor allem seine Seele zu lieben und um sie zu ringen mit warmer, selbstloser Treue, die er erwidert hat.

Obwohl nahe verwandt, lernten die beiden sich erst 1857 und bei Anlaß einer Schweizer Reise näher kennen. Leo Tolstoi war damals dreißig Jahre alt, sie vierzigjährig und Hofdame bei der Großfürstin Maria Nikolajewna, der Witwe Leuchtenbergs, ihrem Bild nach eine schöne, ernste, überaus sympathische Erscheinung. Die Beziehungen zu ihm hat die Gräfin in ‚Erinnerungen' aufgezeichnet, die den Briefwechsel einleiten. Man verlebte zu Genf und in der Umgegend die heitersten Tage und Stunden. Durch ‚Kindheit', ein Buch, das 1852 erschien, war Tolstoi dem Publikum bereits bekannt, aber berühmt war er noch nicht. Er konnte ausgelassen lustig sein; ‚wir waren bezechten Schülern gleich,' bemerkt die Gräfin bei Erwähnung von Bergbesteigungen und geselligen Vergnügungen, bei denen sie ‚des Neffen' Humor gar nicht zu bändigen vermochte. Verstanden habe sie ihn damals nicht, obschon bereits religiöse Fragen zwischen ihnen besprochen wurden. Sie seien beide zugleich enthusiastisch und kritisch veranlagt gewesen, und ihre Selbstanalyse habe keine Besserung des Charakters

---

* München, bei Georg Müller.

erzielt, sondern nur ihrer Eitelkeit gedient. Nach Ablauf des Urlaubs der Gräfin begann ihre Korrespondenz, und häufig sahen sie sich, zumeist in Petersburg, wieder. Jeder in seiner Art, sagt sie, war darauf bedacht, sein Leben zu veredeln; sie hebt insbesondere Tolstois peinliche Wahrheitsliebe hervor, sein religiöses Bedürfnis im Gegensatz zur verneinenden Haltung seines Freundes Turgenjew. Er trug sich mit den verschiedensten literarischen Plänen, die unausgeführt blieben, und begann seine dichterische Laufbahn. Im Jahr 1862 vermählte er sich, die Freundin wurde Erzieherin der Tochter Alexanders II., späteren Herzogin von Koburg, der Verkehr mit Tolstoi erfuhr Unterbrechungen, hörte jedoch nicht auf, und sie nennt ihn noch 1877 einen ‚von der Wahrhaftigkeit und Heiligkeit unserer Kirche vollkommen überzeugten Christen'. Er beteiligte sich an Wallfahrten, beobachtete das Fastengebot und empfing wohl auch noch die Sakramente. Im Jahr 1878 suchte er eine Besprechung mit ihr. Zu ihrem tiefsten Schmerz vernahm sie seine Beichte. Er suchte ihr jetzt zu beweisen, daß die Kirche nicht nur überflüssig sei, sondern Schaden stifte, und wie er dazu gelangt sei, die Göttlichkeit Christi und die Erlösung durch ihn zu leugnen: in seiner Seele habe sich ein Fenster geöffnet; durch dieses Fenster sehe er Gott, und jetzt brauche er nichts mehr, nichts. Sie schieden in höchster Erregung, nach langem vergeblichem Streit. ‚Ich war sehr naiv,' berichtet Alexandrine Tolstoi. ‚Wie konnte ich nicht begreifen, daß er sich in jedem Gedanken wie in einer Festung verschanzte? Aber ich darf sagen, daß alle meine Fehler von einem übergroßen Eifer herrührten. Wißt ihr denn, was es heißt, eine verwandte Seele zu lieben? Nicht den Menschen — seine Seele! Diese Liebe ist ungleich stärker als die irdische Liebe, und die Seele Lew Nikolajewitschs war mir unaussprechlich teuer. Sie ist mir auch fernerhin teuer geblieben, aber die Jahre und die Enttäuschung haben das ihrige getan. Es ist nicht mehr dieses Feuer, diese Qual, die damals meine Sorge um ihn begleitet haben. Jetzt bete ich für ihn, aber ich weiß, daß nicht meine Anstrengungen, sondern nur die Gnade Gottes ihn früher oder später auf den rechten Weg bringen wird.' Sie übergab viele Briefe, in denen Leo Tolstoi seinen Seelenzustand auseinandersetzte, dem gleich großen Dichter Dostojewski, ‚einem wahrhaftigen Christen', der, wie sie selbst, offen eingestand, er verstehe den Inhalt nicht. Zur Widerlegung, die er vorhatte, kam es nicht, denn Dostojewski starb einige Tage nach dieser Besprechung, und die Briefe gingen verloren.

Die Begegnungen mit Leo Tolstoi wurden jetzt peinlich.

Die Gräfin bemerkte zu ihrem Verdruß, welch untergeordnete Persönlichkeiten Macht und Einfluß über ihn erlangten, wie Glück und Friede seines Hauses und Familienlebens an den Überspannungen und unmöglichen Forderungen, die er an die Seinen stellte, zu scheitern drohten, wie schwer besonders seine Frau darunter litt. Sie warnte ihn, wenigstens den Geisteszustand des heranwachsenden Sohnes durch Mitteilung seiner ungedruckten Schriften nicht in heillose Verwirrung zu bringen: ‚Ach Gott nein,' lautete die Antwort, ‚meine Kinder schenken dem, was ich schreibe, nicht die mindeste Beachtung.'

Fünf Jahre später, 1887, verbrachte Alexandrine Tolstoi dennoch einige Wochen in Jassnaja-Poljana. Tolstoi war jetzt berühmt, der erste Schriftsteller und Rußlands größter Dichter. Sie fand ihn sanftmütig gestimmt; in weißem Leinenkittel ging er hinter dem Pflug, die Existenz in seinem Hause verlief behaglich, wenngleich die kaiserliche Hofdame das einzige Mitglied der Familie war,

die früh aufstand und die Tagesordnung einhielt. Besucher und Arme kamen und gingen, gastlich aufgenommen oder reich beschenkt; die Mutter behielt die Erziehung der einfachen, lustigen und begabten Kinder in den Händen, Tolstoi duldete die Widersprüche, mit denen Alexandrine nicht geizte, und nahm es geduldig hin, daß sie seinen Werken gegenüber unabhängige Kritik übte. Weder sein Ruhm noch die großen Schönheiten, die sie in seiner Dichtung anerkannte und bewunderte, blendeten sie über das Unheil, das seine Theorien voraussehen ließen. Sie schildert sich ‚von der Angst gemartert, wie er vielleicht die ganze heranwachsende Generation verderben könne', und schrieb ihm nach ihrer Abreise von Jassnaja-Poljana herzlich und eindringlich, ihn noch einmal beschwörend, seiner Liebe zu Jesus Christus und seiner Befolgung des Evangeliums nicht die eigenmächtige Auslegung der Gottesleugnung zu geben. ‚Lassen Sie die Möglichkeit zu, daß auch Ihr Glaube irrig sein könnte, gehen Sie Ihren Weg! Alle, die Ein Ziel haben, werden dereinst in Einem Punkt zusammentreffen. Von ganzem Herzen liebe und küße ich Sie,' so der Schluß der Entgegnung Tolstois. Sie gab dem Kaiser den Rat, die ihr peinliche ‚Kreutzersonate' zum Druck zuzulassen, da ganz Rußland Tolstois Werke schon gelesen und das Publikum ein leidenschaftlicher Liebhaber verbotener Früchte sei. Künstlerisch höher als die ‚Kreutzersonate' und ‚Die Macht der Finsternis' wertete sie u. a. den ‚Tot des Iwan Iljitsch'. Die Verunglimpfungen und törichten Angriffe der Gegner ihres Freundes beklagte sie in jeder Hinsicht und blieb sein Anwalt bei dem Zaren Alexander II., der ihm wohl wollte und ihn lieb hatte, bis andere Vorkommnisse ihn umstimmten.

Gräfin Alexandrine veränderte ihr Verhalten nicht und kehrte 1891 noch einmal zu Besuch bei den Tolstois ein. Sie sei die einzige Person, die ihrem Mann die Wahrheit sage und nicht vor seiner Größe in den Staub krieche, bemerkte seine Frau. Tolstoi zeigte sich von seiner liebenswürdigsten Seite und las der ‚Babuschka' die Abhandlung über gänzliche Aufhebung des Kriegs im Manuskript vor. Sie fand seine phantastisch-romantischen Utopien unausführbar und sagte es, was ihn nicht abhielt, zu behaupten, er habe sie zu seinen Anschauungen bekehrt. Bekehrt sei sie gewesen, aber zu etwas anderem, bemerkt die Gräfin. Sie fand seine Gedanken wechselnd und setzte ihn in Erstaunen, wenn sie frühere Ansichten aus seinen eigenen Schriften anführte. Er erschien ihr unlogisch im Denken und im Handeln nicht frei von Kindereien: ‚Dieses Nähen von schlechten Stiefeln, dieses ungeschickte Zusammensetzen von eingestürzten Öfen, dieses Herbeischleppen von Holz und dergleichen mehr' imponierten ihr ebensowenig wie die vegetarische Kost, die gesundheitsschädlich für ihn war und der die Gattin mit Fleischbrühe nachhalf. Er klagte einmal, daß die Leute ihn mit vollem Recht tadelten, weil sein Leben nicht mit seiner Lehre übereinstimme. Sie gab zu bedenken, daß er unerfüllbare Lehren predige, daß er weder das Recht habe, seine Familie zu verlassen noch ihr den Beruf zur Armut, zum Hungerleiden, zur Feldarbeit aufzudrängen, wenn sie fröhlich und behaglich, wie er ja selbst bis in späte Jahre es getan, leben wollte. Auch vermöge sie aus seinen vagen, unbestimmten Äußerungen nicht zu erkennen, wodurch er seinen Kindern den aller Wahrscheinlichkeit nach schon geraubten Glauben zu ersetzen gedenke. Ihre Rede stimmte ihn so traurig, daß sie Mühe hatte, ihn wieder aufzuheitern. Kurz darauf brach über Rußland die Hungersnot herein, die er umsichtig und klug, mit heldenhafter Selbstaufopferung zu bekämpfen suchte, obwohl das gegen ihn aufgereizte Volk den Antichrist in ihm zu sehen meinte.

Nach 1891 begegneten sich Gräfin Alexandrine und Leo Tolstoi noch zweimal, das letztemal 1897 in Petersburg, wo es zu peinlicher Auseinandersetzung zwischen ihnen kam. Sie berichtet darüber: ‚Auf der einen Seite diese Liebe zur Wahrheit, diese Liebe zu Gott und den Menschen, und sogar zum Heiland, deßen Herrlichkeit er nur nicht will oder nicht erkennen kann. Auf der andern Seite dieser Stolz, diese Finsternis, dieser Unglaube und Abgrund ..... Ich glaube dennoch von ganzem Herzen und glaube es mit Tränen der Rührung und Dankbarkeit, daß der Heiland, deßen Opfer der Liebe vor den Augen des armen Lew Nikolajewitsch verborgen ist, früh oder spät in seines Herzens Tiefe dringen und es mit seiner Liebe erleuchten wird.‘

So schließen die ‚Erinnerungen‘, nicht die bis Februar 1903, bis kurz vor ihrem Tode ausgetauschten Briefe mit Leo Tolstoi. ‚Wir werden uns in diesem Leben wohl nicht mehr sehen,‘ schrieb er im Januar. ‚So hat es Gott gefallen und so wird es auch gut sein. Ich glaube auch nicht, daß wir uns dort so sehen werden, wie wir ein Wiedersehen verstehen, aber ich denke und bin vollkommen überzeugt, daß mir auch in jenem Leben all das Gute, das Liebevolle und Gute, das Sie mir in diesem Leben geschenkt haben, bleiben wird; und vielleicht wird auch einiges von mir Ihnen nicht verloren sein ..... So wie ich von Ihm ausgegangen bin, als ich geboren ward, so kehre ich, sterbend, zu Ihm zurück, und dies kann nicht anders sein als gut. Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände.‘

Einige Tage später schickte er der Freundin seine Tochter ‚ein gutes Mädchen, d. h. sie wünscht ernstlich, gut zu sein. Bei diesem Wiedersehen beunruhigt sie und mich ein wenig ihre Nicht-Rechtgläubigkeit. Beurteilen Sie weder sie noch mich zu streng. Ich habe auf sie mit Vorbedacht nicht eingewirkt, aber sie hat sich mir äußerlich unwillkürlich untergeordnet. Aber in ihren Jahren bedeutet die Religion, wie Sie wissen, noch keine Notwendigkeit. Und sie hat noch ein langes Leben vor sich. Wenn ihr aber die Religion wirklich notwendig werden wird, dann wird sie wählen, was ihr not tut. Übrigens schäme ich mich, darüber erst noch viel zu schreiben, als ob ich Ihr feinfühliges Herz nicht kennte. Leben Sie wohl, liebe Freundin, brüderlich küße ich Sie.‘ Diese letzten uns bekannt gewordenen Mitteilungen Tolstois werden die Frau, die seine Seele liebte, beruhigt und getröstet haben. Siebenundachtzig Jahre alt, ging sie ihm am 31. März 1904 in die Ewigkeit voraus.

Die Petersburger Tolstoi-Gesellschaft veröffentlichte 1911 den vorliegenden Briefwechsel. ‚Einen hellen Strahl,‘ nennt darin Tolstoi, ‚auf sein langes, dunkles Leben zurückblickend,‘ die Freundschaft mit Alexandrine. Das stärkste Band zwischen ihnen kennen wir: sie wollten gut werden, sich vervollkommnen, andern helfen; sie empfanden es schmerzlich, daß ihre Wege dabei auseinandergingen, und überbrückten die Gegensätze mit nie versagender Liebe. Die meisten ihrer Briefe erzählen eine Seelengeschichte und spiegeln Kämpfe wider, deren Inhalt wechselte und deren Grundton blieb. Leo Tolstoi war noch jung, da sie ihm 1859 schrieb: ‚Ich fürchte Ihre luftig — idealistisch — ungereimten Wahrheiten, ich fürchte Ihren Stolz, der sich oft aus allen Kräften bemüht, das zu gründen oder umzuschaffen, was längst begründet und errichtet ist, ich fürchte sogar Ihre Liebe zur Wahrheit, die wegen ihrer übermäßigen Verworrenheit und zugleich Pfiffigkeit Sie so oft von der Wahrheit und Natürlichkeit entfernt.‘ Er hatte sich bereits vom überlieferten Glauben, von der Kirche getrennt, als er bald darauf,

in einem Brief vom 3. Mai 1859, das Bedürfnis fühlte, ihr von seinen innern Wandlungen Rechenschaft abzulegen, die ihn ‚zur Entdeckung‘ führten, daß es eine Unsterblichkeit gibt, daß es eine Liebe gibt, und daß man für Andere leben muß, um ewig glücklich zu sein . . . . . ‚Ich liebe und achte die Religion, ich halte dafür, daß ohne sie der Mensch weder gut noch glücklich sein kann, aber ich habe keine Religion und glaube nicht . . . Jetzt, im Dorf, bin ich mir selbst so zuwider, verspüre ich eine solche Dürre im Herzen, daß es furchtbar und gräßlich ist, und die Notwendigkeit, eine Religion zu besitzen, wird mir fühlbarer. Gott wird helfen, es wird schon kommen.‘ Er beschwor sie, ihn nicht zu verlassen, er bedurfte ihrer, ihres Zuspruchs, ihres schriftlichen Verkehrs, auch dann, als die Liebe zu Frau und Kindern ihn beglückte, als er berichtete, er sei jetzt von ganzer Seele Schriftsteller, er schreibe und denke, wie er noch nie weder geschrieben noch gedacht habe, ein glücklicher Mann und Vater, der vor niemanden Geheimnisse und keinen Wunsch außer dem habe, daß alles bleibe, wie es ist: ‚Sie liebe ich weniger als früher, aber doch noch immer genug, um zu wünschen, daß Sie mich nicht verlassen sollen und noch immer mehr als alle andern Leute, mit denen ich im Leben verkehrt habe.‘ Sie begnügte sich auch damit und verließ ihn nicht: ‚Wie viel Sie auch von Ihrer Veränderung reden mögen, — Ihr altes Wesen schaut doch aus allem hervor, und das ist mir teuer, ach, wie teuer!‘ Sie fuhren fort, sich ihr Leben zu erzählen, sie half in den Schwierigkeiten, die er provozierte, und im Ungemach, das er zu erdulden hatte. Sie lasen Pascal und fanden ihn unerschöpflich, er empfahl ihr George Elliot, ‚Scenes of clerical Life‘, und pries die Engländer glücklich, ‚die schon mit der Muttermilch die christliche Lehre eingesogen haben‘. Dann, 1876, erschien ‚Anna Karenina‘. ‚Ich weiß nicht,‘ schrieb Alexandrine, ‚in welchem Grad Sie für die Meinung des Publikums empfänglich sind, aber ich bin auf Sie sehr eitel und kann mich an dem allgemeinen Entzücken bis zur Trunkenheit berauschen . . . . Hier ist das Gerücht aufgetaucht, daß Anna unter den Rädern des Eisenbahnzugs enden wird. Dem will ich nicht glauben. Sie sind einer solchen Geschmacklosigkeit nicht fähig.‘ ‚Meine „Anna“ ist mir zuwider geworden wie bitterer Rettich,‘ meinte der Verfasser, ‚ich habe mit ihr meine liebe Not wie mit einer Schülerin, deren Charakter sich als schlecht erwiesen hat; sagen Sie aber nichts Schlimmes von ihr, oder wenn schon, so mit ménagement, denn sie ist bei alledem adoptiert.‘ Das Buch, erwiderte Gräfin Alexandrine, mache sie mit dem vergangenen Leben ihrer Freunde bekannt. Manche seien dem Autor gram, daß er darin sein eigenes Erleben dargestellt habe, für sie sei das gerade das anziehendste, aus Liebe zu ihm und dann, weil die Wahrheit, immer besser als Erdichtung, es ihr ermögliche, in alle Winkelgassen seiner Seele hineinzuschauen. Sie befürwortete aufs wärmste einen andern literarischen Plan Leo Tolstois, den Roman über die Dekabristen, die Verschwörer unter Kaiser Nikolaus, über deren Geschichte sie Quellen zur Verfügung stellen könne. Zu ihrem Bedauern kam es nicht zur Ausführung.

Nach Aufführung der ‚Macht der Finsternis‘ berichtet sie von Stürmen des Beifalls, die das Drama in der Gesellschaft erregt habe, woraus sie schließe, daß doch noch ein gesunder moralischer Kern in ihr vorhanden sei. Sich an diesem Buch zu ergötzen, sei im Anfang ganz unmöglich, ein ästhetisches Urteil stelle sich erst später ein: ‚Folglich wirkt es in erster Linie auf das Gewissen, ist daher allen nützlich, und in dieser Zahl auch mir. Es tut nichts, daß keiner von uns

die schrecklichen Verbrechen begangen hat, von denen die Rede ist; aber jeder von uns ist daran mehr oder weniger beteiligt. Besonders die Gewissensqualen haben Sie mit solcher Wahrheit geschildert, daß ich sie im ganzen Umfang mitgefühlt habe . . . Ihr Drama geht mir überall nach, ohne daß ich mich unterwinde, ein Urteil darüber abzugeben, wie ich wohl sollte. Es liegt dies nicht in meinen schwachen Kräften.' Über ‚Krieg und Frieden' hatte Leo Tolstoi um ihr Urteil gebeten. Sie lobte das Werk und fand die Kritik unberechtigt, die es durch zu viele Wiederholungen und zu kleine Details beschwert fand. Die Menge der auftretenden Personen rufe keine Verwirrung hervor, man habe vielmehr den Eindruck, in einen Salon zu treten, in dem man jedermann kenne. Ihre eingehendere Besprechung des Werkes scheint verloren gegangen zu sein.

Die hier angeführten Proben genügen, um den Wert dieses Briefwechsels auch auf andern als auf religiösen Gebieten zu erweisen. In politischen Fragen bleibt die Freundin und Dienerin der kaiserlichen Familie begreiflicherweise zurückhaltend. Auch das ist charakteristisch, daß sie einmal erwähnt, Tolstoi liebe nicht, auf russisch geschriebene Briefe von ihr zu lesen, ‚vermutlich weil sie nicht russisch könne'. Sie bediente sich meist der deutschen, oft auch der französischen Sprache, in der, im September 1887, S. 389, ein langer Brief vorliegt, der noch einmal ihren heiligsten Überzeugungen beredten Ausdruck verleiht. Sie tat es selten mehr, denn sie gab sich längst Rechenschaft, daß auf dem Weg der Kontroversen nichts zu erreichen sei. Sie zog es vor, für ihn zu beten, und er dankte ihr jetzt dafür. Wie zu Anfang ihrer Beziehungen, so am Schluß derselben behielt sie den Eindruck der Verworrenheit, wenn sie in seine Gedankenwelt einzudringen versuchte. Es blieb ihr die Bestätigung des Urteils erspart; diese kam, als der schon zu Tode getroffene Greis, aus Heimat und Familie flüchtend, zu letzter Stunde sein Wollen mit seinem Leben in Einklang zu setzen unternahm und auf dem Weg zum erträumten Ziele starb.

Leo Tolstoi ist in die Geschichte eingetreten. Ihr Verdikt, obwohl im einzelnen widersprechend, ist in seinem Endergebnis schon nicht mehr zweifelhaft. Der Schöpfer von ‚Anna Karenina', von ‚Krieg und Frieden', von ‚Auferstehung', hat es verschmäht, der Kunst um der Kunst willen zu dienen, Rußlands größter Dichter der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wollte im Andenken der Nachwelt nach der Botschaft gewertet sein, um derentwillen er unsterbliche Gestalten schuf. Wenn die Botschaft versagte, dann war das poetische Werk umsonst getan und die Aufgabe gescheitert. Die Nachwelt hat anders verstanden, sie hat dem Dichter den Kranz gewunden und den Reformator abgelehnt. Und zwar geschah das zum zweitenmal, denn Tolstois Botschaft ist nicht neu. Die Ablehnung des Bestehenden, die Kriegserklärung gegen alle herrschenden Gewalten, die bedingungslose Verurteilung von Staat und Kirche, von gesellschaftlicher Ordnung und Überlieferung, von Kunst, Wissen und Kultur, das achtzehnte Jahrhundert hatte sie im ‚Sozialkontrakt' vernommen: ‚Kommt in die Wälder und werdet Menschen.' Dieser utopische Versuch, den Zeitenstrom auf seine Quellen zurückzustauen, die Verantwortung vom Gewissen des einzelnen auf die Institutionen zu übertragen und eine völlig neue Welt aus dem Chaos ins Dasein zu rufen, das von Tolstoi wieder aufgenommene Evangelium nach J. J. Rousseau ist an der Unmöglichkeit seiner ethischen Forderungen in sich zusammengebrochen. Trotz allen Aufgebots packender Realistik, wunderbarer psychologischer Lichtblicke und poetischer Verklärung gleicht das Zukunftsbild des

großen Slawen einem Luftgebilde, in dessen dünner Atmosphäre Geschöpfe von Fleisch und Blut nicht zu atmen vermögen. Kaum ein paar Jahre sind seit seiner Entstehung verstrichen, und die unbeugsame Macht der Tatsachen erhebt sich gegen den Träumer, der das zwanzigste Säkulum mit den Worten einleitete: ‚Der Militärdienst demoralisiert überhaupt die Menschen. Er veranlaßt sie zum Müßiggang, das heißt zum Aufgeben jeder vernünftigen und nützlichen Tätigkeit. Er entbindet sie von den allgemein menschlichen Pflichten und stellt als Ersatz dafür nur die konventionelle Ehre des Regimentes, der Uniform und der Waffen hin und die unbeschränkte Gewalt über andere Menschen oder sklavische Unterwürfigkeit den Vorgesetzten gegenüber.' So schwer ein aus den Fugen gegangenes, in Waffen starrendes Europa unter der Kriegsgeißel leidet, blutet und stirbt, in diesem Zerrbild der Völker in Waffen erkennt es sich nicht wieder. Über den Schrecken des Kampfes und Todes erhebt sich versöhnend das stille Heldentum klaglos erfüllter Pflicht, das Tolstois ‚Massen-Irrsinn' Lügen straft. Für die sittlichen Güter, die, im Begriff des Opfers geborgen, von den schmerzlichsten über die Menschheit verhängten Prüfungen ausgelöst werden, hat dem vereinsamten Denker von Jassnaja-Poljana der Blick gefehlt.

Aber wahrlich nicht mit Unrecht hat er sich einst geweigert, den Verheißungen kommenden Völkerfriedens aus dem Mund seines Zaren Glauben zu schenken. Weder auf dem schwankenden Boden von Verträgen noch auf Konferenzen wohlmeinender Humanitarier ist es gelungen, die furchtbare Geißel des Kriegs aus der Welt zu bannen. Schuldiger denn irgendeine andere Macht an der 1914 entfesselten Katastrophe ist vielmehr dieses Rußland, das Leo Tolstoi seinen unmöglichen Idealen verpflichten wollte und das, statt dessen, auf dem finstern Weg der politischen Verbrechen, der Verschwörungen und Meuchelmorde Europa mit ins Verderben gerissen hat. Gegen diese zersetzenden, barbarischen Mächte erhebt sich der Begriff des Vaterlandes, die todesmutige Liebe zum heimatlichen Herd, der alte Glaube an den gerechten Gott. Nächst diesem demütigen Glauben sind es, nach wie vor, die Bedingungen alles historischen Werdens und die Überlegenheit alter Kulturen, die den Sieg verbürgen und allein den Frieden wiederbringen können. Leo Tolstoi hat sie geleugnet und ein eigenmächtig zurechtgelegtes Evangelium an Stelle des Evangeliums Jesu Christi zu setzen versucht. So hat er, der das Gute wollte, es nicht erreicht und die Warnung überhört, die sein guter Engel in Gestalt einer Frau ihm zurief: ‚Ihre friedfertige Hand möchte dem Nächsten keine Wunden schlagen, und dennoch sprechen Sie Worte, die uns arme kleine Geschöpfe verletzen und Ärgernis geben . . . Ich fürchte, Sie ziehen die grausam vielfältigen Formen menschlichen Leids nicht genügend in Betracht. Was werden Sie Denjenigen zu bieten haben, die in ihrem Schmerz aufschreien und aller Hülfe der Macht und Liebe des Erlösers zur Durchführung seiner Moral bedürfen? Wird es das verengerte und seiner unzähligen Reichtümer beraubte Evangelium sein? Der Gedanke an Ihre Verantwortung beschwert mir das Herz mit Klagen. Beruhigen Sie mich, wenn Sie können, ich habe Angst um Sie.'

Der Genius des Krieges / Von Max Ettlinger

Den meisten unter uns war in langen Friedenszeiten alles kriegerische Tun und Erleben so fremd geworden, daß eher ein Dämon als ein Genius des Krieges unserer Vorstellung noch entsprach. Selbst Sankt Michael, der Fürst der himmlischen Heerscharen und erkorene Schutzherr der Deutschen, schien sein Schwert gegen den Vater der Lüge nur noch sinnbildlich zu führen.

Die harte Wirklichkeit hat rasch aus allen solchen Träumen aufgeschreckt und den Symbolen ihren wahren Sinn zurückgegeben. Aber noch fällt es sehr vielen schwer, ihr Vorstellen und Fühlen ernstlich und endgültig mit dem größten aller Erlebnisse in Einklang zu bringen. Und von alledem, was bisher im Volke der Dichter und Denker über diesen deutschen Krieg zum Überfluß gesungen und gesagt worden ist, klingt nur weniges vollkommen hell und rein, von heimlichen Zweifeln und Ängsten gänzlich frei. Die am tiefsten erlebten und begriffen, ziehen es wohl noch vor, zu schweigen.

Nur unter einer Bedingung ist es jetzt schon erlaubt, vom Sinn und Heil dieses Krieges zu reden. Nur wer ihn vorahnend erwartete und ersehnte, wer an ihn glaubte, ehe er seine Wunden zeigte, darf aus ganzer Seele für ihn zeugen.

Ein solcher Glaube, durch Taten draußen im Felde tausendfach bezeugt, hat uns bisher nur aus einem einzigen deutschen Buche gleich anfangs angesprochen, aus Schelers hymnisch gehobenen Gedankenreihen vom ‚Genius des Krieges'.* Schon dies Wort und mehr noch sein Inhalt erinnert an Nietzsche. Sollte auch seine ethische Richtung zur Lehre vom Übermenschen hinführen und Schelers Werk gar eine neue Bestätigung bieten des rings erhobenen Vorwurfs, daß sich der neudeutsche Geist dem Willen zur Macht, dieser Einflüsterung des Versuchers, unter Preisgabe seiner besseren Vergangenheit verschrieben habe?

Unleugbar ist Max Scheler, das lehren schon seine bisherigen ethischen Schriften und zumal seine Abhandlung über ‚Das Ressentiment im Aufbau der Moralen', durch Eingebungen aus Nietzsche stark gefördert worden. Aber immer deutlicher erweist sich — und auch die verschiedenen Gedankenschichten im vorliegenden Werke verraten die Spuren —, daß es vor allem die kritische Stellungnahme Nietzsches zu dem letztherrschenden ‚Kultur'ideal und den entsprechenden Kulturphilosophien ist, in der Scheler mit ihm übereinstimmt, um dann bald andere und eigene Wege zu suchen.

‚Los von England' lautet das letzte Wort Schelers, und das ist ihm nicht etwa ein aus der äußeren Kampfeslage entlehnter Feldruf, sondern eine durch die innere Auseinandersetzung des gedanklichen Lebens längst aufgenötigte Parole. Seit Bacon haben es sich alle Nützlichkeitsphilosophen innerhalb und außerhalb Britanniens angelegen sein lassen, die Werte des Lebens (Volkskraft, Gesundheit, Rasse, echte Macht) wie des Geistes (Erkenntnis, Wissenschaft, Kunst) denen des Nutzens und der Technik unterzuordnen. Und daraus ergab sich eine Vergiftung vor allem auch der Moral: die vitalen und heldischen Tugenden wurden nur noch geschätzt als Derivate der spezifisch kaufmännischen.

* Max Scheler, ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg', Leipzig 1915, Verlag der weißen Bücher (geb. M. 6.50). Des gleichen Verfassers ‚Abhandlungen und Aufsätze' (2 Bände, ebenda, geb. M. 15.—), im obigen schon mehrfach mitberücksichtigt, sollen an dieser Stelle noch eigene Würdigung finden.

Dazu kam als andere englische Erbsünde der individualistische Geist, seit Lockes politischem Liberalismus, am deutlichsten in der Vertragstheorie vom Staat und der Lehre von der gottgewollten ‚natürlichen Harmonie der Interessen'. Alle zentrale Leistung im Spiel der Kräfte muß dieser Individualismus leugnen: Gottes Regiment im Weltgeschehen (Deismus), die Persönlichkeit im Spiel der Vorstellungen (Assoziationspsychologie), die Staatsobhut über die wirtschaftlichen Verhältnisse (Freihändlertum), die Kirche ‚als spirituelle Oberleitung der geistigen Kultur'.

Wir dürfen und können heute — so erkannte mit Scheler Europas neue Jugend schon vor dem Krieg — nicht mehr in jenen englischen Kategorien denken, die auch den erhabenen Sinn der christlichen Liebeslehre zum bloßen Humanitarismus, zur Mitleidsmoral, zum Altruismus verdünnt haben, uns alle christlichen Tugenden verfälschten, die Demut etwa zur Knechtseligkeit und die Ehrfurcht zur Geistesenge herabdeuteten und so allenthalben das Übermenschliche und Jenseitige unterschlugen.

Ethik und Metaphysik müssen sich in tieferer Wesensschau wieder finden, und das Erlebnis des deutschen Krieges führt uns an die Schwelle solcher Erkenntnisse, gerade durch die gewaltige Paradoxie der lebendigen Erscheinung, welche kein rechnender Verstand mehr bewältigt.

Wurzel und Sinn des Krieges als diesseitiger Welteinrichtung erschaut und erläutert Scheler nach drei Leitideen: als Erhaltung und Förderung von Lebenswerten, Kulturwerten und Ewigkeitswerten.

Der Krieg ist die schöpferischste, aufstiegförderlichste Macht- und Willensentfaltung jener geistigen Kollektivpersönlichkeiten, die wir Staaten nennen und nimmermehr aus der Analogie untermenschlicher Lebensgebilde verstehen können. Der Krieg bildet und erweitert in irgendeiner Form jene echten Liebeseinheiten, die wir Völker und Nationen nennen und die als das Gegenteil bloßer Interessengemeinschaften verstanden werden müssen. Die tiefsten Motive und Leidenschaften des Krieges, sofern er wirklicher Machtstreit der Staaten ist und kein räuberischer Gewaltakt, schreiben sich niemals aus materiellen, ökonomischen Gründen her, sondern aus Wagemut und Opfermut, aus dem Drang nach geistiger Herrschaftsordnung, nach der Staatenbildung selbst.

Durch seine kulturschöpferische Bedeutung führt der Krieg nicht nur den Helden, sondern den geistigen Genius zur Höhe; den Genius, der des Durchgangs durch sein Volk nimmer entbehren kann. Erst der Krieg aber läßt die vorhandenen Begabungen wieder tief zurücktauchen in die schöpferischen Quellen des nationalen und persönlichen Geistes, macht sie frei und fähig, das geeinte Bewußtsein des Volkes in ihren Werken zu verdichten.

Höher noch als der Held und der Genius steht der Heilige. Durch diese Erkenntnis trennt sich Scheler vollends von Nietzsche, aber hier setzen auch leise seine eignen Unsicherheiten ein.

Der Krieg ist für Scheler noch nicht gerechtfertigt durch die Erhaltung und Förderung höchster menschlicher Lebens- und Kulturwerte. Er bedarf der Sanktion vor dem sittlichen Gewissen und religiösen Sinn. Schon heidnische Ethik verneint im Kriege den Feindes*haß* und will die Feindes*achtung*, gleichwie im ritterlichen Zweikampf. Aber das christliche Ethos erhöht dieses Prinzip der Ritterlichkeit, wennschon es eine Vorstufe zur Liebesmoral ist, unvergleichlich und fordert Feindes*liebe*. Vom Heiland ist jedweder Kampf und Krieg nicht etwa an sich

untersagt, er setzt ihn als seiend voraus; aber seine Jünger ‚streiten, als stritten sie nicht'. Die höchste Kraft des Krieges, dieses ‚Gewitters der moralischen Welt', offenbart sich darin, daß er den ‚Haß abreagiert' und die Liebe steigert, daß er die Menschen aus ihrer Vereinzelung zu immer höheren und innigeren Einheiten zusammenführt, zu neuer Wachheit und Helle über ihre gemeinsamen Werte, er ‚steigert die Gesamtfülle der Liebe auf Erden'. Und in diesem Ziele allein, nicht in der Steigerung äußerer Wohlfahrt oder ‚Kultur' liegt die höchste Menschheitsaufgabe auf Erden, hier öffnet sich die Schwelle zum ‚Gottesreich'.

Mit einer für viele Leser gewiß merkwürdigen Selbstverständlichkeit stellt Scheler bereits seine Ethik des Krieges in das Licht der christlichen Lehre, und noch etwas deutlicher geschieht dies in der knapp abschließenden Metaphysik des Krieges. Drei absolute Wirklichkeiten sind es, zu deren anschauender Erkenntnis der eigentümliche Geistesaufschwung im Kriege wieder neudisponiert: Die erste dieser Erkenntnisse ist die Realität der Nation als geistiger Gesamtperson, die zweite das wirklichkeitsentsprechende Verhältnis von Leben und Tod, die dritte die Unterwerfung und zugleich Hoffnung gegenüber Gottes Gericht. Gemeinsam allen dreien ist dies Hinausgehobenwerden über jedes atomistische Sehen nur des Einzelnen und Jetzigen; ‚jeder wird Metaphysiker, indem jeder ein Held werden kann'. Und mit erweitertem, universalgeschichtlichen Ausblick erkennen wir, wie im vergänglichen Irdischen echte Macht und echtes Recht einander immer wieder suchen müssen, die doch nur in Gott vollkommen und ewig Eines sind. Der gerechte, d. h. der nicht von räuberischer Gewaltbegier, sondern von kriegsgewichtigen Gegensätzen und echtem Gemeinwillen der beteiligten Völker entfachte Krieg ist die höchste Form des Suchens und Findens jener Einheit auf Erden.

Nietzsche stand im Kriege 1870 innerlich auf Frankreichs Seite, dem er die höhere Kultur zuerkannte und darum trotz der militärischen Niederlage den geistigen Sieg verhieß, so wie die hellenische Kultur den römischen Eroberer überwunden habe. Auch in Schelers ästhetisch gefärbter Weltansicht bekundet sich noch eine besondere Sympathie für französisches Wesen, in dem er eine notwendige Ergänzung des deutschen erblickt. Aber der gegenwärtige Krieg erhält seine gerechte und heilige Bedeutung zunächst doch nur durch das Obsiegen des deutschen weltweiteren Geistes, weil in ihm die höhere Kraft und Tiefe des Opfers, des Glaubens und der Liebe sich manifestiert. Nicht die Schulmeister, sondern die Mütter eines Volkes bestimmen den Ausgang der Schlachten. ‚Sieg gibt der Gott der Liebe den Liebenden.'

Alle vitalen und moralischen Gemüts- und Willenskräfte der Völker sind in letzter Linie bedingt durch ihre religiöse Glaubenstiefe. Und in der neuen und höheren Geistes- und Liebeseinheit guten Europäertums, die als beste Frucht den Nationen des Abendlandes aus diesem schöpferischen Kriege erblühen soll, wird demjenigen Volke die Hegemonie zufallen, dessen Liebeskraft die weiteste, tiefste, höchstgeartete ist. Frankreich aber, einst ‚unserer heiligen, antignostischen, auf Tat und Liebe gegründeten Kirche älteste Tochter', ist den tiefsten Wurzelkräften westeuropäischen Geistes untreu geworden, indem es sich dem lebenabtötenden, asiatisch-halbbuddhistischen Kulturgeist Rußlands verschrieben hat. Dort steht der gefährlichste äußere Gegner für Europas Kultur, so wie im kapitalistischen Geist Englands der gefährlichste innere Feind. Rettung vor beiden und eine bessere geistige Einheit Europas gewährleistet kein uferloser Kosmopolitismus und Internationalismus, sondern nur ein engerer Zusammenschluß der sich innerlich er-

gänzenden und geistesverwandten westeuropäischen Kulturmächte. Und dazu ist notwendige Vorbedingung auch ein Wiedererstehen jener fast verlorenen moralisch-spirituellen Einheit, wie sie den Völkern Westeuropas einstmals in der katholischen Kirche gegeben war. Auch deren Autorität wird aus diesem schöpferischen Kriege erhöht hervorgehen. Auch hier werden Macht und Recht sich wieder besser vereinen. Der Sieg der Zentralmächte, indem er ‚das Gewicht der germanisch tieferen, innigeren und religiöseren Form des Katholizismus erheblich steigert' und aller ‚lateinischen Partikularisierung' in der Kirche ein Ende bereitet, vermag allein wieder ihre Anwartschaft auf eine allseitige spirituelle Leitung Europas zu befestigen. —

Nur diese letzten wenigen Gedanken und Gesichte seien hier aus dem zweiten Teile von Schelers Buch herausgehoben, worin nicht mehr eine allgemeine Sinnesdeutung des Krieges an sich, sondern das nähere Verständnis dieses deutschen Krieges im besonderen angestrebt wird. Daß dabei gar manche Willkür nationaler und kultureller Konjekturalpolitik mit einfließt und daß auch eine bedenkliche Umdeutung des übernationalen Wesens der katholischen Weltkirche im Sinne etwa von Nietzsches ‚gutem Europäertum' sich einschleicht, ist noch nicht das Bedenklichste. Enttäuschender macht sich, und dies wohl auch schon in unserer Wiedergabe von Schelers Leitgedanken, der Abstand an innerer Sicherheit geltend, der zwischen der frischen Begeisterung seiner ersten Eingebungen und der weiteren Ausführung vieles Hinzugedachten besteht. Nachträglich hergestellte Übereinstimmungen zwischen notwendig Erschautem und gelegentlich Errafftem laufen ja immer Gefahr, zu Selbstgefälligkeiten des harmonisierenden Geistes zu verleiten und so des vollen Ernstes der Überzeugung verlustig zu machen. Leider spricht sich Scheler am Ende selbst wieder das Recht ab, letzte Wahrheiten auch absolut zu nehmen, und verneint an dieser Stelle — wie anderwärts in der Abhandlung ‚Zur Idee des Menschen' — die ursprüngliche und letztmögliche Einheit und Einzigkeit wahrer Gewissensentscheide und Weltansichten. Warum nicht, statt dieses Rückfalls in zweifelweckende Relativismen, das ungescheute Bekenntnis, daß so große Gegenstände sich um so weniger bewältigen lassen, je näher man ihnen rückt? Den Sinn des Weltgeschehens und so des größten unter allen, des Krieges, wird unser Geist stets nur fragmentarisch erfassen, aber darum noch lange nicht falsch. Friedrich Schlegel schrieb in ähnlichem Falle einmal mit schönerer Offenheit: ‚Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Zentrum deuten, ich habe die Morgenröte begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, tue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.'

So mögen sich auch aus Schelers Gedankengängen manchem Nachdenkenden Wege eröffnen, auf denen er selbst noch nicht mit letzter Entschiedenheit durchhält.

Hochland-Echo

Christus und der Krieger

Die Anhänger des modernen Pazifizismus setzen sich aus zwei durch die Motivierung ihrer Friedensabsicht wesentlich verschiedenen Gruppen zusammen. Die Rationalisten bekämpfen den Krieg in Konsequenz rein humanitärer Ziele durch Aufklärung und hoffen durch Verständigung und Organisation der Völkerinteressen einen ewigen Frieden herbeiführen zu können. In bezug auf das Endziel geht die zweite Gruppe, die sich aus religiös gestimmten Geistern zusammengesetzt, mit den Rationalisten einig. Aber ihre Hoffnungen gründen sich auf eine allmähliche Läuterung der Menschen durch moralische und religiöse Einflüsse, indem sie insbesondere die Erziehungsarbeit des Christentums dabei in Rechnung stellen und auf die Unvereinbarkeit des Geistes Christi mit dem durch den Krieg organisierten Völkermord hinweisen. Hier wie dort haben wir es mit einem Versagen des geistigen Wirklichkeitssinns zu tun. Der Pazifizismus ist sowohl von dem rationalistischen wie von dem mystisch-schwärmerischen Standpunkt aus betrachtet eine Täuschung. Es wird nie einen absoluten Frieden auf der Welt geben, so absolut auch unser Streben darnach sein muß. Kampf bleibt der Grundzug des Lebens, und daß er in geordneten Grenzen verlaufe, ist das einzige, was zu erreichen in menschlicher Macht steht.

Aber ein anderes ist der Kampf von Mensch gegen Mensch als geschichtliche Notwendigkeit und konkrete Lebenserscheinung, ein anderes seine Ableitung aus den Lehren der christlichen Religion. Im Lichte des Christentums wird der persönlich mit dem Willen zur Vernichtung geführte Kampf, der Krieg, immer eine tieftragische Lebenserscheinung sein. Christus und der Krieg müssen uns als innerlich unversöhnliche Gegensätze erscheinen. Aber sie sind es doch nur in demselben Verhältnis wie der Arzt und die Krankheit. Man denke sich die Krankheit aus der Welt verschwunden, und der Arzt wird überflüssig. Man denke sich den Krieg und alles, was damit zusammenhängt, beseitigt, und Christus wird entbehrlich, wie die Menschheit des Erlösers nicht bedurft hätte, wäre die Sünde nicht in die Schöpfung gekommen*. Daher haben die Monisten von ihrem Standpunkt aus recht, Christus und Christentum und den durch sie in der Welt bestätigten Dualismus abzulehnen. Aber das Christentum findet gerade seine Rechtfertigung in der unabänderlichen Tatsache, daß die Welt die Welt ist, d. h. daß dieser durch die Sünde

---

* Christus, um der Sünde willen in die Welt gekommen, bei Joh. 3, 16; Hebr. 9, 28; Petr. 3, 18; I. Joh. 3, 5 u. v. a. St. — Es gibt allerdings unter den Theologen eine Richtung, die annimmt, Christus würde auch ohne den Sündenfall in der Menschheit erschienen sein. Aber diese hauptsächlich von den Griechen durch den hl. Bonaventura und die ganze scotistische Schule übernommene Spekulation darf hier außer Betracht bleiben.

entstandene Dualismus zu ihrem Wesen gehört. Es wird daher auch die Kriege nicht aus der Welt schaffen können, weil sie in ihrem Begriffe mit der Welt zusammenhängen. Es mußte vielmehr in die Welt kommen, weil der Krieg (das Wort allgemein im Sinne von Kampf und Unfriede jeder Art genommen) in ihr heimisch ist. Abyssus Abyssum invocat. Der Abgrund der unendlichen Güte und Liebe ruft dem Abgrund unendlicher Feindschaft und Lieblosigkeit zu. Daher hat Christus auch nie den ewigen Weltfrieden verkündigt, sowenig wie die endgültige Beseitigung der Armut: ‚Arme werdet ihr immer unter euch haben.‘ Auch Sünde, Not und Elend und folglich auch Kriege. Aber je mehr dies, je notwendiger und näher ist er uns. Nur *seinen* Frieden, einen Frieden, ‚wie ihn die Welt nicht geben kann‘, hat Christus der Welt verheißen. Daher ist auch Christus den Völkern nie so nahe, als wenn sie in Kriege verwickelt sind, ebenso wie er auch dem Sünder nachgeht und die neun und neunzig Gerechten sich selbst überläßt, die ihn vorerst nicht brauchen. Weil die Welt keine rationale Tatsache ist, bedarf sie des Erlösers. Darum sind die Menschen in Zeiten der Not dem Religiösen hingegeben, weil sie fühlen, daß sie nie den Erlöser notwendiger haben als in solchen Augenblicken. Daher muß der, der nicht an Christus glaubt, notwendig an die absolute Güte oder Verbesserlichkeit der Welt und der Menschen glauben. Aber er jagt einem Trugbilde nach. Gewiß müssen wir an der Reinigung der Welt von aller Unordnung und Sünde arbeiten, indem wir Christi Geist in ihr ausbreiten. Aber ist Christi Geist nicht vorwiegend der der unendlichen Hilfsbereitschaft, und setzt diese nicht Hilfsbedürftigkeit voraus? Würde also die Ausbreitung von Christi Geist nicht in demselben Augenblick ihr Ziel erreicht haben, wo dieser Gegensatz verschwände? Denn dann wäre der Welt Ende da und Gottes Reich in der Fülle Christi verwirklicht. Christus und der Krieg sind der Idee nach ebenso unvereinbar wie die Ordnung und die Unordnung, und *gehören doch substantiell notwendig zusammen.* Ich kann keinen Krieg im Namen Christi beginnen, aber ich kann mit dem mich Bekriegenden kämpfen aus Pflichtgefühl und für andere, und ich kann dabei Christus an meiner Seite fühlen, mich stärkend und stützend. Aber das Tragische meines Tuns wird mir doch immer gegenwärtig sein, wenn ich den Geist Christi verstehe und in mir habe.

Wie die Krankheit zum Arzte sagt, du bist mein Feind, so auch der Kriegsgeist zum Geiste Christi und umgekehrt. Und wie der Arzt zum Kranken sagt, ich bin dir Freund, so auch Christus zum Krieger und umgekehrt. Wir empfinden daher auch keinen Widerspruch in dem Bericht, den der Bischof Dr. Faulhaber von Speyer in einem Aufsatz* wiedergibt, wonach ihm anläßlich seines Besuches im Schützengraben ein Offizier erzählte:

* Erschienen in einer kleinen, inhaltreichen Schrift, ‚*Kraft aus der Höhe*‘, die von einer Reihe jetziger und ehemaliger Universitätsprofessoren den Kommilitonen im Waffenrock gewidmet wurde, herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. Heinrich Finke. Kösel'scher Verlag. Geb. M. 2.—.

‚Im Schützengraben am Brustschild halten sie mit der rechten Hand das Gewehr schußbereit und links daneben haben sie das Evangelium liegen.‘

Christus und der Krieger gehören restlos zusammen. Den Krieger und eine kriegführende Nation kann Christus daher segnen, den Krieg selber nie. Denn Christus will den Frieden und nicht den Krieg. Aber wie er sich selbst geopfert hat, um den Menschen die Versöhnung zu bringen, so segnet er auch jeden, der das Opfer seines Lebens bringt zum Zwecke des Friedens. Um des Friedens willen ist Christus kein Opfer zu hoch, und nur mit dem Krieger könnte er nicht sein, der den Krieg nicht um des Friedens willen führte.

Und so wäre am Ende also das Christentum doch auch wieder nicht gegen den Krieg? Denn wo er das einzige Mittel wäre, um zum Frieden zu gelangen, muß da nicht, wer das Ziel will, auch das Mittel wollen? O felix culpa, rief der hl. Augustin im Hinblick auf die Sünde aus, quae tantum meruit habere pretium: O selige Schuld, die einen so großen Lösepreis (wie Christus) verdient hat. Und doch ist der Krieg kein absolutes Übel wie die Sünde. Hier stehen wir am Rande des Mysteriums.

Soviel aber sehen wir klar: Wenn schon das Christentum selber ohne den Krieg ist, insofern er aus ihm nicht deduziert werden kann,* so darf doch der Krieg nicht ohne das Christentum sein.

Aber, so fragen wir mit Heinrich Scholz:

‚Wo ist in diesem Kriege das Christentum geblieben? Das Christentum, das auch die bitterste Feindschaft in die Schranken des Menschlichen einschließt?‘

Die Antwort, so meint Scholz, werde England zu geben haben. Denn England habe den Krieg unter Bedingungen gestellt, die den Ausschluß des Christentums bedeuten.

‚Nun müssen auch wir den Krieg so führen, daß eine Hauptforderung des Christentums unerfüllt bleibt. Dadurch ist die Spannung zwischen Krieg und Christentum in einer Weise verschärft worden, die uns nötigt, einen Teil dieses Krieges von jenen Einwirkungen auszuschließen, die wir dem Christentum zugesprochen haben. Das Kreuz ist, wo wir mit England kämpfen, ein Kreuz über dem Grabe des Christentums.‘

Wieviel Wahrheit auch immer in diesem Gedanken sein mag, so spricht daraus doch nicht minder auch eine dem christlichen Gefühl von der Solidarität aller Schuld innerlichst zuwiderlaufende Überhebung. Tiefer und wahrer gibt ein Mitkämpfer an der östlichen Front auch unserer Überzeugung in dieser Frage Ausdruck (‚Christliche Welt‘, hrg. von Rade, Nr. 33, 1915):

‚Jeder von uns, ganz Europa, ist letzten Endes für dies Blutvergießen mit verantwortlich, und es wäre ebenso pharisäisch wie widersinnig, das zu leugnen. Ein solches Unterfangen stände auf demselben Niveau wie eine Geschichtsbetrachtung, die annimmt, es habe in der Hand einzelner Politiker

* Vergl. die Ausführungen von Heinrich Scholz in der Schrift ‚Der Krieg und das Christentum‘, Nr. 7 von Perthes Schriften zum Weltkrieg. Gotha 1915. S. 68.

gelegen, diesen Krieg heraufzubeschwören oder zu verhindern. Wir sind Sünder wegen der unleugbaren Solidarität der Menschheit.'

Der Gedanke von der Solidarität aller Schuld auf Erden ist unserer Menschheit — selbst soweit sie sich christlich nennt — allzusehr aus dem Bewußtsein geschwunden. Ob eine tiefere Besinnung über die ungeheuere Katastrophe dieses Krieges ihn wieder in das allgemeine europäische Bewußtsein erhebt? Christus selber hat ihn bezeugt. Wir können diese kurze und unvollkommene Betrachtung nicht besser schließen, als indem wir jene merkwürdige Stelle des Lukas-Evangeliums zum weiteren Nachdenken hierher setzen:

Es waren aber zu eben der Zeit einige gegenwärtig, die ihm von den Galiläern erzählten, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischt hatte. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Meint ihr, diese Galiläer seien größere Sünder gewesen als andere Galiläer, weil sie solches erlitten haben? Nein, sage ich euch; sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen. Oder jene achtzehn, auf welche der Turm von Siloe fiel und sie erschlug, meint ihr, daß sie schuldiger waren als alle übrigen Bewohner Jerusalems? Nein, sage ich euch; sondern wenn ihr nicht Buße tut, so werdet ihr alle ebenso umkommen. (Luk. 13, 1—6.)

M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für August 1915*

Eindringlich mahnen die für uns ungünstigen, ja verderblichen Staatsverhandlungen, die vor dem Weltkriege zur ‚Einkreisung' führten, daß die noch aus dem Mittelalter stammende Überlieferung, grundsätzlich nur Rechtskundige als Staatsunterhändler zu wählen, nicht mehr zeitgemäß ist. Damals war die Maßnahme wohlbegründet, denn vorwiegend die Rechtskundigen besaßen wissenschaftliche und fremdsprachliche Bildung. In der Neuzeit aber sind solche Kenntnisse weit verbreitet, namentlich aber — wie auch der Kriegsverlauf beweist — in der Oberschicht von Heer und Flotte von so erheblicher Vertiefung, Ausdehnung und Vielseitigkeit, wie vielleicht in keinem anderen Berufe (vgl. ‚Allumfassung der Kriegswissenschaft' im Hochland-Juniheft Nr. 9 von 1914/15 S. 360). Unbillig erscheint daher, daß die Führung der Streitmacht erst dann handeln darf, wenn beim Kriegsausbruche die Staatsunterhändler mit ihrem ‚Latein' zu Ende sind, beim Friedensschlusse aber, nachdem sie die Kriegsarbeit vollendete, wieder untätig zusehen soll, wie die Rechtskundigen die Verträge machen. Unzweifelhaft ist die innere Politik von der Kriegsmacht, dem letzten Königsmittel, fernzuhalten, denn diese soll wie der Herrscher selbst, der ‚Oberste Kriegsherr', über den politischen Parteien stehen. Sonst werden deren Streit und Gezänke, wie abschreckende Beispiele aus Freistaaten zeigen, in Heer und Flotte getragen, womit diese beiden dann durch Lockerung der Manneszucht in ihrem inneren Halte erschüttert, unverläßig werden. Aber an der äußeren Politik ist die Kriegsmacht unmittelbar beteiligt. Als das Unterhandlungsgeschick versagte und die ‚Tat' das ‚Wort' ersetzen sollte, da mußte sie die äußere Politik handelnd statt verhandelnd weiterführen. Ist doch der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit Gewaltmitteln (Clausewitz). Hernach ist der Friedensvertrag militärisch ebenfalls von besonderer Wichtigkeit, legt er doch die neue Machtstellung des Reiches fest und ist für die Vaterlandsverteidigung grundlegend. In der äußeren Politik geht Macht vor Recht. Deshalb sollten hier die Rechtsfragen gegenüber den militärischen Angelegenheiten in den Hintergrund treten. Auch gegenüber den volkswirtschaftlichen Zielen, die ebenfalls bei den Friedensverhandlungen besonders zu wahren sind, haben sie zurückzustehen. Ungenügend erscheint, daß zu den Verhandlungen militärische und volkswirtschaftliche Sachverständige bloß zur Abgabe von fachmännischen Gutachten hinzugezogen werden. Besser wäre das Verhältnis umzukehren, die Verhandlungen durch Offiziere und Volkswirte führen zu lassen, Rechtskundige aber nur als Beiräte zu verwenden. Dem zu weit gehenden scherzhaften Wunsche eines bekannten Schriftstellers: ‚die rechtskundigen (aber kriegsunkundigen) Staatsunterhändler bis nach erfolgtem Friedensschlusse in Sammellager einzuschließen' dürfte vermutlich das deutsche Volk lächelnd innerlich zustimmen. Wenigstens sollte man sie dabei nicht allein das Wort führen lassen. Vertrauensvoll könnte man dagegen den Abschluß des Friedens unseren bewährten Heerführern und ihren wissenschaftlich auf hoher Stufe stehenden Generalstäben übertragen. Viel-

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Juli 1915' Hochland Septemberheft Nr. 12 von 1914/15, Rundschau S. 757.

seitiger als die rechtskundigen Staatsunterhändler besitzen sie auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft aus dem wirklichen Leben geschöpfte, nicht bloß lehrhafte Kenntnisse. Durch ihre militärische Erziehung erledigen sie wichtige Angelegenheiten in geradem Soldatensinne, nicht in verschlungenen Rechtsanschauungen. Maßgebend für die Friedensverhandlungen ist vor allem die bei Einstellung der Feindseligkeiten gegebene Kriegslage. Auch muß der Friedensvertrag in erster Reihe militärisch vorsorgend einen künftigen Krieg berücksichtigen. Demnach erscheint es unerläßlich, auf diesem Gebiete ebenfalls mit veralteten, schädlich fortwirkenden Überlieferungen des 18. Jahrhunderts endlich einmal aufzuräumen und den neuzeitlichen kriegerischen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen. Im 20. Jahrhundert werden Völkerkämpfe und nicht mehr wie damals ‚Kabinettskriege' geführt, in denen es sich vorzugsweise um Landansprüche handelte, während jetzt, obwohl auch von Ministern veranlaßt, ein Kampf um Sein oder Nichtsein stattfindet. Wegen des Vorwiegens kriegerischer Erfordernisse dürfte es sich demnach empfehlen, künftighin Gesandte und Botschafter aus den vielseitig und hoch gebildeten Generalstabsoffizieren zu nehmen und diesen Volkswirtschaftler und Rechtskundige als fachmännische Räte beizugeben.

Vorerst sind wir jedoch vom Frieden und selbst von Verhandlungen hiezu noch weit entfernt, vorstehende Erörterungen sollen also nur vorbauend wirken, ehe es zu spät hiefür wäre. Zurzeit ist trotz der großen Dreibundserfolge noch kein den Frieden erzwingender Abschnitt erreicht, der Krieg geht unabsehbar weiter.

Mit glänzenden Erfolgen des neuen Dreibundes begann das zweite Kriegsjahr, der 13. Monat des riesigen Völkerringens.

Für die deutsche Flotte brachte der Krieg im August 1915, wie schon bisher, abermals keine entscheidende Schlacht in der Nordsee. Der Kampf gegen den feindlichen Schiffsverkehr unter und über See mit Tauchbooten und Luftfahrzeugen geht unentwegt weiter. Nach der ‚Daily News' sollen im letzten Monat 68 Dampfschiffe und 58 Segelschiffe mit einem Gesamtinhalt von 88 300 t von deutschen Unterseebooten versenkt worden sein; dabei hätten 1200 Menschen das Leben verloren. An britischen Handelsschiffen wurden seit Kriegsbeginn bis Ende August 1915 bedeutend mehr als 500 Fahrzeuge mit einem Gesamtraumgehalt von rund 900 000 t zerstört, d. i. etwa der 20. Teil der britischen Handelsflotte. Außerdem vernichteten die deutschen Unterseeboote eine erhebliche Anzahl britischer Kriegsfahrzeuge; am 2. August 1915 konnte in der Nordsee ein einziges Tauchschiff sechs bewaffnete britische Regierungsdampfer versenken. Je einen britischen Hilfskreuzer erreichte das gleiche Schicksal dort am 8. August; bei letzterem Erfolg ging jedoch auch ein deutsches Hilfsschiff verloren, das vor starker britischer Übermacht vom Führer freiwillig versenkt wurde. Zwei Tage später schoß ein deutsches Unterseeboot ein britisches Truppenversendungsschiff bei den Scilly-Eilanden in den Grund, am 17. August aber vernichteten in der Nordsee fünf deutsche Torpedofahrzeuge bei einem Vorpostenseekampfe ohne eigene Verluste einen neuen britischen Kreuzer sowie einen Zerstörer. Ebenso erging es am 19. August einem britischen Unterseeboot am Südausgange des Sundes. Auf deutscher Seite wurde am 23. August bei Zeebrügge ein Vorpostenboot durch zwei feindliche Zerstörer versenkt. Am gleichen Tage beschoß eine feindliche Flotte von etwa 40 Kriegsschiffen erfolglos Zeebrügge, wurde jedoch durch das Feuer der Küstenartillerie bald vertrieben. Besonders bemerkenswert ist die Kühnheit, mit der ein deutsches Unterseeboot

am 16. August die bei Harrington an der Irischen See, nordöstlich Eiland Man, liegende englische Benzolfabrik einschließlich des Benzollagers und der zugehörigen Koksöfen durch Geschützfeuer vernichtete, wobei die Werke mit hoher Stichflamme in die Luft flogen. Mit dieser ausgezeichneten Leistung rächte sich gleich der deutsche Schiffsführer dafür, daß tags vorher sein Fahrzeug von einem britischen Handelsdampfer ohne vorherigen Angriff auf weite Entfernung mit Geschützen, glücklicherweise erfolglos, beschossen wurde. Endlich sind noch hervorzuheben die wirksamen Bomben-Angriffe von Zeppelin-Marineluftschiffen am 10. August auf britische Kriegsfahrzeuge auf der Themse, dann auf die Docks von London, den Torpedostützpunkt Harwich und wichtige Anlagen am Humber, ferner am 18. August auf die Altstadt von London und wichtige Anlagen an der Themse. Damit wurden die mehrfachen feindlichen Fliegerangriffe auf offene deutsche Städte mit absichtlicher Tötung wehrloser Bevölkerung reichlich vergolten. Trotz jener Schädigungen und Angriffe durch deutsche Seestreitkräfte blieb die britische Schlachtflotte, die größte der Erde, untätig in ihrem Versteck zwischen den Orkney-Eilanden.

Auch in der Ostsee waren deutsche Kriegsschiffe sehr tätig und unterstützten damit trefflich den an der kurländischen Küste kämpfenden linken Flügel des deutschen Ostheeres. Am 10. August unternahmen sie eine Erkundungsfahrt in den Rigaischen Meerbusen, worauf am 21. August in diesen ein deutsches Geschwader eindrang, nachdem es sich in mehrtägiger Arbeit durch zahlreiche, geschickt gelegte Minenfelder und Netzsperren Fahrstraßen bahnte. Dabei wurden jedoch drei deutsche Torpedoboote durch Minen beschädigt; eines sank, eines wurde auf Strand gesetzt, das dritte in den Hafen gebracht. Von der russischen Flotte wurden zwei Kanonenboote und ein Torpedoboot versenkt, mehrere solche und ein Kreuzer schwer beschädigt. Außerdem wurden ein russischer Handelsdampfer und sechs Segler aufgebracht und versenkt.

Im W e s t e n trat während des 13. Kriegsmonats keine Änderung der Lage ein. Sei es nun, daß unsere Feinde wohl erst neue Kräfte sammeln oder daß sie unsere Abwehrstellungen für unüberwindbar halten, tatsächlich erneuerten sie im August ihre Angriffe nicht mehr. Dort sind die deutschen Weststellungen so fest gebaut und stark besetzt, daß nach menschlichem Ermessen jeder feindliche Durchbruchsversuch scheitern dürfte. Deutscherseits erfolgte zwar auch kein Vorgehen in größerem Umfange, immerhin wurden einige Fortschritte in Belgien bei Heernisse an der Yser, in den Argonnen am Martinswerk und in den Vogesen am Schratzmännle und Barrenkopf gemacht, ferner Dünkirchen und Compiegne auf größte Entfernungen aus weittragenden Flachbahnkanonen beschossen.

Auf dem i t a l i e n i s c h e n K r i e g s s c h a u p l a t z e, an der österreichisch-italienischen Grenze, erfolgte ebenfalls keine Wendung der Lage, obwohl hier heftigste, blutigste Kämpfe andauerten; seit nun schon mehr als drei Monaten setzen die Italiener ihre Angriffe erfolglos fort, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Unsere Verbündeten leisten dort ruhmvoll unüberwindlichen Widerstand. Trefflich unterstützt werden sie dabei auf dem Adriatischen Meere von ihren der Zahl nach schwachen, aber sehr tüchtigen und rührigen Seestreitkräften. So wurde am 5. August von einem österreichisch-ungarischen ein italienisches Unterseeboot versenkt, sowie über Pola ein italienisches Luftschiff mit Schrapnellfeuer heruntergeschossen. Sechs Tage später übernahm die österreichisch-ungarische Flotte einen wirksamen Streifzug an die italienische Ostküste. Wenn am 10. August in der Nordadria französische Seekräfte zwar eines ihrer Tauchschiffe mit der Besatzung versenkten, so vernichtete dafür am gleichen Tage eine

Mine im Golf von Triest ein italienisches Tauchschiff. Bereits zum dritten Male beschoß am 17. August ein österreichisch-ungarisches Geschwader ihr seit 11. Juli von den Italienern besetztes, sonst unbewohntes Leuchtturm-Eiland Pelegosa sehr wirksam und erreichte damit dessen völlige Räumung sowie abermalige Vernichtung eines italienischen Unterseebootes. Endlich ist noch die erfolgreiche Tätigkeit österreichisch-ungarischer Flieger hervorzuheben; am 17. August belegte ein solcher Venedig wirksam mit Bomben und am 26. August zerstörte ein anderer Dreiviertel der Munitionsfabrik in Brescia. Durchaus zufriedenstellend ist sonach die Monatsabgleichung auf diesem Gebiete.

Nach langem Zögern, dem ‚goldenen‘ Drucke seiner Verbündeten endlich nachgebend, auch getrieben von durchaus unberechtigten Eroberungsgelüsten auf Kleinasien, erklärte Italien am 21. August den Krieg an die Türkei, also drei Monate später wie an Österreich-Ungarn. Noch vor Monatsschluß erschienen italienische Kriegsschiffe in den türkischen Gewässern zwischen Adalia und Mersina an der kleinasiatischen Küste. Über diese verhängte am 22. August der Oberbefehlshaber der französischen Flotte die Sperre bis zur ägyptischen Grenze. Schon am 3. August meldete eine griechische Nachricht aus Mytilene, daß auf die gegenüberliegende kleinasiatische Küste der Vierverband einen großen Angriff beabsichtige wegen der auf Gallipoli aufgetretenen Schwierigkeiten. Vermutlich sollen nun die Italiener diesen Angriff unternehmen. Zur Vergeltung rief der Scheich ul Islam in Konstantinopel den Heiligen Krieg gegen Italien aus. Zunächst wird sich die Wirkung dieser Maßnahme in Tripolitanien geltend machen, wo die Besatzungstruppen von der aufständischen Bevölkerung ohnedies bis an die Küste zurückgedrückt wurden und auch hier bereits in starker Bedrängnis sind.

Während des Monats August blieb die Lage auf den türkischen Kriegsschauplätzen nahezu unverändert. Erfolgreich erwehrten sich unsere tapferen und tüchtigen osmanischen Verbündeten aller Land- und Seeangriffe, die ihre zahlreichen Gegner unternahmen. In Mesopotamien erfolgten nur kleinere Kämpfe; Mitte August besiegten die Türken eine britische Landungsabteilung am Euphrat und nahmen ihr mehr als 200 Gewehre ab. In Südpersien sollen ebenfalls britische Truppen eingetroffen sein; aus Nordpersien, das dem russischen Einfluß ausgesetzt ist, fehlen Nachrichten. Das militärisch wehrlose persische Reich scheint sich in einer üblen Lage zu befinden. Einen bedeutenden Sieg über die Russen errangen die Türken im Kaukasusgebiete. Am 1. August vertrieben sie aus dem Becken von Murad Tschai russische Truppen, die in voller Auflösung flohen. Dann griffen sie am 2. August starke russische Kräfte an, etwa zwei Armeekorps, die sich in der Gegend von Aleschkend Karahissar verschanzt hatten, nach blutigen Kämpfen geschlagen wurden und stark verfolgt in der Richtung zwischen Darelkidir und Kagisman flüchten mußten. Am 3. August besetzten die Türken das Muradtal, entrissen den Russen Alaschkart nordwestlich Karakilisse und setzten die Verfolgung auch noch am 4. August siegreich fort. Dann aber trat Stillstand ein. An den Dardanellen auf dem Gallipoli-Halbeiland hatten die Türken im 13. Kriegsmonat die schwersten Kämpfe zu bestehen, erwartet doch hier Großbritannien (nach dem ‚Manch. Guard.‘ vom 18. Aug. 1915) die Entscheidung des Weltkrieges. Am 6. und 7. August landeten deshalb die Verbündeten in der Suvlabai 5—6 neue Divisionen, im ganzen etwa 100 000 Mann, konnten zwar damit ihre Stellungen erheblich bis auf 20 Kilometer verbreitern, aber nicht weiter vorschieben. Bei den Versuchen hiezu erlitten sie durch

das Mißglücken der beabsichtigten Überraschung und durch die heldenmütige Gegenwehr der Türken in achttägigen Kämpfen vom 7. bis 15. August außerordentlich starke Verluste, die nach türkischen Schätzungen etwa 27 000 Tote und 50 000 Verwundete, sowie mehrere hundert Gefangene betrugen. Gleichwohl erneuerten die Gegner vom 21. bis 23., sowie vom 26. bis 29. August ihre heftigen Angriffe, die aber alle von den Türken blutig abgewiesen wurden und bei größten Verlusten (am 27. und 28. August angeblich 10 000 Tote) vollständig erfolglos waren. Durch die siegreiche Abwehr der Türken sind die Meerengen und Konstantinopel, die für Briten und Russen die Brennpunkte des Völkerkampfes darstellen, fest in osmanischem Besitze. Auch zur See traten beiderseits empfindliche Schiffsverluste ein. Am 9. August wurde das türkische Schlachtschiff ‚Barbarossa Haireddin' durch einen Torpedoschuß versenkt. Dagegen sank am 1. August im Schwarzen Meer ein russischer Torpedobootzerstörer. Wiederholt beschädigte türkische Küstenartillerie feindliche Landungsschiffe, Kanonen- und Torpedoboote. Vor Bulair an den Dardanellen gelang es am 9. August einem türkischen Wasserflugzeug, durch Bombenwürfe ein feindliches Unterseeboot zu vernichten, während am 14. August ein deutsches Tauchschiff einen 10 000 Tonnen großen Truppendampfer versenkte und damit veranlaßte, daß von nun ab zur Verlustminderung Landungstruppen nur auf kleinen Schiffen befördert wurden. Gegen Ende des Monats gelang es außerdem der türkischen Artillerie wiederholt, Truppenfahrzeuge, Kreuzer und Minensucher durch wirksames Feuer zu schädigen und zu vertreiben.

Für den neuen Dreibund, Deutsches Reich, Österreich-Ungarn und Türkei, liegt, wie schon früher dargelegt, die Entscheidung des Weltkrieges im Osten. Seit fünf Monaten währt nun die Riesenschlacht mit den auf allen Kriegsschauplätzen besiegten russischen Millionenheeren. Noch ist sie nicht beendet, wenn auch ihr Abschluß nahe bevorsteht. Während der rechte russische Flügel bereits auf das rechte (östliche) Düna-Ufer verdrängt ist und die Mitte des feindlichen Heeres im langsamen, aber fließenden Rückzuge nach Osten schon die Strecke Dünaburg—Kowel überschritt, hält sich der linke Flügel noch in Südostgalizien und am unteren Dnjestr krampfhaft fest, um die Donaustraße und die wichtige Verbindung durch Rumänien mit Serbien und den übrigen westlichen Verbündeten nicht zu verlieren. Außer zahlreichen täglichen Rückzugsgefechten, wechselnd mit Angriffen der Verfolger und Gegenangriffen der Russen, für deren Aufzählung der Raum fehlt, ist hier der Kriegsverlauf im August besonders bemerkenswert durch das erfolgreiche, kriegsgeschichtlich vorbildlos rasche Durchbrechen des russischen Grenzfestungsgürtels. Unter dessen Schutz vollzog sich bei Kriegsausbruch der Aufmarsch des russischen Heeres. Für dieses bildete er die Nachschub- und die Rückendeckung beim Vormarsche, umgekehrt die vorgesehene Verteidigungsstellung nach dem Rückschlag. Aber hiefür versagte er fast vollständig. Nachdem schon am 23. Juli die Festungen Rozan und Pultusk fielen, folgten Ostrolenka am 3., Iwangorod am 4., Warschau am 5., Dembe am 6., Sierock und Zegrze am 7., Lomza am 10., Kowno am 17./18., Nowo Georgiewsk am 19./20., Brest-Litowsk am 26., Olita am 27., endlich Lusk am 31. August. Während Niederschrift dieses Berichtes wurde am 3. September noch Grodno genommen. Nun sind von dem ganzen Grenzgürtel nur mehr die hinter dem linken (südlichen) Flügel befindlichen Festungen Rowno und Dubno in russischer Hand und haben jetzt die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere offene Türen in das

innere Rußland. Zwar werden diese vom russischen Heere unter Benützung von Feldbefestigungen zähe verteidigt, doch fehlt ein durch ständige Festungen gebildeter starker Abschnitt, wie ihn die Franzosen besitzen. Bei Monatsschluß erstrecken sich die militärischen Kriegsgrenzen im Osten in flachen Biegungen von der rumänischen Nordgrenze bis zum Rigaischen Busen. Während ihre vorgeschoben gewesenen nördlichen und südlichen Enden noch fast ebenso liegen wie Ende Juli, wurden die dazwischen befindlichen mittleren Teile während des 13. Kriegsmonats bis zu 300 Kilometer weit nach Osten verschoben. Sonach legten die vordersten deutschen Truppen von Kalisch an der politischen Westgrenze Rußlands bis zum 31. August schon 500 Kilometer zurück.

Von den deutschen Schutzgebieten, die bis jetzt nicht in Feindeshand sind, halten sich noch Kamerun und Deutsch-Ostafrika, dieses anscheinend erfolgreich, da die dortigen Schutztruppen nach britischen Nachrichten sogar Vorstöße in gegnerisches Gebiet unternahmen. In Kamerun scheint die Kriegslage ungünstiger zu sein, doch ist bei den vorliegenden dürftigen Nachrichten ebensowenig ein sicheres Urteil möglich wie über die kriegerischen Vorgänge in Indien und Nordafrika.

Bei der Monatsabgleichung des Weltkrieges erhält man vom August 1915 ein durchaus günstiges Ergebnis für den Dreibund. Auf den west- und südeuropäischen, sowie den türkischen Kriegsschauplätzen glückliche Abwehr aller Angriffe, auf den russischen siegreiches Vordringen der verbündeten Heere. Wenn auch noch kein friedenerzwingender Kriegsabschnitt erreicht wurde, so besteht sichere Grundlage und günstige Aussicht für die Kriegfortsetzung. Häufig fragen Kriegsunkundige: ‚Wie lange wird der Krieg noch dauern?' Berechnung hiefür ist auch dem Fachmann unmöglich; militärische Schätzungen schwanken zwischen eineinhalb und drei Jahren. Schon bei der ‚Kriegsbetrachtung für August 1914' (‚Hochland', Oktoberheft Nr. 1 von 1914/15, S. 116) äußerte der Verfasser die Vermutung, daß der Weltkrieg wegen seiner ungeheuren Ausdehnung vielleicht jahrelang dauern könne. Vorderhand ist jedenfalls ein Ende nicht abzusehen. Vorläufig verhielten sich zwar alle neutralen Staaten noch ruhig, doch spitzten sich auf dem Balkan die Verhältnisse im August derart zu, daß ein baldiges Losbrechen dort zu erwarten ist.

Möglicherweise drängen aber die inneren Verhältnisse der uns feindlichen Staaten schneller zum Frieden, als es jetzt den Anschein hat. Zwar dürften, wie hier schon dargelegt wurde, Aufstände militärisch aussichtslos sein, sie können höchstens politische Ministerstürze erzielen. Aber auf wirtschaftlichem Gebiete macht sich der größte Rechnungsfehler der Einkreisungspolitik immer stärker geltend. Den Mittelmächten, Deutsches Reich und Österreich-Ungarn wurde zwar der überseeische Handel völlig abgeschnitten, so daß sie auf ihre eigenen Mittel angewiesen sind. Während aber bei ihren Gegnern Milliarden in das Ausland fließen für allen möglichen Kriegsbedarf, bleibt bei uns das Geld hübsch im Lande. Wie der Blutumlauf im Leibe vollzieht sich der Geldumlauf im Inlande. Alles Geld, was für den Krieg ausgegeben wird, strömt in das Volk und wird von diesem gerne wieder in Kriegsanleihen angelegt. Wir werden also immer wieder Geldmittel zur Kriegsfortsetzung haben. Allerdings sollen einige Kriegslieferer die schändliche Neigung zeigen, ihre riesigen Gewinne nicht in Kriegsanleihen unterzubringen. Hoffentlich werden ihnen dann weitere Lieferungen entzogen und besonders starke Steuern auferlegt, wenn nötig durch neue Reichsgesetze auch gegen den schändlichen Lebensmittel- und Waren-

wucher. Wer sich jetzt im Kriege an seinen Mitbürgern bereichert, versündigt sich am Vaterlande und gehört strengstens gezüchtigt.

Von diesen vereinzelten häßlichen Nebenerscheinungen abgesehen, zeigt das deutsche Volk eine bewundernswerte Einigkeit und Opferwilligkeit; es will durchhalten und siegen. Unter diesen Umständen ist es dem über das ganze Deutsche Reich verbreiteten Verbande der freiwilligen Krankenpflege ‚Rotes Kreuz', der in engem Anschlusse an die Einrichtungen der Kriegsmacht wohlgegliedert ist, möglich geworden, besonders segensreich zu wirken und seine Tätigkeit, die ursprünglich nur für die Heimat bestimmt war, erheblich bis an die rückwärtigen Grenzen der Schlachtfelder auszudehnen und damit die kämpfenden Streitteile von der Sorge um die Verwundeten erheblich zu entlasten. Neben der Geschicklichkeit der Ärzte ist die in der Juli-Kriegsbetrachtung berichtete Wiederherstellung von Verwundeten im Verhältnis 90 vom 100 in erster Reihe dem ‚Roten Kreuze' zu verdanken. Möchte daher das deutsche Volk in der Opferspendung für das ‚Rote Kreuz' nicht erlahmen.

Abgeschlossen 1. September 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Das Pontifikat Benedikts XV.

Zwei Namen leiten das Pontifikat Benedikts XV. ein, der des Papstes, der sein Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhl von Bologna gewesen ist, der des Leiters der Politik Leos XIII., der ohne Österreichs Einspruch nach ihm die Tiara getragen hätte und dessen Schüler und Mitarbeiter Monsignore Giacomo della Chiesa war. Wüßten wir nicht mehr von ihm, diese Namen würden hinreichen zum Verständnis seines Wesens. In der langen Reihenfolge der Stellvertreter Christi auf Erden steht keine Gestalt uns menschlich näher wie die Prospero Lambertinis. Den Gelehrtesten seiner Zeit ebenbürtig, duldsam, heiter und mild, ein frommer Priester und ein gütiger, einfacher Mensch, zog der nunmehrige Benedikt XIV. es vor, die Menschen, auch die Andersdenkenden, mit schonender Rücksicht gewähren zu lassen, zu segnen, nicht zu verdammen. Ein Pontifikat des Friedens, der Versöhnung und Verständigung, so lebt diese achtzehnjährige Regierung im Andenken von Kirche und Staat. Konflikte waren ihr nicht erspart gewesen.

Ein Jahrhundert später, und das ihrer weltlichen Herrschaft beraubte Papsttum sah sich auch in seinen religiösen Existenzbedingungen geschädigt und bedroht. In Deutschland, wo der Kulturkampf entfacht war, in Frankreich, in Italien, dessen Völker sich in zwei Lager spalteten. Dem Charakter des Angriffs entsprach die Art der Verteidigung. Das religiöse Leben drohte im Parteiwesen aufzugehen, das Oberhaupt der Kirche wurde durch einen persönlichen Kultus entschädigt, der die erduldeten Prüfungen bis zur Übertreibung verklärte, die ein Benedikt XIV. wohl mit ironischem Lächeln von sich ferngehalten haben würde. Da folgte auf Pius IX. ein weltmännisch gebildeter, kluger und seiner Zeit mit wohlwollendem Verständnis entgegenkommender Papst. Das Pontifikat Leos XIII. ist unzertrennlich von der Mitarbeit seines Staatssekretärs, des Kardinals Rampolla. Sie hat sechzehn Jahre hindurch gewährt und weder die außerordentliche Arbeitskraft noch die opferbereite Hingebung und Selbstlosigkeit Rampollas erschöpft. Im Einverständnis mit seinem Herren und Freund hat er die Interessen der Kirche gewahrt und die Ansprüche der Staaten geschont und gewürdigt. Die ihm widerstanden, hatten allen Grund, es später zu beklagen, und ebenso hat das Zusammenwirken mit ihm nur gute Früchte gezeitigt. Unter dem Zeichen des humanistisch gebildeten, den Besten seiner Tage geistig ebenbürtigen und durch Reinheit

der Gesinnung und des Charakters die Achtung auch von Gegnern seines höchsten Amtes erzwingenden Leo XIII. ist das Papsttum der ihm entfremdeten Welt wieder sympathisch und ehrfurchtgebietend geworden. Der vorbestimmte Erbe und Fortführer solcher Traditionen, Kardinal Rampolla, den feindselige Kurzsichtigkeit ihren Zwecken opferte, hat in der würdevollen Vereinsamung seiner letzten, nach wie vor gelehrter und frommer priesterlicher Tätigkeit geweihten Jahre den Maßstab seines Wertes gegeben. Ihm, der mit gelassener Ruhe die höchste Würde der Christenheit an sich vorübergehen sah, ist nach dem Tode eine späte, aber vollständige Rechtfertigung geworden. Wenn auch nicht seine Politik, sein Geist ist es, der mit Benedikt XV. zur Herrschaft gelangt. Trügen nicht alle Voraussetzungen, so ist seine Zukunft eine große. Die sittlichen Werte, die von der Kriegsfurie zurückgedrängt, doch keineswegs aufgehoben sind, haben keinen berufeneren Anwalt als einen frommen, welterfahrenen, über dem Völkerkampf stehenden Papst. Sein Ruf nach Frieden ist von den Ereignissen übertäubt, sein eigenes italienisches Volk, man weiß, um welchen verächtlichen Preis, zu den Mächten übergetreten, die es für die stärkeren erachtet. Unter den Verträgen, denen es die Treue gebrochen hat, sind die Garantiegesetze, unter deren Schutz die besten und einsichtigsten Italiener die Rechte des Heiligen Stuhles geborgen glaubten, im großen Vabanquespiel der Staatskunst des Quirinals, das der Revolution durch den Krieg zu entgehen hofft, nicht die wenigst gefährliche Karte! Denn gleichviel wie drangvoll und isoliert die gegenwärtige Lage des Papsttums, die Zukunft ist sein. Die Gewissen ungezählter Millionen bedürfen keines durch Gehorsam aufgezwungenen Befehls, in freier Entscheidung stehen sie zum geistlichen Oberhaupt, das mit der Sache der Gerechtigkeit seine eigene und die ihrige vertritt. Ein Friedenswerk ohne den Papst ist undenkbar. Was die Logen und Freidenker Europas verweigerten, würden Amerikaner erzwingen und die Sicherheit und Würde des Pontifikates nie wieder an Italien oder an immer wen sonst ausliefern, der die Grundlagen der Zivilisation negierte. Benedikt XV. kann warten. In der Rechtskunde geschult, mit der politischen Aktion in fünf Weltteilen durch jahrelange Mitarbeit vertraut und nicht beirrt, ist es ein ausschlaggebender Charakterzug in seinem Wesen, daß er unbedenklich und sofort die Wahl angenommen hat, die ihn mit der schwersten, einem schwachen Menschen zubestimmten Bürde und Verantwortung belastete. Von ihm vernahm man keine Proteste demütiger Unzulänglichkeit, keine vergeblichen Bitten, seiner Unwürdigkeit zu schonen. Mannhaft und schweigsam stand er bereit, auch zur Bestimmung des Namens, der einem Programm gleichkommt und ein tolerantes, zielbewußtes, den höchsten Gütern zugewandtes Regiment erhoffen läßt. Man erzählt von seiner Vergangenheit, von seinem in Gebet und Arbeit verbrachten Leben, von seinem bescheidenen priesterlichen Wirken und seiner gesegneten, aufopfernden, ihm gegen seine Wünsche aufgedrungenen Tätigkeit auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Bologna. Wir erfahren, daß er das Sterbebett des italienischen Ministerpräsidenten San Giuliano mit seinem Segen getröstet und es auch nicht verschmäht hat, am Hochzeitsmahl von ihm getrauter Verwandten freundlich, wenn auch an besonderem Tisch, da es die Vorschrift so will, sich zu beteiligen, daß er, wenn er kann, gerne scherzend rügt und mit den Worten: ‚Fragen Sie mich nicht‘ den Landpriester beruhigte, der die Erlaubnis zum Radfahren nicht zu erhalten fürchtete. Und dennoch wissen wir noch wenig vom neuen Papst, dem wir die Wiederherstellung der Eintracht unter der katholischen Arbeiterschaft Deutschlands als Morgengabe ver-

danken. Eine weitere Intervention seinerseits hat stattgefunden, und zwar zugunsten der Abtretung österreichischer Gebiete an Italien, um noch zu letzter Stunde die Kriegsfurie vom Vaterlande fernzuhalten. Sie ist mißlungen und mußte zum Zeitpunkt, wo sie erfolgte, schon aussichtlos erscheinen. Zur Unterscheidung der Richtlinien päpstlicher Diplomatie unter dem neuen Oberhaupt behält sie Wert. Und es darf vorausgesetzt werden, daß auch die Proteste der sechzig von neunzig italienischen Bischöfen gegen den von der Regierung verbrecherisch entfesselten Krieg mit Benedikts XV. Zustimmung erlassen worden sind. Der abstrakte Rechtsbegriff würde Ähnliches vom Heiligen Stuhl selbst gefordert haben. Seine Stellung allen Weltmächten gegenüber legt ihm jedoch Rücksichten auf, die gebieterisch genug sind, jede Kundgebung auszuschließen, die zur Parteinahme würde. Die Staaten, zu deren Nachteil das geschieht, die Katholiken, die darunter leiden, fügen sich ins Unvermeidliche und vertrauen den Motiven des hartbedrängten Papstes. Zwei von Deutschen ihm gewidmete Biographien kommen verfrüht und werden ergänzt werden müssen.* Am deutlichsten spricht sein Bild. Es ist das eines aszetischen, ernsten, schwermütigen Mannes, dessen Züge das Lächeln erhellen mag, auch wenn der Blick traurig bleibt und die festgeschlossenen Lippen Willensstärke verbürgen. Selbstsucht bleibt ausgeschlossen, Schmeichelei könnte da nur abstoßend wirken: der Entschluß ist gefaßt. Einer aus den Fugen geratenen Welt steht der mögliche Retter, ein Friedensfürst, wenn es denn sein muß, auch ein Richter bereit.

Charlotte Lady Blennerhassett.

* Prälat A. de Waal, ‚Der neue Papst, unser hl. Vater Benedikt XV.‘. Hamm i. Westfalen 1915. Verlag von Breer & Thiemann. P. Ansgar Pöllmann, ‚Benedikt XV. aus der Familie der della Chiesa‘. 1915. J. C. Hubers Verlag, Diessen vor München.

Innerpolitische Neuorientierung?

Der Rembrandtdeutsche schreibt einmal: ‚Der geistigen Neugeburt unseres Vaterlandes muß eine politische Neugeburt desselben vorausgehen, äußerlich hat dieselbe 1870 stattgefunden, innerlich bleibt sie noch zu fordern.‘ Diese Forderung sieht Eduard Stadtler (Köln) in seiner Programmschrift ‚Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg‘* verwirklicht, und er will Wege weisen, die politische Neugeburt, die das Reich gegenwärtig erlebt, zu einer geistigen Neugeburt zu vertiefen. Ansätze dazu findet er in ‚einer Wiedergeburt des religiösen Geistes, einer Auferstehung der großdeutschen Ideale, einer Verschmelzung des deutschen Heeres- und Volksgeistes‘, überhaupt in ‚einer inneren Wandlung der deutschen Volksseele‘. Ähnlich wie Ketteler in seiner politischen Programmschrift nach dem Kampfe von 1870/71 will Stadtler Zukunftsaufgaben des deutschen Volkes, Zukunftsaufgaben der deutschen Katholiken skizzieren. Als praktischer Politiker verliert er sich dabei nicht in Kleinigkeiten, Nebensächlichkeiten, Einzelheiten; er überläßt es vielmehr seinem Leser, die aufgestellten Sätze in die Wirklichkeit zu übersetzen, sie bis zu Ende zu denken und Folgerungen zu ziehen.

Die Schrift geht von der Voraussetzung aus, daß es dem unter Preußens Führung geeinten Deutschen Reich fehlte an der ‚Reichsseele, dem Einheitsempfinden‘. ‚Das Reich war nicht viel mehr als ein hübsches Geschenk für die tapferen, lorbeergekrönten Stämme des Deutschen Reiches, ein romantisches Zauberkleid, hervorgeholt aus der Schatzkammer des mittelalterlichen Kaisertums, ein Schild nach außen von gediegenem geschichtlichen Wert. Mehr war es im Bewußtsein des Volkes kaum.‘

* Nr. 10 der vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit M.-Gladbach herausgegebenen Sammlung ‚Der Weltkrieg‘, Volksvereinsverlag M.-Gladbach, 20 Pfg.

Bismarck, ‚der geniale Schöpfer des Reiches‘, sah sich vor der Doppelaufgabe, des Reiches ‚zerbrechlichen Schatz gegen feindliches Zugreifen von außen und von innen zu schirmen‘. Der Schutz nach außen gelang; die innerpolitische Aufgabe konnte nicht durchgeführt werden, ‚denn im allgemeinen kam das deutsche Volk in seiner inneren Stellungnahme zum Reich nicht über die Empfindung hinaus, daß die Reichsverfassung nur eine mehr oder minder bedeutsame Ergänzung des allein lebensfähigen heimatlichen Partikularstaates sei‘. Der innerpolitische Gegensatz im neuen Reich wird von Stadtler gekennzeichnet mit der Gegenüberstellung von ‚einseitigen Unitaristen und extremen Partikularisten‘.

An diesem Gegensatz orientierte sich das Parteiwesen, das auf den drei Pfeilern sich aufbaute: dem Reichsunitarismus, dem preußischen Konservatismus und dem süddeutsch-katholischen Föderalismus, alle drei gekennzeichnet dadurch, daß ihr nationales Prinzip nur eine Front nach innen, keine Front nach außen aufwies. Die Fronten maßen sich im Kulturkampf — ‚in seiner ganzen tragischen Größe ein geistiges Attentat auf die nationale Einheit Deutschlands‘, der eine schlimme konfessionelle Spaltung hinterließ, sicher nicht zur Stärkung der Reichseinheit.

Weit schlimmer in ihren Wirkungen auf das nationale Bewußtsein wurde die deutsche proletarische Bewegung mit dem ‚schillernden Mantel der revolutionär-demokratischen Phraseologie‘, ihren Angriffen gegen den Nationalstaat und seine überlieferten Stützen: das preußische Königtum, das Beamtentum und das Heer.

Das Gefährliche an dieser innerpolitischen Zerklüftung war, daß sich das deutsche Volk in ihr gefiel, als der deutsche Reichsorganismus in überraschend glücklicher Weise wuchs und somit sich vor weltpolitische Aufgaben gestellt sah, Kolonial- und Flottenpolitik treiben mußte, daß die Regierung sich vor unbedingt der Lösung harrende weltpolitische Fragen gestellt sah, für die das Volk und seine Vertreter (Presse und Parlament) kaum Verständnis hatten. Staatsbürgerliche Erziehung durch Schule und Partei waren unfähig, den Geist negativer Kritik zu bannen, der sich in der ewigen Erneuerung billiger Angriffe auf die eisernen Grundlagen des Reiches erschöpfte: Es fehlte der Machtinstinkt! Das Ausland sah mit Freuden diese Nagearbeit im Reichsinnern und frug sich nicht mit Unrecht: ‚Mit welchem Recht will Deutschland kulturell oder politisch die Welt erobern, da es noch nicht einmal die Seele seines eignen Volkes für diese Aufgabe gewonnen hat?‘ Unsere Auslandsdeutschen gingen in fremden Kulturströmungen unter, ‚galten vielfach nur als Kulturdünger der Menschheit‘, weil dem deutschen Auswandern kein höherer nationaler Zweckgedanke, kein Missionierungszweck zugrunde lag.

Daß trotzdem das neue Reich einen unaufhaltsamen Aufschwung genommen, erklärt Stadtler damit, daß ‚das Rückgrat des Deutschen Reiches nicht die launische und impressionistische öffentliche Meinung Deutschlands bildete, sondern — der preußische Staat mit seinen staatserhaltenden und staatsaufbauenden Kräften‘.

Hingabe an den Staat, an die Familie als die Urzelle des sozialen und staatlichen Gemeinschaftslebens, Sinn für soziale Einordnung, für sparsame und wirtschaftliche Ausnützung aller geistigen und materiellen Erbgüter der Vergangenheit ließen für Preußen und damit für Deutschland auf einem Umwege das nationale Bewußtsein heranreifen. Dieser Umweg war der deutsche Organisationsgedanke. ‚Mit einer Selbstverständlichkeit, die nur durch natürliche Veranlagung erklärlich scheint, gab sich das deutsche Volk in allen seinen Teilen den konfessionellen, politischen, wirt-

schaftlichen, sozialen, wissenschaftlichen und auch geselligen Organisationen hin, opferte sich für sie auf. Nicht nur nahm es die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Steuerpflicht als aufgezwungene Notwendigkeit der staatlichen Ordnung willig hin, es schuf sich selbst eine ganze Reihe neuer sozialer Verpflichtungen, um deutsche Hingabe, deutsches Pflichtgefühl, deutsche Ein- und Unterordnung, preußische Disziplin, preußisches Staatsgefühl aus innerstem Trieb heraus zu üben. Wie im deutschen Heer und im preußischen Beamtentum, so herrschten Ordnung, Disziplin, Gehorsam, d. h. Staatsempfinden im Kleinen in den christlichen Gewerkschaften und in den sozialdemokratischen Gewerkschaften, innerhalb der Zentrumspartei und innerhalb der Sozialdemokratie, im Bund der Landwirte und im Hansabund, im Volksverein für das katholische Deutschland und im Evangelischen Bund. Das preußische Staatsdienertum lebte im ganzen deutschen Volke als Organisationsdienertum. Die Führer waren wie die preußischen Könige die ersten Diener der kleinen „Staaten", der Stab der Organisatoren, wie das preußische Beamtentum die pflichtbewußten ausübenden Organe, das Volk eine willige, disziplinierte, arbeits- und aufopferungsfreudige Masse. Das deutsche Volk war mit anderen Worten auf dem Umweg über den „neutralen" Organisationsgedanken in den deutschen Staatsgedanken hineingewachsen, ohne sich dessen allerdings bewußt zu sein, ohne den nationalen Staatsgedanken erlebt zu haben.'

Das ‚Erlebnis' brachte der Weltkrieg, der uns in neue lebendigere Beziehung zum Vaterland, zum Bewußtsein der Einheit brachte, in dessen Mittelpunkt die große Persönlichkeit ‚unseres' Kaisers steht. Der nationale Existenzkampf, das Ringen um die weltpolitische Stellung hat in allen Kreisen volles Verständnis für sich gefunden, hat das Volk sich aufstraffen lassen in dem neu erwachten Gefühl unendlichen Könnens. Englisches Herrenmenschentum, politische Freiheitsphrase Frankreichs zeigen sich unterlegen dem deutschen Gemeinschaftsgeist; die britische Weltherrschaftsidee muß Platz machen dem deutschen Weltgliederungsgedanken. Ziel des Ringens für uns soll sein ein ‚Weltimperium des ordnenden und gestaltenden Geistes'.

Stadtler trägt diese Gedanken mit großer Überzeugungskraft vor. Doch wird sein Aufbau nicht unbestritten bleiben. Nicht so sehr in den Teilen, wo er auf die äußerpolitischen Fragen zu sprechen kommt, als da, wo er die Vielgestaltigkeit innerpolitischen Lebens berührt, ganz besonders dann, wenn allereigenste Fragen im Unterton mitzuklingen scheinen, Parteipolitik angeschnitten wird. Die kühne Thesenreihe regt unbedingt zu Auseinandersetzungen, Prüfungen, Modifikationen an, wenn man beginnt, sie ins Praktische zu übersetzen. Vor dem Kriege regten sich manchmal kritische Gedanken, die aber, kaum ans Licht gekommen, totgeschlagen oder totgeschwiegen wurden. Jetzt sind diese Gedanken Bestandteil der deutschen Zukunftsfrage geworden und müssen zu Ende gedacht werden. Das auf die Dauer Sträflichste wäre, in selbstgewollter Blindheit die neue Zeit mit ihren neuen nationalen, politischen, kulturellen Aufgaben an sich vorüberziehen zu lassen. Allenthalben regt es sich; es muß geprüft, muß neu geordnet werden, was da war. Die Patina des Lebens ist kein unbedingt gültiges Berechtigungszeugnis für dauernde Existenz, und Winterschlaf wird nicht immer durch einen Frühling geweckt. Der deutsche Frühling wird kommen! Daß er religiös und kulturell für die deutschen Katholiken ein Frühling werde, liegt in unserer Hand. Möge ein Führer erstehen, der den nüchternen Sinn für die Erfordernisse von Gegenwart und Zukunft mit tiefem Verständnis für das historisch Gewordene verbindet. —n—l.

Um Deutschlands Weltsendung. Der Krieg zwingt uns allen mehr vaterländisches Bewußtsein auf. Manche steigen überhaupt erst aus den Niederungen eines wurzellosen Staatsempfindens zu einem echten vaterländischen Heimatbewußtsein empor. Ihr Erleben ist elementar, wuchtig, als Massenerscheinung im Kampf gegen unsere Feinde von unwiderstehlicher Kraft. Die äußere Form dieses vaterländischen Erwachens mag etwas ungelenk und ungeklärt erscheinen. Eine Naturkraft ohne künstliche Beigaben. Dafür ist bei vielen das Streben nach vaterländischer Besinnung, das echt deutsche Streben nach gedanklicher Klarlegung eines Gefühlsereignisses, wie die patriotische Haltung des deutschen Volkes wohl genannt werden darf, um so intensiver. Ein großer Teil der Gebildeten will Klarheit darüber haben, zu welcher Art von Frieden dieser Krieg führen, vor allem, welche Stellung das deutsche Vaterland nach den siegreichen Kämpfen in der Welt einnehmen soll. Nicht Neugierde treibt sie, sondern brennende Anteilnahme, tatdurstiges Interesse. Jeder von ihnen möchte neben dem Schwert, das er zur Abwehr feindlicher Angriffe schwingt, auch die Kelle handhaben, um den Bau des neuen Deutschland zu beschleunigen. Ein gewaltiges schöpferisches Ringen hebt an: ein Ringen der Geister, ziemlich regellos noch, chaotisch fast, um den Sinn des Krieges, um die ideelle Grundlegung des Friedens, um den politischen Beruf und die geistige Weltsendung Deutschlands.

Doch entbehrt dieses Tun und Treiben der architektonischen Gliederung. Jeder trägt Bausteine herbei. Wo ist der Hindenburg, der all die auf die Gestaltung der geistigen Zukunft unseres Vaterlandes gerichteten Kräfte sammelt, ordnet, genial leitet und zweckdienlich ausnützt? Mag sein, daß dieser größte und notwendigste Organisator noch in treuer Pflichterfüllung unerkannt irgendwo seiner Stunde harrt, wie jener Heerführer, der über Nacht der größte deutsche Held geworden ist. Möge er kommen, dieser Fichte, dieser Görres, dieser Bismarck der Zukunft!

Vorerst gilt es, die Bausteine zu sammeln und harmonisch zu ordnen.

Einer unserer besten deutschen Idealisten, Friedrich Lienhard, hat einer Broschüre über den Krieg den inhaltsvollen Titel „Deutschlands europäische Sendung"* gegeben. Ihn bedrückt die Sorge um den Seelengehalt des Krieges, des kommenden Friedens. Der helle Glanz unserer kriegerischen Erfolge blendet ihn nicht. Der Krieg soll ja nur Mittel zum Ziel sein. Klafft aber nicht, so fragt er, ein Riß zwischen der Entfaltung des äußern Deutschland und der Entfaltung der künftigen deutschen Innenwelt — kurz geformt: zwischen Reichskörper und Reichsseele?

In anderer Fassung kommt die gleiche Sorge noch schärfer zum Ausdruck: ‚Wenn unsere Feinde um uns her Deutschlands Kraft und Größe erlebt haben; wenn sie das Schwert aus den Händen legen und umherhorchen und Deutschlands Vorangehen und Beispiel erwarten: welche innere Welt werden wir diesen entleerten Völkern bieten? . . . Erwarten dann die verbitterten Herzen unerhörte Neugedanken und Neugebilde auf seelischem Gebiet?'

Wie in der Fragestellung klingt auch der pessimistische Unterton in der von Lienhard gegebenen Antwort durch. Er will es nicht wahrhaben, daß die deutsche Reichsseele von außen erkämpft, bequem geschenkt und verabreicht werden könne: ‚Es gibt neue Reiche zu erobern, deutsche Jünglinge, sobald Kanonen und Gewehre ihre jetzige Arbeit getan haben! Nämlich Reiche der Innenwelt. Dieselbe Tapferkeit, die jetzt unser Außenreich verteidigt, wird auch das Innenreich nicht in Träumerei betreten, sondern in Eroberungsdrang.'

* Fr. Lienhard, ‚Deutschlands europäische Sendung.' Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 2. Aufl. Preis Mk. —.50.

Welcher Art der geistige Beruf des neuen Deutschlands sein soll, läßt uns der Verfasser nur ahnen: den Völkern ‚zu neuer Liebe den Weg weisen', Europa ‚die Kräfte der Herzensgenialität oder des schöpferischen deutschen Gemütes' zuführen, die ‚seelische Höherführung der Völker' in Angriff nehmen. Der Verfasser spricht von einem ‚kosmischen Bewußtsein', das die Welt bezwingen wird, von einem ‚Wiedererwachen der spirituellen oder metaphysischen Welt', in allem immer nur andeutend, was seine innerste Seele bewegt. Lienhards ‚civitas Dei', als welche er sich ja das deutsche Neuland der Seele vorstellt, ist ‚kein fertiges Gebilde, das irgendwo wartet: es kann nur durch uns, in uns und an uns erlebt und durch Erlebnis gestaltet werden. Unser Seelisches arbeitet jetzt an diesem noch unfertigen Ideal. Fertig ist vorerst nur, vorhanden und wach die durch den Krieg großzügig und glutvoll belebte schöpferische Stimmung.'

Ein fertiges Programm für die Weltkulturbestrebungen des deutschen Volkes nach dem Kriege will also Lienhard nicht bieten. Sein Essay kann aber viel dazu beitragen, die ‚schöpferischen Stimmungen' zu beleben, weil heiße Liebe zum deutschen Volk und seinem staatlichen Sein die väterlich sorgenden Mahnungen des Dichters eingegeben hat.

Noch ein Wort optimistischer Kritik: Gewiß erwarten die uns feindlich gesinnten Völker der Welt Neuartiges von uns. Aber ist nicht dieses Neuartige schon zum guten Teil Wirklichkeit? Der erfolgreiche Kampf gegen eine Welt von Feinden! Unsere Gegner staunen uns an, die Neutralen bewundern uns gar. Sie suchen das Geheimnis unserer Erfolge zu ergründen; ihr suchendes Staunen wird der Anfang der Wissenschaft sein. Jetzt schon klammern sie sich an das Schlagwort: deutsche Gründlichkeit und deutsche Organisationskraft haben den Sieg erfochten. Ist nun der deutsche Organisationsgeist nicht schon ein Stück Seele des Reichskörpers? Erklärt sich nicht aus dieser Seele Kraft die üppige Kraftfülle des Körpers?

Was uns zum Siege führte im Krieg, soll auch im Frieden der Zukunft unsere Kraft sein. Die Besten unter uns, die Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart ergründet haben, mögen zusammenfassend darstellen, welche hohen sittlichen Gewalten das Vaterland vorwärts getrieben haben, und wenn kein Praeceptor Germaniae ersteht, der die Gesamtheit prophetisch den gleichen Weg zu gehen mahnt, so sollen diese Besten zusammenstehen und nach einheitlichen Richtlinien die Straßen zum geistigen Hochland des neuen weltbewußten Deutschland ebnen. Das Volk wird sie gern begehen.

Dr. Eduard Stadtler.

Philosophie

Das Seelenleben der höheren Tiere und speziell der uns nächstvertrauten Haustiere wie Pferde, Hunde oder Katzen, ist in den letzten Jahren durch eine Reihe vielumstrittener Fälle der allgemeinen Aufmerksamkeit besonders nahegerückt worden. Von den angeblich rechnenden Pferden oder sprechenden Hunden ist ja auch in dieser Zeitschrift bereits wiederholt und zur Genüge die Rede gewesen. Da nun in früheren Jahrzehnten die vielverbreiteten Vorurteile, welche eine volle Menschenähnlichkeit und Verstandeshöhe der Tierseele glauben machen wollten, gerade durch ein allbekanntes Werk wie ‚Brehms Tierleben' immer wieder neue Nahrung erhielten, durfte man besonders gespannt sein, wie in der zurzeit erscheinenden vierten Neuauflage dieses zu biologischer Belehrung mit Recht so geschätzten Hausbuches zu jenen Fällen Stellung genommen werde. Um so mehr, da der nunmehrige Hauptherausgeber, der Frankfurter Zoologe Otto zur Strassen sich anfänglich zu den Rechenleistungen der bekannten Elberfelder Pferde keineswegs ganz ablehnend verhalten hatte.

Der einschlägige Band, der dritte der Säugetierreihe, ist nun jüngstens erschienen,* und da in ihm gerade den wichtigsten Haustieren sehr gründlich neugestaltete und zu ganzen Monographien auswachsende Abschnitte gewidmet sind, darf mit Genugtuung konstatiert werden, daß gerade in tierpsychologischer Hinsicht, fußend vornehmlich auf den tauglichen Angaben von Pfungst, mit althergebrachten Fabeln und neu eingenisteten Irrtümern tüchtig aufgeräumt worden ist. Wo etwa, z. B. hinsichtlich einer deutschen Dogge, noch Schilderungen belassen wurden, die jener alten Neigung nicht entraten, da ist doch wenigstens jeweils ausdrücklich gesagt, daß dergleichen Angaben dem heutigen Standpunkt der Tierpsychologie nicht mehr entsprechen.

Die berechtigte Erwartung freilich, daß diese veränderte Grundansicht nun folgerichtig durchgeführt werde und daß neben der mehr negativen auch die weit erheblicheren positiven Feststellungen der neueren Tierpsychologie zu ihrem Rechte kommen möchten, findet sich leider bei genauerer Durchsicht nicht allerwegen erfüllt. Dafür nur wenige Beispiele. Einschränkende Zwischenbemerkungen obbesagten Stils können doch die Belassung so verwirrender Angaben nicht mehr rechtfertigen wie etwa derjenigen, daß ein junger Luchs nicht nur ein ‚Denkvermögen', sondern sogar ‚Ehr- und Schamgefühl' besessen habe. Wenn man bedenkt, daß gerade diese beiden sozialen Tugenden selbst beim Menschen erst verhältnismäßig spät zutage treten und dem kleinen Kinde noch fehlen, dann wird einem erst die ganze Ungeheuerlichkeit von derartigen ethischen Deutungen eines recht ursprünglichen und einfachen Raubtierlauerns bzw. -flüchtens klar. Auch die sinnesverwandten, in jeder Hinsicht veralteten Bemerkungen eines so blind enthusiasmierten Tierliebhabers wie Scheitlin über die Katze, die man demgemäß nicht mehr für ein domestiziertes Raubtier, sondern eher für eine Art edleren Übermenschen halten möchte, hätten getrost geopfert werden dürfen; zumal gerade über diese Tierart, die übrigens keineswegs zu den sog. ‚Augentieren' gehört, eine ganze Reihe systematischer Beobachtungen der neueren experimentellen Tierpsychologie vorliegen, die bei ihrer Zuverlässigkeit unbedingt hätten berücksichtigt werden sollen. Selbst bahnbrechende Beobachtungen, wie die schon längst vorliegenden eines Wilhelm Preyer über junge Säugetiere (in dessen Werk über ‚Die Seele des Kindes') oder Morgan oder Mills sind nirgends herangezogen, geschweige denn, daß etwa die nun schon so namhaften Ergebnisse der neuesten amerikanischen Schule, eines Thorndike, Watson oder Yerkes, oder aber die nicht minder bedeutsamen Feststellungen europäischer Gelehrten wie Pawlow und seiner Schule, Kalischer, Rothmann u. a. die geringste Berücksichtigung gefunden hätten.

Gewiß wäre es sehr verfehlt, nur den laboratoriumsüblichen Untersuchungsmethoden positiven Erkenntniswert hinsichtlich des Seelenlebens der höheren Tiere beizumessen. Aber ebensowenig geht es heute mehr an, sich allein auf die oft nur ganz zufälligen Freibeobachtungen psychologisch meist gänzlich ungeschulter Zoologen oder gar nur Jäger und Tierzüchter zu stützen. Artvertraute Freibeobachtung und methodensicheres Experiment müssen sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, wenn wir über das Seelenleben der höheren Tiere, auch der uns vermeintlich schon bestvertrauten Haustiere, bessere Gewißheit gewinnen sollen. Und die Verbreitung der auf solchen gemeinsamen Wegen gewonnenen bereits recht erheblichen Einsichten zu fördern, sollte auch ein Werk wie ‚Brehms Tierleben' sich zielbewußt zur Aufgabe stellen. Damit würde es nicht nur frühere Irrtümer

* Leipzig und Wien 1915, Bibliogr. Institut. Geb. M. 12.–

endgültig ausräumen, sondern, was mehr besagt, seinen bisherigen und neu erworbenen Vorzügen einen weiteren, recht wesentlichen hinzugesellen.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur

Die Literatur am Scheideweg.

In diesem wichtigen Augenblick, inmitten der entscheidenden Umwälzungen und Veränderungen unseres äußeren nationalen Lebens, wird über das Los auch der Kunst und Dichtung entschieden. Nie werden vielleicht Umstände wiederkehren, wo wir mit gewissen Mißständen auf dem Gebiet unseres Literaturlebens unter dem Beifall so vieler aufräumen können, als jetzt. Der Krieg hat uns inmitten eines — sagen wir es offen — beklagenswerten und geradezu beschämenden Tiefstandes unserer schönen Literatur überrascht. Aber erst nach seinem Ausbruch sind wir über diese Tatsache zur Einsicht gekommen. Man muß es erlebt haben, wie nichtig und unwert des großen Augenblicks uns fast alles vorkam, was unsere Dichter seit den Tagen unserer klassischen Dichtkunst und ihrer noch zeugungskräftigen Ausläufer hervorgebracht haben. Wie ratlos sah man sich nach einem neueren Werke um, dessen Ton und Geist zusammenklang mit den wiederum wahr, natürlich und einfach gewordenen Gefühlen und Lebensansichten. Es gab eine Zeit — vor hundert Jahren — da nannte uns ein deutscher Dichter mit Recht ‚tatenarm und gedankenvoll'. Nun uns die Geschichte zur Tat gerufen wie kaum je, entdecken wir, daß unsere Tat nicht aus den Gedanken kam, die w i r gedacht, sondern aus solchen, die wir — ein Glück! — von einer besseren Vergangenheit e r e r b t hatten. Hölderlin, der aus den Gedanken die Tat ersehnte, durfte hoffnungsfroh für seine Zeit noch den ungeduldigen Ruf erheben: ‚Leben die Bücher bald?' — Man denke sich einmal die Bücher unserer jüngsten Dichtung lebendig geworden! Welch ein markloses, schielendes, an Leib und Seele verkrüppeltes Geschlecht hätte sich vor die ungeheure Aufgabe dieses Krieges gestellt gesehen! Es ist gar nicht auszudenken, was das, was wir die Dichtung unserer letzten zwanzig Jahre nennen, für die Schwächung unserer Volkskraft bedeutet hätte, wäre ihr wirklich Einfluß auf das Volk beschieden gewesen. Selbst ein Dichter, den wir noch als einen unserer gesünderen ansehen durften und in dessen Werken sich sogar noch ein Stück frischen Soldatentums der Nation gerettet hat, Liliencron, was konnte er uns im Grunde geben? Wo sind da tatzeugende Ideen, befeuernder Geist, wirklicher Inhalt? Einige ehrliche Idealisten, wie Lienhard, sind sie zu Worte gekommen? Wo haben unsere Bühnen, selbst die, denen fürstliche Freigebigkeit am ehesten die Pflicht auferlegt hätte, sich ihrer angenommen? Und welch' eine klägliche Figur macht unsere Bühne gerade während dieses Krieges! Bei der allgemeinen Armut an heute genießbaren modernen Werken hatte sie gewiß keinen leichten Stand. Aber daß sie so ganz hinter ihrer Aufgabe in diesen großen Tagen zurückblieb, das muß uns doch noch lange zu denken geben! Die Abende, wo echte, große, starke Poesie von den weltbedeutenden Brettern zu uns sprach, wie waren sie spärlich, und keiner unserer Zeitgenossen war unter denen, die uns etwas zu sagen hatten! Als kürzlich das Münchner kgl. Residenztheater zum erstenmal den Hauptmannschen ‚Bogen des Odysseus' zur Aufführung brachte, da erschrak man vor dieser naturalistischen Verkleinerung, um nicht zu sagen, Verzerrung des an sich so heldenhaft edlen, herzbezwingenden Stoffes. Wie anders würde Lienhards ‚Odysseus auf Ithaka' sich in Ernst und Gemütslage der Zeit eingefügt haben!

Wenn wir uns ernstlich fragen, worin der Unterschied in der Stellung unserer Literatur von heute zu der von früher liegt, so darf es vielleicht einmal aus-

gesprochen werden, daß unsere gegenwärtige Literatur im Grunde demokratisch ist, während die frühere aristokratisch war. Die Dichtung unserer klassischen Zeit suchte sich nicht dem Geschmack der Massen anzupassen, suchte ihn vielmehr zu ihrem Standpunkt hinaufzuheben. Sie gab ihm die Regel, wie sie sich selber zuvor Gesetz und Regel aus ihren Erfahrungen gegeben hatte. Das nenne ich den aristokratischen Standpunkt in der Kunst. Die Dichter unserer Tage (und die Bühne nicht minder) haben trotz aller Genialitätssucht dieses Selbstgefühl leider eingebüßt. Sie dienen der Masse, richten sich nach ihrem Geschmack und verzichten auf alles Grundsätzliche, soweit es der öffentlichen Meinung, die für den Erfolg bestimmend ist, zuwiderläuft. Herder konnte die Forderung erheben, ‚daß durchs Theater das Publikum gebildet werden müsse, nicht aber durchs Publikum das Theater'. Und was er als Grund anführt, gilt es nicht auch heute noch? ‚Fürs Theater', so schreibt er, ‚haben wir noch kein richtendes Publikum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaumen und belustigt sich an seinem Beifall, so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume aber haben wir noch auszumessen, ehe nicht an ein gebildetes Publikum, sondern nur an die Bildung dieses Publikums nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch gibt es außer einem mit Sinn und Wohlgefallen belebten Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen, oder wir sind in schlechter Gesellschaft.'

Mehr als je haben wir in den letzten Monaten die Bedeutung von Regel und Ordnung kennen und schätzen gelernt. Auf dem Gebiet der Kunst wird sie uns vielleicht am wenigsten einleuchten. Und dennoch — wenn je, so ist sie heute am Platz auch bei der Kunst, nachdem das demokratische Prinzip sich auch in ihr breit und breiter zu machen droht. Der Geschmack der Masse kann nur durch die Regel erzogen und auf sicheren Grund gestellt werden; nur feste, aus der Erfahrung großer Künstler geschöpfte Konventionen können der Willkür Schranken setzen, der auf Vergnügen gerichteten Laune Grenzen ziehen. Was uns heute zunächst nottut, das ist daher weniger der große Künstler — denn der würde als solcher doch kaum erkannt und verstanden —, sondern der ästhetische Gesetzgeber für die Masse, der überragende Kritiker, der, nicht wie Lessing hinderlich gewordene Schranken niederbricht, sondern neue und wohltätige aufrichtet. Heute nimmt das Publikum alles hin, ohne sich auch nur Rechenschaft geben zu können über das, was Kunst und Dichtung heißt und bedeutet.

Und ebenso schafft jegliches unserer Talente, und die mittelmäßigen am keckſten, nach eigenem Kanon, ohne doch fähig zu sein, ihre Erfahrungen zu Regel und Gesetz zu erheben. So hat uns die Verachtung von Regel und Norm in der Kunst zur Verwilderung geführt; denn die Regel zu verachten ist nur erlaubt, wo der geniale Einzelne, nicht aber wo der talentvolle Durchschnitt und die Masse in Betracht kommen. Diese sollen und müssen sich an ästhetische Gesetze halten, um nicht aus der Bahn des künstlerisch noch Erträglichen zu geraten. Unsere geistige Kultur wird leider nicht so bald wieder zu jener innerlich allein berechtigten aristokratischen Haltung zurückkehren können. Um so dringlicher wird es sein, das Gefühl der Masse wieder durch Vorstellungen zu befestigen, die wir den großen Werken unserer Meister entnehmen. So allein kann Kultur, die von oben herab nicht zu erwarten ist, von unten her vorbereitet und herbeigeführt werden. Wir stehen an einem Scheide-

wege. Nur wenn wieder ein ästhetischer Gesetzgeber unter uns ersteht, werden wir der Gefahr eines Zustandes entrinnen können, den Herder den der ‚schlechten Gesellschaft‘ nennt.

M.

Friedrich Lienhard tritt am 4. Okt. in sein 50. Lebensjahr ein. Freunde und Verehrer haben zu diesem Tag ein Gedenkbuch* erscheinen lassen, worin mit Liebe und Dankbarkeit ausgesprochen wird, was Lienhard als Dichter und Mensch seiner Zeit und einer nächsten Zukunft bedeutet. Die Publikation ist ein merkwürdiges und vielsagendes Dokument unserer Tage; sie gehört zu den erfreulichsten Wirkungen des Kriegsjahrs. Wie ein Ton geht durch alle Auslassungen der Gedanke hindurch, daß, wie es der Literarhistoriker Franz Schultz ausdrückt, Lienhards ‚Zeit nun recht gekommen sei‘. Man fühlt dies tief und dankbar, wenn man die von Dichternamen wie Paul Ernst, Gustav Falke, Ludwig Finckh, Cäsar Flaischlein, Richard Kralik, Timm Kröger, H. A. Krüger, Gustav Renner, Gustav Schüler unterzeichneten Bekenntnisse, oder die warmen Zustimmungen von Männern wie Eucken, Rein, Lamprecht, Koch, Golther, Mayne, Ziegler, Gg. Mich. Conrad, Heyck, Gleichen-Rußwurm u. v. a. liest. Auch der Herausgeber dieser Monatsschrift hat sich dabei über seine ‚Beziehungen zu Friedrich Lienhard‘ ausgelassen und außerdem in einem Aufsatz (‚Bühne und Welt‘, Okt. 1915) ‚Lienhards Persönlichkeitsideal‘ gewürdigt. Einige Stellen daraus mögen auch den hier einzunehmenden Standpunkt kennzeichnen:

‚Lienhards Schaffen ging von den ersten Würfen an nicht auf Literatur, es ging auf Dichtung aus: Dichtung, verstanden nicht im Sinne modernen Ästhetentums als eine Kunst schön und überdacht gefügter Worte, sondern als erlebnisstarkes Bekenntnis, als seelischer Überschwang, als herzgeborene, gestaltete Begeisterung. Nur vom Standpunkt dieser Forderung an die Dichtung ist Lienhard zu verstehen. Er hat vom Literaten nichts an sich. In seinen Berliner Kämpfen fühlt er sich in ausgesprochenem Gegensatz zu dem sogenannten Literatentum, das die Literatur „macht“, indem es ausgeklügelte Programme entwirft, Schlagworte in Umlauf setzt, Moden schafft. Zeitungs- und Zeitschriftendienst war ihm schlimmer als Sklaverei. Er hat körperlich, nicht nur seelisch darunter gelitten. Von unserer ersten Begegnung an erschien mir Lienhard als ein Dichter in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes. Und das ist er geblieben bis heute.

Mit den Jahren hat ihn ein harter Lebenskampf schwerblütiger, wenn man will, moralischer gemacht, als wir es mit der Vorstellung leichtlebigen Künstlertums zu vereinigen gewohnt sind. Aber das mußte ganz notwendig so kommen. Seine künstlerische Entwicklung war in die Tage jener Umwertung aller künstlerischen und sittlichen Werte gefallen, die für ihn schlechthin einen Abfall vom Geiste wahrer Kunst und Poesie bedeuteten. Diesem Geist der Poesielosigkeit hatte er tiefgehende Feindschaft geschworen. Dem früheren „Eins ist not!“ trat nun das Trutzwort: „Nicht wie ihr!“ zur Seite. Mehr und mehr setzt sich ihm die Erkenntnis in Leben um, daß Mensch sein mehr ist als Literat sein, und daß, was schon Schiller und seine Zeit verkündigt haben, alles, was der Dichter uns geben kann, seine Individualität ist. Diese zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, sollte auch sein erstes und wichtigstes Geschäft sein. Hier, in diesen aus großen seelischen Erschütterungen erwachsenden Erkenntnissen liegen die tiefsten Wurzeln der später einzuschlagenden „Wege nach Weimar“.

* Friedrich Lienhard und wir. Dem deutschen Dichter Friedrich Lienhard zum 50. Geburtstage dargebracht von Wilhelm Edward Gierke. Stuttgart 1915. Gr. 8°. 94 S. Geb. 1.– Mk.

Lienhards Dichtung trägt durchaus das Gepräge dieses innerlichen Ringens....'

,Den beiden Leitsprüchen, in die sich jeweils sein Kämpfen verdichtete, hat sich ein dritter zugesellt: Reif sein ist alles! Man könnte ihn über den jüngsten Abschnitt seines Lebens und Schaffens setzen.'

Der erwähnte Aufsatz schließt mit einem kritischen Ausblick auf die Zukunft, der ebenfalls hier wiedergegeben sei:

,Man kann die eigenartige und zeitnotwendige Stellung Lienhards in unserer Literatur nicht leicht überschätzen und wird dennoch aussprechen müssen, daß in ihr die letzten Bedingungen einer neuen großen, auch von Lienhard ersehnten poetisch-künstlerischen Kultur noch nicht erfüllt sind. Nur wo sich das seelische Leben eines Volkes in objektiven Erscheinungen geformt hat, nur wo leuchtende und allgemein-verstandene Symbole ihre lebenverklärende Macht üben, und solchen symbolisch gebrauchten Vorstellungen, wie der des heiligen Grals, im Glauben und Lieben des Volkes Tieferes zu Grunde liegt, als bloße dichterische Erinnerungen, kurz nur da, wo eine objektive Glaubenswelt der subjektiven Sehnsucht antwortet und entspricht, der Sprache dieser Sehnsucht erst die konkrete Fülle und Bestimmtheit gibt, nur dort wird sich die Dichtung wieder auf ihre höchsten Aufgaben mit Erfolg besinnen können. Indem Lienhard, das Beste unseres ganzen Zeitalters und der jüngsten klassischen Epoche in sich sammelnd, das ihm und der modernen Welt fehlende Getragensein durch Kräfte einer in Lebensformen, Überlieferungen, Bräuchen und Symbolen objektiv gewordenen höheren Welt durch die innere Gehaltenheit seines Wesens ersetzt, hofft er damit dem äußerlich ungeformten Leben allein von sich aus durch Gefühlskräfte Form und Bedeutung geben zu können. Eine frühere Zeit und ihre Dichter konnten die Poesie aus der Welt schöpfen, sie brauchten sie gleichsam nur durch eine wahlverwandte Natur aufzufinden. Der moderne Dichter hat diesen Vorteil nicht mehr und er wird ihn um so mehr vermissen, als seine dichterische Anlage, wie bei Lienhard, im religiösen und moralischen begründet ist. Statt daß er mit begnadeten Sinnen Poesie aus den Dingen hole, ist es vielmehr das sittliche Gefühl, das Poesie aus ihm macht. Die Poesie entspringt hier gleichsam nur aus der Spannung, die zwischen seiner mit positiven Kräften geladenen Seele in ihrer Berührung mit dem negativen Gegenpol einer entseelten, in Sinnenkultur und rechnender Nüchternheit aufgehenden Welt entsteht und zur Entladung treibt. Aber dieser Gegensatz muß vorhanden sein, ehe die weitere Stufe erstiegen werden kann. Lienhards Persönlichkeitsideal trägt alle die Züge, welche allein die Größe, Würde und schöne Menschlichkeit unserer klassischen Dichtung erklären. Ist es gleich aus der Vergangenheit orientiert, so kommt ihm doch auch für die Gegenwart höchste Bedeutung zu. Nur in diesem Sinne ist es aufbauend und grundlegend auch für die Zukunft. Dieser selbst gegenüber steht Lienhard persönlich vor Grenzen, über die er wohl hinausschaut, die er aber bis jetzt nicht zu überschreiten vermochte. Nur in zusätzlichen oder negativen Wendungen, wie: ,Wir geben zu, daß hier über Weimar hinausgegangen werden kann und muß: in der Poesie der Religion' oder ,Mir bedeuten Goethe und Schiller keinen Abschluß' kommt dies Gefühl bei ihm zum Ausdruck. Wie es sich persönlich einmal formt, wer vermöchte dies heute schon zu sagen! Wir stehen an einer Weltenwende. Heil dem, der bis zu diesem Zeitpunkt so viel zu geben hatte wie — Lienhard.'

Auch wir vom ,Hochland' sprechen unserem verehrten Mitarbeiter unseren Glückwunsch aus. Möchte eine Ehrung des Dichters, so wie sie von einem Ausschuß zur Ehrung Friedrich Lienhards (Geschäftsleitung in Zähringen bei Freiburg i. Br.) geplant ist, besonders die-

jenige Frucht tragen, die ihr jetzt mehr als je notwendig ist: heiterer Ernst und gestaltungskräftige Geistigkeit. **

Emanuel Geibel, dessen Geburtstag sich am 17. Oktober 1915 zum 100. Male jährt, ist unter den Dichtern, was der norddeutsche Handelsherr im alten Staate war. Das Unanständige und Ungebärdige findet in seinem Hause keinerlei Zutritt und wo man sich je der tolleren Laune hingibt, geschieht es mit Maß und im Kreise der Wohlerzogenen. Alles Berauschtsein ist durchaus nicht zu genehmigen, doch liebt er die gelinde Erwärmung, die sich sanft und wohlgebildet ausströmt, sei es hier im Toast, dort im klaren Gedichte. Den Festtag aber bildet der Verkehr mit den Auserwählten, mit dem Herrscher. Nie hätte er dem Gedanken Einlaß gewährt, selbst König zu sein.

Diesem Maßhalten entspricht es, daß Geibels Gedichte* nicht von dem Letzten, Höchsten, nicht von Weltsehnsucht und Weltverzweiflung, aber von allem Schönen und Reinen sprechen, wie es der unproblematische Mensch sieht und wünscht. Seine Sehnsucht ist die der Frauen nach schönen blauen Tagen und reinem Leben. So ist Geibel klar und bewußt, doch ist sein Bewußtsein nicht das höchste aus dem Sieg über chaotische Unbewußtheit Entfaltete; seine Abgeklärtheit entstammt dem zweifelfreien Anerkennen und Wissen des Gegebenen. Er war klar, da seine Wünsche nicht in die Abgründe wühlten.

So gibt es in seiner Lyrik nichts Unklares, Drängendes, Ringendes, nichts Verzweifeltes und Wildgebärdendes; so sind seine Verse leicht und glatt. Sein Dichten war mühelos, denn er mußte keine neuen Formen finden. Aber es war nicht die Mühelosigkeit des Genies, es war, wie der leichte Sand sich dem spielenden Kinde zur Form fügt. Was Geibels Gedichten fehlt, ist das romantische Element der modernen Seele, das Dionysische. Geibel kennt nur Apoll. Wie die Griechen. So mußte er sich notwendig zu ihnen hingezogen, mit ihnen verwandt fühlen. Aber der Griechen Tiefe war die des wolkenlosen Himmels; Geibels Gedichte hingegen sind wie das Spiegeln dieses ungetrübten Himmels im flachen See. Hieraus versteht sich, daß Geibel stets nur als der ‚Frauenlob' geschätzt wurde. Die Schuld lag an ihm, nicht, wie er klagt, an den Lesern. Er hat eben nie Weltgefühl besessen, oder wenigstens: seine dichterische Fähigkeit war nicht darauf eingestellt, Weltgefühl auszudrücken; er war nur den Frauen gegenüber Dichter, die Welt aber sah er nicht anders als viele kleinere Talente.

Anderseits jedoch wird man durch nichts Geschmackloses, Verzerrtes beleidigt; für das Fehlen hinreißender Kraft, genialer Mannigfaltigkeit und gewaltiger Ursprünglichkeit entschädigt, soweit dies möglich, seine Charakterfestigkeit, seine Einfachheit und Formenreinheit. War er kein Dichter der ‚Besten seines Volkes', so befriedigte er doch die unzählige Mittelschicht zufriedener Gemüter.

Dieser, aller künstlichen Erhitzung, wie aller augenblicklichen Hingerissenheit freie Charakter ermöglichte Geibel seine tadelfreie Stellung als Reichsherold. Dreißig Jahre hindurch sang er von deutscher Auferstehung und deutscher Einheit, einzig dem hohen Gedanken des Vaterlandes, keiner Partei, keinem Vorurteil hingegeben. Er nannte als des Dichters höchste Aufgabe im Kriege die Tempel-

---

* Unter den neuerdings erschienenen Auswahl-Ausgaben sind an sich und zugleich ob ihres geringen Preises und der guten Ausstattung zu empfehlen: „Hie Deutsches Reich für immer!" Eine Geibel-Auswahl für Deutschlands Jugend und Volk. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. (Berlin, Martin Warneck, Verlag. Geb. M. 2.–, und Geibel-Gedenkbuch von Reinhold Schröter. In Leinen geb. 1.50 (Verlag Wollermann, Braunschweig).

wacht des Friedens, die Hütung von Maß und Gerechtigkeit, wenn alles in Haß und Kampf unterzugehen droht. So ist auch seine politische Dichtung nicht Sang von Haß und Krieg, sondern von Eintracht. Sein politischer Wunsch war schlechthin Deutschlands Einigung.

Friedrich Märker.

Unsere Kunstbeilagen

Die Geschichte des deutschen Volkes ist nicht nur wie ein Kampf mit Menschen, sondern wie ein Kampf mit Gott um die bleibende Gnade der geschichtlichen Berufenheit in der Welt. Als dieses Volk in die Geschichte eintrat, wurde es mit dem Christentum als mit seiner wesentlichen Weltaufgabe beladen. Mit ihm wuchs es zum christlichen Weltreich; in ihm, zu einer Zeit des größten Kampfes um die weltgeschichtliche Gnade, verdorrte seine Hüfte. Aber die einmal verliehene Berufung blieb und gab diesem unzerstörbaren Volke das Recht, den Segen wieder zu verlangen: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!' An Jakob erging die Antwort: ‚Wenn du mit Gott tapfer gekämpft hast, wie viel mehr wirst du über Menschen Sieger bleiben!' Mit dem deutschen Volke siegt der christliche Gesellschaftsgedanke. Was Rembrandt aus den religiösen Kampfgefühlen seiner Zeit für die Einzelseele empfand, Geborgenheit und darum Gelassenheit in den innersten Erfahrungen des Kampfes, dieses aus der Kraft der alttestamentlichen Verheißung in das christliche Gewissen übertragene Gefühl, das im Grunde keine Tragik, nur die Peinigungen des Ungenügens kennt, will in der neuen geschichtlichen Welt, in der die Einzelseele sich wieder für das Weltgewissen verantwortlich macht, wieder zum stärksten geistigen Kampfproblem werden. Die künstlerischen Formen der christlichen Tragik werden neuen Stoff erhalten. In Rembrandts Bild lebt die Sehnsucht nach noch mehr Verinnerung; in der neuen Weltform soll durch die größte gegenwärtige und gesellschaftliche Fülle, wie in der Gotik, gleichzeitig die stärkste Veräußerung, Weltumfassung lebendig werden. Die treibende Kraft bleibt aber in der Kampfbitte ausgesprochen: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!'

K. W.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Peter Cornelius/Die apokalyptischen Reiter



Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg



Dreizehnter Jahrgang November 1915

Die Wiederaufrollung der römischen Frage im Weltkriege / Von Hans Wehberg

Zwei Tatsachen, die mit dem Weltkriege zusammenhängen und beide eine machtvolle Bedeutung beanspruchen dürfen, haben aufs neue die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Lage des Heiligen Stuhles gelenkt, nämlich einmal die Abschließung des Verkehres der Kurie mit der Außenwelt infolge des Eingreifens Italiens in den Krieg, ferner die Bemühungen Benedikts XV. um die Linderung und Beendigung der Kriegsgreuel.

Nach dem Eintritt Italiens in den Krieg haben nicht nur die Gesandten Deutschlands und Österreich-Ungarns, sondern auch alle Prälaten deutscher oder österreichischer Nationalität Rom und Italien verlassen. Zwar hat Italien keinen ausdrücklichen dahingehenden Befehl veröffentlicht, aber es hat auch keineswegs die nötigen Anordnungen getroffen, um den Schutz dieser Personen zu sichern. Insbesondere hätte Italien eine Erklärung abgeben müssen, daß es auch weiterhin ihr Verbleiben wünsche und für ihre Sicherheit einstehe. Da die italienische Regierung es nicht für erforderlich hielt, eine solche klare Stellung einzunehmen, wurden die betreffenden Persönlichkeiten zum Verlassen von Rom geradezu gezwungen, wollten sie sich nicht größten Unannehmlichkeiten aussetzen. Das italienische Garantiegesetz hat ausdrückliche Bestimmungen nur für Friedenszeiten getroffen, und somit hätte sich vielleicht die italienische Regierung auf den Standpunkt stellen können, in Kriegszeiten könne der Heilige Stuhl kein Gesandtschaftsrecht mit solchen Regierungen verlangen, die sich mit Italien

im Kriege befänden. Der Papst wäre solchenfalls nicht in der Lage gewesen, den Gesandten und Prälaten den ihnen zukommenden Schutz zu gewähren.

Peinlich wurde sodann in allen Kreisen Deutschlands empfunden, daß der Briefverkehr des Papstes von der italienischen Regierung beaufsichtigt wurde. So soll ein Brief der römischen Kurie, der die Ernennungsurkunde für den jetzigen Erzbischof Dalbor von Gnesen und Posen enthielt und an den Nuntius in München adressiert war, sein Ziel nicht erreicht haben. Dasselbe scheint der Fall zu sein mit einem an die gleiche Adresse gerichteten Schreiben in Angelegenheiten der fürsterzbischöflichen Diözese Breslau. Weiterhin sei hervorgehoben, daß der ‚Osservatore Romano' unter italienischer Zensur steht, so daß der Papst kein offiziöses Organ zur Verfügung hat, das seine Gedanken kundgibt. Schließlich ist ein Teil der päpstlichen Garde, deren der Papst zum Schutze seiner Person und des Vatikans bedarf, eingezogen worden.

Man könnte sagen, alle diese Vorgänge hätten keine allgemeinere Bedeutung; es handle sich diesmal um einen merkwürdigen Zustand, der vielleicht nach Beendigung des Weltkrieges niemals wiederkehren werde. Es lohne sich also nicht, deswegen die römische Frage erneut aufzurollen. Aber das wäre doch nicht zutreffend. Es ist die Pflicht einer klugen, vorausschauenden Politik, alle, auch unwahrscheinlichere Möglichkeiten vorzusehen; es muß also sehr wohl damit gerechnet werden, daß sich später solche Ereignisse wiederholen. Man braucht dabei nicht lediglich an den Fall eines Krieges zu denken. Können nicht eines Tages kirchenfeindliche oder revolutionäre Elemente den Papst aus Rom zu vertreiben suchen, und ist es dann gewiß, daß die italienische Regierung sich solchem Versuche mit aller Energie widersetzen wird? Gibt es nicht auch noch andere Möglichkeiten einer Verletzung der päpstlichen Privilegien? Jedenfalls ist die Lage doch so, daß der Papst gegenwärtig von der Gutmütigkeit der italienischen Regierung abhängig ist. Das ist mit einer überraschenden Einstimmigkeit auch von der liberalen und konservativen deutschen Presse festgestellt worden. Daraus ergibt sich, daß das Garantiegesetz nicht genügt und man versuchen muß, etwas Besseres an seine Stelle zu setzen.

In zweiter Linie hat sich die Reformbedürftigkeit der gegenwärtigen Stellung des Papstes aus seinen Bemühungen zur Herbeiführung des Friedens ergeben. Es ist oft betont worden, daß die Päpste bereits im Mittelalter immer wieder für die friedliche Verständigung der Völker eingetreten sind und eine Reihe hervorragender Schiedssprüche gefällt haben. Weniger bekannt ist jedoch, daß seit Leo XIII. erneute Bestrebungen eingesetzt haben, durch die sich die Päpste unvergänglichen Ruhm im Dienste der Friedensidee erwarben. Diese beginnen mit der Ansprache Leo XIII. an die Kardinäle vom 11. Februar 1889. Damals erklärte dieser, niemals habe es eine Zeit gegeben, wo die Ideen des Friedens mehr dem Verlangen der Völker entsprochen hätten als jetzt. Aber der Wunsch nach Frieden allein genüge nicht; ein solcher könne nur durch Gerechtigkeit und Liebe geschaffen werden. Nichts

sei dringender, nichts sei notwendiger, als dem Kriege entgegenzuarbeiten, und jedes Streben in dieser Richtung müsse als ein löbliches Wirken im Sinne der christlichen Anschauung und zum allgemeinen Besten betrachtet werden. Seit dieser Ansprache haben die Päpste immer wieder bei den verschiedensten Gelegenheiten für den Frieden gewirkt und dabei ein sehr folgerichtiges Programm entworfen, das in der Hauptsache mit demjenigen des modernen Pazifismus übereinstimmt. Es ist früher noch nie eine Zusammenstellung aller auf die internationale Verständigung bezüglichen Aussprüche der Päpste unternommen worden. Ich habe daher in meiner kürzlich erschienenen Schrift ‚Das Papsttum und der Weltfriede'* diese Lücke in der Literatur auszufüllen versucht. Was Benedikt XV. seit dem Beginn des Weltkrieges für die Friedensidee getan hat, ist allgemein bekannt geworden und bedarf hier keiner weiteren Darlegung. Er ist wohl derjenige, der nach allem am meisten dazu berufen erscheint, am Ende des Krieges, vielleicht zusammen mit den Vereinigten Staaten, den Vermittler zu spielen.

Diese gewaltige Rolle des Papstes als Friedensfürst hat deutlich bewiesen, daß es unrichtig ist, ihn auf rein geistliche Angelegenheiten zu beschränken. Er ist zugleich dazu da, um in den großen Fragen des Fortschrittes der Menschheit, die allen Völkern gemeinsam sind, ein Führer und Berater zu sein. Nichts beweist dies so deutlich als die Tatsache, daß sowohl von seiten Englands wie Hollands im Laufe des Krieges besondere Gesandtschaften beim Vatikan errichtet worden sind, die gar nicht die Pflege kirchlicher Beziehungen beabsichtigen, sondern auf weltliche Dinge beschränkt sind. So ist z. B. der englische Gesandte Sir Henry Howard im November 1914 nach Rom gesandt worden, einmal um dem Papste zu seinem Regierungsantritt zu gratulieren, ferner um die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen England in den Krieg eintrat und schließlich, um den Papst über die Vorgänge dieses Krieges auf dem Laufenden zu halten. Ähnliche Ziele hat die holländische Gesandtschaft, die im Juni 1915 eingerichtet wurde.

Wenn somit heute Staaten, die als Anreger und Förderer des internationalen Rechts betrachtet werden möchten, besondere Gesandtschaften beim Vatikan errichten, so muß es um so merkwürdiger berühren, daß der Papst nach dem geltenden Völkerrecht nicht als befugt angesehen wird, an den Haager Friedenskonferenzen teilzunehmen. Man pflegte bisher zu sagen, der Papst sei nicht Herrscher eines Staates, und auf die Friedenskonferenz gehörten nur Vertreter unabhängiger Mächte. Als aber der Zar 1898 die erste Haager Friedenskonferenz einberief, war sein ausdrücklicher Wunsch darauf gerichtet, daß der Papst das Unternehmen durch seine Teilnahme moralisch stützen sollte. Leider fürchtete damals Italien, daß der Papst auf der Kon-

* München-Gladbach, Volksvereinsverlag 1915, 131 S., Preis 1,80 M. Das Buch hat vier Kapitel: 1. Die Stellung des Papstes im Völkerrecht. 2. Das Papsttum und die internationale Verständigung. 3. Das Papsttum und die Haager Friedenskonferenz. 4. Ein Wort an die deutschen Katholiken.

ferenz die Wiederherstellung des Kirchenstaates beantragen würde. Es legte daher ein so energisches Veto gegen die Hinzuziehung des Papstes ein, daß die Mächte von einer Einladung des Heiligen Stuhles absehen mußten. Der Papst hat sich damals bitter über diese Zurücksetzung beschwert, und bald darauf protestierte insbesondere der deutsche Zentrumsabgeordnete Professor Hauptmann auf der Interparlamentarischen Konferenz zu Christiania gegen diese Entscheidung, ‚die in den weitesten Kreisen peinlichstes Befremden erregt habe'. Schon damals galt Leo XIII. in pazifistischen Kreisen als ein so ausgesprochener Anhänger der Friedensidee, daß sogar Freigeister wie Berta v. Suttner und Alfred H. Fried, die Führer des deutschen Pazifismus, den Ausschluß des Papsttums lebhaft bedauerten und für einen großen Fehler erklärten. Bei diesem Protest ist es aber geblieben, und man hat später nicht einmal etwas von einem Versuche gehört, den Papst zu der zweiten Friedenskonferenz von 1907 hinzuzuziehen. Nunmehr ist dieses Problem, das als eine Teilfrage des römischen Problems angesehen werden kann, und jedenfalls gleichzeitig damit gelöst werden muß, erneut zur Diskussion gestellt worden. Man wird mit Recht fragen dürfen, weshalb derjenige Fürst, der wie kein anderer Verdienste für den Völkerfrieden aufzuweisen hat, von den Staatenkonferenzen ausgeschlossen sein soll, die sich mit der Verbesserung der internationalen Beziehungen befassen.

So ist die römische Frage infolge des Weltkrieges auf einmal eine der brennendsten geworden. Der alte Zustand ist als unhaltbar anerkannt und dürfte nach dem Kriege nicht wieder erneuert werden. Vielmehr wird eine Reform an Haupt und Gliedern durchgeführt werden. Aber in welcher Richtung dürfte sich diese letztere bewegen?

Eine Reihe Pläne sind in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht, die hier kurz erörtert werden sollen, ohne jedoch zu allen eine deutliche Stellung zu nehmen. Vielfach wird eine Wiederherstellung des Kirchenstaates verlangt, und zwar entweder mit Einschluß der sämtlichen alten Kirchenprovinzen, die im vorigen Jahrhundert dem Papst entrissen worden sind, oder auch ohne sie, so daß die Herrschaft des Papstes nach wie vor auf Rom beschränkt bliebe, ihm dabei aber die Stellung eines weltlichen Herrschers verliehen würde. Es ist wohl kein Zweifel daran, daß von Italien eine solche Rückgabe des Gebietes nicht gutwillig zu erlangen und daher die politische Schwierigkeit eines solchen Vorschlages außerordentlich groß sein wird. Rom gilt als Mittelpunkt der italienischen Einheit. Wird Italien dazu zu veranlassen sein, die Regierung wieder nach Florenz zu verlegen, und würde sich das italienische Volk mit einer solchen Lösung einverstanden erklären? Sollte freilich das Papsttum ernstlich daran denken, den Kirchenstaat in irgendeiner Form wiederherzustellen, so wäre die Möglichkeit dazu heute günstiger als bisher, da Italien in einen schweren Krieg mit den Zentralmächten verwickelt ist, und letztere dem päpstlichen Stuhle sicherlich alle Unterstützung leihen werden, die sie für angebracht halten. Niemand von den Nichteingeweihten vermag jedoch zu sagen, wie das Papsttum selbst und

die ihm geneigten Regierungen über diese Frage denken. Bei der Mehrzahl derjenigen, die sich in möglichst unparteiischer Weise zu dieser Frage zu äußern bemüht haben, herrscht wohl folgende Auffassung über dieses Problem vor, die von Geffcken vertreten worden ist und die hier ohne jede Kritik wiedergegeben sei: Es könne von einer Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft keine Rede sein; diese sei schon 1870 ein Anachronismus gewesen; ihr Sturz sei eines der weltgeschichtlichen Ereignisse, die nicht rückgängig gemacht werden könnten, wenn sie auch so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ein zustimmender Verzicht des Papstes auf dieselbe in absehbarer Zeit nicht als wahrscheinlich zu betrachten sei; jeder Versuch einer Restauration durch auswärtige Intervention würde heute unzweifelhaft von Italien als Kriegsfall betrachtet werden, und wenn Italien etwa durch unvorherzusehende Umstände nicht in der Lage sein sollte, sich zu widersetzen, so würde keine europäische Macht dazu die Hand bieten, eine Herrschaft aufzurichten, die nach wie vor nur durch fremde Soldaten gehalten werden könnte. Nicht einmal die Frage, Rom dem Papste allein zu geben, könne ernsthaft erörtert werden; man könne bezweifeln, ob es richtig gewesen sei, Rom, das seit der Vertreibung der Tarquinier niemals wieder Sitz eines Königs gewesen sei, zur wirklichen Hauptstadt der Regierung zu machen; aber der damalige Entschluß sei unter keinen Umständen wieder rückgängig zu machen; das heutige Rom sei nicht mehr das von 1870; eine Fülle selbständiger Interessen hätten sich dort gebildet, die mit der Wiederherstellung des Kirchenstaates unverträglich seien. (Vgl. Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts.)

Bei der Stellungnahme zu diesem Probleme wird man jedenfalls das eine zu beachten haben, daß es sich wohl in der Hauptsache nur darum handeln kann, dem Papste eine solche Stellung in weltlicher Hinsicht zu geben, daß seine Unabhängigkeit und Freiheit gesichert ist. Könnte dieses Ziel auf andere Weise erreicht werden, was eingehender Prüfung bedarf, dann dürfte es wohl schwer sein, diejenigen Gründe zu widerlegen, die Geffcken gegen die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft angeführt hat. Stellt jedoch die Zurückgabe der dem Papste entrissenen Provinzen die einzige Möglichkeit der Erreichung jenes Zieles dar, so wird es nur eine Frage der größeren politischen Macht sein, ob dieser Weg nicht eingeschlagen werden wird.

Vielfach, insbesondere von den Vorkämpfern der italienischen Einheit, Gioberti und Rosmini, später von Napoleon III. und sogar von Leo XIII. ist die Wiederherstellung des Kirchenstaates in der Form vorgeschlagen worden, daß dabei der Papst als Bundesfürst einem italienischen Bundesstaate beitreten würde. Geschickt sucht diese Idee diejenigen Einwände zu widerlegen, die vom Standpunkte der italienischen Einheit aus gegen die Wiederherstellung des Kirchenstaates sprechen. Andererseits würde eine solche Lösung auch besondere Schwierigkeiten haben, weil hier, ganz abgesehen von dem völkerrechtlichen Verhältnisse des Kirchenstaates zu den anderen Mächten, die staatsrechtlichen Beziehungen der päpstlichen Herrschaft zu Italien zu regeln wären und dabei wieder eine Menge Zweifelsfragen auftauchten.

Es ist ferner angeregt worden, dem Papste in der Form die Stellung eines weltlichen Herrschers zu geben, daß man ihm außerhalb Italiens einen Wohnsitz anwiese. Aber wird es für ihn möglich sein, Rom, an das ihn eine Tradition von fast zweitausend Jahren knüpft, zu verlassen? Können alle die Erinnerungen, die dort aufgehäuft sind, und die die hohe Stellung des Papstes mit besonderem Glanze umgeben, preisgegeben werden, ohne daß die Stellung des Papstes darunter zu leiden hätte? Welche Schwierigkeiten würde die Verlegung der gesamten Kirchenverwaltung aus Rom bereiten? Wo sollte ferner der Heilige Stuhl seinen neuen Wohnsitz aufschlagen? Man hat an Malta gedacht oder an eine Stadt in Spanien. Würden die Vorteile solcher Stellung, die doch nie aus sich selbst heraus verteidigt werden könnte, sondern auf den Schutz der andern Mächte angewiesen wäre, die Nachteile der Entfernung von Rom aufwiegen? Man darf wohl mit Bestimmtheit sagen, daß jede Idee, die Stellung des Papstes in einer durch die Preisgabe Roms erkauften Weise zu verbessern, an der ungeheuren moralischen Bedeutung der Umgebung Roms für das Papsttum scheitern muß. Bemerkenswert ist ja auch, daß Benedikt XV. die während des Krieges gemachten Anregungen, Rom zu verlassen und nach Spanien zu übersiedeln, in weiser Mäßigung nicht befolgt hat.

Leichter wäre wohl ein anderer Plan zu verwirklichen, wonach dem Papste ein Territorium, etwa Malta, von den Mächten als Landesherr angewiesen, ihm aber Rom in der bisherigen Weise als Wohnsitz verbleiben würde. Dadurch wäre erreicht, daß der Papst weltlicher Herrscher und als solcher ipso jure zur Teilnahme an den internationalen Konferenzen, insbesondere den Haager Friedenskonferenzen, berechtigt wäre. Der Papst würde auf diese Weise, ohne Rom preiszugeben, aber auch ohne die italienische Einheit irgendwie zu gefährden, die Stellung eines weltlichen Herrschers erlangen, die ihm heute von der herrschenden Völkerrechtslehre nicht zuerkannt wird. Er würde also insbesondere ohne weiteres befugt sein, an internationalen Konferenzen, z. B. im Haag, ebenso wie jeder andere Staat teilzunehmen, und es würde sich bei der Zulassung hierzu nicht um ein besonderes Privilegium handeln. Freilich, wenn der Papst doch weiter in Rom bliebe und durch den Besitz von Malta keinen anderen Vorteil hätte als die Privilegien eines weltlichen Landesherrn, so würde diese Lösung ebenfalls nicht sehr verlockend sein, falls die Vorteile der Stellung eines weltlichen Herrschers auch auf andere Weise erworben werden könnten.

Den meisten Anklang, auch bei solchen, die dem Papsttum kühl gegenüberstehen, hat neuerdings die Idee einer internationalen Garantie der Stellung des Papsttums gefunden. Diese Anschauung geht am wenigsten weit und begnügt sich damit, die offenbar großen Mängel des Garantiegesetzes zu beseitigen. Die Unsicherheit des geltenden Rechts besteht vor allem darin, daß das Garantiegesetz ein rein innerstaatliches, italienisches Gesetz ist und nur Bedeutung für die Beziehungen Italiens zu der Kurie hat. Italien kann dieses Gesetz jeden Augenblick abändern. Dadurch würde

es freilich rechtlich nicht in die Lage gebracht werden, nunmehr die Beziehungen zu dem Vatikan ganz nach eigenem Belieben zu regeln. Es müßte vielmehr darauf Rücksicht nehmen, was sich im internationalen Rechte im Laufe der Zeit gewohnheitsmäßig durchgesetzt hat. Darnach kann man sagen, daß das Garantiegesetz etwa das Minimum der Rechte festsetzt, die Italien auch nach dem Völkerrechte dem Heiligen Stuhl gewähren muß. Eine Veränderung des Garantiegesetzes könnte also nur formell, nicht auch materiell von Bedeutung sein. Wenn also auch die Grundnormen des Garantiegesetzes durchaus als völkerrechtlich anerkannt werden müssen, so besteht doch die Schwierigkeit darin, daß einmal über alle diese Normen keine Einstimmigkeit herrscht und ferner, daß für die Nichtbefolgung der Grundsätze keine Sanktion vorgesehen ist. Nur wenn ein Staat politische Gründe dafür hat, in einer bestimmten Sache dem Papste zu helfen, wird er einschreiten. So haben wir ja vor allem bei dem Erlasse des Garantiegesetzes gesehen, daß niemand auch nur einen Finger gerührt hat, um dem Papste zu helfen. Im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges war die Situation so, daß für die Durchsetzung der päpstlichen Befugnisse keine Möglichkeit vorhanden war: Die Zentralmächte lagen mit Italien im Krieg und konnten kein größeres Druckmittel als die bereits angewandte und von Italien verschuldete Gewalt anwenden; den Gegnern der Zentralmächte fiel es nicht ein, dem Papste in einer Sache zu helfen, die in so hohem Maße das Interesse der ihnen feindlich gegenüberstehenden Mächte betraf. Der Papst verfügt selbst über keine weltliche Macht, um sich Rechtsbrüchen zu widersetzen. Es muß daher dafür gesorgt werden, daß seine Stellung zum mindesten international garantiert wird, d. h. daß allen Staaten die Verpflichtung auferlegt wird, gemeinsam dafür einzustehen, daß dem Papste die ihm zustehenden Befugnisse, die geeignetenfalls noch zu erhöhen wären, auch gewährt werden. Eine solche Garantie würde schon durch ihren präventiven Charakter außerordentlich viel nützen, da in Anbetracht einer solchen ausdrücklichen Vorschrift künftighin Italien alles vermeiden würde, was die Stellung des Papstes schädigen kann. Es würde aber ferner dadurch dem Papste ein Anspruch auf Rechtsschutz von seiten der anderen Mächte gewährt werden. Erforderlich wäre, daß gerade auch der Fall eines Krieges Italiens auf alle Möglichkeiten hin geprüft wird. Die ungünstigen Erfahrungen, die die Päpste seit 1870 gemacht haben, müßten dazu dienen, eine deutlichere Festlegung ihrer Rechte zu erlangen. Sollten darüber Streitigkeiten entstehen, so müßte die Anrufung eines Schiedsgerichtes vorgesehen sein, auf dessen unparteiische Zusammensetzung besondere Sorgfalt zu verwenden wäre.

Zu den mannigfachen Streitfragen, die in dem neuen Garantievertrage zu regeln wären, gehört nicht nur das Problem des Gesandtschaftsrechts in Kriegszeiten, sondern z. B. auch die bessere Sicherung der Ehre des Papstes vor Beleidigungen, eine Festlegung des gesamten Zivil- und Strafrechts, das auf den Papst und von ihm anzuwenden wäre, vor allem aber auch die Gewährung der Teilnahme an solchen internationalen Staatenkonferenzen,

die sich mit der Verständigung der Völker usw. befassen. Die Zuziehung des Papstes zu den Haager Friedenskonferenzen muß nicht nur im Interesse des Papsttums und aller Gläubigen, sondern auch vom Standpunkte der Menschheitsinteressen aus verlangt werden. Nach den furchtbaren Ereignissen des gegenwärtigen Krieges dürfte alles versucht werden, um eine Wiederholung solcher Begebenheiten nach Möglichkeit zu verhindern, und deshalb muß derjenige Fürst zu den darauf bezüglichen Verhandlungen hinzugezogen werden, der in vorbildlicher Weise für den Weltfrieden gewirkt hat. Die gegen diesen Vorschlag gemachten Einwendungen halten einer genauen Prüfung nicht stand. Man hat einmal darauf hingewiesen, solange der Papst nicht weltlicher Landesherr sei, könne er an Konferenzen, auf denen nur Staaten zugelassen würden, nicht teilnehmen. Aber ein zwingender Grund, weshalb der Papst nicht wegen seiner hohen moralischen Autorität zugezogen werden soll, ist nicht ersichtlich. Gewiß sollen grundsätzlich nur Staaten im Haag beraten; aber soll man nur deshalb keine Ausnahme zulassen, weil man jene Idee wahren will? Es müßte doch nachgewiesen werden, daß von solcher Regelung ein großer Schaden zu erwarten wäre. Das Völkerleben läßt sich nicht durch solche formalistischen Erwägungen beeinflussen, sondern wird von praktischeren Gedanken beherrscht. Man hat nun im einzelnen gemeint, die Beschlüsse seien ja doch gar nicht für den Papst bindend. Darauf ist zu erwidern, daß z. B. viele Staaten, die 1907 im Haag mitberaten haben, sich nachher nicht veranlaßt gefühlt haben, die Beschlüsse zu genehmigen, so daß ihre Tätigkeit — genau wie die des Papstes nach der hier befürworteten Reform — darauf gerichtet war, Verträge vorzubereiten, die für andere in Kraft treten sollten. Wenn ferner gesagt wird, der Papst könne die Tragweite der Beschlüsse nicht überschauen, so ist das zunächst nicht richtig,. da gerade ein Mann wie der gegenwärtige Papst in diplomatischen Dingen an Takt und realpolitischem Weitblick viele weltliche Politiker in den Schatten stellt. Würde aber einmal ein Papst in edlem Idealismus zu weitgehende Vorschläge machen, so gibt es in einer Tagung von vielen hundert Delegierten noch genug Männer, die eventuelle Irrtümer richtigstellen könnten. Zudem war im Haag die Gefahr des zu großen Idealismus insgesamt nicht vorhanden. Im Gegenteil, es wäre ein bedeutsamer Fortschritt, wenn es dort mehr Männer gäbe, die mit der kühlen Abschätzung des Erreichbaren einen hohen Enthusiasmus verbänden, und hiefür würde die Teilnahme des Papstes außerordentlich begeisternd wirken.

Wie man auch diese Fragen regeln wird, es handelt sich hier nicht um ein Problem des Glaubens, sondern um eine Aufgabe des Rechts und der Gerechtigkeit. Als Nichtkatholik habe ich mich im vorhergehenden bemüht, die hier in Betracht kommenden Meinungen vorurteilsfrei zu erwägen, wobei ich jedoch zugeben möchte, daß ich mich vielleicht insofern als befangen betrachten muß, als ich von Bewunderung ergriffen bin über die unvergänglichen Verdienste des Papsttums um die Verständigung und Wiederaussöhnung der heute noch so feindlich einander gegenüberstehenden Völker.

Judith / Roman von Peter Dörfler

(Fortsetzung.) Mochte Ildefonsa von diesem Tage an noch so gewaltig dräuen und reden und alle Künste üben, um des Kindes Seele zu beherrschen und zu formen; sie wurde doch nur Judiths Meisterin im Schreiben und Rechnen. Für die tieferen Regionen tauchte damals ein viel gewaltigerer Lehrmeister auf, der das Kind wie ein Zauberer an sich band. Er schien gleichsam aus dem Wunderbuch mit Miramamolino gezogen zu sein wie die Menschen des Waldgeistes aus den Rüben. Daher seine Macht über das wilde Kind.

Er hieß Egwolf, war ein naher Vetter und kam in das väterliche Haus kurz nach Judiths erstem Schulgang. Vetter Egwolf bat damals nur um kurze Gastfreundschaft und vergaß dann aber weiter zu ziehen. Er war ein Weltenbummler großen Stiles, war in seiner Jugend nach Italien, von da nach Portugal und schließlich in die neue Welt von Land zu Land gezogen, immer auf der Jagd nach Glück und Abenteuern, nach Unerhörtem und Niegesehenem. Er hatte bei all seinen Reisen, wie er behauptete, nicht so fast sich selbst bereichern als andere mit seinem Salz würzen und mit seinen Ideen speisen wollen. Jedenfalls war er arm zurückgekehrt, dazu siech und müde. Ob er aber da draußen viel ersprießliche Saat ausgestreut hatte, das konnte niemand nachprüfen, nicht einmal er selber.

Anfangs lauschten die beim Lautenwirt auf sein Reden und Sagen. Allein da hinter dem Erzähler ein bloßer Bruder Habenichts stand, so galt es wenig und wurde schließlich mißachtet. In dem bürgerstolzen Städtchen hörte man lieber den Bericht des schwerreichen Webers über seine Fahrt zur Messe nach Augsburg als die Schilderung einer Weltfahrt aus dem Munde eines Almosenessers.

Der durch viele Fremde erkältete und ein Leben der Enttäuschung ernüchterte Mann hätte so gern ein wenig Vertraulichkeit gekostet und ein wenig Vertraulichkeit verschenkt. Er sah das schöne Kind Judith um sich her spielen, und es war ihm sofort, als erblicke er seinen eigenen Schutzengel leibhaftig. Er ging ihr da und dorthin nach und warb förmlich um ihre Gunst mit kleinen Gaben, Neckereien, Pfeifen, Schnalzen und tausend Künsten. Sie aber war gar scheu gegen ihn. Aber endlich brach doch der kühle Frost der Zurückhaltung. Egwolf sagte einmal schmollend und beinahe traurig: ‚Warumben, Judithle, gunnst mir denn gar kein Wörtlein nit?‘

Und Judith schwieg eine Weile, dann brachte sie die zögernde Antwort: ‚Weilen du mich allzeit so anschauen tust, indem du redest.‘

‚Judithle, guck, ich schau dich nimmer nicht an, jetzo red!‘ triumphierte der Alte und drehte sich rasch von der Kleinen ab.

Aber Judith hob scharf und mißtrauisch die Forscheraugen auf das struppige Perückenhaupt und sah den Betrug in dem Dunkel des Haarwaldes lauern.

‚Ha,‘ rief sie, ‚jetzo schaust mich mit denen Haaren an, ich spür's, jawohl!‘

Und sie lief dem Verdutzten eilig aus Hör- und Sehweite. Von da an aber wagte sie mit ihm zu streiten, und das war der erste Schritt zu der Freundschaft mit dem Alten.

Wenn sie von der Schule zurückkam, so brauchte sie nur zu lauschen, und ein lautes, heiseres Husten kündete ihr, wo der Frühgealterte saß. Judith liebte ihn, weil er launisch war wie sie und ihre Phantasie reicher speiste als alle Bücher Ildefonsens und alle Reden der Stammgäste, die aus der Kleinwelt des Städtchens heraus erzählten. Er verachtete seine jetzigen Mitbürger und dachte über Gebühr klein von den engen Seelen der Volksgenossen. Je kühner sein Ruhmreden und je krauser sein Denken über die Dinge des Heimatlandes und der Fremde waren, desto begieriger horchte ihm Judith auf. Egwolf nahm wenig Rücksicht auf die zarte Fassungskraft des Kindes. Er sprach aus sich heraus, was ihn bedrückte, und bald plauderte Judith altklug über Fragen, die bisher nur gar wenig Leuten im Städtchen Kopfzerbrechen gemacht hatten. Das Kind wollte immer auf den Grund kommen. ‚Warumben, Egwolf,‘ fragte sie einmal, ‚bist denn so viel in der Welt herumgefahren?‘ Der Alte hatte seine schlechte Stunde und antwortete: ‚Weilen ich den Teufel im Schuh hab. Und so hab ich fort müssen, wohl oder übel.‘

Indes Judith den seltsamen Schuh beschaute, grübelte er über die Gründe seiner Wanderlust nach und gab sich dann selber Rechenschaft: ‚Ha, es hat mir niemalen gefallen wöllen in dem alten, engen Europa. Das ist eine elendige Bude, reif zum Anzünden. Habe mich nach freiem Luft gesehnt, und der wehet in der neuen Welt.‘

Und in diesem Tone fuhr er fort: In Amerika sei alles weit und groß, die Menschen und die Verhältnisse seien da erwachsen. Europa sei wie eine uralte Straße; diese Straße hätte allzu tiefe Geleise, und einer fahre dem anderen nach, der Enkel dem Großvater und der Untertan den Großen. In Brasilia kenne man nichts anderes als: Ich! Was der Du, der Er und die Sie tun, das sei Luft. In Europa gäbe es zuviel Basen und Vettern und zuviel

‚Wenn und Aber‘. Jeder schaue dem anderen in die Suppenschüssel, und jeder lasse sich hineingucken. Jeder trete dem Nachbarn in den Hof und fange da zu kehren und zu kommandieren an. Was sei denn dies ganze Schwabenland, ein Suppenteller, in dem hundert Löffel herumkratzen und armselige Überbleibsel herauslöffeln. Seine Seen seien Krötenpfützen, und seine Flüsse könnten die Gäule einer Schwadron austrinken. Da wäre Brasilia ein Land! Ebenen groß wie die Ewigkeit! Und Granatäpfel und Wein wüchsen darauf, Weizen und Korn, daß man von einer Ernte ganz Deutschland sechs Schuh hoch überschütten könnte. ‚Judith,‘ sagte er, ‚schau dich einmal um, was vor Leut bei uns spazieren gehen. Da trifft die Base Hast-es-auch-schon-g'hört die Base Ja-wie-wir-noch-jung-sind-g'west. Die plappern über alle ehrlichen Christenmenschen schändliche Ehrabschneidung aus. Hernach kommt das Töchterlein 6000-Gulden-Mitgift zu dem Magistratstöchterlein Die-schönsten-Schnüren-und-Borden und reden über Heirat und Hoffart so heute wie vor hundert Jahr und in Ewigkeit, Amen. . . . In der Werkstatt steht der Meister Hat's-allweil-getan bei den Gesellen Langsam-voran und bei den Lehrbuben Viel-Prügel- und-Wassersupp. Der Bürgermeister heißt: Herr Obenaus, der Weinwirt: Mein Bauch zeugt für mein' War', der Physikus: 1000 Brocken Latein im Hirn, der Magistrat: Faust-in-der-Tasche. Das Städtchen: Gernegroß und das Ländchen: Ich bleib daheim, dann seh ich nicht, daß ich ein Hampelmann bin.‘

Diese Reden verschlang Judith als Weisheit, die in ihr bisher blinde Gedanken sehen machte. Sie schaute auf das heimatliche Tal: Wahrhaftig ein Suppenteller! Das Städtchen: Wahrhaft ein Grillenhäuschen! Und die Hagebutten und Dornschleh waren wirklich keine Trauben. Sie rümpfte die Nase und ging ganz stolz und ein wenig herablassend über die Hauptstraße, von der Egwolf gesagt hatte: ‚So einer bei dem einen Tor eine Kanne Milch ausgießt, also läuft die Milch bis an das andere Tor.‘ Auch fand sie, daß die Menschen eigentlich nicht erwachsen seien, sondern klein und kleinlich in Neid, Klatschsucht, Eifersucht. Wirklich traf sie fast niemand im Städtchen als die von Egwolf bezeichneten Basen, Töchter und Mannsleute. So waren sie; der Name drückte ihr ganzes Wesen aus. Und sie träumte von großen Leuten, ungeheuren Meeren und Ebenen und bekam Heimweh nach der Ferne. Eines Tages sagte sie zu Egwolf: ‚Höre, Vetter, ich vermein, es zuckt auch etwas in meinem Schuh, wenn es nur nicht etwan dein Teufel ist!‘

Da strich ihr der Weltenbummler über den Scheitel und sprach fast feierlich: ‚Hie regt sich allbereits unser Blut! Judithlein, gelt, unser Herz ist weit von hier, weit! Und wir möchten in Heimweh dem ausgeflognen Herzen nach. Die schöne Frau Spring-in-die-Weit hat es gestohlen. Gib acht, ob du's jemalen wieder erjagen kannst. Ich hab's nimmer gekunnt.‘

Doch der Spring-in-die-Weit machte von Woche zu Woche geringere Anläufe, ins Weite zu kommen. Er jagte um das Haus umher nur noch nach Sonnenwinkeln. Wenn er einst die Indianer in harten Kämpfen von köstlichen Brunnen vertrieben hatte, so verjagte er jetzt nur noch die Katzen aus angestammten Lagerplätzen. Und gleichwohl fror er. Er hustete und hustete, daß ihm oft die Seele bis an den Hals zu steigen schien. Und doch wurde Judith seiner nicht müde. Denn seine Seele war immer mitteilsam, und er führte die Frühwache und Wißbegierige durch abenteuerliche Welten.

Da wurde er plötzlich, und zwar diesmal ohne Wanderschaft, nochmal einer neuen Welt inne, und leidenschaftlich, wie er war, machte er sich mit aller Inbrunst zu ihrem Bürger und riß Judith mit sich.

Es war an einem trüben Herbsttag. Egwolf war besonders mißlaunig und gebrestenreich. Er starrte auf die grauen Nebelschwaden wie auf übermächtige, höhnende Feinde hin. Da geschah es, daß ihn Judith plötzlich heftig am Arm faßte und mit erschrockener Gebärde auf eine plump-hünenhafte Gestalt zeigte, die quer durch den Garten kam und sich durch einen gräulichen Fluch als Mensch offenbarte.

Der Mann schien nicht näherzukommen, sondern die Nebel vom Gesichte zu reißen; auch wurde er kleiner wie ein niederbrennendes Feuer, sobald er deutlich sichtbar geworden war. Kleiner und doch noch ein Gigant.

‚Miramamolino!‘ schauerte Judith, als sie das gewaltige Haupt sah. Ein Tuch war um den Schädel gewickelt gleich einem Turban, und weiße Zähne blitzten um die Wette mit dem Weiß zuckender Augäpfel. Zwei Stränge mächtigen schwarzen Schnurrbarts hingen an einem eckigen Kinn nieder, und eine unverschämte Stülpnase schien alle Menschen von weitem anzuschnarchen.

Judith faßte mit beiden Händen nach Egwolf, so krampfhaft, daß ihm der Arm schmerzte. Auch er starrte auf den gewaltig Schreitenden, dessen Stiefelrohre wie große Glocken um die Beine

schwappelten, dessen Ärmelwams sich um Goliatharme bauschte und an dessen Koller Muskete und Handpistole baumelten. Der Seltsame redete mit sich und redete spanisch oder türkisch oder höllisch, jedenfalls nicht deutsch. Er warf einen Zaun auseinander, der ihm im Wege stand und hustete und pfustete gewalttätig und zornig.

‚Da kommt nun ganz gewiß Syria zu uns', dachte Judith, und die Begier nach dem Seltsamen besiegte die Furcht.

‚Holla!' schrie der Fremde, ‚ihr Milchsuppenschwaben, der Teufel kommt zu euch leibhaftig!'

Also doch ein deutscher Mann!

Jetzt trat er auf den Kiesweg, sah Egwolf mit dem Kinde und starrte ihn mit seinen verquollenen Glotzaugen an.

‚Bist du's oder bist du's nit? Der Egwolf — der zuckersüße Traumer!'

Egwolf war aufgesprungen und prüfte den Wilden befremdet mit seinen erloschenen Augen.

‚Porco Turco! Kennst denn deinen amicissimus nimmermehr? Denk an Venezia!'

Egwolf hüstelte erregt, streckte seine magere Hand aus und grüßte seinerseits: ‚Du bist der Jakob Freudberger!'

‚Der bin ich gewest, ja! Jetzt bin ich der Giacomo Gaudimonte, der Türkenfresser und Teufelsknecht.'

Judith hatte sich hinter Egwolf verkrochen und betrachtete mit neugierigen Augen die langen, fettverpichten Schwarzhaare, die unter der dunkelroten Binde hervorkrochen. Als der Soldat das Wort Teufelsknecht hervorstieß, schrieb sie schnell ein Kreuzlein auf die Stirn. Giacomo bemerkte es und ließ seine Augen auf eigene Weise über das schlanke Körperlein des schönen Mädchens gleiten. Aber Judith verbarg sich und Egwolf schüttelte gerührt die derbe Hand des Gartbruders: ‚Seind wir nicht zwei prächtige Menschen gewest, Weltabbrecher, Springindieweit, wollten Ruhm und Ehr, Dukaten und Wissen erobern!'

‚Du ja', lachte Giacomo. ‚Ich aber zuvörderst bin gegen den Durst geritten und gegen die Enge der Tugendlichkeit... Apropos, grassiert die Leidige noch so stark in unserem Städtchen?'

Egwolf ging nicht auf die Scherze des Landsmannes und Reisegenossen von ehemals ein. Er war ganz in die Zeit der Hoffnungen und in die Tragik eines gescheiterten Lebens versunken:

‚Und ich hab mir nichts heimtragen als die leidige Schwindsucht.'

‚Und ich türkische Flöh und kroatische Wanzen und französisches Siechtum, aber das letztere ist ja alamodisch!‘

‚Bist gegen die Türken gezogen?‘

‚Wohl gegen sie, und mit ihnen. Die Hunde haben mich ja captiviert und zum Türken gemacht. Um mein Glauben ist nit viel schad gewesen. Taugte nicht der alte und der koranische gedieh und prosperierte noch weniger. Hab alle Confessiones durchgemacht wie alle Contagiones: Katholisch, calvinisch — schwarze Blattern, Glogfeuer, Pestilenzen jeglicher Art.‘

Judith schrie auf und wehrte sich mit drei Kreuzlein.

Giacomo lachte: ‚Oho! Brauchst nit zu schrecken, possierlich Ding, von all dem ist kein Rüchlein übrig blieben ... Sag, Egwolf, alter Kamarade, meine Frau Mutter ist doch abgekratzt und hat mir mein Patriomonium hinterlegt?‘

‚Das Haus wohl hat sie dir vertestamentiert, vom Geld aber wirst wenig mehr schmecken.‘

‚So! Und hernachen, wer schmeckt es dann?‘

‚Das Spittel, es ist arm!‘

‚Was, das Spittel ist Erb, und ich, der leiblich Sohn?‘

‚Hat das Geld niemalen halten können.‘

‚Christo! Und also hernach kein roten Heller vor mich?‘

‚Was ich weiß, nit.‘

Der vagierende Soldat stand eine Zeitlang in sinnloser Wut. Er konnte nur fluchen und stieß die Fluchlitaneien aller Sprachen hervor.

Egwolf mahnte: ‚Geh ins Spittel, wirst deine Pfleg haben!‘

‚Zum Teufel gang ich!‘

‚Sei jetzten ein vernünftiger Mann. Hast dann anoch nit ausgetobt, nach so viel Jahr!‘

‚Oho, bin ich auf einen Prediger ’troffen?‘

‚Auf ein’ alten Sünder, so dir sagt, alls muß sein End haben. So wir Sünder sind gewest, wollen wir auch Büßer sein und ein erbaulich ....‘

‚Vor die Band? Vor die Erbschleicher! Christo! Schlagt mich einer, so schlag ich wieder, raubt einer, so raub ich mehr, sind sie Teufel ... ich bin Satan und Beelzebub, ich bin die Pest, ich bin ... jetzt erst recht. Wartet doch, wartet doch! Ich weiß schon eine Vendetta. Versteh mich drauf, hab’s gelernt da und dorten ...‘

So schimpfend ging er davon. Er hatte bei seinen Drohworten so auf Judith hingeglotzt, als wäre in ihm die Lust gekommen, sie

anzufassen. Und noch im Weiterschreiten suchte sein Auge Judiths feine Gestalt, als wollte er sie mit seinem Blick vergiften.

Ein unangenehmer Duft von Moder, Schmiere und Tabak lag noch wie eine schwere Wolke im Garten, als der Söldner schon in der Straßenbiegung verschwunden war.

Egwolf rieb sich die Stirn und stöhnte, auf die Bank zurücksinkend: ‚Jaköble!‘

Das Wort zauberte einen jungen fröhlichen Burschen vor seine Seele. Keck war er, lupfte gern den Becher, schrie und stritt in den Wirtshäusern und Schenken, hatte des Geldes nie genug, verfiel darum auf Abenteuer und Streiche, aber etwas von der Frömmigkeit der Heimat hatte ihm immer aus den Augen geleuchtet, und ein Teil Heimatenge und bürgerlicher Biederkeit war selbst seinen Fehlern noch aufgeprägt gewesen. . . .

Jaköble! Er war weiter gegangen, in die Welt hinaus, immer weiter, bis er allen Heimatduft und alle altväterliche Gebundenheit und Trautheit abgestreift und — Giacomo geworden war. Giacomo Gaudimonte.

‚Weshalben sagst du allweil „Jaköble“?‘ fragte Judith.

Aber Egwolf war still in sich versunken und antwortete nur mit einem schmerzhaften Hüsteln.

Judith meinte, in den wallenden Nebeln noch lange den Gartbruder schreiten zu sehen. Er wurde wieder übergroß und reichte über die Ziegeldächer der Armengassen hinaus. Er glotzte durch alle Winkel nach den Kindern, so, wie er nach ihr geglotzt hatte, und sein stinkender Atem blies Fieber und Pestilenz gegen die Fenster und Türen.

Sie hätte erst ‚Feurio!‘ schreien und die Gewalt gegen ihn aufrufen mögen. Dann aber faltete sie die Hände und betete. Ihr war, es sei ein Tropfen Gärung und Gift in den Umkreis des Städtchens gefallen und sie könnte jetzt nicht mehr ohne Furcht durch den Friedhof und die Basteien streifen. — — — — — —

Egwolf war von Stund an mürrischer und verdrossener als je, und Judith konnte mit ihm nicht mehr so ganz zurechtkommen.

‚Erzähl mir von Brasilia,‘ bat sie einmal und setzte sich rittlings auf den Gartenzaun.

‚Hör lieber von dem Wunderwerk des Gartens, allwo unser Heiland leidet und Blut schwitzt. Der Garten ist in Brasilia und Judaea, er ist im löblichen Deutschland. Schau dich um im Gras. Siehst überall Tropfen vom Heilandsblut, hörst überall Peitschen

klatschen auf sein hochheiligen Leib, und laufen überall Schergen auf und nieder. Komm, Kind, bet! Denn das wischt die Tropfen ab und verjagt die argen Schergen!'

Und Judith mußte dem Heiseren und Atemdarbenden vorbeten den langen Tag. Sie dachte dabei an Miramamolino und Giacomo und kämpfte gegen sie einen eifrigen Streit.

Warum Egwolf wohl von der Fremde nichts mehr wissen wollte und so gar hetig wurde?

Wiederum sagte Judith: ,Weshalb gibt es bei uns nicht Heilige wie in Italia und in fremden Landen? Lauter Narren seind bei uns oder Tröpfe. Erzähl von den großen Taten Francisci Xaverii in India oder dergleichen.'

,Sei froh, daß kein Heiliger wächst bei uns und bloß Allerweltskinder herumlaufen. Denn, merk's, wo das Licht groß, allda item die Schatten. Wo viel Heilige, gedeihen nit minder die großen Lumpen. Viel besser, du hebst an, in den Flickkorb zu gucken als in die Lebensläuf der Großartigen, und dich um Spindel und Gebetbuch zu sorgen als um Gewaffen und Gehaben der Inder.'

Judith ward durch solche Reden bedrückt. Es ging ihr nicht in den Sinn, daß Egwolf nun verdammen wollte, was er ehedem vor ihr gepriesen hatte. War er so nahe seinem Ende?

Endlich konnte er sich nicht mehr von seinem Lager erheben. Alle Tränke der Mutter und alle liebevolle Pflege Milburgis' wollte nicht mehr fruchten. Egwolf lag auf seinen Kissen und hustete oder schaute müde gegen die Decke. Alles wurde ihm schwer; selbst das leichte Linnen, das auf seinen hageren Gliedern lag, ermüdete ihn, und wenn er sich von einer Seite auf die andere mühte, so ermattete er von dieser Reise mehr als von irgendeiner seiner Fahrten in der weiten Welt.

Aber wie den Körper alles drückte und engte, so war auch sein Geist beschwert von den längst verflüchtigten und gebüßten Geschehnissen der Vergangenheit und von den gegenwärtigen Schwächen und Torheiten. Kein Wort war ihm lieber als dieses: ,Zu dir seufzen wir trauernd und weinend aus diesem Tale der Zähren.' Das Furchtbarste war, daß sein Geist ständig hin und her zog und nichts in seinem Leben fand als Torheit und Wahn. Das ganze Leben schien ihm ein Mißerfolg, eine verfehlte Fahrt.

Judith mußte ihm vorlesen. Aber sein Atem kreischte dazwischen wie eine Säge, die alles Leben zerschneidet und zerwirkt.

Der Kranke wollte nur solche Bücher hören, die seine Meinung

von der Eitelkeit irdischen Daseins bestätigten und mit gewaltiger Macht predigten, was er als Frucht der Erkenntnis im Herzen barg.

Wie nickte er beistimmend, wenn die schwermütig machtvollen Urteilssprüche niederschmetterten: Die Welt ist voller Gräber und Fäulnis. Eintagsfliegen sind die Menschen. Ein Schatten ist ihr Dasein. Ein Wahn ihr Rühmen. Nichts lohnt sich der Mühe. Nichts bleibt als Moder und Staub. Eine Betrügerin und Schönfärberin ist die Welt. Eine Sirene voller Krallen. Wer sie nicht verlasset, den verlasset sie. Warum Geld zusammenscharren, Ehren aufhäufen, Äcker kaufen, nichts bleibt. Geh vorüber, alles ist nichts, alles eitel.

Manchmal, wenn die Beklemmung und Atemnot das Reden gestattete, lenkte er seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Judith. Er schaute in innigem Erbarmen auf sie.

‚In kurzem, und ich hab's überstanden. Meine Weh liegen schon aufgehäuft in der Scheune — die deinigen heringegen fangen erst zu blühen an. Ich darf bald aushauchen und das Gebresten weglegen, du, mein Judithle, hast noch alle Seufzer in dir, so dir vorbestimmt sind, und dein Leib ist erst im Erstarken für die vielen Schmerzen, die ihn wieder abbrechen und verzehren werden. Was wird deiner harren? An allen Wegen blumiger Köder, süße Lockspeis! Die Lieb und Sehnsucht wird schreien in deinem Herzlein als wie ein Zicklein im Wald, so die Mutter verloren hat, und Wölf werden kommen zu deiner Lieb als wie zu dem schreienden Zicklein im Wald und sie verzehren.‘

Judith schaute aus der Krankenstube durch enge Butzenscheiben auf die moosigen Dächer der Altstadt. War ihr früher durch die Gewalt des weltsüchtigen Redners alles klein und eng vorgekommen, so jetzt alles dumpf und bang. Sie sträubte sich gegen Egwolf, aber die summende Fliege an der Decke, der ersterbende Sonnenstrahl auf dem Estrich, das fallende Laub im Garten und die schlagende Uhr an der Wand gaben ihm recht. Der Kranke überhörte keinen Schlag und betete jedesmal: ‚Stund' um Stund' tut Ewigkeit kund.‘ — —

‚Der christliche Glaube wird noch einmal also klein werden, daß man ihn unter eine Wanne sperren kann,‘ sagte er und machte diesen Ausspruch heilig und gewichtig, indem er ihn als alte Weissagung wiedergab.

Auch wußte er, daß das Ende im Laufe des zweiten Jahrtausends kommen werde. Denn als die Jünger den Meister fragten, wieviel

Jahre das Weltgebäude dauern würde, da habe er gesprochen: ‚Tausend und — —‘

So führte er Judith in Irrgärten, die durch ihr Zwielicht und ihre Unergründlichkeit zugleich schreckten und reizten.

III.

Die fremden Götter.

Mitten in solchen Reden starb der Verdüsterte.

Als die Glocken die Scheidung läuteten, da sagten die Leute spottend: ‚Der Herr-bei-uns-in-Brasilien ist auf Reisen gegangen.‘ Und niemand trauerte oder sann seinem Leben nach. Er ließ keine Lücke im Getriebe zurück. Er fiel nicht als Frucht vom Baum, sondern als nutzloses Blatt. Kein Erbe lachte, denn er hatte kein Vermögen. Niemand segnete sein Angedenken, denn er war allen fremd geblieben. Er hatte als Trotter und Faulenzer gegolten, denn kein Erfolg zeugte von seinen Plänen, seinem Ringen, seiner Tatkraft und seinen Schmerzen. In keinem Kinde klopfte sein Herzschlag weiter. Die Familie war ihm so fremd wie die anderen. Denn er hatte keines von ihren Interessen geteilt.

Nur Judith von all den tausend Menschen, an denen der unruhige Mann vorbeigezogen war, hatte die Berührung seines Geistes verspürt, doch auch diese hatte nichts als die kranken Gedanken empfangen.

Und nun fürchtete sie ihn, als müßte sie ihn sogleich ablösen, und leiden, was er gelitten hatte.

Einmal noch durfte sie ihn sehen. Man hatte ihn im dunklen Hausflur unter der Stiege aufgebahrt. Seine Stirne war fahlgelb, das Haar darüber aber tiefschwarz wie das eines Jünglings. Judith kam es vor, als wären die Locken und Strähnen an seinen Schläfen immer noch vom Leben durchwärmt. Auch das Kreuz in den Händen hielt er fest wie einer, der um sich weiß und eifrig betet. In diesem Augenblick empfand sie es wie Schauer der Ewigkeit. Sie stand nicht im Hausflur, sondern vor dem Himmelssaal. Und jeden Augenblick konnte der Erzengel mit der richtenden Wage eintreten, jeden Augenblick der Herr Christus zur Prüfung seines Jüngers niederschweben, der so sehr vor diesem furchtbaren Augenblick gebangt hatte.

Egwolf wurde bei seinen Eltern, draußen in einem Dorfe, aus dem die ganze Familie stammte, begraben. Judith allein fühlte das Hinabsinken der Bahre so recht als ein Begräbnis. Die anderen gönnten dem Toten seine Ruhe nur allzusehr und vergaßen ihn fast

ob der Freude über dem Wiedersehen der Gesippen, die sich von da und dort eingefunden hatten. Und doch war auch in Judith keine tiefe Trauer. Das Geheimnis des Todes war viel zu groß für ihre kleine Seele, und allzuviel Zuckerdüten und Liebkosungen und Fragen lenkten sie ab.

Die nächsten Tage nach dem Begräbnis aber hörte Judith überall das Hüsteln Egwolfs. Es vertrieb sie aus dem Garten. Es klang durch die Gänge des Hauses, es kreischte vor ihrem Bett. Sie war zu stolz, um sich unter die Schürze der Mutter zu flüchten oder dem Vater ihre Not zu klagen. So ward sie in Gottes Schoß getrieben und betete mit verhaltenen Ohren und verdecktem Gesichte, daß Egwolf von seinem Leiden erlöst würde.

Nach einiger Zeit hörte das gespenstige Geräusch auf, die arme Seele des Toten hatte, so freute sie sich, Ruhe gefunden, und nun traten seine Reden und prophetischen Worte vor ihre Seele. Egwolfs Geist lag in Judiths träumendem Herzen. Da wallte es nun, wie wenn der Most Wein werden will. Solche Gärung aber ist wie eine Krankheit, und Judith litt seltsam und Schweres.

Das Religiöse trat mit einem Mal in den Mittelpunkt ihres Denkens, in einem Alter, da anderen Kindern der liebe Gott und sein Himmel noch ein feines Spielzeug oder ein fernes Ungefähr ist mit den Farben des Traumes und den Umrissen des Märchens. Ihr war Gott ein tägliches Erlebnis, eine kräfteverzehrende Aufgabe. Er saß wirklich auf dem Throne ihrer Seele, und die Gedanken umzitterten ihn scheu und ehrfürchtig. Er hatte etwas von den Zügen Miramamolinos, und Egwolf war sein Prophet. Ihre Religion war darum keine beglückende Heimat und Zuflucht, sondern ein Reich, das unter Tyrannen seufzt. Sie wurde von ihr mehr geplagt, geschreckt und gepeitscht als geleitet, erwärmt und erleuchtet. Was anderen für gut und recht, heilig und fromm galt, war ihr unerlaubt und sündig. Sie fühlte nichts als Verbote und mißtraute all ihren Gefühlen.

Man sah sie fast immer beten. Sie bekreuzte sich, wenn sie nur von ferne an einem Friedhof oder an einer Kirche vorbeiging und bedrängte den Pater im Beichtstuhle lange Viertelstunden mit ihren Skrupeln und Zweifeln. Die Mutter war selbst eine Frau, die in der Frömmigkeit die Tugend sah. Aber nun wurde ihr doch nicht selten bang vor der Gottesfurcht ihres Kindes. Denn Judiths Frömmigkeit war keine lichte, fröhliche wie Milburgis' Frömmigkeit. Es war eine drückende Last, die in dem Kinde wie eine gewitter-

schwere Schwüle umherzog und es über jedes Lachen erschrecken und über jedes unbedachte Wort erzittern ließ. Sie quälte sich mit Zweifeln: ‚Wenn Gott allmächtig ist — kann er dann machen, daß gestern heute wird und daß einmaleins sieben ist?‘ Man empfand Judiths ungestümen Ernst im ganzen Hause als einen fremden Druck. Der Espenmüller entschuldigte sie: ‚Sie hat den Brasilianischen Gott in sich,‘ sagte der kluge Greis, ‚der taugt nicht vor unser Ländlein. Unsriger hat blaue Augen und redet unsre Sprach. Er kann nicht bloß donnern, sondern item lachen und hört es gerne, so auch wir lachen ... Judithle, du sollst keine fremden Götter nicht anbeten!‘

Aber Judith war an den ‚Brasilianischen Gott‘ gebannt. Sein Dienst war ihr zwar oft eine Qual und kostete ihr unnennbare Seelenangst. Aber er war doch süß. Er schreckte und beglückte sie zugleich und führte sie, indes die anderen Kinder tändelten, in schauerreiche Seelenabenteuer. ‚Ach,‘ dachte sie oft, wenn die anderen sie schalten, ‚wenn ihr wüßtet, wie fein es in meinen Heimlichkeiten, wie lichtreich in meinen Finsternissen ist! Ihr seht allfort nur die Wolken, ich schau hinter die Wolken. Gott ist mit mir, der wahre und echte, freilich — er donnert. Hat er denn nicht am Sinai auch gedonnert? Ich denk' also, nicht ich bin krank, krank seid ihr — ihr Basen und Vettern Ratsch und Tratsch!‘

Oder kannte einer die Stadtpfarrkirche so wie sie! Hat einen aus der ganzen Schar so sichtbar Gott durch seinen Tempel geführt! Und hat er einen aus ihnen eigens zur Festfeier geladen wie sie? Es verhielt sich damit aber also.

Dieses uralte Gotteshaus war eben innerlich erneuert worden. Alles was an Gewölberippen, verdunkelten Fresken und Maß- und Bogenwerk altdeutsch war, hatten sie herausgeschlagen und darauf Gewölbe, Säulen und Wände nach den Gesetzen der jetzigen Meister neu erstellt. Und die heutigen Meister, die sich an dem kunstreichen Italia und den unübertrefflichen Alten gebildet, verstanden eine Kunst! Sie jagten die Dämmerung aus der Kirche und ließen helles Licht durch alle Winkel fluten. Da waren die weltberühmten Wessobrunner Stukkateure oder Gipser. Der Stadtsyndikus hat von ihnen gesagt, daß sie die Säulen wahrlich zum Blühen gebracht hätten. Denn aus den Kapitälen sproßten überall weiße Akanthusranken, schwellend und üppig. Und nicht allein zum Blühen, sondern zum Fruchttragen. Denn über das Gewölbe hin spannen sich Fruchtbündel, voll und prangend, offenbarend, daß dieser Ort in Wahrheit gelobtes Land sei. Darauf waren die Augsburger Al-Freskomaler

gekommen. Die wenigen Bürger, welche bisher vom Gerüste aus das Werk dieser Meister gesehen hatten, priesen, daß sich ihnen ein Blick in den Himmel eröffnet hätte. Die Wunder der Perspektive zauberten an die Decke Hallen, Tempel, Firmament und darüber den Himmel der Seligen.

Große Sehnsucht nach diesen Wundern zitterte darum in allen Herzen. Denn anoch verhüllten wirre Gerüste und ein dunkles Tuch die Arbeit der bestaunten Meister. Die Neugier seufzte wie eingesperrte Kindlein vor dem Christfest. Endlich aber taten sich die Tore des gelobten Landes auf, die Balken und Tücher fielen.

Das ganze Städtchen strömte in das Gotteshaus, und des Staunens war kein Maß. Da alles rannte und lief, nahm Milburgis ihre Schwester bei der Hand: ‚Komm, die Kirche ansehen!'

‚Ich mag nicht,' sagte Judith und blieb dabei. Als die hundertjährigen Greise auf Tragbahren und die zwei- und dreijährigen Kindlein auf der Mütter Armen die erneute Kirche gesehen hatten, da blieb sie im Städtchen allein wie gefeit gegen die Neugier beiseite. Sie dachte aber: ‚Gott wird mich schon führen, so es Zeit ist!' Sie bebte vor Erwartung und ging doch nicht, da sie auf den Ruf wartete.

Als dann zwei Tage darnach das erste feierliche Hochamt mit sehr lustiger und lärmvoller Musik, mit Trommeln und Waldhörnern, mit vielen Diskant- und Tenorsolis gefeiert wurde, da renkten sich die Kinder in den vorderen Stühlen fast die Hälse nach den Deckengemälden aus. Sie zischelten Judith zu: ‚Guck, deine Patronin, die heilige Judith! Guck, ein Drache, was bedeutet der Drache? Und ein Löwe und ein Adler und ein Mann ohne Haupt!' Aber Judith wandte den Kopf nicht auf noch nieder. In einer Beharrlichkeit, vor der die anderen fast erschraken, schaute sie vor sich hin und ließ die Rosenkranzperlen durch ihre Finger gleiten, denn noch war es nicht Zeit für die große Freude. Ihre Augenlider waren beschwert und Sünde schien es ihr sie zu heben.

Aber als einmal ein sommerlich schwüler Tag über den Gassen brütete und die letzte Neugier eingenickt war, ging Judith heimlich, mit seltsam bewegtem Gemüte zur Kirche. Sie spähte sorgfältig umher, ob sie wohl sicher ganz ohne Zeugen sei. Da Wettergewölk, wenn auch dünn und fahl, vor die Sonne gezogen war, so lag die Kirche voll Schatten und Heimeligkeit. Sie gehörte ganz Judith; niemand belauerte ihre Blicke. Judith blieb zuerst rückwärts stehen und beschaute die großen Neuigkeiten wie einen fernen ungeheuren Berg, der sich an der Straßenwendung aufgetan hat. Dann strich

sie durch die Gänge wie ein hungriges Füchslein durch den Wald, überall schnuppernd, überall lauschend, bald wartend und spähend, bald eilig dahintrollend. Manchmal kniete sie in eine Bank und träumte in die Stille hinaus, manchmal weckte sie mit Absicht Hall und Widerhall. Am liebsten wandte sie sich dorthin, wo etwas zu kriechen oder zu klettern, zu schlupfen oder zu zwängen war. Draußen ward das Gewölke dichter, die Schatten hingen wie nächtliche Zweige über Bildern und Pfeilern. Und nun kam in ihre Seele plötzlich etwas von dem Schrecken des plötzlichen Erwachens. Im rechten Seitenschiff, auf zierlich geschnitztem und reich vergoldetem Leuchter ragte eine Kerze, dick wie ein Weberbaum, gelb wie Greisenhaut, aber mit feinen Malereien geschmückt. Es stand am Rande geschrieben: Ex voto wegen Abwendung der Pestilenz anno 1621. Es war Judith, als stünde sie ganz nahe bei einem Pestkranken; jener Winkel wurde ihr zum Ort des Grausens, der jeden Augenblick neuen Pesthauch und Pestgeister aussenden konnte.

Sie suchte gleichwohl noch weiter nach den Schauern und Heimlichkeiten dieser Stätte, ob auch das Wetter heftiger schnaubte und die Blitze durch die Kirche fuhren. Das Städtchen, in dem Judith wohnte, war damals noch voll Schwedensagen und Schwedenerinnerungen. Denn es war wiederholt und am grausamsten im Jahre 1632 geplündert worden. Es waren noch genug Väter, deren Väter ihnen all die schrecklichen Tage oft genug aus der Erinnerung vorerzählt hatten. Man drohte den Kindern noch: ‚Bet, Kind, bet, morgen kommt der Schwed!‘ Und hätte erst die Kirche selbst erzählen können! Sie hatte die böse Zeit ja miterlebt und trug heut noch die Spuren damaliger Wunden. Wo war doch der Altar, dessen Bild die Schweden aus dem Rahmen geschnitzt und als Pferdedecke benutzt hatten? Ja wohl, hier am Pfeiler stand er; sie hatte es oft genug gesehen, aber nie so allein nach Herzenslust ohne Zorn auf Gaffer und Schwätzer. Ein niederländischer Meister hatte das Gemälde mit viel Kunstfertigkeit geschaffen. Der heilige Sebastian stand entblößt an einem Baum, dessen Äste wie Kreuzesbalken auseinandergingen. Seine Haut leuchtete wie Wachs, wenn es reicher Kerzenschein vergoldet. War nicht Blut hinter dieser Haut, litt der arme Martyrer nicht heute noch von den Banden, die in seine Gelenke schnitten? Ach wie durchzuckt es den Beschauer, wenn er vor diesem wunden, totmüden und heiligstillen Antlitz steht! Welch ein Gemälde! Und da kam nun dieser Schwedenmensch, zog sein grimmes Messer, riß das Linnen herab und legte lachend auf seinen Gaul,

was Gottes Eigentum war und Tag um Tag die heilige Hostie vor sich geschaut hatte. Wahrhaftig man sah noch deutlich die Schnittwunden an dem Tuch. Wie sie dieses Bild liebte und diesen Schweden haßte!

Und weiter wanderte Judith, Tapferkeit und Schauer auf ihrem Gesichte. Auf einmal kehrte das Jahr 1632 leibhaftig zurück. Der nämliche Tag und dieselbe Stunde war, da die Schweden in die Kirche einbrachen. Sie sah alles mit an und fürchtete sich nicht. Der mächtige Donner, der die Bänke erzittern machte, schreckte sie nicht, sondern schürte Zorn und Erregung. Sie geriet in Eifer und Hast. Sie wünschte, daß die Stille sich beleben möchte. Wohl, die Donner, das waren die Haubitzen und Mörser, die rasselnden Wagen und die trabenden Pferde. Blitz um Blitz fuhren gegen die Wände, erloschen und schauten wieder mit Feueraugen auf die Einsame. Eine Türe ward aufgerissen und wieder zugeworfen. Nun fehlte nicht mehr viel, daß es in den dichten Schatten lebendig wurde und zu wimmeln anhub, daß breite Hüte und schreitende Männer mit ungeheuren Stiefeln und klirrenden Sporen auftauchten. Judith schlupfte hinter den Hochaltar, der mit gewundenen Säulen goldig und strahlend bis zur Decke ragte. Hinter dem stand der ‚Tod‘ mit geschwungener Sense in Gestalt eines Gerippes. Dem Gerippe fehlte ein Armbein. Sieh da, wieder die Arbeit der Schweden! Da wo nun s i e stand, Judith mit den kleinen weichen Filzschuhen, da war ein Schwede gestanden und hatte den ‚Tod‘ zum Krüppel geschlagen. Aber der Tod hatte ihn besser getroffen. Der Schwede war nicht lebendig aus der Kirche gekommen. Das hatte Egwolf genau erzählt. Nebenan in einer Seitenkapelle stand eine uralte Madonna, von Gesicht kaum älter als Judith selbst. Dieses wundertätige Bild hatten sie beraubt, ihm Silber und Gold weggenommen und was immer man der himmlischen Frau geschenkt hatte. Aber dabei war wiederum Strafe gewesen. Sie gerieten aus lauter Gier über der Beute in Streit und erstachen sich, einer den andern. Dort durch das Schiff war das Blut geflossen, ein grauser Bach, eine häßliche, staubschluckende Schlange.

Judith saß und sann und setzte das Entsetzliche in immer neuen Farben gegen das Heilige, den Krieg gegen den stillen Gott, die blutdürstigen, schwertschwingenden Soldaten gegen die beseligten Beter, und sie konnte sich gar nicht genug entsetzen über die Gräuel im Heiligtum. Je himmlischer ihr das erneute Gotteshaus vorkam, desto unbegreiflicher schien ihr der Menschentrotz.

Auf einmal hob sie den Kopf und sah hoch über sich das Deckengemälde. Und siehe, auch hier Mord und Krieg! Stadtmauern türmten sich drohend und schreckhaft, von finstern Soldaten bewacht. Sie kannte diese Stadt: Bethulia! Ganz rückwärts aber in einem offenen Zelt hingen Hals und Schultern des Holofernes über ein purpurnes Bett und in breitem Strome ergoß sich das Blut auf die buntfarbenen Teppiche. Blut und Mord! Aber das war doch nur der Rahmen. Der bluttriefende Feldherr und die zürnende Stadtmauer zogen sich nur um den Rand des Bildes und sie bedeuteten daran, was abziehende Gewitter am Horizont, wenn das ganze Gewölbe in sonnverklärtem Blau erstrahlt. Hoch in das Bild hinein ragte der biblischen Judith kräftige Gestalt, in der einen Hand das Haupt des noch im Tode trunken stierenden Feldherrn, im Antlitz aber Triumph und Frohlocken. Sie war eine Gestalt, der man es ansah, daß sie aus dem Land entsproßt war, das von Milch und Honig fließt. Aber über ihr, — wahrhaftig über ihr, denn man glaubte, das Gemäuer habe sich geöffnet und erlaube einen Blick in unendliche Räume voll rosiger Atmosphäre — in diesem ätherischen Duft und Gestäub, da schwebte die Schlangentöterin mit dem Kinde, und wieder einen Wirbel höher über ihr von Sternen umzittert Gott Vater, ruhesam, sicher, wissend von allem, was geschah. Dies Bild war bei der Predigt ausgedeutet worden. Judith hatte nichts verstanden. Es war ihr nur der Eindruck geblieben, daß der Dechant von etwas Großem, Geheimnisreichen gesprochen hatte, und das einzige Wort war in ihr zurückgeblieben: ‚Selig die Augen, so sehen, was ihr seht!‘ Und wie Judithchen in ihrer Kirchenbank saß — sie gehörte dem Anton Hermele, wie an einem kupfernen Schildchen zu lesen war —, da legte sie das Köpfchen auf die Lehne hinter ihr und sah nur noch die schwebenden Bilder in der himmlischen Seligkeit und bedeutungsvollen Sinnbildlichkeit. Alles wurde jetzt Rahmen — der plätschernde Regen, der rollende Donner, die dunkelnde Kirche, die mordenden Schweden. Sie sah nur die purpurnen Säume und blaßblauen Gründe, in denen die lichten Gestalten schwebten. Ihre Gedanken stiegen hinauf wie ängstliche Tauben, die in der Fremde nach der Himmelsrichtung spähen, und wie trillierende Lerchen, denen Lied und Lust wächst, je tiefer sie sich im Blau verlieren. In dem Raume stand Maria, die Beseligte, nahe bei Judith, der erdhaft starken, so wie der Mond oft nahe über einem scheibenrunden Feuer steht und nicht größer zu sein scheint als dieses. Aber unnennbare

Weiten stehen zwischen dem himmlischen Licht und der irdisch knisternden Flamme! So sah das Auge Judith und Maria und Gottvater nahe zusammen, aber der Maler hatte doch verstanden, blaue Abgründe und ungeheure Fernen zwischen ihnen ahnen zu lassen. Und jetzt kam ein Sehnen wie quellendes Feuer aus Judiths junger Seele: O Herre Gott, mir gib dieses Gottlosen Haupt in die Hand, erwähle mich zu deiner Streiterin und der Christin Rächerin!' Und sie sah sich ganz klein unter die himmlische Gruppe gemalt, so daß ihr Scheitel den Rocksaum der biblischen Judith berührte. Tausende haben dies Bild beschaut und die Perspektive bewundert, aber sie sind schließlich über die Enge des Raumes nicht hinausgekommen. Sicher aber ist niemand mit einem solch heißen Verlangen aus der Kirche getreten, einmal ein Holoferneshaupt beim Schopf zu fassen und das heiße Blut aus ihm zu schütteln, wie das Kind. War das, weil Judith sich der Starken ihres Namens wegen näher fühlte, oder weil sie eben jetzt unter Schweden gewandelt war und zornmütig ihre Gräuel im Heiligtum mitangesehen hatte? Wenn man Judith in jenem Augenblick nach einer Beschreibung ihres Erlebnisses gefragt hätte, so hätte sie stumm bleiben müssen. Denn es gab dafür keine Worte. Sie hat auch später, wenn sie über dieses unvergessene Erlebnis nachdachte, kein Wort finden können; nur das Schweben, das Tauchen in wundersame Unendlichkeiten und das heiße Verlangen einen greulichen Christenhasser, Miramamolino, ja diesen, Miramamolino — zu erlegen, waren ihr bewußt. Wenn sie später die Worte hörte: ‚Ich kenne einen Menschen in Christo, der vor vierzehn Jahren bis in den dritten Himmel entrückt wurde (ob mit dem Körper, weiß ich nicht, oder außer dem Körper, weiß ich nicht, Gott weiß es),' dann dachte sie an die Schauder im Kirchenstuhle und an die Abgründe, die sie damals wie ein blitzendes Licht durchfurcht hatte.

Noch mehr als bis zu dieser Stunde lebte sie von da an in der beglückenden, oft aber schmerzlichen Vorstellung, daß all das Liebe und Leide, das ihr zufloß, ob es auch so gleichgültig war wie ein herbstlich-welkes Blatt, unmittelbar von dem Gott bestimmt war, der unablässig auf sie herabsah. Gleich nach jenem Kirchenbesuch begab sich das Seltsame, daß ein halberwachsenes Reh, von den Hunden aus dem Bergwald gejagt, über das Flüßchen setzte und von allen Seiten bedrängt der Stadt zuflüchtete. Aber hier fingen all die großen und kleinen Köter erst recht an, nach dem geängstigten Geschöpf zu jagen. Sie bissen es in den Hals, verwundeten es am

Schenkel, und doch gelang es dem flinken und geschmeidigen Tier mit seinen Füßchen, schlank wie Haselnußgerten, immer wieder zu entwischen. Zuletzt schlüpfte es in des Lautenwirts Garten, rannte, von den Hunden hart bedrängt, die steilen Stufen hinab, die von dort zum Hause führten, und just in diesem Augenblicke stieg Judith zum Wurzbeet empor, hörte den Lärm, sah die Not, hob die Schürze, und das zitternde, schweiß- und geiferbedeckte Tierchen flüchtete sich zu ihr und barg sich in holdem Vertrauen im Schoß des Kindes. Als nun aber die Meute kläffend und mit starrenden Zähnen, vom Blut und Wildgeruch blindgierig gemacht, auf sie eindrang, da schrie sie die Grimmen wie eine Megäre an, so daß sie erst zähnefletschend und angriffslustig ringsum stehen blieben, dann, als Leute aus dem Hause kamen, mit eingezogenen Schweifen und feige geduckt aus dem Garten schlichen. Judith preßte das kleine Himmelsgeschenk an sich, fühlte eine unendliche Liebe in sich branden, sah die rotbraune, wie herbstliches Laub leuchtende Farbe, die langen Zartfüßchen, das zierliche nervöse Köpfchen mit den übergroßen schwarzen und schwarzumrandeten Augen und der feuchtschwarzen Nase, fühlte jubelnd, daß sie das lieblichste Geschöpf gerettet habe, und konnte nur denken, daß es als ein Wunder so jäh und beglückend zu ihr gekommen sei. Sie schaute es an und schaute es an, und es erschien ihr so heilig und schön, so makellos und fremdartig, daß es ihr nicht aus Wald oder Flur, sondern aus dem Reiche der Märchen zugelaufen schien. Sie pflegte es wie ein Kind, vergaß Essen und Trinken über ihm und war glücklich wie nicht mehr, seitdem sie auf dem Tanzbären gesessen war. Und doch starb das Tier nach wenigen Tagen. Judith grämte sich mehr als über Egwolfs Tod. Aber sie wollte es nicht merken lassen, da man sie verlacht hätte. Doch die Mutter merkte es gleichwohl; sie sagte: ‚Judithle, du weisest ein Gesicht, als hättest den Glauben verspielt.‘

Da machte Judith einen heftigen Ruck um ihre Ferse, errötete und sprang ganz erschrocken davon. Denn wahrhaftig, sie hatte eben mit dem lieben Gott gedroht und sich besonnen — heimlich vor sich selbst —, durch welche Unart sie sich an ihm rächen könnte.

Das war einer von jenen lästerlichen Gedanken, die oft wie wilde Risse und Klüfte in ihrem Herzen aufbrachen, sie erschreckten, beschämten und demütigten. Sie wurde geradezu gezwungen, mit furchtbaren, verbrecherischen Vorstellungen und Wünschen zu spielen. Sie zuckten auf wie Blitze, wurden vertrieben und doch wiederbegehrt. Sie waren Drachen und Ungeheuer, voll Häßlichkeit und

Gift, unwirklich und doch in den üppig-reichen Gefilden des Herzens vorhanden wie Raubtiere in der schönsten Landschaft. Sie konnte denken: ‚Vater und Mutter sollen sterben!‘ . . . ‚Ich will die ganze Stadt heimlich anzünden und auf den Berg stehen und in die Hände klatschen und lachen als wie . . .‘ ‚Es soll keinen Gott und keinen Himmel geben!‘ Quälende, lästernde, grausame Gedanken! Aber dabei blieb doch die selige Gewißheit, daß sie Traum und Wahn seien und nimmer Macht über sie gewinnen könnten. Ein schnelles Aufstehen und Umherhüpfen, ein lustiges Lachen und ein frisches Gespräch — und all die monströsen Schattengeister verkrochen sich in ihre Höhlen.

Aber einmal widersetzte sich solch eine Bestie gleich einer Löwin, die dem Bändiger trotzt, vor dem sie sich lange wie ein scheuer Vogel geduckt hat. Judith schwang die Peitsche, sie rang mit ihm, sie rief zum Himmel um Hilfe, und er umschlich sie doch wie der eigene Schatten, den man nicht los werden kann.

Jener Gedanke war eine von jenen Bestien, deren Namen niemand kennt, gleich jenen Fabelwesen, die am uralten Kreuzgang des Klosters sich an den Knäufen der Säulen und an den Voluten der Arkaden vom alten Sandstein abhoben: halb Vogel, halb Wolf und doch weder vogel- noch wolfähnlich.

Dieses Untier hieß: Neid auf Gottes hochheilige Mutter. Das erstemal kam diese Versuchung aus ihrer Höhle an einem Weihnachtsvorabend. Es erschien aber sogleich ganz erwachsen, ganz in seiner wunderlichen Häßlichkeit und schmeichelnden Zudringlichkeit.

Auf dem Schlosse war große Bescherung, und alle Kinder des Städtchens, ob reich oder arm, waren geladen. Denn vor dem Grafen waren alle Kinder arm. Sie versammelten sich in dem großen Marssaal. Die Decke war mit blühweißem Stukko geziert, dessen feine Akanthusblätter zierlich um bunte Freskomedaillons wucherten. Auf der einen Schmalseite war eine Tür zu einem kleineren Gemach sichtbar; darüber öffnete sich ein säulenverzierter Balkon. Die andere Schmalseite war mit einem dunkelroten Vorhang verdeckt. Auf dem Balkon saßen die Töchter des Grafen, strohblond, mit selbstbewußten Stülpnasen und altklugen Gesichtern. Sie waren im ungefähren Alter Judiths, eine älter, die andere wenig jünger als sie. Sie letzten sich an dem Treiben der Kinder, die sich munter umherjagten und vor Eifer glühten. Aber Judith schlug sofort trotzig die Augen nieder, als sie die spähenden Augen der spendefrohen Komtessen auf sich haften sah.

Die Blicke trafen sie wie eine Beleidigung. Sie hatte schon manche Rede über den Hochmut der Herrschaften gehört, denn in dem Städtchen machte man vor den gegenwärtigen Hoheiten ebensoviele devote Bücklinge, als man die Abwesenden mit fleißigem Spott bedachte. Daher spürte Judith, die sich vor keinem Menschen zu beugen gewohnt war, eine Abneigung gegen die Hochgeborenen, ehe sie eine von ihnen recht aus der Nähe sah. Sie wollte die gierig Schauenden nicht mit ihrem glücklichen Gesicht füttern. Als die Reihe an sie kam und einer der Lakaien Judith ein mit blauen Bändern verziertes und einigen Früchten gefülltes Körbchen in die Hand drücken wollte, da zog Judith ihre Hand heftig zurück und rief: ‚Ich mag nicht! Wir haben daheim genugsam Äpfel und schönere!‘

Die es hörten, wandten sich entsetzt um und hielten sich die Ohren zu, während die Gräfin wie eine beleidigte Majestät niederblickte, um so mehr, als sie vernahm, wessen Tochter das trotzige Wort ausgesprochen hatte. Man wollte das ungezogene Kind eben aus dem Saale weisen, da klingelte hinter dem damastenen Vorhang ein Glöcklein, und alles wandte sich von Judith ab, dem hellen Klange zu. Judith blieb allein in einer Ecke stehen, nicht wissend, was sie beginnen sollte. Aber nun schob sich der Vorhang zurück, und das Kind schaute zum erstenmal ‚lebende Bilder‘. Der ganze große Raum versank plötzlich in Nacht, und nur auf der Bühne waren Schimmer und Farbe. Judith sah eine weinumrankte Balustrade; marmorweiße Säulen trugen das offene Dach. Dahinter glänzte der tiefblaue Streifen des Meeres. All dieser Schönheit wurde Judith erst nach einiger Zeit bewußt. Zuerst sah sie nichts als die Madonna, die unter der Laube kniete, weißgewandet, sanft nach vorn geneigt, mit zartem, leuchtendem und fein gebogenem Hals. Vor ihr stand der Engel mit bebenden Flügeln, erhobener Rechten und gesenktem Botenstab. Zarte Kinderstimmen sangen ein Lied, Klarinetten und Flöten begleiteten die Sänger, zauberhafter, nie gesehener Lichtglanz umfloß die weiße Gestalt der Madonna und das farbige Gewand des Engels. Aber man sah keinen Sänger und bemerkte keine Fackel und keine Kerze. Licht und Gesang schienen sich von selbst in der Luft zu bilden und ohne Quelle durch den Raum zu fließen.

In ähnlicher Weise sah man dann die Madonna durch das Gebirge wallen. Engel flatterten über ihr und streuten Rosen auf ihren Weg. Engel gingen ihr voraus und folgten ihrer Spur, singend und wegweisend, spielend und unheilabwendend. Drauf folgte der Stall; er war schmal und baufällig, von morschen Bret-

tern gefügt, aber voll Licht und Heimlichkeit vorn, wo die Krippe stand und wo Marias Gesicht in überirdischem Liebreiz sich über das holde Wunder neigte. Aus dem dunkleren Hintergrund tauchte da und dort ein Kopf, eine halbe Gestalt, eine den Knittelstock umfassende Hand, und durch die Ritzen und Fugen des Daches und der Wände blickten schalkhafte Engelchen. Das Christkind war keine starre Wachsgretel. Die blonde und helläugige Holdseligkeit regte sich, hatte runde Ärmchen, kreischte vor Lust — und hätte doch weinen müssen.

Judiths Seele war noch mehr hingenommen als damals in den ätherischen Gärten des kunstreichen Kirchenbildes; sie fühlte keinen Leib, keine Umgebung, keine Gräfinnähe mehr. Sie war starr vor Entzücken und Anbetung, bis ihr eine Kleinigkeit wieder Besinnung und Wirklichkeit zurückgab. Einige der Zuschauer raunten sich zu, wer denn die schöne Madonna darstelle. Es war das Töchterchen eines Seilziehers, ein bescheidenes und zartes Mädchen. Judith durchzuckte der Gedanke: ‚Ach, daß ich so groß wäre wie die Klara! Daß ich so knien und die Mutter Gottes sein dürfte!‘ Darauf kam das ganze Marienleben als die Wonne und Beseligung eines Wesens über sie, das nicht sie war. Ihre Phantasie strömte in die vergangenen Zeiten hinaus. Die heiligen Ereignisse trugen sich noch einmal zu, — — und zu ihr trat der Engel, sie schritt über das Gebirge. Sie hielt das göttliche Kind im Arme, sie stand unter dem Kreuz und beugte sich der Krone, die ihr Gott in die Locken drückte. Und da kam es hervor: ‚Warum Maria — und nicht Judith?‘ In diesem Augenblicke schien ihr das Antlitz der himmlischen Mutter weniger schön, ihr Lächeln weniger lieb. Irgend etwas in ihr wehrte sich gegen sie und wünschte, ihr trotzen zu können. Das tat der Neid.

Sie vergrub diese Gedanken sofort wieder, wie man Aas mit Schollen und Steinen verschüttet. Aber sie schüttelten Nacht und Schollen wieder von den unheimlichen Gliedern und wuchsen mit gleicher Gewalt hervor. Diese absonderlichen und verbotenen Vorstellungen waren wie Geheimnisse, die man mit sich herumträgt und die zum Betasten, Enthüllen und Ergründen reizen. Immer wieder spielte sie in Gedanken ‚Mutter Gottes‘. So oft sie Seilziehers Klara traf, röteten sich ihre Wangen, und sie schämte sich, als wäre sie der Mutter Gottes begegnet, der sie ihre Krone aus dem Haar und das Zepter aus der Hand rauben wollte, um selbst gekrönt, mit dem erhabenen Kind auf dem Arm, vor Himmel und Erde zu stehen.

Ach wie erkannte sie, welche Lästerung das sei! Wie lange kämpfte sie gegen dieses Ungeheuer, das sie liebte und haßte, bis endlich — der Schalk kam und sie mit einem kleinen Scherz befreite.

Als sie einmal vor sich hin die Worte sang: ‚Gegrüßt seist du, Maria . . . du sollst die Mutter deines Herren werden . . .,‘ da flüsterte der Schalk ihr ins Ohr: ‚Du, Judithlein, was hättest du geantwortet? Was ist dein Lieblingswort, wenn man von dir eine Gunst erbittet? Was kommt aus deinem losen Mund hervor, so geschwind und dicht wie die Holzbirnen zur Augustzeit aus dem Gezweig? Judithlein, gesteh, du hättest gesagt: „Ich mag nicht!“ Ja, so hättest du gerufen!‘

Judith lachte auf, wurde rot, lachte wieder, machte ein Trotzgesicht und gestand. Ganz still sann sie nach: ‚Wohl, so hätte ich gesagt. Aber gedacht hätte ich mir etwas anderes, und der Engel hätte mich wohl verstanden.‘

Von dieser Stunde an hatte die Versuchung ihre Macht verloren. Judith begnügte sich, aus demütiger Ferne auf die Unerreichbare zu schauen und bei ihrem Lobpreis ein leises Klingen von Reinheit und Adel in ihrem Herzen zu vernehmen, das gegenüber dem Marienruhm vernehmlich war wie ein winziges Glöckchen, wenn die Domglocke dröhnt.

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck in englischer Beleuchtung
Von Charlotte Lady Blennerhassett

In seinen Erinnerungen an Adolf Menzel berichtet Paul Meyerheim vom väterlichen Freund, dieser habe, von den Bildern im ‚Punch' sprechend, gemeint, ‚wenn von der ganzen englischen Kunst nichts übrig bleibe als die Punschillustrationen, so sei das schon genug'. Ein Meisterwerk unter denselben hat Menzel noch geschaut. Es taucht vor dem geistigen Auge auf, jedesmal wo von Bismarck und seinem Austritt aus dem öffentlichen Leben die Rede geht. ‚Dropping the Pilot!' In diesem Carton Du Mauriers schreitet die in Seemannsuniform gekleidete mächtige, wohlbekannte Gestalt des Scheidenden in selbstbewußter Ruhe die engen Sprossen des Fallreeps vom stolzen deutschen Staatsschiff hinab zum seiner wartenden Boot. Tiefer Ernst, nicht Groll, liegt auf den Zügen, mit ungebrochener Energie ist der leuchtende Blick in die Ferne gerichtet. Droben auf Deck, noch nicht auf der Kommandobrücke, mit verschränkten Armen auf die Brüstung gelehnt, die Krone auf dem in der Perspektive klein wie die ganze Figur gezeichneten Haupt verfolgt sinnend der Kaiser den von ihm gewollten Vorgang. Das unvergeßliche Bild wächst über seine künstlerische Bedeutung hinaus. Für die Wertung der beiden Träger des deutschen Machtbegriffs in englischer Beleuchtung ist es symptomatisch bis zum gegenwärtigen Tag. Von Anbeginn leise, wo nicht offen feindselig, mit sarkastischem Einschlag auch im Lob, wo des Kaisers gedacht ist, überwiegt der Ton anerkennender Bewunderung bis in den Tadel in unzähligen englischen Studien und Preßerzeugnissen über Bismarck. Damit ist nicht gesagt, daß sie übereinstimmend wären oder sein könnten.

Überblickt man die französische, mit Bismarck sich befassende Literatur, so bleibt ein anderer, fast einheitlicher Eindruck. Über all den Abrechnungen des tödlich getroffenen nationalen Stolzes mit seinem Bezwinger, über allen Äußerungen patriotischen Schmerzes wegen der ihm geschlagenen Wunden erhebt sich der Gedanke: Wäre ein Mann gleich diesem statt teutonischen Barbaren unserm Volk geschenkt worden, was hätte die Welt erlebt! Selbst in den gerechtesten Würdigungen, an denen es gleichfalls nicht fehlt, bleibt die Nationalität die nicht zu vergebende Schuld des Schöpfers der deutschen Einheit. Die Gleichung Bismarck—Richelieu verratet die Sehnsucht der französischen Mentalität, ihr geheimes Werben um den kommenden Mann, der, stärker und vor allem größer, weil edler wie der trotz allem bewunderte Feind, diesen einst zu Boden ringen soll. Der Glaube hat sich so stark erwiesen, daß er noch heute, nach allen ihm bereiteten Täuschungen, in der Siegeszuversicht überlebt, die in so merkwürdigem Kontrast zu den Tatsachen der militärischen Lage den Kampf zur Rettung der Großmachtstellung Frankreichs mit heldenmütiger Todesverachtung weiterführt. Wie wenig bedeuten dabei die Schlagwörter von Blut und Eisen, von Macht vor Recht, von Rettung von Freiheit und Kultur. Aufrichtig gemeint solange

sie seinen Zwecken dienen, ist im tiefsten Grunde seiner politischen Moral dem Franzosen nichts gleichgültiger als die zum Ziel führenden Mittel. Wer wüßte besser als er, daß solche Proteste zu verpflichten aufhören, sobald der Retter gefunden ist, der, wie einst der große Kardinal sein rotes Kleid, so ein siegreiches Schwert über alles im Namen des Staatswohls geforderte Unrecht halten wird.

Das Recht des Stärkeren, der Heroenkultus, ist auch in Englands Geschichte keine Entdeckung Carlyles. Seine Biographie Cromwells ist mit einer solchen verglichen worden, aber der Typus war da, bevor ihn der schottische Weise aus dem Deutschland vor 1840 wieder importierte. Die späteren Entwicklungen unseres Landes sind ihm stets fremd geblieben, seinen ungeheuren Einfluß auf eine ganze Zeitrichtung nicht nur in England verdankt er eben der Einseitigkeit der von ihm vertretenen Weltanschauung, die er mit der ihm eigenen Lust an Paradoxen seinen Landsleuten ins Gesicht warf. In den lapidaren Sätzen eines allen Regeln des Geschmacks spottenden, dem Läuten von Sturmglocken ähnlichen Styls schrie er die Individualisten nieder, schleuderte seine Bannflüche gegen die korrupten Zivilisationen und die ihr verpfändeten lärmenden Demokratien. ‚Gehorsam, nicht Anarchie, ist die bindende Kraft aller menschlichen Gesellschaft, und Satan der erste Empörer. Der Schrei und das Gebet des Herzens lautet: Gebt mir einen Führer, einen wahren Führer, nicht einen Scheinführer, daß er mich leiten möge auf dem wahren Weg, daß ich ihm treu sein möge, daß ich ihm Treue schwören und ihm folgen könne, und fühle, daß es gut um mich steht.‘ Auch wo der Glaube fehlte, wirkte der Ernst der Botschaft, die in der Verkündigung des einsamen Denkers mit plastischer Deutlichkeit von allen Gemeinplätzen sich abhob. Wer das Künstliche dieser Geschichtsauffassung verwarf, behielt dennoch Achtung vor dem Pflichtgefühl des alten Puritaners, der auf die Frage, was er tun solle, dem Fragesteller bündig entgegnete: ‚Tue dein Bestes!‘

Carlyles Werk war getan, als Europa den Krieg von 1870 erlebte. Bis zum Herbst des Jahres hörte man in England keine Anklage des Friedensbruchs gegen Deutschland. Aus dem Lager seiner künftigen Gegner, der englischen Radikalen und extrem Liberalen aller Schattierungen, hielt ein Berufener, Frederik Harrison, der gelehrte Positivist und Schüler Auguste Comtes, das Zünglein der Wage anscheinend noch so stetig in der Hand, daß beiden Gegnern ihr Recht wurde. Bismarck, so schreibt Harrison im November 1870 in der ‚Fortnightly‘, habe niemals wahrer gesprochen, als da er französische Ehre mit der Ehre aller andern Völker gleichgesetzt habe. Paris belagern heiße nichts anderes als Berlin belagern, wäre Berlin eine befestigte Stadt: Das Bombardement von Paris sei kein größeres Verbrechen wie ein Bombardement von London. Das Kriegsrecht berechtige zur Beschießung aller befestigten Städte. Und die Annektierung zweier Provinzen werde nicht plötzlich zum Verbrechen, weil auf Kosten einer Republik vollzogen. Was Frankreich widerfahre, würde Eng-

land widerfahren, wenn Frankreich einen Eroberungskrieg um Belgien und Holland führen und Englands Vorherrschaft auf der See bedrohen würde. In diesem Falle wäre eine kriegerische Aktion unvermeidlich und jeder zweite Engländer der Meinung, je eher sie erfolge, desto besser. Das sei wohl schmachvoll — disgraceful —, aber durchaus im Einklang mit der unter Nationen herrschenden Moralität. Sich selbst überlassen, hätten weder Franzosen noch Deutsche einen Eroberungskrieg gewollt, die Verantwortung dafür falle ausschließlich Napoleon III. und seinen Ratgebern zur Last; niemand aufrichtiger als Verfasser dieser Betrachtungen habe den Deutschen die Zurückweisung der Invasion und Vernichtung der militärischen Macht des zweiten Kaiserreichs gewünscht.

Dann aber wechselt Harrisons Ton. Plötzlich, vom 15. November ab, spricht er im Namen seiner ganzen Partei den Deutschen das Schuldurteil. Ihre Führer sind von der Verteidigung zur Eroberung übergegangen. Mit dem Marsch gegen Paris fällt der Vorwand des gerechten Krieges. Unter Preußens Führung verwandelt sich der tapfere, starke, selbstbewußte, ruhige Deutsche, der edle und großangelegte Typus von Menschentum, zum Chauvinisten militärischer Glorie. Er, dem Ruhmredigkeit fremd gewesen, lernt das Gebet des Pharisäers, er dankt dem Gott, an den neun Zehntel gebildeter Deutschen nicht glauben, für die Niedermetzelung Tausender von Unschuldigen und führt fortan einen barbarischen Krieg. Bismarck heißt der Meister des Betrugs in der neueren Geschichte. Harrison füllt viele Seiten mit Aufzählung der Vergewaltigungen und Verbrechen seiner Politik. Wenn der mit ihm identifizierte preußische an Stelle des napoleonischen Militarismus tritt, so ist Europa einer Reihenfolge von Kriegen ausgeliefert und seine Kultur auf unberechenbare Zeiten zurückgeworfen. Angesichts der Gefahr einer Vernichtung ist Frankreichs Widerstand heroisch geworden, die Tage des erzwungenen Heeresdienstes sind vorüber, das Volksheer ist an seine Stelle getreten und mit ihm die eine Sache, vor der alle andern in nichts verschwinden: entweder Rückkehr zu feudaler Tyrannei unter der preußischen Monarchie, oder Niederwerfung der Reaktion durch die Republik.

Englands Aufgabe, wie Chatham oder Wilhelm III. oder Cromwell sie verstanden hätten, kann nicht zweifelhaft sein. Es biete alle Mittel seiner Staatskunst zur Rettung Frankreichs auf, und wenn friedliche Kräfte versagen, dann greife es zum Schwert. Es binde die bedrohten Kleinstaaten Schweden, Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz zu offensiver und defensiver Allianz, es gebe Helgoland an Dänemark, Gibraltar an Spanien, wenn nötig, auch Malta an Italien. Auf seiner Seite stehen mit allen ihren Sympathien Spanien, Italien, Österreich. Im Bund mit ihnen läßt sich ein vernünftiger Friede erzwingen, der Industriestaat der Zukunft wird über den Militärstaat triumphieren. In England vor allem ist Bismarckismus, ist Zwang zum Heeresdienst völlig undenkbar. Der bloße Versuch eines Komplotts gegen alle Überlieferungen angelsächsischer Freiheit würde in letzter Instanz der ultima ratio populi begegnen und das Ende

der herrschenden Klassen, der Monarchie und der Verfassung bedeuten: 'No bloodtax will ever be levied in English homes — Keine Bluttaxe wird jemals in englischen Heimstätten erhoben werden'. Soweit Harrison.

Die Widersprüche, Übertreibungen und Geschichtsfälschungen dieser Ausführungen richten sich von selbst. Sie ändern nichts an der Tatsache, daß damit nicht nur im wesentlichen alle von englischen Gegnern Bismarcks gegen ihn und sein Werk erhobenen Beschuldigungen, sondern auch die Bedingungen ausgesprochen sind, von denen das England von heute bei Eintritt in das zweite Jahr des Weltkrieges die Möglichkeit eines Friedensschlusses abhängig macht. Allerdings mußten vier Jahrzehnte vergehen, bis das Programm britischer Radikalen von 1870 sich in Übereinstimmung mit der britischen Regierung von 1915 befand und von ihr ausgeführt wurde.

Dazwischen liegt der Abschnitt europäischer Geschichte, der unter Bismarcks Zeichen steht. Fortwährend, mit verstärktem Interesse, wenn politische Krisen in Europa drohten und wieder nach des Kanzlers Entlassung und seinem Tode, haben seine Persönlichkeit, sein Werk, seine Kämpfe und Ziele die englische öffentliche Meinung beschäftigt. Ein Rückblick auf ihre Werturteile berechtigt zum Schluß, mit unvermeidlichen Ausnahmen sei sie ihm, besonders im Vergleich zur Kritik, die er im eigenen Lande erfuhr, vorwiegend günstig. Den Politikern der 'Saturday Review' und ihren Gesinnungsgenossen blieb er der 'Barbar von Genie', aber selbst in den hämischen Beurteilungen solch übelgelaunter prinzipieller Gegner fehlen anerkennende Momente nicht. Wir zitieren aus seinem Nekrolog im genannten Blatt vom August 1898: 'Das Bedauern vermögen wir nicht zu unterdrücken, daß kein Führer wie Bismarck uns Engländern geschenkt wurde. Allem Anschein nach ist es zwar ebenso richtig wie betrübend, daß ihn das Parlament wegen seiner Unfähigkeit zur Debatte verspottet haben würde. Was aber hätte er, wenn einmal zur Macht gelangt, nicht zu leisten vermocht? Das nächste, das er unseres Erachtens tun würde, wäre, fünfzig Millionen für Mittelschulen und den höheren Unterricht zu verausgaben und damit für England zu leisten, was Wilhelm von Humboldt einst für Deutschland und mit dem Ergebnis tat, das der Welt verständlich zu werden beginnt. . . . . Englands Schwert ist zu wuchtig für die schwachen Hände von heute. In die Hand eines Bismarck gelegt, würde es der Welt Überraschungen bereiten.'

Nach dem Erscheinen der 'Gedanken und Erinnerungen' in englischer Übertragung schrieb abermals die 'Saturday': 'Die neue „Apologia" ist mit Vorsicht anzunehmen . . . Wir lesen sie mit der Weigerung, an den ernsten, aufopfernden, hyperloyalen, friedliebenden, fast selbstvergessenen Minister zu glauben, der Bismarcks Begriff seiner selbst ist. Wir bestehen im Gegenteil auf unserm Eindruck von einer viel weniger tadellosen, aber dafür ungleich interessanteren Persönlichkeit. Bismarck war skrupellos, rachesüchtig, kaltblütig und zynisch unwahrhaft, er glaubte fest an die Wirksamkeit erfolgreicher Brutalität. Aber er war ein Mann von prächtig

weiten, großartigen Gedanken, scharfsinnig, vorausschauend und patriotisch im besten Sinn. Er glaubte, zuerst komme Deutschland, und für Deutschland opferte er alle und alles, er würde ebenso bereitwillig und freudig auch sich geopfert haben, um das Vaterland mächtig und sicher zu machen. Niemand erstrebte Besseres und zeigte sich gleichgültiger in der Wahl der Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Am gefährlichsten hielt er ihn durch offene, unversöhnliche Gegnerschaft zu Rußland bedroht; noch lange nach 1866 verfolgte ihn das Schreckbild einer möglichen Allianz zwischen Österreich, Rußland, Frankreich gegen Deutschland. Abgesehen von seinen persönlichen Beziehungen zum Hof, lehnte er jede nähere Verbindung mit England deswegen ab, weil er überzeugt war, daß unser parlamentarisches und unser Partei-System Aufrechterhaltung der Kontinuität in unserer auswärtigen Politik unmöglich mache. Alles in allem genommen zeigt dieses Buch seinen Ruf in viel günstigerem Licht, als es ihn gefunden hatte.'

Gestehen wir es: Bismarcks Nerven haben die eigenen Landsleute oft peinlicheren Proben als hier selbst diese gegnerisch gestimmte fremde Kritik unterzogen. Obwohl das von ihnen geprägte Schlagwort, er habe Deutschland groß, die Deutschen klein gemacht, in England wohlbekannt war, konnte der Times-Korrespondent in Berlin, Charles Lowe, die stets von ihm vertretenen Anschauungen über den großen Kanzler zu einem Lebensbild voll bewundernder Anerkennung gestalten. In England populär und in Deutschland übersetzt, ist es nach zwei Jahrzehnten noch lesenswert, wenngleich begreiflicherweise der Ergänzungen und mancher Richtigstellungen bedürftig. Nicht durch den etwas nachlässig befundenen Stil, sondern durch den auf großer Sachkenntnis beruhenden Inhalt hat es eine starke Wirkung auf die englische öffentliche Meinung ausgeübt. Die vorbereitenden Momente von Bismarcks auswärtiger Politik blieben auch dem Times-Korrespondenten die notwendigen Voraussetzungen ihrer späteren Erfolge. Die Beschuldigung des Einverständnisses mit Napoleon III. zum Nachteil Österreichs, um den Preis der Abtretung deutscher Gebiete, diese 1859 gegen ihn erhobene Verleumdung wird von Lowe mit Bismarcks eigenen Worten abgewiesen, niemals seien derartige russisch-französische Anerbietungen zu seiner Kenntnis gelangt, niemals habe er anderes geraten, als sich im Falle eines Krieges auf die eigene nationale Kraft zu verlassen: ‚Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift.' Zur Zeit, wo er, der Welt noch unbekannt, 1850 den Olmützer Vertrag verteidigte, hatte er bereits bündig genug erklärt, seiner Überzeugung nach bestehe die preußische Ehre nicht darin, die Rolle des Don Quichotte in Deutschland zu spielen, um der verletzten Eitelkeit parlamentarischer Größen zu schmeicheln. Die preußische Ehre erfordere es vielmehr, von aller Berührung mit den Mächten der Revolution und der Anarchie sich frei zu halten. Damit war die von ihm dem polnischen Aufstand von 1863 gegenüber eingeschlagene Politik festgelegt. Lowe zögert nicht einzugestehen, England und seine

menschenfreundlichen Mitarbeiter treffe die Schuld an der endlichen blutigen Niederwerfung der Empörung. Ein anderer englischer Beobachter ergänzt Lowes Darstellung der damaligen Ereignisse und Verhandlungen dahin, daß Bismarck entschlossen gewesen sei, die polnische Revolution dem Zweck einer Entfremdung zwischen Rußland und Frankreich dienstbar zu machen. „Die Beziehungen zwischen Berlin und Wien wurden täglich gespannter. Aus gänzlich unverständlichen Gründen empfahl England, den österreichischen Standpunkt einnehmend, in Berlin freundschaftliches Verhalten zum Kaiserstaat an der Donau, worauf Bismarck entgegnete, man möge den Ministern Franz Josefs größere Höflichkeit gegen Preußen empfehlen. Napoleon III. hatte Drouyn de Lhuis, den alten Freund Österreichs berufen, mit den Polen schien ganz Europa zu sympathisieren. Bismarck dagegen hielt jetzt den Augenblick des Einvernehmens mit Rußland für gekommen und schloß die Konvention, durch die beide Mächte sich gegenseitig zu unterstützen versprachen. Am 11. Februar jenes Jahres setzte er selbst den englischen Gesandten in Berlin vom Abschluß dieses Übereinkommens in Kenntnis. Werden die gegenseitigen Truppen die Grenze überschreiten, frug dieser. Bismarck bejahte und fügte hinzu, ein unabhängiges Polen werde Preußen nicht dulden. Der Engländer stellte die weitere Frage, was denn im Fall einer Vertreibung der Russen geschehen werde? In diesem Fall, lautete die Erwiderung, besetzen wir selbst das Königreich. Und wenn Europa eingreift? Was verstehen Sie unter Europa? Die verschiedenen großen Nationen. Sind diese alle einig unter sich? Der Gesandte, es war Buchanan, stammelte etwas über Frankreichs Willen, eine Unterdrückung Polens nicht zu dulden. Mit Bismarcks Worten: ‚Für uns ist die Unterdrückung der Revolution eine Frage von Leben und Tod' schloß das Gespräch. Damals empfahl Frankreich in Berlin Aufrechterhaltung der Neutralität und gab zu verstehen, wie nur Bismarcks Rücktritt befriedigen werde. Lord John Russell ließ sich gleichfalls zu unfreundlichen Bemerkungen über die russisch-preußische Konvention hinreißen, weigerte sich jedoch, angesichts der drohenden Gefahr, weiter zu gehen. Das isolierte Frankreich täuschte die Hoffnungen der Polen, die statt einer Intervention des Westens zu ihren Gunsten nur Worte erhielten, und in einem Blutstrom brach ihre Erhebung zusammen. Der englische Gesandte in Frankfurt sagte, was viele seiner Landsleute dachten, wenn er die von seiner Regierung gespielte Rolle erniedrigend für die Nation nannte. Sie wiederholte sich in der Schleswig-Holsteinischen Frage, ohne die 1863 in Berlin gemachte Erfahrung auszunützen, die den Grund zu Bismarcks späteren Erfolgen legte. Die von London aus an ihn gelangenden Verständigungsversuche wurden ebenso wie die von dort ausgehenden Drohungen mit Verachtung behandelt. Zu einer bewaffneten Unterstützung Dänemarks von seiten Englands kam es ebensowenig wie vordem zu einer solchen für Polen. Selbst Lord Palmerston schrieb wenige Wochen vor seinem Tode, am 13. September 1865, an Lord John Russell, zwar sei es unehrlich und unbillig, Dänemark Schles-

wigs und Holsteins zu berauben, das gegenwärtige Preußen sei jedoch zu schwach, um in seinem Handeln ganz ehrlich und unabhängig zu sein, und im Hinblick auf die Zukunft sei es wünschenswert, daß Deutschland stark genug werde, um die beiden Mächte im Osten und Westen im Zaum zu halten. Frankreich, das wisse man wohl, werde stets bereit sein, für Belgien, für den Rhein, für irgend etwas, das ohne große Anstrengung zu erwerben sei, loszubrechen; auch Rußlands Machtentfaltung müsse im höchsten Grade bedrohlich werden und folglich Deutschland stark sein, um solchen Angriffen zu widerstehen. Dazu sei ein starkes Preußen die unentbehrliche Voraussetzung. Obwohl Palmerston das Vorgehen Österreichs und Preußens in bezug auf die Herzogtümer durchaus mißbilligte, fand er es, nach dem Scheitern seines Versuchs einer militärischen Aktion zugunsten Dänemarks, jetzt im Interesse Europas besser, sie nach ihrer Loslösung von Dänemark durch Preußen annektiert zu wissen, als aus ihnen einen neuen Kleinstaat zu bilden, der Deutschland behindern und seine Macht unter das Maß herabdrücken würde, das ihm in der Welt zukomme. Mochten immerhin weder Preußen noch Deutschland Grund haben, mit freundlichen Gefühlen an Lord Palmerston zurückzudenken, so hat doch Bismarck in einer Rede vom 28. Januar 1886 auf diese Vorgänge und ‚an die Flut von Haß und Hohn zurückblickend, mit der die fast einstimmige Opposition‘, die Mommsen, die Virchow an der Spitze, ihn überschütteten, in Erinnerung gebracht, wie er damals gedacht habe: ‚Nun, da ist der englische und der französische Botschafter doch noch weniger gehässig und feindlich gegen dich, als deine Landsleute im preußischen Landtag.‘ Der Reichstag nahm die Mitteilung ‚mit Gelächter‘ auf; er wies es mit den ernsten Worten ab, wie schwer damals ‚Tag und Nacht das Gefühl der Verantwortung auf ihm gelastet habe‘.

Während des Kriegs von 1866 verhielt sich England passiv. Die Veröffentlichung des von Benedetti niedergeschriebenen Vertragsentwurfs über die Annektierung Belgiens durch Frankreich in der ‚Times‘ vom 25. Juli 1870 hatte die erwünschte Wirkung, die franzosenfreundliche Stimmung in englischen Kreisen abzukühlen. Als sie im Herbst 1870 wieder auflebte, und insbesondere Gladstone, für den Bismarcks Persönlichkeit stets einen satanischen Zug behielt, ganz entschieden Neigung zeigte, zugunsten Frankreichs zu intervenieren, blieb es dennoch bei Lord Granvilles, des britischen Ministers des Auswärtigen, teilnahmsvollen Äußerungen über das Schicksal von Paris.

Halb im Ernst, halb im Scherz pflegte Bismarck vor Engländern, die zu gut französisch sprechen, zu warnen. Zu diesen gehörte der liebenswürdige, gewandte, etwas frivole Opportunist Lord Granville, dessen Liberalismus Familientradition und Hinneigung zu Frankreich echt waren. Zugleich Vertrauensmann der Königin, die wie 1859 in Italien, so 1864 in der dänischen Frage in Granville einen verlässigen Bundesgenossen zur Aufrechthaltung des Friedens fand, war dieser ein Anhänger Gladstones.

In inneren Angelegenheiten in Übereinstimmung mit ihm, stellte er ihm in der auswärtigen Politik die Geschäfts- und Menschenkenntnis zur Verfügung, an der es seinem berühmten Führer gänzlich gebrach. Auf die erste Kunde der Vorgänge in Ems versuchte er die Vermittlerrolle zur Aufrechterhaltung des Friedens, die Bismarck mit der Erklärung an den britischen Botschafter in Berlin ablehnte, es liege in Englands Macht, den Krieg zu verhindern, indem es Frankreich verbieten könne, ihn zu machen. Der Bericht des Botschafters ist vom 18. Juli 1870, dem Tag der Kriegserklärung datiert, und England blieb neutral. Selbst Gladstone fand bei Ausbruch der Feindseligkeiten das Vorgehen der Franzosen ‚sträflich bis zum Wahnsinn'. Im Einklang mit der Partei, die u. a. durch Harrison vertreten hier geschildert worden ist, änderte sich Gladstones Verhalten nach den Siegen der deutschen Waffen. Ein Plebiszit, so meinte er, soll über die Zukunft von Elsaß-Lothringen entscheiden. Granville mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, um einen ebenso nutzlosen wie gefährlichen, von einigen seiner Kollegen gewünschten Protest gegen die Annexion französischer Gebiete zu verhindern. Vor den kompromittierndsten deutschfeindlichen Äußerungen seines Chefs mußte er eindringlich warnen. Gegen Bright äußerte nämlich Gladstone damals die eigentümliche Ansicht, wenn die Belgier aus irgendeinem Grunde und eigener Initiative den Anschluß an Frankreich oder an eine andere Macht verlangten, werde er, Gladstone, wenigstens nicht durch Waffengewalt sie daran verhindern wollen. Daß damit der seit Jahrhunderten festgelegte Schwerpunkt der kontinentalen Politik Englands preisgegeben worden wäre, scheint ihm entweder nicht zum Bewußtsein gekommen oder gleichgültig gewesen zu sein. Er rechnete auf Einverständnis mit den Neutralen, vor allem mit Rußland, das ihm eine Enttäuschung bereitete. Fürst Gortschakow hielt den Augenblick für gekommen, Deutschlands Dank für die ihm erwiesenen guten Dienste auszunützen und eigenmächtig die Klausel des Pariser Vertrags von 1856, die Rußlands Aktionsfreiheit im Schwarzen Meer beschränkte, für sein Land nicht mehr bindend zu erklären. Lord Granville protestierte gegen den Vertragsbruch und verwies auf künftige Verwicklungen. Das sei die Redeweise, wenn Leute nichts tun wollten, bemerkte Bismarck bei Empfang der Depesche. Der neue britische Vertreter Englands zu Versailles, Mr. Odo Russell, ein Mann von Energie und seltener Gewandtheit in Behandlung von Menschen und Dingen, drohte kurzweg mit Kriegserklärung, wenn Rußland auf seinem Standpunkt beharre, und wurde ein Jahr später durch Gladstone im Unterhaus desavouiert: er habe ohne Auftrag seiner Regierung gehandelt. Immerhin mußte Rußland der Form nach einlenken, Bismarck deckte den Rückzug der britischen Regierung durch den Vorschlag zur Berufung einer Konferenz, die 1871 zu London zusammentrat, das internationale Recht in der Theorie aufrecht erhielt und hierauf Rußland von den Verpflichtungen freisprach, von denen es sich selbst befreit hatte: ‚Eine Posse, in der England die leitende Rolle übernahm', spotteten empörte Patrioten.

Gladstones Antipathie gegen Bismarck wurde von diesem vollauf erwidert. Mit Gladstone hielt er jede Verständigung ausgeschlossen; seiner bekannten Äußerung, dieser werde, zur Macht gelangt, England ruinieren, entsprach jene andere, im Nineteenth Century vom September 1887 mitgeteilte, wenn er so viel Unheil über sein Land gebracht hätte wie Gladstone über das seine, hätte er sich längst erschossen. Zum Glück für das Verhältnis zwischen beiden Ländern war bereits 1871 der nunmehrige Lord Odo Russell, später unter dem Namen Lord Ampthill bekannt, zum Botschafter Großbritanniens in Berlin ernannt worden. Zu Versailles hatte er Bismarcks Vertrauen und Zuneigung gewonnen, er wußte ihn zu behandeln, wenn nötig mit Ruhe, mit Festigkeit, zuweilen auch mit Humor zu widerstehen, im rechten Moment ohne Preisgabe seiner Würde nachzugeben und unter allen Umständen sich seine Freundschaft zu erhalten. Es begünstigte die Beziehungen zwischen beiden Männern, daß der Engländer im diplomatischen Haus seines Vaters zu Wien und Berlin aufgewachsen, Deutschland wie eine zweite Heimat kannte, liebte und verstand und nicht nur seine Sprache, sondern auch seine Dialekte mit Fertigkeit meisterte. Bismarck, der England wiederholt besucht hatte, sprach seinerseits geläufig englisch, mit altväterlicher Betonung und leichtem Akzent. Nicht nur war Shakespeare ihm vertraut, er zitierte eines Tags unter der Eingebung des Augenblicks zwanzig Zeilen aus ‚Lalla Rook‘ und verriet auch sonst genaue Kenntnis der englischen Literatur. Das fleckenlose Familienleben des Staatsmannes, der von sich sagen durfte, nie habe der Ehebruch seine Schwelle entweiht, erweckte in England Sympathie und Achtung, auch bei politischen Gegnern. Das tiefe Mißtrauen, das Bismarck stets von jeder verpflichtenden Annäherung zu England abhielt, vertrug sich mit Verständnis und Neigung zu angelsächsischem Wesen; die Freundschaft mit Motley überdauerte aus der Jugendzeit bis ins späte Alter, die Verehrung, die Carlyle für den ihm geistesverwandten Vertreter seiner Theorien empfand, war gegenseitig; für den Schotten wie für den Preußen galt Hegels Axiom, nach welchem der Mensch für den Staat, nicht umgekehrt, vorhanden ist. Aber auch die Anerkennung Bismarcks für Carlyle hatte Grenzen. Nach Ausbruch des türkisch-russischen Krieges schlug letzterer vor, die drei hauptinteressierten Mächte, England, Rußland, Österreich, sollten ‚dem großdenkenden, edlen und weitsehenden Mann ohne nationale Wünsche und Interessen in der Sache ihre Ansprüche unterbreiten und dieser die Vermittlerrolle übernehmen‘. Bismarck lehnte ab. Der Reichstag vernahm, eine aktive Beteiligung Deutschlands, so lange keines seiner Interessen in Frage stehe, sei die Knochen auch nur eines einzigen pommerischen Musketiers nicht wert. Bismarcks Stunde schlug mit Zusammentritt des Berliner Kongresses und dem Antritt seiner Rolle des ehrlichen Maklers. Disraeli, nunmehr Lord Beaconsfield, ‚der alte Jude‘, wie der deutsche Reichskanzler ihn zu nennen pflegte, fiel aus dem Rahmen der konventionellen britischen und überhaupt der europäischen Begriffe dessen, was mit der äußeren Er-

scheinung hochgestellter Persönlichkeiten verbunden zu sein pflegt, denn er wies, bis zur weinerlichen Karikatur, alle Merkmale seiner Rasse auf, und es währte einige Zeit, bis voreingenommene Aristokraten, wie selbst Fürst Chlodwig Hohenlohe, zur Einsicht von seiner Bedeutung kamen. Nicht so Fürst Bismarck, der sich zu einer ihm verwandten Herrschernatur hingezogen fühlte. Auch das war willkommen, eine alte Abrechnung mit dem Fürsten Gortschakow durch Auszeichnung Beaconsfields und Zusammenwirken mit ihm zu begleichen. Von allen Erfolgen seiner Diplomatie ist keiner so rückhaltslos in England anerkannt worden als Bismarcks ehrliches Bemühen, durch Herbeiführung des Einverständnisses zwischen den Mächten den Frieden Europas zu sichern. Das weitere Ergebnis der Verhandlungen, das im Oktober 1879 abgeschlossene Bündnis mit Österreich, wurde vom englischen Premier, Lord Salisbury, mit Freuden — tidings of great joy — begrüßt. In England wurde laut anerkannt, daß Bismarck sein nach Sedan gegebenes Versprechen gehalten und von Deutschland keine Bedrohung des Weltfriedens zu fürchten sei. Es werde allgemein zugestanden, schrieb im Juli 1879 u. a. die ‚Quarterly Review‘, daß der Reichskanzler die von ihm übernommene Aufgabe mit Unparteilichkeit, Würde und Erfolg gelöst habe; ihm sei es 1875 zu danken gewesen, wenn der diabolische Versuch der Militärpartei, einen zweiten Krieg mit Frankreich heraufzubeschwören und ihre Ansprüche auf deutsch-österreichische Provinzen, auf Antwerpen, auf Holland, auf Helgoland, auf Einmischung im Osten vereitelt worden seien. Er sei und bleibe unentbehrlich; die in sieben Jahren ebenso oft wiederholte Drohung, sich von den Geschäften zurückzuziehen, genüge, um die ganze deutsche Nation um ihn zu scharen, in dem der Einheitsgedanke Gestalt gewonnen habe.

Bismarcks innere Politik dagegen weckte scharfen Widerspruch in der englischen Presse und öffentlichen Meinung, wenn auch in bezug auf den Kulturkampf keine Einstimmigkeit in der Verurteilung herrschte.

Zum Zeitpunkt, wo er in Deutschland ausbrach, war man in England am Werk, die letzten Spuren religiöser Verfolgung und das in Irland begangene Unrecht aus dem Schuldbuch des britischen Volkes zu tilgen. Die Entstaatlichung der Hochkirche in Irland vollendete, was die Katholikenemanzipation begonnen hatte. Völlige Gleichberechtigung der Bekenntnisse war zugestanden. Nichtsdestoweniger hatten die vatikanischen Dekrete das Bewußtsein der protestantischen Kirchen aufs tiefste verletzt und ein Gefühl der Gefährdung religiöser Freiheit durch die Ansprüche des Papsttums ausgelöst, das auch außerhalb kirchlicher Kreise zum Ausdruck kam. Diese Beurteilung der Zeitereignisse sah im Kulturkampf ein Ringen zwischen zwei Despotismen, für das Bismarck nicht ausschließlich verantwortlich gemacht wurde. Die Maigesetze, so hieß es, wurden mit großer Härte entworfen und mit noch größerer Härte ausgeführt, aber sie erfüllten ihren Zweck und entfernten, wie zu hoffen für alle Zeit, die drohende Gefahr eines chronischen Religionskrieges in Mitteleuropa. Wogegen Bismarcks Re-

pressivgesetzgebung gegen die Sozialisten keine Verteidiger in England fand, und alle Fortschritte der Sozialdemokratie ihr zur Last gelegt wurden. Auch seine Polenpolitik sei durchaus verfehlt und werde einen Rassenkampf einleiten, wie es denn überhaupt die schlimmste Folge jedes übermächtig gewordenen persönlichen Regimentes sei, freie Entwicklungen zurückzudrängen und keine starken Individualitäten neben sich zu dulden. Aufs heftigste wandte sich die Kritik gegen Bismarcks Sohn Herbert, dessen verletzende Brutalität die Kehrseite des Systems aufweise und dessen einziges Verdienst, die Abstammung von seinem Vater, diesem nur zum Nachteil gereiche. Die Wandlungen in Bismarcks Verhalten dagegen, seinen Friedensschluß mit Rom, seinen anfänglichen Verzicht auf koloniale Erwerbungen und seinen späteren Übergang zu einer gemäßigten Kolonialpolitik, seinen Wechsel vom Freihändler zum Schutzzöllner fanden englische Beurteiler durch die veränderten Verhältnisse bedingt und im Staatsinteresse geboten. Es entspreche den Überlieferungen englischer Staatskunst, statt doktrinärem Festhalten an Theorien sich mit praktischem Patriotismus den Tatsachen zu fügen.

An Reibungen und Verstimmungen zwischen London und Berlin hat es während Bismarcks Amtsführung nicht gefehlt, noch hat er dieselben ungern gesehen, aber, so im Battenbergischen Konflikt, die loyale, versöhnliche Haltung der Königin Viktoria rückhaltlos anerkannt und es nicht allein seinen Verdiensten, sondern der in England von Anbeginn mißtrauisch feindseligen Stimmung gegen den jungen Kaiser und sein Regiment zu danken gehabt, wenn seine Entlassung vom englischen Volk einer Katastrophe gleichgesetzt wurde. Eine Schande, so nannte u. a. der Berichterstatter der Contemporary Review vom Frühsommer 1892 die in englischen Blättern veröffentlichten Angriffe von Deutschen gegen ihn, der vierzig Jahre hindurch dem Vaterland mit unvergleichlicher Treue und Hingebung gedient und seine Weltstellung begründet habe. Mit herbster Kritik des neuen Herrschers kontrastierte das nahezu einstimmige Lob seines Ministers in den tonangebenden Organen der Presse: ‚Sein Rücktritt', so schrieb die ‚Westminster Review', ‚erfüllt uns mit Bedauern und Sorge. Es war Bismarcks Ruhm, im Frieden bewahrt zu haben, was er durch Krieg geschaffen hatte. Er und nur er allein konnte den Sturmwinden europäischer Politik Ruhe gebieten und wie Shakespeares Cäsar

bestride the narrow world
Like a Colossus; and we petty men
Walk under his huge legs.'

Deutsche Schul- und Erziehungsprobleme der Zukunft / Von Josef Heß

Herr von Bethmann-Hollweg hat in einer der Reden, die er nach Kriegsausbruch im Reichstag gehalten hat, mit jener Offenheit und Ehrlichkeit, die wir Deutschen ganz besonders hoch an ihm schätzen, die Utopie abgewiesen, als ob der politische Burgfrieden auch über den Krieg hinaus zu einer Dauerperiode innerpolitischer Ruhe führen würde. Kämpfe werden unvermeidlich wiederkommen, so verlockend auch die Vorstellung des Gegenteils sein mag. Denn das war wohl die beste unter den mancherlei guten Begleiterscheinungen, die der ungeheure Krieg für Deutschland im Gefolge hatte, daß mit einem Schlage die innerpolitischen Wirren zum Schweigen gebracht waren. Wie ein tiefes Aufatmen ging es darob durch unser Volk, als sei es endlich einmal einen Druck los, der es selbst in Momenten nationalen Hochgefühls nie so recht zu ganz ungetrübter Freude am Glück seines äußeren Wohlergehens kommen ließ. Und dieser Waffenstillstand im politischen Tageskampf wird auch zweifellos für Deutschland wenigstens eine Gesundung seines überreizten politischen Nervensystems zur Folge haben, die an sich schon erträglichere Formen in der Debatte erhoffen lassen darf.

Darüber hinaus wird auch das mit so überwältigendem Schwung hervorgetretene deutsche Nationalbewußtsein in manchen Fragen die Grundlage für Versöhnlichkeit und Verständigung abgeben können. Und schließlich wird die dem deutschen Volke bislang ganz ungewohnte Beschäftigung mit den großen Fragen der Weltpolitik, der es sich nach diesem Kriege vermutlich mit einem ganz besondern Maß von Gründlichkeit hingeben wird, eine Weitung des Blickes mit sich bringen, die uns immerhin von jener politischen Silbenstecherei befreien dürfte, die den Tageskampf ganz besonders aufreibend gestaltete und so oft eine allseitige Verärgerung im Gefolge hatte, die in gar keinem Verhältnis mehr zu dem erstrebten oder erreichten Ziele stand.

Hauptsache aber wird sein und bleiben müssen, daß von allen Seiten in die zweite Periode der Geschichte des neuen Deutschen Reiches mit dem guten Willen eingetreten wird, Gegensätze des prinzipiellen Standpunktes mit jener Vornehmheit und Sachlichkeit zum Austrag zu bringen, die der gewaltigen Ereignisse der schweren und doch so glorreichen Kriegsjahre würdig sind. Wir alle hoffen, daß aus diesen Ereignissen ein Deutschland hervorgeht, dem auch in seiner inneren Politik der große Zug wiedergegeben sein wird, der mit seinem ersten Kanzler dahingegangen war — trotz des Bürgerlichen Gesetzbuches, trotz der Reichsversicherungsordnung und trotz der Wehrvorlage von 1913.

Innerpolitische Kämpfe werden wiederkommen, und kein Mensch kann sagen, in welchem Umfang. Nur das eine läßt sich voraussagen, daß sie um so hartnäckiger sein werden, je näher sie dem Gebiete der Weltanschau-

ung liegen. Das gilt z. B. für große Teile der Schul- und Erziehungsfrage. Ihrem innersten Wesen entsprechend hat sie stets zu den am meisten umstrittenen Problemen gehört, und daran wird grundsätzlich auch in Zukunft nichts zu ändern sein. Selbst während des Krieges ist sie nicht unerörtert geblieben. Ich denke dabei nicht an die vielen Stimmen, die sich zu dem so naheliegenden Thema der künftigen Erziehung unserer Jugend zu echtem Nationalbewußtsein haben vernehmen lassen und sich dabei meistens in einer so wohltuenden Übereinstimmung der Ansichten befanden. Auch die eigentlich politischen Seiten des Schulproblems und ihre Zukunftsaussichten werden schon seit Monaten von ernst zu nehmenden Persönlichkeiten der verschiedenen Richtungen erörtert.

Das ist kein Fehler. Genaue Kenntnis der Auffassung und Ansichten aller in Betracht kommenden Faktoren ist die erste Voraussetzung für jene verständnisvolle Versöhnlichkeit, die wir alle als eine der schönsten Früchte des furchtbaren Ringens um unsere nationale Existenz erhoffen. In diesem Sinne wollen auch die folgenden Darlegungen aufgefaßt sein.

* * *

Wenn man in Deutschland von Schulfrage spricht, so denkt man im allgemeinen nur an das sogenannte niedere Schulwesen. Für dieses gibt es sozusagen eine Schulfrage in Permanenz, weil es seinem Wesen nach mit einem rein politischen Einschlag behaftet ist. Das hängt einfach damit zusammen, daß die Volksschule, abgesehen von der Fortbildungsschule, das eigentliche Bildungsmittel des gesamten Volkes ist. Die etwa fünf vom Hundert der Bevölkerung, die es überhaupt nicht oder nur vorübergehend in Anspruch nehmen, interessieren die Politik und somit die breite Öffentlichkeit nur von Fall zu Fall. Das schließt nicht aus, daß die mit dem sogenannten höheren Schulwesen zusammenhängenden Fragen auch für die allgemeine kulturelle Entwicklung unseres gesamten Volkes von großer Bedeutung sein können, weshalb auch hier von ihnen zu sprechen ist.

Am fesselndsten war im letzten Jahrzehnt die Auseinandersetzung zwischen dem humanistischen und dem realistischen Bildungsideal. Das letztere hat unleugbar beträchtlich an Boden gewonnen, und es ist unschwer vorauszusagen, daß der Krieg seiner Weiterentwicklung aus folgenden Erwägungen günstig vorarbeitet. War Deutschland schon vor dem Kriege mit seiner Handelsbilanz von 19 Milliarden England dicht auf den Fersen, so wird die Tendenz der deutschen Wirtschaftsgebarung in Zukunft noch ausgesprochener auf Handel und Verkehr zugeschnitten erscheinen. Ein Versuch ränkevoller Handelskriege etwa seitens Englands und Amerikas würde diese Tendenz nur dann wirksam unterbinden können, wenn diese Mächte selbst in der Lage wären, die Nachfrage auf dem Weltmarkt mit eignem günstigem Angebot zu decken. Wäre das möglich, so hätte England das längst getan und nicht nötig gehabt, diesen furchtbaren Krieg anzuzetteln, der ja nur das durch brutale Gewalt besorgen soll, was England durch wirtschaftliche Überlegenheit nicht mehr leisten konnte. Die Sache

wird notwendigerweise und aus Gründen, die in ihr selbst liegen, anders kommen. Ebensowohl wie England, Rußland und Italien, von Holland und der Schweiz nicht zu reden, sich zu gegebener Zeit daran erinnern werden, daß Deutschland vor dem Kriege ihr bester Abnehmer war, werden auch Weizen, Baumwolle und Petroleum aus Amerika den deutschen Markt wieder suchen. Daran wird England nichts ändern können. Das Gegengewicht des deutschen Exportes und damit das eifrige Bemühen Deutschlands, seiner Handelsbilanz einen möglichst aktiven Charakter zu erringen, ergibt sich hiermit von selbst. Wie innerlich unmöglich z. B. ein allgemeiner Trust zwischen dem jetzigen Vierverband mit gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichteten Ausschlußbestimmungen sein würde, hat Richard Calwer kürzlich an einigen praktischen Beispielen treffend beleuchtet.

Deutschlands weltwirtschaftliche Bedeutung wird also zum mindesten nicht sinken, wahrscheinlich aber steigen. Und dem wird sich die Erziehung seines intellektuellen Nachwuchses ganz automatisch anpassen. Man mag das im Interesse des humanistischen Bildungsideals bedauern, wird aber die vaterländische Notwendigkeit ohne weiteres zugeben müssen. Auch als wärmster Anhänger des Bildungsganges, den das humanistische Gymnasium vermittelt, wird man sich der Tatsache nicht verschließen wollen, daß angesichts der kommenden Aufgaben des Deutschen Reiches eine größere Ausdehnung des Bildungsrealismus kaum zu vermeiden sein wird. Und hierauf sollten auch die Katholiken Deutschlands sich unter allen Umständen einrichten. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß, man darf wohl sagen, der Katholizismus als solcher der realen Bildung gegenüber stets eine gewisse Zurückhaltung an den Tag gelegt hat. Das hat bekanntlich sehr tief liegende, gute Gründe, über die man nicht ohne weiteres geringschätzig die Achseln zucken darf. Mögen diese aber auch nach wie vor gut und stichhaltig erscheinen, so darf man sich doch als Katholik nicht der bedenklichen Konsequenz verschließen, daß die Katholiken auf wirtschaftlichem Gebiete um so länger im Hintertreffen bleiben, je länger sie sich der realistischen Bildung gegenüber ablehnend verhalten. Es wäre deshalb dringend zu wünschen, daß die Frequenzziffern der Katholiken auf den entsprechenden Lehranstalten eine Steigerung erführen, die ihrem Anteil an der Bevölkerung wenigstens einigermaßen entspräche.

Derartige Zugeständnisse an vaterländische Notwendigkeiten können aber billigerweise auch ein Entgegenkommen von der anderen Seite erwarten lassen. Daß bei Neugründungen höherer Lehranstalten zunächst an die realwissenschaftliche Materie gedacht wird, sei als derzeitiges Erfordernis anerkannt. Höchst bedauerlich aber wäre es für das gesamte deutsche Geistesleben, wenn auch nur eine der bestehenden humanistischen Anstalten darüber eingehen sollte. Es steckt im Humanismus doch unleugbar ein tiefer Inhalt von reinem Idealismus, der zwar meist nicht so ohne weiteres in geprägtes Gold umzusetzen ist, ohne den man aber trotzdem unser Volk in alle Zukunft

nicht wissen möchte. Gerade Deutschland würde den Übergang zu übertriebenem oder gar einseitigem Realismus nicht versuchen dürfen, ohne daß es sich damit der Gefahr einer vollkommenen Wesensänderung seiner intellektuellen Oberschicht aussetzen würde, die sowohl an sich nicht wünschenswert wäre, wie sie auch in ihrer unausbleiblichen Rückwirkung auf das gesamte Geistesleben unserer Nation von bedenklichen Folgen sein würde. Deutschland ist kraftvoll und mächtig genug, um sich eine liebvolle Pflege des Ideals um des Ideals willen gestatten zu können. Es leistet damit nicht nur dem wissenschaftlichen Idealismus edle Dienste, die am Volke selbst nie unbelohnt bleiben, sondern bleibt dadurch auch seinem Wesen in innerster Seele getreu. Möchte man wirklich an unsern Hochschulen die Vertreter der klassischen Bildung missen? Haben sie nicht gewissermaßen etwas Feierliches an sich, als konzentriere sich in ihnen der Begriff der reinen Wissenschaft nicht weniger als in den Philosophen und Theologen vom Fach? Was aber sollen sie noch, wenn sie keine nennenswerte Schülerschar mehr zu ihren Füßen sitzen haben, die sie versteht! Und steckt nicht in der klassischen Wissenschaft ein hochkonservatives Element, das nur zum Schaden des gesamten deutschen Volkstums eine starke Minderung erfahren würde? Wie überhaupt nur eine gute Mischung von Fortschritt und Konservatismus ein gesundes Staatswesen ergibt, so fällt der klassischen Wissenschaft ein gut Teil an der Erhaltung dieses konservativen Zuges zu.

Ich halte deshalb jenes Programm aus dem Schützengraben, das in der Fachpresse und in Tageszeitungen jüngst eifrig erörtert wurde, und das darin gipfelte, daß das Lateinische auf die drei oberen Klassen der höheren Schulen, noch dazu als Wahlfach, verwiesen, das Griechische aber gänzlich in den Hörsaal der Universität verbannt werden solle, für eine Extravaganz, die man, bei aller Achtung vor der begeisterten Stimmung, der sie ihre Entstehung verdankt, nicht weiter diskutieren sollte.

Volle Zustimmung dürfte es dagegen auf allen Seiten finden, daß für den Unterricht in der deutschen Muttersprache ein größerer Raum beansprucht wird, wie auch die Geschichte auf der Oberstufe eine andere stoffliche und didaktische Gestaltung erfahren, und nicht zuletzt die Erdkunde aus der ganz stiefmütterlichen Behandlung herausgehoben werden muß, die bereits in der Vergangenheit in einem fast komischen Gegensatz zu Deutschlands weltpolitischen Interessen und Aufgaben gestanden hat. Ob daneben auch die körperliche Ausbildung in Zukunft eine noch größere Verstärkung nötig hat, als sie ihr im letzten Jahrzehnt bereits zuteil geworden ist, darüber werden wir ja zunächst ein Urteil unserer militärischen Autoritäten abwarten müssen. Daß Kriege indes nicht durch die Muskelkraft oder sportliches ‚Training' gewonnen werden, dürfte inzwischen klar geworden sein. Sonst wäre die russische Dampfwalze längst in Berlin und die Engländer längst im Besitz der Dardanellen.

* * *

Erheblich zahlreicher und zum Teil von ungleich wesentlicherer Bedeutung sind die Probleme, die aus dem niedern Schulwesen hervorwachsen. Die zurzeit aktuellsten sollen soweit erörtert werden, als es der mir zur Verfügung gestellte Raum gestattet. —

In gewissen Kreisen sehr gepflegt ist das Projekt eines Reichsschulgesetzes. Die Reichsverfassung hat die Erledigung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten. Jene pädagogischen Reformbestrebungen, die nach Vereinheitlichung des deutschen Schulwesens trachten, haben in ihrem Programm vielfach die Abänderung dieses verfassungsmäßigen Zustandes stehen. Was sie anstreben, läßt sich auf die Formel eines Reichsschulgesetzes mit einem Reichsunterrichtsministerium bringen. So allen voran die Sozialdemokratie. Sie begründet ihre Bestrebungen mit den nach ihrer Ansicht unzulänglichen Einrichtungen auf dem Gebiete der Schulpflicht, der Ausstellung von Zeugnissen, der vorzeitigen Entlassung, der Ortsschulaufsicht, der Klassenfrequenz, der Ferien, der innern Organisation und der Vorbildung der Lehrpersonen (H. Schulz). Positiv ausgedrückt verspricht sie sich von dem Übergang der Schulen in die Obhut des Reiches eine allgemeine Förderung des gesamten Schulwesens. Daß sie mit der Verwirklichung ihres schulpolitischen Ideals gleichzeitig ihre staatspolitischen Ansichten fördern zu können hofft, versteht sich von selbst.

Nach unserer Auffassung wäre eine Unterstellung des deutschen Schulwesens unter eine Reichsinstanz ein schwerer Fehler. Von den außerordentlich komplizierten verfassungsrechtlichen Hindernissen wollen wir dabei ganz absehen. Es gibt sonst noch Gründe genug, die ein solches Experiment kategorisch verbieten. Seine nächste Folge würde die sein, daß alle einzelstaatlichen Unterrichtsetats auf den Reichsetat übergehen müßten. Das würde ganz ohne Not ein riesenhaftes Emporschnellen des Reichsetats bewirken, was jeder, der rechnen kann, für unerwünscht halten muß. Schon aus diesem Grunde muß die jetzt bestehende Arbeitsteilung für sehr glücklich erachtet werden. Mit der Verrechnung hätte aber die Reichsinstanz auch die Fürsorge für die gesunde Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens zu übernehmen. Gesetzt nun der Fall, ein Reichsschulsekretariat ließe sich an sich genau so gut vertreten wie z. B. ein Reichspostsekretariat, so dürfte doch jeder Kenner der Verhältnisse zugeben, daß der andere legislative Faktor im Reich, nämlich der Reichstag, bei seiner fortgesetzt zunehmenden Arbeitsbelastung einfach außerstande wäre, auch noch das deutsche Schulwesen zu bearbeiten, vorausgesetzt, daß dieses nicht nur auf seiner glänzenden Höhe bleiben, sondern auch eine organische Weiterentwicklung erfahren sollte. Man stelle sich zudem einen Reichstag vor, der neben seinem gewöhnlichen reichen Arbeitspensum noch große Sondervorlagen, etwa Finanzreformen oder Handelsverträge, zu erledigen hat; wo soll er die Muße zur Bearbeitung des so überaus große Hingabe und Gründlichkeit beanspruchenden Schuletats hernehmen? Würde er diese Arbeit auch nur annähernd so gründlich erledigen können wie ein Einzelparlament?

Zudem ist die bestehende Scheidung des Schulwesens in die bundesstaatlichen Einzelorganisationen nicht etwa ein Hindernis für dessen gesunde Entfaltung, sondern durch das Triebmittel des Wettbewerbs der Kräfte vielmehr ein Förderungsgrund. Wie oft hat man beispielsweise im Preußischen Abgeordnetenhause gerade von der Linken auf diesen oder jenen Fortschritt im Schulwesen anderer Bundesstaaten hingewiesen. So 1914 noch auf Bayern in der Frage der Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium. Auch die Regelung des bayerischen Fortbildungsschulwesens könnte für Preußen vorbildlich sein, wenn auch vielleicht nicht nach Ansicht der Linken. Gerade jene Kreise, die auf eine stetige Weiterentwicklung unseres deutschen Schulwesens anscheinend so großen Wert legen, müßten die für dieses bestehenden verfassungsmäßigen Zustände deshalb besonders begrüßen. Und eben der Wille, diese Weiterentwicklung nach Kräften zu fördern, ist es in erster Linie, der uns veranlassen muß, unter allen Umständen an der jetzigen Ordnung der Dinge festzuhalten. Es ist doch einleuchtend, daß ein Einzelstaat für sein Schulwesen mehr tun kann als das Reich; auch mehr tun wird, weil er ein viel lebhafteres heimatliches Interesse daran hat. Nicht zuletzt aber ist auch die Belassung der Schulverwaltung bei den Einzelstaaten eines der wichtigsten Glieder im Rahmen unseres bundesstaatlichen Föderativsystems, welches sich in der Vergangenheit so glänzend bewährt hat, daß wir gut tun, daran festzuhalten. Den unitaristischen Tendenzen der Sozialdemokratie ist damit freilich nicht gedient. — Wer übrigens besonders üble Erfahrungen rein praktischer Natur mit einer Reichsschulinstanz machen würde, das wäre die Volksschullehrerschaft, deren Standes- und Gehaltsbewegung aus Gründen, die ich später andeuten werde, sofort ins Stocken geraten würde.

* * *

Die Idee einer Vereinheitlichung des deutschen Schulwesens findet gegenwärtig ihren beliebtesten Ausdruck in dem Programm der vielberedeten ‚Einheitsschule'. Die Ansichten darüber, was man unter der Einheitsschule zu verstehen habe, gehen auseinander, leiden auch nicht selten an Unklarheit und Unentschlossenheit. Die größte Organisation von Fachleuten, die sich zurzeit geschlossen für die Verwirklichung der Einheitsschule einsetzt, ist der Deutsche Lehrerverein, dessen Auffassung deshalb ein weitgehendes Interesse in Anspruch nehmen kann. Auf seiner Jahresversammlung 1914 in Kiel hat er sich über dies Thema von Kerschensteiner referieren lassen und dessen Ausführungen zugestimmt. Nach Kerschensteiner sind die Grundideen der Einheitsschule folgende: Vom sechsten Lebensjahr, als dem Beginn der öffentlichen Schulpflicht, bis zum Abschluß des Universitätsstudiums muß ein lückenloser Aufbau des gesamten Schulwesens führen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß diesem Schulorganismus auch nur ein einziger geradliniger Lehrplan zugrunde liegen müsse. Die Differenzierung in eine Mehrheit von Bildungsgängen soll vielmehr bestehen bleiben und je nachdem noch weiter ausgebaut werden. Jedem, gleichgültig von welcher Her-

kunft, soll die Möglichkeit geboten werden, alle schulmäßigen Bildungsgelegenheiten genau so weit auszunützen, als es seinen Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Und darüber entscheidet nicht seine Abstammung oder die pekuniäre Leistungsfähigkeit seiner Eltern, sondern letzten Endes das Urteil der Schule. Geistig oder moralisch minderwertige Elemente werden dadurch von der künstlichen Emporzüchtung auf höhere Stufen der Bildung ferngehalten, mögen sie nun aus vermögendem Hause oder aus armer Familie stammen. Umgekehrt: Das wirkliche Talent wird in seiner geistigen Entwicklung unter allen Umständen gefördert, ohne Rücksicht auf seine Herkunft. Kerschensteiner drückt das so aus: ‚Ein Rechts- und Kulturstaat muß seine Erziehungseinrichtungen nach dem Grundsatz des gleichen Rechtes für alle gestalten. Das ideale Recht des einzelnen in bezug auf seine Erziehung ist, nach Maßgabe seiner Erziehungsfähigkeit erzogen zu werden. Sobald die Staatsgemeinschaft aus allgemeinen Mitteln, zu denen jeder nach seiner Leistungsfähigkeit direkt oder indirekt beiträgt, Schuleinrichtungen für allgemeine Erziehungszwecke schafft, darf kein Kind, dessen geistige und moralische Veranlagung der Einrichtung entspricht, durch irgendwelche Mittel von der Benutzung dieser Einrichtung ausgeschlossen werden . . . Der Kulturstaat würde sich selbst schädigen, der von seinen hohen Schulen die Kinder aus andern Erwägungen ausschlösse, als aus mangelnder geistiger und moralischer Begabung.‘

Es ist von hohem Interesse, daß die Schulreformbestrebungen der Sozialdemokratie in ganz ähnlichen Bahnen laufen. H. Schulz formuliert z. B. das Wesen der Einheitsschule so: ‚Zunächst wird sie alle bestehenden Schuleinrichtungen, soweit sie als erprobt und brauchbar gelten können, und alle noch zu schaffenden neuen Schuleinrichtungen in eine einzige organische Gesamtheit zusammenfassen . . . Und als zweiten Grundsatz wird sie das unbedingte Recht jedes einzelnen auf jede Schulgattung aussprechen, ein Recht, das nur an der persönlichen Leistungsfähigkeit eine Grenze findet.‘

Die leitende Idee der Einheitsschule läßt sich hiernach also etwa bezeichnen als das Streben nach einer Vergesellschaftung der geistigen Produktionsmittel. Das würde mithin eine vollständige Umwälzung des bestehenden Zustandes bedeuten. — Andere gehen nicht soweit, sondern verstehen unter der Einheitsschule lediglich eine Neuorganisation des deutschen Schulwesens in dem Sinne einer engern organischen Zusammenfassung der einzelnen Unterrichtsanstalten, erweitert durch die Forderung, daß alle Kinder des deutschen Volkes unbedingt durch den Unterbau des Organismus hindurch müssen unter Aufhebung aller bestehenden Sonderanstalten, z. B. der Vorschulen zu den höheren Lehranstalten. Dahin verstehe ich u. a. die Leitsätze des Referates, das auf der Pfingsttagung des Katholischen Lehrervereins 1914 zu Essen gehalten wurde.

Nun kommt aber hinzu, daß die Idee der Einheitsschule, soweit sie von der liberalen Seite vertreten wird, eigentümlicherweise mit der Tendenz der Simultanisierung unserer Volksschulen verquickt wird. Der Deutsche

Lehrerverein nahm nämlich im Anschluß an das Kerschensteinersche Referat folgende Resolution an: ‚Die deutsche Lehrerversammlung fordert in Übereinstimmung mit den Ausführungen und den Leitsätzen des Vortragenden die organisch gegliederte nationale Einheitsschule, die einen einheitlichen Lehrerstand zur notwendigen Voraussetzung hat und in der jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten beseitigt ist ...'

Ich muß mich hier auf die Heraushebung dieser Gesichtspunkte aus dem Problem der Einheitsschule als der wichtigsten beschränken. Wie wird man sich dazu zu stellen haben?

Gegen die Einrichtung eines lückenlosen Aufbaues unseres Schulwesens ist natürlich nichts einzuwenden. Man kann sich dabei aber auf den Standpunkt stellen, daß wir davon durchaus nicht so weit entfernt sind, als man mancherseits anzunehmen scheint. Was daran noch fehlt, dürfte verhältnismäßig leicht zu schaffen sein, auch ohne daß man den großen Apparat der Einheitsschulbestrebungen in Bewegung setzt. Jedenfalls aber wird man das historisch Gewordene dabei nicht einfach außer acht lassen können.

Darüber hinaus kann zugegeben werden, daß der soziale Kern im Begriff der Einheitsschule, wie sie von Kerschensteiner gedacht ist — dessen Referat übrigens noch manchen beachtenswerten Gedanken bietet —, viel für sich hat. Seine Vergesellschaftung der geistigen Produktionsmittel scheint mir nämlich etwas grundsätzlich anderes zu sein als ihr materielles Gegenstück im sozialistischen Kommunismus. Gegen die Idee einer geistigen Zuchtwahl läßt sich prinzipiell vernünftigerweise nichts einwenden. W. Rein hat recht, wenn er sagt, ‚daß die sozialen Verhältnisse in Bildungsfragen nicht den Ausschlag geben dürfen. Es ist allgemein Überzeugung geworden, daß weder der Stand noch der Geldbeutel der Eltern bestimmend sein dürfen in der Wahl der Schule, sondern allein die Begabung des Kindes ..., daß die Kulturarbeit eines Volkes am besten nicht durch die Reichsten, nicht durch die Vornehmsten, sondern durch die Tüchtigsten gefördert wird'.

Es steht also grundsätzlich gar nichts im Wege, daß man an der Idee freier Bildungsmöglichkeiten aller Bevölkerungsschichten mitarbeitet. Eine ganz andere Frage ist es aber, ob diese Idee zu verwirklichen ist. Auch Kerschensteiner nennt ja bezeichnenderweise das allgemeine Anrecht auf Bildung ein ideales. Daß ihm praktisch ganz enorme Schwierigkeiten im Wege stehen, werden auch seine eifrigsten Verfechter bei nüchterner Überlegung nicht wohl übersehen können. Grundsätzlich kann man diese Idee für etwas vom sozialistischen Kommunismus wesentlich Verschiedenes halten; praktisch dagegen hat ihre Durchführung eine vollständige Umwandlung der gesamten Struktur unseres Gesellschaftsorganismus zur Voraussetzung. Diese Umwandlung mag in dieser oder jener Hinsicht noch so gesund und einleuchtend erscheinen; leicht durchzuführen ist sie auf keinen Fall. Vielleicht aber undurchführbar. So rechnet denn auch der Katholische Lehrerverein nicht auf ihre Verwirklichung ‚im nächsten Jahrzehnt'. In wichtigen Punkten ist sie zudem nichts weniger als unbestreitbar. Wieso soll denn

z. B. das Elternhaus bei der Bestimmung darüber, welche Bildungsmittel bei seinen Kindern angewendet werden sollen, einfach ausgeschaltet werden? Wieso kann denn der Schule ein unfehlbares Urteil darüber zuerkannt werden, welche geistigen Fähigkeiten ein Vierzehnjähriger einmal in seinem späteren Leben entfalten wird? Auch die Reinsche These: ‚Die Tüchtigkeit hängt nicht von äußern, sondern allein von innern Bedingungen ab: von dem Reichtum und der Kraft innern Lebens, von dem Schatz, den eine gütige Vorsehung dem einzelnen in die Wiege gelegt hat,' kann mit Erfolg bestritten werden. Und so ließen sich die praktischen Bedenken mit Leichtigkeit erweitern. Es haben sich Stimmen erhoben, die durchaus davor zurückscheuen, daß mit der nationalen Einheitsschule ‚eine jahrhundertealte geschichtliche Entwicklung einfach über den Haufen gestoßen' werde, und die sie deshalb ablehnen als ‚eine zu ideale Forderung, die, statt als solche Gutes zu stiften, die Geister verwirrt' (Wehnert). Ich erinnere auch an das viel zitierte Wort des preußischen Kultusministers vom 4. Mai 1914: ‚Es ist wenigstens zweifelhaft, ob diese Schule jemals bei uns wird eingeführt werden können. Noch zweifelhafter ist es, ob sie zum Segen unseres Volkes gereichen würde. Unzweifelhaft aber ist es, daß ihre Einführung unter den gegenwärtigen Verhältnissen und in der übersehbaren Zukunft einfach eine Unmöglichkeit ist.'

Was einem Katholiken aber von vornherein die Lust zur Mitarbeit an der Lösung dieses Problems verleidet, ist der Umstand, daß es von liberalen Kreisen mit der Simultanisierung belastet wird. Das führt auf das nach wie vor aktuellste Thema der gesamten Schulfrage, nämlich das Programm der konfessionellen Schule.

* * *

W. Rein bedauert die Kieler Resolution lebhaft wegen ihrer Verquickung mit der Simultantendenz: ‚Damit wird die religiöse Frage mit der rein organisatorischen verbunden. Das heißt, der Blick der Staatsmänner, der Pädagogen, der Kirchenfreunde, der Volksvertreter wird von dem Hauptthema abgelenkt und mitten in die religiösen Kämpfe unserer Tage versetzt.' Man sollte sich allerdings auf allen Seiten darüber klar sein, daß bei den kirchentreuen Katholiken im Punkte der konfessionellen Kindererziehung jede Diskussion ausgeschlossen ist. In die Simultanschule willigen wir nie und unter keinen Umständen. Wo wir sie hinnehmen, tun wir es nur gezwungen. Denn die Simultanschule steht nun einmal zu unsern Erziehungsgrundsätzen in einem unlösbaren Widerspruch. Und wir meinen, wenn etwas die innere Güte der konfessionellen Schule bewiesen hat, dann ist es der Krieg. Unsere Soldaten, über deren treue Kameradschaftlichkeit man fortgesetzt und mit Recht alles Lobes voll ist, und deren überwältigender Heroismus und titanenhafter Triumph nicht zuletzt auf dieser Kameradschaftlichkeit beruht, sind zum weitaus größten Teil durch dieselbe Konfessionsschule gegangen, deren Gegner früher mit Vorliebe argumentierten, sie entfremde die Kinder desselben Volkes einander. Man

sollte deshalb meinen, daß heute jeder vernünftige Grund dafür fehle, einer Simultanisierung noch das Wort zu reden. Muß man da nicht staunen, wenn trotzdem diese Erfahrungen des Krieges genau zum Beweise des Gegenteils dienen müssen! So bringt einer der bekanntesten liberalen Schulpolitiker folgenden Gedankengang fertig: ‚Was besagen jetzt die Bekenntnisgegensätze? Nicht allein, daß Angehörige aller Bekenntnisse jetzt als Brüder eines Volkes nebeneinander kämpfen und leiden für eine große Sache; nicht allein, daß evangelische und katholische Krankenpfleger Hand in Hand gehen, sondern Männer des verschiedensten Bekenntnisses vereinigen sich auch zu gemeinsamem Gebet und Gottesdienst. Das ist tief bedeutsam. Niemand wird die Unterschiede beseitigen können; aber das Verhältnis der Konfessionen zu einander muß anders werden. Der Krieg muß den Frieden bringen, und die gemeinsame Erziehung muß das Ziel werden. Was bedeutet für die den ganzen Menschen erfassende Frömmigkeit die Unterscheidung in der Lehre, ja, was bedeutet hier überhaupt das Lehrhafte? (Seyfert). – Früher hieß es: Die Trennung in konfessionelle Schulen erzieht das Volk zum Unfrieden, so daß es sich besonders in kritischen Momenten nicht mehr verstehen wird; folglich muß Karthago zerstört werden. Jetzt heißt es: Der denkbar kritischste Moment hat bewiesen, daß unser Volk sich trotz der konfessionellen Schule versteht; folglich — ist sie nicht nötig. Was zu beweisen war.

In Zeiten des Burgfriedens soll man der Versuchung, Satiren zu schreiben, widerstehen. Deshalb stellen wir lediglich fest: Wer den innern Frieden des deutschen Volkes nicht den empfindlichsten Erschütterungen aussetzen will, der beunruhige es nicht mit der Simultanschule, weder im Hinblick auf das bestehende Deutschland, noch im Ausblick auf möglichen Gebietszuwachs.

Soll deshalb das Problem der Einheitsschule mit der Idee der Simultanschule bepackt werden, so kann man auf unsere Mitwirkung zu dessen Lösung nicht rechnen. Der Katholische Lehrerverein hat denn auch zum Ausdruck gebracht, daß ‚für die katholische Lehrerschaft auch bei der Einheitsschule nur die konfessionelle Schule in Frage kommen kann‘. Und Brück, einer seiner klarsten Köpfe und maßgebendsten Vertreter, hat erklärt, daß ‚die katholischen Lehrer in der vom Deutschen Lehrerverein erstrebten Einheitsschule durchaus nicht ihr Schulideal erblicken‘. Es verdient übrigens Beachtung, daß sich, wie Grünholz gezeigt hat, die Freimaurerei lebhaft für die Einheitsschule interessiert, und daß u. a. auf dem Umweg über die Comeniusgesellschaft feine Verbindungslinien von der einen zur andern führen.

* * *

Sind die konfessionellen Volksschulen ein wahrer Segen für unser Volk, dann würde die Folgerichtigkeit verlangen, daß man da, wo sie die Regel sind, auch das Fortbildungsschulwesen konfessionell gestaltete, wenigstens soweit es den Charakter eines allgemeinen Volksfortbildungsschulwesens in organischer Fortführung der Volksschule besitzt, also nicht eine ausge-

sprochene Fachschule ist. Bayern hat diese Folgerichtigkeit besessen, indem hier durch Königliche Verordnung vom 22. Dezember 1913 mit dem Beginn des Jahres 1914 eine konfessionelle Volksfortbildungsschule ins Leben gerufen wurde, deren segensreiche Wirkung nicht ausbleiben wird. Daß zu ihren Lehrgegenständen auch der Religionsunterricht als Pflichtfach gehört, erscheint selbstverständlich. Werthmann-Würzburg hat das mit den Sätzen begründet: ‚Das Gewissen muß, um im Leben die sittliche Persönlichkeit zu stützen, religiös erleuchtet und verpflichtet sein. Darum ist Religion in der Fortbildungsschule notwendig, in Übereinstimmung mit der innern Natur und der bisherigen konfessionellen Erziehung der Schulpflichtigen, in Übereinstimmung mit Eltern, Lehrern und Erziehern, mit dem Geist der konfessionellen Volksschule und der Kirche, aber besonders mit dem Leben und Sterben. Gemeinde und Staat fahren gut dabei, wenn die Erziehung der Jugend auf religiöser Grundlage in kirchlich praktischer Form geübt wird.‘ Die unanfechtbare Richtigkeit dieses Gedankenganges ist durch den Krieg in überwältigender Weise erhärtet worden.

Erfahrungsgemäß stehen in andern Bundesstaaten der Einführung eines derartigen konfessionellen Volksfortbildungsschulwesens Hindernisse im Wege, die der katholische Teil der Bevölkerung auszuräumen nicht in der Lage ist. In solchen Fällen haben sich die Katholiken z. B. in Preußen, soweit sie durch die politische Zentrumspartei vertreten sind, damit beschieden, wenigstens den konfessionellen Religionsunterricht als Pflichtfach in den Lehrplan eingefügt zu wünschen. Leider vergebens, trotzdem sie der Abneigung der liberalen Kreise gegen die Einführung dieses religiösen Unterrichtes so weitgehend Rechnung trugen, daß sie für die ländliche Fortbildungsschule den Religionsunterricht von einem ausdrücklichen Gemeindebeschluß abhängig sein lassen wollten, wodurch also jene Gemeinden, die nichts davon wissen wollten, seine Fernhaltung in der Hand hatten. Auch zu diesem, eigentlich ganz selbstverständlichen Zugeständnis konnte man sich nicht verstehen. Die Folge davon ist, daß der Ausbau des Fortbildungsschulwesens im größten deutschen Bundesstaat stockt. Für das gewerbliche Fortbildungsschulwesen behilft man sich mit gewissen Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung; für eine allgemeine, wie für eine ländliche Fortbildungsschule bedarf es besondern Landesgesetzes. Die Frage drängt nach einer Lösung. Hoffen wir, daß die Erfahrungen des Krieges den wirklich bescheidenen, streng im Rahmen und im Geiste der so viel gepriesenen Selbstverwaltung liegenden Wünschen der Katholiken Preußens demnächst eine günstigere Aufnahme verschaffen werden. Ein Zweig im Aufbau unseres Schulwesens, dem ein so gewaltiger Bruchteil der Bevölkerung mit innerer Abneigung gegenüberstände, könnte sich nicht gesund entwickeln.

* * *

Aus dem Wesen der Konfessionsschule ergibt sich für katholische Auffassung ferner die Notwendigkeit einer innern organischen Verbindung zwischen Kirche und Schule, die sich nicht lediglich darin erschöpft, daß der

Kirche etwa das Recht auf Leitung und Erteilung des Religionsunterrichtes gesetzlich garantiert wird. Der Einfluß der Kirche auf die Schule, oder, um unmißverständlich zu sein, auf das Erziehungswerk der Schule, muß nach unsern Anschauungen auf breiterer Basis stehen. An dieser Überzeugung halten wir fest. Über die äußere Form der organischen Verbindung zwischen Kirche und Schule läßt sich dagegen reden. Ursprünglich bestand sie bekanntlich in der geistlichen Ortsschulaufsicht. Es gibt indes Erwägungen, deren Wichtigkeit man nicht unterschätzen wird, die den Wunsch nach einer etwas anders gearteten Form auch bei treu katholischer Gesinnung verständlich erscheinen lassen. Man wird z. B. Verständnis dafür haben, wenn der Katholische Lehrerverein aus Standesrücksichten eine gewisse Abänderung dieser Form gern sähe. Uns kommt es lediglich darauf an, daß die Kirche in einem Verhältnis zur Schule steht, das ihr den ihr kraft ihrer göttlichen Sendung zukommenden Einfluß auf die Erziehung der Jugend gewährleistet. In ausgezeichneter Weise hat der Katholische Lehrerverein diesen Gedanken in seinen oft angeführten Breslauer Thesen von 1908 also ausgedrückt: ‚Die gesamte Schularbeit muß vom christlich-konfessionellen Geiste durchdrungen sein, und es wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß vor Neuordnung der Schulaufsicht das Recht der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes sowie auf Überwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung gesetzlich festgelegt oder in anderer Weise hinreichend gesichert wird.‘ Die Grundgedanken dieser, auch in katholischen Kreisen hier und da nicht richtig verstandenen programmatischen Erklärung sind folgende: Wir wünschen zwar eine Neuordnung der Schulaufsicht; das in unserer Erklärung genau umschriebene Recht der Kirche, wie es durch die jetzige Form der geistlichen Schulaufsicht ausgeübt wird, muß dann aber vor dieser Neuordnung anderweitig klar und zweifelsfrei garantiert werden. Damit vergleiche man den Beschluß der Aachener Katholikenversammlung von 1912: ‚Der katholischen Kirche muß, abgesehen von dem selbstverständlich ihr ausschließlich zugestandenen Recht, den Religionsunterricht zu erteilen und dessen Erteilung zu überwachen, derjenige Einfluß auf das Schul- und Erziehungswesen gewährt werden, dessen sie zur Erfüllung ihres göttlichen Auftrages, die Völker zu lehren und zu erziehen, bedarf. Insbesondere muß darum verlangt werden, daß das Recht der Kirche auf Überwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung durch eine entsprechende Teilnahme an der Schulaufsicht gesetzlich gewährleistet wird.‘ Die innere Übereinstimmung der beiden Erklärungen liegt, wie Otto Kley, ein bekannter Publizist aus dem Katholischen Lehrerverein, feststellt, auf der Hand.

Der Frage, was demzufolge an die Stelle der jetzigen Form der kirchlichen Beteiligung an der Schulaufsicht zu setzen wäre, ob eine abgeänderte Dienstanweisung für die geistlichen Ortsschulinspektoren oder die Einräumung besonderer Befugnisse für den Pfarrer innerhalb der Ortsinstanz der Schulverwaltungsbehörde (Schulvorstand, Schuldeputation, Schulkom-

mission), kann hier im einzelnen nicht nachgegangen werden. Vermutlich lassen die unterschiedlichen Verhältnisse in den Bundesstaaten eine gemeinsame Norm überhaupt nicht angängig erscheinen. Für uns handelt es sich hier nur um die Betonung des Grundsatzes an sich als einer der auch in Zukunft festzuhaltenden Richtlinien für die katholische Schulpolitik.

* * *

Eine Frage von großer Bedeutung ist die Frage der Lehrerbildung, wenn sie auch keinen politischen Beigeschmack hat, oder wenigstens keinen haben sollte. Sie ist einstweilen noch viel umstritten, so daß es sich hier nur um eine Darlegung meiner persönlichen Auffassung handelt.

Man hat zweierlei auseinander zu halten: Vorbildung und Fortbildung der Volksschullehrerschaft, oder Seminar- und Universitätsfrage. Diese beiden Gesichtspunkte werden vielfach getrennt von einander behandelt, was unter allen Umständen falsch ist, weil es von unrichtigen Voraussetzungen zu unrichtigen Schlüssen führen muß. Alle Bedenken, die gegen die Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium, d. h. zum vollwertigen Universitätsstudium, laut werden, gehen darauf zurück, daß die Vorbildung, die das Seminar biete, die Vorbedingungen nicht erfülle, die an ein gedeihliches Hochschulstudium gestellt werden müßten. Also hat die Lehrerschaft selbst das größte Interesse daran, daß diese Bedenken ausgeräumt werden. Ausgeräumt sind sie aber in demselben Augenblick, wo die Gleichwertigkeit der Seminarbildung mit der von den neunklassigen höhern Lehranstalten vermittelten Bildung nicht mehr zu bestreiten ist. Mithin hat alle Reform beim Seminar anzufangen. Das ist ja auch der naturgemäße Gang; denn man baut kein Haus vom Dach aus.

Vernünftige Bestrebungen zur wissenschaftlichen Hebung des Lehrerstandes unterstützen, heißt nicht nur unsern eigenen Kindern nützlich sein, sondern heißt mitarbeiten an der Hebung unserer gesamten geistigen Kultur. Sehr zum Schaden der Sache haben aber nun gewisse Kreise der Lehrerschaft sich selbst ein nicht geringes Gegengewicht gegen diese Bestrebungen dadurch geschaffen, daß sie Ziele aufsteckten, über deren Unerreichbarkeit eigentlich kein Zweifel sein sollte (Versammlung des Deutschen Lehrervereins zu Königsberg). Sie verlegten sich auf den Nachweis, daß der Volksschullehrer als solcher, also jeder Volksschullehrer, für seine Arbeit an der Volksschule der Universitätsbildung bedürfe. Aus dem Katholischen Lehrerverein heraus ist diese ‚Überspannung' als das erkannt und bedauert worden, was sie ist, nämlich ein geeignetes Mittel, um viele Faktoren, auf deren Mitwirkung die Lehrerschaft zur Verwirklichung ihrer Ziele doch nun einmal angewiesen ist, von vornherein kopfscheu zu machen. Für die Zwecke der Volksschule genügt ohne Zweifel die Vorbildung ihrer Lehrpersonen an guten, d. h. wirklich guten Seminaren; darüber hinaus aber hat es manches für sich, daß die Stellen der höheren Beamten im Ressort des niederen Schulwesens mit Männern besetzt werden können, die ein vollwertiges akademisches Fachstudium hinter sich haben und die Vorbereitung auf dieses

in einem Lehrerseminar genossen haben. Dazu ist aber eben nötig, daß die Seminare eine Vorbildung vermitteln, die in ganz Deutschland zu diesem Studium befähigt. Es kann natürlich nur ein ganz bestimmtes Fachstudium sein, da das Seminar selbst unter allen Umständen Fachschule bleiben muß. Das hindert aber nicht, daß die Abschlußberechtigung des Seminars vollwertig neben dem Abiturientenexamen steht; denn auch nicht jedes Abiturium berechtigt ohne weiteres zu jedem Universitätsstudium, sondern macht je nachdem Ergänzungsprüfungen nötig. Soll aber das Abschlußexamen des Seminars dem der neunklassigen höheren Lehranstalten grundsätzlich gleichwertig werden, so ist unerläßlich, daß Lehrplan und Lehrkörper an den Seminaren dem dieser höheren Lehranstalten an Wert gleichkommen.

Es ist klar, daß das eine innere Reform bedingt, die nicht von heute auf morgen zu verwirklichen ist, sondern die nur in einer zeitlichen Entwicklung von bestimmter Stetigkeit vor sich gehen kann. Das ist schon deshalb nicht zu umgehen, weil sich das jetzt vorhandene Lehrermaterial an den Seminaren, das sich um die Entwicklung unseres Schulwesens die größten Verdienste erworben und sich in dem ihm gesteckten Rahmen wohl bewährt hat, nicht kurzer Hand durch ein anders vorgebildetes ersetzen läßt. Wird die Reform aber erreicht, so hat sie gleichzeitig jene Aufwärtsentwicklung in der Standesbewegung der Volksschullehrerschaft im Gefolge, die kein Einsichtiger ihr mißgönnen kann. Ich bin der Meinung, daß in kaum einem deutschen Bundesstaate die Stellung des Volksschullehrers, die nun einmal ihren äußern Ausdruck wie bei allen andern Beamtenkategorien im Gehalt findet, heute bereits so ist, daß sie seiner Vorbildung und der von ihm zu leistenden eigenartigen Arbeit entspräche. Das würde wohl anders sein, wenn eine Gehaltsregulierung bei der Klasse der Volksschullehrer nicht dadurch so großen Schwierigkeiten begegnete, daß bei deren großer Zahl eine einigermaßen namhafte Aufbesserung gleich so enorme Aufwendungen nötig machte. Das ist auch der oben angedeutete Grund, weshalb gerade die Lehrerschaft bei der von der Sozialdemokratie angestrebten Unterstellung des gesamten deutschen Schulwesens unter eine Reichsinstanz notwendigerweise üble Erfahrungen machen müßte.

Hoffen wir, daß der Krieg für Deutschland unter Bedingungen beendigt werden wird, die es bald wieder stark und gerüstet dastehen lassen für die Inangriffnahme oder Fortsetzung großer Kulturaufgaben. Darunter wäre die weitere Hebung des Volksschullehrerstandes nicht an letzter Stelle zu rechnen. Hat doch das ganze Volk das größte Interesse daran, einen Lehrerstand zu besitzen, der mit seiner sozialen Stellung zufrieden sein kann.

* * *

Die Zeit muß lehren, ob und in welcher Form Gegensätze in der Auffassung des Schulproblems, wie ich deren eine Reihe angedeutet habe, wieder brennend werden. Wie meine Darlegungen verstanden werden wollen, habe ich eingangs auseinandergesetzt. Gebe Gott, daß uns innere Kämpfe ernster Natur möglichst erspart bleiben. Sind sie aber unvermeidlich, dann möge

unser Volk sich stets der gewaltigen Zeit erinnern, wo es über alle trennenden Gegensätze hinweg einig war in der Abwehr frevelhafter Angriffe auf seinen heimischen Herd und seine friedvolle Arbeit. Erste und vornehmste Aufgabe aller, die am Erziehungswerke der deutschen Jugend beteiligt sind, muß es deshalb sein, zu Einigkeit und Duldung zu erziehen. Das kann nicht schwer fallen, nachdem der Krieg in der Idee des deutschen Nationalbewußtseins eine Basis geschaffen für die deutsche Einigkeit, wie unser Volk sie in gleicher Stärke und Festigkeit noch nie besessen hat.

Der 18. Januar 1871 hat uns das Deutsche Reich beschert und mit ihm jenen kraftvollen Reichsgedanken, der durch die geniale Zusammenfassung aller deutschstaatlichen Gebilde in einem Föderativsystem nicht etwa eine Beeinträchtigung, sondern eine Stärkung fand, die zu einer ganz ungeahnten Kraftentfaltung des deutschen Volkes führte. Was uns aber fehlte, das war jenes stolze Nationalbewußtsein, welches ebenso fern ist von nationalistischer Überhebung und Dünkelhaftigkeit, die bestenfalls gönnerhaft auf andere Völker herabsieht, wie von falscher Bescheidenheit, die nur zaghaft und unsicher ihre gerechten Ansprüche geltend zu machen wagt, und erst recht von jener unwürdigen Kopie des Auslandes, bei der besonders in Literatur und Mode die Geschmacklosigkeit mit der Unsittlichkeit um den Preis rang. Auch das Nationalbewußtsein ist Sache des Taktes und der Herzensbildung. Und diese unserm herrlichen Volke von Jugend auf mitzuteilen, das muß die große Gemeinschaftsidee aller künftigen Erziehungstätigkeit sein, die uns auch bei ernsten grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten immer eine Brücke der Verständigung finden läßt. Darin muß der harmonische Ausklang aller deutschen Jugenderziehung bestehen, daß Deutschland eine Mission im Dienste wahrer und edler Zivilisation in der Welt hat.

Dazu sind keine großen Umwälzungen im Organismus der deutschen Schule, weder der höhern noch der niedern, nötig. Es wäre vielmehr vom Übel, wollte man in Hast und Übereilung mit der ruhigen Weiterentwicklung unseres Schulwesens unter Mißachtung des historisch Gewordenen brechen. Ebenso bedenklich wäre es, wenn in den Kreisen unserer Intellektuellen Strömungen wieder Raum gewinnen würden, die sogar während dieses entsetzlichen Ringens den Versuch machen, so undeutsche Geister wie Friedrich Nietzsche zu Führern des deutschen Volkes zu stempeln, ‚denselben Nietzsche, der alles war, nur kein guter Deutscher und kein sozial gesinnter und zu selbstloser Hingabe an das Ganze bereiter Mensch, sondern einer jener Subjektivisten und Individualisten und Ästheten, die im letzten Grunde ihres Herzens doch nur größenwahnsinnige Egoisten sind‘ (Theob. Ziegler). Nietzsche ist ebensowenig ein in deutschem Mutterboden wurzelnder Geist wie die Vertreter jener Erziehungslehre, die ihre religionslose Moral unter der nach christlichen Begriffen blasphemischen Parole verkünden: ‚Der Glaube an Gott war das größte Unglück der Menschheit. Wir müssen Gott gänzlich abschütteln. Damit erst machen wir den Menschen wieder zum Menschen‘ (Horneffer). Nein, der Glaube an den persönlichen

Gott und das felsenfeste Vertrauen auf seine Hilfe ist Deutschlands stärkster Schutz in seiner schwersten Zeit gewesen. Und es wird wohl um Deutschland stehen, solange das Kreuz in seinen Schulstuben ein Symbol dafür ist, daß seine Jugend zu einem Nationalbewußtsein erzogen werden soll, dessen Fundament darin besteht, daß es diesen persönlichen Gott der Christen über sich erkennt und sich in Demut vor ihm beugt, wie sein edler Kaiser und Hindenburg. —

N.S.: Da die Korrektur meines Artikels bereits Anfang September gelesen war, konnte ich eine Reihe von bedeutsamen Verlautbarungen zur Schulfrage aus September und Oktober leider nicht mehr berücksichtigen.

Die Mutter

Von allem, was der harte Takt
der Zeit, die wir erleben, rief,
hat eines mich unsäglich tief
und nichts so tief wie dies gepackt:

Ich seh' sie noch . . . die alte Frau
im schlichten Arbeitskleide, die
zur Seite einer Kompagnie
zum Bahnhof ging im Morgengrau.

Sie blieb zurück . . . und kam doch mit . . .
und zwang den kurzen Weiberschritt
zu gleichem Maß, zu gleichem Tritt . . .
sie blieb zurück . . . und kam doch mit.

So ging sie tapfer für und für
mit ihrem Jungen, ihrem Sohn,
der ihr gehörte und doch schon
dem Vaterlande mehr als ihr.

Ich stand wie festgebannt und rang
mit meinem Weh — . . . im Dämmergrau
verschwand der Zug . . . das ihr, der Frau,
den Jungen kurz darauf verschlang.

Hugo Waldhier.

Die griechisch-orthodoxe Kirche in Rußland und am Balkan / Von Sebastian Merkle



Der Osten und teilweise auch der Südosten unseres Erdteils umfaßt wohl die am wenigsten europäischen Länder Europas. In erster Linie gilt das natürlich von der unter der Herrschaft des Islam stehenden Bevölkerung. Aber auch bei der christlichen wirken religiöse und völkische Faktoren zusammen, um ihr in unseren, uns in ihren Augen etwas Fremdartiges zu geben. Die osteuropäischen Christen gehören zumeist der slavischen Völkerfamilie an, und ihre Kirche ist die griechisch-orthodoxe, die schon im frühen Mittelalter von der abendländisch-katholischen sich trennte und seitdem ihre eigenen Wege ging. Mit ihr sich zu beschäftigen, legt sich von selbst nahe in einer Zeit, da wir mit dem weitaus größten und mächtigsten Reiche aus dieser Staatengruppe in einem Kampfe auf Leben und Tod stehen und von den Balkanstaaten die einen mit ihm verbündet sind, die übrigen durch ihre abwartende Haltung aller Augen auf sich ziehen.

Wenn da und dort die Meinung bestehen sollte, die Bedeutung religiös-kirchlicher Fragen für die Politik gehöre der Vergangenheit an, und wer sich trotzdem mit ihnen befasse, sei hinter seinem Jahrhundert zurückgeblieben, so mag an ein Wort von Leroy-Beaulieu erinnert werden, der eines der gründlichsten Werke über Rußland geschrieben hat. Er meint: gerade wer jenes Bedenken erhebe, verdiene den Vorwurf der Rückständigkeit. Die ganze Geschichte des 19. Jahrhunderts habe die hohe Bedeutung religiöser Fragen gezeigt; habe es sie geringschätzig behandelt, so sei es doch nicht weniger von ihnen beherrscht gewesen. Man könnte zur Erhärtung dieses Wortes an den preußisch-deutschen Kulturkampf erinnern. Aber es gilt auch für die äußere Politik. Besonders deutlich lehrt die Geschichte der griechisch-orthodoxen Kirche, daß ein Außerachtlassen oder Geringschätzen des religiösen Momentes für alles andere eher als für staatsmännischen Scharfblick spräche. Nicht umsonst hat Rußland bei allen seinen Eingriffen in die Türkei und bei allen seinen Kriegen mit dieser den Schutz der orthodoxen Glaubensbrüder als Grund angegeben und damit das Wort des Völkerapostels, daß Frömmigkeit zu allem nütze sei, in seiner Weise auch für die Politik bewahrheitet. Und gerade für Rußland ist es anerkannt, daß die Kirche wohl den mächtigsten Einfluß in diesem kulturarmen Lande ausübt. Hinsichtlich der übrigen Staaten mag schon die Feststellung genügen, daß — was außerhalb des Kreises der Kirchenhistoriker wenig beachtet wird — die Balkanfrage als kirchliche ein volles Jahrtausend älter ist denn als politische.**

---

* Vortrag, gehalten am 18. Nov. 1914 in der ‚Harmonie' in Würzburg. Ich finde, nachdem sich aus äußeren Gründen die Drucklegung lange verzögert hat, auch heute keinen Anlaß, etwas daran zu ändern.

** Vgl. die gehaltvolle Prorektoratsrede von G. Pfeilschifter, ‚Die Balkanfrage in der Kirchengeschichte', Freiburg 1913. Außerdem sei auf fol-

Um ein Verständnis der heutigen Lage zu gewinnen, ist es nötig, weiter zurückzugreifen. Wir werden daher zunächst einen raschen Gang durch die Geschichte der orthodoxen anatolischen Kirche — das ist ihre amtliche Selbstbezeichnung — auf europäischem Boden machen. Darauf soll eine Übersicht über ihren jetzigen Bestand und eine Würdigung ihrer Kräfte und Leistungen folgen.

I.

Indem bereits durch Diokletian und nachmals durch Theodosius d. Gr. († 395) das römische Reich in eine östliche und eine westliche Hälfte geteilt, von Konstantin d. Gr. die Residenz nach Byzanz — seitdem auch Konstantinopel oder Neurom genannt — verlegt wurde, ward dank der engen Verbindung von Kirche und Reich der Keim auch einer kirchlichen Spaltung gelegt. Eine Rivalität der Bischofsstühle in den beiden Kaiserstädten konnte nicht ausbleiben. Der Metropolit von Ostrom wollte der ökumenische (d. h. Reichs-) Patriarch des Ostens sein, jener von Altrom solle sich mit dem Westen begnügen. Allein der römische Bischof erhob gegen diese Gleichheitsbestrebungen um so lebhafteren Einspruch, als er tatsächlich längst den ersten Rang in der ganzen Reichskirche eingenommen hatte.

Die alten, im allgemeinen auf den Unterschied von Hellenismus und Romanismus hinauslaufenden Gegensätze verschärften sich mit der Zertrümmerung des Westreiches, welche die alte Kulturgemeinschaft mit dem Osten aufhob. Freilich blieb die Kirchengemeinschaft zunächst noch bestehen, aber nur unter starkem gegenseitigem Mißtrauen und unter fast beständigen Reibereien. Jahrhundertelang zankte man sich darüber, ob die Kirchenprovinz Illyrien (worunter man damals u. a. auch Griechenland und Mazedonien verstand) zu Rom oder zu Konstantinopel gehöre, deren jedes Rechtstitel auf sie besaß. Der Streit über die Bilderverehrung im 8. Jahr-

gende Werke hingewiesen: Silbernagl-Schnitzer, Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämtlicher Kirchen des Orients ([2]Regensburg 1914); Die Konfessionskunden von F. Kattenbusch (1892) und F. Loofs (1902); von jenem auch: Die Kirchen und Sekten des Christentums (1909); K. Beth, Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer (1902); Prinz Max v. Sachsen, Vorlesungen über die orientalische Kirchenfrage (1907); J. v. Döllinger, Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen (1888); Harnack, Wesen des Christentums. — Speziell über die russische Kirche: A. Leroy-Beaulieu, Das Reich der Zaren, deutsch von L. Petzold u. J. Müller, III (1890); H. Dalton, Die russische Kirche (1892); W. Rosanow, Die Kirche (in: Russen über Rußland, hg. von J. Melnik, Frankfurt 1906, S. 180—207); W. Rothes, Russisches und Polnisches (1912); K. Holl, Die relig. Grundlagen der russ. Kultur (in: Rußlands Kultur . . ., hg. von M. Sering, Berlin 1913, S. 3—20); O. Hoetzsch, Rußland (1913); Fr. Quadflieg, Russ. Expansionspolitik (1914); endlich die Artikel über die orientalischen Kirchen in den theol. und sonstigen Nachschlagewerken und dort zitierte Literatur. (Bei der Korrektur sei noch hingewiesen auf A. Ehrhards und Prinz Max' v. Sachsen Artikel in den Südd. Monatsheften von Juli und September 1915.)

hundert sah wiederum die beiden Kirchen sich teilweise feindlich gegenüberstehen. Den Anschluß der Päpste an die Franken, die Aufrichtung des abendländischen Kaisertums empfanden die Griechen als schwere Eingriffe in ihre Rechte. Zu neuen Zerwürfnissen gab im 9. Jahrhundert die Bekehrung der Slaven zum Christentum Anlaß; besonders die Bulgaren bildeten lange Zeit den Zankapfel, indem sie bald an Rom, bald an Byzanz sich wandten, um ein selbständiges Patriarchat zu bekommen. Schon damals meldete sich die ‚byzantinische Krankheit' auf dem Balkan an, d. h. der Grundsatz, daß eine selbständige Nation auch ihr selbständiges Kirchenoberhaupt haben müsse — ein Grundsatz, der sich seitdem dort erhielt und in unsern Tagen besonders mächtig wiederauflebte. Nachdem Bulgarien die slavische Kirchensprache und Liturgie eingeführt und die ganze Halbinsel mit Ausnahme des heutigen Griechenland sich unterworfen hatte, konnte der Fürst Symeon († 927) sich ‚Zar der Bulgaren und Autokrator der Romäer' (= Byzantiner) nennen und einen eigenen Reichspatriarchen aufstellen. Die kirchliche Selbständigkeit blieb auch nach der Zerstörung des Bulgarenreiches i. J. 1018; das Kirchenoberhaupt nannte sich ‚Patriarch von ganz Bulgarien, Serbien, Albanien und dem westlichen Meer' (kann nur die Adria gemeint sein).

Die Anfänge des Streites um Bulgarien fielen in die Zeit des Patriarchen Photius von Konstantinopel, den man mit Recht als die Verkörperung der Eigenart griechischer Kirche, Theologie und Wissenschaft, als den geborenen Vertreter der national-griechischen Gegensätze gegen Rom bezeichnet hat. Dieser Mann wußte in seinem zunächst rein persönlichen Streit mit Papst Nikolaus I. (858—867) ‚den Osten so aufzuwiegeln, daß nunmehr für die Masse der Eindruck entstand, im Westen habe man ein anderes Christentum als im Osten' (Kattenbusch). Zwar wurde das äußere Einvernehmen notdürftig wiederhergestellt, aber eine heftige Spannung blieb, und sie steigerte sich durch den Streit um unteritalische Gebiete, durch die Verbindung der Päpste mit den Ottonen (vgl. die sarkastische Schilderung Bischof Liutprands von Cremona von seiner Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel 968), später mit den dem byzantinischen Reich so gefährlichen Normannen u. a. Der endgültige Bruch erfolgte im Jahre 1054 unter dem Patriarchen Michael Cärularius, als die alten Vorwürfe des Photius gegen die Abendländer wieder hervorgeholt und auch von den Bulgaren unterstützt wurden. Als dogmatischer Unterschied kam vor allem die Lehre vom Ausgang des Heiligen Geistes (Orient: ‚vom Vater durch den Sohn'; Okzident: ‚von Vater und Sohn' [filioque]) in Betracht, die Hauptsache waren Abweichungen im Kult und in der kirchlichen Disziplin, besonders der römische Zölibat und der Gebrauch ungesäuerten Brotes beim Abendmahl. Nach langen, vergeblichen Verhandlungen legten die päpstlichen Gesandten die Exkommunikationsbulle gegen den Patriarchen und einige seiner Anhänger auf dem Altar der Sophienkirche nieder, während eine Synode in Konstantinopel ihrerseits den Bann gegen die Abendländer schleuderte. Seitdem war

die kirchliche Gemeinschaft zerrissen und blieb es trotz einigen Versuchen, sie wiederherzustellen. Diese verdankten nur der Bedrängnis des byzantinischen Reiches ihren Ursprung, und so konnte weder die Union auf der Kirchenversammlung von Lyon 1274, noch die auf dem Florentiner Konzil 1439 Bestand haben. Die Kreuzzüge, bei denen manche normannische und venetianische Sonderinteressen mitsprachen, und namentlich die mit vielen Härten erfolgte Aufrichtung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel hatten die Griechen mit unauslöschlichem Mißtrauen und Haß gegen die Abendländer erfüllt.

Auch nach der Spaltung pendeln die slavischen Staatskirchen zwischen Rom und Konstantinopel hin und her. Das Bulgarenreich war nämlich im Jahre 1180 neu erstanden und dem etwa fünfzig Jahre früher ebenfalls unabhängig gewordenen Serbien zur Seite getreten. Die östliche wie die westliche Kirche suchte beide zu gewinnen, was diese zu ihrem Vorteile ausnützten. Allein gegen Mitte des 14. Jahrh. geriet Bulgarien mit dem immer mehr sich ausdehnenden Serbien in Streit um die Vormachtstellung am Balkan, und 1393 ward es von den Türken überwältigt, seine Kirche wiederum der von Konstantinopel unterstellt. Ähnlich erging es Serbien, das Mitte des 14. Jahrhunderts drei Vierteile der Halbinsel umfaßte, dessen Fürst sich 1346 in Üsküb zum ‚Kaiser der Serben und Griechen' hatte krönen lassen und seinen Erzbischof zum ‚Patriarchen der Serben und Griechen' mit dem Sitze in Peć (heute Ipek) erhoben hatte. Bereits 1389 nahm indes die Herrlichkeit ein Ende; aber während das Land zum türkischen Vasallenstaat wurde, blieb das Patriarchat von Peć bestehen. Dagegen war etwa im Jahre 1360 die Kirche des heutigen Rumänien dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt worden und blieb es auch nach der Unterjochung des Landes durch die Türken.

Überhaupt hatte der byzantinische Patriarch durch die türkische Invasion kaum etwas verloren, wohl aber in mehr als einer Hinsicht gewonnen. Der Sultan ließ ihm nicht nur die kirchliche Herrschaft, sondern machte ihn zugleich zu seinem Vezier, zum obersten Verwaltungsbeamten und Richter über alle Nichtmohammedaner. So wurde mit der griechischen Kirche auch die Nation unter der Türkenherrschaft dauernd durch den hohen Klerus zusammengehalten und der Phanar — der vom Patriarchen und von vornehmen Griechen bewohnte Stadtteil von Konstantinopel, benannt nach einem alten Leuchtturm — ward mehr und mehr zum Vatikan der griechischen Kirche. Die Phanarioten beginnen bald mit Hilfe des Sultans unter kirchlichem Aushängeschild die Slaven zu hellenisieren. Frühe schon ist ihr unverrückbares, wenn auch natürlich sorgfältig geheimgehaltenes Ziel die Vertreibung der Türken und die Wiederaufrichtung des alten griechischen Kaiserreichs, in das auch die übrigen Balkanvölker hereingezogen werden sollten. Zu diesem Zwecke wurden mit türkischer Hilfe die serbischen und bulgarischen Bistümer mit Griechen besetzt, im Jahre 1696 auch der Patriarchenstuhl von Peć, nachdem der national-serbische Patriarch 1691 auf österreichischen

Boden ausgewandert war, wohin 37 000 serbische Familien ihm gefolgt waren. So entstand das orthodoxe Patriarchat Karlowitz. Auch das alte, obschon stark gräzisierte Patriarchat Achrida wurde unterdrückt. Nur Rumänien wehrte sich erfolgreich gegen alle Hellenisierungsversuche. Allein die rücksichtslose Herrschaft der Phanarioten, die Bürger und Bauern erbarmungslos aussaugte, häufte ein solches Maß von Haß und Verachtung unter den Slaven gegen die Griechen an, daß der Gedanke an eine Losreißung vom griechischen Patriarchat in Konstantinopel wie von der türkischen Herrschaft immer lebendiger wurde.

Inzwischen war eine andere Macht aufgestiegen, die sich als Erbin des alten Byzanz fühlte, die Befreiung der Balkanstaaten vom Türkenjoche als ihr Ziel bekannte und die erfolgreicher als jede andere in die Balkanpolitik eingriff — Rußland.

Nach langen Fehden mit dem byzantinischen Reiche war durch die Heirat der kaiserlichen Schwester Anna mit dem Großfürsten Wladimir d. Gr. im Jahre 988 der Friede und zugleich das Christentum bei den Russen eingezogen. Mit Hilfe des Mönchtums, das in der russischen Kirche eine so einflußreiche Rolle zu spielen berufen war, und das schon Mitte des 11. Jahrhunderts Eingang bei dem Volke fand, breitete sich der neue Glaube rasch unter diesem aus. Besondere Verdienste erwarb sich das noch heute erhaltene Höhlenkloster von Kiew. Hier befand sich auch der Metropolitanstuhl, den der Patriarch von Konstantinopel fast immer mit Griechen besetzte. Infolge der Mongoleneinfälle wurde der Sitz aus dem verwüsteten Kiew 1309 nach Wladimir, 1328 nach Moskau verlegt. Mit der Abnahme der byzantinischen Macht schwand ihr kirchlicher Einfluß ebenso, wie das russische Nationalbewußtsein infolge der Siege über die Mongolen stieg. Auf großfürstliche Weisung wählten sich die russischen Bischöfe seit Anfang des 15. Jahrhunderts selbst ihr Oberhaupt, dem Patriarchen blieb nur das Bestätigungsrecht. Nach dem Fall von Konstantinopel (1453) beeilte sich Großfürst Iwan III., den zweiköpfigen Adler der byzantinischen Kaiser in sein Wappen aufzunehmen, um sich als Erben von Ostrom zu bekunden, und 1472 bestärkte er diesen Anspruch dadurch, daß er die Nichte des letzten, unter den Trümmern seiner Hauptstadt begrabenen Kaisers, Sophie, heiratete. Iwan IV., der Schreckliche, nahm 1547 den Titel eines Zaren (= Cäsar, Kaiser) an. Im Jahre 1589 wurde der Metropolit von Moskau zum Patriarchen für ganz Rußland durch seinen nunmehrigen Kollegen von Byzanz geweiht. So ward die russische Kirche ‚Herrin im eigenen Hause, damit aber zugleich auch auf die eigenen Kräfte angewiesen und beschränkt; . . . in ihrer von Anfang an überkommenen Verquickung mit dem Staat büßte sie den Rückhalt an dem Gesamtverband der morgenländischen Kirchen ein. Das Band war schon längst gelockert; es bestand kaum eine Fühlung der einzelnen Kirchen, die jede ihren eigenen, einsamen und, man kann wohl sagen, armseligen Weg ging . . . Fortan ohne den Schutz eines engeren Zusammenschlusses mit den anderen morgenländischen Schwester-

kirchen, geriet der Patriarch von Moskau mit seiner Kirche in immer größere Abhängigkeit von der weltlichen Macht' (Dalton). Aber selbst das Dasein eines solch schattenhaften Hierarchen ward dieser lästig. Nach nicht anderthalb Jahrhunderten (1721) hat Peters d. Gr. starke, aber gewalttätige Hand das Patriarchat aufgehoben. An seine Stelle trat ein Kollegium unter dem Namen ‚der allerheiligste dirigierende Synod' — er sollte an die altkirchlichen Synoden erinnern, mit denen er nichts gemein hatte —, bestehend aus den drei Metropoliten des Reiches und etwa dreizehn Erzbischöfen und Bischöfen. Aber auch Laien gehörten ihm an, und gerade die erste, allbeherrschende Persönlichkeit ist ein Laie, der vom Zar ernannte Oberprokurator, zu welchem Amte gelegentlich ganz ungläubige Männer berufen wurden, die umso rücksichtsloser die Ansprüche des Staates gegen die Kirche vertraten. Abendländische Ideen, denen der Zar sein Reich öffnen wollte, speziell protestantische, waren bei Einrichtung dieses Kollegialsystems maßgebend gewesen. Nun war der Cäsaropapismus fertig, der Zar alles in allem.

Unionsbestrebungen, wie sie im Lauf der Jahrhunderte von idealen Persönlichkeiten der morgen- und der abendländischen Kirche des öfteren ausgingen, fanden in Rußland immer entschiedenen Widerstand. Schon im 13. Jahrhundert ward Alexander von Newsky, obgleich er sich zum tributpflichtigen Vasallen des Chan erniedrigte, dennoch dadurch populär und schließlich ein Heiliger, daß er die einer Union mit Rom das Wort redenden Schweden besiegte. Der Moskauer Metropolit Ignatius, der für die Florentiner Union (1439) eintrat, mußte seinen Posten ebenso verlassen wie sein Kollege Isidor von Kiew. Die auf Betreiben des Jesuiten Possevino zustandegekommene Union von Brest (1596) konnte um so weniger Erfolg haben, als sie von Polen gefördert und teilweise mit Militärgewalt durchgeführt wurde. Gerade in dem anders gearteten Kirchentum sah man einen Schutz gegen die römisch-katholischen Nachbarn. Auch gegenüber den mannigfachen Liebeswerbungen des Protestantismus hat die russische wie die ganze griechisch-orthodoxe Kirche im Gefühle ihrer durch den Besitz der Wahrheit gesicherten Überlegenheit sich ablehnend verhalten, so eifrig auch wissenschaftlich-theologische Kreise die Errungenschaften der deutsch-protestantischen Theologie sich nutzbar zu machen wußten.

Der bewußten und gewollten Abschließung gegen den Westen entsprach die sorgsam gesuchte Fühlung mit dem unter der türkischen Herrschaft stehenden Süden, dem Balkan. Seit Peter d. Gr. war es das Ziel der russischen Politik, die Türken aus Europa zu vertreiben und Konstantinopel zur zweiten Hauptstadt Rußlands zu machen. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes war die Schwächung und Zerstückelung des osmanischen Reiches durch Loslösung der christlichen Balkanstaaten. Indem nun die Nachfolger Peters diese Loslösung unter dem Vorwande betrieben, die christlichen Glaubensbrüder vom Joche der Ungläubigen zu befreien, hatten sie den doppelten Vorteil, einmal dem Gegner am Bosporus ein Stück seiner Macht um das andere zu entreißen, sodann aber als Schutzherren der orthodoxen Kirche die Sympathien

und die Dankbarkeit der Balkanvölker und damit maßgebenden Einfluß auf ihre Staaten zu gewinnen. Die Rassenverwandtschaft mit einer Reihe von jenen Völkern erleichterte diese Politik. So wurde der hellenische Freiheitskampf hauptsächlich durch die Gunst Rußlands, das im Frieden von Kütschük (1774) ein Schutzrecht über die Griechen des türkischen Gebietes erhalten hatte, eingeleitet und führte mit der politischen Unabhängigkeit Griechenlands von der Türkei (1830) auch zur kirchlichen vom ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel (1833, bezw. 1852). Bei dem weitreichenden Einfluß des Sultans auf diesen war die kirchliche Selbständigkeit eine Bürgschaft für die staatliche. Ebenso hatte die Petersburger Diplomatie ihre Hand im Spiele, als es sich um die Emanzipation Serbiens und Rumäniens handelte. Der Befreiungskampf Serbiens zog sich lange Jahrzehnte durch verschiedene Stufen hin; seit 1815 war Miloš Obrenowitsch als Großfürst vom Sultan anerkannt, 1832 hatte auch die serbische Kirche weitreichende Freiheiten erlangt, die 1879 zur vollen Unabhängigkeit von Konstantinopel sich steigerten, während die Erklärung des Landes zum Königreich (1882) für dieses keine Machterweiterung bedeutete. Der Zar war mit dem Belgrader Regiment nicht zufrieden. Da König Milan Miene machte, sein Land der abendländischen Kultur zu erschließen und sich Österreich zu nähern, mußte er abdanken, sein Sohn die russenfreundliche Draga heiraten. Die neue Dynastie war den Winken des nordischen ‚Schutzherrn' gefügig, da sie von ihm Hilfe zur Wiederaufrichtung des großserbischen Reiches (wozu auch Gebietsteile von Österreich-Ungarn gehören) erhoffte. An Rumänien, dessen politische Selbständigkeit im Jahre 1859 durch Vereinigung der Fürstentümer Walachei und Moldau angebahnt, 1877 vollendet wurde, dessen Kirche sich 1872 ebenfalls für autokephal (‚mit eigenem Oberhaupte') erklärte, erlebten die Staatsmänner an der Newa eine anhaltende Enttäuschung, indem der Fürst Karl, seit 1881 König, mehr und mehr die Interessen seines Landes über die Rußlands zu stellen wagte. Einen vollständigen Bruch mit dem ökumenischen Patriarchen vollzog die rumänische Kirche, indem sie seit 1882 das Myron (heil. Salböl), durch dessen Bezug andere autokephale Kirchen noch einen gewissen Zusammenhang mit jenem aufrecht erhielten, selbst bereitete. Auch Bulgarien, der türkischen Herrschaft ebenso überdrüssig wie über die Wirtschaft der Phanarioten empört, wendete sich, nachdem die österreichischen Erfolge gegen die Türkei am Ende des 17. Jahrh. nur von kurzer Dauer gewesen, mit seinen Freiheitshoffnungen dem glaubensverwandten Rußland zu. Eine hauptsächlich vom Klerus genährte literarische Bewegung, die das Volk auf seine große Vergangenheit aufmerksam machte, war der Vorbote der politischen Erhebung, welche 1878 mit der durch den Berliner Kongreß ausgesprochenen Freiheit Bulgariens vom türkischen Joche gekrönt ward. Allem Einspruch des Konstantinopolitanischen Patriarchen zum Trotz erhielt auch die Kirche des Landes vom Sultan im Jahre 1879 ihre Unabhängigkeit zuerkannt. Daß der Phanar den bulgarischen Exarchen in den Bann tat und dessen Kirche als schismatisch verdammte

(1872), bedeutete für Petersburg einen neuen Erfolg: so war nicht nur die Türkei, sondern auch das ökumenische Patriarchat durch den Verlust Bulgariens geschwächt und damit der Errichtung eines großgriechischen Reiches und der Einverleibung Konstantinopels in dieses ein Riegel vorgeschoben. Mit dem Myron, das natürlich vom Patriarchen an die schismatische Kirche nicht mehr geliefert wurde, half der allerheiligste Synod freundnachbarlich aus, und es ist klar, daß es damit nicht nur auf die religiöse Einsalbung der Bulgaren abgesehen war. Da der Fürst Alexander von Battenberg sich gleichwohl zu wenig unterwürfig zeigte, mußte er den russischen Wühlereien weichen. Sein Nachfolger ward hiedurch gewitzigt, zumal nachdem Attentate sein Leben bedroht und sein charaktervoller Minister Stambulow durch russische Meuchelmörder gefallen war. Um sich für die Zukunft zu sichern, erzwang Petersburg 1896 den Übertritt des Kronprinzen zur orthodoxen Kirche, was der Fürst für das schwerste Opfer erklärte, das er dem Vaterlande bringe. Gleichwohl erkannte man an der Newa, daß Bulgarien sich an Stelle Rußlands zur Vormacht der Balkanstaaten aufwerfen wolle, und 1912 sah man die Zeit der Rache gekommen. Der neue Balkankrieg sollte weitere Stücke von der Türkei losreißen, zugleich aber die widerspenstige bulgarische Macht so schwächen, daß sie nicht mehr gegen den Petersburger Stachel zu löcken wage. Die ganz anders ausgefallenen Früchte dieser Saat sieht der gegenwärtige Herbst reifen.

Damit ist unser geschichtlicher Überblick bei der Gegenwart angelangt.

II.

Weitaus die größte unter allen orthodoxen Nationalkirchen ist die russische: sie umfaßt fünf Sechstel aller Orthodoxen, weshalb wir bei der folgenden Charakteristik sie in den Vordergrund stellen. Rußland zählt 60 Bistümer, wovon 48 auf den europäischen Anteil entfallen. Drei davon (Kiew, Moskau, Petersburg) sind mit Metropoliten besetzt, über 20 mit Erzbischöfen (die hier also nicht gleichen Ranges mit den Metropoliten sind). Die letzte Statistik nach Konfessionen vom Jahre 1897 verzeichnet im ganzen Reiche außer Finnland etwas über 87 Millionen Orthodoxe = 69⅓ Prozent. Die Zahl der orthodoxen Christen auf europäischem Boden außerhalb Rußlands beläuft sich — einschließlich der in der vorausgegangenen Übersicht nicht besprochenen Reste des Patriarchats von Konstantinopel, des Königreichs Montenegro, der österreichisch-ungarischen Provinzen — auf 17½ Millionen (mehr als zwei Drittel der Gesamtbevölkerung), denen nur 1½ Millionen römische Katholiken gegenüberstehen, wovon nahezu zwei Drittel auf den österreichischen Balkan kommen.

Um mit dem Klerus zu beginnen, so zerfällt der griechisch-orthodoxe ebenso wie der römisch-katholische in einen säkularen und regularen, Welt- und Ordensklerus, in Rußland der weiße und der schwarze (dieser nach der Farbe des Gewandes, jener nur zum Gegensatz) genannt. Der Unterschied ist ein sehr beträchtlicher in jeder Hinsicht: der Ordensgeistliche überragt den

Weltgeistlichen an Bildung, an Ansehen, meist auch an Behaglichkeit des Lebens, hat einen höheren Wirkungskreis und die Aussicht, die höchsten Stufen der Hierarchie zu erklimmen, die dem weißen Klerus verschlossen sind. Dies hängt mit einem höchst auffälligen Mangel an Folgerichtigkeit in der orthodoxen Kirche zusammen. Der Weltklerus ist durchweg verheiratet, die Ehe für ihn so gut als obligat, aber sie muß vor Empfang der Priesterweihe geschlossen sein; der geweihte Priester darf nicht mehr heiraten, und wenn seine Frau stirbt, muß er zeitlebens Witwer bleiben, weshalb die Rede geht, daß keine Frau aufmerksamer behandelt werde, als die eines russischen Popen. Allein die Bischöfe werden nicht aus der Weltgeistlichkeit, sondern aus der ehelosen Klostergeistlichkeit genommen — eine eigentümliche Zwiespältigkeit: auf der einen Seite tut sich die orthodoxe Kirche etwas darauf zugute, daß sie den Priesterzölibat nicht hat, den sie der römisch-katholischen zum Vorwurf macht, auf der andern läßt sie den geweihten Priester nicht heiraten und keinen Verheirateten zu einer höheren geistlichen Würde aufsteigen. Man sollte meinen: entweder ist die Ehe für den Klerus gut, und dann ist sie's auch für den Bischof und für den geistlichen Witwer; oder sie ist nicht gut, dann darf weder der eine noch der andere höhere Kleriker heiraten. Indem die orthodoxe Kirche mit der einen Hand nimmt, was sie mit der anderen gibt, zeigt sie, daß ihr doch der ehelose Stand der höhere scheint gegenüber dem ehelichen.

Die wirtschaftliche Lage des russischen Popen ist eine überaus ärmliche. Sein Gehalt ist zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Den größten Teil des Lebensunterhaltes für sich und seine Familie muß er aus Nebeneinkünften gewinnen, die oft genug die entwürdigende Form des Almosens haben, so z. B., wenn er zu Neujahr und Ostern die Bauernhäuser einsegnet und dafür ein Trinkgeld nebst einem Glase Branntwein erhält, das er, um den Bauern nicht zu beleidigen, austrinken muß. Man kann sich denken, daß solche Genüsse, des öfteren an einem Tage wiederholt, das physische Gleichgewicht des Popen ins Wanken bringen. So wird er nicht nur zum Gespötte seiner Gemeinde, sondern zugleich auch ans Trinken gewöhnt. Ein milder Beobachter wird solche bedauernswerte Opfer ungesunder Zustände nicht verdammen. ‚Aber‘, sagt ein protestantischer Theologe, ‚einen unerbittlich strengen Maßstab muß er für das Verhalten der Kirche in Anwendung bringen, die solche geradezu entsetzliche Zustände aufkommen läßt und nicht alle Kraft verwendet, . . . Wandel zu schaffen. Wo ein solcher Schaden am eigenen Leibe, man möchte sagen, zum Himmel schreit, ist es unbegreiflich, wie der nicht mit aller Macht zuvor gehoben wird, ehe man sich anschickt, nach außen zu propagandieren und mit Hilfe der staatlichen Macht in jeglicher Weise dieser schwer leidenden Kirche Anhänger zu gewinnen.‘ Aber diese Kirche ist des russischen Staates, er seiner Kirche würdig: statt im Innern Ordnung zu schaffen, suchen beide durch immer neue Eroberungen sich den Magen noch mehr zu überladen.

Solches Elend der niederen Geistlichkeit läßt es begreiflich erscheinen,

daß in ihr schon Jahrzehnte vor der russischen Revolution v. J. 1905 tiefe Unzufriedenheit sich zeigte. Die Einrichtung, daß die Söhne eines Popen den Beruf des Vaters ergreifen mußten, ist erst in neuester Zeit durchbrochen worden. Sie hat ein geistliches Proletariat gezüchtet, das vom Umsturz nichts verlieren und nur gewinnen konnte. Priester wie Gapon, denen auch die Person des Zaren nicht mehr heilig ist, gedeihen auf solchem Boden. Popensöhne waren massenhaft an der Revolution von 1905 beteiligt. Freilich gibt es auch Gestalten im weißen Klerus, die ihr hartes Los in schweigender Entsagung und in treuer Pflichterfüllung tragen, und sie rechtfertigen die Verehrung, mit denen das gemeine Volk immer noch an ‚Väterchen' hängt.

Angesichts der traurigen Lage des Popen weiß man nicht, ob er mehr zu bedauern oder zu beglückwünschen ist, daß er nur die allerbescheidenste Bildung besitzt; eine höhere würde ihm vielleicht sein Elend noch mehr zum Bewußtsein bringen. Schon das geringe Maß von Kenntnissen, wie eine Dorfschule sie vermittelt, genügt für den niederen Kirchendienst (bis zum Diakon). Aus jener geht der Knabe über in eines der 58 Seminare, das ihm Kost und Wohnung unentgeltlich gewährt. Mit der hier empfangenen Ausbildung, um nicht zu sagen Abrichtung, kommt er aus. Begabtere oder Strebsamere können aber noch eine der vier geistlichen Akademien (in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan) besuchen, welche die höchste klerikale Bildung in Rußland vermitteln. Auch sie bieten ihren Zöglingen alles unentgeltlich, die überdies nicht zum geistlichen Berufe gezwungen sind, sondern auch jeden weltlichen ergreifen können. Ein Kenner der Verhältnisse meint freilich: wenn man aus dem Leben und Treiben der in einen andern Beruf übergetretenen Zöglinge einen Rückschluß auf den Geist machen dürfe, der in diesen Räumen umgehe, so falle das Urteil in hohem Grade ungünstig aus. Eine verhältnismäßig nicht geringe Ziffer von Nihilisten, Ungläubigen, Materialisten haben die empfänglichen und eindrucksfähigen Knabenjahre, die fürs ganze Leben entscheidend werden, in diesen Anstalten verbracht — eine bei geistlichen Erziehungsanstalten auch sonst bisweilen zu machende Wahrnehmung: das Zuviel von Überwachung und von religiösen Übungen führt die Sklaven, wenn sie die Kette gebrochen, ins andere Extrem.

Besser steht es mit der geistlichen Ausbildung in Griechenland, wo ein Teil des späteren Klerus an der gutbesetzten theologischen Fakultät der Universität Athen seine Studien macht. Für Rumänien besteht an der Universität in Bukarest, für die Bukowina und Dalmatien an jener von Cernowitz eine theologische Fakultät. Allein der größere Teil der Geistlichkeit ist natürlich überall auf die Seminare angewiesen.

Die Lehrer an diesen klerikalen Unterrichtsstätten sind ebenso wie die Bischöfe und kirchlichen Verwaltungsbeamten alle der schwarzen Geistlichkeit entnommen, deren Bildungsgrad ein wesentlich höherer ist als der des Weltklerus. Jene stellt die kirchliche Aristokratie dar, die an der Erhaltung des Bestehenden ihr größtes Interesse hat und im kirchlichen wie im Staatsleben einen starren Konservatismus vertritt. Mit der Gegenwart

und ihren Bedürfnissen sich abzugeben, hat sie keine Lust, auch den berechtigtsten Forderungen steht sie schroff ablehnend gegenüber. In einem russischen Kloster glaubt man sich, wie Augenzeugen versichern, um anderthalb Jahrtausende zurückversetzt. Die alten Mönchsregeln aus dem vierten Jahrhundert sind durchweg noch in Geltung. Die neuen Lebensströme, die von einem hl. Benedikt, einem hl. Bernhard, einem Franz v. Assisi, Dominikus oder Ignatius von Loyola ausgingen, und die den Bedürfnissen der verschiedenen Zeitalter entsprachen, haben die griechische Kirche nicht berührt. Nur Rußland hat in dem Strennik, dem Wandermönche, der von einem Kloster, einem Heiligtum zum andern, vom eisigen Solowetzki-Kloster im höchsten Norden bis zum äußersten Süden des Reiches, ja weit über dessen Grenzen hinaus nach den Athosklöstern am ägäischen Meere und nach den heiligen Stätten Palästinas pilgert — worin der alte Hang zum Nomadenleben noch nachwirkt, — eine gewisse Neuerung hervorgebracht, die übrigens in den Gyrovagen des alten Mönchtums bereits eine wenn auch vielleicht unbewußte Vorlage hat. Indes ist gleichwohl zwischen Kloster und Kloster wie zwischen Mönch und Mönch ein beträchtlicher Unterschied, sowohl was die Lebenshaltung wie auch den Bildungsgrad anlangt. Manche Klöster bieten in rauher Gegend ihren Insassen nur ein kümmerliches Auskommen, während andere ein fürstliches Vermögen besitzen, dessen Verwaltung sie tief in die Welt hineinzieht. Unter ihren Mönchen begegnete Dalton ‚gar manchem, der in jungen Jahren den Lebenskelch rasch genossen und früh ermüdet und erschöpft, auch in seinen Geldmitteln, nun einen gemächlichen, sorgenlosen Lebensabend hinter den Klostermauern verbringen will'. Es versteht sich, daß solche Mönche für die Wissenschaft oder Kunst ebensowenig leisten wie jene, die bis zu 12 und 14 Stunden täglich mit gottesdienstlichen Übungen verbringen. Nicht einmal die Theologie hat eine nur irgendwie nennenswerte Fortbildung erfahren, wie denn überhaupt die Gottesgelehrtheit in der gesamten anatolischen Kirche mit Johannes von Damaskus im 8. Jahrhundert zum Abschlusse gekommen ist. Als im Mittelalter der Versuch gemacht wurde, die abendländische Scholastik, diese nach der Meinung vieler so ganz verknöcherte Theologie, den Griechen zu vermitteln, wurde diese als — Rationalismus zurückgewiesen, ein Urteil, das für die orientalische Theologie viel bezeichnender ist als für die des Abendlandes.

Noch weniger darf man natürlich auf anderen Gebieten der Forschung erwarten. In russischen Klöstern, sagt Dalton, sucht man vergeblich ein Gleiches oder auch nur Ähnliches dem, was einzelne römisch-katholische Klöster der Kunst oder der Wissenschaft dargebracht. Büchersammlungen hat er in den meisten von ihm besuchten Klöstern kaum vorgefunden, und wenn, so standen sie an entlegenen Orten unbenutzt, verstaubt. Die russischen Mönche, meint ironisch derselbe protestantische Theologe, scheinen mit Eifer auch der Welt entflohen zu sein, die sich in den Büchern erschließt. Welcher Unterschied gegenüber jenen abendländischen Klöstern, deren bei der Säkularisation eingezogene Handschriften- und Bücherschätze heute den Stolz

und den Reichtum unserer öffentlichen Bibliotheken bilden! Überhaupt leistet der Klerus, auch der schwarze, für allgemeine Bildung äußerst wenig. Aus den auf Hunderte von Millionen Rubel zu berechnenden Mitteln der Klöster werden nach O. Hoetzsch, einem der besten Kenner Rußlands, ganze 700 000 Rubel für Unterrichtszwecke verwendet; Kirchengemeindeschulen zu gründen entschloß man sich erst, als es galt, den Zemstwos nicht allein die Schulen zu überlassen. ‚Wenn man . . . die Zustände an den geistlichen Seminaren betrachtete, in denen eine völlig veraltete und erstarrte Lehrmethode mit einem barbarischen Disziplinarrecht und wüsten Ausschreitungen Hand in Hand ging, oder wenn man schließlich von der Hungersnot und der schwierigen Finanzlage des Staates aus auf den Reichtum der Klöster und auf das Mönchtum blickte, das dem Staate produktiv fast nichts leistete' (O. Hoetzsch), so versteht man, daß die Hochschätzung des Mönchtums in den Kreisen, aus denen es sonst seinen Nachwuchs zog, nachließ und die Zahl der Mönche — nicht der Nonnen — zurückging. Aber dem einfachen Volke ist und bleibt der Mönch Vertrauensmann, viel mehr als der Pope; er ist ein ‚Freund Gottes', dem nicht leicht ein Gebet unerhört bleibt. Freilich hat man auch beobachtet, daß eine Bäuerin einen Mönch vor einem Heiligenbild zu beten beauftragt, während sie selbst teilnahmslos daneben steht.

Dies ist für den Stand der religiösen Bildung und der Frömmigkeit im russischen Volke bezeichnend. Von ersterer kann schon darum nichts erwartet werden, weil es, abgesehen von dem Schulunterrichte, der bekanntermaßen nur wenigen zuteil wird, fast an jeglicher religiösen Unterweisung fehlt, wie in der ganzen orthodoxen anatolischen Kirche. Eine Predigt kennt diese auf dem Lande gar nicht, in Städten nur sehr wenig; zu einer geistigen Tätigkeit, wie sie Predigt und eine Seelsorge in unserem Sinne erfordert, wären ihre Pastorationsgeistlichen auch nicht im stande. In Konstantinopel, in Griechenland, in Rußland wurden Versuche gemacht, nach abendländischem Muster Predigten einzuführen. Aber so sehr das Publikum überall sich dafür interessierte und den Predigern zuströmte, die kirchlichen Aufsichtsbehörden waren, wenigstens bis vor kurzem, nicht für diese Predigten und erschwerten deren Abhaltung nach Möglichkeit. Nur in Griechenland bezeichnete der Metropolit von Athen die regelmäßige Predigt als erstrebenswertes Ziel, fügte aber auch bei, daß vorerst der Klerus nicht die dafür notwendige Bildung besitze. Die Folge dieses Versagens geistlicher Nahrung war einerseits eine weitgehende Entfremdung gegenüber der Kirche, teilweise der Religion überhaupt, namentlich bei den Gebildeten. Ausgesprochener Atheismus und Materialismus sind in der russischen ‚Gesellschaft' gang und gäbe, oft auch bei solchen, die sich vor den Heiligenbildern bekreuzen. Solchen Gebildeten kommt die Kirche vor wie ‚ein kindisch gewordener Greis, der seine erwachsenen Kinder nicht bloß nicht belehren kann, sondern nicht einmal mehr versteht und ihre Not und ihre Schmerzen nicht begreift'. Andererseits strömen Gebildete und Ungebildete den in ganz außergewöhnlicher Menge auftretenden Sekten zu, die Predigten veranstalten. So wird das

Volk leicht das Opfer jedes geistlichen Abenteurers, der sich als göttlichen Gesandten einführt. Die neueste russische Geschichte ist reich an Beispielen hiefür. Solche Leute gewinnen einen großen Anhang, gegen den die Bischöfe ebenso machtlos sind wie gegen die oft von Sektenführern angewandte List. Vielleicht sind indes diese Erfolge der Sekten ein Mittel, um auch die Großkirche zur Erkenntnis des Nutzens und der Notwendigkeit einer religiösen Unterweisung zu bringen. Wenigstens scheinen die Anläufe zur Bekämpfung des Stundismus zu solcher Hoffnung einigermaßen zu berechtigen.

Dieser Mangel an religiöser Bildung spiegelt sich deutlich wieder in der Volksfrömmigkeit. Die ganze religiöse Betätigung des orthodoxen Katholiken in der Kirche beschränkt sich auf eine fast völlig passive Beteiligung am Kultus, an der Liturgie. Der Unterschied der Meßfeier in der griechisch-russischen Kirche gegenüber der in der abendländischen liegt hauptsächlich darin, daß jene auch äußerlich mit dem Schleier des Geheimnisvollen umhüllt wird. Die Bilderwand (so genannt, weil sie mit großen Heiligenbildern geschmückt ist) scheidet das Schiff der Kirche vom Chor (dem ‚Heiligen‘), in welchem der Altar steht. Das Gitter in der Mitte ist fast während der ganzen Feier mit einem Vorhang bedeckt, der der Gemeinde den Blick auf den Altar und die 2—3 Stunden dauernde heilige Handlung verwehrt. Das Volk ist nur beteiligt durch fortwährendes Sichbekreuzen und Sichverbeugen, sich Niederwerfen und Wiederaufstehen, wodurch man, wie ein Zuschauer (W. Rothes) meint, sich eher in einen Turnsaal als in eine Kirche versetzt glaubt. Aber nach der Überzeugung des Orthodoxen ist dies das Zeremoniell, wie es der Herr der Herren fordert und selbst vorgeschrieben hat. Die ganze Liturgie ist, zumal in den Augen des Russen, eine Art Zauber, der nur wirkt, wenn alles genau nach Vorschrift gemacht wird. Man muß sich wundern, wie manche Protestanten den Katholiken den Glauben an eine magische Wirksamkeit der Sakramente nachsagen, und daneben diesen wirklich magischen Gottesdienst der orthodoxen Kirche ganz in Ordnung finden. Mit dieser Auffassung der Religion hängt es zusammen, daß man in der Beobachtung der äußerlichsten Kleinigkeiten, die sich doch erst im Laufe der Zeit eingebürgert haben, das Heil sieht. So haben sich die ‚Altgläubigen‘ von der Staatskirche losgesagt, weil die alten slavischen Kirchenbücher, die im Laufe der Jahrhunderte durch unwissende Abschreiber verderbt worden waren, durch den Patriarchen Nikon i. J. 1667 auf Grund viel älterer, aber griechischer Handschriften der Athosklöster verbessert wurden. Dies schien ihnen ein Abfall von der alten Überlieferung und damit ein Greuel; sollten sie ja nun den Jesusnamen ‚Jissus‘ sprechen, während sie ihn vorher ‚Jssus‘ gesprochen hatten, und das Kreuz sollten sie mit den drei ersten Fingern der rechten Hand machen, während es nach väterlichem Herkommen nur mit Zeige- und Mittelfinger gemacht worden war. An dem Namen, dem Zeichen haftet nach dieser rudimentären Auffassung von Religion die magische Kraft des Mysteriums; auf den Namen Jissus hört der Angerufene nicht, und das mit drei Fingern gemachte Kreuz

wehrt die bösen Geister nicht ab. Solche Äußerlichkeiten waren wichtig genug, die größte Spaltung innerhalb der russischen Kirche zu begründen.

Vielleicht noch deutlicher zeigt sich das Naive dieser Religiosität in der Art der Heiligen- und Bilderverehrung. Man hat jene wohl nicht unzutreffend erklärt aus monophysischen Überresten in der griechischen Kirche; Gott und Christus sind so hoch allem Menschlichen entrückt, daß der Sterbliche nur durch viele Mittelglieder mit der höchsten Majestät in Verbindung treten kann, wie niemand ohne Vermittler zum Kaiser gelangt. Gott selbst oder die Dreifaltigkeit abzubilden, ist streng verboten; Christus darf als Allherrscher dargestellt werden, er ist ja im Fleische erschienen. Aber auch er nur in Gemälden oder in Mosaik, nicht plastisch; das wäre ein ‚Götze'. Manche Bilder sind nach der Legende vom hl. Lukas gemalt, andere überhaupt nicht von Menschenhänden gemacht (Achiropiiten), sondern vom Himmel gefallen. Das Bild des Heiligen ist die Erscheinung des Heiligen selbst, der aus dem Bilde heraus sieht, was an dem Orte, wo dieses ist, vorgeht, der als Freund und Helfer mitwirkt. Daher die vielen Heiligenbilder nicht nur in den Häusern, sondern auch an Straßen und öffentlichen Plätzen; daher die Heiligenbilder, die der Zar den Offizieren ins russische Hauptquartier brachte. Die jedem Beschauer auffallende Starrheit, der Mangel an Individualität bei diesen Bildern ist nicht etwa nur dem Unvermögen des Künstlers zuzuschreiben, sondern ist kultische Vorschrift. Der Heilige soll so dargestellt werden, wie er nach der vermeintlichen Überlieferung aussah — wie könnte er sonst in seinem Bilde gegenwärtig sein? — und je fremdartiger, je altertümlicher ein solches Bild erscheint, umso glaubhafter ist es dem Russen. Auch jede Spur von Bewegung ist verboten; denn jede Bewegung deutet auf Gemütswallung, der Heilige aber ist nach russischer Vorstellung von aller Erregung und Leidenschaft frei.

Die Vernachlässigung des religiösen Unterrichts wie der Volksbildung hängt zusammen mit der Gleichgültigkeit der griechisch-russischen Kirche gegen die reale Welt überhaupt. Sie hat gar kein Bedürfnis und keine Neigung, dem religiösen Lichte den Weg zur Materie, zum Leben, zu den menschlichen Beziehungen zu bahnen. Nirgends besteht wohl in einer christlichen Religionsgenossenschaft eine solche Kluft zwischen dem religiösen und dem sittlichen Leben wie in der Kirche Rußlands. In den Tagen der Jugend und Gesundheit kümmern sich viele Russen wenig oder gar nicht um die Kirche, die dem Gesunden, Tätigen nichts zu sagen hat, in die erst der Schwache, der Hinfällige sich flüchtet. Sie hat ihre Kinder zum Leiden und Dulden erzogen, das in einem Staate wie Rußland so wichtig ist; alle Kräfte, die sie erzeugt, sind mehr aufs Ertragen als aufs Schaffen angelegt. Daß man mit Gottes Hilfe eine Umgestaltung der Verhältnisse anstreben könnte und dürfte, daran denkt der Russe nicht leicht, das würde er wie Unzufriedenheit mit Gottes Fügung empfinden. ‚Der Unterschied zwischen Ruhe und Bewegung, Beschaulichkeit und Arbeit, passivem Dulden und aktivem Kampfe gegen das Böse — das ist es, was . . . die griechisch-ortho-

doxe Kirche von dem Katholizismus und Protestantismus trennt; und da die Religion die Seele der Nation ist, so trennen diese Gegensätze auch Rußland von den westeuropäischen Völkern' (Rosanow). Die Trennung von Religion und Sittlichkeit bringt es auch mit sich, daß gelegentlich neben eifrigster Beobachtung religiöser Zeremonien die tiefste sittliche Verkommenheit, Verlogenheit und Betrügerei sich findet. Es hat in der östlichen Kirche keinen hl. Augustin gegeben, der den ‚theologischen' Lehren (im engeren Sinne) die anthropologischen ergänzend zur Seite gesetzt, die Brücke zwischen göttlicher Leitung und menschlicher Handlung geschlagen hätte. Mit theologischer Behandlung der christlichen Moral befaßte man sich in der griechischen Kirche nicht, und die Mystik, die in den Klöstern gepflegt wurde, bot hiefür keinen Ersatz.

Und doch hat gerade diese Erziehung zum Dulden, diese Tröstung im Leiden der russischen Kirche wiederum soviel Anhänglichkeit und Liebe bei ihren Kindern eingetragen. Die Lasten, die der Staat ihnen auferlegt, hilft die mit ihm eng verbundene Kirche ihnen tragen; in ihr ruhen sie aus von dem harten Drucke, der auf ihnen lastet, sie bringt etwas Freudiges, Festliches in die trübselige Eintönigkeit des Lebens. Ihre Feste, die nahezu ein Drittel der Tage des Jahres ausfüllen (117), sind Volksfeste und werden auch von jenen mitgefeiert, die vom Glauben sich längst abgewandt haben. In der Liturgie wird dem Gläubigen die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar vor Augen geführt, und sie kann ihn rühren bis zu Tränen. Sie schafft zugleich ein lebendiges Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Menschen, und es ist anerkannt, daß nirgends die Wohltätigkeit so frei, so als selbstverständliche Pflicht geübt wird wie in Rußland. Man ‚teilt brüderlich den letzten Bissen Brot mit dem Hungernden und dehnt dieses Mitleid auch auf den Sträfling, den armen Verbannten aus. . . . Wenn der Zug der Verbannten auf der einsamen sibirischen Heerstraße durch ein entlegenes Dorf kommt, da steht für ihn vor der Bauernhütte der gefüllte Speisetopf; wenn durch die Straßen der Stadt die Gefangenen truppweise geführt werden, dann wehrt die begleitende Wache die nicht ab, die dem Verurteilten Geld oder sonst etwas einhändigen wollen' (Dalton). So erklärt sich umso leichter, warum der russische Soldat, nachdem er die Menschlichkeit des deutschen Gegners erkannt hat, diesem sich gern als Gefangenen ergibt und Nahrung von ihm annimmt.

Auch die an Rußland so oft und mit Recht getadelte Unduldsamkeit gegen andere Bekenntnisse, die gewaltsamen ‚Bekehrungen' haben ihren Boden nicht im Volke, das bei aller Überzeugung von der einzigen Richtigkeit seiner Religion gegen den Andersgläubigen eher Mitleid empfindet; sie gehen vielmehr von der fast gänzlich durch politische und bureaukratische Gesichtspunkte geleiteten Hierarchie aus. Und diese arbeitet wieder im Einverständnis und mit Unterstützung des Staates, der in der Einheit der Religion eine Bürgschaft der nationalen Vereinheitlichung sieht. In der Tat hat die russische Kirche dem Staate überaus viel genützt, indem sie durch das Band der Re-

ligion die verschiedenen Bestandteile des Reiches zusammenhielt und bei ihrer engen Verbindung mit dem Staate die ihr entgegengebrachte Liebe und Anhänglichkeit auch auf diesen übertrug. Als selbstverständlichen Entgelt hiefür hat sie die Mitwirkung des weltlichen Armes umso unbedenklicher jederzeit angenommen, als sie, stets auf das weltliche Schwert vertrauend, das geistige Schwert zu führen völlig verlernt hat. Die restlose Vermischung kirchlicher und staatlicher Interessen hat bewirkt, daß das Volksgefühl und das religiöse Gefühl dem Russen völlig eins ist. Seine Heimat ist ihm das ‚heilige' Rußland, der Zar der Statthalter des himmlischen Herrschers, sein Volk um des wahren Glaubens willen das von Gott vor allen andern bevorzugte, das ein Recht auf Weltherrschaft besitzt. So haben die gewaltigen Ausdehnungsbestrebungen dieses Reiches einen Rückhalt im Volk, entsprechen dessen Vorstellungen von seinem weltgeschichtlichen Berufe.

Dieser Glaube an die große Zukunft seines Volkes hilft dem Russen hinweg über die bedenkliche Rückständigkeit seiner Kultur hinter der anderer Völker. Der ‚verfaulten Kultur des Westens' hält er die ‚unverdorbene Natur' des russischen Volkes entgegen. Dies war und ist die von den Slavophilen namentlich unter Nikolaus I. und Alexander II. erfundene und vertretene Theorie, welche über den von jenen beiden Zaren ausgehenden Druck trösten und die Forderungen der sog. Westler bekämpfen sollte.* Letztere sahen die Ursache der Erstarrung des geistigen und sozialen Lebens Rußlands in der durch die Regierung ängstlich und brutal gehüteten Absperrung von der Kultur des Westens. Die Slavophilen fanden im Gegenteil die Quelle alles Übels in den westeuropäischen Einflüssen, in der Aufpfropfung westlicher Einrichtungen auf die nach ihrer Anschauung bodenständige russische Kultur. Diese ist, wie besonders Alexei Chomjakow (1804—1860) zu beweisen suchte, der westeuropäischen sogar überlegen, und zwar hauptsächlich infolge der Religion. Indem das russische Volk das Christentum in der reinen Form der orthodoxen Lehre übernahm, hat es mit deren Hilfe eine höhere und vollkommenere Kultur erreicht als Westeuropa. Peter d. Gr. hat diesen idealen Zustand gestört, und es ist notwendig, von seinen Reformen auf den alten Weg zurückzukehren. Hiebei vergaßen die Slavophilen nur, daß die französischen pornographischen Romane, die man ihnen in russischen Übersetzungen bot, nicht die prägnantesten Vertreter europäischer Kultur waren, vielmehr von ihr, soweit sie diesen Namen verdiente, sehr entschieden abgelehnt wurden. Gegenüber solch zweifelhaften Leistungen war es leicht, die Russen als die besseren und zivilisierteren hinzustellen; ein objektiver Vergleich zwischen beiden Faktoren wird zu einem ganz anderen Ergebnis gelangen. Jene Theorie hat aber das Aufkommen einer sehr entgegengesetzten Praxis, welche in dem engen Bunde mit eben jenem Frankreich und mit England zutage tritt, nicht verhindert.

* Hierüber sprach sehr lehrreich H. Übersberger auf dem Deutschen Historikertag in Wien am 19. September 1913.

Aus dem System der Slavophilen wuchs der Panslavismus (in verschiedenen Formen) heraus, der die Türken aus Europa zu verdrängen, Konstantinopel und den Bosporus russisch zu machen und die slavischen Völker in einem Staatenbunde unter Führung des nordischen Reiches zu einigen bestrebt ist. Hier sollte die Gemeinsamkeit der Religion durch die der Stammesangehörigkeit unterstützt werden, um eine politische Einigung zu erzielen. Allein nicht nur die Griechen und Rumänen, die nicht zu den Slaven gehören, wollen wenigstens in ihrer Mehrheit nichts von einem panslavistischen Reiche wissen; auch die Balkanslaven zeigen sich keineswegs alle begeistert für ein solches Untergehen im großrussischen Meere. Ebensowenig sehnen sich die römisch-katholischen Tschechen, soweit sie offenen Auges die Dinge betrachten, nach der orthodoxen Knute, zumal die Slaven im russischen Reiche, die Polen und die etwa dreimal so zahlreichen Kleinrussen (Ukrainer) ein Liedchen von der moskowitischen Brüderlichkeit zu singen wissen. Zudem hat sich immer mehr bestätigt, was Dostojewski im türkischen Krieg sagte: die durch Rußlands Hilfe von der Türkenherrschaft befreiten Völker betrachten sich als kulturell den Russen weit vorausgeeilt — womit sie zumeist recht haben —, und die Neigung, sich an die westeuropäische Zivilisation zu halten, von der sie mehr gewinnen können als von der russischen Unkultur, wird sich nicht unterdrücken lassen. Wenn schon aus diesen Gründen der panslavistische Gedanke trotz der einen orthodoxen Religion sich je länger je mehr als undurchführbar erweisen wird, so namentlich darum, weil um die Perle am Bosporus zuviele Bewerber vorhanden sind. Griechenland wird kaum vorübergehend sich der Illusion hingeben, der Verwirklichung der panhellenischen Träume mit Hilfe Rußlands näher zu kommen, denn zu ihr gehört in erster Linie Konstantinopel. Bulgariens Sinn stand schon nach Byzanz und der Kaiserkrone, als beide noch in den Händen des absterbenden Griechentums waren. Und Serbien mag sich gerne die Kastanien von Rußland aus dem Feuer holen lassen, aber auf seine großserbischen Hoffnungen wird es, falls es je wieder zu einiger Bedeutung gelangen sollte, nicht verzichten. Jedenfalls aber sollten weder die Staatsmänner in Athen noch die in Sofia oder Belgrad naiv genug sein, zu erwarten, daß der russische Bär bei endgültiger Teilung der Jagdbeute gegen die kleinen Jagdgefährten rücksichtsvoller verfahren würde als der Löwe in der Fabel. Die in früheren Kriegen gemachten Erfahrungen sprechen jedenfalls nicht dafür.

Darf man so von der Einheit des Glaubens unter den Slaven und anderen Völkern am Balkan nicht zuviel erwarten, so ist weiterhin die Frage berechtigt, wie lange die orthodoxe Kirche in Rußland selbst die Rolle zu spielen vermag, die Jahrhunderte hindurch unbestritten in ihren Händen lag. Ob eine Kirche, die durch gröbliche Vernachlässigung alles religiösen und allgemeinen Unterrichts den Einfluß auf die Gebildeten in so bedenklichem Umfange verloren hat, dauernd auch nur die Massen beherrschen wird, ist umso zweifelhafter, wenn durch Gründung weiterer Staats- und Zemstwo-Schulen der entsetzlich hohe Prozentsatz von Analphabeten (nach Hoetzsch

‚sicher erheblich über 80 Prozent, im europäischen Teile 77 Prozent') nach und nach zurückgeht. ‚Die große Frage, ob überhaupt eine Erneuerung der russischen Kirche innerlich möglich ist, entzieht sich der gesetzgeberischen Beeinflussung gänzlich. Diese kann zwar das Unterrichtswesen reformieren und bestehende Mißstände in der Geistlichkeit abschaffen, aber sie kann nicht den neuen Geist schaffen, den diese Kirche braucht. So steht die schwere Frage vor allen denen, die ernsthaft an der Zukunft des Volkes mitarbeiten, ob sie einer Kirche weiter Einfluß auf die Erziehung des Volkes einräumen wollen, die einen fördernden Einfluß auf seine Seele nicht mehr hat, und ob diese Kirche eine innere Erneuerung finden kann' (Hoetzsch). Der offene Brief Tolstois vom 28. Februar 1901 machte auf diese Wunden der Kirche aufmerksam, und seine Forderungen für Abhilfe waren keineswegs grunderschütternd. Aber der allerheiligste Synod fand es in seinem hierarchischen Dünkel einfacher, den unbequemen Mahner mit dem Banne zu belegen, als Einkehr bei sich selbst zu halten. Er treibt ein gewagtes Spiel. In der erwähnten Gottergebenheit des russischen Bauern, die bisweilen an Fatalismus grenzt, liegt an sich eine nicht zu verkennende Gefahr. Unüberwindliche Schwierigkeiten und schwere Niederlagen in einem Kriege können diesem Volke auch den Glauben erwecken, daß die Vorsehung es mit ihm anders beschlossen habe und alles Kämpfen vergeblich sei. Bei der Stimmung zahlreicher Popen und Popensöhne aber ist ein solches Volk für eine Politik der Verzweiflung und für die Revolution unschwer zu haben. Ob aus dieser unter dem Einflusse des Westens ‚ein neuer Himmel und eine neue Erde', eine lebendige und lebenspendende Kirche und ein den heutigen Bedürfnissen entsprechender Staat erstehen wird, läßt sich bei der Unberechenbarkeit aller Faktoren in Rußland heute noch nicht voraussehen.

Die mazedonische Landschaft und ihre Kultur

Von Karl Dieterich

Es ist das Schicksal der im Bereiche antiker Kultur liegenden Länder, daß man sie nicht um ihrer selbst willen besucht, weil ihr gegenwärtiger Zustand, der Landschaft sowohl wie der Kultur, nicht so starke Anziehungspunkte bietet, um ein anderes als rein historisches Interesse zu erregen. Italien macht allenfalls eine Ausnahme; hier wirken Vergangenheit und Gegenwart, Natur und eine überreiche Kultur, so wunderbar zusammen, daß jeder einen Gewinn davonträgt. Dennoch kann man Italien nicht als eigentliches Wander- und Touristenland bezeichnen. Dazu eignet sich schon sein Klima und seine Natur nicht, der das Hauptlebenselement fehlt, Wald und Waldgebirge. Ungefähr dasselbe gilt von Griechenland, nur daß hier der historisch-antiquarische Gesichtspunkt noch viel stärker hervor- und der landschaftliche noch viel mehr zurücktritt. Man kann geradezu sagen: Griechenland wird fast nur von klassischen Philologen und Archäologen besucht, und dann natürlich nur in denjenigen Teilen, die Reste des Altertums enthalten, und die durchaus nicht immer die landschaftlich jungfräulichsten sind, während die, welche es sind, meistens abseits liegen bleiben, weil sie nichts ‚bieten'. Dazu kommt freilich für Griechenland noch die Unzulänglichkeit seiner Verkehrsmittel, die oft die schönsten Gegenden den Reisenden verschließt. Das Reisen in Griechenland ist zwar durchaus sicher, aber noch immer zu sehr mit Strapazen verbunden, um die aus Naturfreude Reisenden zu locken. Vollends schlimm aber war es um die Gegenden bestellt, die bis vor kurzem unter türkischer Herrschaft standen. Und doch sind gerade die Gebiete der bisherigen europäischen Türkei überraschend reich an Naturschönheiten und Naturschätzen aller Art, die bisher einen vielhundertjährigen Dornröschenschlaf schlummerten, und die erst jetzt beginnen, ans Licht der Welt zu treten.

Eines der reizvollsten dieser Länder ist dasjenige, welches zugleich das Herz der Balkanhalbinsel bildet, das jetzt seinen reichen Blutstrom in drei Länder leitet: Mazedonien. Sein Hauptreiz liegt in seinem Charakter als landschaftliches und kulturgeographisches Übergangsgebiet zwischen dem rein mediterranen Griechenland und den wesentlich kontinentalen slavischen Balkanländern, Serbien und Bulgarien. Die duftige Zartheit der griechischen Landschaft mit ihrer lichtdurchfluteten Harmonie an Formen und Farben, mit ihren grauvioletten Berglinien, tiefblauen Meeresbuchten und ockergelben Landstreifen, woraus nur sparsames Grün schimmert, geht hier, bald plötzlicher, bald allmählicher, über in eine mächtigere und wuchtigere, urwüchsigere und üppigere, aber auch formlosere und unruhigere Festlandnatur, in der das, was in Griechenland die Ausnahme bildet, die Regel ist: wald- und wasserreiche Gebirge, dichte Wälder, blaue Seen, grüne Matten, reiche Fruchtebenen und Obstgärten. Der Norden vermählt sich hier mit dem Süden, klassische Ruhe mit romantischer Wildheit, alte Zivili-

sation mit patriarchalischer Bauernkultur, autochthones Griechentum und eingewandertes Slawentum. Das aber ist das zweite, was Mazedonien so anziehend macht auch für den kulturhistorischen Beobachter, daß hier neben der Klima- und Vegetationsgrenze auch eine Kulturgrenze liegt, die Grenze zwischen dem, was man als byzantinische Zivilisation und dem, was man als patriarchalische Kultur bezeichnet; denn Mazedonien war ja im Mittelalter nicht weniger als in der Neuzeit der Zankapfel der Völker, der zwischen Byzantinern, Bulgaren und Serben hin- und herflog, und an dem alle ihre Spuren hinterließen, die Griechen in der städtischen, die Slawen in der ländlichen Kultur.

In drei Flügeln gleichsam breitet sich Mazedonien aus, deren natürliche Grenzen die drei Hauptflußläufe der Vistritza, des Vardars und der Struma bilden. Jeder dieser Flügel ist durch mächtige Gebirgsquerriegel in mehrere kantonartig voneinander getrennte, in Klima, Vegetation und Bevölkerung oft diametral verschiedene Landschaften gegliedert, so daß sich ein äußerst buntes Gesamtbild ergibt. Jeder der drei Flügel ist aber auch verkehrsgeographisch erschlossen durch die drei Bahnlinien, die sich von Saloniki aus strahlenförmig ausbreiten, die Linie Saloniki-Monastir durch das westliche, die Linie Saloniki-Nisch-Belgrad durch das mittlere und die Linie Saloniki-Dede-Agatsch durch das östliche Mazedonien. An diese drei Verkehrsadern werden wir uns bei unserer Wanderung halten.

Kahl, öde und sonnenverbrannt dehnt sich die endlos weite Ebene, die Kampagna von Saloniki, aus, die man zunächst durchfährt, wenn man in eine der drei Herzkammern Mazedoniens eindringen will, und man ahnt nicht, welche Paradiesesfülle einer verschwenderischen und jungfräulichen Natur sich verbirgt hinter den fernen Bergzügen, die dieses Purgatorio am Horizonte umrahmen. Zahlreiche, regelmäßig geformte Erdhügel, alte Tumuli, und Gruppen verfallener Bulgarenhütten durchbrechen die Einförmigkeit. Herden von Büffeln und Seevögeln bevölkern die Sümpfe, die sich unendlich weit hinzuziehen scheinen. Man glaubt in der ungarischen Pußta oder in der wallachischen Tiefebene zu sein. Allmählich treten Felder an die Stelle des sumpfigen Brachlandes, lange Streifen von gelben Korn- und roten Mohnfeldern erfreuen das Auge. In der Nähe der Station Gida, wo künftig die Bahn nach Athen abzweigen soll, treten wir in das Tal der wilden Vistritza, des alten Haliakmon, ein. Grüne, blumendurchwirkte Wiesen dienen zahlreichen Schaf- und Rinderherden zur Weide, dazwischen schieben sich vereinzelte Waldstücke, endlich taucht eine graugrüne Berglinie auf, da, wo die Bahn ihren südlichsten Punkt erreicht hat und nun scharf nach Norden umbiegt — es ist das Vermion-, jetzt auch Agostosgebirge genannt.

Westlich der Bahnlinie Verria-Vodena bis zu einer Höhe von 1800 Metern zwischen der Vistritza und dem Talzug von Vodena aufragend, ist es nicht nur eines der wald-, wiesen- und quellenreichsten Gebirge Mazedoniens, sondern überhaupt eines der wenigen Gebirge Griechenlands, die

sich noch ihren alten Waldreichtum bewahrt haben in einer Üppigkeit, die fast noch die des Athos übertrifft, nur daß das Vermiongebirge noch keinen so beredten Verkünder seiner Herrlichkeit gefunden hat wie der Athos in Fallmerayer. Aber auch die wenigen fremden Reisenden, die den Vermion aufgesucht haben, rühmen die Pracht und Urwüchsigkeit seiner Vegetation wie die Ergiebigkeit seiner Marmorbrüche, die im Altertum ganz Mazedonien versorgten, heute aber nur lokale Bedeutung haben, bei der guten Qualität des Marmors jedoch noch reiche Ausbeute liefern könnten. Das Großartigste aber ist die Natur. Wälder von mächtigen alten Kastanien, Silberlinden, Platanen, Eichen und Buchen wechseln mit solchen von Kiefern und Fichten und bergen noch reiche Bestände von Wildschweinen und Hirschen, selbst von Bären und Wölfen. Auch Geflügel aller Art gibt es hier die Fülle. Große Plantagen von Pflaumen- und Nuß-, Mandel- und Aprikosenbäumen breiten sich an den Hängen aus. Schon Ende Februar stehen die Frühlingsblumen in Blüte, nicht nur Veilchen und Anemonen, sondern auch Primeln und Schneeglöckchen. Der Vermion ist im Sommer das Dorado griechisch-walachischer Kohlenbrenner und Wanderhirten. Hütten aus Reisig, mit Lehm beworfen und mit Stroh gedeckt, bezeichnen ihre provisorischen Sommerdörfer, die nach Art von Reihendörfern von je 40 bis 50 Hütten angeordnet sind. Sonst liegen nur an den Westabhängen des Gebirges zwei ständige Dörfer mit einer griechisch-slawischen, ackerbauenden und viehzüchtenden Bevölkerung, die in festen, zweistöckigen, wohnlich eingerichteten Steinhäusern wohnt und trotz ihrer slawischen Abstammung und Zweisprachigkeit ganz griechisch gesinnt ist.

Dieses Waldgebirge ist auch die Lunge für die drei Städte, die sich an seinem östlichen Abhange auf gelben Tuffsteinfelsen erheben: Verria, Njáousta und Vodena. Die vom Vermion herabströmenden Bäche ergießen sich nämlich mitten durch diese Städte hindurch, mit einer Gewalt, daß sie nach der Bemerkung eines englischen Reisenden sämtliche Fabriken von Manchester in Gang halten könnten. Da sie den Hauptsitz der mazedonischen Seidenraupenzucht bilden, und schon mehrere Seidenspinnereien hier bestehen, steht ihnen noch eine große industrielle Blüte bevor.

Verria ist mit seiner bunten, aus Griechen, Türken und mazedonischen Rumänen gemischten Bevölkerung die größte und betriebsamste dieser Städte, zugleich eine der ältesten (Berrhoea), die aber eine größere Rolle erst im Mittelalter spielte in den Kämpfen zwischen Griechen, Serben und Bulgaren. Sie baut sich amphitheatralisch auf den hellgelben Tuffsteinterrassen auf und bietet mit ihren üppigen Baumgruppen und rauschenden Wasserarmen ein reichbelebtes, malerisches Bild. In Kaskaden stürzen sie von den Abhängen des Gebirges in die Stadt, deren Straßen, Plätze und Gärten sie in zahlreichen, lustig plätschernden Bächen durchströmen, um dann als Staubbäche von der Terrasse hinab in die Ebene zu fallen. Schon im hohen Altertum war die Gegend von der Poesie der Sage umwoben. Hier lagen die Gärten des Mides und blühten wilde Rosen, deren Kultur von den

Türken erneuert wurde, jetzt aber eingegangen ist. Dafür wird jetzt außer Getreide, Gemüse und Obst besonders Tabak, Opium, Reis und Baumwolle gebaut.

Die nächste ‚Wasserstadt‘ ist Njáousta; man könnte sie aber auch die Weinstadt nennen; denn die zur Linken sich hinziehenden Hänge des Vermion sind mit Weinfeldern bedeckt, die einen schweren und herben, bordeauxartigen Rotwein liefern, den besten des Landes. Rechts in der Ebene dehnen sich Mais- und Weizenfelder aus. Dazwischen thront das Städtchen (7000 Einwohner) auf einem hohen Tuffplateau, das in drei Stufen jäh zur Ebene abfällt, und über dessen Terrassen breite Wässerbänder hinabstürzen, um die Gärten unten zu berieseln, meistens Maulbeergärten; denn auch hier spielt die Seidenspinnerei eine große Rolle. Aber auch Feigen-, Mandel- und Ölbäume kommen vor. Saftige Wiesen, mit buntem Blumenteppich bedeckt, ernähren zahllose Bienenschwärme. Hier wie in der Chalzidize hat man ein originelles System, die Honigausbeute ergiebiger zu gestalten: das der wandernden Bienenkörbe. Man fährt diese auf Wagen erst in die Ebene, wo die Blumen zuerst blühen, dann auf die Abhänge und schließlich auf die Höhen der Berge. Und von diesem Honig, der dem des Hymettos nicht viel nachstehen soll, kostet das Pfund kaum 25 Pfennige!

Hinter Njáousta tritt die Bahn aus der Tiefebene heraus und durchbricht in fünf Tunnels, deren längster über 600 Meter lang ist, das Gebirge, wobei sie von 30 auf 300 Meter Meereshöhe steigt. Dann setzt sie auf einem 300 Meter langen Viadukt über eine Schlucht, und wir sind am Ziel unserer Fahrt angelangt, in der Stadt, die nach ihrem Wasserreichtum benannt ist, in Vodena (zu slawisch voda, Wasser), der alten mazedonischen Königsresidenz Aegae, in der Philipp ermordet wurde.

Aber das archäologisch-historische Interesse tritt an diesem Punkte völlig zurück gegen das einzige Naturschauspiel, das sich hier dem Auge bietet, und das man um seiner selbst willen genießt. Vodena ist unstreitig der Juwel unter den vielen mazedonischen Landschaftskleinodien und nur darum so wenig bekannt, weil es bisher nicht zu Griechenland, sondern zur Türkei gehörte. Dazu kommt, daß es eines der Naturbilder ist, die sich in ihren charakteristischen Zügen nur direkt erfassen lassen, nicht mit der Feder oder dem Pinsel, ja nicht einmal mit der photographischen Platte. Das heraklitische Wort, daß alles fließe, wird hier buchstäblich zur Wahrheit: es ist ein fließendes Landschaftsbild, das sich hier dem Auge darstellt. Man stelle sich vor: ein ziemlich breites Quertal, das sich, von einem Bache durchflossen, in die Berge hineindrängt, wird von einem 200 Meter hohen, fast senkrecht aufragenden Damme gesperrt, auf dessen dunkelgrüner Fläche sich, aus der Ferne gesehen, silberfadenartige Streifen senkrecht entlang ziehen, und auf dessen Rande sich eine weiße Häusermasse erhebt. Kommt man näher, so erkennt man, daß der Damm ein mit üppig wuchernder Vegetation bedeckter Tuffelsen ist und die Fäden starke Wasserstrahlen, die von seiner Höhe herab in die Tiefe schießen, und die in so gleichmäßiger

Verteilung voneinander stehen, wie die Zähne eines silbernen Kammes in dunklem, dichtem Frauenhaar. Aber auch dieses Bild entwirrt sich in der Nähe als ein fast undurchdringliches Geflecht von Granatäpfel-, Kornelkirschen- und Cercisgesträuch, durch deren Zweige sich Lianen, Geißblatt, wilde Rosen, Winden und Efeu schlingen in wildwuchernder Fülle. Und durch dieses grüne Gewirr winden und schlängeln sich und wirbeln wie ein silberweißes Netzwerk die schäumenden, sich zerteilenden und sich wieder vereinenden Wasserfäden und senden ihren rauschenden und sprühenden Gischt ins Tal hinab. Und hier unten sammeln sich die Wasserbündel, werden wieder zu Bächen und bewässern eine üppige, fast parkartige Landschaft mit Obstgärten und Wäldern von Ulmen, Platanen, Kastanien, von Kirsch-, Feigen- und Maulbeerbäumen, zwischen denen mächtige Farren wuchern. Man begreift, daß eine solche quellende und drängende Wasser- und Pflanzenfülle sich nicht malen läßt, ohne in eine formlose Masse zusammenzuschmelzen. Es ist eben trotz oder bei aller Großartigkeit nicht mehr die klassisch-griechische Landschaft der Wirklichkeit mit ihren zarten, ruhigen Konturen, sondern eine Landschaft, wie sie die Phantasie eines Preller geschaut und geschaffen hat, eine verjüngte griechische Landschaft, die selbst eine verjüngende Wirkung üben mußte auf den Geist und den Lebensmut ihrer Bewohner. Sie hält in Vegetation und Klima eine wohltuende Mitte zwischen südlicher und nördlicher Natur, wie sie der italienischen Schweiz eigen ist: die Luft ist belebender und stärkender als im eigentlichen Griechenland, die Menschen sind energischer, ihr Blick ist kühner, der Klang ihrer Sprache metallener, und vor allem sind sie ebenso frei von der stoischen Apathie wie von der vibrierenden Nervosität vieler ihrer südlichen und östlichen Landsleute, und tragen physisch und psychisch alle Kennzeichen einer glücklichen Rassenkreuzung an sich. Man möchte sagen, es stecke etwas Schweizerisches in ihnen: Freiheitsdrang, Zähigkeit, Überlegtheit, Betriebsamkeit, Offenheit, sittliche Gesundheit, also gar nichts von dem, was uns als levantinisch bei den Griechen mancher Gegenden oft so abstößt. Das macht sicher der starke agrarische Untergrund ihres Wesens, wie ihn die Natur des mazedonischen Landes bedingt. Man merkt, es sind Menschen, die nicht nur einseitig im Handel aufgehen, sondern die auch produzieren, sei es in Ackerbau und Viehzucht, sei es in einer wenn auch noch primitiven Industrie.

In dem eben durchstreiften Gebiete kreuzen sich beide Betätigungen. Nördlich von Vodena aber zieht sich, nach Nordosten streichend, in leichtgeschwungener Linie ein Ebenengürtel bis dicht an den Vardar heran, ein rein landwirtschaftliches Gebiet, das bestbebaute und dichtestbevölkerte und dennoch unbekannteste der Halbinsel. Móglena heißt es, auch Méglen, d. i. Nebelland. In etwa fünfzig reinlichen Dörfern, idyllisch eingebettet in Gärten von Ahornen, Pappeln, Feigen- und Nußbäumen, wohnt hier ein friedliches fleißiges Völkchen teils von islamischen Bulgaren, teils von Wallachen, denen ihr unerschöpflich reicher Boden zwei-, ja zuweilen dreimalige Ernte gestattet, vor allem an Paprika, der hier alles beherrscht, sodann

an Maulbeerblättern, Mais, Melonen und Wein. Diese fast noch rein mediterrane Vegetation und Fruchtbarkeit verdankt das Land seiner im Norden geschützten Lage und seinem sorgsam ausgenützten Wasserreichtum. Die von Norden und Osten zahlreich vom Gebirge herabströmenden Bäche werden durch ein Netz von Kanälen auf die Äcker geleitet, so daß jedes noch so kleine Stück Land bewässert werden kann. Erleichtert wird die Bewässerung noch durch improvisierte Reservoirs, die man mitten auf den Straßen anlegt, weil das Land kostbar und überall bebaut ist. Trotz des Fleißes dieses Bauernvölkchens herrschen hier noch sozial und wirtschaftlich rein patriarchalische Zustände: die Dörfer werden von den mohammedanischen Begs (Gutsbesitzern) regiert, und nicht einmal Mühlen gibt es, um den Paprika zu mahlen; er wird nur getrocknet, bis die heuschreckengrünen Schoten krebsrot werden, und dann nach Vodena geschickt. Von hier wird er über Saloniki bis nach Ungarn ausgeführt. Trotzdem herrscht in Moglena rühriges Leben: in den fünf Hauptdörfern findet abwechselnd an jedem Tage der Woche (außer Freitags und Sonnabends) ein Wochenmarkt statt, auf dem sie ihre Produkte austauschen. Da sieht man besonders bei den Frauen noch hübsche Volkstrachten mit bunten Schürzen und Tüchern, die mit venetianischen Münzen behängt sind.

Wie man sieht, bildet das Moglenagebiet innerhalb des westlichen Mazedoniens eine Volks-, Kultur- und Klimagrenze: nördlich und westlich davon stößt hier slawisches Gebiet an das griechische, die patriarchalische Kulturzone an die byzantinische, das kontinentale an das mediterrane Klima. Die Moglenalandschaft ist so ein dreifaches Übergangsgebiet innerhalb Mazedoniens.

Einen ganz anderen Charakter hat das Gebiet hinter dem nordwestlich von der Hochebene von Moglena mächtig aufsteigenden Nidjégebirge mit dem ewig schneebedeckten Kaïmaktschalán (2500 Meter), d. h. der Rahmlecker, wie ihn die Türken seiner Schneekuppe wegen humoristisch nennen. Das ist das Morichowogebiet. Hier sind wir schon in mitteleuropäischer Region. Die Flora nimmt hier nördlichen Charakter an, die Platane verschwindet, die Weide erscheint an den Bächen. Und oben auf den Höhen breiten sich saftige Almwiesen aus mit Sennhütten und weidenden Kühen, die Weidetriften ziehen sich an den Gebirgsbächen entlang und sind von Buchenwäldern begrenzt, die Alpenflora ist dieselbe wie in Deutschland, die Heuernte vollzieht sich zur selben Zeit wie bei uns — kurz, man hat das Gefühl, in einer ganz anderen Welt zu sein, in einer wilden, unzugänglichen Gebirgsgegend mit tief eingerissenen, wasserreichen Flußläufen, weiten, dichten Laubwäldern und reichen Weidetriften, die zur Viehzucht auffordern. Das Klima ist rauh und läßt keinen Wein mehr gedeihen, zumal die Flußtäler steil abfallen. Der Hauptstrom, die Tscherna (= Schwarza) zwängt sich durch ein enges, klammartiges Tal zwischen hohen Felsen hindurch und über zahlreiche Stromschnellen hinweg. Es ist eine fast nordisch-düstere Landschaft mit einer weltabgeschiedenen, rein slawischen Bevölkerung von patriarchalischen Sitten.

Ein hoher, von Süden nach Norden streichender Gebirgswall trennt dieses Gebiet im Westen von der größten und fruchtbarsten Ebene Mazedoniens, der pelagonischen, wie sie einst hieß, oder der Ebene von Monastir, wie sie jetzt nach ihrer größten Stadt heißt. Es ist die eigentliche Kornkammer von Mazedonien: Roggen-, Weizen-, Gersten- und Maisfelder wechseln mit Wiesen- und Weideland, und dazwischen blicken unzählige Dörfer aus Gruppen von Weiden, Pappeln und Obstbäumen hervor. An den Abhängen der Berge, die die Ebene zu beiden Seiten einschließen, wächst ein trefflicher, nicht allzu starker goldgelber Wein — man begreift wohl, warum Bulgarien diese gesegnete, reich bevölkerte Fruchtebene sein eigen nennen möchte. Einen herrlichen Blick über diese Ebene, die ebenfalls die Tscherna durchströmt, gewährt das 1½ Stunden südlich von Monastir am Gebirgsabhang und am Fuße eines Buchenwaldes gelegene Kloster Bukowo. Am großartigsten freilich ist die Aussicht von dem 2350 Meter hohen Peristeri (= Taube), jenes im Rücken von Monastir gelegenen Gebirges, so genannt, weil die Griechen die Schneefelder, die sich zu beiden Seiten der schnabelartig vorspringenden Spitze über den dunkelgrauen Felsen ausdehnen, mit den Flügeln einer fliegenden Taube vergleichen. Von seiner dreigezackten Spitze aus schweift das Auge nicht nur über die ganze weite Ebene unten, sondern auch über die mächtigen Gebirgszüge des Schar im Norden, des Kaïmaktschalán im Osten, des Pindus im Süden, während sich im Westen die ganze albanische Hochgebirgswildnis auftut.

In Monastir endet vorläufig die mazedonische Westbahn, ihre Fortführung durch Albanien nach Durazzo wird aber nicht mehr lange auf sich warten lassen, nachdem mit der politischen Befreiung der Halbinsel auch ihre wirtschaftliche Erschließung gesichert ist. Das nächste Reiseziel wird Ochrida sein, an dem nach ihm benannten Gebirgssee gelegen, von dessen Reichtum an Fischen man schon in Monastir einen Vorgeschmack bekommt; denn hier sieht man auf dem Fischmarkt die weitberühmten Lachsforellen (Letnitza), sowie riesige Karpfen und Aale aus diesem See, die, in Eis verpackt, bis nach Sofia exportiert werden. Die türkische Regierung war auch stets ängstlich besorgt um das Wohl der Fische, aus deren Verkauf sie einen beträchtlichen Gewinn zog, so ängstlich, daß sie einem bulgarischen Unternehmer, der eine Dampfschiffahrt auf dem See errichten wollte, die Konzession versagte, weil dadurch die Fische zu sehr aufgestört werden könnten — eine Probe echt türkischer fiskalischer Verwaltungspraktik, die den ‚status quo' auf allen Lebensgebieten krampfhaft aufrecht zu erhalten suchte und schließlich an ihm selbst zugrunde ging. Als ob die zahlreichen Wasservögel, die den See und seine felsigen Ufer bevölkern, Taucherenten, wilde Gänse, Wasserhühner, Nachtreiher u. a., in einer Fülle, wie sie nur noch am Nil vorkommen sollen, nicht gefährlichere Feinde der Fischbrut wären als ein paar harmlose Dampferwellen. Aber jene ließ man ungestört sich vermehren und höchstens die Flinte der Umwohner unter ihnen aufräumen. Doch nun ist der Bann gebrochen, und Eisenbahn und Dampf-

schiff werden wohl auch bald den Reisenden an und über die blauen Fluten des Ochridasees führen.

* * *

Wie die lokale Bahnlinie Saloniki-Monastir das westliche Mazedonien erschlossen hat, so die internationale Linie Saloniki-Belgrad-Budapest das Mittelstück Mazedoniens. Es ist das Gebiet, das der Länge nach begrenzt wird von dem Vardar im Westen und der Struma im Osten. Die Verbindung zwischen beiden Stromgebieten stellt hier eine zweite Bahnlinie her, die von der ersteren bei der Station Karasuli, 57 Kilometer von Saloniki, abzweigt und hinter einer Wasserscheide in die Struma-Ebene tritt, die aber zum größten Teile schon dem ostmazedonischen Gebiete angehört. Der Weg, den diese letztere Bahnlinie nimmt, wird bezeichnet durch eine fast halbkreisförmige Kette von fünf Seen, die für das zentrale Mazedonien ebenso charakteristisch sind wie die Ebenen und Strombecken für das westliche, zugleich ein Beweis ihrer jüngeren Entstehungsperiode. Der fischreichste dieser Seen ist außer dem langgestreckten Tachinosee, dem größten von allen, der in einer Länge von 35 Kilometer die Fortsetzung des Strumalaufes nach Südosten bildet und Mittel- und Ostmazedonien im Süden trennt, der kreisförmige Doïransee. Sein Fischreichtum, namentlich an Welsen, Karpfen und Brachsen, ist ungeheuer; über 400 000 Kilogramm Fische werden hier jährlich gefangen und in den Städten des benachbarten Gebietes bis nach Djevdjelü, Velesch und Strumitza auf den Markt gebracht, und ein großer Teil der 7000 Einwohner der sich amphitheatralisch am Südwestufer des Sees aufbauenden Stadt Doïran lebt ausschließlich vom Fischfang, nicht nur auf diesem, sondern auch auf den benachbarten Seen. Wenn daher die Fischer von Doïran in ganz Mazedonien berühmt sind, so verdanken sie das vor allem ihren eigenartigen Fangvorrichtungen. Das ganze Ufergebiet des Sees ist in zahlreiche, umzäunte Fangplätze geteilt, die durch Rohrgeflechte wieder in kleinere Verschläge geschieden sind. In diese setzt man Vögel mit gestutzten Flügeln, die die Fische in die immer engeren inneren Verschläge treiben. Die Fischer selbst wohnen in pfahlbauartigen Hütten am Seeufer. Auf Grund dieser Pfahlbauten möchte ein Beobachter den Doïransee mit dem von Herodot erwähnten Prasiassee identifizieren, weil auch auf diesem solche erwähnt werden, in denen die alten Paeonier wohnten. Wie es sich auch damit verhalte, jedenfalls beruht diese in Mazedonien ganz vereinzelt dastehende Fangweise sowie auch der Charakter der Fanggeräte auf uralter, einheimischer Tradition.

Verdankt Doïran seine Bedeutung dem Fischfang, so ist das westlich davon an der Bahn nach Nisch an der nunmehrigen Grenze zwischen Griechenland und Serbien gelegene Städtchen Djevdjelü (Gjewgjelü) durch seine Seidenzucht groß geworden, deren Mittelpunkt es jetzt in Mazedonien bildet. Noch vor 30 Jahren ein Dorf, ist es jetzt eine rege Bezirksstadt inmitten einer reichbevölkerten und fruchtbaren Umgebung von Maulbeerplantagen, Mohn-, Tabak- und Baumwollfeldern in den niederen, sowie von Wein-

feldern in den höheren Lagen. Man sieht, es ist hier noch mediterranes Vegetationsgebiet, wenn auch das Klima sowohl im Sommer wie im Winter milder ist als etwa in Saloniki. Djevdjelü ist auch interessant durch seine bunte Bevölkerungsmischung, die so ziemlich alle Elemente der Halbinsel enthält, unter denen allerdings die Slawen überwiegen.

25 Kilometer nördlich von hier liegt die Station Strumitza, so genannt nach der etwa 30 Kilometer östlich davon an dem gleichnamigen Flusse (einem rechten Nebenflusse der Struma) liegenden Stadt Strumitza. Das Tal dieses Flusses ist eines der fruchtbarsten und volkreichsten von Mittelmazedonien, und man begreift wiederum, warum die Bulgaren so hartnäckig auf seinem Besitze bestanden: es ist das wasserreichste Gebiet in diesem Teile Mazedoniens dank den vielen Bächen, die von dem südlich vorgelagerten, an Kastanien-, Linden- und Buchenwäldern reichen Belasitzagebirge herabfließen und in die Ebene geleitet werden. Hier sieht man denn auch gutbebaute Äcker von Mais, Weizen, Gerste, Mohn, Reis und Baumwolle, am Flusse saftige Wiesen von Gras und Klee, an den Hängen des Gebirges aber zahlreiche Weinfelder, deren helle Trauben einen berühmten Wein geben. Und dazwischen erstrecken sich üppige Obstgärten mit Birnen-, Apfel-, Pflaumen-, Nuß-, Feigen- und Mandelbäumen. Es ist, wie man aus dieser Mannigfaltigkeit von nördlichen und südlichen Obstarten sieht, ein Übergangsgebiet vom Mittelmeer- zum kontinentalen Klima und gleicht auch darin dem Moglenagebiete, daß infolge der windgeschützten Lage hier ebenfalls zwei Ernten im Jahre stattfinden. Und wie zu der Moglena das Morichowogebiet in starkem Klima- und Vegetationskontraste stand, so auch zum Strumitzabecken das nördlich direkt daran grenzende Maleschbecken, das den Winkel zwischen Struma und Strumitza ausfüllt. Hier herrscht wieder schon ganz nordische Vegetation: Wein, Reis und Baumwolle sind verschwunden, und statt dessen findet man weite Kartoffel-, Buchweizen-, Hafer- und Hirsefelder, während unter dem Obst wie in Serbien die Pflaume vorherrscht. Und der Vegetation entspricht das Klima: im Sommer oft starke Bewölkung und reiche Regenfälle, im Winter starker Frost und monatlanger Schnee, ganz wie in Mitteleuropa. Und so nahe beieinander liegen hier die Temperaturgegensätze, daß die Hirten des Maleschgebietes im Winter ihr Vieh auf das westlich davon liegende Hochplateau treiben, wo es wärmer ist. Nördlich davon wieder kommt man in eines der fruchtbarsten und wärmsten Talbecken Mazedoniens, in das von Kotschana im Tale der Bregalnitza. Hier, in den schwülen, wohlbewässerten Ebenen, wird der beste Reis der Halbinsel sowie auch Tabak gebaut, und die Melonen erreichen hier ihren größten Umfang und ihr stärkstes Gewicht. Ein Stück nördlich von Strumitza tritt die Bahn in das großartige Felsendefilé von Demir Kapu (Eisernes Tor), neben dem Iskerdurchbruch in Bulgarien und der Donauenge von Kazau eine der charakteristischsten Felspartien der Balkanhalbinsel.

Dieses mittelmazedonische Gebiet hat nun noch einen südlichen halbinselartigen Ansatz mit drei fingerförmigen Ausläufern, die Chalzidize.

Sie ist infolge ihrer Abgeschlossenheit und schlechten Verkehrsmittel noch wenig bekannt, eine Bahnlinie jedoch, von Saloniki aus durch ihre Hauptortschaften hindurchgelegt, würde nicht nur ihre landschaftlichen Reize erschließen, sondern auch eine bequeme Landverbindung schaffen nach der durch ihre Naturschönheiten wie durch ihre uralten byzantinischen Klosterburgen gleich berühmten Athoshalbinsel. Das Hauptmassiv der Chalzidize wird durch mehrere sich ineinanderschiebende Gebirgsstöcke in drei größere Talebenen geteilt, deren schönste und fruchtbarste die südlichste ist, die Landschaft Chassia. Hier, an den beiden Ausläufern des über 1100 Meter hohen Cholomondagebirges, liegen die beiden Hauptorte Larigowi und Polygyros, sowie das eine Dreieckspitze dazu bildende Rawenikia. Die Höhen im Südwesten von Larigowi, das an ein Tiroler Bergdorf erinnert mit seinen saftigen Matten und plätschernden Bächen, sind mit dichten Buchenwäldern bekleidet, in denen noch Wildschweine und Hirsche hausen, während Rawenikia inmitten einer ganz südlichen Vegetation liegt, umgeben von Gärten, von Maulbeer-, Kirsch-, Nuß-, Feigen-, Quitten- und Granatapfelbäumen. Die Bewohner der Halbinsel, die ausschließlich von Obstkultur und Viehzucht leben, sind die am reinsten erhaltenen Griechen Mazedoniens, denn die Chalzidize wurde nie von Slawen erobert wie das mazedonische Festland.

Wunderbar ist die Fernsicht von einem der Berggipfel der Chalzidize: vor sich hat man den weiten blauen Meeresspiegel, aus dem die violettgrauen Silhouetten der Inseln auftauchen, rechts wird der Blick begrenzt durch die schneebedeckten Bergmassen des Olymp und des Ossa nebst der dahinter aufragenden Kette des Pindus, und zu Füßen liegt, von weißen Dörfern übersät und in mannigfach abgestuftem Grün prangend, das Rumpfgebiet der Halbinsel — eine echt südliche Kulturlandschaft — wie eine ausgestreckte Handfläche, in der nicht nur ein, sondern viele Korn- und Fruchtfelder wachsen und die nicht fünf, sondern drei Finger hervorstreckt, die aber nicht ihr, sondern einer andern Hand gehören, der ‚toten Hand‘; denn hier liegen die eigentlichen Wirtschaftsgüter der Athosklöster, die sog. Metochien, deren jedes Kloster mehrere hat, so daß hier noch zwei Ableger der Athoshalbinsel entstanden, die damit ebenfalls der Welt abgestorben sind. Auf dieser selbst, die sich wie ein riesiger Sarg in das Meer hineinschiebt, fanden und finden gar viele eine Zuflucht, die nichts weniger waren als echte Gottsucher: abgedankte byzantinische Kaiser und gescheiterte bürgerliche Existenzen, lebensmüde Greise und lebenssatte Jünglinge, Arbeitsüberdrüssige und Arbeitsscheue, ruhebedürftige und ruhelose Geister, müde Weltflüchtlinge und feige Rechtsflüchtlinge — sie alle führten und führen dort in idyllischer Abgeschiedenheit als Pensionäre Gottes ein oft mehr tatenloses als gottvolles Leben, nur unterbrochen von der Askese stundenlanger nächtlicher Gebetsübungen. Selbst die Natur wird hier um Gottes willen vergewaltigt; denn kein weibliches Wesen, sei es Mensch oder Tier, darf den Bereich des heiligen Berges betreten, weil hier nichts erinnern soll an den Gedanken der ewigen Selbsterneuerung, nur

alles an den der ewigen Selbstvernichtung. Und dieses asketische Lebensideal hat sich einen der paradiesischsten Weltwinkel zu seiner Verwirklichung erkoren, keine öde Steinwüste wie die alten Anachoreten, sondern eine Stätte, die jeden, der sie betritt, zur freudigsten Weltbejahung anstatt zur finsteren Weltverneinung stimmen müßte, wenn nicht die schwarzen Trauermäntel, die schweigend ernst hier durch sonnige Weinfelder, dort durch schattige Kastanienwälder huschen, ihn daran erinnerten, daß er im Lande der toten Seelen ist, die — wie der griechische Ausdruck lautet — einen schwarzen Stein hinter sich geworfen, mit der Welt abgeschlossen haben — —.

* * *

Noch bleibt uns ein schmaler, nur im Süden breiter werdender Streifen mazedonischen Landes zu betrachten übrig, der ostmazedonische, zwischen den Flüssen Struma und Mesta, letzterer in seinem Unterlauf die neue Grenze Griechenlands gegen die Türkei. Dieses Stück ist seiner ganzen Länge nach durchzogen von einem mächtigen Gebirgsstock, dem bis zu 2700 Meter emporragenden Pirin-Dagh. Seine südlichen Ausläufer enden in zwei großen Ebenen, der von Serres im Westen und der von Drama in der Mitte. Zwischen beide schiebt sich von Süden her ein zweiter Gebirgszug ein, der eine schmale Öffnung läßt, durch die sich die Bahnlinie zieht und die beiden Ebenen verbindet .

Das Piringebirge selbst, das größte Granitmassiv Mazedoniens, besteht aus wild zerklüfteten Granitbildungen mit steil aufragenden Felswänden und charakteristischen Karbildungen, ähnlich dem Karwendelgebirge, mit Gletscherseen, aus denen durch tiefe Schluchten mit starken Stromschnellen und Wasserfällen Gießbäche herabstürzen, mit bald sanfter, bald stärker geböschten, von Nadelwäldern bedeckten Abhängen, unter denen sich saftige Almwiesen ausdehnen. — Kurz eine echt nordisch-düstere Alpenlandschaft. Und den Fuß dieses Gebirges umfassen und umklammern weit herumgreifend die beiden Ebenen. Die von Serres ist nächst der Moglenaebene die fruchtbarste von Mazedonien. Hier sind die größten Baumwollkulturen neben zahlreichen Reis-, Tabak- und Getreidepflanzungen. Es ist aber kein rein agrarisches, sondern ebensosehr ein kommerzielles Gebiet; sind wir doch hier auf altem griechischen Boden. Der wirtschaftliche Mittelpunkt dieses Gebietes ist noch jetzt Serres, das schon im Altertum an die Stelle des zerstörten Amphipolis trat und im Mittelalter trotz wechselnder politischer Zugehörigkeit seine beherrschende Stellung behauptete bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein. Berühmt war die große Messe, die hier alljährlich zu Ostern abgehalten wurde und zu der Kaufleute aus der ganzen Balkanhalbinsel sich einfanden, um Baumwolle, Eisen und geräucherte Fische (aus dem benachbarten Tachino-See) einzukaufen. Bis nach Wien reichten die Handelsverbindungen dieser Stadt, die um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ihre höchste Blüte sah und selbst mit Saloniki konkurrieren konnte. Erst durch den englisch-indischen Baumwollhandel, der über Saloniki ging,

wurde Serres zurückgedrängt und hat jetzt nur noch lokale Bedeutung. Da aber der Handel ganz in den Händen der Griechen liegt, die nun auch politisch wieder die Herren der Stadt sind, wie sie es sozial und wirtschaftlich stets waren, ist ein schneller Aufschwung zu erwarten. Ist doch Serres schon jetzt neben Saloniki die modernste Stadt Mazedoniens.

Der südlich von Serres in einer Länge von 35 Kilometer sich hinziehende Tachino-See beweist schon durch seinen großen Reichtum an Aalen, daß er ein Flachlandsee ist. Sein Anblick verstärkt diesen Eindruck noch: es ist eine ungeheure, weite, seichte Sumpffläche, in der Ufergegend über und über mit großen Seerosenblättern bedeckt, aus denen die weißen und hellgelben Blütenkelche hervorragen. Hohes Schilfrohr wächst dazwischen, aus dem Massen von Seevögeln auffliegen: ein Bild von fast lenauischer Melancholie unter südlichem Himmel.

Verdankt die Ebene von Serres ihren Ruf der Baumwolle, so die von Drama (nebst Kavalla) dem Tabak. Hier ist die Heimat des berühmten türkischen Zigarettentabaks, der, von griechischen Firmen in Alexandria verarbeitet, in Form ‚ägyptischer' Zigaretten nach Europa gelangt. Sein Hauptausfuhrhafen wie überhaupt der wirtschaftliche Mittelpunkt des östlichen Mazedoniens ist Kavalla, dessen Wichtigkeit man begreift, wenn man weiß, daß von hier aus jährlich 12—15 Millionen Kilogramm Tabak ausgeführt werden. Schon jetzt ist es eine schmucke, regsame Stadt von über 25 000 Einwohnern, die eine große Zukunft hat.

Die Dörfer dieses fruchtbaren Doppelbeckens von Serres und Drama stehen freilich bisher in traurigem Kontrast gegen die aufblühenden Städte und Marktflecken. Es waren nämlich fast sämtlich Leibeigenendörfer, im Besitze reicher türkischer Begs, deren es außer in Thrazien nirgends so viele gab wie im östlichen Mazedonien. Sie stammen noch aus der Zeit der türkischen Eroberung Ende des 14. Jahrhunderts, wo die Türken hier ihre Lehensgüter errichteten.

Starke Volksverschiebungen werden sich aus den neuen Gebietszuteilungen in den nächsten Jahren ergeben; neue Dörfer und Städte werden aus dem Schutt entstehen, alte verschwinden, neue Verkehrslinien werden das Land durchschneiden, neben der Landwirtschaft wird sich eine schon jetzt im Keime vorhandene Industrie entwickeln — kurz, Mazedonien wird ein Kulturland werden, das erst jetzt die ihm von der Natur so reich zugedachten Schätze voll ausnützen und seine Schönheiten dem fremden Reisenden erschließen wird; denn das wird auch unsere flüchtige Wanderung gelehrt haben, daß Mazedonien nicht nur zu den fruchtbarsten, sondern auch zu den landschaftlich abwechslungsreichsten Ländern Europas gehört.

Kleine Bausteine

Anglikaner und russische Orthodoxie

Von Urban Zurburg

‚Die Konfession spielt keine Rolle mehr. Protestantische und katholische Priester verkehren wie Brüder . . .‘ Was hier der berühmte Forschungsreisende Sven Hedin in seinem interessanten Buche ‚Ein Volk in Waffen‘ vom deutschen Kriegsschauplatze in Belgien und Frankreich berichtet, findet eine Art Parallele im Ausspruch eines hochstehenden Anglikaners: ‚Im gegenwärtigen Kriege sind wir alle Katholiken.‘* Während die bekannte katholische Wochenschrift ‚The Tablet‘ in einem Leitartikel vom 20. Februar unter der Überschrift: ‚Der Krieg und die Bekehrung Englands‘ sich reiche Ernte für den englischen Katholizismus verspricht, meldet ein anglikanischer Feldgeistlicher in den ‚Church Times‘ vom Fiasko des Anglikanismus an der Front. Nach diesen Erfahrungen im Felde hat der Anglikanismus nach dem Kriege seine Stellung ernstlich in Wiedererwägung zu ziehen und müßte nach den hier geäußerten Wünschen und Vorschlägen die römische Kirche dem Anglikaner wieder näher gerückt werden. Doch der viel versprechende Aufmarsch der russischen Millionenheere und der Gedanke, daß das Heil aus dem Osten komme, hat mit dem Umschwung der englischen Volksmeinung zugunsten Rußlands, wie nicht wenige Äußerungen der Presse andeuten, die Sympathien der anglikanischen Gemeinschaft, wenigstens für die Gegenwart, mehr der *russischen* Kirche zugewandt. Denn auf letztere haben einflußreiche Kreise seit Jahren große Hoffnungen gesetzt, und kirchliche Vereine arbeiten heute unermüdlich, um einer Union mit der russischen Orthodoxie die Wege zu ebnen. Wie aber die Hoffnungen, Briten und Russen Schulter an Schulter auf deutschem Boden den Gegner niederringen zu sehen, immer weniger in Erfüllung gehen, scheint auch die Vereinigung auf kirchlichem Gebiete immer mehr in die Ferne gerückt zu sein.

Die praktischen Erfahrungen, die man in den letzten Jahrzehnten bis in die unmittelbare Gegenwart in dieser Frage unter Anwendung aller Mittel kirchlicher Diplomatie und Strategie gemacht hat, sollen im folgenden einer objektiven Würdigung unterzogen werden.

Die Unionsversuche der Anglikaner mit den Russen sind aus der bekannten Oxforder-Bewegung herausgewachsen. Nach der Form der Urkirche sollte die englische Kirche umgestaltet und regeneriert werden. Was die Traktarianer hier im guten Glauben und unter dem Impuls idealster, edelster Bestrebungen in die Wege leiteten, mußte notgedrungen nach einer totalen Umwertung kirchlicher Begriffe rufen. Die ‚nicht-natürliche‘ Interpretation

---

* The Tablet, 1915 I 233.

der englischen Kirchenartikel, jener streng protestantischen Basis der Staatskirche wurde zum Programmpunkte der Puseyisten. Was nützte da die Opposition des protestantischen Episkopates, was all die staatskirchlichen Verfügungen bis in die Gegenwart herauf? Man hat ritualistische ‚Martyrer' geschaffen, doch die Idee von der ‚katholischen' Basis der Ecclesia Anglicana wurde nie beseitigt. Sie steht seit Jahren so unheimlich im Vordergrund der kirchlichen Fragen, daß wiederholt das Schisma drohte und selbst die Staatskirche in ihrem Bestand gefährdet war. Seit der Oxforder Theologe W. Palmer (1841) das flammende Anathem über das ‚protestantische Prinzip' ausgesprochen und alle mit dem Banne belegte, ‚die wissentlich, mit Willen und Kenntnis dessen, was sie tun, für sich selbst oder für die Kirche Englands das Prinzip des Protestantismus beanspruchen oder behaupten, die Kirche Englands habe eine und dieselbe gemeinsame Religion mit irgendeiner der verschiedenen Formen und Sekten des Protestantismus...'*, ist diese Idee in Tausenden von Reden, Schriften und Büchern verbreitet worden, so daß sie selbst wiederholt mitten in den Schrecken des Weltkrieges sich fast elementar Durchbruch verschaffte.

Trotz den vielen Konversionen nach Rom oder gerade wegen denselben blieb Rom lange Zeit unbeachtet; das Heilmittel zur Stärkung der ‚katholischen' Basis erwartete man von der russischen Kirche, stand sie doch als staatliches Gebilde in ihrer strengen Abgeschlossenheit von der westlichen Welt und ihrer Feindschaft mit Rom dem insularen Charakter der englischen Nationalkirche in mancher Beziehung nahe. Man versteht es daher, wenn Pusey die Frage aufwarf, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sei, eine Vereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit der anglikanischen herbeizuführen, vorausgesetzt, daß die Orthodoxie nicht auf der Beseitigung des Filioque aus dem Nizänum bestehe.**

Puseys Unionsgedanke wurde mit Begeisterung aufgegriffen und es schien einige Zeit, als ob die Feindschaft gegen Rom zum Charakteristikum der neuen Bewegung werde. Denison warnte daher (1850) seinen Freund Palmer mit Recht und hielt es nicht mit der Wahrheit vereinbar, die römische Kirche nicht wenigstens als eine Teilkirche auf katholischer Basis anerkennen zu wollen.*** Palmer hat jedoch auch bei den Russen nicht das gehoffte Entgegenkommen gefunden. Auch Neale hatte sich in seinem Verkehr mit dem Patriarchen Philaret von Moskau und Mouravieff über die ‚Launenhaftigkeit' der Orientalen zu beklagen. Er kam ihnen weitestens entgegen und war mit Palmer und Blackmore ‚gründlich überzeugt', daß die Anschauung der Lateiner in der Filioque-Frage ‚schwer irrtümlich, der Häresie verdächtig, ja selbst (wenn logisch durchgeführt) häretisch ist'.† Den römischen Standpunkt in genannter Frage ließ Pusey zugleich mit dem Bischof

* Life of Tait, by Davidson, I 90 (London 1898).
** Life of E. B. Pusey, by Liddon, II 149, 152 (London 1894).
*** Letters of Archdeacon Denison, by L. E. Denison, 20 f. (London 1902).
† Letters of J. M. Neale, by His Daugther, 162 f. (London 1910).

Forbes von Brechin nicht fallen. An dieser Frage zerschlugen sich bekanntlich Döllingers Einigungsversuche mit den Orientalen an den beiden Unionskonferenzen in Bonn 1873 und 1874.* Die ,Anglo-Continental-Society' kam zwar auch hier den Orthodoxen möglichst entgegen, doch Pusey machte ihrer Tendenz durch seine entschiedene Opposition einen Strich durch die Rechnung. Die Bischöfe der Konvokation von Canterbury hatten die Resolution der Bonner Konferenzen schon akzeptiert, als Pusey in den ,Times' den schönen Traum einer baldigen Union verwischte. Dr. Meyrick, der Präsident genannten Vereins, hat sich später bitter geäußert, Pusey trage die Schuld, ,daß es für Döllinger unmöglich wurde, das Werk der Wiedervereinigung fortzusetzen'.**

In kriechender Demut vor dem Heiligen Synod erbat eine anglikanische Petition (1851) ,die gleiche apostolische Nachsicht für unsere schwächeren Brüder', welche den Unierten 1840 — bei einer ihrer Zwangsbekehrungen zur russischen Orthodoxie — gewährt worden sei.*** Als 1864 auf Drängen amerikanischer Anglikaner durch Philaret von Moskau halb offiziell fünf der wichtigsten Punkte zur Beantwortung vorgelegt wurden, beeilte man sich auch in England im Schoß der ,Eastern Church-Association' eine möglichst orthodoxe Lösung der gestellten Fragen vorzubereiten. Neale selbst gesteht ein, daß ein unwürdiges ,Geschäftsgebaren', um sich einigermaßen zu einigen, notwendig war. Es war aber nicht nur eine Irreführung der Russen, sofern jene ernstlich darauf eingegangen wären, es war vielmehr eine Selbsttäuschung, eine Art Autosuggestion, die epidemisch wurde. Die russische Zarin wurde für den Unionsgedanken gewonnen, und Neale berichtete einem Freunde, ,wie hoffnungsvoll die Dinge stehen', denn ,des Kaisers großer Günstling, Fürst Orloff, hat versprochen, alles für uns zu tun'. Man kam aber um keinen Schritt weiter, als auch der einflußreiche Bischof Wilberforce von Oxford mit seinem ganzen Ansehen die Unterhandlungen bei den Russen weiterführte.

Im Jahre 1888 griff Erzbischof Benson von Canterbury ernstlich die Reunionsidee mit den Russen auf. Sein Biograph meint, ,daß die feindliche Stellung der morgenländischen Kirche gegen das Papsttum bei ihm ohne Zweifel schwer in die Wagschale fiel'. In seinem Schreiben an den Erzbischof von Kiew appelliert er mit gutem Verständnis für die schwache Seite der Russen an ihre Sympathien gegen den gemeinsamen Feind, den römischen Papst, und erlangt das russische Zugeständnis: ,Es ist absolut notwendig, daß die beiden Kirchen eine komplettere geistige Vereinigung haben.' Benson beantragte ohne weiteres die Interkommunion, d. h. wechselseitigen Sakramentenempfang in den Kirchen beider Gemeinschaften als

* Vgl. Ignaz von Döllinger von Dr. E. Michael S. J., 242 ff. (Innsbruck 1892). Zum 2. Kongreß eröffnete Döllinger den Professoren der Theologie von Konstantinopel, daß Engländer von Rang für die Reisespesen der Orientalen aufkommen würden. Es scheint demnach nicht allzu große Lust zur Konferenz vorhanden gewesen zu sein.

** The Tablet, 1905 II 368.

*** Neale l. c. 344.

Beweis gegenseitiger Herzenseinigung und übersendet Werke von Stubbs, Courayer, Haddam und Baley, da sie ‚in entsprechender Form mit der nötigen historischen Evidenz den Beweis für die Echtheit und Kontinuität der heiligen Weihen der Kirche Englands erbringen'.* In zuvorkommendster Weise kam er allen Wünschen des russischen Patriarchen in Jerusalem entgegen, hinderte die Propaganda englischer Missionsvereine auf Kosten der Orientalen und verstand sich auf Liddons Rat zu Geldgeschenken an die russische Kirche in Palästina. Der letztere, Döllingers Freund an den Bonner Konferenzen, hatte wiederholt Reisen nach Rußland unternommen, um den Boden für die Unterhandlungen zu ebnen, verteidigte die russische Autokratie in der Religion gegen englische Angriffe, fand ‚das Aroma des 4. Jahrhunderts' in den Petersburger Kathedralen und begeisterte sich für den orientalischen Ritus. Manche Winke wurden ihm auch bei den orthodoxen Patriarchen von Jerusalem, Antiochia und Alexandria gegeben, doch mußte er leider in den Briefen an seine Freunde zugestehen, daß eine autoritative Entscheidung in den Einzelfragen von der anglikanischen Kirche nicht erhältlich sei.**

In die Reunionsbestrebungen der Anglikaner spielte auch die Politik hinein und verschaffte ihnen Gönner am Zarenthrone. Der englische Protestantismus war bei diesen ehelichen Verbindungen und diplomatischen Abkommen, die hiebei in konfessioneller Beziehung getroffen wurden, zwar nicht sehr befriedigt. Königin Viktoria war 1874 sehr glücklich, als der freisinnige Dechant Stanley seine Mission in Petersburg ‚mit großer Diskretion' erfüllt hatte und einem russischen Großfürsten selbst das Geständnis entlockte: ‚Es gibt so vieles, was wir gemeinsam haben.' Im Auftrag der englischen Regierung finden wir Bischof Creighton von London 1896 bei der Krönungsfeier in Petersburg. Benson empfahl ihm für diesen Anlaß das ‚smarteste Gewand, das nur gesetzlich zulässig', verschaffte ihm den schönsten bischöflichen Krönungsornat (Pluviale) aus Windsor, und mit Mitra und Stab assistierte Creighton als ‚katholischer' Bischof des Westens. War dieses Auftreten nicht auf Täuschung berechnet, so war es gewiß die Unterredung mit dem Patriarchen Gennadius von Petersburg über die Stellung der anglikanischen Kirche zur apostolischen Sukzession und zur Lehre über die sieben Sakramente. Creighton täuschte den Fragesteller über das Wesen der anglikanischen Weihen und war sichtlich froh, daß er mit seiner Anspielung auf den ‚tyrannus papalis' und dem Ausfall auf die römische Kirche, ‚wo die Pseudoisidorianischen Dekrete über die Hl. Schrift gestellt werden', die Sympathie des Patriarchen erweckte.***

Im folgenden Jahre sollte der Besuch des Erzbischofs Maclagan von York in Rußland offenbar die schlimme Wirkung der römischen Verurteilung der anglikanischen Weihen verwischen und das Freundschaftsverhältnis mit

* Life of E. W. Benson, by Ch. Benson, I 155 f. Et passim (London 1900).
** Life and Letters of H. P. Liddon, by Johnston, 101 f. 321 ff. (London 1905).
*** Life and Letters of M. Creighton, by His Wife, 148 ff. (London 1904).

den Russen befestigen. Man war in England und Rußland bestrebt, dem Besuche eine hohe Bedeutung zuzumessen. Sein Biograph schreibt (1911) hierüber: ‚Die Vereinigung der anglikanischen und orthodoxen Kirchen steht noch nicht in Sicht. Doch muß der Austausch so vieler liebevollen Höflichkeiten und das bessere Verständnis des Standpunktes bei den Anhängern beider Systeme dazu beigetragen haben, einige Hindernisse auf dem Weg, der zum ersehnten Ziele führt, zu beseitigen.'*

Diese Besuche und vor allem die päpstliche Entscheidung gegen die anglikanischen Weihen waren, wie Bischof Creighton mit Befriedigung hervorhebt, dazu angetan, ‚für die Gegenwart und auf lange Zukunft die Neigung der Narren für die abendländische Kirche zu beseitigen und die morgenländische in den näheren Vordergrund zu setzen'. Im vertraulichen Schreiben bemerkte er 1900: ‚Ich meine, besonders wir in England sind ganz auf falschem Weg gegangen bei Beförderung der Vereinigung der Kirchen. Wir versuchten die Erklärung: „Die Kirche von England hält alles und tut alles wie Ihr . . ." Dies hat aber niemand getäuscht und nichts genützt. Es wird uns bei der morgenländischen Kirche mehr nützen, wenn wir erklären: „Das englische Volk hat vom Papste viel zu leiden gehabt, so daß es entschlossen war, ihn und seinen Weg zu vergessen. Dies brachte mit sich, daß man einiges aus dem Gottesdienst, das Ihr habt, hat ausfallen lassen, nicht etwa, weil man der Sache an sich widersprach, sondern weil dies an den Papst und seine falsche Lehre erinnerte. Dies ist historisch denkwürdig und das englische Volk ist immer noch stolz darauf und betrachtet mit großem Mißtrauen neue Zeremonien, welche an das Papsttum (popery) erinnern." Es ist meine unerschütterliche Meinung, daß dies die Haltung ist, welche mehr als jede andere die Überredung herbeiführen wird.'**

Die anglikanischen Weihen spielten von jeher eine große Rolle in der Unionsfrage. Bei Katholiken wie Orthodoxen konnte man ihnen keine allzu große Bedeutung beimessen; sie blieben nur eine Teilfrage, und ihre Lösung zugunsten der Anglikaner hätte die Vereinigung kaum in die ersten Anfänge gebracht. Liddon sah aber in der Anerkennung der anglikanischen Weihen eine Frage, ‚die für uns vital und von erster Bedeutung ist'. Nur auf dieser Basis, erklärt Halifax in seinem neuen Werke,*** könne eine Einigung eingeleitet werden, und da Rom sie zurückgewiesen, wollen die Anglikaner lieber am Pfahl verbrannt werden, als Rom noch einen Schritt entgegen gehen. Wird sich die russische Kirche gefügiger erweisen?

Döllinger gab zwar den Anglikanern einige Hoffnung, doch selbst die wärmsten Freunde der Engländer in Rußland legen sich große Zurückhaltung auf. Bischof Antonine von Narva schrieb 1905 auf die vom ‚Telegraph' gestellte Anfrage: ‚Ich kann es nicht auf mich nehmen, im Namen der orthodoxen Kirche zu sprechen, aber da ich die Frage geraume

* Archbishop Maclagan, by F. D. How, 369 (London 1911).
** Creighton l. c. 179, 477.
*** Leo XIII. and Anglican Orders, by Halifax, 369 (London 1912).

Zeit und mit lebhaftem Interesse studiert habe, kann ich bemerken, daß es in unserer Kirche noch Männer von Gewicht und Stellung gibt, welche der Ansicht sind, daß das letzte Wort in dieser Kontroverse nicht gesprochen ist.... Historisch betrachtet, drängt sich die Frage auf, ob ein Bruch der Kontinuität eingetreten sei oder nicht; und da muß ich dann gestehen, nachdem ich mich allseitig umgesehen, daß viele unserer Theologen diese Frage bejahen.'*

Kurz vor der großen pan-anglikanischen Konferenz in London (1908) ersuchte man den Patriarchen Damianos von Jerusalem um eine Erklärung über die Stellung der Orthodoxen zur anglikanischen Taufe und Priesterweihe. Nach den gewohnten Höflichkeiten bemerkt das Schriftstück aus der Kanzlei des Patriarchen: ‚Seine Heiligkeit kann bei aller Freundschaftlichkeit und sympathischen Stellung, die er einnimmt, doch keine bejahende Antwort zur Frage geben, wie sie bezüglich der Gültigkeit der Taufe und Weihen der anglikanischen Kirche in der Zuschrift erhoben wurde.' ‚Aus kanonischen und anderen Gründen' hat man ‚die Unmöglichkeit einer vollständigen Anerkennung der Gültigkeit dieser beiden Sakramente' nachgewiesen. ‚Und bis anhin hat man daher, so oft diese Frage in unserer Kirche unter verschiedenen Umständen und aus verschiedenen Gründen vorgelegt wurde, stetsfort eine gerechte Zurückhaltung eingenommen.' Konzessionen, die in gewissen Fällen unter besonderen Gründen den Anglikanern gemacht wurden, änderten keineswegs die definitive Stellung der orthodoxen Kirche und dann, bemerkt das Patriarchat, handle es sich überhaupt nicht um solche Teilfragen, es müsse jedenfalls die ganze Stellung der anglikanischen Gemeinschaft einer Prüfung unterzogen werden.**

Die russischen Theologen haben in ihren Schriften den anglikanischen Standpunkt oft sehr scharf verurteilt; es sei nur erinnert an Al. v. Maltzew (1897 und 1904), J. Janischew (1898), W. A. Sokoloff (1907). Der letztere wird von Professor J. P. Sokoloff in seinem Vortrage vor einem anglo-russischen Unionsverein in Petersburg (24. April 1912) als ‚unser beste Spezialist über Anglikanismus' bezeichnet.***

Die russische Orthodoxie, so lautet das allgemeine Urteil ihrer Theologen, hat kein Interesse, auf Teilfragen mit dem Anglikanismus einzutreten, und die Möglichkeit, durch eine Art Dispens (Oikonomia) den anglikanischen Weihen eine Heilung zuteil werden zu lassen, könnte selbst nach Urteil der Anglophilen erst beim Eintritt der englischen Kirche in die russische noch einer Prüfung unterzogen werden. So wäre demnach eine Unterwerfung, die, wie Halifax betont, ‚besonders den Engländern zuwider ist', nicht zu vermeiden. Auch die von den anglikanischen Bischöfen an der Lambeth-Konferenz 1908 so sehr gewünschte Einigung in sacris mit der

* The Tablet, 1905 I 518 f.
** The Tablet, 1907 II 939 ff.
*** Russian Orthodox American Messenger enthält diese Vorträge (Juni 28 bis Dez. 14 1913).

russischen Kirche hat keinen Zweck und ist 1912 vom orthodoxen Bischof Raphael von Brooklyn in einem für den Anglikanismus geradezu verletzenden Pastoralschreiben abgelehnt worden.* Im Februar 1912 hatte er im ‚Russian Orthodox American Messenger' seinen Austritt aus dem Reunionskomitee erklärt und einen flammenden Protest gegen den englischen Protestantismus abgegeben. Professor Androutsos hat den Engländern offen erklärt: ‚Die morgenländische Kirche wird für die Häretiker beten, aber nicht mit ihnen beten', und er meint in Rücksicht auf die anglikanischen Bestrebungen: ‚Zwischen der orthodoxen Kirche und der heterodoxen ist eine große Kluft, und sie kann nur überbrückt werden mit der Brücke dogmatischer Vereinigung und nicht durch dieses unterscheidungslose Erteilen der Sakramente.'**

Erzbischof Tait fühlte sich seinerzeit ‚beschämt', wenn er hören mußte, daß ‚Glieder unserer edlen Reformierten Kirche mit dem Hut in der Hand um ein bißchen Anerkennung nachsuchen', und erinnerte an die ‚Todsünde der Idolatrie' bei den morgenländischen Gemeinschaften.*** Auch Erzbischof Temple wies den Gedanken der apostolischen Sukzession für den englischen Episkopat und seine Weihegewalt im Sinne der katholischen und orthodoxen Kirche zurück und gab sich daher auch Mühe, anläßlich der Verurteilung der anglikanischen Weihen durch den Papst aus der anglikanischen Antwort ‚die Donnerkeile auszuschneiden'.

Der Anglikaner hält trotz den Enttäuschungen an seinen Unionsbestrebungen mit den Russen fest; Halifax, Lacey, Puller, von Rom abgestoßen, haben ihre Liebeswerbung nach dem Osten getragen. Delegationen auf Delegationen treffen in Petersburg ein; man tröstet sich an der freundlichen Aufnahme, die zuteil wird, erweckt neue Hoffnungen in der englischen Presse und täuscht sich und andere aufs neue. Pullers Vortragsreihe in Petersburg in Anwesenheit des Oberprokurators des Heiligen Synod wurde 1912 von dem obenerwähnten russischen Kirchenblatte Amerikas einläßlich besprochen und eine Reihe der lächerlichsten Behauptungen über angeblich dogmatische Identität der anglikanischen und russischen Kirche dargetan. Von russischer Seite selber wurde Pullers Auffassung der englischen Lehre nur als jene der hochkirchlichen Richtung erkannt und die Diskussion, welche in Petersburg einsetzte, legte den echt protestantischen Charakter des Anglikanismus im Hinweis auf Prayerbook und Artikel fest. Von der angeblich wichtigen Deputation von 1913 kam nichts in die Presse. Der jüngste Besuch des Bischofs von London war ebenfalls erfolglos.† Fragen in der Heimat haben die Aufmerksamkeit der kirchlichen Kreise beschäftigt. Die

* The Tablet, 1912 II 485 f. (ganz abgedruckt).

** The Validity of English Ordinationes, by Androutsos, 130 (London 1909).

*** Tait, l. c. I 484.

† Der Bischof bemerkt zwar zuversichtlich: ‚Ich bin als ein katholischer Bischof in der St. Isaaks Kathedrale in Petrograd empfangen worden und drei Erzbischöfe Rußlands haben mir mit Sympathie zugehört, als ich die Natur und Methode unserer Fastenmissionen in London beschrieben habe.' A Day with God p. 44 (Wells, Gardner).

Kikuyu-Kontroverse* von 1914 hat erregte Wellen in der anglikanischen Kirche geworfen; Bischof steht gegen Bischof; katholische Auffassung gegen streng protestantische, und die ganze Zerrissenheit des anglikanischen Bekenntnisses enthüllt sich in einem Dutzend Broschüren, womit die Parteien sich bekämpfen. Aus der ‚modernistischen Enklave innerhalb der katholischen (!) Kirche Englands', der ‚halb heidnischen Niederlassung' an der Kathedrale von Hereford, wie die ‚Church Times' berichtet, tönt heute der Appell des Bischofs, den protestantischen Charakter der Staatskirche zu wahren, und in feierlicher Form schleudert ihm sein Kollege, der ‚katholische' Bischof von Sansibar, Mitglied der nämlichen anglikanischen Gemeinschaft, seine Exkommunikation als Häretiker ins Angesicht und verweigert ihm alle Vereinigung in sacris.** Das legt sich wie ein zerstörender Frost auf die so hoffnungsvolle Neusaat eines ‚Reunion Magazine', einer ‚Eirene' und der so rührigen Vereine ‚Eastern Church Association' und ‚Anglican and Eastern Orthodox Church Union'. Die erhoffte Einigung oder Annäherung der beiden Kirchen rückt in weite Fernen!

Soldatengräber und Kriegsdenkmale

Von Konrad Weiß

Hundert Jahre hat es gedauert, bis die für das Auferstehen des neuen deutschen Wesens geschichtlich entscheidende Völkerschlacht bei Leipzig in einem Denkmal den späteren Geschlechtern zur bleibenden Erinnerung eine künstlerische Monumentalform fand. Was lange währte, wurde doch nicht gut. Hundert Jahre konnte der Gedanke reifen; aber was zur Schau kam, ist nicht etwas innerlich Gereiftes, sondern nur äußerlich Großes und nur zurecht gedacht und anempfunden Symbolisches. In diesen hundert Jahren ist eben noch keine innerliche kulturelle Einheit herangereift, die jetzt Form hätte werden können. Das neue deutsche Staatswesen gab dazu die Möglichkeiten, aber wie schwer ist es, bis die höchsten Ideen der in diesem Staatswesen versammelten kulturellen Gemeinschaften in einer typischen Kunstform ihren höchsten und stärksten Ausdruck verwirklicht sehen können! Ja ist es nicht schließlich unmöglich geworden? Noch in der Romantik dachte man bei der Absicht eines Völkerschlachtdenkmals an einen Kirchenbau. Eine Kirche und zumal die in der Romantik verehrte gotische Kirche ist aus unserem Volkstum und aus seiner Geschichte entstanden. Ist sie heute noch der unwidersprochene Ausdruck unseres Volks*ganzen*; zumal je reicher und geistiger sie durchgebildet wäre, also nicht nur als ein verkümmertes Kapellenmotiv oder totes Pantheon? Die Ängstlichkeit, mit der sich Denkmalskünstler vor dieser Lösung hüten, gibt die Antwort. Der religiöse Glaube,

* Vgl. meine Artikel in Hist.-pol. Blätter 1914 I 274 ff. und 917 ff.
** The Tablet, 1915 I 461 (10. April).

der den früheren Denkmälern aller Völker, je wesentlicher sie die Gesamtheit des Volksganzen ausdrücken sollten, um so mehr die innere Form gab, ist heute nur noch eine Zutat, bestenfalls ein verschrumpfter Kern. Das heutige Denkmal will zunächst ein aus ästhetischen Gesetzen in die Zeit und Natur gesetztes Merkmal sein, und bei einem Grabmal wird zuerst darauf gesehen, nicht daß der Glaube — das wäre ein geistig durchgearbeitetes Naturverhältnis — sondern daß eine zwischen Zweck und Stoff hergestellte Beziehung, des Steines etwa zum Boden, ausgedrückt wird.

Um bei Zeiten der Gefahr vorzubeugen, daß die üblichen schlechten patriotischen Grab- und Denkmäler der letzten Jahrzehnte in der Folge des gegenwärtigen großen deutschen Krieges um eine weitere Anzahl vermehrt werden, hat das österreichische Gewerbeförderungsamt in Wien im Verein mit der Wiener Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie einen ziemlich starken und sorgfältig ausgestatteten Band ‚Soldatengräber und Kriegsdenkmale' herausgebracht,* dessen zahlreiche Abbildungen zwar großenteils die spezifisch wienerische dünne Linie zeigen, aber doch zusammen mit dem Text in Geist und Auffassung der Aufgabe für Denkmalskunst überhaupt charakteristisch sind. Das Buch könnte lange vor dem Kriege als ein Mustervorrat für ähnliche Fälle gemacht worden sein. Es hat vom Geiste des Krieges in wirklicher Erkenntnis kaum etwas an sich. Daran ändern natürlich Versuche, geeignete Formen z. B. für Fliegerdenkmale zu finden, nichts. Wir reden von der geschichtlichen Reifung, nicht von zeitgemäßen Fällen.

Wir wollen nicht verkennen, wie schwer es ist, als Zeitgenossen solch gewaltiger weltgeschichtlicher Geschehnisse, wie wir sie erleben, auch schon die Formen zu finden, die, aus den gleichen seelischen Erregtheiten wie die Zeitereignisse entstanden, auch schon wieder in der seelischen Überlegenheit beruhigt, aus der Zeit verewigt, in der Geschichte Charakterformen geworden wären. Aber hier gilt es, nicht einer noch ungereiften Kraft Hindernisse zu bereiten, sondern der unfähigen Eitelkeit eines künstlerischen Irrtums den Boden zu entziehen. Hier ist nicht Charakter, sondern Schule, und nicht Schule des Lebens und alter seelischer und nationaler Erfahrung, sondern Schule einer ganz dünnen und blutleeren ästhetischen Theorie. Ein hoch-

* Soldatengräber und Kriegsdenkmale. Herausgeg. vom K. K. Gewerbeförderungs-Amte. 130 Entwürfe in 213 Bildern mit beschreibendem Text. 336 S. Kunstverlag A. Schroll u. C., Wien. 10.– Mk. – Bei dieser Gelegenheit sei auf das Schriftchen „Friedhofsanlage und Friedhofskunst" von Ludwig Baur verwiesen (M.-Gladbach, Volksvereinsverl. 80 Pf.), das einen allgemeinen Überblick über die in den letzten Jahren angeregten Fragen der Friedhofsgestaltung gibt, indem es vielfach den betreffenden Anregern das Wort läßt. Um nun weiter zu kommen, wäre eine bewußte schärfere Trennung von den unsicheren Stimmungsmeinungen, wie sie durch den „Kunstwart" Mode geworden sind, zu wünschen. Es handelt sich nicht in erster Linie darum, bei diesen ganz in der Religion begründeten Dingen der Kunst Geschmacksverirrungen zu entlarven, sondern die Formen in eine geschichtliche Ordnung hineinzudenken, die Gräber sozusagen nicht in die Natur, sondern in die Gesellschaft zu legen. Bei den oben besprochenen Grabmalen gibt es kaum Geschmacksverirrungen in dem gegenwärtig so bekämpften Sinn, und doch sind sie vor dem Geist der Geschichte ganz ungenügend.

gestiegenes scharfkantiges Steinmonumentlein, zwei oder vier zarte Bäumlein, etwa auch zwei bleistiftschlanke hohe Leuchterlein, um ein schönes leeres Viereck herum, das aus Steinplättlein glattgedeckt oder auch ein gemähtes Wieslein ist, ein drahtdünnes hohes Gitterlein, das sind reife Werke dieser Kunst, vor allem der ästhetisch dünnsten Tessenowschule. Setzt sich ein Vogel oder in der Kleinstadt etwa ein Huhn auf eine Gitterstange, so ist das ästhetische Gleichgewicht bedenklich gestört, vollends wenn eine nicht programmatische dicke Blume in dem Wieslein wächst oder eines der vier Bäumlein zu Schaden kommt. Von solcher Dinge Gnaden lebt diese Kunst. Auf dem Papier schablonenhaft gezeichnet, paßt ein solch wesenloses Denkmalwesen überall hin, ohne geradezu unangenehm zu sein; aber es sagt auch überall nichts. Das ist das Endergebnis solcher Kunstauffassung. Um einen sogenannten Platzgedanken nicht zu stören, verzichtet man darauf, ein religiöses oder volksgeschichtliches Bekenntnis abzulegen.

Da ist der Irrtum, daß man ein Werk der Kunst mit natürlichen Dingen als gleichwesentlichen Teilen zusammenkomponiert, statt daß der künstlerische Wille unbedingt in seinem eigenen Geiste zeitlicher Verbundenheit statt örtlicher Anbindung herrsche. Gewiß verdankt z. B. der bekannte Hoppenlaufriedhof in Stuttgart, an dessen Grabmäler die hier vorgeführten Musterbeispiele in ihrer dünnen Nachklassizistik vielfach erinnern, den nicht geringsten Teil seiner stark stimmungsmäßigen Schönheit dem Mitwirken einer geordneten Naturwildnis, aber die Denksteine selber haben noch viel mehr eigenes Ausdruckswesen, sie sind noch Profilierungen eines gehobenen Gesellschaftscharakters; und gerade diese Eigenschaft läßt sie in Gegensatz zur umgebenden Natur treten, macht sie geistig den geordneten und ungeordneten Zufälligkeiten des natürlichen Wachstums überlegen und gibt ihnen, eben weil aus einer anderen Region stammend, Bedeutung in der Geschichte. Die neuen Muster einer bloßen Kunstnatur sind seelisch zu gehaltlos, um geschichtlich bedeutend werden zu können, auch wenn man ihnen den Adler oder Doppeladler aufsetzt. Sie sind darum auch national und volklich wesenlos. In dem Buche wird immer wieder gesagt, daß es sich nur um Muster handle und daß der Künstler an Ort und Stelle seinen künstlerischen Rat spenden müsse; als ob eine kleine Änderung an Maß und Zahl da helfen könne, wo der Geist nicht vorhanden ist.

Wir betrachten mit stillem Mitgefühl Bilder aus den Soldatenfriedhöfen hinter der Front, wo die Kameraden der Gefallenen nach bestem Können in ererbten und zweckdienlichen Formen ihrem Glauben und ihrer Treue ein Erinnerungszeichen setzen. Denken wir dann an die Aufgabe, große vaterländische und religiöse Erinnerungsmäler zu schaffen, so können wir uns doch nicht mit den gleichen, nur jetzt ästhetisch peinlich schematisierten und theoretisch formulierten, man darf geradezu sagen, ungläubiger und treuloser gemachten Merkzeichen zufrieden geben, können es doch nicht an einer künstlich anständigen Form genug sein lassen, sondern verlangen ein Gebilde, das Treu und Glauben in einer höheren Form enthält, ein wahres

Symbol. Ja wären es nur die gleichen Merkzeichen, die man hier schematisiert; aber gerade das Kreuz, das die Soldaten sich setzen, ist hier, falls es vorhanden ist, meist mit einer lächerlichen Peinlichkeit klein und dünn gemacht, wesenlos eingeschnitten, so daß von seiner körperhaften Wahrheit nichts als eine lineare Steinverzierung übrig bleibt, oder nadelspießig aufgesetzt, nichtssagend sogar im Vergleich zu dem Kreuz an der Landsturmmütze. Nun, man wußte es auch ohne diesen neuen Beweis, daß unser Staatsgedanke stärker aus dem Glauben lebt als unsere Künstlerschaft und unsere gesellschaftsüblichen Kunstprinzipien.

Da ist dann der weitere, im Grunde gleiche, nur anders gewendete Irrtum, daß eine künstlerische Form ihre erste ästhetische Funktion in sich selber habe, also etwa ein Denkstein in seiner Gestalt, seinem Verhältnis zur Unterlage, in seiner Schwere. Professor Josef Hoffmann legt also einen 3 Meter langen, 2 Meter hohen, 1 Meter tiefen rechteckigen Steinklotz unter einige Eichen, und um die Funktion noch zu betonen, sind auf den beiden Schmalseiten zwei kleinere Steinklötze unter die Kanten gelegt. Das ist alles. Man mag nun noch so viel an den üblichen Kriegerdenkmälern, die man für die letzte Kriegergeneration überall errichtete, aussetzen, schließlich sind sie — es soll keine Anerkenntnis sein — durch ihre unbekümmerte Baukünstelei doch ein Zeichen einer paradehaften Einmütigkeit ihrer Zeit. Ein solches Kunstwerk ist aber wirklich ‚zeitlos‘, es hat von nirgendsher Fleisch und Geist empfangen. Diese reaktionäre Meinung, daß das Kunstwerk seine Form zuerst in sich selber habe, statt in einer dritten Ordnung, ist der Kunst noch tödlicher als das fortschrittliche art pour art. In den frühesten Kunstzeiten schon — man denke an Stonehenge, also gerade an germanische Steinmälersetzungen — war das Gefühl für diese Funktion vorhanden; aber Kunst erstand und entsteht ja gerade erst dadurch, daß diese materielle Kraft in einer geistigen Kraft aufgehoben wird. Und in der Art und Anstrengung, die dieses Aufheben kostet, in der dramatischen Kunstform, die sich im Laufe der Zeiten ergibt, trennen sich die Völker und die Religionen. Nehmen wir den weitesten künstlerischen Abstand, den höchsten Grad in diesem dramatischen Kampfe des Kunstgebildes, so finden wir als Endform das Kreuz. Nur einmal — abgesehen von Spielereien mit gekreuzten Lanzenspitzen oder von romanisch, aber nur undramatisch starkstofflich aussehenden Kreuzformen — ist in dem vorliegenden Musterwerk das Kreuz frei und groß als Monumentalform benützt. Es steht hoch, und sein Grundgerüst ist von Latten übergittert, auf denen Erinnerungstafeln angenagelt sind. Dieser Entwurf, den sich Professor Strnad in einer kunstgewerblich engen Absichtlichkeit des Gedankens für eine Holzhauergegend nahe dem Gebirge denkt, fällt aus dem Rahmen der Kunstformen dieses Buches; er dürfte wohl in dieser oder jener Anwendung schon Vorbilder haben. In einem solchen Kunstgebilde ist die dritte Ordnung gefunden, in der sich Natur und Idee, Gegenwart und Geschichte begegnen. Jede Zeit hat aber wie ihre eigene Geschichte, so auch ihr eigenes Kreuz. Man kann

sich also wohl an Stelle der hier entworfenen volksmäßig heraldisch gebundenen Form eine im tieferen Sinne gelöste, zerarbeitete wie in alten gotischen Kreuzen denken. Und zu dem Kreuze, dem Denkmal der einzelnen, kam in christlichen Zeiten immer die Kirche, das Denkmal der Gesamtheit.

Gewiß, man kann nicht tausend- und millionenmal eine starke Form wiederholen, und der Wille, den Sinn der Zeit im Werke auszudrücken, muß in dieser Gegenwart, da namenlose Massen fast unbegriffen dem Geiste des Vaterlandes geopfert werden, sich meistens auf einfache Erinnerungsmittel beschränken. Aber auch wenn nur ein Name aufgeschrieben wird, damit ihn die späteren Geschlechter lesen, die Schriften, die von Plakatkünsten und klassizistisch wohlgefälligen Drucktypen herkommen, sind in ihrer selbstbezweckenden Eitelkeit, äußeren Scharflinigkeit oder freiwillig im Material gesuchten Schwerlesbarkeit nicht geeignet, es mit der strengen Ruhe und geheimnisvollen Verschlossenheit etwa von Katakombenschriften oder mit der Aufgelöstheit und dienenden Zier alter deutschen Schriften aufzunehmen. Aber eben die alten Schriften waren auch nicht Selbstzweck, und ein Name in ihnen geschrieben, war einer höheren geistigen Ordnung eingegliedert.

Innerliche Verarbeitung, nicht in abstrakten ästhetischen Gesetzen, wo die Arbeit schließlich immer zu einem Nichts führt, sondern in konkretem geschichtlichem Formdenken, wo das künstlerische Tun immer reicher wird, fehlt im Grunde allen hier vorgelegten Kriegsdenkmälern, auch denen, die über einen Einfall hinaus patriotische Gedanken wecken wollen. Auch diese Gedanken bleiben nur an äußerlichen, nicht keim- und kernhafte Form gewordenen Andeutungen haften. Das ist heute die allgemeine Regel bei öffentlichen künstlerischen Dingen: Was Form sein will, ermangelt des geschichtlich verbundenen Geistes, und was Gehalt sein will, ermangelt der innerlich verbindenden Form und damit ebenfalls des inner- und übergeschichtlich verbundenen Geistes. Es ist, bei aller Bereitwilligkeit, anzuerkennen, daß hier für die Erinnerungen einer großen Zeit anständige Formen zu den verschiedenen Lagen des Zweckes gesucht werden sollten, peinlich, zu lesen, wieviel Kubikmeter Erde ausgehoben, Mauerwerk aufgeführt, Granitplatten verwendet, Humus aufgeschüttet werden muß, damit schließlich in einer flachen Landschaft ein künstlicher Hügel entsteht, in dem nun der Gedanke einer großen Völkerzeit, nicht anders als durch Aufschrift kenntlich, gefangen sitzen soll. Dieses Mißverhältnis zwischen Arbeitswichtigkeit und geistigem Formgehalt ist peinlich. Sind wir nun von dem romantischen Gedanken an eine Denkmalskirche über das Leipziger Völkerschlachtdenkmal zu der Hügelanschüttung oder zu einer zeitlosen, zeitleeren Rotunde vorwärts gekommen? Das deutsche Volk erreichte in dieser Zeitspanne durch strengste Ausnützung der Kraft im Staate die höchste Wirkung in der Geschichte; alle Kräfte der Gesellschaft sind daran beteiligt worden. In der Kunst werden größte Wirkungen nicht durch eine Summierung der stets mehr materiellen gesellschaftlichen Kräfte erreicht, sondern durch eine Teilung; der Teiler soll aber kein leeres Gesetz, sondern ein Geist sein, der

seine verwandten Formen in der Summe der Kräfte erkennt und herauszuziehen versteht. Sind hier nun Formen aus der Summe gezogen? Gewiß; es ist aus der durchweg herrschenden Kunstbildungsmeinung das Gesetz gezogen, dieses ganz und bloß liberale Gesetz, daß das Ausdrucksmittel schon das Ausdrucksziel sei, das gleiche bloß vermittelnde Gesetz, das auch in der Gesellschaft einen Selbstzweck sieht. Das Resultat ist denn auch keine lebendige Form, sondern nur ein Schema, der Teiler braucht keinen größeren Glauben als an sich selber und die Bildungssumme war nur eine Summe von Meinungen; die wahren, erhaltenden und treibenden Kräfte der Gesellschaft und Geschichte sind daran nicht beteiligt. Warum diese Kräfte unbeteiligt und zurzeit so sehr unfruchtbar sind, ist eine Frage, die von der Kunst weg und in die deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre und der Gegenwart hineinführt. Ein Gedankenanhängsel sei gestattet: Wir Deutsche freuen uns des geistigen Zuwachses, der uns von Österreich durch eine womöglich engere Verbindung nach dem Kriege kommen soll; aber was wir brauchen, sind Kräfte und Teiler, nicht leere Summen und Mittler.

Wir streiten hier mit Worten um die Denkmale für die Kämpfer mit den Waffen. Wären wir doch so weit, daß wir nicht mehr bloß um die vorauszusetzenden Theorien stritten, sondern um reife, klar erkannte geschichtliche Willensrichtungen kämpften! Dann wäre auch die Feder eine höhere, des Soldaten würdigere Waffe, und das Schwert wäre wieder so ritterlich wie im Mittelalter.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Der große Krieg hat mit der Geschmacklosigkeit nicht aufzuräumen vermocht; vielleicht ist sie unsterblich, wie die Dummheit. Sicher ist, daß man ein beschämendes Bild erhält, wenn man die erstaunlichen Massen von Heftchen und Büchern mit bunten Umschlägen durch die Hand gleiten läßt, alle gefüllt mit ‚Kriegserzählungen'. Alle die Leute, die sonst Kolportageromane geschrieben haben, sind ihrem Handwerk treu geblieben, ja sie haben sich ins Zahllose vermehrt und mit einigen Greuelszenen (gesegnet sei Belgien!), reichlichem militärischen Unverstand und sehr viel übler Sentimentalität wird ein Machwerk hergestellt, das den armen Anspruchslosen das Bild einer wahrhaft großen Zeit geben soll. Dabei gibt es eine Fülle von guten und billigen Büchern, die für niemanden zu hoch sind, nur daß man in den Lazaretten und Kasernen eben nicht diese heimlich von Hand zu Hand wandern sieht, sondern jene verwünschten Heftchen mit den bunten Umschlagbildern. Der reinigende Sturmwind (‚Mistralwind, du Wolkenjäger —') weht eben doch nur über die Höhen, was da drunten in Tiefen wohnt, spürt seinen Hauch nicht.

Wenn man nicht gerade deutende und klärende, lösende und befreiende literarische Taten verlangt, findet man unter den kleineren Erzählungen aus dem Kriege manches, was man mit Bedachtsamkeit und nicht nur stofflich bedingter Anteilnahme liest. Da hat besonders der rührige Eugen Salzer in Heilbronn eine Reihe gut gedruckter, in Leinen gebundener Bändchen herausgebracht, die für den billigen Preis von einer Mark auch inhaltlich so viel Gutes geben, als man billigerweis nur verlangen kann. Ein Bändchen, das Karl Busse zusammenstellte, enthält besonders zwei Beiträge von ihm selbst: ‚Der Überfall von Glinki' und ‚Trittchen', die man als gut ansprechen kann. Beide eigentlich psychologische Studien, aber gänzlich frei von Spitzfindigkeit und taktlosem Herumbohren, beide ganz Darstellung geworden, die erste einen alten russischen Bauern hinstellend, der wegen einer Speckseite zum Verräter an seinem Lande wird, die zweite gibt einen tiefgläubigen Sektierer, dem sein Neues Testament alle Schrecken des Krieges und Todes vertreibt. Sonst verdient in dem Büchelchen noch die belebte Skizze eines Artilleriekampfes von Ernst Hammer hervorgehoben zu werden. Auch ein anderer von Busse zusammengestellter Band ‚Klar Schiff' enthält einige gute Sachen, so die stille, ergreifende Erzählung

---

* Karl Busse, ‚Feuerschein'; derselbe, ‚Klar Schiff'; Stefan J. Klein, ‚Die Karpathen'; Fritz Müller, ‚Das Land ohne Rücken'; Franz Adam Beyerlein, ‚O Deutschland, heil'ges Vaterland'; Rudolf Greinz, ‚Unter dem Doppelaar'; Johannes Jegerlehner, ‚Hohlicht'. (Sämtlich bei Eugen Salzer, Heilbronn. M. 1.—.) Heinrich Goebel, ‚Kriegsnovellen', 1. Bändchen: ‚Deutsche Sturmflut'. (Morawe & Scheffelt, Berlin. M. 1.—.) Arthur Babilotte, ‚Die Erlebnisse des Peter Allmendinger'. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart. M. —.60.) Franz Herwig, ‚Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer' (ebenda, M. 1.20). Diedrich Speckmann, ‚Der Anerbe'. (Dietrich Warneck, Berlin, M. 5.—.) Ilse von Stach, ‚Haus Elderfing'. (Gideon Karl Sarasin, Leipzig. M. 5.—). Johannes V. Jensen, ‚Das Schiff'. (S. Fischer, Berlin. M. 4.—.)

von der Boy-Ed ‚Was die Schweigenden sagen‘, nämlich: ‚In der Kraft Opfer bringen zu können liegt alle Erlösung‘, dann die Geschichte eines Auslanddeutschen von Hans von Hülsen, ‚Die deutsche Pflicht‘ und eine kräftige Erzählung von Scharrelmann, ‚Klüten‘, wobei freilich das Menschliche nur zur Belebung und Vermittlung einer Seeschlachtschilderung dient. Dann gab Stefan J. Klein ‚Ungarische Kriegsnovellen und Skizzen‘ heraus mit dem Titel ‚Die Karpathen‘, ein wenig fremd im Ton und nicht immer eindringlich. Deutend wagt sich Ludwig Biro dabei an die Seele des ruthenischen Soldaten und gibt in seiner Skizze ‚Jetzt ist die Zeit des Moskals‘, d. h. der Russenernte, anregenden Aufschluß über Russenhaß. Mehr betrachtend als darstellend zeigt sich auch Fritz Müller in seinem Bändchen ‚Das Land ohne Rücken‘. Manches ist flach, ausgeschrieben. Aber dafür sind auch andere Betrachtungen da, die einem ins Herz treffen. So gleich die Skizze mit dem Titel ‚Das Land ohne Rücken‘, Deutschland, eine Plauderei ‚Nix als Schützengräb'n‘ und die gesteigerte Wirklichkeit der Schlußskizze: ‚Der Landsturm singt‘. Der beste Band der Sammlung scheint mir aber ‚O Deutschland, heil'ges Vaterland‘, von Franz Adam Beyerlein, zu sein. Gesund-realistische Darstellung, nicht ohne dichterischen Schwung, sorgsame Arbeit und ein deutliches Bestreben, in die Tiefe zu bringen. Einige Stücke, wie z. B. ‚Wintersaat‘ — Deutscher und Russe bestellen gemeinsam das Feld — haben etwas wie bleibende Bedeutung. Unter den österreichischen Kriegsnovellen, die Rudolf Greinz mit dem Titel ‚Unter dem Doppelaar‘ herausgab, findet sich reichlich Sentimentales und Alltägliches. ‚Hohlicht‘, eine schweizerische Soldatengeschichte von Johannes Jegerlehner, hat zwar mit dem Kriege nichts zu tun, weist aber wieder einmal die gesunde, natürliche Erzählungskunst des Schweizers auf. Solide Hausmacherarbeit, möchte man sagen.

Während bei den Herausgebern der Salzerschen Bändchen der Wunsch, Unterhaltliches zu geben, wohl in erster Linie stand, tritt Heinrich Goebel in seiner Sammlung ‚Deutsche Sturmflut‘ anspruchsvoller auf. Ihm lag es daran, ‚die Anfänge einer eigenartigen Prosakunst‘ zu zeigen, die ‚Keime zu einer neuen nationalen Kunst‘, wie er im Vorworte selbst sagt. Nun, es ist jedenfalls Löbliches und Eindringliches genug zustande gekommen, gewiß auch Neuartiges, wenn es auch nicht eigentlich durch den Krieg hervorgerufen wurde. Immerhin scheint es sicher zu sein, daß einer Reihe von starken Talenten der Krieg die Hände freigemacht hat; dazu mag Paul Zech gehören, der in dem Bändchen vertreten ist. Ernst Zahn, Hermann Hesse und Herwig geben den Lesern jedenfalls nichts, was man ihnen nicht schon vorher zugetraut hätte.

In der bei Bonz in Stuttgart erscheinenden Jugendbücherei zur Pflege der Vaterlandsliebe — ‚Mein Vaterland‘ — erscheinen jetzt auch Erzählungen. Wenn sie zunächst auch für die Jugend gedacht sind, so weisen sie doch auch genug literarische Qualitäten auf, um den Anspruch auf ‚Volksbücher‘ zu erheben. Wer Soldaten mit Lesestoff zu versorgen hat, sollte an den schmucken und billigen Bändchen nicht vorübergehen. Eine Kriegserzählung aus dem Elsaß, ‚Die Erlebnisse des Peter Allmendinger‘ von Arthur Babillotte verdient besonders hervorgehoben zu werden. In der Art des ‚Mannes aus dem Toggenburg‘ erzählt, naiv und treuherzig, ein elsässischer Bauernjunge seine kriegerischen Erlebnisse. Der reine Ton des Naturkindes ist dabei vorzüglich getroffen. Ein Doppelbändchen der Sammlung enthält auch eine Erzählung von Herwig, ‚Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer‘.

Wer in diesen erregten Zeiten ein beruhigendes, wärmendes und freundliches Buch lesen will, dem sei der neue Roman von Diedrich Speckmann, ‚Der Anerbe‘, empfohlen. Ein Roman mit allen Merkmalen des guten Volksbuches; schlicht, gediegen und einfach. Nichts Neues sucht Speckmann, weder in der Form, noch im Inhalt, aber es steckt soviel dichterisch gesehene reine Menschlichkeit darin, daß man das Buch mit wahrhafter Befriedigung aus der Hand legt. Der Typus des schwerfälligen, im Kern musterhaft gediegenen niedersächsischen Bauernsohns erfährt hier eine überzeugende Darstellung. Wie dieser Marten sich aus einem gleichgültigen, ein wenig trägen und versonnenen Burschen zu einem Wirker am rechten Ort entwickelt, das hat eine erfreuliche Tiefe und Überzeugungskraft. Die Lehre: fürs Überkommene eintreten, auf seinen Platz den rechten Mann stellen, recht zu tun und sich durchzusetzen — diese Lehre quillt unmerklich zwischen den Zeilen hervor, aus der Darstellung heraus, und vielleicht wird man noch nie so stark wie in diesem Jahr merken, daß diese gelinde Nachdenklichkeit Speckmanns und seiner Gestalten echt deutsch ist. Bezeichnenderweise waren Leute wie Speckmann vor dem Kriege von den artistisch eingeschworenen Literaten und Kritikern verpönt. Man lächelte über die brave Gesinnung (die doch nicht nur Gesinnung war, sondern auch sehr respektable Darstellung), und nach dem Kriege wird man sicher an der Frage nicht vorbeigehen dürfen, wieviel die Hunderttausende von Lesern Speckmanns und anderer Gleichgearteter sich in langen Jahrzehnten voll von dem echt deutschen Wesen ihrer Bücher gesogen haben, einem Wesen, das uns den großen Krieg aushalten und siegreich durchführen läßt.

* * *

Das Eheproblem im christlichen Sinne versucht Ilse von Stach in ihrem Roman ‚Haus Elderfing‘ zu lösen. Sie erzählt von dem westfälischen Edelfräulein Sibylle von Wylich, das in einer großen Herzenseinsamkeit aufwächst und einem Landarzt ihre Neigung schenkt, dem diese Hingabe auf den ersten Blick zunächst nur schmeichelt. Er erwidert diese Liebe mit seinem einfacheren Gefühle, und dieses, verquickt mit einer gewissen Rührung über das junge, hingebungsvolle Mädchen, hält er für genügend, um seinerseits auf ihm die Ehe aufzubauen. Sibylle aber hat wesentlich tiefere Ansprüche. Sie glaubt an die Möglichkeit des Ineinanderaufgehens, des Werdens eines einzigen vollkommenen Menschen aus zwei unzulänglichen Hälften. Und da steht nun der gute Reinhold hilflos da und weiß nicht, was er mit dieser anspruchsvollen jungen Frau anfangen soll. Wenn erst Kinder kommen, denkt er, wird sich schon alles geben. Und auch Sibylle erhofft von einem Kinde das große Wunder. Nichts geschieht. Es kommen sogar drei Kinder, aber eine Ehe wird es für Sibylle doch nicht. Auch für ihren Gatten nicht, der in sich vielfältige Unzufriedenheiten aufsteigen fühlt. Aus diesen Unzufriedenheiten, undeutlichen Unzufriedenheiten, macht er ein paar Schritte zu dem Gotte seiner Jugend hin, verweilt ein wenig in der gnadenspendenden Nähe und hat das Glück, innerlich erleuchtet zu werden. Erleuchtet nicht nur über sich, sondern auch über seine Ehe. Und die Erleuchtung über seine Ehe heißt so: es kann nicht die Liebe des Menschen sein, es muß ein anderer Inhalt sein, der sich die Form der Ehe geschaffen, der sich die Formel gefunden hat — wenn zwei eins geworden sind, so sind sie bis zum Tode eins geworden. Und dieser Inhalt ist die Liebe Gottes. Das Ziel und Wesen der Ehe also ist, in der Liebe Gottes leben. In dieser Überzeugung tritt er wieder vor Sibylle hin und ruft sie zur neuen Ehe auf. Sie erkennt seinen Weg als den ihren, wird katholisch und — droht in ihrer inbrünstigen Gottesliebe an ihrem

Gatten vorbei zu gehen. Erst ihre Erkenntnis, daß Reinhold an diesem Vorbeigehen leidet, läßt sie für einen Augenblick aufblicken. Dieser Augenblick gipfelt in einer ‚übersinnlich-sinnlichen' Umarmung, in der ihr geschwächtes Herz stille steht.

Das ist der Kern des Romans; Vater, Bruder und Tante Sibylles, die Mutter Reinholds, ein derber Wylich'scher Verwalter — diese Menschen sorgen für Belebung, indessen das münsterländische Volk und ihr stilles, sprödes Land Hintergrund und Rahmen sind. Notwendiger Hintergrund und Rahmen, denn Sibylles und Reinholds Geschichte kann nicht gut irgendwo spielen. Sie ist nur möglich im Lande der Spökenkieker, im Lande des Heiderauchs, des grauen Himmels, der silbernen Sonne und der einsamen Höfe. Im Stil des Stach'schen Buches ist Münsterland — etwas Dunkles, Schweres, Verhallendes, dazwischen hellseherische Ahnungen, plötzliches Aufblitzen kühler Lichter. Man hat Genuß an dieser Darstellung, wird gefangen und eingesponnen, so dicht eingesponnen manchmal, daß man den Willen nicht aufbringt, ein kritisches Halt zu rufen, wo es vielleicht nötig wäre. Erst hinterher darf man ein wenig bedenklich werden, das heißt nur dann, wenn man den Roman nicht mehr als Roman sieht, als irgendeine künstlerische Darstellung, sondern wenn man der Meinung ist, Ilse von Stach stelle eine These hin, für die sie selbst mit glühender Seele eintritt, eine These, die gewissermaßen ein Wegweiser sein soll. Hier Bedenken zu äußern, ist aber nicht mein Amt. Ich habe lediglich einen Roman vor mir, und mich geht der Stoff nur soweit an, als er gut oder schlecht dargestellt und ausgeschöpft ist. Und da meine ich, Ilse v. Stach hat sich die Sache dadurch ein wenig leicht gemacht, daß sie die Liebe in dieser Ehe von Anfang an nur einseitig sein läßt. Selbstverständlich ist es unmöglich, die Unzulänglichkeit ‚irdischer' Liebe überzeugend zu machen, wenn diese irdische Liebe nicht in ihrer tiefsten, feinsten und innigsten Manifestation dargestellt wird. Der eine liebt, der andere nicht — da muß natürlich jeder an dem Brennpunkt vorbeigehen und auf anderen Wegen zum Glück sich ergehen. Und so ist Gott eigentlich nur die Station eines Umweges, auf dem die Eheleute dahin kommen, wohin sie auf dem kürzeren geraden Wege durch eine innige, gegenseitige Liebe vielleicht auch gekommen wären. Auf einem zweiten Blatt steht dann die Frage, ob auch die tiefste Liebe nicht noch ein Ungelöstes, Unbefriedigtes zurückläßt — das hätte ich von Ilse von Stach gerne dargestellt gesehen, und es wäre dann ihre Sache gewesen, das Unzulängliche in diesem Leben schon Ereignis werden zu lassen. (Nebenbei: Als Beispiel für die Anlage eines solchen Verhältnisses wäre die Liebe zwischen dem jungen Händel und der Stephana Schwertner bei der Handel-Mazzetti zu nennen. Hier ist bei beiden eine tiefe Liebe, in jedem aber ungleich der des anderen, und bei der Glaubensinbrunst Stephanas wäre bei ihr der Versuch des Kampfes um eine mystische Gemeinschaft denkbar.)

Ich sagte oben, daß man an der Darstellung Genuß hat. Das rührt daher, weil ein dichterisch begabter Mensch aus innerstem Drange heraus sich an die Darstellung gemacht hat. Und dieser in jeder Zeile spürbare innere Drang ist es auch, der das Buch zu einer besonderen und einsamen Leistung innerhalb des deutschen Schrifttums macht. Hier hat kein Schriftsteller sich an einen ‚interessanten' Stoff gemacht, keine handwerkliche Fertigkeit hat sich tiefsinnig vermummt. Alles ist schwer dem tiefen Empfinden abgerungen, und die Feierlichkeit, die über manchen Seiten des Buches liegt, ist nicht das Ergebnis einer Kunstform (sonst würde man von Pathos sprechen), sondern Blut, das sich in der ihm eigenen Form kristallisiert hat. Daher bedeutet dieser Roman Ilse von Stachs gegen die ‚Send-

linge von Voghera' auch einen bedeutsamen Fortschritt, einen Fortschritt zum Dichterischen hin, und wenn nicht alles täuscht, so müßte die Dichterin sich eines Tages an ein Epos in gebundener Form machen, für das ihre Begabung vorbestimmt scheint.

Wenn man ein lehrreiches Exempel haben will, so möge man nach dem Roman der Stach, also einer tiefsinnigen Dichtung, das Buch eines geborenen Nur-Erzählers nehmen, etwa 'Das Schiff' von Johannes V. Jensen, um ein Beispiel zu nennen, das gerade zur Hand ist. Wenn man diesen Roman liest, so erliegt man der Täuschung, einen höchst gewandten, höchst kenntnisreichen und höchst gut gelaunten Herrn zu hören, der einem kleinen Kreis guter Bekannter eine Geschichte erzählt. Die Geschichte ist hier das Werden der Wikinger, ihre Fahrten, ihre Heimkehr, Bekehrung und Gründung der Stadt Kopenhagen. Man unterhält sich vortrefflich bei diesem Erzähler, das Erzählte unterhält bei weitem nicht so als die Art und Persönlichkeit des Erzählers. In dem ganzen Buch ist kein einziger dialogisierter Meinungsaustausch, alles ist aufgelöst in Erzählung, und daß dieses Buch an keiner Stelle langweilig wirkt, ist der Triumph einer halbvergessenen Kunstform, die in den deutschen Volksbüchern des Mittelalters und bei den Romantikern geübt war. Nur daß dieser moderne Däne beweglicher, geistreicher und schlagkräftiger ist. Übrigens ist in dem Jensen'schen Roman eine Reihe von Kapiteln, die von den Anfängen der christlichen Mission in Dänemark erzählen und die das Reizendste sind, wie Missionsgeschichte jemals dargestellt wurde. Schon deswegen sollte man sich das Buch ein wenig näher besehen.

Hochland-Echo

Ein deutscher Kulturbund

Im öffentlichen Leben der Deutschen macht man fortwährend die Beobachtung, daß einerseits alle Lösung geistiger Widerstreite der Einzelseele zugeschoben wird, andererseits die Neigung, gerade auch die innerlichsten und wesentlichsten Kulturelemente zu vergesellschaften nirgends so groß ist; für letztere Neigung braucht man nur die Reformation als größte Form einer nationalen Vergesellschaftung der Religion als Beispiel zu nennen. Das erscheint als ein sonderbarer Widerspruch in unserem Volke; und doch vollzog sich tatsächlich die Geschichte des deutschen Weltwesens im Kampf um diesen Widerspruch. Das ganze neuere Schicksal Deutschlands ist durch ihn im Guten wie im Bösen gestaltet worden; und betrachten wir die mittelalterliche Geschichte, so ist das deutsche Wesen gerade durch die über das nationale Ideal zur Weltkirche hinausgehende stärkste Vereinigung und Zusammenhaltung dieses Widerspruchs zum Weltwesen bestimmt worden. Deutschland kann nicht leben, ohne mit der Welt vorbildlich oder doch verantwortlich verbunden zu sein, ohne der Welt ein Beispiel zu geben, und sollte es in Zeiten der Ermattung auch nur im Spiegelbilde und in einer gedachten Harmonisierung der schönen Seele sein. Oder wenn es in unserer Zeit, da doch die geistige Weltlage durch die menschenmöglichste Ausnützung der materiellsten Kräfte und im übrigen durch Gottes Arm in vielen menschlichen Armen entschieden wird, bloß durch eine gesellschaftliche Paradestellung der intellektuellen und kulturellen Elemente geschehe.

Wir haben einen großen Atemzug getan, um ein fast bedrohlich großes Wort auszusprechen: Kulturbund deutscher Gelehrter und Künstler. Ein solcher Bund ist in einer freiwilligen Erweiterung des Burgfriedens für jetzt und besonders auch nach dem Kriege gegründet worden, der ‚die Gesamtheit der deutschen Gelehrten und Künstler in sich vereinigen und auch nach dem Kriege fortbestehen kann; denn es ist an der Zeit, daß die Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst sich den Einfluß auf die geistige Weiterentwicklung der Nation erobern, der ihnen gebührt‘.

Für die vorzubereitende und kommende Friedenszeit hat sich dieser Bund eine doppelte Aufgabe gestellt, die mit den Worten seines Werbeschreibens wiedergegeben sei:

> ‚Im Auslande das durch die Machenschaften unserer jetzigen Feinde zerschlagene Bild des kulturellen Deutschlands wieder aufzurichten und Klarheit über den Charakter unseres Volkstums zu schaffen, ferner die geistigen Zusammenhänge zwischen den weithin versprengten Deutschen und dem Heimatlande so zu stärken, daß keiner unserer Volksgenossen an ein fremdes Nationalbewußtsein verloren zu gehen braucht, erscheint uns reich bemessener Mühe wert.
>
> Im Inlande die Segnungen des seelischen und geistigen Zusammenfindens,

die dieser Krieg gezeitigt hat, nicht wieder zuschanden werden zu lassen, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit politischer, sozialer und religiöser Kämpfe der abermaligen Vergiftung dieser Kämpfe vorzubeugen, der nationalen Geistesarbeit einen für alle Parteien gemeinsamen neutralen Boden zu schaffen: das ist ein Werk, zu dessen Lösung die Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst in einem Zusammenhalt wie dem von uns gebotenen vornehmlich berufen sind.'

Wir entnehmen diese Angaben der kleinen Privatzeitschrift ‚Deutsches Schrifttum' (Okt. 1915) des bei aller Einseitigkeit charakterstarken Vorkämpfers deutscher kultureller Volksart Adolf Bartels, der sich nicht scheut, gleich zu Anfang seiner Besprechung des geplanten und soweit schon gegründeten Bundes zu sagen, daß er ‚ihn für eine Gefahr für unser deutsches Geist- und Kunstleben halte'. Das scheint uns zuviel gesagt und schon aus der eigenen kritischen Würdigung von Bartels ergibt sich wohl die Harmlosigkeit des Bundes zur Genüge. Wir machen uns aber gerne seine Worte gegen die über eine Presseorganisation hinauszielende Bearbeitung des Auslandes, die ein verbreitetes kleinliches Bestreben rügen, zu eigen:

‚Sämtliche Kulturvölker könnten doch längst einigermaßen wissen, was deutsche Kultur und deutsches Volkstum ist; die deutsche Wissenschaft und die deutsche Kunst stellen sich einfach ein testimonium paupertatis aus, wenn sie die fremden Völker bei den langdauernden friedlichen Beziehungen noch nicht veranlaßt haben, uns näher zu treten, da sie doch alles taten, uns Deutsche in der fremden Kultur heimisch zu machen. Der gegenwärtige Augenblick aber scheint mir der allerungeeignetste, Anschauung deutscher Kultur im Auslande zu verbreiten: Wir sind in gemeiner Weise von fremden Völkern überfallen worden und haben nicht die geringste Veranlassung, irgendeinem nachzulaufen. Wenn sie nicht wissen, was bei uns zu holen ist, um so schlimmer für sie; ein Krämervolk, das auch geistige Erzeugnisse ausbietet, sind wir nicht. Überhaupt ist die deutsche Furcht, für ein Barbaren- oder doch ein nicht auf voller Kulturhöhe befindliches Volk gehalten zu werden, lächerlich.'

Auch den Einwendungen von Bartels gegen die geplante Tätigkeit des Bundes im Inlande und vor allem dem Zweifel an ihren Erfolgen, sowie der Bemerkung, daß ‚der neue Kulturbund niemals die Gesamtheit deutscher Gelehrter und Künstler in sich vereinigen wird', sobald er nämlich ein bestimmtes Gesicht aufstecken will, muß man zustimmen. Die richtigen ‚notwendigen Organe zur Ausbreitung unserer Kultur' haben wir.

‚Wir haben Schulen und Universitäten, wir haben Theater und Museen, wir haben Vorlesungsinstitute und Spezialvereine aller Art, wir haben Zeitschriften und Zeitungen; jeder, der bei uns nur will, kann die Bildung und höhere Unterhaltung erlangen, die er gebraucht. Kann da ein Gelehrten- und Künstlerverein einen wesentlichen Fortschritt bringen?'

Läßt man aber alle Einzelbedenken beiseite, so kommt man auf die Hauptfrage, daß hier im weitesten Umfang die Absicht verwirklicht werden soll, auf neutralem Boden geistige und kulturelle Arbeit deutscher Art zu leisten. Sind denn nicht die wahren wirkenden und treibenden Kräfte in der Welt und Geschichte, in der Natur des Geistes wie in der Gesellschaft und Politik, gerade in den Streitpunkten versteckt? Gehört es nicht

zur Bestimmung des Menschen, zumal des deutschen Menschen, daß die Wahrheit im Kampfe gesucht werden muß; und hat nicht gerade dieser Krieg viel stärkere innere und höhere Kräfte wieder geoffenbart, als in der vorher bestehenden lauen und neutralen Gesellschaftskultur auch nur gelten gelassen wurden. Wahrlich in der Absicht des deutschen Kulturbundes ist nichts von jener Kraft lebendig, mit der wir jetzt gegen eine Welt siegen wollen.

Im Burgfrieden ist notwendig, daß jeder einzelne und jede Kulturschicht und jeder Bekenntniskreis das Beste aus seinen Kräften zum gemeinsamen Besten beitrage; aber die Grundbeziehungen zur Welt, aus denen er seine Kräfte gewonnen hat, muß er unangetastet erhalten. Man darf die Steuer nicht als das Kapital selber betrachten und darf die Gesellschaft nicht mit den Elementen vertauschen, aus denen sie immerfort neu entsteht. Schöpferische deutsche Arbeit und geschichtliche Charakterform geht niemals aus der neutralen Gesellschaft hervor, sondern aus jenen Elementen, die sie zum Wohle des Staates beisteuern. Daß diese Steuer gern und ohne Giftigkeit entrichtet werde, darin waren wir immer mit der Forderung des Kulturbundes einig.

Man kann es immerhin begreifen, daß die geistigen Kreise Deutschlands die gegen Deutschlands Kultur geschleuderten Vorwürfe zu widerlegen suchen, und sei es nur, um das Gefühl, als seien sie selber bei diesen Weltkämpfen auf die Seite geschoben, niederzuhalten. Aber ein bloß vermittelnder Kulturbund ist heute nicht recht am Platze. Der Krieg hat Kräfte, die niedersten und die höchsten, entfesselt, denen gegenüber die bloß vermittelnden gesellschaftlichen Formen fast wertlos erscheinen. Soll man noch eigens an die neu erkannte geschichtliche Stellung des Papsttums, an den gewaltigen Kriegsfaktor der Religion auf den östlichen Schauplätzen und gerade auch an die frisch geweckten Instinkte von Nation und Rasse erinnern? Wünschen wir nicht, daß gerade eine bloß gesellschaftliche, gegenüber den Elementen der Gesellschaft neutrale, wenn nicht abgeneigte Form, die Freimaurerei, die einen wesentlichen Teil der westlichen Zivilisation verkörpert, unterliege?

Gewiß anerkennt der Kulturbund, daß die tieferen geistigen Wesensunterschiede bestehen bleiben. Aber auch wenn man deshalb seine Absichten gelten lassen mag, so will doch gerade bei der schnellen Neigung zur gesellschaftlichen Vermischung nicht vergessen sein, wo die wahre kulturelle Kraft herkommt. Deutscher Kulturbund, das ist ein großes Wort. Es klingt, wie wenn die religiöse und geschichtliche Aufgabe der Einzelseele im deutschen Gesellschaftsgeist gelöst wäre und von diesem Geist nun wie von einer kirchlichen Klärung ausstrahlte. Aber jener Drang zum Zusammenzwingen der beiden Endpunkte des geschichtlichen Daseins ist hier nur Parade. Einer solchen freiwilligen Kulturform fehlt eben der Zwang der Geschichte und der Religion, die wahren Kräfte. Das Vermittlertum ist letzten Endes ohnmächtig. Die Kraft hat das Böse und das Gute.

W.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Sept. 1915*

Obwohl, wie schon früher dargelegt, der Friede noch in weiter Ferne liegt, wird immer wieder versucht, jetzt schon die künftigen Friedensbedingungen zu erörtern, als ob wir bereits über alle Berge wären und es nur vom Deutschen Reiche einseitig abhinge, den Krieg zu beenden. Zunächst haben wir Rücksicht zu nehmen auf unsere treuen Bundesgenossen Österreich-Ungarn und Türkei, die wir selbstverständlich niemals im Stiche lassen, und mit denen wir bis zum Ende in vollstem Einverständnisse handeln werden. Andererseits ist trotz der in Angriff und Abwehr erzielten großen Erfolge dieses Dreibundes die Kriegslage noch nicht soweit, um unsere Gegner zum Frieden zu zwingen. In solche Erörterungen sollte man überhaupt erst bei Beginn des Waffenstillstandes treten, denn die in diesem Augenblick gegebene Endkriegslage kann allein den Untergrund für Friedensverhandlungen bilden. Vorher, solange noch die Feindseligkeiten andauern, ist jederzeit völliger oder teilweiser Umschwung möglich, der die angestrebten Friedensbedingungen verschieben würde. Also heißt es Geduld haben zunächst bis zum Abschluß des Waffenstillstandes, dann allerdings müssen die verschiedenen Gruppen ihre Sonderwünsche für den Friedensvertrag rasch gestalten. Immerhin werden die Verhandlungen nach solchem Riesenkampfe nicht schnell vonstatten gehen, vielleicht monatelang dauern. Im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 trat völlige Waffenruhe am 14. Februar ein, der vorläufige Friede wurde am 2. März, der endgültige am 10. Mai 1871 abgeschlossen. Während des Waffenstillstandes können beim Scheitern der Verhandlungen sogar die Feindseligkeiten wieder beginnen wie im Jahre 1913 nach dem ersten Balkankriege. Jetzt aber, noch mitten in den Kämpfen, ist es entschieden verfrüht und überflüssig, schon über Kriegsziele und Friedensbedingungen den Kopf sich zu zerbrechen; denn noch ist kein Ende abzusehen. Ja sogar schädlich könnten solche Erörterungen nach außen hin wirken, mit vollem Rechte sind sie daher amtlich verboten. Trotzdem versuchen namentlich die deutschen sog. ‚Friedensfreunde‘, die stets von dem unmöglichen ‚ewigen Frieden‘ träumen, immer wieder, offen und versteckt, solche Fragen zu erörtern. Anscheinend fehlen ihnen verständnisvolle Kenntnisse in Geschichte und Erdkunde, sonst würden sie nicht weltfremd ihre unerfüllbaren, unfruchtbaren Forderungen, die auf absonderlichen Weltanschauungen beruhen, fortwährend erneuern. Unzweifelhaft für jeden Unbefangenen wird der riesige Völkerkampf große Umwälzungen auf allen Gebieten herbeiführen, gleichwohl sind gewisse Leute der Meinung, es könnte nach dem ungeheuren Krieg alles wieder so hergestellt werden, wie es vorher war, es dürften also keine Aneignungen von eroberten Landgebieten erfolgen. Trotzdem ferner bei Anzettelung des Weltkrieges durch die feindlichen Herrscher und Minister das bereits allgemein anerkannte ‚Selbstbestimmungsrecht der Völker‘ völlig Schiffbruch erlitt, wollen sie die Aneignung eroberten fremden Gebietes von der Zustimmung der dort wohnenden Bevölkerungsmehrheit abhängig machen. Dem liegt die falsche

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für August 1915‘ Hochland Oktoberheft Nr. 1 von 1915/16, Rundschau S. 109.

Voraussetzung zugrunde, als ob die Gewinnung der Einwohner das Kriegsziel wäre. Nein, bei einer Aneignung will man das Land zum Besten der eigenen Bevölkerung, sei es für deren Ausbreitung oder zu volkswirtschaftlichen Zwecken wegen der durch den Himmelsstrich vielleicht anderen Fruchtbarkeit, wegen der Bodenschätze, Wasserstraßen, vergrößerten Absatzgebietes usw., namentlich aber aus militärischen Gründen für bessere Landesverteidigung und um die alte eigene Heimat möglichst davor zu hüten, daß sie beim nächsten Kampfe wieder Kriegsschauplatz würde. Nach dieser Hinsicht bewährte sich z. B. in diesem Kriege die im Jahre 1871 erfolgte Aneignung von Elsaß-Lothringen als Grenzschutz besonders trefflich; denn im Westen drangen bis jetzt außer Fliegern keine Feinde in altdeutsches Gebiet vor. Als Last für das lebende Geschlecht muß bei der Landaneignung die seitherige fremde Wohnbevölkerung betrachtet werden, bis sie sich in längstens hundert Jahren erneuerte und ihre Nachkommenschaft in die anderen Verhältnisse sich einbürgerte. Während jedoch die Menschen vergehen, bleibt das Land stetig gleich. Im Altertum wurde die feindliche Bevölkerung der eroberten Gebiete ausgerottet oder in die Gefangenschaft abgeführt, das Land aber unter die Sieger verteilt. In der Neuzeit ist man glücklicherweise so menschenfreundlich geworden, daß bei uns sogar versucht wurde, die Herzen der widerspenstigen Elsässer und Lothringer durch liebevolles Entgegenkommen zu gewinnen. Doch die Mühe war vergeblich, wie sich in diesem Kriege vielfach zeigte und bei den widerspenstigen Belgiern jetzt sich wiederholt. Bei künftigen Gebietserwerbungen wird vielleicht besser sein, dem besiegten Volksteil gleich zu sagen: ‚Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen, doch geb' ich dir die Freiheit nicht.' Hier heißt es: ‚Biegen oder brechen.' In Rußland erlebt man jetzt das entgegengesetzte Trauerspiel, daß die Bevölkerung der von unseren Heeren bedrohten Gebiete durch ihre Herrschaft mit Gewalt von Grund und Boden vertrieben, dem Elend, Verhungern und Verschmachten, den Seuchen preisgegeben, ihr Besitz verwüstet, zerstört wird. Selbstverständlich kann aber das hiedurch herrenlos gewordene Land von dem geschlagenen Heere nicht mitgenommen werden. Man vergleiche das grausame russische Verfahren mit der übertriebenen Gefühlsduselei der deutschen ‚Friedensfreunde'! Vorläufig ist übrigens das von unseren Streitkräften besetzte feindliche Gebiet nur Faustpfand, über das noch nicht verfügt werden kann. Züngelt doch der Weltbrand schon an den bisher neutralen kleinen Balkanstaaten und scheint auch auf andere fernerliegende Reiche überzugreifen. Besondere Beachtung verdienen daher die Kriegsereignisse des September 1915, brachte doch dieser Monat großartige, einflußreiche Erscheinungen.

Der deutschen Flotte war es zwar wieder nicht beschieden, in Nord- und Ostsee den gegnerischen Streitkräften eine Entscheidungsschlacht zu liefern, dagegen konnte sie sowohl dort wie auch im Mittel- und Schwarzen Meere den Untersee- und den Luftkrieg wirksam und erfolgreich fortsetzen. Bei dem Fehlen amtlicher Zahlenangaben sind die Ergebnisse nur annähernd aus Zeitungsnachrichten der feindlichen und neutralen Berichterstattung bekannt. Hiernach seien im September 1915 von deutschen und österreichisch-ungarischen Unterseebooten versenkt: 18 bis 20 britische, 8 französische und 5 russische Handelsschiffe, 8 britische bewaffnete Fischereifahrzeuge, außerdem 6 neutrale, jedoch mit Banngut nach England gesandte Schiffe, nämlich 5 norwegische und 1 dänisches, insgesamt mindestens 50. Angeblich würden in ungeheurer Zahl (?) im Mittelmeere täglich britische und französische Schiffe versenkt.

Ist die Wahrheit auch nicht festzustellen, so besteht doch die Tatsache, daß im September von britischen und französischen Seeversicherungsgesellschaften wegen der Unterseebootsgefahren die Gebühren für atlantische und Mittelmeerfahrten wieder erheblich erhöht wurden. Außerdem wurden 1 kleiner Kreuzer, 1 Unterseeboot und 2 Truppenversandschiffe der britischen Kriegsflotte versenkt. Endlich wurde im Hafen von Brindisi 1 italienisches Schlachtschiff aus noch unbekannter Ursache, vielleicht durch Selbstentzündung des Schießbedarfs, zerstört.

Besonders wirksame Tätigkeit entwickelten die deutschen Flottenflieger sowohl gegen Schiffe als besonders gegen befestigte Orte. Nicht festzustellen ist der Umfang der erzielten Erfolge, da diese von den Gegnern amtlich verschwiegen werden. Nach nichtamtlichen Zeitungsberichten aus neutralen Ländern scheinen jedoch die erzielten Schädigungen und Zerstörungen ziemlich stark zu sein, und somit eine ausgiebige Vergeltung für die vielen feindlichen Fliegerangriffe auf deutsche offene Städte und Personenbahnzüge zu bilden. Besonders ausgiebig waren die Beschießungen der britischen Ostküste aus Marineluftschiffen (Zeppeline) und Flugzeugen. Nach holländischen Berichten wurden in der Nacht vom 7./8. September in London allein über 200 Häuser teils vernichtet, teils stark beschädigt, in den östlichen Grafschaften über 80 Häuser schwer getroffen. Viele Brände trugen zum Vernichtungswerk bei. Nach jedem Luftangriffe sei die Zahl der Getöteten ziemlich beträchtlich. Allgemein wird namentlich die ungeheure Wirkung der aus den Luftschiffen geworfenen Bomben bestätigt. Von dem britischen Ausschusse, der die Ansprüche auf Schadenersatz wegen Luftangriffen untersucht, wurden 697 Eingaben wegen Körperverletzung, darunter 178 Todesfälle, sowie 10 297 Eingaben wegen Sachbeschädigung geprüft. Gegen russische Ostseeküstenbefestigungen erfolgten ebenfalls einige wirksame Luftangriffe, in der Nacht vom 9./10. September auf Baltischport und am 12. September im Rigaischen Meerbusen. Durch solche Unternehmungen wird zwar der Kriegsverlauf nicht unmittelbar beeinflußt, aber immerhin wirken sie nützlich teils durch Einschüchterung, teils durch Bindung feindlicher Streitmittel und -kräfte. Besonders befriedigt wurde das deutsche Volk durch die kräftigen Beschießungen Londons; denn diese befestigte Weltstadt gilt ihm als das Brutnest der ruchlosen Einkreisungspolitik, von dem aus die ‚halbe Welt' gegen Deutschland und seine Verbündeten zum Vernichtungskrieg aufgehetzt wurde. Nun sollen nur auch die brotneidigen Engländer wieder einmal Kriegsnöten kosten, nachdem sie auf ihrem Eiland Jahrhunderte hindurch von solchen verschont waren und sie stets anderen Völkern verursachten. Stark erschüttert wird damit jedenfalls ihre bisherige Meinung von der Unangreifbarkeit ihres Landes und der unbedingten Seeherrschaft ihrer Flotte.

Im Westen blieb während des September die allgemeine Kriegslage nahezu unverändert. In den ersten drei Wochen wurde dort nur wenig gekämpft. Den deutschen Truppen glückte es am Anfang des 14. Kriegsmonats in den südlichen Wasgaubergen die Kampfstellungen Lingekopf—Barrenkopf und Schratzmännle—Hartmannsweilerkopf zurückzuerobern, sowie französische Vorstöße bei Sondernach abzuweisen. Ferner eroberten die Deutschen in den Argonnen 2 Kilometer breite französische Stellungen 300 bis 500 Meter tief. Am 21. September jedoch begannen die längst verkündeten groß angelegten und wohlvorbereiteten belgisch-britisch-französischen Durchbruchsversuche im Arrasgebiete und in der Champagne nach einer mehrtägigen Artillerievorbereitung von noch nie dagewesener Stärke. Trotzdem miß-

lang der Vorstoß, der die Deutschen aus Nordfrankreich und Belgien bis an den Rhein zurücktreiben und damit die Entscheidung des Weltkrieges bringen oder doch wenigstens die Russen und Serben entlasten sollte. Bei Loos, dann zwischen Reims und Argonnen mußte zwar je eine deutsche Division die vorderste Stellung räumen und auf die 2 bis 3 Kilometer zurückliegende zweite Verteidigungsstellung weichen. Hier aber wurde das Fortschreiten der Feinde wirksam aufgehalten. Am Schlusse des Monats währten die Kämpfe noch fort, doch können jetzt schon die Durchbruchsversuche als völlig gescheitert gelten. Ungeheure Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen traten auf beiden Seiten ein, aber die Deutschen blieben mit geringem Geländeverlust Sieger in der Abwehr.

Im Süden an der italienisch-österreichisch-ungarischen Grenze trat ebenfalls keine Änderung der Kriegslage ein. Vergeblich waren die zahlreichen heftigen Angriffe der Italiener, die bloß eine nutzlose Menschenschlächterei darstellen um ein Gebiet, das die Welschen ohne Blutopfer nur um den Preis der Neutralität haben konnten. Aber dann hätten eben ihre käuflichen Politiker die britisch-französisch-russischen Bestechungsgelder nicht empfangen. Nach viermonatlichen Kämpfen sind die militärischen Kriegsgrenzen, die nur wenig nördlich der politischen Friedensgrenzen liegen, mit geringen Verschiebungen hin- und herüber fast noch ebenso gestaltet wie am Anfang.

Auf dem südöstlichen, serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatze wurden ebenfalls die militärischen Kriegsgrenzen im September nicht geändert, wohl aber verschob sich die allgemeine Lage ganz wesentlich. Fast gleichzeitig mit dem Beginn des Durchbruchversuches im Westen begann zum ersten Male deutsche Artillerie vom linken Donauufer aus serbische Stellungen auf dem rechten Ufer zu bekämpfen, während bisher österreichisch-ungarische Truppen allein den Krieg gegen Serbien führten. Auch wurde zuerst in Bulgarien, dann in Griechenland die Mobilmachung der Streitkräfte erklärt, vorerst allerdings nur zur „bewaffneten Neutralität". Doch spitzte sich die Sache damit so zu, daß nun der Balkan zum Hauptkriegsschauplatze wird. Dies liegt aber noch in der Zukunft; hier sollen nur vollendete Tatsachen der Kriegsbetrachtung unterliegen. Vorläufig kam es dort im September zu keinen Gefechten; der Oktober erst wird Klarheit bringen.

Vortrefflich steht die Sache des Dreibundes auf den türkischen Kriegsschauplätzen. Am Suezkanal kam es auch im 14. Kriegsmonat noch zu keinen ernsten Kämpfen; die heiße Jahreszeit verhinderte bis jetzt größere Heeresbewegungen; bloß kleine Aufklärungsgefechte erfolgten. Im Yemen und in Mesopotamien gelang es den türkischen Streitkräften, die britischen Landungstruppen vom Eindringen in das Innere abzuwehren und unter Zufügung starker Verluste in den Schutz der Schiffsgeschütze zurückzudrängen. Heftige Kämpfe der Briten fanden auch in Persien statt, und zwar mit dortigen Eingeborenen; es liegen vorerst nur unverlässige britisch-russische Berichte darüber vor, doch ist denen trotz Schönfärberei zu entnehmen, daß die Gefechte großen Umfang und für die Briten keinen ruhmvollen Ausgang hatten. Sonst hätten sie dies gewiß lautklingend verkündet und nicht — ein Zeichen eigener militärischer Schwäche — die angeblichen, kaum festzustellenden Verluste der Gegner aufgezählt. Tatsächlich brachten ihnen die Kämpfe die nachteilige Unterbrechung der unmittelbar indisch-europäischen Festlandverbindung. An der russisch-türkischen Grenze in kaukasisch Armenien stehen die osmanischen Streitkräfte fortgesetzt auf feindlichem

Gebiete, wo sie ihren Gegnern verschiedene erfolgreiche Gefechte lieferten. Mittelbare Unterstützung fanden sie durch russische Mohammedaner der Schwarzen Meerküste sowie durch die zum Aufstande neigenden Georgier im Kaukasus, deren Niederhaltung starke russische Streitkräfte fesselt. An den Dardanellen setzte sich der seit Mitte Februar 1915 währende erfolglose britisch-französische Angriff noch fort, aber die türkische Verteidigung bekam bereits das Übergewicht und bindet die feindlichen Streitkräfte, die blos zwei schmale Küstenstreifen besetzt halten, eingeklemmt zwischen Berg und Meer. Anscheinend können diese weder mehr vorgehen, noch sich auf die Schiffe zurückziehen. Vielleicht aber wurden sie mehr aus Ehrensache wegen des schlimmen Eindrucks auf Rußland und die neutralen Balkanstaaten einstweilen dort belassen.

Im Osten währt die Entscheidungsschlacht des Weltkrieges auch am Schlusse des September fort, verlief jedoch in der Hauptsache zu unseren Gunsten. Zwar hält sich der russische linke Flügel noch krampfhaft in Südostgalizien und lehnt sich aus politischen Gründen enge an das neutrale Rumänien, auch um die militärische Donauverbindung mit Serbien, sowie den nächsten besten Verkehrsweg mit den Westmächten nicht zu verlieren. Mit eingetroffenen erheblichen Verstärkungen vermochte er Mitte September sogar durch einen kräftigen Gegenangriff auf den deutschen und österreichisch-ungarischen rechten Heeresflügel diesem vorübergehend einen Rückschlag zu bereiten und das bereits verloren gegangene Luzk wiederzugewinnen, während die am 9. September eingenommene Festung Dubno, die zweite Ecke des wolhynischen Festungsdreiecks, von den Verbündeten festgehalten wurde. Mit neueingetroffenen deutschen Verstärkungen (Heeresgruppe Linsingen) gelang es aber gegen Ende September in Galizien, die Russen auf das linke Sereth-Ufer und in Wolhynien unter Rückeroberung von Luzk, in die früheren Stellungen Sereth-Mündung—Rowno—Sarny (am Südrand der Rokitnosümpfe) zurückzudrängen. In der Mitte konnte die Heeresgruppe der Verbündeten am 3. September Grodno, am 19. Wilna einnehmen, damit die Durchbrechung des russischen Festungsgürtels vollenden, sowie ihr Vorrücken in das Innere Rußlands fortsetzen. Durch die Zähigkeit der Landesverteidiger und deren heftige Gegenangriffe sowie durch die Unwegsamkeit des verwüsteten Landes ging es allerdings nur langsam, doch stetig vorwärts. Bis Ende des 14. Kriegsmonats wurde als östlichste militärische Kriegsgrenze ungefähr der Strich Sarny—Pinks—Smorgon—Dünaburg erreicht, also seit Ende August 1915 bis zu 150 Kilometer Geländegewinn erzielt. Von hier abwärts bis zur Ostsee bezeichnet vor dem deutschen linken Flügel der Lauf der unteren Düna die Kriegsgrenze. Öfter wird in Deutschland mit ängstlichem Rückblick auf den Krieg 1812 die besorgte Frage aufgeworfen: ‚Wie weit werden unsere Streitkräfte nach Rußland hineingehen?' Verfrüht und müßig erscheint diese Frage. Anfangs September 1915 waren unsere Vortruppen erst da, wo Napoleon I. den Kriegszug gegen Rußland begann. Mit Ausnahme des gleichen Kriegsschauplatzes sind auch die Verhältnisse von 1915 durchaus anders und vielleicht zehnmal großartiger als die von 1812. Vor allem ist das ganz verschiedene Verhalten des jetzigen russischen Heeres zu berücksichtigen. Während im Jahre 1812 die Russen dem Kampfe fast vollständig auswichen und zügig weit in das Landesinnere zurückgingen, drangen ihre Heere in diesem Kriege zunächst angriffsweise in deutsches und österreichisches Gebiet ein, mußten in schweren hin- und herwogenden Kämpfen erst in das eigene Land zurückgetrieben werden. Nur zögernd wichen sie zurück mit zäher Verteidigung jedes Abschnittes, immer wieder

tapfere Vorstöße machend. Demnach liegt es nicht im Belieben der deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresleitung, nach eigener Wahl den weiteren Vormarsch einzustellen; leistet doch der Gegner immer noch heftigen Widerstand und ist nicht völlig niederbrechend zerschmettert. Dann ist jetzt der mindestens zu gewinnende, mit den Flußläufen Dnjepr und Düna gegebene Landesabschnitt* bloß mit dem deutschen linken Flügel erreicht, während der rechte Flügel der Verbündeten noch immer in Galizien durch verzweifelt kämpfende starke russische Kräfte am Vormarsch zum Dnjepr verhindert wird. Auf jene Frage muß also die Antwort lauten: ‚So lange der Gegner an der Klinge bleibt, müssen unsere Streitkräfte in Rußland vorrücken.‘ Erst wenn die besiegten russischen Heere den Widerstand völlig aufgeben und zügig zurückgehen, dann kann die Heeresleitung der Verbündeten erwägen, ob der Vormarsch fortzusetzen oder einzustellen wäre. Wohl mehr aus politischen als militärischen Gründen wurde am 7. September der russische Generalissimus Großfürst Nikolai Nikolajewitsch abgesetzt und übernahm Kaiser Nikolaus II. selbst den Höchstbefehl. Großzügige Wirkung übte dieser Wechsel auf die russische Heerführung nicht, nur eine seelische Verstärkung des Widerstandes und Angriffsgeistes war bei den russischen Truppen zu erkennen. 96 000 Gefangene, 37 Geschütze, 298 Maschinengewehre und 1 Flugzeug betrug dennoch im September die russische Kriegsbeute der Deutschen ohne Einrechnung der österreichisch-ungarischen Ergebnisse. Vom russischen Gebiete sind bereits 300 000 Quadratkilometer von den Verbündeten besetzt, während nur noch 3000 Quadratkilometer von Galizien in Gewalt der Russen sind.

Aus den noch nicht verlorenen deutschen Schutzgebieten fehlen neuere Nachrichten von Kamerun, doch scheinen bis jetzt unsere Schutztruppen sich gut zu halten, sonst würden die Gegner etwaige Siege ruhmredig verkünden. Sehr erfolgreich kämpften bis jetzt die deutschen Streitkräfte in Ostafrika; denn hier verlegten sie den Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet. Auch in Indien und Nordafrika haben Briten, Franzosen und Italiener schwere Kämpfe gegen Mohammedaner zu bestehen.

Erfreulicherweise milderte sich im September die politische Spannung, die zwischen den europäischen Mittelmächten und Amerika bestand. In der anfangs Juni d. J. verfaßten ‚Kriegsbetrachtung für Mai 1915‘ (‚Hochland‘ Juliheft Nr. 10 v. 1914/15 S. 502) wurde das uns feindliche Verhalten der Englisch-Amerikaner hervorgehoben und beklagt, daß die Mehrzahl der dortigen Auslanddeutschen nicht treu zu ihrem Vaterlande stehe und nichts hiefür leiste. Durch einen von Amerika bei der Schriftleitung eingetroffenen Brief kam nun die sehr erfreuliche Aufklärung, daß tatsächlich drüben von den Deutschen sehr viel für ihr Vaterland geschähe, die Dinge jedoch nicht an der Oberfläche lägen und nicht alles veröffentlicht werden könne. Nicht richtig sei, daß nur eine Minderzahl in diesem Völkerkampfe treu zu Deutschland halte, sondern im Gegenteil einmütig fast alle Deutsch-Amerikaner zu uns stünden. Für ihre zukünftige bessere Stellung in Amerika schlügen jetzt unsere Streitkräfte auch ihre Schlachten. Aus Rücksichten könnten jedoch ihre bisherigen deutschvaterländischen Leistungen einzeln noch nicht aufgezählt werden. In vollem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des Briefschreibers und dessen nicht bloß örtliche, sondern vermutlich auf die gesamten Vereinigten Staaten sich erstreckende Kenntnis der Verhältnisse werden vom Verfasser die gegen die Mehrzahl der nordamerikanischen Deutschen erhobenen Vor-

* Vgl. ‚Kriegsbetrachtung für September und Oktober 1914‘, Hochland, Dezemberheft Nr. 3 v. 1914/15 Rundschau S. 368 Sp. 2 oben.

würfe mit dem gleichzeitigen Ausdrucke des Bedauerns und der Befriedigung gerne zurückgenommen. Bestätigen doch erst jüngst eingetroffene günstige Zeitungsnachrichten vorstehende briefliche Mitteilungen. Anfangs Juni 1915, nach 8 Kriegsmonaten, waren jedoch die darin angedeuteten Leistungen in Deutschland noch völlig unbekannt. Um so größere Genugtuung wird nun ihr Bekanntwerden erregen.

Vom Kriegsleben innerhalb des Deutschen Reiches ist besonders hervorzuheben der ‚goldene Sieg', der mit Zeichnung der dritten Reichskriegsanleihe in Höhe von mehr als 12 Milliarden Mark errungen wurde und abermals ein herrliches Zeugnis gibt von der einmütigen Opferwilligkeit des deutschen Volkes. Damit beweist dieses seine feste Absicht, durchzuhalten bis zum Siege. Wärmstens zu begrüßen sind auch die Schritte des Bundesrats zur Bekämpfung der fortschreitenden Teuerung und des Warenwuchers. Unbedingte Höchstpreise dürften jedoch kaum helfen. Steigen und Fallen der Preise hängen von Angebot und Nachfrage ab. Von den Ringen der Großhändler wird jedoch die Steigerung hauptsächlich durch Hemmung der Zufuhr behufs Minderung des Warenangebots künstlich herbeigeführt. Vermutlich könnten nur bedingte Höchstpreise wirksam helfen (auch für die Friedenszeit), wenn der Verkauf von Waren teurer als Hundert vom Hundert der Hervorbringungskosten verboten und als Wucher schwer bestraft würde. Innerhalb dieses bedingten Höchstpreises läge ein weiter Spielraum zur Deckung der Versendungs- und kaufmännischen Geschäftskosten, zur Ermöglichung von Gewinnen für Hervorbringer, Groß-, Zwischen- und Kleinhändler. Hiezu ein Beispiel: 1000 Stück einer Ansichtskarte kann man vom Hersteller, der dabei noch verdient, um zehn Mark, das Stück also um einen Pfennig bekommen, im Kleinhandel aber wird es um zehn Pfennige verkauft, demnach mit einem Aufschlage von Neunhundert vom Hundert.

Bei der Monatsabgleichung für September 1915 ergibt sich ein uns günstiges Bild der Gesamtkriegslage: langsam aber sicher vernichtende Wirkung des Untersee- und Luftkrieges, im Westen und Osten, sowie auf den türkischen Kriegsschauplätzen erfolgreiche Abwehr der feindlichen Angriffe, im Osten fortgesetztes Zurückdrängen der russischen Streitkräfte. Auf dem Balkan aber, der anscheinend nächstens der Hauptkriegsschauplatz wird, wo z. Zt. noch die Ruhe vor dem Sturme herrscht, erstand uns in Bulgarien mit seinem trefflichen Heere ein neuer ansehnlicher Bundesgenosse. Befriedigt rufen wir: ‚Ein Freund mehr!' Hoch Bulgarien!

Abgeschlossen 1. Oktober 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Philosophie

Die geschichtliche Erforschung der Scholastik ist eine notwendige Vorbedingung für die Hebung aller jener geistigen Gegenwarts- und Zukunftswerte, die der vielverkannten Philosophie des Mittelalters unzweifelhaft zu eigen sind. Die bedeutendsten Anregungen zur allseitigen Erschließung dieses wichtigen Forschungsgebietes sind — das macht auch Martin Grabmanns lichtvolle Schrift über den ‚Gegenwartswert der geschichtlichen Erforschung der mittelalterlichen Philosophie'* neuerdings wieder klar — namentlich von Frankreich ausgegangen. Aber die praktische Durchführung ist seit geraumer Zeit vornehmlich der deutschen Geistesarbeit zugefallen. Und wenn uns in jüngster Zeit etwa die Gefährdung jener wichtigen Pflanzstätte neuscholastischen Geistes, als welche die Hochschule

* Wien und Freiburg 1913, Herder'scher Verlag. Brosch. M. 1.50. Besonders bemerkenswert sind auch die Hinweise auf scholastische Anklänge bei modernen Denkern wie Husserl, Driesch, Joël u. a.

von Löwen in gerechter Schätzung steht, einen Augenblick bedrücken wollte, so brauchen wir nur der neuen Möglichkeiten zu gedenken, die sich gerade aus ihrer näheren Angliederung an die wissenschaftlichen Organisationen Deutschlands ergeben würden, um vermehrte Zuversicht für die glückliche Weiterführung aller hier noch harrenden Zukunftsaufgaben zu gewinnen. An zwei Werken zusammenfassenden Charakters läßt sich dieser Vergleich und diese Erwartung unmittelbar veranschaulichen und beweisen: Vor wenig Jahren noch hatte des Löwener Philosophie-Historikers Maurice de Wulf ‚Geschichte der mittelalterlichen Philosophie' als die beste und zuverlässigste größere Gesamtdarstellung ihres Gebietes zu gelten und wurde daher auch noch unlängst von Rudolf Eisler verdienstlicherweise ins Deutsche übertragen*. Aber nur wenige Jahre noch sollte sie diesen Vorrang behaupten. Seit nun Matthias Baumgartner mit echt deutschem Gelehrtenfleiß die neue gründliche Durcharbeitung des schon fast unheimlich voluminösen zweiten Bandes von Friedrich Überwegs altbekanntem Grundriß der Philosophiegeschichte vollendet hat**, wird man zu keinem anderen Hilfsmittel mehr greifen, wenn es wirklich erschöpfenden Aufschluß über den gegenwärtigen Forschungsstand hinsichtlich der patristischen und scholastischen Philosophie zu gewinnen gilt.

Neue, bessere Synthesen ergeben sich selbstverständlich stets nur auf der festen Grundlage unermüdlicher und allseitig ausgreifender Spezialarbeiten. Und für diese, hier natürlich nicht im einzelnen aufzuzählenden Untersuchungen gibt es abermals keine ergiebigere Sammelstätte, als sie deutscher Gelehrtenfleiß geschaffen hat in den ‚Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters', die im nun schon achtzehnten Bande von Clemens Baeumker herausgegeben werden, in Verbindung mit Georg Graf von Hertling, Matthias Baumgartner und Martin Grabmann. Aus ihrer stattlichen Reihe greifen wir nur zwei Bände heraus, in denen sich erstes Aufblühen und gegenwärtiger Fruchtertrag unmittelbar kundgibt. Der erste dieser Bände enthält die Neuausgabe jener bahnbrechenden Studie, die bereits 1880 Georg Graf von Hertling dem geistesgewaltigen deutschen Scholastiker und Lehrmeister der Aquinaten, ‚Albertus Magnus'*, gewidmet hat. Besonders für Alberts des Großen tiefes Naturverständnis ist erst heute die Zeit der vollen Würdigung gekommen. Der zweite dieser Bände, Clemens Baeumker als Festgabe zum 60. Geburtstag von einem höchst ansehnlichen Schüler- und Freundeskreis gewidmet**,

* Tübingen 1913, Verlag J. C. B. Mohr. Geb. M. 15.–

** Zehnte Auflage, Berlin 1915, Verlag Ernst S. Mittler & Sohn. Geb. M. 17.50. Bei dieser Gelegenheit sei auch mit gleicher Empfehlung hingewiesen auf die Neubearbeitung des dritten Bandes (11. Aufl., ebenda 1914, geb. M. 11.75), die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts umfassend, durch Max Frischeisen-Köhler. Überwegs Grundriß bleibt durch die stetig gesteigerte Zuverlässigkeit und erschöpfende Genauigkeit seiner Sach- und Literaturangaben das beste Hilfs- und Nachschlagebuch der Philosophiegeschichte, das es überhaupt gibt.

* Münster 1914, Verlag Aschendorff. Brosch. M. 6.–. Ein wichtiges Seitenstück hierzu, den gesamten Kreis der Philosophiegeschichte umspannend, bilden Georg v. Hertlings ‚Historische Beiträge zur Philosophie', herausgegeben von J. A. Endres. Kempten und München 1914, Kösel'scher Verlag. Geb. M. 6.–.

** Als Supplementband der ‚Beiträge', ebenda 1914. Brosch. M. 16.–. Von den weiteren vorliegenden Heften seien, als dem allgemeinen Interesse näher liegend, noch hervorgehoben die Arbeiten von Engelbert Krebs über Theologie und Wissenschaft nach der Lehre der Frühscholastik (1912), Leopold Gaul über Alberts des Großen Verhältnis zu Plato (1913), Josef Kroll über die Lehren des Hermes Trismegistos (1914), Josef Anton Endres' Forschungen zur Geschichte der frühmittelalterlichen Philosophie (1915) und Arthur Schneider, Die abendländische Spekulation des 12.

veranschaulicht vollends die führende Bedeutung, welche gerade dank Baeumker deutsche Wissenschaft auf diesem Gebiete errungen hat und zu behaupten wissen wird. Das festbegründete Ansehen der Baeumkerschen Schule reicht, so bekundet auch das Vorwort dieser Festgabe, weit über die deutschen Sprachgrenzen hinaus, und wir begegnen unter den Beiträgen der Baeumker-Festschrift auch dreien in französischer Sprache — zwei stammen aus Löwen, einer aus Nordfrankreich — und einem in spanischer Sprache. Inhaltlich erstrecken sich die Beiträge der Festschrift nicht etwa nur auf die Geschichte der Metaphysik, Logik und Ethik, sondern hinsichtlich eines führenden Geistes wie Bonaventura auch auf die Geschichte der Ästhetik und Rechtsphilosophie, damit die Vielseitigkeit schon der mittelalterlichen Problemstellung auf überraschende Weise bekundend.

Nur an einem meist gänzlich vernachlässigten Beispiel sei die anregende Kraft solcher Untersuchungen etwas näher verdeutlicht: Wie lange ist es her, daß in den Geschichten der Ästhetik des Mittelalters überhaupt kaum Erwähnung geschah? Bestenfalls bei Thomas von Aquin suchte man neuerdings die Spuren einer ästhetischen Theorie zum System auszudeuten. Aber selbst ein Dante, dem wir doch mehrere Schriften ästhetischen Inhalts danken, figurierte noch bestenfalls als der ‚poetische Verklärer'* der Scholastik; als selbständiger kunstphilosophischer Denker dagegen wird er bis heute trotz der ausgiebigen Hinweise in Voßlers Dantewerk noch kaum gewürdigt; fast nur noch George Saintsbury in seiner ‚History of Criticism' hat ihn als den hervorragendsten Vertreter mittelalterlicher Kunstphilosophie erkannt. Und welche Linien dann von Dantes ästhetischer Theorie rückwärts und vorwärts laufen, dort zu den früheren Geisteslehrern des Mittelalters, hier zu den eigentlichen Ästhetikern der Renaissance, und wie dabei es überall auch an lebendigen Wechselbeziehungen zur praktischen Kunsthöhe der gleichen Zeit nicht gefehlt hat — schon in Augustinus' ästhetischer Theorie z. B. ist die Beziehung zu der damals emporblühenden kirchlichen Hymnik unverenbar, — über all dieses harren wir noch der sachlich wie geistesgeschichtlich gleich bedeutsamen Aufschlüsse.

Gewiß ist das Mittelalter kein sonderlich fruchtbarer Keimboden für ästhetische Theorien gewesen. Aber selbst an einem solchen verhältnismäßig abseitsliegenden philosophischen Problemgebiet ließe es sich zur Genüge veranschaulichen, wie stark und unauflöslich der Einschlag ist, den die Scholastik aller künftigen Geistesentwicklung der Menschheit einverwoben hat. Die rein sachliche Wichtigkeit und Nachhaltigkeit all dieser Beziehungen wird um so unzweideutiger sich aufzwingen, je klarer und unbefangener das geschichtliche Werden und Vergehen auch innerhalb der angeblich so starren Scholastik erforscht und aufgehellt sein wird.

Privatdozent Dr. Max Ettlinger.

Jahrhunderts in ihrem Verhältnis zur aristotelischen und jüdisch-arabischen Philosophie (1915).

* So auch wieder in dem leider recht oberflächlichen Band, den Paul Deußen seiner allgemeinen Geschichte der Philosophie über die Philosophie des Mittelalters eingereiht hat. Leipzig 1915. Verlag F. A. Brockhaus. Geb. M. 5.50. Deußen sieht in der Scholastik nur ein Gemisch biblischer und griechischer Gedankenelemente, aus welchen für den Ausbau unseres eigenen geistigen Lebens keine wesentlichen Elemente zu gewinnen seien.

Theater

Berliner Theater. Unter der Spielleitung Barnowskys brachte das Lessing-Theater Molières ‚Don Juan' heraus, ein in Deutschland fast nie gespieltes, wenig gekanntes Stück. Man hält es gemeinhin nicht für die beste Arbeit des großen Franzosen. Doch wer auch nicht mit solchen philologischen Abwägungen

und Vorberechnungen das Theater betrat, fühlte bei den ersten Sätzen, die gesprochen wurden, daß er es in diesem Werk mit einem großen Dichter zu tun haben würde und ihm köstliche Überraschungen bevorstanden. Er sah sich nicht getäuscht. War es nur die Dankbarkeit dafür und die unabwendbare Gewißheit, einen Künstler vor sich zu sehen, der die schöpferischen Fähigkeiten verriet, die wir bei Dichtern wie Shakespeare und Goethe als selbstverständlich hinnehmen, auf die wir aber den Modernen gegenüber zu verzichten gelernt haben? Sie zogen hier um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, als das Stück nicht einmal in allen seinen Partien durchaus gelungen genannt werden kann. Die aus dem Spanischen genommene Fabel ist bekannt und unterscheidet sich leicht von der Mozartschen Fassung. Auf den ersten Blick hin haben wir es in der Titelfigur mit dem erotischen Lüderian zu tun, dem sexuellen Flatterfuß, der aus jeder Blüte den Honig saugt, jede knickt und dann weitereilt: ein Spiegelbild der Zeit, ein strafender Spiegel vom bürgerlichen Dichter dem großen leichtherzigen Franzosenkönig vorgehalten; eine Moralpauke, in der die bürgerliche Moral in komischster Form vom Kammerdiener vertreten wird, der sie seinem Herrn ins Gesicht sagt, indem er sie an ihm vorbei zu einem dritten Unbekannten spricht. Aber das Stück ist doch noch mehr; denn wie der Kammerdiener über die Moral, so philosophiert sein Herr über die Unmoral. Er ist nicht nur ein Genüßling, sondern zugleich ein Systematiker und nicht nur der sinnlichen Lustempfindung, vielmehr, man möchte sagen, des höheren Materialismus überhaupt. Und da liegt für mich die tiefere Bedeutung des Stückes, und zwar in einem doppelten Sinne: einmal in der vom Dichter gewollten und dann in der für uns heute als Zeit- und Rasseprodukt gültigen Bedeutung. Dieser Don Juan Molières ist nicht nur der Frauenjäger, sondern zugleich ein Atheist und Verächter aller nicht realisier- und zählbaren Dinge und dazu ein Ritter in seiner Art, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet: so könnte man ihn die Verkörperung des französischen Geistes jener Tage nennen, seiner Vorzüge und seiner Grenzen; wie das Stück als solches, als ästhetische Leistung echtestes und bestes Franzosentum ist, so ließe sich dessen Geist im weiteren Bezirk dieser Figur umrissen sehen. Man könnte sagen: dieser philosophierende Don Juan, der am Ende zur Hölle fährt, ist für Frankreich, was für uns Faust ist. Und in dieser begrenzten Tiefe lag für den Dichter zugleich die Unmöglichkeit, das Stück so vollendet zu gestalten wie seine übrigen — für welchen Mangel heute nach den verschiedensten Gründen gesucht wird —, die er dem Stoff entsprechend ausprägen durfte, während sich hier der in ihm bedingte klaffende Riß auftut, so daß der Ernst selbst dort, wo er erstrebt, vom naiven Hörer nicht sogleich empfunden wird. Der Ernst und die Tiefe widerstehen dem Vorwurf, wenngleich die Anstrengung gemacht wird, ihn bis in sein Gehege zu spannen und die Tiefe herauszuholen, die in seinen Möglichkeiten liegt. Das führt zu grellen Gegensätzen. Die packendste dieser Szenen ist wohl die mit dem Bettler, dem der kalte Zyniker nicht für einen Louisd'or einen Fluch abzwingt und, erstaunt und im Innersten vom Wesen einer höheren Welt berührt, ihm dann aus Menschlichkeit das Gold zuwirft. — An die Hauptrolle setzte Bassermann, zur Erhöhung des Abends, seine vielseitigen Künste ein. —

Bei Reinhardt ging im Deutschen Theater eine Neueinstudierung von Hauptmanns „Kollege Crampton“ in Szene mit Wegener in der Titelrolle, der, nachdem er ein Jahr im Felde gestanden, nun wieder an der Bühne wirkt. Der Crampton gehört zu den gelungeneren Arbeiten des schlesischen Dichters, doch fällt sie, wie die meisten an irgendeiner

Stelle, gegen den Schluß hin ab. Wie stets, wenn man eine Dichtung Hauptmanns neben der eines großen Vorgängers sieht, so in diesem Falle nach Molière, empfindet man seine mangelnde Fähigkeit, aus dem Stoff den Kern zu schälen und frei daraus zu gestalten. Dabei sitzt in diesem Stoff wirklich ein bemerkenswerter Kern, und er ist auch einen Augenblick sichtbar gemacht: als wir im zweiten Akt den als wirklichen Künstler ausgegebenen Crampton im Gegenüber mit seinem Kollegen von der Akademie und dem Pedell in Erwartung des Großherzogs — seines vermeintlichen Mäcens — sehen, glauben wir den Ansatz vor uns zur Abwicklung der gesellschaftlichen Tragödie des modernen Künstlers im Kampf mit Dummheit und Niedertracht. Doch es bleibt nur eine Einzelbeobachtung, die fesselnd wirkt, weil der Dichter, der als junger Mensch selbst als Bildhauer an der Akademie zu Breslau arbeitete, sie tief erlebte und scharf sah. Aber was danach kommt, ist und bleibt eben gleichfalls nur Beobachtung des äußeren Lebensganges eines nicht sehr belangvollen Einzelschicksals, das nicht mehr Problemträger ist, ja uns als solches kaum interessiert. Wir glauben dem Crampton sein tiefes Künstlertum nicht und wissen eigentlich gar nicht, warum und woran er zugrunde ging. Wir sehen von Akt zu Akt einen immer unappetitlicheren Trinker, dessen schließliche Rettung durch den Edelmut eines reichen Schülers uns ebenso unglaubwürdig wie sein Untergang nicht notwendig dünkt. Weshalb ging er, der in auskömmlichen Verhältnissen an der Kunstschule wirkte, überhaupt moralisch zugrunde? Der geistige Unterschied zwischen ihm und seiner Umgebung ist keine hinreichende Ursache — eher schon ein Unzulängliches in seinem eigenen Wesen, das gewöhnlich diesen der unerfahrenen Jugend interessant und verkannt scheinenden Künstlertypus zeugt —: denn der wahrhaft große Künstler verkommt geistig nicht (darin liegt ja das Zeichen seiner Größe), selbst wenn er gesellschaftlich vollends entgleist ist. So scheint es, daß Hauptmann sein Vorbild nicht mit ganz offenem Blick sah und es seinem Zuschauer in einem günstigeren Lichte zeigt. Der Hauptmannsche Crampton ist ein Mann, der in seiner Gegenüberstellung zu den schleimigen Akademiestrebern einen Augenblick uns das Problem des gefährdeten Künstlers erschütternd ahnen läßt, der uns aber sonst den Beweis vollends schuldig bleibt, daß er wirklich der ein solches Problem heraufbeschwörende Künstler sei. Denn mit einigen gelungenen Witzen über das Akademietreiben ist dieser Beweis nicht erbracht.

Max Reinhardt, der im Lauf der Jahre einen ganzen Shakespeare-Zyklus herausbrachte, machte sich in diesem Winter zum ersten Male an des Dichters für die Bühnenwiedergabe schwierigstes Werk, an sein gedankentiefes Altersmärchen, über dessen Inhaltsbedeutung sich die wenigsten ganz klar sind, den ‚Sturm'. Dieses Drama ist in Deutschland immer nur in großen Zeitabständen auf der Bühne erschienen, und ich glaube, es wird sich auch diesmal nicht halten. Für halbwegs anspruchsvolle Hörer und Zuschauer — nennen wir ‚anspruchsvoll' jene, die darauf halten, daß die Wiedergabe dem Geist eines Werkes gerecht werden müsse — war die Aufführung bei Reinhardt leider vollends unzulänglich, so laut der Beifall der Menge im großen Volksschauspielhaus am Bülowplatz — das Reinhardt seit diesem Winter als drittes Theater mitleitet —, wahrscheinlich aus Respekt vor den verblüffenden Maschinenkünsten, auch tobte. Seltsamerweise verhielt sich die Berliner Kritik (ihre schärfste Feder ist von den Reinhardtbühnen freilich ferngehalten) gleichfalls, wenn auch nicht ohne einen Zug von Verlegenheit, der wohl durch die inhaltlichen Schwierigkeiten des Stückes mitbedingt ist, ziemlich anerken-

nend und wagte nur hin und wieder sich mit einem Einwand hervor. Ein halbwegs kunstverständiger Hörer mußte die Aufführung jedoch als unmöglich bezeichnen, als eine so plumpe schauspielerische Vergröberung, daß auch keine Spur der wundersamen Tiefe der Dichtung sich ans Licht wagte, und davon wohl niemand eine Ahnung bekam, dem sie nicht aus der Lektüre vertraut war. Doch kann man — und dadurch befindet sich die Kritik diesmal in einer eigentümlichen Lage — weder Herrn Reinhardt noch seinem Personal einen Vorwurf machen: denn wo die gegenwärtigen Kräfte nicht ausreichen, dort hört die Verpflichtung auf, und deshalb, meinte ich, könne der ‚Sturm' sich auch diesmal auf der Bühne, vor Kennern wenigstens, nicht halten; es sei denn, eine große Menge ergötze sich an des Direktors Maschinenkünsten. Die schauspielerische Besetzung war vollends unzureichlich. Aus Mangel an einem geeigneten Darsteller für die Hauptgestalt, den Prospero, hatte man Herrn Ludwig Wüllner, den Konzertsaal-Deklamator, sich verschrieben, und dieser schraubte in Tonfall und Gebärde den gedankenvollen Mystiker, der Zukunftsvisionen hat wie Faust im zweiten Teil, aber im Grunde für den Schauspieler eine weit kompliziertere, weil realere Gestalt ist, auf den Grad eines pathetischen Landpastors herab, dem man eher glaubte, er könne ein tüchtiger Imker oder Botaniker sein, als die Geister des Himmels und der Erde mit seinem Zauberstab regieren. Und da liegt das Schwierige, daran eine Aufführung immer wieder scheitern wird, hat ein Direktor nicht einen, nein ein Dutzend Schauspieler vom Range eines Kainz zur Verfügung; ich sagte, Prospero sei für die Darstellung eine kompliziertere, weil realere Erscheinung als Faust —: diese Bestimmung kennzeichnet den Unterschied der beiden Dichtungen durchweg. Faust ist ein philosophisches Gedicht, in dem jeder Gedanke ausgeprägt ist wie eine Münze und so für jeden greifbar auch aus dem Munde eines weniger guten Schauspielers. Anders im ‚Sturm'; hier verwandelt sich ein realer Vorgang vor unseren Augen fortgesetzt in eine traumhafte Doppelbedeutung: wir erleben gewissermaßen den geistigen Werdeprozeß der Natur und des Lebens mit, über den Goethe philosophiert, und wenn der Darsteller dieses Geistige, das als Musik das innerste Sein der Dinge klingen macht, nicht bis in die kleinste Rolle erlebt und uns miterleben läßt, so bleiben nur Worte übrig, deren Realität in einer toten märchenhaften Einkleidung erstarren, und deren Sinn dann nicht mehr zu uns spricht wie die ausgemünzten bei Goethe. Der ganze Unterschied zwischen Shakespeare und Goethe wird nirgends klarer als in einem Vergleich zwischen ‚Sturm' und ‚Faust', im besonderen zwischen Prospero und Faust; Prospero, der sich sowohl den Geist in der Natur, Ariel, wirksam dienstbar macht, zum Wohle der Menschheit, wie auch in Caliban deren niedere triebhafte Erscheinungsform an ihren Platz verweist und dort gelten läßt — er bewahrt sich bis zum Schluß das warme Herz für die Jugend, als dem Lebensquell der Menschheit, während Faust zerstört, um aufzubauen.

Rudolf Klein Diepold.

Musik

Der Autor der ‚Marseillaise', Rouget de l'Isle ist unlängst in Paris hochoffiziell geehrt worden, indem man die Asche des bereits am 26. Juni 1836 verstorbenen Dichterkomponisten feierlichst in den Dom der Invaliden überführte. An sich ein wenig sympathischer Akt echt französischen, gedankenlosen Chauvinismus', hat dieses Geschehnis doch eine gewisse kunstgeschichtliche Bedeutung gewonnen, insoferne dadurch die Erinnerung an eine folkloristische Erscheinung

von außergewöhnlicher Wirkungskraft wieder aufgefrischt wurde. Allenthalben hat man im Anschluß daran denn auch in Deutschland — u. a. sogar in der ‚Liller Kriegszeitung' — die Manen des französischen Tyrtäus beschworen; daß es dabei an gerechter Anerkennung nicht fehlte, ist ein erfreuliches Zeichen unserer ‚barbarischen' Ehrlichkeit.

In der Tat ist Rouget de l'Isle zweifellos ein geistreiches, wenn auch in seiner Entwicklung gehemmtes Talent gewesen. Von seinem Leben wissen wir nicht allzuviel. Am 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saunier geboren, trat er als Genieoffizier ins Heer ein und brachte es bis zum Hauptmann. Während Robespierres Schreckensherrschaft wurde er als gemäßigter Republikaner eingekerkert, fand jedoch durch den Sieg der Gegenrevolution wieder Befreiung. Ziemlich zurückgezogen lebte er dann, mit literarischen und musikalischen Arbeiten beschäftigt, teils zu Paris, teils zu Choisy, an welch letzterem Orte er auch starb. Zahlreiche Lieder, Romanzen, Operntexte, Dramen, Erzählungen usw. zeugen von seinem musikalischen und literarischem Schaffenseifer. Alles das ist längst verweht und vergessen; durch die ‚Marseillaise' dagegen hat sein Name einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte des Volksliedes gefunden. Die Hymne entstand als echte, rechte Gelegenheitsschöpfung. ‚Ich dichtete und komponierte dieses Lied', sagt Rouget de l'Isle im Vorwort seiner gesammelten Werke, ‚zu Straßburg, in der Nacht nach der Kriegserklärung 24./25. April (1792). Anfänglich „Chant de l'armée du Rhin" betitelt, kam es einige Monate später, als sich ihm plötzlich die allgemeine Gunst zuwandte, durch eine von dem berühmten und unglücklichen Dietrich geleitete konstitutionelle Zeitung nach Marseille.' Einmal auf den Weg ins Volk gelangt, wandten sich nun der nach ihrem neuen Ausgangsort so benannten ‚Marseillaise' alle Herzen mit fieberhafter Begeisterung zu. ‚Jedermann war ergriffen, hingerissen', sagt Michelet, der Geschichtschreiber der französischen Revolution; ‚alle fielen jubelnd ein, wenn sie es zum ersten Male hörten . . . Es war eine Art Wahnsinn, jede Strophe wirkte, wenn die Freiwilligen das Lied anstimmten, zündend wie eine glühende Kanonenkugel.' So wurde das Lied, mit Lamartine zu reden, ‚das Feuerwasser der Revolution, das Trunkenheit in die Gemüter goß und die Armee des Konvents zum Siege trieb.'

Wie bei allen patriotischen Hymnen, so muß auch bei der ‚Marseillaise' ein gut Teil ihres ungeheuren Erfolges auf Rechnung des tendenziösen, mit seinem bombastischen Schwung dem französischen Wesen bestens entsprechenden Textes gesetzt werden. Was aber dem Lied den Rang eines auch abseits vom politischen Schauplatz beachteten Kunstwerkes gibt, ist doch die Tonweise. Gerade an dieser Tonweise glaubte man im übrigen Rouget de l'Isle das geistige Eigentum absprechen zu sollen, indem man auf Ähnlichkeiten mit älteren Melodien von Holtzmann, Grisson u. a. verwies; auch die jüngsten Pressestimmen zum ‚Fall Rouget de l'Isle' haben diese Hypothese vereinzelt wieder aufgegriffen. Sie ist jedoch als unhaltbar von der Hand zu weisen. Denn soweit wirklich solche Ähnlichkeiten bestehen, handelt es sich lediglich um Beispiele jener zahlreichen zufälligen Parallelen, die dem Musikhistoriker immer wieder in überraschender Erscheinungsform begegnen. Luthers Choralmelodie ‚Ein feste Burg', Haydns ‚Gott erhalte Franz den Kaiser', die Hauptthemen von Beethovens ‚Eroika' und Webers ‚Freischütz'ouvertüre — um nur einige ganz berühmte Fälle zu nennen — haben in gleicher Weise ihre Doppelgänger, wie die Melodie der ‚Marseillaise'. Solche Parallelen sind nicht auf bewußte oder unbewußte Entlehnung zurückzuführen, sondern als zufällige Übereinstimmung der musikalischen Inspiration bei verschiedenen Komponisten

zu erklären. Vergleicht man übrigens dann weiterhin die scheinbar ähnlichen Gebilde ganz genau, so finden sich im einzelnen doch höchst bedeutsame Verschiedenheiten, die jeweils eine durchaus besondere Art begründen. Auch der Melodie der ‚Marseillaise‘, die demnach doch jedenfalls Rouget de l'Isle‘ zu eigen gehört, fehlt eine solche besondere Art nicht. Ohne sonderlich vornehm oder gewählt zu sein, erscheint diese Weise doch durch einen außerordentlich markanten Rhythmus, zugleich durch einen gefälligen, mit seinem Fanfarencharakter auch echt ‚militärischen‘ Tonfall ausgezeichnet. Darum ist es nicht verwunderlich, daß sich der Melodie auch das Interesse der deutschen Musiker zuwandte. So haben bekanntlich Schumann und Wagner in ihren Vertonungen der Heineschen ‚Grenadiere‘ die ‚Marseillaise‘ anklingen lassen, Meyerbeer stand bei der Komposition der ‚Schwerterweihe‘ in den ‚Hugenotten‘, wie schon Schumann bemerkte, unfreiwillig im Banne der Melodie, und — um auch Beispiele aus jüngster Zeit anzuführen — Wilhelm Kienzl und H. von Waltershausen wußten in ihren vor einigen Jahren Aufsehen erregenden Opern ‚Kuhreigen‘ und ‚Oberst Chabert‘ der ‚Marseillaise‘ dramatische Wirkung abzugewinnen. In Frankreich verhielt sich die Musikwelt dem Liede gegenüber anfangs weniger freundlich; der Komponist Grétry, dem es der Autor zusandte, sprach sich sogar ziemlich abfällig darüber aus. Spätere französische Meister machten diesen Fehler dann wieder gut, allen voran Berlioz, der im Zeichen der Julirevolution der ‚Marseillaise‘ eine grandiose Bearbeitung für Doppelchor und Orchester zuteil werden ließ. Die sechste Strophe dieser Komposition wird zunächst nur im Männerchor a cappella gesungen, und erst bei dem Aufrufe ‚Aux armes‘ setzt mit überwältigender Wirkung das Orchester ein, ein Effekt, dessen sich möglicherweise Wagner bei der ganz ähnlich gestalteten Anlage seines Männerchorwerkes ‚Das Liebesmahl der Apostel‘ erinnerte. Berlioz hat seine Bearbeitung der ‚Marseillaise‘, wie er in seinen ‚Lebenserinnerungen‘ erzählt, dem ‚Autor des unsterblichen Liedes‘ gewidmet. Daraufhin erhielt er von Rouget de l'Isle einen Choisy-le-Roi, 20. Dezember 1830 datierten Brief, der für den geistreichen ehemaligen Genieoffizier sehr charakteristisch ist. ‚Wir kennen uns nicht, Herr Berlioz‘ — so beginnt das merkwürdige Schreiben —; ‚wollen Sie, daß wir miteinander bekannt werden? Ihr Kopf gleicht einem immer tätigen Vulkane; in meinem brannte stets nur Strohfeuer, das erlischt und noch ein wenig raucht. Aber schließlich könnte aus dem Überfluß Ihres Vulkans, zusammen mit den Resten meines Strohfeuers, etwas werden. Ich hätte Ihnen darüber einen, vielleicht auch zwei Vorschläge zu machen. Hiefür wäre nötig, daß wir uns sehen und sprechen. Wenn Ihr Herz dazu rät, so bestimmen Sie einen Tag, an dem ich Sie treffen könnte, oder kommen Sie nach Choisy zu einem Frühstück oder Mittagessen. Es wird ohne Zweifel sehr schlecht sein, aber, gewürzt durch die Landluft, einem Poeten wie Ihnen nicht so vorkommen. Ich hätte mit dem Versuch, mich Ihnen zu nähern, nicht bis jetzt gewartet und nicht jetzt erst gedankt für die Ehre, die Sie einem gewissen armen Geschöpf dadurch erwiesen, daß Sie es ganz neu bekleideten und, wie man sagt, seine Blöße mit allem Glanz Ihrer Erfindung bedeckten. Aber ich bin nichts weiter als ein armer, lahmer Einsiedel, der nur sehr kurze, sehr seltene Besuche in Ihrer großen Stadt macht und der bei weitem die meiste Zeit über nichts von dem tut, was er tun möchte. Darf ich mir schmeicheln, daß Sie meine Aufforderung, die zwar ein wenig riskant für Sie ist, nicht ganz in den Wind schlagen werden und daß

Sie mich auf die eine oder andere Weise instand setzen werden, Ihnen persönlich herzlichen Dank zu sagen und dem Vergnügen Ausdruck zu geben, mit dem auch ich die Hoffnungen der wahren Freunde Ihrer schönen Kunst teile, die Hoffnungen, welche sich auf Ihr kühnes Talent gründen? — Rouget de l'Isle.' ,Ich erfuhr später,' bemerkt Berlioz zu diesem Brief, ,daß Rouget de l'Isle ... ein Opernbuch „Othello" in seiner Mappe liegen hatte, das er mir in Vorschlag bringen wollte. Aber da meine Abreise von Paris dem Empfangstage seines Briefes unmittelbar folgte, so entschuldigte ich mich bei ihm und verschob den schuldigen Besuch auf die Zeit meiner Rückkunft aus Italien. Inzwischen starb der arme Mann. Ich habe ihn nie gesehen.' Um so lebhaftere ,persönliche' Eindrücke hat Berlioz von der realistischen Wirksamkeit der ,Marseillaise' in den damaligen Julirevolutionstagen empfangen. In die lebhaften Schilderungen dieser Eindrücke klingt freilich ein herber Ton des Spottes mit herein über die Windbeuteleien, die es bei den Hurrapatrioten und Marseillaiseschwärmern auch damals schon zur rechten Zeit absetzte. ,So zum Beispiel glaubte man,' schreibt der Meister, ,die ... Besetzung der Reiterkaserne in der Rue de Babylone mit einem Ernst erzählen zu müssen, der den Soldaten Alexanders geziemt hätte: „Wir waren bei der Erstürmung von Babylon" ... Und mit welch prächtiger Klangfülle und mit was für einem Accent circonflexe auf dem o sprach man diesen Namen „Babylone" aus! O Pariser, Possenreißer, riesenhafte, meinetwegen aber auch Riesenpossenreißer!!' — Was würde Berlioz aber wohl erst gesagt haben, wenn er die schöne Rede seines Landsmannes Poincaré bei der bombastischen Totenfeier des armen Rouget de l'Isle im Kriegsjahre 1915 gehört hätte?

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse Literatur

Religion, Poesie, Philosophie und Geschichte sind leuchtende Feuer, die auch mitten im Weltbrande dieses Krieges ihre ruhigen, steilen Flammen himmelwärts schicken. Um Geist und Gemüt zu erwärmen und im bunten Treiben des Weltgeschehens den Blick nicht zu verlieren auf das Unvergängliche und den wahren Sinn des Lebens, wird man sich immer wieder in ihren reinen Lichtkreis zurückziehen müssen. So warm und innig wie gegenwärtig haben die Feuer der Religion zumal schon lange nicht mehr gebrannt. Zwar in den Erzeugnissen des Büchermarkts kommt dies nicht unmittelbar schon jetzt zum Ausdruck. Um so mehr wendet sich das suchende Gemüt mit einiger Neubegier auch wieder demjenigen zu, was schon vor dem Kriege an religiöser Literatur bestand, und vielfach wird es wie mit neuem Blicke betrachtet und geschätzt. Vielleicht gilt dies sogar von den Heiligen Schriften, und insbesondere von den Schriften des Neuen Testaments. Tausende und aber Tausende von Exemplaren der Evangelien haben unsere Soldaten im Tornister mit ins Feld und bis in die Schlacht hineingetragen; die Worte der Heilsbotschaft sind mit ihrem tiefsten ursprünglichen Sinn wie neu in die Herzen gefallen, und die Liebe zum ewigen Vaterlande hat neue Kräfte geweckt zum Kampfe für das irdische. Diesem Bedürfnis nach den Quellbüchern unserer hl. Religion entsprach auch der Eifer, ihre leichte Verbreitung zu ermöglichen. Den Eifer zu befördern, hat in erster Linie Papst Benedikt XV. sich erfolgreich bemüht, und so sehen wir in vielen Ländern billige Taschenausgaben der Evangelien erscheinen. Die jüngste von diesen Ausgaben ist das im Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung Kempten—München für Bayern erschienene **Neue Testament.** Die vier Evangelien und Apostelgeschichte. Übersetzt und kurz erklärt nach Dr. Jakob Ecker. 390 S., kart. M. 0.60 — Eine Evangelienharmonie, in der das Leben Jesu mit den Worten des Evangelisten, aber

im Zusammenhang und ohne Wiederholungen in zeitlicher Folge geordnet erscheint, bildet ein besonderes Bändchen des gleichen Verlags (313 S., M. 0.50). — Alle Irrtümer, so schreibt Benedikt XV., welche die menschliche Gesellschaft bedrohen, sind daraus entstanden, ‚daß die Menschen das Leben, die Vorschriften und die Lehren Jesu vergessen haben und es unterließen, sie in das tägliche Leben durch die Tat umzusetzen'. Sorgen wir mit Hilfe der gebotenen Mittel, daß mit dieser Ursache unserer Not auch diese selbst geringer werde, wo nicht in der gegenwärtigen fürchterlichen Form verschwinde und einem baldigen Frieden Platz mache.

Ein ‚aus seiner geschichtlichen Umwelt erläutertes Leben Jesu Christi' nennt sich der Versuch einer Harmonisierung der Evangelien, den Dr. August Vezin in dem schön gedruckten ersten Bändchen einer Sammlung: ‚Bücher für Seelenkultur' (Herder 1915) gemacht hat unter dem Titel: **‚Die Freudenbotschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus'** (532 S., gebd. M. 5.—). ‚Im Gewande eines historisch nicht unmöglichen, ästhetisch wahrscheinlich gestalteten Lebensbildes' Jesu soll diese Evangelienharmonie ‚das wirkliche Bild des menschgewordenen Gottessohnes aufleuchten lassen'. Nächst dem literarischen Versuch selber sind es die angehängten Erläuterungen, die die Arbeit wertvoll machen. Auch die synoptische Inhaltsübersicht, sowie das sehr brauchbare Register müssen hervorgehoben werden. — Eine erste Einführung in das tiefere Verständnis der Evangelien selber möchten wir das Buch **‚Christus und die Menschen'**, zehn Vorträge von Karl Christoph Strecker O. M. I. (Laumann, Dülmen, gebd. M. 3.60) nennen. In einfacher, zu Herzen gehender Weise ist das Bild des Heilandes gezeichnet, hauptsächlich in seinen Beziehungen zu seiner Umgebung, seiner Familie, den Armen und Reichen, den Kranken, Sündern, seinen Freunden, Feinden und schließlich seinen Aposteln. In Lazaretten wird das Buch selbst in den Händen einfacher und literarisch ungeschulter Leser gute Wirkung tun.

Nächst dem unmittelbaren Gotteswort verdienen jene Schriften unsere besondere Aufmerksamkeit, welche, in der Frühzeit des Christentums entstanden, die große Aufgabe vor sich sahen, in das Chaos einer noch nicht christlich geordneten Welt die Ordnung und den Geist Christi hineinzutragen. Wir sprechen von den Schriften der älteren Kirchenväter. Die neue Ausgabe der **‚Bibliothek der Kirchenväter'**, eine Auswahl patristischer Werke in deutscher Übersetzung herausg. von den Professoren Geh. Rat Dr. O. Bardenhewer, Dr. Th. Schermann und Dr. K. Weiman (Verlag Kösel), stellen ein auf viele Bände berechnetes Unternehmen dar, von dem bis jetzt 22 Bände vorliegen. Da nun die Bände geb. in Lwd. nicht teuer (je nach Umfang M. 4—5.50) und auch einzeln käuflich sind, wer möchte nicht selbst von unseren gebildeten Laien auch einmal zu diesen Klassikern des christlichen Altertums greifen und den heute mehr denn je durstigen Geist tränken an den Quellen ihrer gotterleuchteten Weisheit! Aber auch rein literarisch betrachtet, sind diese altchristlichen Schriftsteller Menschen von einer Kultur des Geistes und der sprachlichen Form, wie man sie nicht leicht bei neuen und leider niemals bei neuesten Autoren antrifft. Wie bildkräftig und stark verkündigen ihre Worte die höchste Weisheit, und als große und wahre Poesie empfindet man Schriften wie jene ‚Akten persischer Märtyrer', die den jüngst erschienenen 22. Band füllen. Des hl. Ambrosius Lukaskommentar (Bd. 21) ist hier zum erstenmal übersetzt, was von einem Werk, von dem über siebzig Handschriften aus dem Mittelalter heute noch erhalten sind, hervorgehoben zu werden verdient. Der Kommentar, dem die Meinungen des hl. Hieronymus und Augustinus nicht in allem günstig waren, hat also später um so mehr Bewunderer gefunden, ein Umstand, der unser Interesse rege zu machen noch besonders geeignet ist. — In diesem Zusammenhang sei auch für die des Lateinischen und Griechischen Kundigen auf das Enchiridion patristicum von M. J. Rouët de Journel S. J. (2. Aufl. Herder, gebd. M. 9.60) verwiesen, das sich dem Denzinger'schen Enchiridion symbolorum et definitionum (ebd.) und dem kirchengeschichtlichen Enchiridion von Kirsch zur Seite stellt. Aus nicht weniger als 105 Autoren sind die für die theologische Wissenschaft wichtigsten Stellen ausgezogen und im Urtext wiedergegeben, die griechischen gleichzeitig in lateinischer Übersetzung.

Dichtung

Wo immer die Poesie in ihren höchsten Formen erscheint, hängt sie mit dem Religiösen zusammen. Unter den katholischen Ästhetikern hat keiner tiefere Einsichten hierüber ausgesprochen als Martin Deutinger in seinen Odeonsvorträgen **‚Über das Verhältnis der Poesie zur Religion'**, die Prof. Karl Muth neuerdings als 80. Bändchen der Sammlung

Kösel mit einer bemerkenswerten Einleitung herausgegeben hat. Die konkrete Anwendung dieser Gedanken kann man zum Teil in dem Werke des Franziskaners Dr. P. Ägid. Buchta: **,Das Religiöse in Klemens Brentanos Werken'** (Verlag Goerlich, Breslau 1915, 270 S., brosch. 6.— M.) finden, wo der literargeschichtlich einsichtsvolle Versuch gemacht ist, zu zeigen, wie das dichterische Werk Brentanos ganz im Grunde des Religiösen verankert ist, zunächst nur stimmungs- und gefühlsmäßig, zuletzt auch im katholischen Sinne bekenntnismäßig in solchem Maße, daß er ,den ästhetischen Maßstab zugunsten des religiösen Inhalts wirklich zurückschraubte'. Die bei Georg Müller in München erscheinende große Ausgabe Schüddekopfs von **Brentanos gesammelten Werken** wird die Erkenntnis von Brentanos so oft verkanntem wahren Wesen in weitere Kreise als bisher tragen. Die zuletzt erschienenen Bände enthalten die ,religiösen Schriften' (Bd. 14, I u. II) im engeren Sinne, herausgeg. von Oehl und Schüddekopf. Es sind vor allem die von Brentano frei bearbeiteten Aufzeichnungen der Leidensgeschichte Christi und des Marienlebens nach den Gesichten der Katharina Emmerich, über die die Akten noch nicht geschlossen sind, denn nach den vieles Neue zutage fördernden Untersuchungen von Dr. H. Cardauns stehen weitere Veröffentlichungen auch in dieser Zeitschrift in nächster Aussicht. Immerhin kann Oehl in der Einleitung mit Recht sagen, daß ,die Passion eines der merkwürdigsten und zugleich schönsten und gelesensten Bücher der deutschen, ja der europäischen Literatur' ist. Während man ihr und selbst dem Marienleben in weiteren Kreisen neuerdings größere, ja fast liebevolle Beachtung schenkt, hat, wie ebenfalls Oehl feststellt, ,bei Katholiken eine kühlere Beurteilung' Platz gegriffen, ein Wandel, der sich offenbar aus dem ganz verschiedenen Verhältnis der katholischen und nichtkatholischen Welt zu dem Werk erklärt. Denn während die Katholiken bisher die rein literarische Seite der Leistung wenig würdigten, was von der anderen Seite vorwiegend, wenn nicht ausschließlich geschieht, wurde von einzelnen unter ihnen der inhaltliche Wert der Gesichte so stark betont, daß eine Reaktion unausbleiblich war, sobald die literarische Quellenkritik ihr Werk begann. Aber die Einsichten, die sie zutage förderte, dürfen nicht hindern, daß wir den Schilderungen Brentanos die Bewunderung entgegenbringen, die sie allein schon als eine hervorragende erzählerische Leistung in hohem Maße verdienen.

Bildende Kunst

Deutsche Kunst, soweit sie noch vor dem Krieg in Bücher gefaßt wurde, war gerade daran, in ihren wesentlicheren Eigenschaften, allerdings nicht an gegenwärtigen Künstlern und Formen, sondern in der mittelalterlichen starken Form- und Ausdruckskunst, wo wirkliche Eigenschaft, nicht bloß Eigenheit, vorhanden war, besser erkannt oder doch geahnt zu werden. Das wichtigste, wenn auch in den Voraussetzungen und Ergebnissen nicht verbindliche Buch dazu waren die **,Formprobleme der Gotik'** von Wilhelm Worringer (München, R. Piper, M. 7.—), der aus dem gleichen Gedankenkreis noch eine wertvolle Liebhaberarbeit über **,Die altdeutsche Buchillustration'**, die für Kunst- wie Kulturfreunde gleich reichhaltig ist, geliefert hat (R. Piper, M. 7.—), jedes dieser Bücher von der Art, die aus dem formalen Schöngerede in den Charakter der Kunst hineinführt. Aufschluß über die Gedankenkreise, in denen sich diese moderne deutsche Kunstanschauung gegenüber der allgemein klassizistischen bewegt, gibt Worringers früheres Buch **,Abstraktion und Einfühlung'** (R. Piper, M. 4.—), das zur Auseinandertrennung der ästhetischen Denkrichtungen wie auch zur gegenwärtigen Erkenntnis und Bildung deutscher Gedankengruppen gegenüber den undeutsch formalistischen wie modern radikalen lehrreich und nützlich ist. Nicht der gedanklichen Bewältigung nach, die im umgekehrten Verhältnis zur lauten Redeweise steht, aber nach seinem Gegenstande und dessen Bedeutung für die Begründung einer deutschen Kunstanschauung gehört noch hierher das Buch **,Die Miniaturen des frühen Mittelalters'** von Hermann Hieber (R. Piper, M. 6.—), das eine Kunst vermittelt, in der sich der engere deutsche Charakter, der Kunstcharakter überhaupt, noch in der ursprünglicheren stärkeren, aber weiteren Bindung erkennen läßt. Es geht hier den Quellen unseres sich zu Formen bildenden Daseins zu.

Ein paar Veröffentlichungen aus dem Schatze unserer alten deutschen Kunst, die sich an die breiten Kreise wenden, seien hier dazwischen genannt: die **,Altmeister deutscher Malerei'** von Lothar Brieger (Berlin, Verlag für Kunstwissenschaft, 2.40 M.); **,Die altschwäbische Malerei'** von Joh. Damrich, die mit Werken von innerlichstem bis zu schon ganz gesellschaftlichem Gehalte bekannt macht (München, Allg. Ver. für christl. Kunst, —.80 M.; eine Nummer der unter dem Titel ,Die Kunst dem Volke' erscheinenden, teilweise

ganz geeigneten, jedenfalls sehr billigen Hefte); **'Die altdeutschen Maler in Süddeutschland'** von H. Nemitz, ein Bändchen der Teubnerschen Sammlung (Leipzig, 1.25 M.), das für einen allgemeinen Überblick genügt; und als letzterschienene **'Maria im Rosenhag'**, Madonnenbilder alter deutscher und niederländischer Meister (Königstein i. T., Karl Robert Langewiesche, 1.80 M.), eine schöne Zusammenstellung deutscher Vielfältigkeit der Madonnen-Erfassung, wenn auch die späteren Schöpfungen schon vom Italismus beeinflußt sind.

Philosophie

In dem Völkerchaos, das mit diesem Krieg wieder über die Welt hereingebrochen ist, beglückt die tiefe Solidarität der geistigen Schicksale und Erfahrungen, wie sie sich in den echten Werken der Philosophie aller Zeiten und Völker ausdrückt. Wir schlagen ein so merkwürdiges Buch auf wie **'Dschuang Dsï, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland'** (einem der Bände aus dem groß angelegten Unternehmen: 'Die Religion und Philosophie Chinas' (Verlag Eugen Diederichs, Jena, geb. M. 6.—) und wir stehen fast geblendet von der Klarheit und Tiefe dieser Erkenntnisse, die dem Boden natürlich-menschlicher Geisteskraft entwachsen sind. Zeit und Raum scheinen verschwunden; es ist der Mensch, der mit unverfälschtem Wirklichkeitssinn sich dem Rätsel des Lebens gegenüber sieht und der Sphinx Rede und Antwort steht; klug, besonnen, jenseits aller verwirrenden Wünsche und Abhängigkeiten, oft voll von echter Weisheit, selten beschränkt durch die Zufälligkeit der Geburt, Zeit und Rasse. Wer die Grenzen und grenzenlosen Schwächen Nietzsches nicht anders kennen lernen kann, als indem er vergleicht, der sehe sich bei diesem östlichen Philosophen etwa aus der Zeit Platons um, und er wird von Nietzsche mäßiger denken. Welcher Wirklichkeitssinn und zugleich welche Tiefe philosophischer Phantasie, aber auch welche Kraft bildhaften Denkens! — Von da bis zu Descartes ist ein weiter Weg, und dennoch näher als zu Nietzsche, und wäre dieser auch noch tausend Jahre später geboren. Denn der große Franzose ist ein echter Denker, dem nicht Leidenschaft und Gefühl den Geist verwirren, und seine **'Meditationen über die Grundlagen der Philosophie'** mit den sämtlichen Einwänden und Erwiderungen zum erstenmal vollständig übersetzt und herausgegeben von Dr. Arthur Buchenau (Philosophische Bibliothek, Bd. 27, Meiner, Leipzig 1915, brosch. M. 6.—) gehören zu denjenigen Büchern, die auch den fachmäßig ungeschulten philosophischen Kopf fesseln. Das gilt nicht in gleicher Weise von den **ausgewählten philosophischen Schriften des Leibniz**, auch wenn diese nicht, wie in der neuen Ausgabe von H. Schmalenbach (Bibliotheca Philosophorum vol. II. u. III. Felix Meiner, Leipzig 1914) im lateinischen und französischen Urtext vorlägen. Ebenso wird sich den Dialogen in George Berkeleys **Alciphron.** Übersetzt und herausgegeben von Luise Raab u. Dr. Friedr. Raab (Meiner, Leipzig 1915, brosch. M. 9.—) vorwiegend das wissenschaftliche Interesse zuwenden, wenngleich manche der gegen die Freidenker gerichteten Gespräche dieses konsequentesten unter den englischen 'Idealisten' auch heute noch eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen können. Der philosophische Nützlichkeitsstandpunkt der englischen Philosophie kommt auch bei diesem, von dem Herausgeber als 'protestantischer Scholastiker' charakterisierten Philosophen bezeichnend zum Ausdruck; sind doch für Berkeley 'alle Weltfragen nur technische, nach den zweckmäßigsten Mitteln zur Steigerung der Glückseligkeit forschende, nicht aber eigentlich ethische'. Ganz auf dem Boden der echten Scholastik steht Dr. Johann Uhdes **Ethik.** Leitfaden der natürlich-vernünftigen Sittenlehre (Herder 1912, geb. M. 3.—), die allen denjenigen empfohlen sei, die sich über die Grundbegriffe belehren wollen.

Volks- und Jugendliteratur

Daß der Krieg auch auf die Volks- und Jugendliteratur inhaltlich einwirkt, ist kein Fehler. Es würde erst dann bedenklich, wenn wir etwa in der Art der Franzosen die heranwachsenden Generationen mit Außerachtlassung erziehlicher Rücksichten unter den Zwang der Gefühlsweise stellen würden, die uns Erwachsenen durch die Lehren und Erfahrungen dieses Krieges aufgenötigt wird. Glücklicherweise ist das bis jetzt bei den meisten Erscheinungen nicht der Fall. Unter den periodischen Erscheinungen haben sich die im Kösel'schen Verlag erscheinenden, von Lehrer Weigl in Verbindung mit namhaften Erziehern herausg. **Kriegsblätter für die deutsche Jugend** (die Nummer $2^1/_2$ Pfennig, der erste Jahrgang 482 S., geb. M. 1.60) in den Grenzen einer das vaterländische Empfinden positiv fördernden Erziehungsarbeit gehalten, indem sie vermieden, die ohnehin durch die Ereignisse gefährdeten Instinkte

einseitig national aufzupeitschen. Durch die öffentlichen Vorgänge, die unvermeidlichen Gespräche und gelegentliche Belehrung erfährt unsere Jugend von dem kriegerischen Geschehen soviel, daß es für die Entwicklung ihres Geistes- und Gemütslebens sogar des Gegengewichts einer davon ablenkenden Lektüre bedarf. An guten Büchern ist glücklicherweise kein Mangel, obwohl nicht allzuviel neues vorliegt. Vor allem kommt in Betracht, was das geschichtliche und länderkundliche Wissen belebt und erweitert. Die hübschen Reisebilder **'Im Morgenland'** von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg (Herder, geb. M. 4.—) bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Die Reisebücher von J. Mayrhofer, **'Zauber des Südens'** (Pustet, geb. M. 2.40), **'Nordische Wanderfahrt'** (ebda., geb. M. 3.60), **Durch Länder und Meere** (ebda., geb. M. 3.—) und **Spanien** (Herder, in Leinw. M. 4.60) sind Aufzeichnungen, wie sie die Erlebnisse des Reisens unmittelbar und ohne besondere literarische Aufmachung eingaben; sie können dienen, die Eindrücke der Geographiestunde zu erweitern und aufzufrischen. Die Weite des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes rechtfertigt eine besondere Darstellung, wie sie in dem mit vielen Karten ausgestatteten **Buch** von Bruno Clemens, **Kriegsgeographie** (Kabitzsch, Würzburg, geb. M. 2.40) mit einem Vorwort des bekannten Geographen Prof. Dr. Regel erschienen ist. — **Griechische Landschaften** nennt sich ein eigenartiges Werk (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 2 Bde., geb. M. 12.—), worin Josef Ponten einen 'Versuch künstlerischen Erdbeschreibens' macht, im Anschluß an eine Idee Friedrich Ratzels. Die Landschaft soll nicht wissenschaftlich erfaßt, sondern nur erschaut und in ihren einzelnen Zügen als Bild durchdacht werden. Die so gestellte Aufgabe ist jedenfalls anregend und interessant gelöst. Die unmittelbare Anschauung fürs Auge gibt ein stattlicher Band mit landschaftlichen Ansichten und Motiven, die meist fern von den gewohnten Wanderungen aufgespürt wurden. Eine Sammlung landkundlicher Jugendschriften für das mittlere Alter gibt der Verlag Abel & Müller, Leipzig, heraus zum Preis von M. 3.—: **'Ferne Länder'**, worin gut gewählte Berichte namhafter Forscher durch ansprechende farbige Bilder ergänzt werden. Auch das **'Jagdbuch'** des gleichen Verlags sowie die Schilderungen aus Deutsch-Südwest: **'Im afrikanischen Sonnenbrand'** verdienen Beachtung. In der 'Naturwissenschaftl. Bibliothek', die Prof. Dr. Bastian Schmid bei Teubner herausgibt, verweisen wir in diesem Zusammenhang auf den für reifere Schüler lehrreichen Band: **Große Geographen.** Bilder aus der Geschichte der Erdkunde. Von Prof. Dr. Felix Lange. (Geb. in Leinw. M. 4.—.) — **'Erlebtes und Erschautes'.** Eine Memoirensammlung' ist ein neues Unternehmen von R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Acht Bände liegen vor, die bei einem Umfang von durchschnittlich 210 Seiten nebst illustrierten Beilagen einen Einheitspreis von M. 1.80 für den geb. Band haben. Schilderungen von Augenzeugen und berühmten Reisenden wie Humboldt, James Cooks, Marco Polo, Ferdinand Cortez, Götz von Berlichingen, Joh. Gottfr. Seume und vielen anderen füllen die Bücher, deren Titel: Im Reich der Azteken, Aus dem großen Krieg, Durch das tropische Südamerika, Aus deutscher Ritterzeit, Auf unbekannten Meeren, Vor sechshundert Jahren im Reiche der Mitte, Aus dem Leben eines Wandervogels (Seume) und Aus der französischen Revolution den Inhalt verraten. Das Ganze stellt ein ebenso unterhaltendes wie belehrendes Quellenwerk für unsere Jugend dar. Ähnliche Ziele, aber in phantasievoll erzählender Form verfolgt die Bachemsche Sammlung **'Aus allen Zeiten und Ländern'**, die mit vier neuen Bänden auf 21 erweitert wurde. Die bereits in 6000 Exemplaren aufgelegte Erzählung Theo Westerholt von Hedwig Dransfeld spielt in den Tagen Albrecht Dürers, 'Der Dolch des Sejanus' von J. v. Garten zur Zeit von Christi Geburt. Um eine Königskrone von Ad. Jos. Cüppers im zehnten Jahrhundert. Die Kriegserinnerung 'In Feindesland' von Oberstleutnant G. v. Hartmann-Brey reihen sich dem früheren hübschen Bande von Generalleutnant Frhr. v. Steinaecker an, der des Verfassers Erlebnisse in dem Kriege 1870/71 schildert. Die mit farbigen oder schwarz-weißen Illustrationen gezierten Bände kosten je M. 3.—. — Die im selben Verlag erscheinenden **Illustrierten Erzählungen für Mädchen** haben einen Zuwachs von zwei Bänden erhalten: Die Erbin von Ardara von Anna Hilden und Das Glück der kleinen Amy von Gerhard Hennes, geb. je M. 2.50. — Die beliebte Sammlung ist damit auf 31 Bände angewachsen. — Wenn auch nicht zur Literatur gehörend — so doch in ihrer Art nicht minder Volks- und Jugendbil-

bungsbestrebungen dienend, gebührt auch den mancherlei Lern-, Beschäftigungs-, Übungs- und Fertigkeitsspielen des Spiel- und Jugendbücherverlags von Otto Maier in Ravensburg die Beachtung aller pädagogisch Interessierten. ‚Spiel und Arbeit' ist gewissermaßen das Losungswort, unter dem mit pädagogischer Findigkeit die reizendsten Spiele aus den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte, der Technik, des Sports und selbst des Kriegs geschaffen werden, bald in Form von Würfel- und Reisespielen, bald in Form der memnotechnisch recht wertvollen Quartettspiele. Über Einzelheiten orientiert man sich am besten aus den Verlagsverzeichnissen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Kunstbeilagen

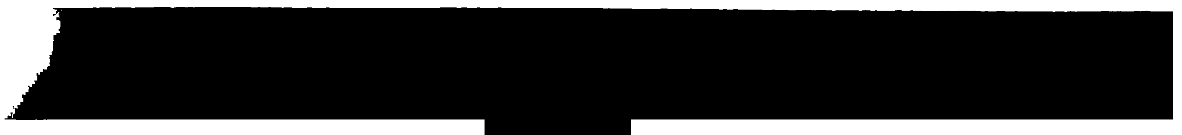
Der gegenwärtige Krieg hat wie wohl keiner in der neuen Zeit apokalyptische Gedanken aufgeweckt, aber in den gegenwärtigen künstlerischen Formen sind solche noch nicht zu finden. Um Bilder von dieser gedanklichen Größe anzutreffen, müssen wir in die Romantik zurückgehen; denn auch das bekannte Bild des Krieges von Böcklin, das dazwischen liegt, ist nur pathetisch aufschreckend gemacht, nicht geistig gelöst. Die ‚apokalyptischen Reiter' von Peter Cornelius sind trotz der unweltlichen Kühle und Schärfe, die sie der Moderne fremd machten, nun bereitwillig in unserm heutigen Bilderkreis aufgenommen worden als eines der wenigen Werke, das unseren Willen zur Größe des Erlebnisses noch vergrößert. So bewährt sich die nazarenisch-romantische Kunst, die den Kämpfen ihrer eigenen Zeit nicht unmittelbar künstlerische Formen gab, in einer späteren, noch entscheidungsvolleren Zeit durch ihre geistige Wahrheit.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Jan van Eyck, Madonna mit dem Kinde









Dreizehnter Jahrgang Dezember 1915

Friede und Krieg in altkirchlicher Liturgie

Von Anton Baumstark

Der große Krieg ist unserem Volke zum religiösen Erneuerer geworden. Mächtig hat er beten gelehrt.

Man braucht all das Erhebende, Wundervolle nicht zu überschätzen, was in diesem Sinne vor allem die Berichte unserer Feldgeistlichen von den Fronten melden, nicht zu überschätzen, wessen unsere Gotteshäuser vom stillen Dorfkirchlein bis zum hohen Dome Zeugen sind; man braucht nicht achtlos und sorglos an manchem Tiefbedenklichen, Allzumenschlichen, das ernste Herz wehe Stimmenden vorüberzugehen, wovon uns leider auch Kunde wird, und darf und muß doch stolz und hocherhobenen Hauptes es aussprechen: Das Kämpfen und Siegen, das Leiden und Sterben unserer Feldgrauen hat im allgemeinen und wesenhaft eine gewaltige religiöse Weihe, und hinter den Millionenheeren steht, wie einst Moses mit den ausgebreiteten Armen auf der Bergeshöhe stand, während Israel Amalek schlug, das noch weit riesenhaftere Volksheer der Beter.

Unter diesen Eindrücken tritt dem sich mit der geschichtlichen Entwicklung der kirchlichen Liturgie beschäftigenden Forscher unwillkürlich die Frage nach dem Kriegsgebete früherer Zeiten nahe, die Frage vorab, wie in ihrem offiziellen Gebetsleben die alte Kirche zu dem ungeheuern Geschehnis des Krieges Stellung nahm.

„Friede sei euch!“

So klingt als ein ehrwürdigstes Erbe ihrer Wiegenzeit aus allen den verschiedenen Riten der späteren Jahrhunderte, auch in der Umhüllung

mannigfacher feierlicher Erweiterungen immer deutlich erkennbar, die Grundform des liturgischen Grußes, der nur Alexandria und das lateinische Abendland die andere Wendung zu geben geneigt sind: ‚Der Herr sei mit euch!‘

Den ‚Friedenskuß‘ oder den ‚Frieden‘ schlechthin nannte man seit alters den mit jenem Gruße eng verknüpften Kuß heiliger Bruderliebe, der in den Gemeinden als Vorbereitung zur eucharistischen Mahlfeier üblich war, ein sinnfälliger Ausdruck dafür, daß man die Forderung des Herrn erfüllen wolle, erst sich mit seinem Bruder zu versöhnen, bevor man seine Gabe zum Altare bringe.

Was hier der Friede bedeutet, was er vor allem nicht bedeutet, ist klar.

Mit dem Frieden, den Völker und Reiche schließen und brechen, darf man ihn nicht verwechseln. So wenig, als das Massenmorden sich zerfleischender Armeekörper jener ‚Krieg‘ ist, welchen der dunkle Ephesier Herakleitos den ‚Vater aller Dinge‘ nannte.

Im liturgischen Friedensgruße ist zunächst zur zeremoniösen Formel fest geworden, was in den Erdentagen des göttlichen Menschensohnes auf den staubigen Pfaden Judäas und an den Ufern des blauen galiläischen Sees als Begrüßung im freien Flusse der Alltagsrede lebendig war, wie es in der Form des arabischen salâm ʿalèk noch heute im breiten Gesamtgebiete der durch die Herrschaft des Islams bezeichneten vorderasiatisch-afrikanischen Kulturwelt lebendig ist. Was dabei, seit die Predigt der Frohen Botschaft auf das griechische Sprachgebiet übergriff, durch εἰρήνη (‚Friede‘) wiedergegeben wurde, war das aramäische Derivat eines Wortstammes, der in allen semitischen Sprachen das Heil- und Wohlsein bedeutet. Man hätte von vornherein ebensogut mit ‚Heil‘, ‚Glück‘, ‚Gesundheit‘ als mit ‚Friede‘ übersetzen können. Aber der dehnbare sprachliche Begriff hatte doch schon eine sehr klare und scharfe Umgrenzung zu erfahren angefangen, in der er mit sinnigem Gleichklang voll und tief an der Schwelle und am Ende des Heilandslebens ertönt: im Nachtgesang der Engel auf den Fluren Bethlehems und im Willkommen, das der Auferstandene dem Apostelkreise entbietet. Auch auf aramäischem Sprachboden fühlte eine urchristliche Gemeinde durch den gottesdienstlichen Gruß ihres Vorstehers sich ungleich Bestimmteres und Höheres angewunschen, als man sich bei der gleichlautenden Grußformel des täglichen Verkehrs dachte.

Seine erschöpfendste Deutung und Begründung findet der Friedenswunsch des liturgischen Grußes durch das Wort der Johanneischen Abschiedsreden (Joh. 14. 27): ‚Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie ihn die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Nicht soll euer Herz sich verwirren lassen, noch zagen.‘ Nicht umsonst zitiert in Übereinstimmung mit einem — allerdings vielleicht kaum besonders alten — Gebet des römischen Meßordo schon ein zweifellos ungleich älteres Stück des dem großen Theologen von Nazianz beigelegten Formulars ägyptischer Abendmahlsliturgie das sieghafte, trostreiche Christuswort unmittelbar vor der Erteilung des Friedenskusses. Die weltfremde, herrliche

Hinterlassenschaft des im Todesleiden zum Todbezwinger Gewordenen ist ein, wenn auch nicht schlechthin jenseitiges, so doch nur aus den Höhen des Jenseits in die Niederungen des Diesseits herüberreichendes rein religiöses Heilsgut: die große Stille des Ausgesöhntseins der einzelnen Menschenseele mit Gott und ihres jeden Schatten der Furcht ausschließenden Geborgenseins in Gott und die in solcher Seelenstille gedeihende einträchtige Gesinnung brüderlichen Sichgutseins, deren Band die Mitglieder der christlichen Gemeinschaft zusammenhalten soll.

Um diesen noch nicht außerweltlichen, aber in der Welt etwas Überweltliches darstellenden Frieden lieben denn auch im Morgen- und Abendlande vor allem die Einleitungsgebete zum Friedenskusse zu bitten. Ausschließlich an ihn wird man noch an sehr vielen Stellen altkirchlichen Gebets zu denken haben, so — um nur ein Beispiel anzuführen — bei einer Wendung, die am Schlusse litaneimäßigen Wechselgebets zwischen Diakon und Gemeinde für Antiochia schon vor 397 durch Johannes Chrysostomos bezeugt wird: der Wendung vom ‚Engel des Friedens', dem ‚treuen Wegweiser, Wächter unserer Seelen und Leiber', wie ihre vollentwickelte jerusalemisch-byzantinische Gestalt späterhin erläuternd hinzufügt.

Und vollends vom ewigen Gottesfrieden des Jenseits reden, auch sie ein Echo ältester gottesdienstlicher Sprache, in Übereinstimmung schon mit jüdischen die christlichen Grabinschriften im Dunkel der Katakomben.

Der Gedanke muß sich aufdrängen, als hätten neben dem Frieden des Herrn für die altchristliche oder doch mindestens für die urchristliche Seele Friede und Krieg des Völkerlebens so recht das sein müssen, was die Schulsprache kynischer und stoischer Philosophie als Adiaphora bezeichnete: völlig belanglos, Werte, für deren Kleinheit es kein Maß und keinen Ausdruck gibt im Vergleiche mit dem einzig Großen, dem ‚Königreiche Gottes', das der Erlöste mit seliger Gewißheit schon als gegenwärtig im eigenen Inneren empfindet und in das auch äußerlich die im Bösen liegende Welt umgewandelt und verklärt zu sehen man mit kaum geringerer Bestimmtheit von einer nächsten Zukunft erwartete.

Allein die unstreitig ursprünglich vorhanden gewesene vorherrschend eschatologische Einstimmung des christlichen Bewußtseins mußte, eben weil ihr Erwarten z u bestimmt gewesen war, rasch verklingen. Der Tag der Wiederkunft des erhöhten Meisters in himmlischer Herrlichkeit, von dem der Völkerapostel es für möglich gehalten hatte, daß er ihn und die Leser seines Briefes in Thessalonike noch im Leibesleben antreffen werde, ließ auf sich warten. Und ohne sich einem Gefühle der Enttäuschung hinzugeben, lernte man, mit offenem Blick und fester Sohle zwischen den harten Wirklichkeiten eines Diesseits zu stehen, das von der Endverklärung eines paradiesischen Gottesreiches auf Erden weit entfernt ist.

Die Liturgie und ihr Sprachgebrauch trugen der neuen Orientierung naturgemäß Rechnung. Vom ‚W e l t b ü r g e r Menschen' reden die gottesdienstlichen Idealformulare des siebten und achten Buches der sog. Aposto-

lischen Konstitutionen mit sichtlicher Vorliebe. Das sind unmittelbar Texte rund der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert, denen jedoch zweifellos weit ältere Denkmäler realer Liturgie zugrunde liegen.

Wenn aber der betende Christ sich mit einer Art staatsbürgerlichen Empfindens der ihn umgebenden Welt eingeordnet fühlte, dann konnte sein Beten unmöglich von den beiden größten und tiefsten Gegensätzen unberührt bleiben, die das Leben und Weben der Menschenwelt aufweist. Es wird zu einem geradezu für die christliche Liturgie im Gegensatze zu den Götterdiensten der Antike bezeichnenden Zuge, wie sie sich zu diesem Gegensätzepaar von Krieg und Frieden verhält.

Wohl hatte man um Sieg im blutigen Streit, um die Rückkehr des Friedens und seiner Segnungen in den Tagen eines unglücklich verlaufenden Krieges schon an den Altären der Olympier nicht minder als in den Tempelvorhöfen Jahves in Jerusalem gefleht. Aber eine in feststehenden Gebetsformularen eines regelmäßigen Wortgottesdienstes zum Ausdruck kommende grundsätzliche Stellung zu Krieg und Frieden nahm der an jenen Altären geübte öffentliche und amtliche Staatskult der griechischen Polis und des römischen Imperiums nicht. Nichts berechtigt auch zu der Annahme, daß etwa die immer stärkeren Anhang gewinnenden hellenistischen Mysterienreligionen auf mehr oder weniger rein orientalischer Grundlage in ihren konfessionell abgeschlossenen und vom Zauber des Geheimnisses umgebenen Sonderkulten es getan haben sollten. Das Christentum tat es bestimmt und seit sehr alter Zeit.

Im Jahre 197 oder 198 hat Tertullian in seinem Apologetikum Angaben über den Inhalt des allgemeinen Kirchengebetes gemacht, wie es damals in den Christengemeinden seines Gesichtskreises üblich war. Sie sind höchst bezeichnend zunächst für die Entschiedenheit einer rüstigen Weltbejahung, mit der man sich in die umgebenden Verhältnisse eines höchstorganisierten Riesenreiches und seiner blühenden Kultur eingelebt hatte. Ein starkes Jahrhundert früher hatte der von Domitian nach Patmos verbannte apokalyptische Seher die Verheißung des Herrn: ‚Ja, ich komme bald' mit dem heißen Seufzer der Sehnsucht beantwortet: ‚Amen! Ja, komme, Herr Jesus!' Noch deutlicher schließen die Kommuniongebete der etwa gleichzeitig entstandenen Zwölfapostellehre mit dem Rufe: ‚Gnade komme, und diese Welt vergehe!' Und nun betete man um die Hinausschiebung des Weltendes, das jetzt selbst dem Christen im Namen der ihn umschließenden gewaltigen Zivilisation mit der Fülle ihrer erarbeiteten Werte und ihrer noch ungelösten Aufgaben als die schlechthin schauervollste Katastrophe erschien.

Alle jene Werte aber waren erarbeitet, alle jene Aufgaben waren zu lösen nur unter dem Schutze eines Friedens auch ‚von dieser Welt'. Es ist durchaus folgerichtig, daß wir durch den Afrikaner neben der Bitte um Verlängerung des Weltbestandes diejenige nicht etwa um das von Christus hinterlassene und gegebene Heilsgut des Herzensfriedens, sondern um die durch den politischen Völkerfrieden verbürgte ‚Ruhe der Dinge' bezeugt sehen.

Und solche Bitte war nicht erst von gestern. Schon in dem ältesten auf uns gekommenen umfangreichen christlichen Gemeindegebet, das der römische Apostelschüler Klemens um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert an das Ende seines Sendschreibens an die Gemeinde von Korinth gestellt hat, begegnet uns das Beten um den Weltfrieden. ‚Eintracht und Friede' nicht nur ‚uns', den betenden christlichen Brüdern, sondern ‚allen Bewohnern der Erde' zu verleihen, wird Gott angefleht, — ‚Friede und Eintracht' namentlich den Mächtigen der Erde zu verleihen, unter deren Gewalt als eine ihnen von Gott gegebene die Beter sich beugen.

Von Friedensbitten gleichen Charakters hallt in der Folgezeit vor allem die Liturgie des Ostens wider. Geradezu den Namen der εἰρηνικά, des ‚Friedensgebetes', erhalten im griechischen Sprachgebiete Formulare der durch den Diakon der Gemeinde vorgebeteten Litanei nach dem sie eröffnenden Stücke. Dieses selbst ist dabei allerdings gelegentlich noch so allgemein gehalten, daß man zweifeln kann, ob um den Frieden im religiösen oder im politischen Sinne gebetet wird. Aber in anderen Fällen wird sehr klar unterschieden. So stellt das alte Meßformular der Kirche von Jerusalem, die sog. Jakobusliturgie, dem ‚Frieden von oben', dem als gleichwertige Heilsgüter die erbarmende ‚Menschenfreundlichkeit Gottes und die Rettung unserer Seelen' zur Seite treten, immer wieder den ‚Frieden der ganzen Welt' gegenüber, um für ihn zu nicht minder inbrünstigem Gebete aufzufordern. Wörtlich kehrt dieselbe Gegenüberstellung im endgültigen byzantinischen Kultus in dem zu Anfang der Messe und außerhalb derselben weitaus am häufigsten gebrauchten Litaneiformulare wieder. Für Ägypten läßt sie sich durch zwei alte Litaneitexte belegen, die in griechischem Original und koptischer Übersetzung erhalten sind, wobei das eine Mal solche Gebetsweise ausdrücklich als diejenige ‚der Byzantiner' einer im Nillande bodenständigen gegenübergestellt wird.

Mit anderen byzantinisch-griechischen Formularen treffen beispielsweise die nestorianischen Syrer und die Armenier zusammen, indem sie die Bitte um den vom Himmel sich in die Herzen senkenden Frieden unterdrücken. Es ist nurmehr das zeitlich-irdische Gut politischen Friedens, die lange Dauer seines Besitzes, die von ihm gewährleistete Ruhe und Sicherheit, worum der Diakon da die Gläubigen zu beten mahnt. Ein weiterer bedeutsamer Schritt von alleraltester Art und Bedeutung christlichen Friedensgebetes hinweg ist damit getan.

Mit den Gebetsaufforderungen des Diakons geht ferner das Gebetswort des zelebrierenden Bischofs oder Priesters Hand in Hand. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts bezeugt der Martyr-Philosoph Justinus als Ergänzung des großen eucharistischen Lob- und Dankgebetes ein Fürbittengebet, durch welches die Gnadenfrüchte des unblutigen neutestamentlichen Opfers allen und jedem zugewendet werden sollen. In seinem Rahmen stellt das Meßformular Alexandrias, die sog. Markusliturgie, die Doppelbitte um den Frieden der Seelen und der äußeren Welt kraftvoll fast ganz an die Spitze: ‚Des Friedens, der vom Himmel ist, walte in unser

aller Herzen, aber auch den Frieden dieses Lebens schenke uns.' Und wiederum läßt in entsprechendem Zusammenhang ein altarmenisches Formular die erste Hälfte dieser Doppelbitte weg.

Das Abendland schlägt den Friedensbitten des Ostens nächstverwandte Töne besonders in den altehrwürdigen Texten an, deren es sich bei der Feier des Leidens- und des Auferstehungs-Paschas bedient. Es genügt, an zwei allbekannte Stellen römischer Liturgie zu erinnern. Die erste der sog. Orationes solemnes des Karfreitags, der ehedem auch schon am Mittwoch in der Karwoche verrichteten feierlichen Fürbitten für alle Stände, faßt als eines ihrer Objekte die Gewährung eines ‚friedsamen und ruhigen Lebens' ins Auge, das den Betern Muße gebe, ‚Gott den allmächtigen Vater zu verherrlichen'. Das jubelnde Praeconium Paschale, der vom Diakon zu singende Text zur Weihe der Osterkerze, klingt in dem Wunsch aus, daß Gott ‚Ruhe der Zeiten gewährend' Klerus und Volk die heilige Osterfreude ungetrübt genießen lasse. Die vorrömische Liturgie Galliens ging hier noch weiter. Von ebenso vielen, den Karfreitagsfürbitten Roms entsprechenden Gebeten, die in ihr sich mit den zwölf alttestamentlichen Lesungen der Ostervigil verbanden, war eines ganz und ausschließlich der Bitte um zeitlich-irdischen Frieden gewidmet.

Für eine formelhaft festgelegte Weltfriedensbitte des regelmäßigen Gottesdienstes sind alte abendländische Belege allerdings äußerst selten. Vorerst scheint eigentlich nur ein einziger denjenigen des Orients nächstverwandter Litaneitext in Betracht zu kommen, der einst auf den britischen Inseln gebräuchlich war und von dort vielleicht durch den hl. Bonifatius auch nach Mitteldeutschland gebracht wurde. ‚Um tiefsten Frieden und Ruhe unserer Zeiten . . .', hebt der Vorbeter die erste seiner Gebetsaufforderungen an, in welche die Gemeinde mit den ergänzenden Worten einfällt: ‚Bitten wir dich, Herr: Erhöre und erbarme dich.'

Was hier die scheinbar abweichende Haltung des Westens bedingt hat, ist eine Entwicklung, auf die, obgleich sie seitab führt, doch mit einigen Worten eingegangen werden muß.

Schon im griechischen Osten macht sich eine starke Vorliebe dafür fühlbar, mit der Weltfriedensbitte die Bitte für ‚die heilige und einzige katholische und apostolische Kirche von den einen bis zu den anderen Enden der Erde' oder für ‚die Einigung aller heiligen Kirchen Gottes' eng zu verbinden. Der nichtgriechische Orient bekundet die weitergehende Neigung, die beiden Bitten in eine einzige für den ‚Frieden der Kirche' zusammenzuziehen. Im Gebiete der lateinischen Kirchensprache ist die Vereinfachung geradezu herrschend, wo man nach Maßgabe griechischer Liturgie die Bitte um den Weltfrieden erwarten würde.

Es ist sehr wohl möglich, ja es mag sogar als recht wahrscheinlich gelten, daß solche Ersetzung der politischen durch eine kirchenpolitische Friedensbitte letzten Endes in dem Verhältnisse der Christenheit zum vorkonstantinischen römischen Staate wurzelt, daß es ursprünglich die Freiheit

der Kirche von blutiger Verfolgung war, was man als ihren ‚Frieden‘ erflehte. Aber das — einen besonders starken Widerhall im Abendland findende — Wort von der Einigung der Kirchen weist doch noch in eine andere Richtung. Daß es gerade der nichtgriechische Orient und der Westen sind, die da Hand in Hand gehen, erheischt eine Erklärung. Es dürfte in der Folgezeit die Sehnsucht nicht sowohl nach dem äußeren, als nach dem inneren Kirchenfrieden gewesen sein, was die Herzen erfüllte, wenn man für den Frieden der Kirche betete. Der Gegensatz, in dem sich der Katholizismus Roms und der ehemaligen römischen Provinzialen zu dem arianischen Kirchentum der neubegründeten germanischen Volksstaaten sah, mußte im Abendland jene Sehnsucht zeitigen. In Ägypten und Vorderasien tat es der für die kirchliche Einheit dieser Gebiete verhängnisvolle christologische Glaubenskampf des 5. bis 7. Jahrhunderts. Speziell in Rom mögen das Flehen, daß Gott seine Kirche ‚befrieden, behüten, einen‘ wolle, sogar die Spaltungen schon nahegelegt haben, die während des 3. Jahrhunderts mehr als einmal nach einem Verse des Papstes Damasus ‚das zärtliche Herz der Mutter durchschnitten‘. Bereits die Schismen eines Hippolytos und Novatian mögen dem Wortlaut unseres heutigen römischen Meßkanons ihre Spur aufgedrückt haben.

Anders als zwischen den jungen arianischen Germanenstaaten des Westens und den häretischen Nationalkirchen Syriens und Ägyptens lagen die Verhältnisse, wo die byzantinische Staatsraison in der Lage war, die nivellierende Orthodoxie ihres Zwangskirchentums durchzuführen. Über bloße Ansätze ist dort das kirchenpolitische Friedensgebet nicht hinausgekommen. Dagegen sehen wir vor allem auf dem byzantinischen Boden neben dem politischen Friedensgebet ein liturgisches Kriegs- und Siegesgebet stehen.

In vielfach gleichlautenden Wendungen erscheint es im großen eucharistischen Fürbittengebet Alexandrias, Jerusalems und Kappadokiens. Mit markigen Worten wird der ‚König der Könige‘, der ‚Herr der Herren‘ angerufen, den Träger des oströmischen Diadems ‚mit der Waffe der Wahrheit‘, ‚der Waffe des‘ göttlichen ‚Wohlgefallens‘ zu gürten, ‚sein Haupt zu überschatten am Tage des Krieges‘, ‚seinen Arm zu stärken, seine Rechte zu erhöhen‘, selbst — er, der Ewige — ‚Waffe und Wehr zu ergreifen und sich zu erheben ihm zur Hilfe‘, ‚alle kriegerischen und barbarischen Völker ihm zu unterwerfen‘, auf daß die Betenden, wenn sich die Wogen blutigen Sturmes geglättet, ‚ein stilles und ruhiges Leben hinbringen in aller Gottesfurcht und Frömmigkeit‘.

Als Zweck und Ziel auch des Krieges erscheint hier der — das eine notwendige Werk der Seelenheiligung erleichternde — Friede. Aber nicht minder als er ist doch der Krieg dem göttlichen Weltplane eingeordnet. Eingeordnet ist diesem vor allem, was der Krieg unmittelbar aufzurichten und zu bewahren bestimmt ist: die Herrschaft des alle Segnungen der Kultur schützenden römischen Imperiums über alle Völker der bekannten Erde. Die durch seine Legionen erkämpfte Weltherrschaft Roms wird als das gottgewollte

Mittel gewertet, um dem Erdkreise das Glück des Friedens zu gewährleisten. Das älteste Kriegsgebet der Christenheit ist ein im höchsten Grade nicht nur patriotisches, sondern imperialistisches.

Das älteste — und auch, absolut gesprochen, ein sehr altes! Denn daß — man kann wohl sagen — mit mehr oder weniger starken Schwankungen des Wortlautes ein und dasselbe Gebet hier in drei so verschiedenen und eines gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses schlechterdings nicht verdächtigen Hauptformularen der orientalischen Messe wiederkehrt, weist bezüglich der Entstehungszeit des Stückes natürlich sehr weit hinauf. Und ein Gleiches tut der Umstand, daß das Gebetswort in hervorragend starkem Maße nach der in die älteste christliche Liturgie übergegangenen Weise älteren, synagogalen Gebetes sich aus biblischen Textelementen aufbaut. Es ist wiederum nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich, daß, was uns in den Formularen späterer Jahrhunderte entgegentritt, noch aus der vorkonstantinischen Zeit herüberragt.

Diejenigen, für welche man den Sieg im Kriege erfleht, wären dann ursprünglich nicht die ‚allerfrömmsten und christusliebenden Basileis' von Konstantinopel, sondern die heidnischen Cäsaren der palatinischen Kaiserpaläste gewesen. Schon vor Erlaß des Reskriptes von Mailand wäre das christliche Bewußtsein in seiner weltbejahenden Orientierung sogar so weit gegangen, sich einen allgemeinen Völkerfrieden nur im Rahmen des römischen Weltreiches vorstellen zu können und deshalb kriegerische Lorbeeren für die Feldzeichen der nämlichen Staatsgewalt zu erbitten, durch deren Richtschwert die Blutzeugen des Glaubens fielen. Die Sache ist um so denkbarer, weil wenigstens überhaupt ein regelmäßiges liturgisches Gebet für die heidnische Obrigkeit bereits durch den Korintherbrief des römischen Klemens, ja sogar durch eine Stelle eines paulinischen Pastoralschreibens (1. Tim. 2, 1) bezeugt ist, zwei Zeugnisse, denen sich aus den beiden folgenden Jahrhunderten noch eine Reihe weiterer anschließen ließe.

Aber ein ungleich innigeres mußte das Verhältnis christlichen Empfindens zur römischen Reichsidee doch immerhin werden, seit diese die Idee eines christlichen Kaiserstaates geworden war, seit ein Sieg römischer Waffen über die Barbarenvölker auch und vor allem einen Sieg des Christentums über das Heidentum bedeutete. Eine gewisse Unterstreichung des älteren Kriegs- und Siegesgebets hat denn zweifellos erst die altbyzantinische Zeit vorgenommen. Man wird es hierher zu rechnen haben, wenn vereinzelt die Bitte um Sieg der Herrscher im Kriege auch in diakonale Litaneien aufgenommen wird, wenn hier eine Fürbitte für Heer und Lager Platz findet, nachdem man früher die Zulassung von Soldaten zur Taufe mindestens an Bedingungen geknüpft und den nachträglichen ungezwungenen Eintritt Getaufter in den Soldatenstand geradezu untersagt hatte. Vor allem aber hatte das Gebet um kriegerischen Erfolg, nachdem es einmal für christliche Kaiser verrichtet zu werden angefangen hatte, seine Daseinsberechtigung nur, solange und wo man es für solche verrichten konnte.

Unter der Herrschaft der mittelpersischen Sassaniden, gegen die Ostrom um die mit derjenigen seiner Weltmacht zusammenfallende Grenzlinie christlicher und zoroastrischer Art stritt, unter der Herrschaft des Islams, der sieghaft die Ostprovinzen vom christlichen Imperium losgerissen hatte, wäre ein christlich imperialistisches Kriegsgebet sinnlos gewesen. Darum sehen wir es bis auf wenige verkümmernde Spuren aus der nichtgriechischen Liturgie des Ostens verschwinden. Der Krieg, den nichtchristliche Landesherren unter sich oder gegen die am Bosporus residierenden Nachfolger des ‚heiligen und apostelgleichen' Konstantin führten, konnte nicht mehr als ein positiver und aufbauender Faktor im Organismus gottgewollten Weltlaufes, sondern nur noch als eine Gottesgeißel erscheinen: als der furchtbarsten eine neben Krankheit und Mißwachs und dem Wirken zerstörender Naturgewalten. Kriegsgebet mußte so zum reinen Abwehrgebet werden, zum Flehen um Bewahrung vor den Schrecken des Krieges. So bezeugt denn auch schon vor 502 der nestorianische Dichtertheologe Narsai, daß man in den syrisch den Gottesdienst feiernden Gemeinden östlich der römisch-persischen Grenze im eucharistischen Fürbittengebet für ‚die ganze Welt und ihre Bewohner' nicht mehr das positive Gut des Friedens, sondern mit bezeichnender negativer Gedankenwendung erflehte, ‚daß Schlachten und Kriege und Kampfeswirren auf ihr aufhören' möchten. Und entsprechend fordert in der Messe der Nestorianer etwa seit Mitte des siebten Jahrhunderts der Diakon auf: „. . . lasset uns beten und flehen zu Gott, dem Weltherrn, daß er in seiner Gnade von uns ferne halte Schwert und Gefangenschaft und Plünderung und Erdbeben und Hagel und Hunger und Pest und alle bösen Plagen des Leibes.'

Es gibt eine überzeugende Gegenprobe darauf, daß derartige negative Gebetsweise in der Tat mit dem Leben unter der Herrschaft der ‚Ungläubigen' in ursächlichem Zusammenhange steht. Abessinien hat sich durch alle Stürme der Jahrhunderte ein nationales christliches Königtum bewahrt, und seine Liturgie betet nur positiv um ‚Frieden in den Tagen' des regierenden Königs. Der Krieg hat doch nicht das ihn zur bloßen Zuchtrute Gottes herabdrückende unbedingt und ausschließlich häßliche Gesicht, wo er — abgesehen von den allerdings in Abessinien von jeher besonders häufigen inneren Fehden — ein Abwehrkrieg christlicher Waffen gegen Heidenmacht ist.

Ähnlich wie in den vom Islam okkupierten Provinzen des Ostens lagen die Dinge wieder im Westen, wo die römische Reichsidee unter den Keulenschlägen der Völkerwanderung zusammenbrach. So ist es mehr als Zufall, wenn in merkwürdiger Berührung mit der Gebetsaufforderung des nestorianischen Diakons aus der Allerheiligenlitanei Westroms hinter den Bitten gegen ‚Blitz und Ungewitter' und die ‚Geißel des Erdbebens' der Hilferuf ertönt: ‚Von Pest, Hunger und Krieg — Befreie uns, o Herr!'

Aber nicht immer hat am Tiberufer das liturgische Gebet den Krieg so gewertet. Unter den feierlichen Karfreitagsfürbitten steht noch immer

im römischen Meßbuche das alte Gebet ‚für unseren christlichsten Imperator‘, das seine praktische Bedeutung längst eingebüßt hat. Daß ‚Gott, unser Herr‘, der ‚allmächtige, ewige Gott, in dessen Hand alle Gewalten und aller Reiche Rechte ruhen‘, ihm, der ausdrücklich als der ‚römische‘ bezeichnet wird, ‚alle barbarischen Völker unterwerfe zu unserem dauernden Frieden‘, das ist sein echt kriegerisch-imperialistischer Wunsch und, ‚daß die Völker, die auf ihre Wildheit vertrauen‘, ‚durch die Rechte‘ göttlicher Macht unter das Joch ‚gebeugt werden‘. Man hat nicht etwa erst für die Nachfolger Karls des Großen und Ottos des Großen so gebetet. Das verbürgen die Überlieferungsverhältnisse des Gebets in den alten abendländischen Sakramentarien. Das würden allein schon seine sofort in die Augen springenden Berührungen mit dem Kriegs- und Siegesgebet des griechischen Ostens verbürgen. Hier liegt so gut wie dort das wohl nur den Tagen des christlich gewordenen Reiches angepaßte ursprünglich noch vorkonstantinische Liturgiegebet um Römersieg als Unterpfand des Weltfriedens vor. In jedem Falle aber liegt selbst unmittelbar ein Gebet vor, das man schon für die in Mailand und Ravenna residierenden letzten Kaiser des alten weströmischen Imperiums verrichtete, als die germanischen Völkerwellen über seine Grenzen brandeten.

Doch höher und höher stiegen die furchtbaren Wellen und drangen bis zum Herzen der römischen Weltmacht vor: bis unter die Mauern, bis auf die Fora und die Straßen der Ewigen Stadt selbst. Es kam der Tag des Jahres 410, an dem im weltfernen Bethlehem Hieronymus, erschüttert durch die Nachricht von ihrer Eroberung durch Alarich, klagte, daß Rom zusammengebrochen, daß es, die stolze ‚Mutter der Völker‘, ihr ‚Grab‘ geworden sei. Und die Schrecken der westgotischen Plünderung eröffneten nur eine lange Reihe weiterer Gefährdungen der einstigen Hauptstadt der Welt. Vor Hunnen, Vandalen, Ostgoten und Langobarden mußte man zu zittern lernen, indessen auch das morsche Gebäude eines zum bloßen Schein gewordenen Kaisertums zusammenbrach. Ein Krachen und Splittern ging durch die Welt, daß man den vom Erlöser vorhergesagten Kämpfen der Endzeit sich zu nähern glaubte.

Die Kriegsschrecken jener Tage fanden auch im stadtrömischen Gottesdienste einen lauten Widerhall. Die älteste, noch nicht offizielle Sammlung von Meßgebeten der römischen Kirche, das fälschlicherweise so genannte Leoninische Sakramentar, enthält eine stattliche Reihe von Meßformularen, die in einer noch die freie liturgische Extemporation gestattenden Zeit aus der großen Not derselben heraus geboren wurden. Mit packender Anschaulichkeit machen diese ältesten Kriegsmessen noch heute den Leser zum Augenzeugen davon, wie während langer Belagerung vor den Mauern Roms die Feinde das von den Bürgern gesäte Getreide ernteten, lassen ihn den Notschrei der geängstigten Einwohnerschaft und ihren innigen Dank vernehmen, wenn auf das hohe Osterfest der Abzug des Feindes sie aufatmen ließ. Die ältesten Bestandteile dieser Sammlung gehen nachweislich bis

in die Zeit ums Jahr 483 zurück. Vor allem scheint es aber die ein ganzes Jahr dauernde Belagerung durch Vitiges (537—38) zu sein, deren Nöte sich in ihren Kriegsgebeten spiegeln.

Liturgische Gelegenheitsschöpfungen von schärfstem zeitgeschichtlichem Gepräge, konnten dieselben eine bleibende praktische Bedeutung naturgemäß nicht gewinnen. Aber auch im unveränderlichen Wortlaute von Ordo und Kanon der Messe hat ihre sturmbewegte Entstehungszeit unverwischliche Spuren zurückgelassen. Es ist Gregor der Große gewesen, der um die Wende vom sechsten zum siebten Jahrhundert als Prediger laut dem Gedanken Ausdruck verlieh, daß die Schrecknisse der Zeitläufe Vorboten des nahenden Weltendes seien. Daß er den Hilferuf aus diesen Schrecken auch in den liturgischen Text hineintrug, ist begreiflich. Ausdrücklich überliefert ist, daß er kurz vor dem Abendmahlsberichte dem Kanon die Friedensbitte einflocht: ‚und mögest unsere Tage in deinem Frieden ordnen‘. Mindestens die allerhöchste innerliche Wahrscheinlichkeit hat es aber auch für sich, daß er es war, welcher hinter der Rezitation des Vaterunsers den Passus schuf, der Gott bittet auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau, der Apostel Petrus, Paulus, Andreas und aller Heiligen ‚gnädig Frieden zu geben in unseren Tagen‘ und Sicherheit ‚vor aller Wirrsal‘.

Was im Gegensatz zu denjenigen des Orients in den Verhältnissen des Westens, wie die Völkerwanderung sie schuf, am Kriegeselend besonders verletzend für das christliche Empfinden sein mußte, war die Tatsache, daß christliche, ja seit dem Verschwinden der kurzlebigen Arianerstaaten derselben katholischen Kirche angehörende Fürsten und Völker sich gegenseitig all' sein Wehe antaten. Das schmerzvolle Erstaunen darüber spricht aus der zweiten, auf Krieg und Frieden gehenden Bitte der Allerheiligenlitanei: ‚daß du den christlichen Königen und Fürsten Frieden und wahre Eintracht schenken wollest, — Wir bitten dich, erhöre uns.‘ Dasselbe Gefühl gewinnt noch wortreicheren Ausdruck, wenn in einem aus Autun stammenden Sakramentar etwa des ausgehenden siebten Jahrhunderts in der Reihe der zwölf altgallischen Orationen der Ostervigil das Friedensgebet zum Gebete um den ‚Frieden der Könige‘ wird, deren ‚Sinn‘ Gott ‚mildern‘ wolle, auf daß ruhige Zeiten ihren Untertanen es erleichtern, dem Himmelreiche schon auf Erden zu dienen.

Allein das Band auch äußerlicher Einigung, das für die Träger des Christennamens in dem christlich gewordenen Römerreiche gegeben gewesen war, hatte sich für immer gelöst. Die neuen Nationalstaaten germanischer Eroberer, die sich auf den Trümmern der Reichseinheit erhoben, erwiesen sich als dauernde Gebilde. Und Krieg und Fehde blieben das eigentlichste Lebenselement dieser Nationalstaaten. Es ist nun für die Stärke des alten religiös geweihten Römergedankens höchst bezeichnend, daß man vielfach fortfuhr, der liturgischen Formeln, in die er sich gekleidet hatte, sich auch zu bedienen, wo es galt, für die einzelne Volksgemeinschaft um den Sieg über ihre Feinde zu beten. Mindestens vom Frankenreiche können

wir es verfolgen, wie es sich schon unter den merowingischen Königen das alte imperialistische Römergebet um Römersieg und Römergröße dienstbar machte. Selbst in einem Texte wie das kriegerische Kaisergebet des Karfreitags setzte man kurzerhand ‚unseren christlichsten König' an Stelle des ‚christlichsten Imperators' ein. Die Geschichte des liturgischen Kriegs- und Friedensgebetes läßt hier in beachtenswerter Weise greifbar werden, wie lange schon der Gedanke in der Luft lag, der bei der Weihnachtsmette des Jahres 800 die Gestalt der vollendeten Tatsache annahm.

Inzwischen hatte mehr und mehr auch Ostrom die Stürme einer neuen Zeit zu fühlen begonnen, für welche die Weltherrschaftsansprüche seiner Basileis Schall und Rauch wurden. Schon im Jahre 626 sah Konstantinopel erstmals die Heerhaufen des Islams vor seinen Mauern. Belagerungen durch die Avaren und die Russen sind der arabischen gefolgt. Bei einer dieser Bedrohungen der Hauptstadt geschah es, daß eine ältere Perle griechischer Kirchendichtung den Charakter eines kriegerischen Dankesliedes erhielt, der sie noch heute als das Te Deum der ‚orthodoxen' Welt erscheinen läßt. Im 6. Jahrhundert hatte Romanos, der unübertroffene Fürst der christlichen Dichter in griechischer Sprache, oder ein Unbekannter seines Kreises in einem wundervollen Marienhymnus auf das Fest des 25. März das Geheimnis der Menschwerdung gefeiert. Nun, da man die Rettung der ihr geweihten Stadt der Fürsprache der Gottesmutter zuschrieb, wurde das Lied durch lange Reihen mit dem Ave des Verkündigungsengels anhebender Lobsprüche erweitert und erhielt eine neue Einleitungsstrophe, die das Ganze, den sog. Hymnos Akathistos, als Siegeszoll der von ihr befreiten Kaiserstadt

‚Ihr, die für uns kämpfte, der Herzogin',

weiht. Die schwungvolle Widmung kann als ein byzantinisches Seitenstück zu den Kriegsmessen des Leoninischen Sakramentars gelten.

Aus ursprünglichem Gelegenheitsgebet in bestimmten Einzelfällen schwerer Kriegsnot hat sich schließlich in Ost und West eine bei gegebener Gelegenheit immer wieder zu verwendende Votivliturgie für Kriegszeiten entwickelt. Die für den Einzelfall geschaffenen Texte wurden, nicht einmal immer unter Streichung auch nur der augenfälligsten zeitgeschichtlichen Anspielungen, wieder verwendet, so oft aufs neue die Wetter des Krieges sich zusammenballten, und gingen so als bleibendes Gut in die offiziellen liturgischen Bücher über.

Das sogenannte ‚Große Euchologion' der griechischen Kirche enthält einen aus Bibellesungen, dem Gesang liturgischer Poesie und einigen langen Gebeten bestehenden Votivgottesdienst ‚beim Heranziehen von Barbaren und Angriffen der Heiden'. Auch hier ist es die Gottesmutter, zu der bei drohender Kriegsgefahr sich die Liedstimme erhebt. Eine genaue Altersbestimmung der einzelnen, kaum gleichaltrigen Teile, aus denen das Ganze sich aufbaut, ist nicht angängig. Von den Gebeten bejammert eines in Anlehnung an alttestamentliche Klagedichtung die Macht, die zur Strafe

ihrer Sünden der Heidengewalt über die Christen gegeben wurde. Ein verwandtes Gebet ‚für den Kaiser und sein Heer‘ faßt als die zu besiegenden Feinde nicht ausschließlich die Sarazenen ins Auge und scheint noch einen günstigeren Stand der byzantinischen Machtverhältnisse vorauszusetzen. Als den allmächtigen Weltschöpfer, als den Beschützer Abrahams, Gedeons und Davids im Kampfe mit Goliath, den Befreier Israels aus Ägypten ruft es Gott zum Schutze des obersten Kriegsherrn an, als welcher der Kaiser erscheint, ohne daß auf eine unmittelbare bestimmte Kriegsgefahr Bezug genommen würde.

Man kann mit diesem byzantinischen Texte etwa das Formular einer Votivmesse ‚für die Könige‘ in Parallele stellen, das an dem sog. Frankenmeßbuch das Bruchstück eines abendländischen Sakramentars rund der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert enthält. Einer der am tiefsten rein zeitgeschichtlich bedingten Gebetstexte des Leoninums ist darin als Präfation wieder verwendet. Ein Sakramentar des Klosters Fulda, das vor einigen Jahren ediert wurde, zeigt, daß das alte Stück stadtrömischen Kriegsnotgebetes in gleicher Funktion noch im Zeitalter der Ottonen in deutschen Landen Verwendung fand.

Auf Papst Gelasius I. (492—496) führte man im Frankenreiche, allerdings mit einer wohl sicher verfehlten Vermutung, diejenige in drei Bücher eingeteilte Rezension des römischen Sakramentars zurück, die man jenseits der Alpen kannte, bis Papst Hadrian I. an Karl d. Gr. eine jüngere unter dem Namen Gregors d. Gr. gehende sandte. Hier finden sich außer demjenigen einer Messe ‚für die Könige‘ nicht weniger als fünf verschiedene Formulare für Votivmessen in Kriegszeit. Der Ton ihrer Gebete ist teilweise noch ein stark imperialistisch angehauchter. Das ‚römische Reich‘, der ‚römische Name‘ und seine ‚Freiheit‘ sollten noch immer eines ganz besonderen göttlichen Schutzes sich erfreuen. Dabei ist es bemerkenswert, daß mehrfach mit Rückübersetzung des griechischen Basileis-Titels von den ‚römischen Königen‘ gesprochen wird. Die Texte entstammen also der Zeit, in welcher noch die nominelle byzantinische Herrschaft über Westrom als zu Recht bestehend empfunden wurde. Man könnte etwa an die Jahre denken, als in der Person des Phokas (602—610) zum letzten Male ein oströmischer Herrscher seinen Fuß in die Siebenhügelstadt setzte. In dieser Umgebung finden sich nun aber auch schon die Gebete der Kriegs-Votivmesse des heutigen Meßbuches. Es ist mindestens — das darf man getrost behaupten — ein rund dreizehnhundertjähriges Gut, dessen sich während des unerhörten Völkerringens unserer Tage der katholische Priester bedient, wenn er beim heiligen Opfer der Altäre das Ende seiner Greuel erfleht.

Im Frankenreiche hat man auch für die Votivmesse der Kriegszeit mit Vorliebe von Texten römischen Ursprungs Gebrauch gemacht. Ungleich selbständiger und eigenartiger war das Kriegsgebet des spanischen Westgotenreiches. Besondere Aufmerksamkeit verdient hier der feierliche kirchliche Ritus, mit welchem der Auszug des Königs zum Kriege und seine Rück-

kehr aus demselben umgeben war. Die Formulare beider Riten sind durch eine Handschrift vom Jahre 1039 in einer um rund vier Jahrhunderte älteren Gestalt erhalten.

Der Herrscher erschien mit seinen Mannen an der Schwelle der im stehenden Heerlager bei Toledo gelegenen Basilika der Apostelfürsten. Von zwei weißgekleideten Diakonen ins Innere geleitet, wo ihn der gesamte Klerus im Kirchenchore erwartete, warf er sich zunächst zu stillem Gebete auf die Erde nieder. Sobald er sich erhob, stimmten die Sänger an: ‚Es sei der Herr mit eurer Heerfahrt, und sein Engel ziehe als Begleiter mit euch.‘ Gebet und ein erster bischöflicher Segen eröffnen die weitere Feier. Dann empfängt der König aus der Hand des Bischofs ein silbernes Reliquienkreuz mit einer Kreuzpartikel und übergibt es einem Priester, der es während des gesamten Feldzuges vor ihm hertragen soll. Unter Antiphonengesang werden vom Bischof allen Fahnenträgern des Heeres ihre auf dem Altare bereit liegenden Standarten überreicht. ‚Beuget euch in Demut dem Segen,‘ mahnt alsdann der Diakon. Der Bischof spricht ein zweites aus mehreren Absätzen bestehendes Segensgebet über den König. ‚Im Namen unseres Herrn Jesus Christus ziehet hin in Frieden,‘ entläßt diesen der Diakon. König und Bischof nehmen mit Umarmung und Kuß von einander Abschied. Der Sängerchor stimmt noch einmal an: ‚Herr Gott meiner Stärke, überschatte mein Haupt am Tage des Krieges!‘ Und hinaus geht es aus dem Gotteshause in den blutigen Streit. Entsprechend begrüßen Gebete und Segnungen in derselben Kirche den König bei seiner Rückkehr.

Es klingt ein neuer Zug lyrischer Gefühlswärme durch diese Texte. Der Gedanke an die Heimkehr beherrschte schon die Gebete zum Auszuge. Daß ‚durch die Siegeskraft des heiligen Kreuzes‘ ‚ihr blütengeschmückt die Tafeln eurer Triumphe zu uns zurücktraget,‘ wünscht der Bischof in seinem zweiten Segensgebete dem scheidenden Herrscher und seinem Heere und schließt: ‚Auf daß mit dem Friedenskusse, mit dem wir euch, Lebewohl sagend, von hinnen geleiten, bei glücklicherer Rückkehr an dieser Stätte wir unter Siegespreis euch empfangen!‘ Das ist nicht mehr aus römischem Imperialismus, sondern aus der Innigkeit germanischen Empfindens heraus geboren. Aus der geistigen Sphäre der christlichen Antike, so weit auch immer man ihre Grenzen stecken mag, ist das liturgische Kriegsgebet hinübergetreten in einer Sphäre, deren Fühlen schon dem modernen wahlverwandt ist. Sein feierliches Wort klingt uns fast, als hörten wir den Gesang ausziehender junger Truppen von gestern und heute in weichen Tönen die heimlich selige Hoffnung künden:

‚Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat da gibt's ein Wiederseh'n.‘

Judith / Roman von Peter Dörfler

IV.

Das verborgene Heim.

Milburgis war inzwischen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen. Die alternde Mutter freute sich ihrer im geheimen, soweit es ihre beständige Furcht vor Enttäuschung zuließ. Die Maid tat sich im Geschäfte um wie eine, die ein paar Jahrzehnte alle Verrichtungen geübt hat, und war längst die Seele des Hauses.

Auf einmal war der Wein nirgends so gut wie in der Laute. Die Bürgerssöhne und die Beamten des Grafen lobten das Bier in diesem Gasthofe in die Wette, um zu verbergen, daß die schöne Milburgis sie so oft in die Gaststube zog. War das ein Wettrennen um ihren Blick, ihr Lächeln und ihre Gunst! Und doch brauchte es keiner Kunst, das alles in reicher Fülle zu erlangen. Denn Milburgis kargte nicht. Aber gerade das verdroß die Eifrigsten und Verliebtesten, daß sie ihre Sonne über jeden aufgehen ließ. Denn wer heute selig war, daß sie ihm mit ihrem wonnigen Lächeln den Hut eigenhändig über die Locken gestülpt und dabei gesagt hatte: ‚Ei wie fein und chevaleresk!‘, dem fuhr morgen Gift und Galle auf, weil ein anderer die gleiche Gunst errang, oder weil er ihre schönen Finger ein paar Dutzend Herzschläge länger in seiner Hand behalten durfte. Sie bevorzugte *alle*, das war das Kuriosum. Aber nicht nur junge Bürgersöhne, sondern auch alte verlodderte Graubärte, die von den Türkenkriegen erzählten und nach Schnaps rochen, erfreuten sich ihres frohen Gesichtes allezeit.

Am meisten verdroß das den jungen Domänenverwalter des Schlosses, der seinen Gaul auf den Wegen um die Wirtschaft her schier zuschanden ritt, und als dies nicht fruchten wollte, sich sogar auf den Pegasus schwang und diesen folgende ‚Phantasie‘ vorreiten ließ:

Du lächelst wie Sterne und Blumen,
Wie Engel im Himmelreich,
Doch den Philistern und Mumen
Und mir — du lächelst allen gleich.

Ach wenn von deinen Blicken
Mir *einer* nur gälte allein,
Das würde mich wonnig entrücken
In alle Himmel hinein!

Milburgis lachte: Das sei eine Artigkeit für Herrschaften. Wer zuviel sage, der sage gar nichts mehr! Das Reimlein verpfaffte gar nutzlos. Die Mutter warnte: ‚Milburgis, du bist zu fein mit den Herren! Sag es frei heraus, wie es steht. An wen denkst du?‘

Aber Milburgis rief erstaunt: ‚Warumb doch — ich denk mir nichts!‘

Die Mutter darauf hart: ‚Aber die Herren denken wohl etwas!‘

Von da wurde Milburgis doch scheuer und hielt sich mehr in der Bauernstube auf bei den Fuhrleuten in groben Kitteln und vom Kote bespritzt. Sie hatte unter ihnen allerbeste Freunde, bekam auch hier liebste Dinge zu hören, wußte immer genug neueste Ereignisse zu erzählen und schwatzte sich den Mund und den Blauhemden das Herz warm. Sie stand überhaupt mit dem ganzen Städtchen in Verkehr, ein paar Neiderinnen ausgenommen, die zischelten, sie würde die nämliche Hexe wie die Großmutter werden. Denn Milburgis kurierte wie diese und trug ihr Salb- und Pflasterkästchen mit einem Eifer da und dort hin wie der Bettelmann seinen Sack um die Winterzeit. Aber es waren darin auch Süpplein und Weißbrot, Selchfleisch und Butterknollen. Der Altbürgermeister sagte, von diesen Gängen brächte sie ihr Lachen und ihre Lichtaugen mit nach Hause. Und der Espenmüller, man merke es gleich, wenn darin eine neue Kerze aufgesteckt sei, oft wären es deren aber zehn in einem Tage.

Der Domänenverwalter aber hoffte von Tag zu Tag, daß diese Kerzen seinetwegen aufflackerten. Er seufzte, ließ Sporen klingen, klagte, renommierte, und wenn es möglich gewesen wäre, dann hätte er von dem Grafen für die Werbezeit die Krone mit den neun Zacken zu leihen genommen und alle die erlauchten Titel mit: Von und Zu.

Als er nun seinen Festhut endlich zurechtmachte, die kühnsten Vatermörder aussuchte und beim Schneider einen neuen Karik bestellte, da ging im Städtchen die Mär um, Milburgis sei daran, barmherzige Schwester zu werden. Im Städtchen waren schon viele Mären umgegangen, aber kaum eine unglaublichere: Wie! das schönste Mädchen weitum, das froheste, gescheiteste, das — —! Aber als er rannte, um an rechter Stelle Sicherheit zu gewinnen, da war es schon geschehen. Ganz still hatte Milburgis die Stadt verlassen und lebte in einem Kloster zu Augsburg der Kunst der Barmherzigkeit und des Pflegens, die sie von Ahne und Urahne ererbt, und der einzigen Leidenschaft, die ihr der Himmel eingeglüht hatte. Die unglaublichste Mär hatte recht, und vergeblich hoffte

der arme Mann, daß Milburgis' Beruf eines Tages doch wie Wahn und Schatten wieder zerfließen würde.

Als Milburgis das erwählte Kleid beschworen und für das Leben gesichert hatte, da sagte der Lautenwirt: ,Wir haben noch ein einzig Mägdlein; das ist aber ein Leuteschеu und Trotzkopf, ist leichter auf den Friedhof denn in die Wirtsstube zu bringen. Weshalben uns also länger plagen? Haben wir nit mehr zusammengescharrt, als wir brauchen können und sie in langem Leben vonnöten hat? Wir wollen uns ein wenig lieb geschehen lassen, uns zur Ruh setzen und ans End denken!'

Sie verkauften also das schöne Geschäft, die umfangreichen Liegenschaften und die Brauerei, behielten nur die Wälder zurück und taten sich nach einem stillen Plätzchen für die Altersrast um.

Das fand sich denn auch bald in einem Hause, das allen, der Mutter ausgenommen, wohl gefiel.

Es war abgelegen von allem Verkehr der Stadt, freilich auch von der Pfarrkirche. Dafür aber war es nicht weit zum Kirchgang in die Rochuskapelle, die ein reicher und kinderloser Bürger in der Nähe ex propriis aufgerichtet hatte.

Judith, die sonst alle Winkel der Stadt wohl kannte, vermochte sich trotz aller Hinweise und Beschreibungen nicht vorzustellen, daß an dem angegebenen Stadtteil Raum für ein ansehnliches Haus sei. Da nahm sie der Vater bei der Hand und ging mit ihr, um das neue Heim zu besichtigen.

Sie wandelten über den Marktplatz, durchschritten das Veitstor und ein Gewirr von Winkelgäßchen. So kamen sie, ganz nahe der Stadtmauer, zu dem Basteiplatz. Vier schmale, zusammengequetschte Häuser bildeten hier ein Geviert. Nur ein enger Pfad blieb offen und schien zu Ställen und Wirtschaftsräumen zu führen. Aber wenn man sich durchwagte, stand man vor einem hohen hölzernen Tor, über welches das rote Gestein der Stadtmauer hereinragte.

,Hie ist die Welt mit Brettern vernagelt,' sagte Judith, ,und es seind allda nur Häuslein für Finken und Fledermäus.'

Aber der Vater zog den Torriegel zurück, und nun standen die zwei unter dem grünen Gedach eines schmalen, aber langgestreckten Gartens, der auf der anderen Seite durch die hohe Stadtmauer abgeschlossen war. Und diese Stadtmauer war gewissermaßen das neue Haus. Denn seine Räume hingen an ihr wie ein Auswuchs an einem Baum. Da man aufgehört hatte, die Stadt als eigentlichen festen Ort zu halten, hatten die Bürger wie Bienen in einem

allzu engen Ort die bislang freien Räume ausgebaut und kreuz und quer neue Behausungen angebracht. Dabei bot die Stadtmauer den Vorteil, daß man eine Mauer weniger aufzurichten hatte. So war auch das neue Heim der geschäftsmüden Familie entstanden.

Judith schlüpfte hinein wie eine Seele in den Leib, der eigens für sie bestimmt und gestaltet ist. Hier fühlte sie sich zu Hause, als wäre sie nie an einem anderen Orte gewesen. So wenig spürte sie Heimweh nach dem Wirtshause, daß sie mit dem Betreten des grünen Winkels erst von einem Heimweh befreit zu sein schien.

Sie fand hier alles, was ihre Seele von einem Hause wünschen mochte, und sie entdeckte Tag um Tag neue Vorzüge.

Daß Birnbäume und Nußstauden in dem Garten standen, das war wohl geziemend und nichts Absonderliches. Aber nahe der Mauer reckten sich Eschen, Birken und Berberitzenstauden — und das war eine Herrlichkeit. Und all diese Bäume hatten einen gewaltigen König, dem Judith vom ersten Augenblick an Herz und Seele schenkte. Es war der Miramamolino der Bäume, eine ungeheure, abenteuerliche Tanne. Sie stand da, wo die Stadtmauer an einem Höhenzug sachte aufwärts stieg und die Bretterwand von den Rückseiten der Häuser in spitzem Winkel gegen die Mauer herangedrängt wurde.

Die Tanne gefiel der Mutter nicht, denn der breite Baum brachte das Gefühl mit sich, als sei man mitten in der Wildnis und nicht in der Stadt. Auch der ganze Troß von Eschen, Birken und Gestäude schien nur, von ihm gedeckt und geschützt, die Kultur des stillen Gartens zu stören. Er verfinsterte das Haus und zehrte mit seinen tausend und tausend schwarzen Besen, die er in die Luft reckte, das Morgenlicht auf. Es ging eine finstere Schwere von dem Radmantel aus, der sich fast bis zum Fuß des Stammes herabzog. Aber Judith wäre fast lieber in diesen Baum eingezogen statt in das Haus, und hätte man ihr gesagt, ihr Bettlein ruhe von nun an in einem der borstigen Astarme, sie hätte nicht gebangt.

Die Mutter klagte: ‚Die Fichte drückt mein Gemüt. Auf der Nordseite ist ohnedem kein Licht und Auslug nicht. Seind wir denn Köhler im Wald? Ich dächte, wir wollen diesen Winter mit dem Borstenkerl einschüren, nachher macht er uns doppelt hell und warm, in der Kammer und vor dem Fenster.‘

Aber Judith wehrte sich wie um ihr eigen Leben, sie wollte den Baum feien und weihen und schrie: ‚Nein, Mutter, nein, niemalen nicht, dieweil der Baum heilig ist.‘

Das Haus selbst war eine enge Keiche. Aber es fand sich daran eine hohe Freitreppe, von der aus man zwar nicht auf die Gassen der Stadt, aber auf ihre Dächer, Giebel und Türme sehen konnte.

Die Stadtmauer hatte ihre Schießscharten etwas geweitet und zu kleinen Fenstern und Auslugen hergerichtet, und hier war nun für Judith die schönste Freude, daß man über den verwachsenen Graben hinweg ins Freie schauen konnte. Das ganze Flußtal mit seinen Weiden und Wiesen lag offen da, vom blauen Gebirgszug für den Blick südwärts und gegen Westen durch den schloßgekrönten Höhenzug mit seinen dunklen Wäldern abgegrenzt.

Auf dieser Seite konnte das Haus nur durch ein ganz schmales, von einer schweren Eisentüre verschlossenes Schlupfpförtchen verlassen werden. Eine gebrechliche Brücke aus Holzschwellen, durch wenige Axtschläge leicht abzubrechen, führte über den Graben, der selten mit Wasser gefüllt war. Dort wo innerhalb der Mauer der Tannbaum aufragte, erhob sich auf der Außenseite ein uralter, nunmehr langsam zerfallender Befestigungsturm von gewaltiger Höhe. Die Zweige des Baumes berührten über die Mauer hinweg seine Steine. Er hieß der Dachelturm. Denn er war die Niststätte und die Anziehungskraft der Dohlen, nicht wie die Mutter argwöhnte, der ‚Vorstenkerl'.

Die Mutter nahm alsbald Kunkel und Spinnrädchen vor und vergaß über den Geschäftigkeiten der Hausfrau alles, was außer dem Hause lag. Sie hielt auch ihr Töchterchen an, fleißig Mädchenwerk zu tun. Denn das Abc und die wenigen Künste der Schule, die damals geübt wurden, lagen bereits hinter Judith. Sie sollte nur die Herzschürze vorbinden, das Feuer schüren, Habermus kochen, mit Besen und Waschlappen hantieren und dazu fromm und züchtig wandeln, die Glieder in die Höhe recken und hoch aufschießen als eine gesunde Maid. Das verlangte die Mutter. Und sie gab darum dem Kinde fleißig das in München gedruckte ‚Blumengärtel' in die Hand. Judith wandelte auch wohlgefällig in dem geistlichen Gärtlein. Darin war die Mutter mit ihrem Kind ganz zufrieden. Aber die Spindeln, die Tag um Tag vom Garn anschwellen sollten, blieben Tag um Tag dürr wie die sieben mageren Jahre. Die Schürze blieb blank und feiertäglich, die Besen lehnten gemächlich in den Ecken. Denn Judith stand entweder im Garten oder sie lugte auf den Turm.

‚Wird sich wohl satt gucken,' sprach der Vater und ließ Judith gewähren.

Aber Judith sah sich nicht satt, nicht in einem langen Winter und nicht in einem wundersamen Frühling. Sie umspann Turm und Baum mit den seltsamsten Träumen und schmiedete im Widerstreit gegen Kunkel und Besen kühne Pläne. Der Schuh begann wieder zu jucken und zu zucken. Die Ferne Egwolfs redete sie wieder an, die seit des Alten Tod geschwiegen hatte. Sie kam zu ihr durch das ‚geistliche Blumengärtl', durch ein anderes Gebetbuch, das ihr die Mutter zugeschanzt hatte. Es hieß ‚das geistliche Fischnetz' und rühmte, wie die Missionarii, die Fischer Gottes in Indien und China, das Netz des Evangeliums auswarfen und unzählige Heiden für den christlichen Glauben einfingen. Die Ferne kam auch durch den Mund der Patres St. Franzisci zu ihr, die oftmals von den Mühen, Leiden und Erfolgen ihrer Brüder in den Missionen erzählten. Denn nie seit der Apostel Tod war man mit solchem Eifer zu den Völkern hinausgegangen, wie in diesen Tagen der auf einmal größer gewordenen Welt. Xaverius hatte allein mehr als elfmalhunderttausend Seelen dem höllischen Raubhund abgejagt und die Sozietät Jesu durch die Ihrigen innerhalb hundert Jahren in dem orientalischen Indien dreißig Millionen Seelen zu Gott gebracht.

Niemand wußte, warum Judith auf einmal alle Spindeln weit von sich warf und hartnäckig verlangte, in die Klosterschule geschickt zu werden, wo man fremde Sprachen, französisch und auch hispanisch lernen konnte.

‚Willst du eine Klosterfrau werden?' fragte die Mutter süß erschrocken.

‚Nein,' sagte das Mädchen, ‚niemalen!'

‚Zu was Ende also die feine Schul?'

‚Dieweil ich lang genug bin dumm gewest. Will studieren und lernen!'

‚Bist denn ein Bub?' brummte der Vater, ‚vor Mädleins ist das nicht, so sie nicht willens sind, Schleier zu nehmen oder fürnehm geboren sind. Und merks, wir sein nicht fürnehm!'

Judith hatte einen harten Stand, bis sie ihren Willen durchsetzte. Denn da sie ihr wahres Vorhaben wohlweislich verschwieg, so konnte sie nicht recht begründen, aus welcher Ursach sie das Studium wünschte. Sie mußte aber darüber schweigen, einmal weil die Eltern über ihre Absicht erschrocken wären und dann weil sie nur die vage Vorstellung pflegte, daß sie später weit in die Welt hinaus wandern wollte und daß französisch und hispanisch die Wege hiezu ebneten.

Die Eltern besprachen sich und sagten: ‚Wer mag des Kindes Sinn wissen? Wohl wird sie sich noch bestimmt über ihren Beruf, ins Kloster zu gehen, offenbaren. Tuen wir der Dirn den Willen! Mit der Spindel geht es ohnedem nicht voran und derweil sie die geistlichen Büchlein liebt, wird sie wohl auch nach geistlichem Kleid trachten.‘

So lernte denn Judith Französisch. Auch des Stadtsyndikus seine Töchter mühten sich um diese alamodische Sprache. Die Scholastika so, daß sie alsbald eine gewaltige Brille vorspannen mußte. Auch andere Ratstöchter gingen zur hohen Schule, die das Kulturland — das einzige in Europa behauptete die Gräfin — Frankreich erschloß. Allein die Schindele Ursula holte sich die Bleichsucht beim späten Lampenschein und die Euphrosine Huberin den Griesgram, da ihr die Vokabeln, die sie gestern mühsam aufgespeichert, heute wieder entfielen. Sie schaute auf einmal angstvoll in die Welt, als hänge all ihr Glück an den Fortschritten im Welschen. Urschel und Gretel aber suchten ihre geringen Fortschritte durch die Gunst der Lehrerinnen zu ersetzen. Sie schleiften Butterballen und Dörrfleisch, Samtstoff und Taffet herbei und vergaßen über der gnädigen Nachsicht der Beschenkten, daß nur die Schleierchen der Liebe ihr Nichtwissen verbargen. Susanna und Rosalia endlich, zwei Kaufmannstöchterlein, kümmerten sich den Deut um Französisch. ‚Oui, monsieur, charmant!‘ konnten sie schon lange zirpen. Mehr aber begehrten sie nicht. Dagegen hielten sie sehr viel auf die Knixe — große, mittlere und kleine — die ihnen Madame Dubois beibrachte. Sie waren stolz, nicht nur hart über Gottes Erdboden hinschreiten, sondern darüber schweben, elastisch sich wiegend gleiten und tänzeln zu können. Sie trugen alsbald die Köpfe hoch und steil und sahen fast nur noch huldigende Herren, von anderem Volk, von gemeinen Bürgersleuten insbesondere, wußten sie sich mit einem ‚odi profanum volgus et arceo‘ fern zu halten.

Judith mühte sich nie um die Gunst einer Lehrerin. Es freute sie heimlich, wenn diese um ihre gute Laune warben. Sie dachte: ‚Genau als wie am Stammtisch. Sie verwöhnen mich, darf tun nach meinem Gusto. Meinethalb! Aber sie sollen es nicht wagen, mir eine Mißlaune zu weisen!‘ Sie studierte Französisch mit der Ungeduld eines Kindes, das einen Besuch bei dem fernen Vetter nicht meint erwarten zu können. Aber es kostete sie das Studium kein Stirnrunzeln und keinen Funken ihrer sprühenden Augen. Die Knixe aber lagen nicht in ihrem Programm. Sie haßte die Heuchelei

modischer Formen. Madame Dubois verzweifelte an der Steifheit dieses schlanken Körperleins. ‚Ich weiß nicht, ich begreife nicht,‘ rief sie, ‚Mademoiselle hat ein königliches Instrument für Bewegungen und spielt darauf wie ein Tanzbär!‘ O wie Judith dabei heimlich und diebisch lachte! ‚Wie ernst doch diese Madame solchene Ding nimmt!‘ dachte sie, ‚ernst als hing all Glück und Leben dran! O Egwolf, du bist ihnen ein Narr gewest, aber sind denn sie nicht mit Narren gefüttert! Ich lache eurer! Schweiß vergießt ihr um einen Wahn! Entsetzen faßt euch um eine linkische Bewegung, stolz seid ihr um eine Tändelei und süß schwärmen seh ich euch um Bändchen und Quasten! Ich bleib daheim in meinem glückseligen Nest, bis die Stunde kommt! Hernach aber, was wohl dann? . . . Nach Brasilia oder in eines der hundert morgenländischen Königreiche!‘

Nach dem Unterricht schaute sie nicht nach rechts und nicht nach links, weder auf Madame Dubois, die sie wohlwollend in ein Gespräch verwickeln wollte, noch auf Urschel oder Gretel, die von Kavalieren und Moden ein Aufhebens machten, sondern sprang nach Hause und verbarg sich in ihrem grünen Reich. Wie einst zu Egwolf so flüchtete sie jetzt zu dem Tannenbaum, zu dieser gewaltigen, gutmütigen Majestät und trieb mit ihm Spiel und Scherz, fast noch nach Kinderweise.

Das mochte niemand leid und lästig sein. Aber in der Dohlenkolonie, die um Turm und Baum hauste, entstand ein Aufruhr. ‚Unerhört, der wilde Fratz bleibt nicht am flachen Erdboden wie die anderen Menschengeschöpfe, er will uns in die Nester gucken und das schwanke Gezweige strittig machen!‘

Das Ersteigen der Tanne war nun freilich kein Wagnis. Sie lud förmlich dazu ein, ihre Aussicht an der Spitze zu genießen. Die Äste und Knorpeln setzten schon nahe über der Erde ein und leiteten von da wie Stufen einer Wendeltreppe in die schwankenden und von der dünnsten Säule des Stammes getragenen oberen Regionen empor. Judith ward zuerst durch ein roh aus harten Zweigen gefügtes Nest gelockt, dann durch eine seltsame Verwachsung in der Mitte des Baumes, die wie ein Wanst um den Stamm lief und gleichsam Tisch und Stuhl im lieblichsten grünen Versteck darbot. Hier lud sie sich bei jeder Gelegenheit zu Gaste. Sie steckte ein paar Bücher in das Herzchen der Trägerschürze und fing dann da oben auf den rauhen Borstenästen von heiser schimpfenden Dohlen umflattert an: J'ai, tu as; j'aime, tu aimes . . . mit heller, lachender Stimme. Denn sie hatte so geringe Ehrfurcht vor der ‚heiligen‘ Sprache,

daß sie ihr gerade recht war, Kinderreime zu ersetzen. Sie lachte über ihr: J'ai, tu as, wie die Stadtbuben über die Lorgnette, das ‚Faß-mich-an', ‚Fallum' und die stelzenartigen Absätze der gnädigen Frau Gräfin. Zwischenhinein aß sie Zwetschgen oder Kirschen und spuckte die Kerne in weitem Bogen gegen alle Gesetze neuerlernter Etikette in die Tiefe. ‚Ha', lachte sie, ‚was ist lustiger, als wie den klugen Raben und feinen Meisen französische Lektionen geben! Kratzfüßlein machen, Meister Rab! Am Bücken und Nicken kennt man Noblesse, Mademoiselle Meise! Bessere Aussprache, Madame Dohle! Pfui wie rauh, eh beinah als wärest ein deutscher Michel! Nimm Lehre an von Comtesse Elster, die kann's, ist sicherlich im heiligen Frankenland zu Hause!'

Es geschah aber auch, daß sie beim schönsten Sonnenschein oben saß und auf das Rauschen der Tanne horchte. Es war ihr dann, als höre sie ihr eigenes Blut und Gemüt strömen und branden. Erschreckt und neugiervoll staunend horchte sie auf die Katastrophen, die sich heimlich in ihr austobten. Da brach es zusammen und baute sich auf, da war es wie wenn schwüler Föhn um die Berge weht, und wie wenn aus Winteröde und Schneeflächen heraus erste Amselsänge locken und klagen. Ihr war wie dem Landmann, der aus beschnittenen Zweigen Rebensaft in großen Tropfen bluten sieht, aber unter seinem üppig reichen Land Erdschütterungen vernimmt und fühlt, daß ferne dunkle Gewalten nach seiner Scholle greifen.

Sie war nun schon hochgeschossen und reichte an die Erwachsenen heran. Doch so wie eine junge Buche, die sonnensüchtig bis zu den Wipfelzweigen der starken Vettern emporgeschossen ist, aber sich einer schlanken Gerte gleich unter dem eigenen Gewicht in sanftem Bogen neigt. So war sie hochgewachsen, aber spindelschlank und darum immer leise nach vorn geneigt. Auf ihren Wangen prangte jedoch sonnenherbe Röte, die wie zur Kinderzeit das Blütenweiß der Wangen und Stirn überhauchte und übersprenkelte. Die Nase war daran, ritterlich kühn vorzuspringen, aber sie besann sich rechtzeitig, daß sie ein Mädchenantlitz zieren sollte und begnügte sich mit einem leisen, verhaltenen Schwung. Ihr Hals sproßte weit aus den schmalen Schultern hervor und trug das feurige Köpfchen wie eine schöne durchgeistigte Hand eine edle Schale. Judith nahm sich neben ihren bleichsüchtigen oder derben oder wächsern-gedunsenen Freundinnen in der Schule wie ein echter ‚Holländer' neben blassen Bleistiftzeichnungen aus. Zu der Mutter sagte sie häufiger noch als ehedem: ‚Ich mag nicht!' Und der Mutter Tadel starb nicht

vom Morgen bis zum Kienspanlicht. Aber sie brauchte nie etwas Ernstes zu tadeln. Denn züchtig und fromm blieb Judith wie ein werdendes Klosterfräulein und gehorchte um so rascher, je strammer sie ihre Weigerung herausgestoßen hatte.

‚Willt denn ewig ein Kindkopf bleiben,‘ brummte bisweilen der Vater.

‚Laß sie,‘ warf die Mutter ein, ‚erwachsen kann sie lang genug hinleben. Solang das Schiff im Port sich erlustigt, braucht es keinen Stromwirbel fürchten.‘

Judith selbst erfreute sich ihres stillen Friedens um so mehr, als die Beängstigungen vor den Bestien noch oft in ihr nachzitterten. Wenn sie merkte, wie das stürmische Blut in den Altersgenossen brandete und ihnen den vernünftigen Sinn so sehr trübte, daß die eine mit dem ersten Helden einer ziehenden Schauspielerbande davonging, die andere ihrer Ehre vergaß und dem zerrissenen Kränzchen das junge Leben nachwarf, dann floh sie noch hurtiger zu ihren Bäumen und Vögeln als zu einem gefährdeten Paradies. ‚Mutter,‘ lachte sie einmal, ‚Gott hat mir einen Garten Eden gegeben, meiner ist sogar um vieles köstlicher als der verlorene, derweil kein verbotener Baum mitteinnen steht und keine Schlange plaudert!‘

‚Wart!‘ drohte erschrocken die Mutter.

‚Wohl!‘ rief Judith, ‚die Dohlen sind die feinsten Paradiesvögel, haltbarer, weil nicht so damenhaft und anlockend und ohne Falsch!‘

Aber auf einmal merkte auch sie drängende Wasser und atemberaubende Wirbel. Als sie ihrer Gewalt bewußt wurde, war sie ihnen schon preisgegeben wie eine Flaumflocke dem brausenden Sturm.

V.

Die Miniature.

Unter den Lehrerinnen war eine, die sie die ‚Miniature‘ nannten. Denn sie war zierlich wie eine Nippfigur, hatte unglaublich kleine Fingerchen, war in ihren Bewegungen wie ein Vogel, und doch war alles rund und wohlabgestimmt. Ihre Zähnchen waren nicht nur beliebig geformte Keilchen, sondern jedes schien wie ein Edelstein geschliffen und mit künstlerischem Bedacht in den Kranz eingefügt, zugleich lag über ihrem Weiß ein Hauch wie von zartestem Blutgeäder. Diese Zähne wurden von den Mädchen gerühmt als eine der seltsamsten Köstlichkeiten des Klosters. Ebenso berühmt waren ihre

abgründigen Blauaugen, deren zarter Ernst den schwärmerischen Jungfräulein als eine geheime und sehr romantische Melancholie erschien. Sie sahen die Nonne als eine in das Klostergewand verirrte Prinzessin, wenn nicht gar als ein Sagenwesen an, dessen eigentlicher Beruf es gewesen wäre, auf der Waldwiese in Nebel und Mondschein zu tanzen.

Es ist begreiflich, daß diese Lehrerin der Abgott der Schülerinnen wurde. Sie fanden an ihr alles angenehm: Wie sie lachte, wie sie in nervöse Aufregung geriet, wie sie tadelte und Vorwürfe machte. Denn wie ein Lied, so hoch es steigt und so tief es hinabklettert, immer in seiner Tonart bleibt, so blieb die Miniature immer in ihrer Art. Und dieses sanfte, wie aus Edelgestein und zartem Gewölk geformte Geschöpf sollte nun der tief aufackernde Pflug in Judiths Gemüt sein und ihr ganzes Blut in Gärung und Wallung durcheinander jagen.

Es war in jener Frauenschule Mode, für eine der Lehrerinnen zu ‚schwärmen', etwa so wie früher der Ritter, auch der Verheiratete, Minne übte, und diese in tausend Aufmerksamkeiten und kleinen Diensten seiner Erwählten bezeugte. Es war dieser Schwarm wirklich selten etwas anderes als eine Mode, die eins vom anderen abschaute. Die Eintretenden waren alle wie Novizinnen dieser Liebe, auch dann, wenn ihr Herz nicht einen Hauch von Gefühl verspürte. Niemand wußte, wie die Einweihung vollzogen wurde und warum sie denn all die quälende Unruhe und tausendfältige Last auf sich nähmen ohne zu murren. All die süßen und herben Heimlichkeiten, welche sonst den Minnedienst zu begleiten pflegten, fehlten auch bei dieser meist vorgetäuschten und angefühlten Schwärmerei nicht. Nur Freundinnen vertrauten sich unter Tränen Glück und Leid; und Feindinnen fühlten das Verheimlichte heraus und zeigten mit höhnischen Fingern auf die Narrheiten der Exaltierten. Ganz wenige nur hielten sich von dieser Ansteckung frei und ebenso wenige brannten wirklich. Die meisten liebten nur das Abenteuer. — Judiths Seele stand auf einmal in Flammen, und es war so, daß die Brände in unerreichbaren Tiefen glühten, so daß an ein Erlöschen nicht zu denken war. Das erschrockene Kind glaubte zuerst, in den Regionen des Neides sei wieder einmal alles Ungeziefer rege geworden. Denn wenn die ‚Miniature' für ein anderes Mädchen ihre rosigen Zähne leuchten ließ, dann wimmelte und drängte es in ihrem Herzen, stieg zu Kopf, zuckte durch ihr Hirn und es half kein Bannwort gegen diese empörten Gewalten. Judith zuckte mit den Brauen, knirschte

mit den Zähnen gegen sie, sprach dutzende Male das Gewaltwort: ‚Ich mag nicht!‘ Es half nichts, die alte Verachtung gegen alles Menschentum, das im Städtchen umging, anzurufen, sie mußte leiden und glühend heischen. Sie baute Wälle und Türme gegen diese erste Freundschaft und rang gegen sie in amazonenhaftem Trotz. Aber wenn die Lehrerin ihre Sonnenblicke auf andere leuchten ließ, dann fühlte sie die Trauer des Abgrundes, der seit Jahrtausenden aus seiner Dunkelheit heraus das Licht an sonnigen Halden blitzen sieht, das ihn nie trifft. Sie machte sich elend, verstoßen, verachtet und spielte Aschenbrödel. Ja manchmal fuhr eine plötzliche Wut, wie ein Wirbelwind aus fernsten Steppen aus ihrem Inneren, sie schlug in Gedanken gegen die Bevorzugte los, ja es reizte sie, gegen die Lehrerin selbst losschlagen zu dürfen und Gewalt über Leben und Tod gegen sie zu haben. Sie schaute die Verehrte in wildem Frohlocken sterbend, verurteilt und jeder Verachtung und Pein preisgegeben. Wenn sie dann von der Lehrerin in solchen Stunden aufgerufen wurde, so stellte sie sich wie eine Tiefgekränkte trotzig hin, verweigerte jede Antwort oder gab eine solche, die ein Hohn auf das von der Schwester Vorgetragene war und diese tief kränken mußte. Wenn nun die leicht erregbare Miniature zu zürnen begann, ihr mit nervöser Gebärde das Heft auf die Bank zurückschleuderte und in den schärfsten Ausdrücken, die je aus ihrem zierlichen Munde hervorgekommen waren, entrüsteten Tadel hervorstieß, dann fühlte Judith den eigenen Zorn schwinden, wie befreiende Frühlingslüfte kam es über sie, der unerträgliche Druck hob sich von ihrem Herzen weg, und Jubel war in ihr, zusammen mit einem süßen Leid über den Schmerz der teuren Lehrerin. Judith hätte niederknien, die Hände emporhalten und um Verzeihung flehen mögen, so sehr vergaß sie in solchen Augenblicken den Stolz, den eifersüchtigen Herrscher ihrer Seele.

Einmal weinte Miniature bei einer häßlichen Antwort der beleidigten Verehrerin. Da fühlte Judith einen Überschwang der Freude, daß sie ihre Hand aufs Herz pressen mußte, damit seine Kammern nicht zerrissen würden. Es war ihr, als wären diese Tränen ein Zeichen seelischer Verbindung und sie ahnte, daß nicht nur Freude an einem Menschen, sondern auch erlittenes Leid zusammenschließe. Schließlich war ja all ihr Trotz nur geheimes Werben. Sie wollte unbewußt erreichen, daß sich die Miniature mit ihr beschäftigen mußte. In der Tat merkte sie, daß die Berechnung ihres Instinktes richtig war und die Aufmerksamkeit der

Blauäugigen immer mehr auf sie als die schwierigste Schülerin lenkte. Judith beobachtete, wie die Lehrerin sie mit besonderer Sorgfalt behandelte und ihr, wohl ebenso klug rechnend, allerlei Auszeichnungen zukommen ließ. Es schien, daß ihre Miniature glücklich war, der Argen ein Lächeln abzuringen und sie bei guter Laune zu erhalten. Aber das machte Judith nicht froh, denn sie fühlte die Berechnung heraus und sie rang doch um das Herz, nicht um die Klugheit der Lehrerin. Diese selbst war, wie jede, die stolz auf Erzieherweisheit ist, seelenfroh, wenn es ihr gelang, Judith zufrieden zu stellen, zur Aufmerksamkeit zu bringen, und vor Streichen und Torheiten zu bewahren. Jedes Zurückfallen der Schülerin in die alten Fehler beklagte sie als eigene Fehler und Mißgriffe, und so gelang es Judith, allmählich über die Lehrerin Gewalt zu bekommen und sie zum willigen Spielzeug ihrer Laune zu machen. Sie spielte mit der Lehrerin und warf ihr Liebes und Leides wie Köder vor. Judith bekam ein Ehrenamt nach dem anderen. Sie zeichnete sich in all diesen Verrichtungen aus, da sie ihr die glückselige Gelegenheit gaben, in die Nähe der Miniature zu kommen. Diese Nähe wirkte wie eine beklemmende und doch beglückende Gewalt. Sie machte ihr Herz unruhig und schwer wie nahende Gewitter; sie fürchtete sich vor dieser erregenden Gegenwart und genoß doch dieses Gären und Wallen, dieses Branden und Brausen ihres Inneren. Wenn die Kleine an ihrer Bank stand, dann saß sie entweder wie verzaubert auf ihrem Platze oder spielte mit ihrer Feder, unfähig denken und schreiben zu können. Sie erschrak plötzlich über rinnende Tränen, die auf der Wange zögerten und rasch weggewischt wurden, oder sie fing ebenso unbegreiflich zu lachen und herauszuplatzen an. Das Seltsame war, daß sich Judith trotz aller offenbaren Bevorzugung immer mehr getrieben fühlte, sich mit ihrer Lehrerin in Widerspruch zu setzen und ihr Verdruß zu bereiten, während andere Lieblinge der Miniature, nur um der Lehrerin zu gefallen, wie kleine Madonnen wandelten. Ja sie haßte diese streberhafte Nonnenfrömmigkeit und Artigkeit dieser Mitschülerinnen. Ihr Schwärmen war ein Sturm und lebte von immer neuen Stürmen. Sie genoß nicht im sicheren Besitze der Gunst die höchste Wonne, sondern wenn sie selbst weinte oder wenn die Lehrerin Tränen vergoß, wenn sie geschmäht wurde, oder wenn sie die Lehrerin der Parteilichkeit oder des Zornmutes oder der Torheit anklagen konnte. Eifersucht und Neid, das bittere Gefühl erlittenen Unrechtes und Rache für Vernachlässigungen, waren die Triumphstunden ihrer Schwärmerei. Ihre

Liebe wollte nicht nur zu den Himmeln aufjauchzen, sondern auch Schmerzen der Hölle erdulden, sonst fürchtete sie für ihre Dauer. Sie wollte leiden, ja es war in ihr eine Leidenswut. Sie suchte für dumm und schlecht gehalten zu werden. Ihre höchste Lust aber wäre gewesen, wenn die Miniature sie einmal geschlagen hätte, einmal mit diesen Fingern nach ihr gegriffen oder doch den Stock geschwungen hätte. Sie stellte sich in ihren Phantasien, die wie Bergnebel aus ihrem Herzen zogen, vor, wie sie von einer Ohnmacht umfangen zusammensank. Dann lag sie im weißen Himmelbettchen, das Blut quoll auf die Kissen und färbte ihre Stirn. Sie rang in sterbender Not mit den eindringenden Schatten und hörte das Schluchzen der Ihrigen. Da trat die veilchenäugige Frau an ihr Bett, ergriff die herabhängende Hand, bedeckte sie mit Küssen, sagte, aus übergroßer Liebe habe sie so gezürnt. Dann war eine große Versöhnung voll zarter Beteuerungen. Sie malte sich solche Bilder in vielen Varianten aus. Immer ritt der wilde Zorn voraus, dann schlichen hintendrein Trauerengel und vergossen viele Tränen, bis sich alles in Rosenwölkchen und Jubelliedern auflöste.

Während sie nach außen gegen die Miniature oft die Gleichgültige, ja Abstoßende spielte, trieb sie mit ihr heimlich einen wahren Götzendienst. Wenn die sorgsame Lehrerin sich über ihre Hefte neigte, so sog sie ihren Hauch in sich hinein und einmal merkte sie sich genau die Stelle, die der kleine Fuß betreten hatte. Diese küßte sie, kehrte dann den Staub sorgfältig zusammen und trug ihn in einer goldenen Kapsel mit dem Schattenbild der Großmutter am Halse. Oft dachte Judith: Ach wenn ich doch ein kleines Schwesterlein hätte und wenn die Miniature diese Schwester wäre! Ach, das Fräulein soll ein Wickelkind sein und ich ihre Wärterin und Traumwiegerin! Und wenn man Märchen erzählte von dem Bären, der eine verwunschene Maid war und sich plötzlich in die Holde zurückverwandelte, oder von der Zauberin Circe — man war sehr gelehrt im Kloster —, dann seufzte Judith: Auf alle Wandlungen und Wunder möchte ich verzichten, wenn das eine geschähe, daß die winzigen Fingerchen noch winziger, das zarte Köpfchen noch zarter würde. Ei, wie würde sie das Kind schaukeln und hätscheln, betten und küssen, atzen und anlachen!

Miniatürchen
Puppenfigürchen,
Schwesterchen, Bäschen
Holdwinziges Näschen

Hinum und herum
Holla und rundum,
Rappen und Schimmel,
Wir zwei sind im Himmel!

Du, du, du, durfte sie sagen nach Herzenslust, stundenlang immer. Du, du! Auch erfand sie viele große Gefahren: Die Hexe kam, riß es aus dem Wieglein und lief mit ihm in den großen Wald. Der Wolf kam und schnappte nach ihm wie nach einer nichtigen Mücke. Sie aber rettete das ‚Schwesterchen' aus seinem Rachen. Der Türke glotzte sie an und spritzte sein Gift nach ihr.

Versunken in all diese Torheiten und Taumeleien wußte sie damals kaum etwas von Schule und Unterricht. Was man da lehrte, ging über sie weg wie etwas Traumerlebtes. Sie hörte wie aus fernen Gängen, sie sah wie durch viele Schleier. Sie wußte von Französisch so viel wie die anderen; sie lernte Verse und anderes Wissen, wie man allerlei Gerümpel, Lappen und Sächelchen irgendwo in einem Kasten zusammenpfropft, ungewiß, ob man es je einmal gebrauchen könne, zu pietätvoll, um es zu verbrennen, zu achtlos, um seinen Wert zu schätzen. Sie spielte damit, wie man lose Fäden zum Zeitvertreib um den Finger windet und dann wieder loslöst. Die Stimme der Mutter vernahm sie nur wie im Traum und mit dem Vater sprach sie, wie man gewohnte Gebete hersagt, während man nach einem Schmetterling oder Vogel schaut. Den Tannenbaum vergaß sie; ja sie scheute ihn und seine Raben. Gern saß sie in ihrem Zimmerchen ohne Licht und Gesellschaft. Die Einsamkeit empfand sie wie einen Genuß.

Wiederum fühlten die Eltern, daß ihr Töchterchen von den üblichen Wegen abwich. Sie suchten in ihre Seele einzudringen: ‚Willst Karmelitin werden, weilen du dich also absonderst? . . . Warumben zierst deine Gestalt vor dem Spiegel . . . Und weshalben einen orbis pictus? Willst dem Egwolfen nachreisen? . . . Beten ist recht, aber doch auch essen, Judith, du stehst von der Speis . . . Du hast all beides in einem Täschlein, jubilieren und trausieren. Im Nu so, im Nu anders . . . Willst dich denn nicht endlich um den Kochtopf kümmern, um das Nähzeug, auch in Klöstern führt man die Nadel fleißig Flickens halber.'

Judith lachte, schüttelte den Kopf und bedeutete: ‚Nein, nein, nichts bin ich willens, hab nicht Plan noch Wunsch, denke nichts als essen und schlafen. O meine Himmelbettstatt ist ziervoll bemalet,

da läßt es sich bunt träumen! Und deine Kuchen sind lecker, liebe Mutter, wie die in Schlaraffia!‘

Aber das Lachen war doch nicht ganz kindlich und echt wie ehedem. Ein Bangen hielt es nieder. ‚Weniger lustig wäre lustiger‘, sagte einmal die Mutter, setzte sich hin und schrieb der klösterlichen Tochter: ‚Judith macht mir Sorg. Sie steht in bösen Jahren, obzwaren noch in vielen Stucken kindlicher als kindlich, erscheint sie mir doch allbereits Heimlichkeiten, wenn auch gewißlich keine üblen, zu verbergen. Will sehen, was vor eine Jungfer aus dem Mädel herauswächst. Die heutige Frömmigkeit kann gar leicht in eine morgige Leichtfertigkeit ausbrechen. Wir zwo sind zu alt, um so ein blutvoll Ding zu regieren und zu führen. Mög der gute Gott es tun und den trüben Most in Bälde klären!‘

Und der liebe Gott schickte einen Tag, der mächtig war durch seine Stille, Feierlichkeit und Wehmut: Allerseelen ward er genannt und am 2. des Laubreißmonats gefeiert.

Judith stand in ihrem Garten und sagte immer vor sich hin: ‚Moi tout seule, moi tout seule allein, mutterseelenallein!‘ Denn heute war Stille und Einsamkeit etwas ganz besonders Lebendiges und Bewußtes.

An diesem Tage der Toten war ein großes Wandern aller Lebendigen zu den Friedhöfen der Entschlafenen. Diese stillen Mitbürger bekamen auf einmal wieder Ansehen und Macht und beherrschten den Tag. Die verblaßten Namen erhielten wieder Farbe, mancher, der Jahrzehnte vergessen gewesen, trat auf und forderte sein Recht auf Gottesdienst, Grabschmuck und das gestiftete Armenalmosen. Großväter und Urahnen sprachen heute wieder von Großvätern und Urahnen. Es war, als sei die alte Zeit zurückgekehrt und machte die Gegenwart jung und unmündig. Alte, graue Männlein, die von allen Lebenden Ehrfurcht genossen, äußerten auf einmal kindliche Gefühle und sprachen mit rührender Ehrfurcht von den Älteren, von den würdigen, besseren Vätern und Ahnen. Verstaubte Vergangenheit schüttelte die Asche von den Gliedern, verrunzelte und fahle Wangen färbten sich aufs neue rot und diese Vergangenheit kam über Herbstzeitlosen und weiße Nebel in die matte Silbersonne geschritten. Gestorbene Gefühle fingen wieder an zu brennen und Herzklopfen zu machen, aus Gesichtern, die durch all die Vergessenheit fahl und kahl geworden waren, wachsen Wimpern und feste vorwurfsvolle oder liebe Augen. Die Gatten verließen einander. Jeder eilte zu denen, die früher sein gewesen waren und deren Blut in seinen Adern rollte.

Auch Judiths Vater war mit dem alten Braunen und der schwerledernen Kutsche davongefahren, ganz still und versonnen, kaum hatte er beim Scheiden mit dem Kopf genickt. Und die Mutter war schon, seit sie an einem Kranze aus Herbstlaub wob, in verhaltener Wehmut umhergegangen und hatte in ihre Rede fleißig Worte ihres Vaters und Sprüche ihrer Mutter eingefügt. Am Morgen des stillen Tages selbst aber war sie feierlich aufgestanden, hatte ihre feierlichen Seidenreifröcke angezogen, ihre Lippen bebten in heimlichen Selbstgesprächen und Gebetsworten, ihre Augen schienen in anderen Zimmern und im Wiederschein anderer Dinge feucht zu glänzen. Sie hatte schließlich einen schweren Silberrosenkranz hervorgezogen, hatte Judith nochmals zu neuem Beten für alle Verstorbenen aus der Sippe ermahnt und war dem Tore zugegangen, hinter dem das weiße Sträßchen zu einem fernen Höhendorf hinaufwies.

Judith setzte sich an das Fenster, das eine Aussicht auf den Weg jenseits der Umwallung bot. In langen Zügen konnte man von hier aus die Fremden zur Stadt und die Städter landeinwärts schreiten sehen. Und alle waren mit Allerseelengeist gedrückt. Stille schritten sie dahin und trugen oftmals Kränze aus rotem Herbstlaub und Vogelbeeren gewunden. Vom Friedhof her begann alsbald das Glöcklein wehmütig wie ein in Nebeln verirrtes Kind zu klagen. Die Totenvesper begann. Judith eilte nun auch zur Kirche, die gedrängt voll Menschen war und nach Wachs und schwelenden Dochten roch. Wenn Judith von ihrem Platze aus gegen den Hochaltar blickte, dann sah sie eine dunkle, durch die dicke Nebelluft fast ineinandergeronnene Masse von Rücken, Köpfen und aufgestemmten Armen, dazwischen aber, wie etwas Lebendiges unter Totem, lauter Lichtflammen. Auf einmal kam ihr der Gedanke: ‚Die Funken, das seind arme Seelen, seind Ahnen und Urahnen, Vettern und Basen, die für welche gestiftete Jahrtäg gelesen werden, die alten Ritter, so im Bild auf dem Epithaphium kniend gesehen werden!... Meine Ahne aber, wo mag die sein? Bei Vater und Mutter! Und Egwolf item! Und alle meines Bluts sind auswärts!‘

Nach dem Libera floß die dunkle Masse durch alle Tore dem Friedhof zu. Die Fünklein wanderten mit ihr und wurden immer herrschender und sichtbarer; denn der kurze Herbsttag neigte sich dem Ende zu. Wie ein ebbendes Meer seine Wasserrinnsale, so saugte die Sonne ihr Licht an sich. Als Judith ins Freie trat, blieb sie vor Staunen so starr nahe bei dem Eingang stehen, daß sie die Nachflutenden etwas unsanft weiterdrängen mußten. Denn der ganze Kreis, den die Freithofmauern umschlossen, war von sanftem

Lichtglanz überhellt wie der Mond, wenn dünne Dünste über ihm stehen. An jedem Grabe brannten Ampeln und leuchteten Blumen, rote und weiße Beeren, silberne und goldene Schleifen. Die Familienmitglieder standen dabei wie Kinder, die dem Großvater ein schönes Angebinde zum Geburtstag gebracht haben und sich ihrer Kenntnisse und des reichlich fließenden Lobes freuen. Die Wehmut über die Toten schien dem Glücke über die Weihe dieser Feststunde gewichen zu sein. Die Leute standen besitzfroh und zählten heute ihre Abgeschiedenen und deren Gräber mit Nachdruck zu ihren Äckern, Häusern und Dukaten. Judith stand verlassen und einsam in dies:r Grenzstadt von Diesseits und Jenseits. Tränen tropften ihr über die Wangen. Denn sie gedachte Egwolfs und fühlte seine Vereinsamung als die ihrige. Eine der ‚Seelennonnen', die Blumen und Lichter feilbot, trat an sie heran. Sie flüsterte: ‚Nit sparen, so's umb armen Seelen geht! Gebt Alemosen, heut ist die kostbar Zeit!' Judith kaufte ein Büschel Astern und ein Bündel dünner Kerzen. Aber was soll sie mit ihnen beginnen? Sie ging eine Zeitlang unschlüssig hin und her, dann trat sie hinter die Kirche. Und siehe, hier hatte die frohe irdische Mondscheibe eine dunkle Beschattung. Wo der Friedhof von einer scharf aufsteigenden Halde und ihrem bunten Buschwerk begrenzt war, da lag die Region der Fremden, der auf der Straße Aufgelesenen und aller, welche im Totenbuch mit einem ‚male obiit' angemerkt waren. Die Schweden und Franzosen, Kroaten und Panduren aus dem großen Kriege ruhten hier und die ‚milites vagantes', gemeinhin Gartbrüder genannt, die nach ihrer Entlassung aus dem Solddienste bettelnd, stehlend, plündernd und marodierend umhergezogen waren, bis der Tod sie in Sold nahm. Judith lächelte, denn nun sah sie ein Feld, das ihr angemessen war. ‚Das ist was Feineres als Basen', dachte sie und ‚so sich diese Seelen vor Scham verbergen wie die Seele des Schächers, so sollen sie jetzten auch ihr Öflein haben, dran sie sich setzen, und ihr Kräutlein, dran sie die wunden Augen sich verkühlen.' Sie ging in dem verwilderten Geviert, wo selten ein morsches, windschiefes Kreuz ragte und das dürre Herbstgras dicht und feucht wider ihre Füße stand, umher, steckte eines der dünnen Kerzlein wie ein Kraut in den Grund, zündete es an und wand eine Aster um den weißen Stengel. Sie spürte das Abenteuer als einen feinen Genuß und nicht ohne in spöttischem Übermut der vorher beneideten Sippen zu gedenken.

Als sie einmal von ihrer eifervollen Arbeit aufblickte, sah sie

mit Schrecken ganz in der Ecke des Friedhofes, nahe der Abfallstätte, wo alte Blumen und Kränze aufgeschichtet hinmoderten, hinter einer herabhängenden Pfaffenkäppchenstaude ein Licht. Die rotgelben, aufgesprungenen Beeren leuchteten wie goldgefaßte Korallen, so daß Judith an den brennenden Dornbusch dachte. ‚Da ist nun wahrlich eine arme Seel ob ihrem Grab', schrak sie zusammen und schaute unwillkürlich aus, wohin sie am raschesten fliehen könne. Aber nach dem ersten Herzklopfen wurde sie doch inne, daß der Lichtschein von irdischer Wesenheit sei und tastete sich behutsam vorwärts, um den Wächter an diesem letzten Grab zu sehen. Und da war es Jakob Freudenberger — Giacomo Gaudimontius. Er stand, an wenigen Stellen leise vom Kerzenschimmer angeglüht, dunkel an einem dunkeln Haselbusch, hatte die Füße wie ein salutierender Soldat weit auseinandergespreizt, eine Muskete dazwischengestemmt, faßte ihren Schaft hoch an der Spitze und lehnte das furchtbare Haupt gegen die umklammernden Fäuste und den linken Arm, von dessen zerhackter Haut der Ärmel zurückgeglitten war. So glotzte er auf das Grab, das voller Unkraut war. Aber zwei Kerzen leuchteten auf dem Rasen und dazwischen steckte zu Judiths maßlosem Staunen ein langes, blitzendes Messer. Judith beugte sich vor und beugte sich nieder, um allem Schattentrug der Ranken zu entgehen. Und das lange Messer wurde nicht zum Kreuz, schob keine erbarmenden Arme nach rechts und links, sondern stach immerzu grimm und bissig in den dunklen Grund. Gehörte das zu den kriegerischen Ehren, die der alte Soldat seinem Toten schenkte? Was stand er so starr und stramm? Was blickte sein Auge? Grimm und Tücke oder Wehmut und Liebe? ‚Kann', sinnierte Judith mitten aus ihren Erregungen heraus, die ihr die Nasenflügel aufblähten, ‚der auch anoch Liebe hegen oder ein selig Erinnern? Hernach ist — so sagt der Pater Hilari — noch Hoffnung wie auf einen Baum mit einem grünen Zweig.'

Der reglose Geselle in seiner kriegerischen Haltung und seinen altmodischen, zerschlissenen und aus allen Königreichen zusammengetragenen heroischen Lappen bewegte Judiths Gemüt zur Bewunderung. Er glich einer gewaltigen Steinfigur, die von Menschenfuß und Wetterunbill aller feineren Formen beraubt ward. Diese beharrliche Ruhe schien ihr auf eine große innere Bewegung und eine tiefe Versunkenheit hinzuweisen. Doch jetzt regte er sich sachte und zugleich vernahm Judith ein leises Murmeln; es erklang wie ein Quell, der unterirdisch im Moore verläuft. Sie faltete un-

willkürlich die Hände, um dem Schächer beten zu helfen. Eine freudige Dankbarkeit für ein Wunder der Gnade überrieselte sie. Aber da wurde das Murmeln lebhafter, es erreichte Judiths Ohr — und da waren es lauter Flüche. Wie gezückte Messer stachen sie hart aus dem borstigen Mund hervor. Die Kerzenfunken auf dem Grabe wehten und knisterten, als fühlten sie den Hauch der schrecklichen Worte wie eine Marter, und Judith war es, als würden in diesem Augenblick all die armen Seelen, die sich ihrer Gemeinschaft mit den Lebendigen heute festlich freuten, von den Flüchen gejagt und gestäupt. So wehmütig regte sich der Abendwind und so weh taten ihr diese Gebete der Hölle. Immer stärker wuchs das Gefühl, daß jetzt alle Lichter hinter ihr und auf dem weiten Friedhof auslöschen und die Seelen und Seelchen stöhnend in die schwarzen Tiefen versinken müßten. Da drang aus ihrem Herzen ein Schrei des Schmerzes und des Zornes. Wie eine Rehmutter sich vor die bedrängten Zicklein werfen muß, so ward sie ohne Überlegung gegen den Söldner vorgetrieben, streckte die Rechte verweisend gegen ihn aus und herrschte ihn mit verhaltener Stimme an: ‚Giacomo, hör auf! Halt sie zurück!‘ Und sie hob ihre Hände nahe an seinen Mund, als wollte sie den eklen Quell der Flüche verstopfen.

Giacomo blieb in seiner Stellung als einer, der sich nicht überraschen läßt. Er grinste nicht, wie er sonst zu tun pflegte, wiegte nur verneinend den Kopf und sprach unheimlich ruhig: ‚Mägdlein, hilf mir fluchen! Beten tun genug! Die anderen Toten haben ihre Sach in superfluo, der aber muß man mit Fluchen helfen! Hat dran ihre Erlustigung, und ich auch!‘ . . . Und er winkte freundlich gegen das Grab. ‚Gelt Gertrudlein, wir zwo arme Seelen wöllen nichts denn Revantsch!‘ Und er murmelte litaneimäßig weiter: ‚Verflucht im dreifältigen Nam sei item diese Stadt und jeglich Haus, verflucht . . .!‘

Judith schrie um Hilfe, denn sie wagte trotz aller Empörung, die ihr das Haar sträubte und den Rücken überrieselte, nicht den gräßlichen Mund mit ihrer Faust zu berühren. Aber als sie sich umsah, da war der Friedhof weithin verdunkelt. Nur da und dort glimmte noch ein Lichtlein, und selten wohl stand ein ganz Selbstvergessener an einem Grab. Eben hob die Aveglocke an zu singen. Darnach wird das Tor geschlossen.

‚Bet den Fluch mit, Dirnlein!‘ bat der Alte wieder. ‚Zwo und dreie tun mehr denn ein einiges! . . . Verflucht sei item jegliche Kirch und Kapell! . . .‘ Judith überfiel ein Grausen, und doch

konnte sie sich nicht losreißen; denn der Armenseelentag sollte doch nicht so, mit dem Sieg des Bösen, enden. Es soll nicht das letzte Wort hier haben.

‚Horcht, Giacomo, Unsrer Frauen Gruß-Glocke, sie schließen darnach das Tor!‘

‚Darnach, ja!‘ sagt der Alte, ‚hab also anoch Zeit. Verflucht item das Kindlein in der Wiegen . . .‘ Jetzt kniete Judith nieder, begann: ‚Der Engel des Herrn bracht' Marien die Botschaft . . .‘ und betete weiter bis zum letzten Glockenschlag. Dann sprang sie hurtig auf, denn, so überlegte sie: ‚Jetzten wird das Tor verriegelt . . . und nach dem Ave hat Gewalt das Böse überall, insonderheit allhie am Freithof!‘

Verwundert schaute die Seelennonn auf die Maid, die so verspätet aus dem Ort schlüpfte, der zur Nachtzeit allen als ein Hort der Gespenster schreckhaft war. Auf der Straße lag heute tiefere Stille als sonst um diese Stunde. Schon begannen die Hunde ihr eintöniges Gekläff. Der Mond stieg voll am Himmel empor, zeriß die Nebel und hellte mit seinem kühlen Hauch die Landschaft und die Straßen des Städtchens. Als Judith mit gesenktem Kopf und immer noch betend dahinschritt, schob sich auf einmal ein Schatten an ihren schreitenden Füßen vor gleich einem raschtrottenden Zottelhund. Aber er verlängerte sich schnell zum Abbild eines Menschen. Schritte waren nicht vernehmlich, und so erschien es, als wäre das dunkle Gebilde der Erde entquollen. Aber jetzt wurde eine Stimme laut: ‚Hab wohl observieret, wie du bist zu den Bettler- und Malefiziatengräbern gangen, hat mir baß gefallen!‘

Judith schrak leise zusammen und verlängerte unwillkürlich den Schritt, jedoch ohne aufzusehen. Sie wußte, die Stimme war Giacomos. Doch es war ihr, als spräche der Schatten, der vor ihr hingaukelte. ‚Die Gertrud ist eine Maid gewest nit unter dir, und hat hin sein müssen in der Blumenzeit! Christo! und nunmehr soll der Bruder auch hin sein! Wollen mich nimmer tolerieren in dem Nest, Dreckneſt! Sei gefährlich und kontagiös, nährte Läus und Ratten und Unrat. Ha, erst ziehen sie mich aus, stehlen mein Erb, . . . hernach sagen sie: Geh, weilen ein Habenichts bist und Lump! Per Dio!‘

Der Schatten wurde in diesem Augenblick kurz und plump. Er kugelte dahin wie eine zusammengerollte Wildkatze. Gleich darauf aber verfing er sich an einer Mauer und richtete sich an ihr mächtig und reckenhaft auf. ‚Pest und Fieber haben mich wiederumb ver-

lassen — nit so Haß und Forcht dieser Bagage! Tritt nit einmal der Büttel über meine Schwell, förchten Contagio, Stank, Unziefer, Hexenkunst und heimliche Teufel! . . . Du hör, Judith! Der Egwolf ist auch ein Gemiedener gewest, derweilen auch einer aus der Welt. Du bist sein Gespiel gewest, ecco, allhie stat ein zweiter vor dir und sagt: Sei du das einzig Weibwesen, so ihr in des Giacomo seine vermaledeite Hütte getraut! Brich Bann! Vertreib böse Stinkluft, treib Teufel aus (vermein aus des Pöbels seinem Hirn), alliiere dich mit dem Geächten, an daß ich nit in alten Tagen muß nochmalen auf dem Bettelstecken ins Land reiten.'

Jetzt blickte Judith auf und schaute in das Gesicht ihres Begleiters, der einen halben Schritt seithalb hinter ihr stand. ‚Bist heut zu den verfehmten Toten gegangen . . . und ruft dich jetzt ein Lebendiger?' Fester noch umfing sie sein Gesicht und schaute ihm in die tiefliegenden, aber gewaltigen Augen. ‚Kommt die Bitt aus dem Herzen? Meint er's ehrlich? Fühlt er sein Alleinsein und seinen Schmutz als Not?'

Beide blieben einen Augenblick lang stehen. Als Giacomo ihren Blick fühlte, begann er wieder in seiner gewohnten Weise zu grinsen. Das Gesicht, das am Grabe etwas Feierliches und Rührendes ausgedrückt hatte, wurde häßlich und widerwärtig. Es offenbarte durch all seine Narben und Falten wie durch Ritzen die versteckte Vergangenheit; all die Gelächter furchtbarer Wahnstunden schienen drinnen stehen geblieben zu sein.

Judith schüttelte leise den Kopf.

Da lachte Giacomo laut auf: ‚Pah, ça! Bettle dich nit, vermaledeite Tändeldirn, so zwecklos wie Dreck an den Schuhen; war nur eine Idea, weilen ich dich an den wilden Gräbern sah und vermeinte . . . ha, Dumbheit!' Doch sofort wurde er wieder ernster, dringlicher, weicher und sprach in einem gewissen Herzton: ‚Die Menschen bösern sich. Deine Ahne vormalen hat mir das Leben salvieret trotz der Leute Mund. Es ist bei einem Raufhandel gewest. Sagten all: „Laß verrecken den Gifthund!" Sie herentgegen: „Brauchen auch Gift in der Welt!" Nahm ihren Salbkasten — schön Intarsienarbeit und goldner Schlüssel, seh's noch heut — und trieb von mir den bittern Tod!'

Ein Hund kam daher, schnupperte an Giacomo und begann sofort grimmig zu bellen. ‚Aho,' knurrte Giacomo und schien Judith einen Augenblick lang völlig zu vergessen, ‚merkst, daß ich ein Hundeesser bin, und bist als Klagefrau kommen! Da!' Er warf ihn mit einer

geschickten Bewegung des Fußes gegen die Wand, daß er keinen Laut mehr von sich gab und wie ein Sack auf das Pflaster fiel.

Judith schrie laut auf. Giacomo aber flüsterte, indes er das verendete Tier in ein zerfetztes Tuch wickelte: ‚Maul gehalten! Dumm einfältig Ding! Von was glaubst soll ich leben, vom Luftschnappen? Bring mir Bratwürst und Bretzel, nachher mögen die Vieher laufen! Ecco, eine Ratio mehr für dich! Willst also mir Salva-Quardia verschaffen für dies Nest, Tändeldirn?‘

Judith hatte ein Schwindel überfallen. Ihr war, als seien die eigenen Glieder auf der Mauer aufgeprellt. Sie rief zornig: ‚Ihr seid Satans Genoß! In eine Fall mich locken, ja! Das ist's! So steht's in Eurem Blick geschrieben! Weiche Satan!‘

Giacomo lachte eigentümlich breit und rücksichtslos: ‚Ah, ça! Der Hund verspürt, daß ich ein Hundeesser und diese zarte Seel, daß ich Seelenverkäufer bin! Wohl gut! Hast den Braten gerochen! O du fromme Brut, kunnt' ich doch, kunnt' ich doch all diese unnutzen Unschulden . . .! So sei du item verflucht zusamt deiner Sippe und zusamt . . .‘

Die Straße herauf kam Judiths Mutter mit eiligem Schritt. Sie war heimgekehrt, hatte die Tochter nicht vorgefunden und war, obwohl an allerlei Sonderbarkeiten Judiths gewöhnt, ängstlich auf die Suche gegangen. Sie rief schon von weitem ihren Namen. Giacomo glitt lautlos auf seinen Lappenschuhen in eine Seitengasse.

Die Mutter führte Judith sogleich in die schöne Stube, wo außer einigen Truhen, Lustern und Stühlen aus der berühmten Einrichtung des Ahnen die Bilder der Vorfahren hingen und ein Hausaltärchen aus Stukkmarmorsäulchen, Schnitzereien und Statuen, von vielen Kerzen beleuchtet und mit Herbstbeeren und Herbstlaub geschmückt, auf die Beter harrte. All Abend während des Armenseelenmonats mußte hier der Rosenkranz gebetet werden; das war Pflicht und Schuld. Ahnen und Urahnen, Paten und Gevatern warteten darauf.

Die Kerzen flackerten unruhig, und lange Schattenlinien wogten an den Wänden hin und her wie windbewegtes Gezweig. Judith verlor bald den Sinn der Gebete. Sie hörte immerfort ein schmähendes Flüstern nahe dem Ohr: ‚Tändeldirn! Tändeldirn . . . unnütz wie Dreck an den Schuhen!‘

Hatte denn Giacomo nicht recht? War sie nicht schlimmer als er, der doch in harten Kriegen seine Männerkraft hingeopfert hatte, — was hatte *sie* bisher gewirkt? Dem Herrgott Tag um Tag ge-

stohlen! Wohl! Mochte das immerhin so gewesen sein — aber konnte es denn für die Zukunft anders werden? Hatte sie für ihr Leben einen Plan, eine Aufgabe? War nicht alles mit Träumen und Phantasien erfüllt, auch die Zukunft? Hart fiel auf ihre Seele die Frage der Bestimmung und des Berufes. Ihr Gebet wurde ein Stöhnen, ihr Atmen ein Keuchen, ihr Herzklopfen ein Fiebern. Die Angst eines Menschen, der allein am Meeresufer erwacht und plötzlich erkennt, daß er das Schiff versäumt hat und allein und ohne Gewißheit, später übersetzen zu können, zurückgeblieben ist.

Ihr Blick vermochte schließlich nicht mehr auf der Figur des Erzengels Michael, der die Wage des Gerichtes von der Zinne des Altärchens herabsenkte, zu verweilen. Er glitt fliehend aus und blieb auf dem dunklen, seithalb hängenden Bild der Ahne haften, das kraftvoll aus dem dunkelfarbenen Hintergrund trat. Die Ahne trug eine wuchtige Kröse, die wie eine Schüssel auf den Schultern, an denen mächtige Puffärmel ansetzten, lag. Judith mußte seit ihrer Kinderzeit bei diesem Anblick immer an das Haupt des Johannes denken, das die Salome ihrer schlimmen Mutter auf einer Schüssel zutrug. Die schwarzen Augen des Ölgemäldes verfolgten den Eingetretenen an jede Ecke des Zimmers und ruhten auch jetzt groß, machtvoll und fragend auf Judith. Ihr war, als müßte sie gegen einen Willen, der ihr Gewalt antun wollte, ringen. Unwillkürlich zog sie die Brauen scharf zusammen und spannte alle Linien des Gesichtes, so daß ihr die Nase wie ein Schnabel im Gesichte stand. Sie trotzte der Alten und fühlte doch eine gewaltige Sehnsucht, daß die Kluge lebendig sein und sie mit ihrem starken Willen zwingen und zu einem Ziele führen möchte.

Nachts sah sie sich im Traume an dem Heilkistchen der Ahne, — dem kunstreichen, dunkelgetönten — stehen und sich mühen, seinen Verschluß zu öffnen. Aber so viele Schlüssel sie versuchte, keinem gelang der Zauber. Die Großmutter stand bei ihr, aber so mächtig groß, nächtig und gespenstisch, daß sie vor ihr erzitterte und vor Schwanken immer hilfloser wurde. Ach warum sagte die unheimliche Sibylle nichts? Warum quälte sie die Ohnmächtige mit dem Hohn der Überlegenheit? Judith war nahe daran, um Hilfe zu rufen. Aber da überfiel sie plötzlich ein großer Zorn. Sie griff nach einer Axt und zerhieb den Kasten, so daß die Scherben flogen und die Wohldüfte der Salbe den Raum, ja die Stadt erfüllten. Im Schreck über ihre gewaltsame Tat erwachte sie.

Als sie ein paar Tage nach diesem Erlebnis wieder zur Schule

ging, kam ihr Schule und Unterricht, das Mühen um fremde Sprachen und französische Dichtung so albern vor, daß sie sich ihrer Arbeit schämte. ‚Tändeldirn, Tändeldirn!' flüsterte immerfort die boshafte Stimme. Sie blickte zu der Miniature auf wie ein Gesättigter zu einer Speise, wie ein Tauber zu einem Musikanten. Mochte diese lachen oder schelten, graziös umherschweben oder erzählend ihre herrlichen Zähnchen leuchten lassen. Judith sah innerlich nur den ausgedienten Soldaten, der, von allen verlassen, allen fluchte und ein liebes Grab in der Kirchhofecke hütete. ‚Soll ich ihm helfen? Niemalen, nein im eignen Haus, herentgegen vielleicht kann ich ein Wort einlegen für ihn, daß er bleiben mag. Das will ich tun und darf's. Aber seinen Stall ausfegen, nein doch, das Gewissen warnt!' Aber eine andere Stimme drängte sie doch zum Helfen. Welche von beiden war nun wohl das Gewissen? — —

Als sie wenige Tage darnach erfuhr, daß man dem Alten um des Geldes willen, das seine Mutter ins Spittel gelegt, dennoch einen weiteren Aufenthalt und auch Armensuppe verstattet habe, tröstete sie sich und wurde wieder ein Kind ohne Harm.

Die Miniature war für sie ein ausgeraster Wirbelwind, dem lautlose Ruhe folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Pessimismus und Christentum
Von Robert Saitschick

1.

Die Frage, ob das Nichtsein dem Sein vorzuziehen sei, die auf dem Grunde alles Pessimismus liegt, beruht auf einem Mißverständnis des abstrahierenden Denkens, wenn es nicht etwa von einer augenblicklichen Empfindung kommt. Im Grunde enthalten unsere Gedanken über das Nichtsein nur eine abstrakte Verneinung des Lebens. Etwas ganz anderes ist der heftige Aufschrei einer leidenden Seele, die nicht weiß, weshalb sie leidet und die Schmerzen von sich abwälzen möchte. Darin ist Hiob folgerichtiger als Hamlet oder gar als ein Denker, der sich sonst ganz wohl fühlt und über das Elend und Leiden im Leben nur aus der Ferne nachdenkt.

Freilich ist das Leben für jeden tiefer angelegten Menschen keine einfache und klare Erscheinung, die ohne alle Fragen hingenommen werden könnte. Sobald das Bewußtsein in uns erwacht, taucht in uns zugleich die Frage auf, was, d. h. wozu das menschliche Leben sei, und wir müssen uns diese Frage irgendwie beantworten. Ein solches Fragen ist geradezu das Merkmal eines aufgeweckten Geistes, denn die große Menge hat gar keine Möglichkeit, auf die Frage, was Leben sei, einzugehen, viele darunter haben auch gar kein Bedürfnis danach. Die Menge söhnt sich mit den überwältigenden Notwendigkeiten ohne besondere Schwierigkeit aus: die Pflichten und Sorgen, die Berufsarbeit und die Gewohnheit nehmen sie meistens zu sehr in Anspruch, als daß ihr Hamlets Frage näher treten könnte; auch sind viele Menschen mit einem kältern Temperament auf die Welt gekommen, so daß die Lebenserscheinungen sie nicht so tief ergreifen; viele andere wiederum fühlen zwischen dem Gewirre des gesellschaftlichen Lebens und ihrer eigenen Charakteranlage gar keinen Widerspruch und verspüren keinen Wunsch, da hineinzuleuchten, ja sie begreifen auch nicht, warum das geschehen solle, denn sie selber sind von den einfachen Lebenserscheinungen vollständig ausgefüllt.

Nur bei den tief und zugleich leidenschaftlich angelegten Charakteren wird die Frage nach dem, was Leben sei, d. h. nach dem Endzweck des Daseins, zum Grundton ihrer Empfindungen und Gedanken, und sie können nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie in das Gewirre, in das sie sich hineingestellt sehen, Klarheit gebracht haben. Kann man sich aber bei dem Gedanken, das Nichtsein wäre besser als das Sein, d. h. bei der Verneinung des Lebens, wirklich beruhigen? Gut betrachtet hat ein solcher Gedanke etwas Entwürdigendes, wie alles, was einen ungelösten Widerspruch in sich trägt: muß doch ein Gedanke nicht nur im Kopfe hausen, sondern auch Wirklichkeit enthalten, d. h. Lebenskraft. Immer wieder kommen wir mit Notwendigkeit zum Leben zurück und sehen ein, daß alle Lebensverneinung nur ein Kopfprodukt ist, da sie ja nicht folgerichtig durchgeführt werden kann. Die

Lebensverneinung in Gedanken hat immer den unangenehmen Beigeschmack von lebloser Theorie, selbst bei Schopenhauer, der sie von einer höhern Warte aus vertritt: auch seine Gedanken müssen notwendig schon auf ihrem Grunde ungelöste Widersprüche tragen, die dann in ihrer Entwicklung zur Einseitigkeit führen, und mögen sie mit noch so großem Scharfsinn geäußert und in ein noch so starkes Licht des Intellektes gerückt sein; ja, dieser Scharfsinn und diese starke Beleuchtung sind geradezu das Merkmal der Einseitigkeit philosophischen Denkens: man hat dabei unwillkürlich das Gefühl, der gordische Knoten des Lebensgeheimnisses werde hier gewaltsam durchschnitten.

Mag das Gebiet des Intellektes von dem Gebiete des Willens, d. h. für Schopenhauer der Triebkraft, scharf und übersichtlich getrennt werden, so daß der Intellekt dabei in den Einsichten, die er sich selbst verschafft, seine Befriedigung findet, so erstreckt sich diese Befriedigung doch keineswegs auf den ganzen innern Menschen: über die Gewaltsamkeit, womit das Lebensrätsel hier gelöst wird, hinwegzusehen, sollte uns eine innere Stimme nicht erlauben, die wir als die Stimme des Gewissens oder als die der unbedingten Wahrheitsliebe bezeichnen müssen. Ist es denn die Erkenntnis (Intellekt), was beispielsweise Franz von Assisi zu dem Willensüberwinder gemacht und in eine Sphäre erhoben hat, worin ein anderes und höheres Leben beginnt? Hätten denn Schopenhauer und mancher andere Philosoph mit ihrer Fähigkeit, zu erkennen und das Erkannte darzulegen, die Verkettung von Ursache und Wirkung in den Lebensvorgängen zu erklären und manche dunkle Stelle zu beleuchten, nicht mehr Befähigung zu einem geläuterten und erhöhten Leben haben sollen? Und doch bleiben die Philosophen bloß Erkennende, die im besten Falle nur von der Liebe zur Erkenntnis, zu dem, was ihnen als Wahrheit vorschwebt, begeistert sind: die Bestimmung unseres Lebens kann also für sie lediglich in der Erkenntnis dessen, was Leben ist, bestehen, nicht in gesteigerter Lebenskraft. Und nun gar, wenn diese Erkenntnis zum Pessimismus führt, d. h. zu der Überzeugung von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens, so muß ja aus ihr auch die Schlußfolgerung auf die Nichtigkeit der Erkenntnis selbst gezogen werden: wo soll denn die erkennende Kraft, die alles nichtig findet, die Sicherheit hernehmen, daß sie selbst, die ja auch in allem Leben miteingeschlossen ist, mehr als ein Nichts ist? Hat doch der Intellekt bei Schopenhauer sich selbst als eine untergeordnete Erscheinung erkannt, als ein bloßes Organ der Triebkraft, aus der zufällig oder auch mit blinder Notwendigkeit eine Sehkraft hervorgegangen ist.

Wenn die meisten andern philosophischen Lehren, die in einen blassen Optimismus auslaufen, an abstrakter Begrifflichkeit leiden und ihr Abschluß sich in den Wolken verliert, so fehlt dem Pessimismus überhaupt der Abschluß, denn er unterbindet die Schwungkraft und sperrt dem Menschen die Aussicht ins Unendliche und den Glauben an die Höhe ab. Auf die peinigende Frage, ob unser Leben, das wir als eine ununterbrochene Kette

von Nichtigkeiten erkannt haben, wirklich noch wert sei, gelebt zu werden, bleiben wir ohne Antwort, ebenso auf die Frage, welcher Wert einer solchen Erkenntnis zugeschrieben werden solle. Kann sich denn der aufrichtig lebende Mensch mit einer solchen Erkenntnis zufrieden geben, wenn sie ihm stets gegenwärtig ist? Nein, er muß dann die innere Nötigung fühlen, seiner Erkenntnis auch nachzuleben, d. h., folgerichtigerweise muß er sein Leben sowohl als auch seine Erkenntnis für nichtig erklären: er stünde somit dem völligen Nihilismus, einem vernichtenden Dunkel gegenüber, ohne einen Ausweg zu finden. Er wird freilich weiterleben, weil der Trieb zum Leben in ihm immer noch weit stärker ist als alle Erkenntnis, aber welche Bestimmung hat auch sein Leben? Gleicht er denn nicht einem gefesselten Sklaven, der auf den Befehl eines grausamen Tyrannen ein unwürdiges Dasein führen muß? Während die andern, die ebenso wie er in Fesseln geschlagen sind, sich ihrer Unfreiheit auch gar nicht so sehr bewußt werden können, muß er ja förmlich zur Verzweiflung getrieben werden, da er doch die Unfreiheit als solche erkannt hat und zugleich die völlige Unmöglichkeit, nicht nur den andern, sondern auch sich selbst zu helfen. Was sollen alle metaphysischen Gründe gegen den Selbstmord in einer solchen verzweifelten Lage? Im Gegenteil. Dieser allein wäre noch ein leises Zeichen von menschlicher Würde und Freiheit in dem vollständigen Dunkel, das den Menschen sinnlos umlauert. Der Selbstmord hätte dann wenigstens noch etwas von der Tatkraft jener Stoiker, die darin mit vollem Selbstbewußtsein das letzte Mittel gegen die übermächtige Gemeinheit fanden. Gibt es doch auch Fälle, wo einseitig denkende Menschen in Verzweiflung über die Schlußfolgerungen ihrer eigenen Gedanken und über die Unmöglichkeit, Leben und Denken in Übereinstimmung zu bringen, es vorgezogen haben, nicht mehr zu leben; ein solcher Entschluß ermangelt sogar eines gewissen tragischen Sinnes nicht: es ist, als wenn der Mensch vollkommen überzeugt wäre, das Rätsel der Sphinx gelöst zu haben und nun einsehen müßte, daß die blinde Lebensgewalt es gewollt hat, daß nicht die Sphinx, sondern er selbst sich in den Abgrund stürze. Wer einer solchen Tat, die doch wenigstens noch einen subjektiven Sinn beibehält, nicht fähig ist, wiewohl seine Erkenntnis ihn dahin durchaus führen müßte, der bezeugt, daß seine Erkenntnis im Grunde etwas überaus Nebensächliches und Wirkungsloses ist.

Sinn hat das Denken doch nur, wenn es dem Leben und sich selbst einen Wert zuschreibt: ist das Leben wertlos, so ist es auch notwendigerweise das Denken, denn so, wie der Mensch beschaffen ist, ist es gar nicht möglich, daß die Erkenntnis sich selbst genüge und ihren Wert aus sich selbst erzeuge; wo soll sie auch den letzten Grund finden, auf dem sie sich mit wirklicher, nicht nur eingebildeter Sicherheit stützen könnte, wenn ja die eigentliche Festigkeit nur im blinden und dunkeln Triebe liegt? Und mag auch der pessimistische Denker, der einzige, der sich mit der Frage des Seins und Nichtseins auseinanderzusetzen sucht, zu dem Schlusse gelangen, das Leben trage keinen Sinn in sich, welcher es lebenswert mache, so muß in

Wirklichkeit auch er, im Widerspruche mit seiner eigenen Erkenntnis, irgendwo den Sinn seines Lebens finden, da sein Denken sonst nur ein nichtiges Kinderspiel wäre. Auch Schopenhauer findet diesen Sinn in dem ‚metaphysischen Bedürfnis', d. h. mit einfachen Worten, in der Erhebung des Menschen über seine niedere Natur und über alle Gewöhnlichkeit. Wenn aber dieses metaphysische Bedürfnis wirklich nur auf die Kraft zurückzuführen wäre, die er im Gegensatze zum Willen als Intellekt bezeichnet, so müßte ja gerade der intellektuelle Mensch am meisten dazu berufen sein, über den ‚blinden Willen' zu siegen. Da dies aber keineswegs der Fall ist, so beweist es zur Genüge, daß Schopenhauers scharfe Trennung zwischen Intellekt und Willen willkürlich ist. Die wahren Helden, die über alle niedern Triebe gesiegt und das erfaßt haben, was man den Sinn des Daseins nennt, hatten keinen intellektuellen Scharfsinn, sondern ganz andre Fähigkeiten, die sich unter keine philosophischen Begriffe bringen lassen. Woher kamen nun zu ihnen diese Fähigkeiten, wenn sie doch nicht auf den Intellekt zurückzuführen sind und auch nicht auf den blinden Trieb? Vielleicht kann unser Intellekt den tiefern Äußerungen des Willens gar nicht gerecht werden, weil er sie gar nicht zu erforschen fähig ist. Und gerade das, was der Intellekt in seiner Geradlinigkeit nicht erfaßt, und was sich doch keineswegs ableugnen läßt, da es sich im Charakter siegreicher Persönlichkeiten verkörpert, galt den Menschen von jeher als das Licht auf dem dunkeln Pfade ihres Daseins, als die Bestätigung ihrer mehr oder weniger deutlichen Empfindung, daß dem Leben ein Sinn und Wert innewohne.

Die Zurückführung des menschlichen Willens auf einen einfachen Trieb, auf den ‚Willen in der Natur', bedeutet eine willkürliche Einengung unserer Willensäußerungen: der philosophische Scharfsinn, der vorgibt, nur die Wahrheit anzustreben, opfert hier die volle Lebenswahrheit einem vorgefaßten Begriffe. Der Scharfsinn muß ja einseitig und einschränkend sein, denn er schaltet sogar bewußt alle Unmittelbarkeit und auch alle wahre Menschenliebe aus, als wenn die philosophische Wahrheit durchaus lieblos sein müßte, und doch deutet schon der Name Philosophie auf das Gefühl der Liebe hin: die Liebe zur Weisheit aber kann jedenfalls nicht den Haß gegen das Leben bedeuten. Es gibt nicht nur gewöhnliche Willensäußerungen, die in dem niedern Triebe ihre Wurzel haben. Die Fähigkeit, den Willen zu überwinden, liegt nicht im Intellekt, sondern in einer Kraft, die auf unerforschliche Weise im Willen selbst wurzelt, und die eine höhere Willensäußerung genannt werden muß. Der philosophische Scharfsinn, der den Willen zu eng erfaßt, verleiht auch mit der gleichen Willkür dem Intellekt eine fast grenzenlose Ausdehnung: mit dem Inhalt des Intellektes müssen sich dann die verschiedenen anderen Fähigkeiten decken, die der sich selbst erkennende und genau beobachtende Mensch in sich wahrnimmt, und alle müssen sie in das Prokrustesbett hineingezwängt werden, damit ja die scharfe Scheidelinie zwischen Intellekt und Wille

bestehen bleibe. Ist es denn Intellekt, was auch im künstlerischen Genie schöpferisch wirkt? In Wirklichkeit haben aber die innern Erfahrungen des genialen Kunstschöpfers gar wenig mit der intellektuellen Fähigkeit des scharfsinnigen Denkers gemein, was ja gerade Schopenhauer mit Nachdruck hervorzuheben nicht müde wird. Und nun gar die schöpferischen Willensäußerungen der ‚begnadeten' Geister, die weder Kunstschöpfer noch Philosophen sind und in der Welt das Größte gewirkt und mit erlösendem Beispiel den Menschen den Sinn des Lebens gezeigt haben: ihre welterlösende Kraft liegt in der unmittelbaren Liebe, die doch das Gegenteil von zerlegendem Denken und allen einseitigen Wahrheiten ist, die bald dieses oder jenes philosophische Kleid anlegen.

Aus der Einseitigkeit seiner Empfindungsweise läßt es sich erklären, warum Schopenhauer die seelischen Erscheinungen aus dem innern Leben auszuschalten suchte, überhaupt nichts von Seele wissen wollte, während er doch die ‚Gnade' der siegreichen Geister, die ja nur aus diesem Quell kommen kann, wie kein anderer Philosoph verstand und bewunderte. Aber auch hier gewann sein intellektueller Scharfsinn das Übergewicht über einige tiefere Regungen seiner Innerlichkeit, die allein ihn dazu befähigen konnten, die Erfahrungen des religiösen Genies zu ahnen; auch hier kommt seine starke Einseitigkeit und die Willkür seines Scharfsinns immer wieder zum Vorschein, und er geht gleichgültig an der seelischen Feinheit und an dem Geiste, der zugleich Liebe ist, vorüber. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn er zum Buddhismus und nicht zum Christentum hinneigte, ja den wesentlichen Unterschied zwischen Christus und Buddha gar nicht wahrnehmen konnte; blieb er doch, ungeachtet einer ganzen Reihe eindringlicher Beobachtungen über den Unterschied zwischen Schein und Sein, ein vorwiegend intellektueller Mensch in seinem Verhalten zur Religion und überhaupt zu den Erscheinungen seelischen Lebens; auch führte ihn oft die Neigung zu philosophischen Verallgemeinerungen über das Charakteristische der lebendigen Persönlichkeit hinweg, und er vereinfachte dort, wo es gar nicht zulässig ist.

2.

Wer vorurteilslos an alle Erscheinungen des Innenlebens herantritt und sich ihre Wirkung zu vergegenwärtigen sucht, der kann im philosophischen Denken niemals die volle Lebenswahrheit sehen: kennt er doch mannigfache Äußerungen des Innenlebens, die er ebensowenig mit Begriffen verallgemeinern oder gar in Abrede stellen, als er das Gebiet des Kunstschaffens mit trockenen Begriffen erschöpfen oder sich darüber wie mancher abstrakte Denker ganz hinwegsetzen kann. Daß es philosophische Köpfe gibt, denen das Wesen des künstlerischen Schaffens ganz fremd bleibt, so daß sie das innere Leben, das aus einem genialen Kunstwerk so deutlich redet, gar nicht wahrnehmen oder im besten Falle es nur auf dürre Begriffe zurückführen, das allein schon müßte uns gegen die Einseitigkeit und Dürre der meisten philosophischen Urteile mißtrauisch und jedenfalls etwas vorsichtiger machen.

Das Wesen des religiösen Genies kann niemals als Lebensverneinung bezeichnet werden, aber auch freilich nicht als Lebensbejahung im gewöhnlichen Sinne. Beide sind nur Einseitigkeiten des urteilenden Verstandes, der, statt sich nur als einen Teil des ganzen Lebens zu betrachten, sich davon ablöst und auf die Seite stellt und mit dem Leben, wenn auch nur in Gedanken, nach Belieben schaltet. Der Intellekt hat freilich die Fähigkeit, Reihen von Tatsachen in der Natur zu verknüpfen und dadurch zu einer gewissen Erkenntnis des Zusammenhanges der Naturkräfte zu gelangen, nicht aber auch dem unerforschlichen Lebensgeheimnis auf den Grund zu schauen. Und wenn er die ganze Frage nach dem Anfang und dem Ende für überflüssig zu halten anfängt, so verflacht er sich selbst durch die gewaltsame Ausscheidung des metaphysischen Bedürfnisses. Mit aller Erkenntnis können wir nur feststellen, daß der Anfang unseres Lebens sich im Dunkel verliert ebenso wie unser Ende: wir können voraussehen, daß unser Planet später einmal kein Leben mehr hervorbringen und sich in das Schweigen hüllen wird, aus dem unser Leben für eine Zeitlang vom Lichte geweckt wurde. Der Verstandesmensch ist mit diesem Schicksal, das mit unserm Leben waltet, zufrieden, wie er sich ja auch die Frage nach der Bestimmung und dem Sinne des Einzellebens nicht nahegehen läßt: Es liegt in ihm etwas Selbstzufriedenes; er kennt das volle Leben nicht, sondern nur die Verallgemeinerung, d. h. die Entfernung vom Leben.

Wer die Welt und den Menschen bloß vom Intellekte aus erfaßt und dabei, wie Schopenhauer, noch ein starkes Wirklichkeitsgefühl hat und das metaphysische Bedürfnis in sich nicht vernichten kann, d. h. dieses Bedürfnis nicht nur im Kopfe trägt, sondern auch tiefer in seinem ganzen Innern, der muß, wenn er folgerichtig ist, notwendig zum Pessimismus gelangen: nichtig und oberflächlich müssen ihm alle die Ansichten vorkommen von der sogenannten Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Natur, ihrer Güte und Herrlichkeit, den vollkommenen Lebensverhältnissen, die des Menschen in der Zukunft harren, der Freiheit und Selbstherrlichkeit, womit der Mensch sich auf unserm Planeten nach den Angaben und Berechnungen der Priester der Vernunft und der Aufklärung einrichten könnte. Auf den irgendwie tiefer angelegten Menschen muß ja dieser flache und kindische Optimismus, der zu Scheuledern seine Zuflucht nimmt, um ja nicht zu sehen, was der Mensch in der ganzen Fülle seiner Triebe und Neigungen ist, diese Furcht vor der unbestechlichen Lebenswahrheit und zugleich die Phrase von der Liebe zur Wahrheit geradezu unerträglich wirken: gemahnt doch der Optimismus mit der Wahrheit, auf die er sich in einem fort beruft, unwillkürlich an Pamina in der ‚Zauberflöte‘: ‚Die Wahrheit, die Wahrheit, und wäre sie Verbrechen!‘ Die Wahrheit, die er will, ist in Wirklichkeit nur eine bequeme Art, sich mit dem Leben abzufinden, wie wenn ein Theaterdirektor aus dem Shakespeareschen ‚Hamlet‘ nicht nur den Geist, sondern auch die Titelrolle streichen wollte, weil sie durch ihre Schwierigkeit ihm zu unbequem erschiene. Der Optimist streicht eben den ganzen tra-

gischen Inhalt des Lebens aus, weil er gar keinen Zugang dazu hat: er sieht keine Tiefen und auch keine erhabenen Gipfel, sondern im besten Falle nur kleine Hügel, die er als das Erhabenste preist, was er sich nur vorstellen kann. Die bewegenden Lebensmächte, die Grundkräfte des menschlichen Schicksals sind ihm vollständig verborgen, und sie erschüttern ihn auch dort nicht, wo sie sich deutlich kundgeben. Er bleibt immer im Scheine stecken, und mag er einen noch so scharfen Intellekt haben, der alle Lebenserscheinungen aufs genaueste zergliedert und sie in der Sprache der selbstbewußten Formel weitläufig darstellt, so berührt diese Zergliederung doch nur die äußersten Flächen des Daseins und hat mit dem wirklichen Leben gar nichts gemein. Der Optimist fühlt die geheime Schuld nicht, die auf dem Menschenleben lastet und von der schon die Alten mit so klarer Einsicht sprachen: Es ist, als wenn das Leben uns als Geschenk für unsere großen Verdienste zuteil geworden wäre, als wenn das Leben vorhanden wäre, damit wir genießen, studieren und forschen könnten, denn der Optimist hat ein unbeschränktes Zutrauen zu dem forschenden Verstande und zugleich eine unbeschränkte Neigung zu allerlei Selbsttäuschungen. Wie seltsam es auch klingen mag, so muß doch dem tiefer denkenden Menschen schon jene Anschauung der thracischen Völkerschaft, wonach die Geburt eines Menschen beweint und seine Bestattung mit Fröhlichkeit gefeiert werden solle, als eine weit ernstere erscheinen als die selbstzufriedene Ansicht, die das ganze Leben auf Arbeit und Genuß zurückführt. Der Optimist, der gar keinen Blick für die im Leben tief wurzelnde Mühsal hat, möchte oft seine Flachheit für hellenische Lebensfreudigkeit ausgeben. In Wirklichkeit aber wird der Mensch schon in der Ilias als das jammervollste Wesen auf Erden bezeichnet, und zwar vom Olympier selbst. (XVII, 446 ff.) Es war nicht flacher Optimismus, der Solon veranlaßte, einen von schwerem Kummer bedrückten Freund auf die Akropolis zu führen und mit dem Hinweis auf den Haufen der Häuser, die sie überschauen konnten, ihn mit den Worten zu trösten: Bedenke, wieviel Kummer unter diesen Dächern von jeher gewohnt hat und wieviel noch heute darunter wohnt und auch in künftigen Jahrhunderten wohnen wird, und du wirst aufhören zu klagen. Auch nennt Plutarch am Ausgange der griechischen Kultur die Liebe zum Leben eine der unedelsten Leidenschaften, noch unedler als die Liebe zum Gelde. Der Optimismus, wie er gewöhnlich zutage tritt, muß die Verneinung alles wahren Heroismus sein: Mit jeder heroischen Größe ist ja etwas verbunden, das der optimistischen Lebensansicht schnurstracks zuwiderläuft.

Die heroische Lebensansicht, die ihren Höhepunkt in der Glaubenskraft des Christentums erreicht, ist kein über die Lebenstragödie hinwegsehender Optimismus, aber auch kein Pessimismus: sie entfernt alle Selbsttäuschung, aber auch alle Einseitigkeit und Starrheit des begrifflichen Denkens. Gerade weil sie keinen Augenblick die volle Wirklichkeit außer acht läßt, erkennt sie die Unmöglichkeit der folgerichtigen Durchführung sowohl der pessimistischen als auch der optimistischen Gedanken, denn Gedanken müssen notwendig

beschränkt sein: die Schranke unseres Gehirns und nicht die Unbegrenztheit des Lebens kommt in ihnen zum Vorschein. Was Nichtsein im Gegensatze zum Sein bedeutet, können wir gar nicht feststellen, denn sowohl das Sein als auch das Nichtsein bleiben wesenlose Begriffe, sobald sich in uns überhaupt eine so negative Vorstellung wie das Nichtsein zu regen anfängt. Mit dem geheimnisvollen Walten des Lebens haben alle diese Begriffe gar nichts gemein. Das Denken kann uns die Widersprüche unserer Existenz beleuchten, aber wenn es selbst in einen so scharfen Widerspruch zum Leben tritt, daß es nur kritisch wirkt und alle Unmittelbarkeit in uns untergräbt oder uns gar zu überzeugen sucht, daß das Leben keinen Sinn habe, so müssen wir uns mit aller uns noch übriggebliebenen Unmittelbarkeit des Lebensgefühls dagegen wehren.

3.

Den Widerspruch zwischen Leben und Denken, der ja zum Teil im Denken selbst begründet liegt, kann das Denken mit eigenen Mitteln niemals heben; die Überwindung dieses Widerspruches ist eine Tat des Glaubens. Leben kann doch nichts anderes heißen als glauben, daß unser Leben nicht sinnlos ist. Dieser Glaube stellt sich notwendig ein, wenn wir nicht mehr im Scheine der Vergänglichkeit und Zufälligkeit, auch nicht mehr in dem uns einengenden Kreise abstrakter Begriffe bleiben. Das Sein im Gegensatze zum Scheine ist nichts Begriffliches, sondern eine Erfahrung. Die Verneinung des Lebens ist dann sogar als Gedanke gar nicht möglich: dieses Sein ist im Gegenteil ein gesteigertes Leben, eine gesteigerte Bejahung, eine Überwindung des Widerspruches zwischen Denken und Leben. Nur in dieser Atmosphäre gedeiht der heroische Charakter, erst hier beginnt das echte Leben. Nicht auf den Umwegen finden wir das Wesentliche. Die vielen Millionen Menschen um uns her bedürfen nicht der mannigfachen Hüllen, mit denen das theoretische Denken die Lebenserkenntnis umgibt. Was den Zusammenhang mit unsern Mitmenschen auflöst, kann nicht Wahrheit heißen. Niemals wird sich die Menschheit mit einer Erkenntnis, ihr Leben sei ohne Sinn und Wert, abfinden können. Selbst der Buddhismus, dem von mancher Seite der Schopenhauersche Pessimismus am nächsten kommt, verdankt seine große Wirkung nicht seiner intellektuellen Lebensdeutung, sondern jenem Etwas, das in der einen oder andern Gestalt als Glaubenskraft und Fähigkeit, sich zu begeistern, immer wieder im Menschen hervortritt.

Die uns innewohnende Fähigkeit, die Welt in ihre Bestandteile auseinanderzulegen und mit unserer forschenden Vernunft die allerletzten Winkel zu beleuchten, darf uns nicht die noch wichtigere Fähigkeit rauben, uns zu begeistern und an den Wert unseres Lebens unerschütterlich zu glauben. Der Wert der Erkenntnis liegt doch nicht in ihrer auflösenden Kraft, da ja alle Kritik nur so weit zulässig sein kann, als sie im Dienste eines höheren Zieles, einer aufbauenden Kraft steht. Wenn wir den trügerischen Schein, von dem

sich viele Menschen leiten lassen, mit tieferer Einsicht aufdecken, so kann das ja nur mit dem Glauben an eine Welt wesentlicher Wahrheit geschehen: die Wahrheit kann doch nicht nur etwas Verneinendes, Zerlegendes, Kritisches sein. Hinter dem Scheine müssen wir ja notwendig einen begeisternden Inhalt finden, da sonst die Vernichtung des Scheines gar keinen Sinn hätte, im Gegenteil müßten wir dann den Schein geradezu als den einzigen Lebensinhalt preisen und darin ganz aufzugehen suchen. Die Wahrheit anstreben kann doch nicht heißen, das Leben in ein Nichts auflösen, d. h. alle Glaubenskraft vernichten. Die Erkenntnis darf nicht abseits vom Leben bleiben, sondern sie muß eine neue Lebenskraft werden, denn sonst könnte man mit Fug und Recht sie selbst und nicht das Leben, das sie in ein dunkles Nichts auflöst, für wertlos halten. Die Glaubenskraft muß sich gegen alle zersetzenden Eingriffe durchaus schützen: sie, die vom geläuterten Willen kommt, ist das Ursprüngliche und nicht der mit kritischer Einseitigkeit und Selbstherrlichkeit auftretende Intellekt. Beides gleichermaßen zu entfalten, scheint der Menschheit nicht vergönnt zu sein: was sie an Wissen einzelner Tatsachen und durch die Neigung, das Leben in das Licht der Kritik und des zerlegenden Urteils zu rücken, auf der einen Seite gewinnt, bringt auf der andern Seite meistens einen Verlust an Unmittelbarkeit und Glaubenskraft, ja an Charakterfestigkeit und Ehrfurcht mit sich.

Der Wert aller Erkenntnis kann nur darin bestehen, daß wir das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden lernen. Das Wesentliche kann doch nicht als ein blasser Schein hingestellt werden, sondern es muß uns als eine Welt voll geistigen Inhalts entgegentreten, uns Schwungkraft geben, damit wir uns über den Wirrwarr und das Elend der dunkeln Täler erheben können. Wie der Buddhismus, so hat auch der Schopenhauersche Pessimismus, dieser tiefste Ausdruck der Lebensverneinung, zu der die Erkenntnis der neuern Zeit gelangt ist, eine gewisse Fähigkeit, zu begeistern, was freilich im Widerspruche mit der Logik seiner eigenen Erkenntnis steht: es kommt zweifelsohne davon, daß unser Wille als eine durchaus positive Kraft hier in seinem eigentlichen Inhalt erregt und gehoben wird. Unser Wille ist ja keine dunkle Macht, da er sonst gegen jede Wirkung von oben, gegen jede Läuterung und Einsicht sich stets und überall stemmen würde; er verlangt vielmehr nach Beruhigung und Erhebung. Erhebung ist nicht Verneinung; unser Leben will erhoben, geläutert, nicht verneint werden — das ist der springende Punkt: die Lebensverneinung kommt von einem Mangel an Glaubenskraft, von einem einseitigen Scharfsinn des Intellektes oder von einer gewissen Trägheit des Charakters; die Lebenserhöhung dagegen setzt eine bejahende Kraft, einen Glauben an eine höhere Welt voraus. Was nicht zur Steigerung des höhern und geläuterten Lebensgefühls führt, kann nicht Anspruch darauf machen, lebensvolle Erkenntnis zu heißen: weder ist es der über das Leben leicht denkende Optimismus, der ein kühles Licht über die vielen Schatten der Lebensniederung verbreitet und dem leidenden Menschen eine mehr ins Lustspiel hinein passende Harmonie zwischen Schmerz

und Lust und eine selbstgefällige Freudigkeit empfiehlt, noch auch der Pessimismus, da er im Kreise des Lebensübels stecken bleibt.

Der Pessimismus kann ja von der Gewalt seiner eigenen Begriffe, im besten Falle seiner eigenen Erfahrungen, die er mit dogmatischer Ausschließlichkeit für die des Menschengeschlechts ausgibt, gar nicht loskommen: er verallgemeinert gewisse, nicht in Abrede zu stellende Erscheinungen und begrenzt seine Vorstellung vom Leben auf die unterste und teilweise noch auf die mittlere Lebenssphäre. Er sieht überall gerade das, wofür der Optimismus ganz blind ist: die Schatten, die Widersprüche, die vernichtenden Kämpfe in der Natur und im Menschenleben, die, solange unser innerer Blick auf die Niederung gerichtet ist und hier eingeschlossen bleibt, freilich durchaus als eine Sinnlosigkeit erscheinen müssen. Hätte das Leben nur die eine Seite, die der Niederung und des dunkeln Triebes, die uns der Intellekt scharf beleuchtet, so wäre der Pessimismus unerschütterliche Wahrheit. Aber das Leben ist doch weit mehr: Schon die Tatsache, daß unser Intellekt die Fähigkeit hat, in das Dunkel hineinzuleuchten, ist ja eine Erscheinung aus einer höheren Sphäre, aus der die Freudigkeit der Erkenntnis und zugleich das erhöhte Bewußtsein kommt, das ja auch aus den Werken Schopenhauers so deutlich redet. Wenn also schon die negative Erkenntnis eine solche Kraft ausströmt, wie erst die Erkenntnis, die, bei aller Einsicht in das Lebensübel, sich den Lebenshöhen begeistert zuwendet? Der Pessimismus möchte mit dogmatischer Voreingenommenheit das in Abrede stellen, was viele Menschen innerlich erfahren. Da jeder aus seinem angeborenen Charakter heraus denkt, so darf der Pessimist seine Erkenntnis nur aus seinem Charakter herleiten, dann wäre er, wenn nicht im Leben selbst, doch im Denken folgerichtig. Aber dann würde er auch seinen Gedanken nicht diese Verallgemeinerung und endgültige Bedeutung zuschreiben, da er sich ja im voraus der Schranke des Denkens bewußt wäre.

In allem einseitigen Denken liegt die Neigung zur Verallgemeinerung und, wenn es nicht ganz blaß ist, zu einer gewissen Vergewaltigung. Es ist begreiflich, daß der Pessimismus eines so kraftvollen Menschen wie Schopenhauer eher zur Vergewaltigung geneigt ist als der Optimismus, der über die tragischen Widersprüche des Daseins wie eine ziehende Wolke dahingleitet. Der tiefere Pessimismus hat ebenso wie der Buddhismus das Gefühl des Lebensübels zum Ausgangspunkt: er sucht auf alle Weise sich damit auseinanderzusetzen und gibt unwillkürlich diese Auseinandersetzung für den Sinn unseres Lebens aus. Er wägt die Leiden der Menschen auf der Wage der Erkenntnis: die Lustgefühle werden den Empfindungen des Schmerzes gegenübergehalten und geprüft, als wenn Gefühle, die ja nicht in jedem Charakter die gleichen sind und in denen sich doch das Unerforschliche unseres Lebens kundgibt, wägbare Dinge wären. Gewiß sind die Übel überall in uns und um uns, gewiß sind unsere Lustgefühle, d. h. das, was gewöhnlich darunter verstanden wird, an den kurzen Augenblick gebunden und nichtig wie der Schein, aber viel kommt bei diesem Wägen der Emp-

findungen der Lust und des Schmerzes doch nicht heraus, kann auch nicht herauskommen, denn keine noch so scharfsinnige Erkenntnis vermag den Schleier von dem Geheimnis zu lüften, das gerade in der unerforschlichen Notwendigkeit des Übels liegt. Von jeher wußten alle ernst und tief angelegten Menschen, daß das Leiden mit der dunklen Seite unserer Triebkraft aufs engste zusammenhängt, und die Frage, wozu das Leiden sei, war zugleich für sie die Frage nach dem Sinne unseres Daseins. Nur ein abstrakter Kopf oder ein leeres Herz kennt das Gewicht dieser Frage nicht. Was aber dem Menschen wirklich einleuchten muß, ist die Notwendigkeit, mit dem unausweichlichen Übel zu kämpfen. Erst in diesem Kampfe treten die höheren Eigenschaften des menschlichen Charakters hervor.

Die höchste Charakterkraft äußert sich jedenfalls nicht in abgelöstem Denken, sondern in der Fähigkeit, an eine Höhe des Daseins zu glauben, wo ein ganz neues Leben beginnt und das Übel überwunden wird. In der unteren Sphäre, die der Pessimismus mit solcher Schärfe beleuchtet, mag das Leiden vorherrschen, Dunkel und Torheit sich breit machen und die Zahl der Lustgefühle uns sehr knapp zugemessen sein. Die Bestimmung des Menschen liegt aber nicht hier, sondern auf der Höhe. Im Grunde ist in der unteren Sphäre alles so verworren, daß wir uns überhaupt erst von einer gewissen Höhe aus darin zurechtfinden können. Der Pessimismus in allen seinen Gestalten, von Buddha bis auf den griechischen Philosophen Hegesias, der den Tod als den Erlöser von allem Übel herbeiwünschte, und bis auf Schopenhauer, sah die Aufgabe unseres Lebens in der Befreiung vom Schmerze: hier äußert sich eben seine ganze Unzulänglichkeit, und mag er sie auf alle Weise verhüllen, so tritt sie doch notwendig immer wieder hervor. Haben wir einmal den täuschenden Schein, der uns im untern Dasein bestrickt, wirklich erkannt, d. h. nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Willen, so können wir uns nur dann davon befreien, wenn wir an ein höheres Dasein glauben: diese höhere Sphäre wäre ein Nichts, wenn wir sie als einen negativen Begriff erfaßten, als bloße Befreiung vom Leiden, die nur mit dem Nichtsein eintreten könne. Wir müssen im Gegenteil diese höhere Welt als das festeste Lebensgut betrachten, wenn unser Kampf gegen Dunkel und Übel einen Sinn haben soll.

4.

Nicht die Befreiung vom Leiden kann das Ziel unseres Daseins sein, sondern nur die Erlangung eines gesteigerten Lebens. Auch ist die Freiheit kein Begriff, der von der Unfreiheit abgeleitet wird, sondern voller Selbständigkeit. Unser Leben wäre bedeutungslos und ein häßlicher Wirrwarr, wenn wir dieses höhere Gut nicht entdecken könnten. Um das höhere, eigentliche Sein zu erlangen, müssen wir freilich die ganze Verworrenheit des untern Seins überwinden: besteht doch jeder Heroismus in der Überwindung einer feindlichen und dunkeln Macht; will er doch etwas ganz anderes als ein Schlaraffentum sein. Und so fangen wir erst auf einer gewissen Höhe an, den geheimnisvollen Sinn des Leidens zu ahnen.

Der Schmerz ist nicht vernünftig, sagt uns die Vernunft, aber wer bürgt uns dafür, daß, was sie in Hinsicht auf das letzte Geheimnis des Daseins aussagt, vernünftig ist, da sie ja die Weltvernunft nicht überschauen kann? Die Selbstüberhebung der Vernunft ist jedenfalls nichts Fruchtbares, und darin geht der Pessimismus in mancher Hinsicht noch weiter als der abstrakte Optimismus, wiewohl er ja sonst nicht die Vernunft, sondern den Willen für das Erste hält. Folgerichtigerweise kann unsere Vernunft nur aussagen, daß gar vieles im Leben, vor allem das Leiden, ihr unbegreiflich sei: sie müßte vor dem letzten Geheimnis ehrfurchtsvoll stehen bleiben. Tut sie es nicht, so beginnt sie auf irgendeine Weise immer zu faseln: was sind denn alle die logischen Schlußfolgerungen, die das letzte Geheimnis zu durchdringen wähnen und die Weltschöpfung auf den einen oder andern blassen Begriff zurückführen, anderes als ein Gedankenspiel oder gar leeres Gefasel? Man kann sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß das scharfsinnige Denken noch sehr fern sei von echter Wahrheitsliebe, weil es noch mit allerlei Voreingenommenheiten und im tiefern Grunde auch mit Rechthaberei behaftet ist. Das Zergliedern des Seins kann nicht die Aufgabe des Menschenlebens heißen. Das zergliederte Sein verhält sich zum wirklichen Sein wie die Anatomie zum Leben: das wahre Leben läßt sich auch gar nicht zergliedern, wie der wahre Geist sich auch nicht messen läßt.

In Wirklichkeit hat das Denken doch nur dann einen Wert, wenn es das Lebensgefühl läutert und steigert, denn sonst wäre es besser, daß wir gar nicht so viel über das Leben nachdächten. Gewiß soll uns das Denken die tragischen Gegensätze des Daseins zum Bewußtsein bringen und uns nicht wie der blasse Optimismus mit verallgemeinernden Redensarten logischer Begrifflichkeit über das Tragische unseres Lebens hinwegzusetzen suchen, aber es muß uns auch zugleich den Weg zur Höhe zeigen, glaubensfreudig Aussichten ins Unendliche eröffnen und uns nicht pedantisch in den engen Kreis eines so oder anders beschaffenen Diesseits einsperren. Sobald die Erkenntnis zu behaupten anfängt, ihre Aufgabe sei nicht das Leben, sondern nur das Denken, d. h. sobald sie ein abgesondertes Dasein zu führen beginnt, kann sie in einem tieferen Sinne niemals fruchtbar sein; denn fruchtbar ist nur, was das Lebensgefühl erhöht und auf uns so wirkt, daß wir nicht in uns selbst zurückfallen, nicht in Trockenheit, Skeptizismus und Negation oder gar in Menschenhaß verfallen. Weicht das Denken zu weit vom ganzen Menschen ab, so muß es notwendig den Nebenweg für den Hauptweg halten. Die größte Gefahr des abgelösten Denkens, das bald zum Pessimismus, bald wieder zur trügerischen Utopie führt, besteht ja gerade darin, daß es der Ganzheit des Menschen immer Gewalt antut und den Mittelpunkt vernichtet, wo das Göttliche und das Menschliche zusammentreffen. Daher muß auch der Pessimusmus von allem Göttlichen absehen, ebenso wie der abstrakte Optimismus von der Wirklichkeit der menschlichen Natur absieht. Der Mangel an Einsicht in das Göttliche zeugt ebenso von Gedankenblässe wie der Mangel an Einsicht in das Tragische.

Das Merkmal der Reife sowohl des Willens als auch des Urteils ist keineswegs das pessimistische Denken, noch weniger der idealisierende Glaube an die natürlichen Kräfte der Menschheit, sondern das feste Gefühl, daß, was vom Mittelpunkte abweicht und die Ganzheit des Menschen zerbricht, niemals Lebenswahrheit sein könne. Auf der höheren Stufe der innern Erfahrung angelangt, sehen wir schon deutlich die Einseitigkeiten der allermeisten Gedankensysteme, da sie die Wirklichkeit einem vorgefaßten Gedanken unterordnen oder gar opfern und sich daher notwendig in eine Sackgasse verrennen müssen. Die Wirklichkeit, die der Pessimismus in seinem Gesichtskreis behält, und über die der flache Optimismus leichtfertig hinweggeht, ist immer nur ein Teil der vollen Wirklichkeit. Er geht von der Niederung, von der Materie aus und kehrt dahin wieder zurück; er geht von den Gefühlen der Lust und Unlust aus, überzeugt sich, daß die Empfindungen der Unlust die der Lust weit überwiegen und schließt daraus auf das Verfehlte des Seins und zieht dem Sein das Nichtsein vor. Dieser Vorzug, den er dem Nichtsein gibt, bleibt ja freilich nur ein Gedanke, aber wenigstens im Denken möchte der Pessimist, daß die Welt nicht wäre. Auch der Wert des ganzen Denkens kann für ihn nur in der Überzeugung von der Nichtigkeit alles Daseins bestehen. Somit ist das Leben bloß Schein, und der Gegensatz zum Scheine ist nur das Denken, das uns zeigt, daß alles nichtiger Schein ist, und daß es kein höheres Sein gibt. Somit ist auch das Denken nur eine andere Gestalt des Scheins: von der höhern Stufe des Scheins sehen wir auf die niedere Stufe herunter.

So kann sich der Pessimismus aus dem engen Lebenskreis im Grunde gar nicht herausretten, ja er will es auch gar nicht; denn was er will, ist nur Erkenntnis, wobei er seine Erkenntnis für allein gültig, ja für die unbedingte Wahrheit hält. Da er von der Vorstellung der Lust und Unlust ausgeht und das ganze Leben darauf zurückführt, so muß er, ob er sich dessen bewußt wird oder nicht, ob er sich bis zu einer gewissen metaphysischen Höhe erhebt oder nicht, eine enge Vorstellung vom menschlichen Glück in den Vordergrund seiner Lebensbetrachtung rücken, trotz aller Einsicht in das Tragische des Lebens. Selbst die Vorstellung des Tragischen müßte im Pessimismus folgerichtigerweise eng erfaßt sein, da sie bloß von der Erkenntnis kommt, daß es mehr Unlust und Elend als Lust und Glück in der Welt gebe. Auch müßte der Pessimist im Gegensatz zu den alten Ägyptern, die an einem bestimmten Festtage auszurufen pflegten: Die Wahrheit ist süß, die von ihm erkannte Wahrheit für eine sehr bittere Frucht halten. Wenn Schopenhauer mit einem gewissen Recht vom ruchlosen Optimismus spricht, so müßte doch auch das Lustgefühl, das uns die Einsicht in das Elend des Daseins gewährt, ohne uns in Wirklichkeit darüber erheben zu können, nicht minder ruchlos erscheinen. Und so kann sich der Pessimismus auch bei Schopenhauer, seinem hervorragendsten Vertreter, von der Materie nicht befreien, ja er trägt sie notwendigerweise selbst auf die metaphysische Höhe mit. Die ganze Last des drückenden Stoffes kann er schon deshalb

nicht abwälzen, weil er keinen Glauben an eine Welt wahrer Freiheit hat, die mehr als der Zustand des Nichtseins wäre.

5.

Die Einsicht in das Tragische des Daseins muß, wenn sie nicht ein abstrakter Gedanke bleiben und nicht die Ganzheit des Menschen auflösen soll, notwendig zur Begründung einer heroischen Lebensansicht führen. Die philosophische Erkenntnis hat nur dann eine schöpferische Wirkung, wenn sie an dem Aufbau einer neuen Wirklichkeit über der unteren Wirklichkeit mithilft, wenn sie die Charakterkraft und Glaubenskraft erhöht und zur wahren Weisheit wird. Man begreift jenen Athener, der nur solche Schriften der Philosophen lesen wollte, von denen er annahm, daß sie fähig wären, ihn in der Tugend weiterzubringen. Die wahre Weisheit äußert sich in der Überwindung aller Einseitigkeit: sie hält sich fern von jeder Verallgemeinerung und sucht nicht nur Licht und Schatten richtig zu verteilen, sondern auch aus den Widersprüchen der untern Wirklichkeit herauszukommen und den Weg zum Reiche der Freiheit zu zeigen, zu jenem Reiche, das nicht von der unteren Welt ist.

Mit ihren eigenen Mitteln vermag die Philosophie niemals das Leben zu vollenden. Die Vollendung gehört andern Kräften an als denen der Erkenntnis. Nicht umsonst bemerkt schon der stoische Philosoph Zeno, daß im Gemüte des Weisen eine Narbe zurückbleibe, selbst wenn die Wunde schon geheilt sei. (In sapientis quoque animo, etiam quam vulnus sanatum est, cicatrix manet. Seneca De ira lib. I, 16.) Gerade wenn der Philosoph einen scharfen Blick für die Lebenswirklichkeit hat und sie nicht in allgemeine Begriffe auflöst, vermag er im Denken selbst niemals das letzte Wort der Wahrheit zu finden: sein Denken deckt ihm die ganze Zwiespältigkeit des widerspruchsvollen Daseins auf, ohne jedoch in sich selbst die Lösung der erkannten Widersprüche zu finden. Erkennt der Denker den tragischen Inhalt des Seins, so muß er folgerichtigerweise einen Ausweg suchen, da ja sonst die Erkenntnis uns wie in einen Zauberkreis bannen würde und nur eine Sinnlosigkeit wäre.

Gerade die tragische Erkenntnis des Pessimismus mit ihrer Vernichtung aller pantheistischen Schönfärberei und aller abstrakten Schwärmerei stellt uns der Notwendigkeit gegenüber, entweder ohne allen Ausweg aus der unteren Wirklichkeit und folglich sinnlos weiter dahinzuleben, oder diesen Ausweg zu suchen, damit unser Leben nicht sinnlos sei. Auf das Suchen kommt es aber hauptsächlich dabei an, denn wer aufrichtig, mit allen Seelenkräften die höhere Wahrheit sucht, der muß sie finden. Das Reich Gottes, die unerschütterliche höhere Wahrheit, von der allein die Gegensätze und aller Zwiespalt überwunden werden können, ist nach dem Worte Christi inwendig in uns. Was den Glauben an die höhere Wahrheit nicht stärkt, kann doch die Widersprüche nur vermehren, die Sinnlosigkeit nur steigern: ohne das Reich Gottes hat das Reich des

Menschen trotz allen seinen philosophischen Systemen und all seinem Wissen, wodurch er sich die Außenwelt teilweise untertänig macht, gar keinen Sinn. Die Überwindung der Nichtigkeit und des Todes liegt in der Glaubenskraft und nirgendwo sonst. Ohne Vollendung bleibt unser Leben leerer Schein. Das Leben ohne die Wahrheit ist eine unwürdige Nichtigkeit, auch die Wahrheit ohne das Leben, d. h. ohne lebendige, gesteigerte Kraft, ist nur eine unerträgliche Last. Erst Wahrheit und Leben zusammen, die beide dem gleichen Quell entspringen, geben unserm Dasein Sinn und sind der Weg zu jener Höhe, die mehr Wirklichkeit enthält als alle sichtbare Wirklichkeit.

Gebet um Frieden

Starker Gott, heiliger Gott,
Schwer, o schwer liegt deine gewaltige
Hand auf unserer Menschenerde, –
Aufsteigt zu dir der Rauch ihrer Qual. –

Hast du nicht endlich, heiliger Gott,
Abgewogen das Schicksal der Völker
auf unerforschter, ewiger Wage,
abgewogen in Blut und Tränen? –

Daß du nicht länger, barmherziger Gott,
gedenkest der Menschheit aufgehäufter
vielfältiger Schuld, die deiner Langmut
im bunten Reigen der Jahre gespottet.

Daß du dich wieder, barmherziger Vater,
erinnerst, wie doch aller Menschheit Fehle
vor dem Abgrund deiner Erlösung
nur wie ein Traum in Nächten zerrinnt.

Sende, barmherziger Gott, ach sende
Stimmen der Gnade, – Engelsstimmen,
daß sie uns tönen in heiliger Nacht, –
„Friede den Menschen", – „Friede auf Erden", –
heiliger Gott, barmherziger Gott.

Ilse von Stach.

Die beiden Bettler / Von Fr. A. Holland

Der Heilige von Assisi ging einmal mit dem Bruder Ginepro, den er sehr liebte, über den Marktplatz der Stadt Perugia. Wie die beiden so gingen, ersahen des Heiligen Augen zwei Bettler an zwei verschiedenen Säulen eines Palastes sitzen. Der eine dieser Bettler war ein junges Weib, das auf der Erde kauerte und ein Kindlein an die Brust preßte. Das Kindlein war mit Tüchern zugedeckt und verhüllt, daß keines Menschen Blick es treffen konnte. Das junge Weib aber saß zusammengesunken, mit gekrümmtem Rücken, in der Art, als wolle es sich klein und kleiner machen und unsichtbar werden vor den eigenen Augen und vor den Augen der Menschen. Sie hielt die rechte Hand ausgestreckt und das schmale dunkle Haupt tief gebeugt, so daß ihre eigenen Augen die scheue Hand nicht sehen konnten. Legte aber einer, der vorüberging, ein kleines Geldstück in diese demütige Hand, so hob sie nicht das Haupt, bewegte wohl die Lippen ein wenig, aber das Wort des Dankes war so leise, daß es an des Gebenden Ohr nicht dringen konnte.

Der andere Bettler nun war ein Mann in guten Jahren, dem jedoch die rechte Hand fehlte, so daß er ein Krüppel war. Er hatte den Ärmel seines Kittels weit zurückgeschoben, damit jedermann gut sehen konnte, wie sein Arm nur ein gräßlicher, elender Stumpf sei und zu nichts zu gebrauchen. Dazu schrie er mit lauter Stimme seine Armut über den Platz und bat und flehte die Vorübergehenden an, sein großes Elend zu lindern. Viele gaben ihm. Wenn aber einer vorbeiging, ohne eine Münze in seinen Hut zu werfen, so schaute er ihm mit zornrotem Gesichte nach und begann zu schelten und zu toben.

Wie der Heilige nun die beiden sah, ging er quer über den Marktplatz auf den Palast zu, und Bruder Ginepro folgte ihm. Zuerst trat er zu dem jungen Weibe und legte ein Scherflein in die schmale, todblasse Hand. Und wie er dies tat, ging ein leises und unbeschreibliches Lächeln über sein Antlitz. Das Weib aber hob nicht das Haupt und sah den Geber nicht an.

Dann wandte der Heilige sich zu dem Krüppel, und als dieser seiner ansichtig wurde, begann er noch lauter als sonst zu schreien und sein großes Leid zu klagen. Franziskus aber langte in die Tasche seines Gewandes und gab ihm das Doppelte von dem, was er dem jungen Weibe gegeben hatte. Wie nun der Krüppel, nach Art der Bettler, leichthin von Gottes Segen plapperte, ließ sich der Heilige

an seiner Seite nieder, setzte sich zu ihm auf die Treppe und redete viele und tröstende Worte zu ihm. Der jedoch hörte kaum auf ihn, sondern war nur darauf bedacht, ja keinen der Bürger zu verfehlen, die über den Markt gingen, und von welchen er ein Almosen erhoffte und erheischte. Aber der Heilige sprach zu ihm wie zu einem Bruder und schüttete die Liebe seiner Seele über ihn aus und drang lange und lange in ihn, mit solchen Worten und Gebärden, als gelte es eine bedrohte Seele vom Untergang zu retten. Er tat es mit leiser und inniger Stimme, so daß Bruder Ginepro nichts davon verstehen konnte, der dabei stand und den Kopf schüttelte, denn ihm schien ein Bettler dieser Art so vieler Worte und Liebe nicht wert. Da nun die Bürger Perugias sahen, daß gar der heilige Mann von Assisi (der ihnen wohl bekannt war) bei dem Krüppel saß, glaubten sie nicht anders, denn er wolle ihm für alle Zeit helfen und erachteten es nunmehr für überflüssig, ihr Scherflein in des Krüppels Hut zu legen. Der aber geriet, als er dies begriff, in große Wut und schrie den Heiligen an: ‚Nun mache, daß du deiner Wege gehst, du Hansnarr! Von deiner Predigt werde ich nicht fett. Siehst du denn nicht, daß du mir lästig und hinderlich bist?‘ Da schwieg der Heilige und erhob sich mit bleichem und müdem Antlitz. Und ehe er ging, sprach er noch zu dem Krüppel: ‚Bruder, zürne mir nicht. Ich will morgen, um diese Stunde, wieder zu dir kommen.‘ Der aber schrie dem Davongehenden nach: ‚Hüte dich ja davor, du Narr! Du läßt mich nur Zeit und Geld verlieren.‘ Da zuckte der Heilige zusammen, als habe eine scharfe Geißel ihn getroffen. Und als er zum andern Male an dem jungen Weib vorüberkam, berührte er im Gehen leise dessen Scheitel, als wolle er es segnen.

Bruder Ginepro, der alles dies wohl gehört und gesehen hatte, ging ein paar Schritte hinter dem Heiligen her und schüttelte viele Male und bedenklich das Haupt. Denn obgleich er wohl wußte, daß des Heiligen Tun nie von ungefähr geschah, sondern tiefbegründet aus dessen Seele floß, meinte er dennoch in seinem Herzen, dieses Mal habe der Heilige nicht gerecht gehandelt. Er wagte es jedoch nicht, diesen darum zu befragen oder ihm gar Vorstellungen zu machen. Wie sie nun ein gutes Stücklein gewandert waren, und schon außerhalb der Stadtmauern sich befanden, wandte der Heilige sich im Gehen um und sagte mit lächelndem Munde: ‚Frage nur zu, Bruder Ginepro. Sehe ich doch, daß es dir fast das Herzlein abdrückt.‘ Da erschrak dieser nicht wenig, denn er erkannte, daß seine Zweifel und Mißbilligung dem Voranschreitenden nicht ver-

borgen geblieben waren. Er faßte sich jedoch ein Herz und sagte demütig: ‚Siehe, Bruder Franziskus, gern will ich alle Bußen auf mich nehmen, die du mir, meines Zweifels wegen, auferlegen wirst. Aber siehe, ich komme nicht zu Rate, da ich vermeine, du habest deine Gaben heute zu Unrecht ausgeteilt.‘ Da legte der Heilige den Arm um des Getreuen Schulter und antwortete ihm und sprach, und seine Stimme war wie das Rauschen einer reinen Quelle: ‚Bruder Ginepro, du meinst, ich hätte dem armen jungen Weibe mehr helfen sollen als dem Krüppel, der seine Armut über Stadt und Menschen hinschreit? Seit wann aber gibt man den Reichen und geht vorüber an den Armen? Siehe, Bruder Ginepro, dieser Krüppel ist arm, das Weib aber ist reicher als er. Jenem wurde alles genommen, nicht nur sein Leib, auch seine Seele ist ein Krüppel, denn selbst die Scham des Herzens hat der Böse ihm geraubt. Und darum muß man ihn mehr lieben, vielleicht, daß die Scham ihm wiederkehrt. Des jungen Weibes Seele aber, o Bruder Ginepro, merk' es gut, ist klar und reich geblieben, denn noch ist Scham in ihr, die Scham der Armut. Dem aber helfe Gott, der diese verliert.‘

Und als der Heilige dies gesagt, geschah es dem Bruder Ginepro, daß eine große Helle in seinem Herzen aufbrach. Und er lehnte die Stirne an des Heiligen Schulter und weinte.

Die katholische Aufgabe / Von Franz Blei

Als die Vandalen und Goten über Rom und Byzanz herfielen, erklärten sie Römer und Byzantiner für eine verkommene und verfaulende Gesellschaft, der man das Rechte beibringen müsse. Wir Europäer und europäisierten Völker haben, von ein paar Condottierefürsten abgesehen, bis auf den heutigen Tag den Mut noch nicht gefunden, in der Politik eine Katze eine Katze zu nennen; wir haben noch immer die schlechte Gewohnheit eines schlechten Gewissens, von ‚wilden Völkern' dort zu sprechen, wo wir das Land dieser Völker rauben wollen. Es dürfte keine Frage sein, wo im Grunde die Wildheit ist, bei den Tripolitanern, die niemanden um Hilfe gerufen haben, oder bei den Italienern, bei den Marokkanern oder bei den Franzosen und Spaniern, bei andern afrikanischen Völkern oder bei den Engländern, Deutschen, Belgiern, bei den Persern oder den Russen, bei den Chinesen oder denen, die sich rüsten, China ‚in Interessensphären zu teilen', wie man sich gebildet für das ungebildet klingende Rauben ausdrückt.

Das kapitalistische Europa treibt eine Raubpolitik; eine andere gibt es seit gut vierzig Jahren nicht. Die europäischen Großstaaten treiben diese Politik allein, zu zweit, zu dritt, zu mehreren, je nachdem; die kleinen Staaten bekommen Appetit und wollen nicht leer ausgehen; sie suchen eine Möglichkeit des beteiligten Anschlusses, oft aber auch Anschluß aus bloßer Angst, selber geraubt zu werden, denn zwei Großstaaten ist die überseeische Beute versagt: Österreich ‚annektiert' Bosnien, Rußland ‚teilt' Persien. Dieser schon gar nicht mehr verdächtigen kapitalistischen Raubpolitik Europas hat man überall einen um so schöner klingenden, an Purpur, Krone und Tradition erinnernden Namen gegeben: Imperialismus. Oder man umgibt sie mit der Mystik eines angeblichen Volksgeistes und nennt sie ‚Pangermanismus', ‚Panslavismus', oder spricht von ‚Lateinischen Schwestern', — ‚Sanskritschwestern' könnte man ebensogut sagen, denn sprachliche Verwandtschaft bedeutet noch keine der Rassen.

Es ist hier nicht zu untersuchen, weshalb die Menschen die Motive ihrer politischen Aktivität verschleiern und weshalb sie sich besser erscheinen lassen wollen, als sie sind; vielleicht wollen sie aus einem tiefen Schuld-

---

Wir bringen diesen Aufsatz zum Abdruck, weil wir mit dem *Hauptgedanken*, der durch den, wie es uns übrigens scheint, zu weitgespannten Titel ausgedrückt wird, übereinstimmen; dann aber auch, weil, wie der Verfasser klagt, es anderwärts fast unmöglich sei, solche Gedanken auszusprechen. Und doch wird man darin ein *menschliches Dokument* von nicht alltäglicher Bedeutung sehen dürfen. Dasjenige, worin wir dem Verfasser nicht beistimmen, wenigstens nicht, was die Schärfe und Einseitigkeit seiner Formulierung betrifft, mag zunächst nur angedeutet sein: Es sind von einigen staatspolitischen Anschauungen und Begriffen abgesehen vor allem die Fragen der Missionen und des Strebens nach dem auch wirtschaftlich bedingten kulturellen Einfluß der Katholiken. Es wird sich Gelegenheit finden, darüber besonders zu sprechen. D. R.

gefühl heraus Gott damit benwogeln. Oder es wohnt ihnen eine so tiefe religiöse Gleichgültigkeit gegen alle diese irdischen Geschäftigkeiten, gegen dieses notwendige Übel der Politik inne, daß sie sich sagen, es spiele ein Mehr oder Weniger an Wahrhaftigkeit oder Aufrichtigkeit darin keine Rolle. Es mag dem einen oder dem andern gelingen, sich mit dieser letzten Erklärung auf den Sirius einer sehr merkwürdigen Religiosität zu retten, die auf die wahrhaften und aufrichtigen Beziehungen zu den Menschen und der Menschen untereinander keinen Wert legt und Tugend nur zu Gott hin haben zu müssen behauptet. Daß es der überwiegenden Mehrzahl der Menschen nicht gelingt, mit diesem ihrem politischen Wesen der Unwahrheit und Unaufrichtigkeit glücklich zu sein, wird man heute weniger als je zu beweisen brauchen. Klagen sie doch alle über eben diese Unwahrheit und Unaufrichtigkeit — bei den andern. Jedes aufrichtige und wahrhaft menschliche Wort scheucht sie in die Angst ihres schlechten Gewissens und die Frage zurück: was will er von mir? Denn sie wissen zu gut, es gibt in der Politik kein solches menschliches Wort: sie ist im Mißtrauen bedingt. Napoleon sagte einmal zu Metternich: ‚Wir wollen weder Kaiser der Franzosen noch Gesandter Österreichs sein. Ich spreche zu Ihnen als zu einem Manne, den ich schätze, machen wir keine Redensarten.‘ Das war nur eine andere Redensart, und Metternich richtete sich mit doppelt gespitzten Ohren auf sie ein. Er verstand sein Geschäft. Wußte, daß Politik eine Sache von Fall zu Fall ist, wobei irgendein Prinzip nur störend sein kann, wenn es wirklich da ist, und nützlich nur dann, wenn es vorgeblich gehabt wird. Damalige Politik hatte noch vorgebliche Prinzipien; sie hatte bei Stein sogar wirkliche, die dem vorgeblichen Prinzipienpolitiker Metternich fürchterlich und ‚so recht das Erzeugnis der Krankheit des Jahrhunderts‘ waren. Bismarck hatte ein Prinzip: die deutsche Einheit, der ein g e m e i n s a m erobertes Stück Land zum Symbol und zur Bindung dienen sollte. Denn die Eroberung Elsaß-Lothringens war kein Kriegsziel. Seit zwanzig Jahren hat keine europäische Politik ein Prinzip, weil es seit zwanzig Jahren keinen europäischen Begriff mehr gibt, aus dem es hätte gewonnen werden können. Die diplomatischen Vertreter mußten ratlos werden, weil sie nichts zu vertreten hatten, was länger als eine halbe Stunde stabil war; die Staatsmänner mußten versagen, weil der Kapitalismus den Staat selber unausgesetzt riskierte, nämlich in den Krieg schickte. Denn der Staat ist nicht, wenn Krieg ist: er bildet sich erst wieder nach dem Kriege. Seit etwa zwanzig Jahren führen europäische Staaten unausgesetzt Krieg oder balancieren auf der Messerschneide der ultima irratio des Krieges. Seit zwanzig Jahren beschäftigt die europäischen Kabinette nur der Krieg: wie ihn gewinnen, wie ihn vermeiden, wann ihn beginnen, mit wem und gegen wen? Ist der Staat ein Produkt der Furcht vor dem Fürsichsein im Leben, das die so Fürchtenden, biologisch Schwachen zur Vereinigung und staatlichen Organisation drängt, in der sie eine größere Sicherheit ihrer Einzelexistenz erfahren, indem sie ihre Zwecke normieren, durch Abgabe eines

Teiles ihrer Freiheit eine größere Garantie für ihr Wohlsein und dessen Vervollkommnung erfahren, so hört der Staat in dem Augenblick auf, ‚Staat' zu sein, in dem er, wie im Kriege, das ganze Individuum für sich beansprucht: der suggestiven Kraft des ihm bis nun probaten Staates erliegt es für eine Weile, gibt den Staat so auf in der Hoffnung, ihn wiederzugewinnen. Oder es verliert den Staat in überlanger Dauer des Krieges und wird, was es vor seiner staatlichen Bindung war: Horde.

Man hat in den letzten zwanzig Jahren die staatlichen Sicherheiten vermißt und gern dafür die Staatsleiter verantwortlich gemacht und von ihrer Unfähigkeit gesprochen, und daß ein Bismarck fehle. In diesen zwanzig Jahren lagen aber die Staaten schon in den Krämpfen ihrer Auflösung, in der sie sich nun durch den Krieg befinden, der im August 1914 nur ausbrach. Die Expansion, zu welcher der industrielle Kapitalismus mit allen seinen innerpolitischen Begleiterscheinungen (Arbeiterfrage!) alle europäischen Großstaaten, koalierte Kleinstaaten, Japan und die U. S. drängte, machte die europäische Politik zu einer Raubpolitik, deren Verträge ohne Würde und ohne Ernst und ohne Dauer waren. Mit der Annexion der Philippinen begann es. Die Annexion der Burenrepubliken folgte. Frankreich nahm Marokko. Japan nahm Korea. Rußland nahm Persien zur bestrittenen Hälfte. Österreich nahm Bosnien. Deutschland erzwang von Frankreich afrikanisches Kolonialgebiet. Italien nahm Tripolis. Die Balkanvölker begannen die Teilung der Türkei: der politische Sinn dieser Raube ist null; ihr merkantiler ist evident. Die modernen Großmächte haben alle eine kapitalistische Struktur, und ihr sozialer Mechanismus selber treibt sie zu Eroberungskriegen gegen Länder und Völker, die noch nicht kapitalistisch sind oder deren Kapitalismus noch rudimentär ist: sie müssen, ihrem Wesen folgend, über diese Länder und Völker die kapitalistische Abhängigkeit bringen, müssen das Gewicht, unter dem sie leben, verteilen, um selber weiter leben zu können, denn anders erdrückt es sie, sei es als überproduzierte Menschenmasse, sei es als überproduzierte Warenmasse. Es ist charakteristisch, daß alle jene Staaten, welche in diesen letzten fünfzehn Jahren Kriege führten, mehr oder weniger an inneren Krisen litten. Es ist weiter charakteristisch, daß alle diese Staaten den kriegerischen Geist durch unausgesetzte Rüstungen nährten: der Appell an die Gewalt lag ihm zugrund. Er ging gleichen Schritts mit der kapitalistischen Gewaltsamkeit, die dieser Wirtschaftsform innewohnt. Von ihr ausgewirkt und auf sie wieder zurückwirkend entstand in der gleichen Zeit eine Ideologie dieser auf Raub und Gewalt gestellten kapitalistischen Politik und äußerte sich in Büchern und Zeitungen. Da der Mechanismus so auch seinen ‚Geist' bekommen hatte, konnte man füglich von einer ‚Aera' sprechen, wie es die Jingopresse aller Großstaaten tat. Es ist die Aera des europäischen Zerfalles, in der auf ein früher, am Berliner Kongreß von 1878 etwa, noch vorhandenes Minimum gemeinsam gefaßter Beschlüsse verzichtet und dem nationalen oder staatlichen Individualismus alle und jede Freiheit gelassen wurde. Für die

ehemals so beliebte Integrität des türkischen Reiches tritt nur das Deutsche Reich ein, weil es da territorial nichts erwerben kann und jeder Erwerb durch eine andere Macht — Rußland, und das heißt England — seine Weltwirtschaft schädigt, indem es die englische fördert. Im übrigen ließ das Reich den Türken von den Balkanvölkern zausen und besann sich erst auf das Türkische, als Rußland — und das hieß England — einmarschieren wollte. Diese Bagdadbahn der Wirtschaft führte über Marokko, Tripolis und den Balkankrieg an die Fronten des europäischen Krieges. Der Dreibund, der seit Crispis Abgang schon nur mehr ein Zweibund war, konnte die rasende Lokomotive nicht aufhalten, die ein Dreiverband heizte, der seit Giolittis und San Giulianos orientalischen Abenteuern schon ein Vierverband war, formell so, seitdem Italien 1902 den Mittelmeervertrag unterzeichnete, der ihm versprach, daß Frankreich gegen das lybische Unternehmen keinen Einspruch erheben werde. Auch England wird versprochen haben, glaubhaft trotz des Einspruches, den es gegen die moralische Unterstützung durch Petersburg erhob, die man hier Italien in der Krise 1911/12 gewährte, indem man in der Inselfrage einen Druck auf die Türkei ausübte.

Der in einer harmloseren Zeit gegründete Dreibund suchte zu viel zu garantieren, stützte sich auf zu viele mögliche Kombinationen, als daß er einerseits integral bleiben, andererseits effektiv den Frieden erhaltend sein konnte. Die frankorussische Allianz hielt ihm zur Not die Wage im Anfang ihres Bestehens, denn sie bekam im Lauf der ihrer Gründung folgenden zehn Jahre ein immer verdrießlicheres Gesicht. Nach dem japanischen Krieg war man über französische Kritik, die die inneren und äußeren Verhältnisse Rußlands erfuhren, verstimmt; die russischen Botschafter in Paris verkehrten ostentativ mit den Monarchisten und behandelten die republikanischen Vertreter wie eine zweite Garnitur; Rußland traktierte mit Deutschland, unterstützte Italien in der Türkei, was alles man in Paris als gegen die französischen Interessen gerichtet fand. Ohne Englands Beitritt wäre die franko-russische Allianz zwar nicht in die Brüche gegangen, aber sie hätte keine aggressive Tendenz bekommen, hätte als Schwergewicht in der einen Schale das Schwergewicht des Dreibundes in der anderen Schale ausgeglichen. Das klassische Land der kolonialen Raubpolitik sah in der franko-russischen Allianz seinen Vorteil gegen die aufkommende deutsche Weltwirtschaft. Der Dreibund war im Lauf der Zeit eine Angelegenheit des Deutschen Reiches geworden, der Dreiverband eine Angelegenheit Englands: so ist dieser Krieg ein Krieg Deutschlands und Englands, und ein Krieg um die wirtschaftliche Macht, ein Krieg um die Welt, an die abzusetzen ist.

Wenn man in den letzten Jahren vom kommenden Kriege sprach, sah man ihn immer durch die Wirtschaft verursacht und knüpfte trotz dieser Einsicht die seltsame Hoffnung daran, daß die organisierte Arbeiterschaft diesen kommenden Krieg verhindern werde, obzwar sie keinen der Kriege

in den letzten zehn Jahren verhindert hat oder auch nur die Absicht dazu zeigte, indem wir allgemeine humanitäre Proteste als solche Absicht nicht gelten lassen können. Die von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft den großen wirklich wirkenden Einspruch gegen den Krieg, also seine Verhinderung erwarteten, mußten jetzt eine bittere Enttäuschung erleben, denn die Sozialdemokraten aller kapitalistischen Länder kämpfen an den Fronten, bewilligen Kriegskredite und erklären nicht früher aufzuhören, bis... Die sagen, die Sozialdemokraten seien eben ihren Prinzipien untreu geworden, haben eine allgemein humanitäre Phraseologie für ein Prinzip genommen, und dieses selbst nicht erkannt. Nur in der aus allerlei ethischen Werten konglomerierten Ideologie, in der die Sozialdemokratie ihre Ziele mit denen der Menschheit gleichstellt, ist der Arbeiter der revolutionäre Gegenfüßler des Unternehmers. In der Wirklichkeit sind Unternehmer und Arbeiter kapitalistisch zusammengehörig, sind sie beide in ganz gleicher Weise, nämlich wirtschaftlich, am Staate interessiert und verfolgen sie die ganz gleiche Politik. Die Gegensätze sind nur in der ethisch gefälschten Oberfläche vorhanden, wo sie dem Lohnkampf dienen, der Parteibildung. Die Zusammengehörigkeit von Arbeiter und Unternehmer wird dort am deutlichsten, wo der Staat am eindeutigsten als Macht auftritt: in der auswärtigen Politik. Hier bedeutet jede Förderung der kapitalistischen Wirtschaftsbedingungen eine Förderung des Unternehmers und des Arbeiters, jede Schwächung bedeutet Schwächung des Unternehmers und des Arbeiters. In Gewerkschaftskreisen, die am wenigsten von der sozialdemokratisch-liberalen Ideologie infiziert sind, wird man das ohne weiteres zugeben. Damit, daß die Not nicht nur beten, sondern auch revolutionär sein lehre, und daß eine mit dem Unternehmertum unterlegene und an die Verelendung gedrängte Arbeiterschaft ‚die Revolution‘ machen werde, damit rechnen nur die Putschisten ihre falsche Rechnung, denn aus der Not des Magens gab es nur Krawalle, aber noch nie Revolutionen. Das verlumpte Proletariat hat immer nur geplündert. — Was man das sozialistische Ethos zu nennen beliebt, hat sich also mit allen seinen Entlehnungen aus christlicher Ethik als zu schwach erwiesen, als daß es sich gegen die Gesetzmäßigkeit des Kapitalismus, der auch der Arbeiter unterliegt, hätte stellen können. Und dies macht nur jene traurig, die in diesem ‚modernen Ethos‘ die richtige und rechte Ablösung eines auf dem Glauben beruhenden ethischen Verhaltens sahen, während diese sozialistische Ethik bestenfalls eine Harmonisierung der irdischen Interessenwelt der Menschen darstellt, etwa nach dem Vers ‚Wir wollen selber selig sein, den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.‘ Auf nichts als menschlich-irdische Interessen und Wünsche gegründet, macht die ‚aufgeklärte‘ Ethik alle Schwankungen dieser ihrer Voraussetzungen mit und bleibt sie in einer Relativität ihrer Gültigkeit, die dem Wesen des sittlichen Verhaltens grundsätzlich widerspricht, dessen Normatives Erkenntnisse wohl bestätigen, aber nicht schaffen können.

Wir werden auf Grund dieser Kriegserfahrung nicht von einem Zu-

sammenbruch der liberal-sozialistischen, auf humanitäre Zweckmäßigkeiten orientierten Ethik sprechen, denn was nur in einer Fiktion bestand, kann nicht zusammenbrechen. Sie wird auch nach dem Kriege weiterbestehen, allerdings mit starker Minderung ihres Ansehens und ihrer Bedeutung für die Menge, der man sie als Ersatz für die vom Glauben bestimmte Ethik gab. Man wird ein geringeres Vertrauen zu der Behauptung des ‚Fortschritts' haben, daß er ins irdische Paradies führe, nachdem er gerade seinen Weg durch die irdische Hölle dieses Krieges genommen hat. Diese Erfahrungen, welche die Gläubigen des Fortschrittes mit ihrer ‚vom religiösen Vorurteil gereinigten Sittlichkeit' gemacht haben, stellen den wahrhaft katholisch Gläubigen die Aufgabe. Es frägt sich: sind wir menschlich darauf vorbereitet? Haben wir als Menschen alles getan, die Göttlichkeit unseres Glaubens offenkundig zu erhalten? Wir wollen keinen asketischen Rigorismus treiben. Gott hat uns auf dieser Erde und aus dieser Erde zum einen Teile geschaffen: ihr wird immer ein Teil unserer Liebe gehören müssen aus diesem Schöpfungsakte selber, und diese Liebe zur Erde hat Christus in Wort und Wunder geheißen. Er hat Hochzeitsgäste fröhlicher gemacht, da er Wasser in Wein wandelte, und er weckte Lazarus wieder zum Leben auf und sprach nicht zu ihm: sei glücklich, daß du diesem Jammertal entronnen bist. Ja, daß Gottvater seinen eingeborenen Sohn als Menschen auf die Erde sandte, allem Menschlichen unterworfen als Menschensohn, gab er mit dieser Menschwerdung nicht den deutlichsten Hinweis, daß wir die Erde lieben sollen? Doch wohl aber nur um des Auferstehens aus dieser Erde und Erdlichkeit willen, nicht aber, daß wir uns in sie hineinwühlen, Staub im Staube werden. Wir haben einen aufrechten Gang bekommen, damit unser Leib nicht im Sande schleife und unser Blick das Firmament treffe. Wir stehen und gehen auf der Erde, aber unser Blick soll den Himmel sehen. Hat man, da man vom Fortschritt sprach, den Blick nicht auf das Gehen gebannt und auf die Erde, ihn stier und stumpf gemacht, daß er geblendet zwinkert, wenn er sich zum Himmel richtet und gern sagt, er könne da nichts sehen? Und daß ihn der Blick zum Himmel am Gehen und Fortschreiten hindere? Hat man nicht auch in katholischen Kreisen gesagt, wir seien in Deutschland wirtschaftlich rückständig gegenüber den Nichtkatholiken, weil wir uns zu viel um unser geistliches Wohl kümmerten? Hat man nicht auf Katholikentagen unter Beifall erklärt, wir müßten viel mehr katholische Kommerzienräte haben? Und daß man zu viel Geld, Zeit und Denken an unsern Kult hingebe? So haben katholische Laien gesprochen, und kirchliche Funktionäre haben nicht widersprochen. Und als wir aus solchem Anlaß einmal schrieben, es mache den Eindruck, als wolle man sich in deutschen katholischen Kreisen unter das Kreuz setzen und um das Kleid des Gekreuzigten mitwürfeln, fuhr man uns grob an und beschuldigte uns — modernistischer Irrlehren, wo wir gegen eine Glaubensübung waren, die sich an das Moderne anpaßte. Solches Paktieren und Partizipieren mit dem modernen Kapitalis-

mus, solche Politik der Katholiken, die sich an den Wochentagen um das rücksichtslose Geschäft kümmert, das sie am Sonntag abzubitten versucht, hat eine Entfremdung der wahrhaft sittlich empfindenden Intelligenz und das Aufkommen einer kirchenfremden subversiven katholischen Bewegung zur Folge gehabt, über deren Bedeutung sich die Kirche nicht täuschen sollte, so unterirdisch ihr Wirken auch noch ist. Nicht die modernistischen Gelehrten meine ich damit, deren Bedeutung ganz untergeordnet ist und sicher überschätzt wurde, denn niemals noch hat die Wissenschaft Dogmen des Glaubens ‚widerlegt'. Gott ist, nicht weil er wissenschaftlich bewiesen ist, also ist er auch nicht wissenschaftlich als nicht seiend zu beweisen. Die Wissenschaften sind eine nichts als menschliche Angelegenheit, nichts anderes als die Bereitung der leiblichen Nahrung und Kleidung. Der Glaube ist keine wissenschaftliche Kompetenz und die Wissenschaft keine des Glaubens. Jene genannte katholische Bewegung oder unverbundene, aber doch sich kennende Gemeinschaft ist kirchenfremd geworden, aber nicht kirchenfeindlich, denn damit würde sie sich ja aus der Glaubensgemeinschaft hinausstellen, und daß sie mit größter Intensität in dieser Glaubensgemeinschaft steht und wirkt, ist ja ihr Wesentliches, und darin liegt ihre Bedeutung für unsere Kirche, der die Entfremdung und der Abfall der Intelligenz ja schon seit langem schmerzlich bekannt ist. Aber sie hat nichts getan, diesen Abfall zu hindern, und hat manches getan, ihn zu fördern. Sie ging im Gefolge der kolonialen Expansion wegen der Missionierung der heidnischen Völker, aber über den Wert der christianisierten Fidschi-Insulaner und Negervölker wollen wir uns doch keine Illusionen machen. Unsere Missionäre werden ihnen einige Widerstände gegen die kapitalistische Eroberung abgewöhnen, sie zur Exploitation willfähriger machen, und mit diesem recht irdischen Gewinn wird ihre Arbeit im Grunde erschöpft sein, die sie somit nicht in göttlichen, sondern in staatlichen Dienst stellt. Glaubt man im Ernst, aus den Japanern ein christliches Volk in unserm europäischen Sinne zu machen, wenn man sie alle getauft hat? Glaubt man wirklich, daß sie dann christlich leben und die ewige Seligkeit erreichen? Uns scheint eine innere Mission viel nötiger, die sich an die intelligente Jugend richtet, und zwar an die katholisch geborne mehr als an die andere. Uns scheint eine Missionierung der katholischen Arbeiter im Geiste unseres Glaubens wichtiger als die Gründung katholischer Gewerkschaften, denn es gibt eine Arbeiterfrage, aber keine katholische Arbeiterfrage, es gibt Maschinen, aber keine katholischen Maschinen. — Wir erliegen unsern Menschlichkeiten, aber wir müssen es mit Kummer und Reue einsehen, es wohl verstehen, aber nicht damit entschuldigen. Im Verstehen müssen wir uns besinnen. Die Besinnung weist uns den rechten Weg. Hat man dem Streben nach katholischen Kommerzienräten nicht schon so sehr nachgegeben, daß man die Notwendigkeit eines geistigen Rates nicht mehr einsieht, sich allenfalls eines Geistlichen Rates freut, wenn er sich mit der Stelle hinter dem Kommerzienrat bescheidet? Hat man nicht über der Stunde den Tag, über

der Zeit die Ewigkeit vergessen? Hat man nicht alle Kräfte in die Politik, in diese kapitalistische Politik heutiger Zeiten geworfen, daß für die weit größeren und würdigeren Aufgaben nichts mehr übrig blieb? Hat man nicht um den Schein gestritten, um zu verbergen, daß man das Wesen nicht mehr in Händen hatte? War man von diesem Pestgefühle des Prestige immer frei? Priester, mit denen ich diese herzlichen Angelegenheiten unseres Glaubenszustandes besprach, wiesen den Laien nicht nur nicht ab, sondern standen zu ihm in gleicher Sorge, aber auch mit gleichem Vertrauen, daß die reinigende Kraft unseres heiligen Glaubens wohl vorübergehend verdunkelt, aber nie verlöscht werden kann. Politiker aber, welche die Interessen unseres Glaubens zu vertreten vorgeben, sprachen zu mir in einer Sprache aus einer so andern Welt der Opportunitäten, daß hier Hoffnung nicht anknüpft. Ihnen wird die Lösung der katholischen Aufgabe nach diesem Kriege nicht zufallen, denn sie sind in ihren bisherigen Aufgaben verstrickt, die ab von unserm Wege liegen, der zu Gott, aber nicht zur Welt führt, zum Leben in Gott, nicht zum Leben im Geschäft. An der glaubensstarken, unpolitischen und im Herzen wie im Geiste gebildeten Geistlichkeit liegt es, die Aufgabe zu erfüllen, als welche nichts geringeres ist als die Rettung Europas.

Die Form des Kreuzes zeigt ein Zweifaches: es breitet seine Arme und sagt zur Menschheit: komm! Es breitet die Arme und sagt der Menschheit: Halt! Darum sagt das Wort ‚In hoc signo vinces‘ alles: Es ist Liebe und Gebot, Freiheit und Pflicht, Grenze und Unendlichkeit.

In dem Discours sur l'Esprit positiv Auguste Comte's steht ein Satz, der heute mehr noch als damals Geltung hat, und heißt: ‚Die hauptsächlichen sozialen Schwierigkeiten sind heute nicht politischer, sondern moralischer Natur, indem die Lösung mehr von den Anschauungen und der Sittlichkeit abhängt als von Institutionen. . . . Die gültige Reorganisation muß sich in den Ideen vollziehen, von da in die Sittlichkeit gelangen und erst in letzter Linie in die Institutionen.‘ Man wird heute durch Besserung von Institutionen, etwa Erweiterung des Parlamentarismus, keine Ordnung erreichen: In Frankreich hat der ausgebreitetste Parlamentarismus nur die Unordnung — und die Zahl der ‚Funktionäre‘ vergrößert, denn er ist, wie der Positivist G. Deherme vorzüglich sagt: ‚La reaction desordonnée des parties sur l'ensemble‘. Auch der antiparlamentarische Syndikalismus ist nichts als institutorisch, denn er ordnet das soziale Ganze einer seiner Funktionen, der industriellen Produktion, unter. Er ist eine Klassenorganisation und will die Aufhebung der Klassen, also seine eigene Aufhebung und eine allgemeine Konfusion. Im Klassenkampf, den er führt, verewigt er die Klassen und damit die kapitalistische Institution.

‚Das Individuum‘, sagte Comte, ‚hat nur ein Recht: seine Pflicht zu tun.‘ Der Positivismus hat diese Pflicht dahin erläutert, daß er sagte: ‚Das Individuum habe alles an das abzugeben, was Dauer habe, und das sei die Gesellschaft.‘ Dann muß aber auch die Gesellschaft danach sein! Die Frage ist, ob sie überhaupt danach sein kann, ob sie überhaupt Effekt

einer vernünftigen Übereinkunft sein kann und nicht immer ein nichts als menschliches Machtgebilde, das Pflichten ohne Reziprozität, das heißt ohne Rechte auferlegt. Darauf antworten die Positivisten mit einer Utopie, die sie als ihre Doktrin neben die einzige stellen, die sie als von gleichem ordnenden Werte anerkennen, nämlich die katholische: ‚Man ist nur frei in der Disziplin, man liebt die Freiheit nur in der geregelten Ordnung. Der Positivismus und der Katholizismus sind eine Disziplin und eine Regel für den Gedanken und die Führung des Lebens. In diesen beiden großen Doktrinen und durch sie allein kann man sich verständigen, kann man sich vereinigen, weil man weiß, in welchem Maße und zu welchem Ende.‘ (G. Deherme.) Man kennt den Ausgang der Sendung Comtes an den Jesuitengeneral: die Sendung der heutigen Positivisten an den Katholizismus würde kein anderes als ein negatives Ergebnis haben. Denn man kann nicht von außen, sondern nur von innen diskutieren. Wenn man die Notwendigkeit einer Ordnung akzeptiert, so kann man nicht, um zur Lösung zu kommen, einen Teil der zu ordnenden Elemente ausschließen. Um gegenüber dem Zeitlichen seine Unabhängigkeit und sein Recht auf Kontrolle zu retten, kann man nicht vor allem dekretieren, worin diese zeitliche Gewalt bestehen soll.

Es ist nicht bloß der fromme Wunsch eines Gläubigen aus seinem Glauben heraus, daß die Kirche die Aufgabe, große Ordnerin wie ehemals zu sein, auf sich nehme; es ist auch das Wissen um ihre Kraft, das diesem Wunsche zu Hilfe kommt; es ist auch Kenntnis ihrer augenblicklichen menschlichen Schwächen, das das Wissen nachdenklich macht; ihre Verengerung durch die Reformation, ihre allzu hartnäckige Einstellung auf die Reformation und wozu das führte, unterschätzen wir nicht für die Schwierigkeit der Aufgabe, der sich zu unterziehen die Kirche schon allein von ihrer Universalität verpflichtet wird, wenn nicht von so vielem sonst, und wenn nicht das Versagen aller andern Kräfte, die sich um die Ordnung versucht haben, sie verpflichtete. Nicht mit einer Politik ist aber die Politik zu bekämpfen, nicht mit einer Partei die Parteien, — das hieße das Übel mit einem Übel heilen wollen. Die Kraft muß aus dem Ganzen der Kirche kommen, nicht aus einem ihrer vorhandenen oder zu dem Zwecke zu bildenden Teile. Der katholische Gedanke muß seine Universalität wieder gewinnen, um Europa zu retten, denn Europas Einheit ist die Christenheit.

Strömungen in Flandern / Zeitgemäßes zur flämischen Bewegung / Von Wenzel Frankemölle

Der europäische Krieg und die Besetzung Belgiens haben die flämische Bewegung in ein ganz neues Stadium geführt. Es haben sich neue Perspektiven geöffnet, und Ideale, an die man in Flandern vor dem Kriege kaum zu denken wagte, sind näher gerückt. In früheren Jahrhunderten ist Flandern ein ruhmreiches Land gewesen. Aber das verliert sich in grauer Vergangenheit. Es war einmal, noch bevor die modernen Staaten gebildet oder wenigstens stark organisiert waren. Seitdem ist der Fläme immer mehr aus der Reihe der Völker verdrängt worden. Das flämische Volk wird nicht mehr wie ein Teil eines größeren Niederländertums betrachtet. Ein bekannter Fläme, der Leiter des Blattes ‚Vlaamsche Post‘, Leo Picard, schreibt in einer Schrift ‚Vlaanderen na den Oorlog‘ (Flandern nach dem Kriege, Van Stockum, Haag 1815): ‚Als Volk ist das flämische Volk tot . . . vielleicht nur sterbend und noch zu retten.‘

Dieser Fläme oder besser Flamingant gibt in der erwähnten Schrift in gedrängter Kürze einen Ueberblick über die Geschichte der flämischen Bewegung. An der Hand seiner Ausführungen möchte ich hier einige Züge der flämischen Bewegung beleuchten und einige wichtige Fragen der jetzigen und während des Krieges in ein akutes Stadium getretenen flämischen Bewegung erörtern.

Im 16. Jahrhundert winkte den Flämen eine herrliche Zukunft. Die sieben Provinzen der nördlichen Niederlande kämpften für die Befreiung gegen das damals spanische Weltreich. In Flandern wurde dieser Kampf gleichfalls geführt, aber infolge der Abtrünnigkeit der Wallonen und aus Mangel an einer Zentralmacht in den aufrührerischen flandrischen Provinzen konnte der Kampf nicht wie in Holland siegreich durchgeführt werden. Der Norden blühte nach achtzig Jahre dauernden Kämpfen herrlich auf, aber auf Kosten des Südens. Denn die stolzen Amsterdamer Regentengeschlechter gebrauchten Flandern bloß als einen Damm gegen Frankreich und als ein Absatzgebiet für den holländischen Handel und die holländische Industrie. Flandern besaß keine Armee und war staatlich nicht organisiert. Fremde Fürsten verfügten willkürlich über das Land. Die geistige Gemeinschaft zwischen Nord und Süd hörte fast ganz auf. Der Religionsunterschied hatte eine äußerst tiefe Lücke gerissen. Im Süden gab es schon bald keine besondere flämische oder südniederländische Kultur mehr. Die Zeit brachte es mit sich, daß die katholischen Flämen sich inniger dem katholischen französischen Elemente anschlossen. Die höheren Stände Flanderns ließen sich damals durch die glänzende französische Kultur beeinflussen. Die Zeit brachte es gleichfalls mit sich, daß die Jesuiten, die die damaligen Kollegien in Flandern beherrschten, und ebenso die katholischen Professoren der Löwener Hochschule ihre Zöglinge und Studenten lieber nach dem katholischen Süden als auf den protestantischen Norden wiesen. Die unter österreichischer Herr-

schaft ganz französisch gewordenen Staatsbeamten begünstigten dieses Auftreten durchaus. In der Zeit hatte man noch keine Ahnung von der Bedeutung einer ausstrahlenden Kultur. In Wien war man zwar gezwungen, gegen die französische äußere Politik zu kämpfen, aber man hatte französische Ideen und Sitten. Man sprach die französische Sprache, und dem Kaiser war es gleichgültig, ob Belgien unter den Einfluß des französischen Geistes kam, wenn er das Land nur als Operationsbasis gegen die Strategie der Bourbonen behalten konnte. Als es sich aber im Laufe der Zeiten zeigte, daß Österreich allein Frankreich nicht bezwingen konnte, erhoben die Seemächte Holland und England gleichfalls Ansprüche auf das belgische Gebiet.

Das eigentliche Volksleben daselbst beschränkte sich durchaus auf den dörflichen oder kleinstädtischen Gesichtskreis. Einen Staat gab es nicht, bloß Miniaturstaaten, die nur durch die Person des gemeinschaftlichen Fürsten unter sich verbunden waren. Es gab keine Nationalidee, keine nationale Einheit. Für Europa war der belgische Boden eigentlich nur da, um den Großmächten Gelegenheit zu geben, ihre Schlachten zu schlagen.

Dann kam die französische Revolution. Die französischen Armeen und die französischen Beamten, die in Belgien einzogen, fühlten sich nicht wie in einem fremden Lande, sondern betrachteten Belgien wie eine kulturell zurückgebliebene Provinz ihres eigenen Landes. Das flämische Blut, das vergossen wurde, war nicht für die nationale Sache geopfert, sondern nur für die Interessen der ehemals privilegierten Klassen. Flandern war vollständig französisch geworden. Als der Napoleonische Adler von den Verbündeten niedergeholt wurde, gab es in Holland noch genug nationalen Mut, um wenigstens die Gelegenheit auszunützen. In Belgien aber wartete man geduldig und folgsam die Ereignisse ab.

Im Jahre 1814 trat der Prinz von Oranien als König der Niederlande auf. England hatte dem Prinzen eine Erweiterung seines europäischen Gebietes versprochen, weil England von der Kapkolonie Besitz ergriffen hatte. Auf dem Wiener Kongreß sorgte das übermächtige England dafür, daß Belgien, das als gemeinschaftlicher Besitz der vier Großmächte galt, dem holländischen Hoheitsgebiete angegliedert wurde. An den Besitz Belgiens waren für Europa große Verpflichtungen geknüpft. Die Südgrenzen mußten gegen Frankreich befestigt, aus den Bewohnern der Provinzen mußte sobald als möglich ein Volksganzes geschaffen werden. Nichts hätte in jenen Zeiten das europäische Gleichgewicht besser halten können als gerade ein stärkerer holländischer Staat. Die Aufrechterhaltung dieses Staates wäre für beide Völker ein Segen gewesen. Die meisten Historiker haben die politische Schöpfung aus dem Jahre 1815 verurteilt aus dem einzigen Grunde, weil sie nicht am Leben geblieben ist. Aber wenn etwas stirbt infolge von Gewalttaten, bedeutet das noch keinen Mangel an Lebenskraft und noch weniger, daß es kein Lebensrecht hatte. Einzig und allein die Umstände und die Treulosigkeit Englands haben die schöne Schöpfung des Reiches der Niederlande vernichtet. Gewiß, es gab Unterschiede zwischen Nord und Süd, aber es

wäre nicht unmöglich, wenn auch schwierig gewesen, sie auszugleichen. Als England im Jahre 1830 seine eigene Schöpfung zerstörte und seine Tat mit dem Hinweis auf den Religionsunterschied der beiden Teile des Landes begründete, wagte ein holländischer Diplomat auf die Union zwischen England und Irland hinzuweisen, aber die hohen englischen Herren meinten, daß das bloß ein nichtangebrachter Scherz sei.

In den Jahren 1825—1830 gab es in Belgien eine starke Partei von jungen Intellektuellen, die unter dem Einfluß französischer Ideen von Belgien aus erst Frankreich und dann sogar ganz Westeuropa reformieren wollten. Sie waren natürlich Gegner Hollands. Aber sie waren zugleich auch Gegner der katholischen Kirche in Belgien, und da diese von den protestantischen Holländern, die die Führung daselbst hatten, unterdrückt wurde, so schlossen diese beiden Gruppen ein Bündnis, um Oranien aus Belgien zu vertreiben. Im Haag fehlte die gebotene feste Entschlossenheit. Man ließ günstige Augenblicke unbenützt und die revolutionäre ‚belgische Regierung' bekam dadurch Gelegenheit, sich zu festigen und so einen Boden für diplomatische Unterhandlungen zu schaffen.

Frankreich, das wieder einmal von größerer Macht in der Welt träumte, unterstützte in seinem Interesse die Versuche Belgiens, sich von Holland loszureißen. Bedeutete doch die belgische Revolution für Frankreich die Aufhebung des Schlagbaums im Norden, den England, Rußland, Preußen und Österreich fünfzehn Jahre zuvor errichtet hatten. England, dessen Pläne damals nach anderer Richtung gingen, ließ seine Bundesgenossen im Stich und gab Frankreich freie Hand unter der einzigen Bedingung, daß kein französischer Prinz König von Belgien werde.

Die Neutralitätserklärung Belgiens war ein großer Sieg der französischen Diplomatie. Sie bedeutete, daß die Großmächte künftig keine Rechte auf Belgien ausüben und keine militärischen Stellungen in Belgien besetzt halten dürften. Die vier Verbündeten vom Jahre 1815 sahen denn auch davon ab, Belgien fürder als Operationsbasis gegen Frankreich zu betrachten. Mit Recht hat der Herzog de Broglie diesen diplomatischen Sieg ‚le dernier bienfait de la monarchie' genannt. In Paris aber war man damals der Meinung, nun erst sei der erste Schritt für das weitere getan. Nicht lange mehr und Frankreich könne diese Gebiete besetzen. Die übertriebene Franzosenfreundlichkeit gewisser Belgier leistete dieser Meinung Vorschub. In Deutschland glaubte niemand an die lange Dauer des jungen Königreichs, und man war überzeugt, das verjüngte Frankreich werde die Neutralität Belgiens in dem ihm günstig scheinenden Augenblick verletzen. Dem jungen Staate aber erging es inzwischen recht gut. Handel und Industrie lebten auf. Die Regierung war in fähigen Händen. Belgien machte die Revolution vom Jahre 1848 nicht mit. Die Unabhängigkeit wurde stärker. Selbst die französisch Gesinnten wollten von einer Vereinigung mit Frankreich nichts mehr wissen. Man wollte und wünschte bloß, ruhig zu arbeiten und sich zu entwickeln.

Eine große Gefahr war aber vorhanden; sie bestand in der Schwierigkeit, aus den beiden Teilen des Volkes ein einheitliches Ganzes zu machen. Schon im Jahre 1873 wies der Bibliothekar der Löwener Universität auf diese Gefahr hin. In Belgien, so sagte er, sei ohnehin jedermann partikularistisch gesinnt, und dazu komme nun noch hinzu, ‚daß die Bevölkerung selbst aus zwei Grundelementen besteht, die in den wichtigsten Punkten gerade sehr bedeutend verschiedene Eigentümlichkeiten aufweisen. Das jahrhundertlange politische Nebeneinanderleben der Wallonen und der Flamländer hat noch keine Verschmelzung dieser so vielfach von einander abweichenden Rassen hervorgebracht, und obwohl sie schon geraume Zeit unter demselben politischen und bürgerlichen Gesetze leben, obwohl die Formen des staatlichen und selbst des geselligen Lebens, ja selbst die religiöse Überzeugung, dieses kräftigste Bindemittel bei Völkern, in denen der Glaube noch lebendig ist, hier wie dort die gleichen sind, so hat doch noch keine von beiden auch nur das Geringste von ihrer Eigentümlichkeit geopfert, und jede behauptet sich in ihrer ursprünglichen Unvermischtheit. Dieses Getrenntsein kann ein Übel werden, wenn wesentliche Interessen des einen je mit wesentlichen Interessen des andern in Kampf geraten sollten; denn das allgemeine und abstrakte Band der Verfassung, das beide Stämme vereinigt, dürfte dann kaum Kraft genug haben, um dem Ausbruch eines ernstlichen Zwiespalts vorzubeugen‘.

Anfänglich war die Sprachenfrage nicht schwierig. Jeder, hieß es, konnte sprechen, wie er wollte. Bloß die innere Organisation des Staates sollte französisch sein. Man meinte, die flämische Sprache werde ohnehin bald verschwinden. Die Vorkämpfer der flämischen Sprache wurden auf die Seite, zum Teil aus ihren amtlichen Stellungen gedrängt oder strafweise nach unbedeutenden Orten versetzt. Von den rein flämischen Blättern erschien eines nach dem andern in der französischen Sprache. Eines davon, ‚L'Abeille de la Campine‘, brachte dafür folgende Entschuldigung vor: ‚Die französische Sprache, obwohl nicht die des Landes, beginnt sich mehr und mehr auszubreiten; kaum findet man noch einen gebildeten Mann, der sie nicht spricht. Im Verwaltungsdienst wird diese Sprache fast allgemein gebraucht. Die meisten hohen Beamten Belgiens kennen keine andere mehr. Es ist somit ein dringendes Bedürfnis, daß ihre Kenntnis auch auf dem Lande allgemein werde.‘ Alle Flämen waren nicht derartig zuvorkommend und willig wie dieses Blatt. Die Charaktervolleren unter ihnen entfachten vielmehr eine Bewegung, vor welcher die Regierung und die Provinzialverwaltungen öfter zurückweichen mußten. Ihnen ist es zu verdanken, wenn die flämische Sprache nach dem Jahre 1830 nicht ganz ausgerottet wurde. Selbst die ‚L'Abeille de la Campine‘ sah zwei Jahre nach ihrem Erscheinen ihren Irrtum ein, änderte schleunigst ihren Namen und hieß nunmehr gut und richtig flämisch ‚De Kempische Bie‘. Das Blatt begründete seine veränderte Haltung wie folgt: ‚Die flämische Sprache gewinnt infolge der eifrigen Arbeit ihrer Vorkämpfer, die jeden Tag zahlreicher werden, immer

größeres Ansehen. Wir müssen die Rechte der flämischen Bevölkerung verteidigen, und deshalb wird unser Blatt künftig in der flämischen Sprache erscheinen.' Das war im Jahre 1841.

Die vollständige Französisierung war also mißlungen. Aber bald versuchte man das System der ‚Sprache des zweiten Ranges' in Anwendung zu bringen. Man gab den Flämischsprechenden einige Rechte, aber das flämische Volk als solches wurde nicht anerkannt; die höheren Stände dieses Volkes sollten soviel wie möglich französisiert werden, um mit den Wallonen zusammen die belgische Nation zu bilden. Die Mitglieder dieser Stände beteiligten sich dann auch unmittelbar an dem höheren nationalen Leben Belgiens. Sie sprachen bloß flämisch, um das kleine flämische Bürgertum für den belgischen Staat oder für die verschiedenen politischen Parteien zu gewinnen. Der Staat tat alles, um diesen Zustand zum allgemeinen zu machen. Die Armee, die Welt der höheren Verwaltung, der höhere Unterricht trugen französisches Gepräge. In den Handelsschulen, Realschulen und Athenaeen wurden die gesetzlich geregelten Sprachverordnungen nicht einmal durchgeführt. Kapital und Geldmarkt wirkten gleichfalls französisierend. Handel und Industrie bedienten sich nur der französischen Sprache. Daß das ganze mondaine Leben französisch war, ist selbstverständlich. Leider stand auch die höhere Geistlichkeit an der Seite des Franzosentums. In den Kollegien der Jesuiten war der Zustand noch schlimmer als in den Staatsschulen. Die Bischöfe waren vielfach durch Verpflichtungen dem katholischen Adel gegenüber gebunden und standen kurz vor dem Kriege noch geschlossen gegen die ‚Vervlaamsching' der Genter Hochschule.

Der belgische Staat siegte. Zwar ging es den Flämen im belgischen Staate nicht übel. Aber das war nur Schein. Der Staat versuchte die Flämen stets mehr belgisch, das heißt weniger niederländisch zu machen. Die Flaminganten haben sich dagegen stets widersetzt, weil sie einsahen, daß auf diese Weise das flämische Volk allmählich verschwinden müßte. Sie lebten zusammen mit Leuten einer anderen Rasse, einer anderen Kultur und fühlten sich deshalb immer fremd in Belgien.

Die ersten Flaminganten waren Gelehrte, die sich in Belgien als Niederländer fühlten. Ihr Einfluß war bald durch den belgischen Staat vernichtet, und an ihre Stelle trat nunmehr der kleine Bürger aus der Provinz und der Bauer. Diese Volksschichten haben einen natürlichen Abscheu gegen alle Neuerungen, und das französische Wesen war ihnen neu. Daß das flämische Element erhalten blieb, ist schließlich ihnen zu verdanken. Sie bildeten die Kraft des Flamingantismus. Der Kampf verlief zunächst kleinlich. Eine Unmasse Energie wurde umsonst verbraucht, und der Erfolg war unbedeutend. Von der Französisierung gingen viel stärkere Einflüsse aus. Die Söhne der Flaminganten wurden, wenn sie sich in gesellschaftlicher Beziehung heraufgearbeitet hatten, vielfach gleichfalls Franskiljons oder verhielten sich gleichgültig.

Von der Literatur hingegen ging eine kräftigere und weitsichtigere Be-

wegung aus. Rodenbach, Pol de Mont, Mac Leod, Vermeylen, De Raet, Hugo und August Verriest, Gezelle, Streuvels u. a. m. versuchten die flämische Bewegung auf einen höheren Stand zu heben. Sie wollten, daß die Bewegung nicht allein einen Kampf für die Rechte der Sprache, sondern ein Streben nach einer eigenen vollkommenen flämischen Kultur darstelle. Sie wünschten nicht, nur ruhig in einem Eckchen des belgischen Staates leben zu dürfen, sondern sie verlangten darnach, sich stets höher entfalten zu können. Deshalb wollte man nicht, wie die alten Flaminganten, die Modernisierung des belgischen Lebens zurückhalten, man forderte, daran mitarbeiten zu dürfen, man wollte sich durch eigene Kraft emporarbeiten und versuchen, einen Teil der wirtschaftlichen Macht zu erobern. Aber dem Staate gegenüber war man zaghaft. Man wagte nicht, zu fordern, noch viel weniger, den belgischen Staat gründlicher Kritik zu unterziehen. Der Zustand wurde nicht besser. In den Volksschulen machte sich daher das Französische immer breiter, die flämische Presse blieb zurück, die Wissenschaft sprach französisch, und bekannte Flaminganten schrieben ihre wissenschaftlichen Bücher in der französischen Sprache. Keine einzige flämische literarische Zeitschrift konnte sich halten, die Bücher der flämischen Künstler wurden zum größten Teil in Holland gedruckt und gelesen, das niederländische Schauspielhaus konnte künstlerisch nur etwas erreichen durch die Unterstützung der — deutschen Kolonie in Antwerpen, das Heer wirkte französisierend, die Administration des Staates und der Kongokolonie war fast ausschließlich französisch.

Im belgischen Parlamente waren die Flamen daran gewöhnt, immer überstimmt zu werden und die schwersten Niederlagen zu erleiden. Der bekannte Professor Dr. Frans van Cauwelaert vertrat im Parlamente die neue Richtung des Flamingantismus. Er gab sich als Belgier und erklärte, die Staatseinrichtung zu akzeptieren. Für Flandern erreichte er nichts als zwei schwere Niederlagen. Die neuen Volksschulgesetze gaben der französischen Sprache noch größere Rechte als vorher, und trotz schwerer Kämpfe im Parlamente blieb die Kommandosprache in der Armee französisch. Es mußte so kommen. Der belgische Staat war unter Führung der ersten zwei Fürsten aus dem Hause Koburg so kräftig geworden, daß er sogar Kolonialpolitik treiben konnte. Der Staat mußte stark sein, und die erste Bedingung, stark zu sein, war, im Inneren einig zu sein. Ein Staat, der aus zwei Völkern zusammengesetzt ist, kann nicht im Inneren einig sein. Wallonen und Flämen mußten deshalb ein gleichgeartetes Volk werden. Kein Fläme konnte noch einen Rang im Staate bekleiden, wenn er nicht ‚belgisiert‘ worden war. Dem flämischen Volke entzog man stets die besten Kräfte zum Vorteile des belgischen Staates und zum Nachteile der flämischen Volkskraft. Kurz vor dem Kriege erreichte der Kampf für die ‚Vervlaamsching‘ der Genter Hochschule seinen Höhepunkt. In der französisch-annexionistischen Zeitschrift ‚Les Marches de l'Est‘ erschien eine Untersuchung über die Sprachenfrage. Verschiedene belgischen Führer veröffentlichten in dieser

Zeitschrift ihre Meinung. Der jetzige Justizminister Carton de Wiart erklärte sich gegen die ‚Vervlaamsching' der Genter Hochschule. Der Führer der Liberalen, Paul Heymans, jetzt belgischer Gesandter in London, rühmte sich: ‚d'avoir fait décider, dans une réunion des chefs liberaux, qui presidaient les elections, que la question de l'université de Gand était un point intangible de notre programme et que nous ne pouvions admettre la flamandisation de cette université.' Der Führer der Sozialdemokraten, Emil van de Velde, beim Kriegsausbruche zum Staatsminister ernannt, erklärt partisan de la culture française' zu sein und sagt: ‚je crois qu'elle ne peut reculer en Flandre.' Edmond Picard, Herausgeber der ‚Pandectes belges' nennt die ‚Vervlaamsching': ‚une brutalité, un abus, une violence inouie'. Eugéne Gilbert, der Führer der einflußreichen katholischen Revue générale, ist der Meinung, ‚que très vite le flamingantisme est tombé aux mains des arrivistes et des huluberlus qui l'ont amené à un point où il devait fatalement sombrer dans le ridicule'. Und Maurice Maeterlinck, der jetzige große Propagandist des belgischen Staates im lateinischen Auslande (früher, vor dem Kriege, beachtete er sein Vaterland überhaupt nicht), wagt es zu schreiben: ‚Je considère le flamingantisme comme une mauvaise et même criminelle plaisanterie, qui va cruellement désarmer devant la vie les deux ou trois generations naives, qui probablement se laisseront encore prendre à ces billevésées'.

Ich habe absichtlich diese Erklärungen nicht übersetzt. Es ist sehr gut möglich, daß sich später Gelegenheit bieten wird, sie zu verwenden, und dann ist es gut, wenn man den genauen Wortlaut vor sich hat.

Ich weise bloß noch hin auf eine Schrift ‚Un parti national', die während des Krieges von französisch-wallonischer Seite in Antwerpen herausgegeben worden ist. In dieser Schrift heißt es: ‚Auf ganz entschiedene Weise muß dem Plan, eine flämische Hochschule zu gründen, der Boden entzogen werden. Bald wird die Zeit kommen, wo die flämische Sprache überhaupt aus der Öffentlichkeit verschwinden wird.'

Wenn man das alles liest, so muß es unerklärlich scheinen, daß es überhaupt noch Flämen gibt, die für den belgischen Staat etwas empfinden konnten, wenn nicht der Krieg die sog. ‚âme belge', die Idee der Zusammengehörigkeit dem Feinde gegenüber geweckt hätte. Flämen und Wallonen kämpfen zusammen an der Yser. Aber auf je drei Soldaten kommen zwei Flämen und bloß ein Wallone. Nun sollte man denken, daß die Machthaber des belgischen Staates angesichts dieser Tatsache die Flämen besonders schätzen würden. Weit gefehlt. Das in Amsterdam erscheinende Blatt ‚Vlaamsche Stem' veröffentlicht in der Nummer vom 14. Juli 1914 den Brief eines flämischen Soldaten. Darin heißt es: ‚Ich mache seit dem Anfange des Krieges die Erfahrung, daß die Wallonen uns unterdrücken, daß sie die traurige Gelegenheit benützen, uns zu verachten. In dem Heere gilt nur das „parler français". Eine Fläme, der kein französisch spricht, kann nicht den geringsten Rang bekleiden.' Also mitten im Kriege be-

handelt man den Flämen noch, um es stilgemäß zu sagen, als ‚quantité négligeable'. Ich habe oben erwähnt, daß während des Krieges erst die ‚âme belge' entstanden ist. Das geben die Flämen selbst zu. Vorher gab es kein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Aber schon nach einigen Kriegsmonaten kam in das flämische Lager Bewegung.

Der Dichter Stijn Streuvels begann in Amsterdam ein Kriegstagebuch zu veröffentlichen, in dem er sich deutschfreundlich zeigte. Der neutrale Beobachter verstand so etwas nicht. Selbst der deutschfreundlichste Neutrale sah sich gezwungen, zuzugeben, daß es charakterlos sei, wenn ein Dichter, der Führer seines Volkes — und das war Streuvels —, dem augenblicklichen Feinde seines Volkes gegenüber eine freundschaftliche Haltung einnahm, und zwar auf Kosten seines Volkes; denn er verhöhnte sein Volk an mehreren Stellen seines Buches nicht unbeträchtlich. Der feinere Beobachter sah in der Tat von Streuvels die mißratene Äußerung der neuen ‚âme belge'. Später zeigte sich, daß Streuvels der Meinung war, daß das flämische Volk keine eigene Kultur hätte. Doch darüber später. Für uns ist hier zunächst allein wichtig festzustellen, wie viele Gruppen von Flämen jetzt vorhanden sind.

Streuvels hat in dem Amsterdamer Wochenblatte ‚De Nieuwe Amsterdammer' dieses interessante Problem behandelt. Da er in Flandern geblieben ist — er wohnt in Ingoychem —, kann er die Lage beurteilen. Er sagt: ‚In Flandern gibt es zurzeit drei Sorten oder Gruppen von Flämen: Zunächst die, welche schweigen und behaupten, daß alle Flämen schweigen müssen, solange der Krieg dauert. Das sind die Bedächtigen, die Überlegenden, die Geduld haben und zu geeigneter Stunde handeln wollen. Sodann die, die nicht schweigen können oder wollen. Sie meinen, daß auch die flämischen Mühlen weiter mahlen müssen, weil die Gegner alle Segel aufziehen. Diese beiden Gruppen sind besonders vaterländisch gesinnte Flämen; sie wollen, daß Flandern wieder einen Teil des belgischen Landes bilde. Die erste Sorte von Flämen, die Schweiger, sind die vorsichtigen. Wer nichts tut, macht nichts falsch. Sie sagen, der deutsche Bezwinger müsse erst aus dem Lande, dann könne man erst wieder an die eigene Sache herantreten. Alles schön und gut, antworten die Flämen der zweiten Gruppe, aber die „Franskiljons" schweigen nicht. Vor und hinter der Front wird von ihnen im Trüben gefischt, und mit heimtückischer Arbeit bereitet man etwas vor, das zu seiner Zeit zum Ausbruch kommen soll. Die Flämenhasser denken inzwischen freies Feld zu haben und uns mühelos ein zweites 1830 bereiten zu können. Während des Krieges wurde überall gepredigt: ‚Du flamand, on n'en parlera plus après la guerre'. Aber wir müssen und wollen demgegenüber unseren Namen als Nationalbelgier rein und unbefleckt erhalten, damit man uns nichts vorwerfen könne. Mag der Verlauf der Ereignisse sein, wie er will, ein neues Belgien muß notwendig entstehen. Wir geben zu, daß wir Germanen sind, aber wir wollen keine Deutschen werden.'

Diese zwei Gruppen wollen also den Tanz mit den Wallonen noch einmal versuchen, sie sind ziemlich ungelehrig, denn sie müßten und könnten doch wissen, daß sie nach einer etwaigen Wiederherstellung des belgischen Staates von neuem unterdrückt werden sollen. Ganz unerklärlich naiv ist die Tatsache, daß diese Flämen der Meinung sind, das flämische Volk könne sich auch bei einer einfachen Wiederherstellung der früheren Verhältnisse der Überflutung durch den französischen Einfluß erwehren, ja es werde eine freie artgemäße Entwicklung vor sich haben. Die formelle Wiederaufrichtung der belgischen ‚Neutralität' wäre für die Verbündeten doch lediglich der Deckmantel für eine vollständige politische und kulturelle Eingliederung Belgiens in das französisch-englische System. Das wird auch von flämischer Seite anerkannt. Leo Piccard schreibt in seiner Schrift ‚Vlaanderen na den Oorlog': ‚Die belgische Regierung wird wohl nie als neutral zurückkehren können. Wenn sie nach einer neuen Londoner Konferenz zurückkäme, würde sie finanziell und militärisch ganz von Frankreich und England abhängig sein. In Brüssel würde man dann mit englischem und französischem Gelde die sogenannten belgischen Forts bezahlen, und fremde Soldaten würden wahrscheinlich in Belgien einkaserniert werden. In diesem Falle wäre Belgien für immer mit einer der europäischen Machtgruppen auf Tod und Leben verbunden.'

Inzwischen ist es Tatsache, daß die Flämen der beiden genannten Gruppen die Sache anders, und man darf wohl sagen objektiv-falsch ansehen. Die Führer dieser Gruppen werden, wie ich erfahre, folgende Erklärung erlassen: ‚Die Unterzeichneten verurteilen scharf, daß jetzt die Sprachenfrage zur Diskussion gestellt wird, gleichgültig, von welcher Seite der Anstoß ausgeht. Sie wollen freie Belgier sein und bleiben. Sie erklären, nichts gemein zu haben mit Blättern, die offenbar nur deutsche Werkzeuge sind. Sie verurteilen die Taktik der deutschen Regierung, die unerbeten den Flämen Begünstigungen auf sprachlichem Gebiete geben und sie dadurch kompromittieren will. Der flämische Kampf muß nach dem Kriege durch die Flämen selbst ausgekämpft werden. Die Selbständigkeit der belgischen Nation darf dabei nicht aus dem Auge verloren werden.'

Hier gilt das Wort: Sehend sind sie blind!

Diesen beiden Gruppen gegenüber steht aber eine dritte, die wohl die interessanteste ist und von deutscher Seite die größte Beachtung verdient. Streuvels charakterisiert diese Gruppe wie folgt: ‚Die dritte Gruppe wird von den J ü n g e r e n gebildet; stürmisch und ungestüm nennt man sie auch ab und zu, denn sie haben radikale Ansichten, sie wollen Flandern zu einem schönen und reichen Land in Europa machen. Sie halten jetzt den Augenblick für gekommen, den großen entscheidenden Schlag zu führen. Nach ihnen dürfen die Wallonen und Flämen nicht wieder zusammenkommen; das künstliche Band, das sie zusammenhält, muß für immer zerschnitten werden. Belgien soll nicht mehr wiedererstehen.' — Streuvels verhöhnt diese Bewegung. Er selbst gehört zu den oben erwähnten Gruppen.

Das sagt er wenigstens. Nach vielen Äußerungen in seinem Tagebuche sollte und konnte man anderer Meinung sein. Dann erklärt er weiter: ‚Das Handeln und das Verhalten der Flämen aus der dritten Gruppe weckt Mißtrauen, weil sie die Hilfe der Deutschen in Anspruch nehmen. Was mag dahinter stecken? fragt mancher mit Recht. Diese rechtfertigen sich mit der Behauptung, daß kein Grund vorhanden sei, eine Hilfe zurückzuweisen, selbst nicht die vom Feinde, wo es die sittlichen Interessen der Flämen gilt. Sie mißbilligen im Gegenteil das Verhalten der andern Gruppen, die behaupten, daß man während der feindlichen Besetzung lieber auf alles verzichten müsse, als die Unterstützung der Deutschen in Anspruch zu nehmen. Wer ist im Recht? Soviel Köpfe, soviel Sinn. Jeder handelt nach eigenem Gutdünken und denkt übel von seinem Nachbar, den er Fanatiker, Feigling oder Verräter schimpft, je nach der Ansicht, die dieser vertritt.‘ Aus dieser Tatsache geht hervor, daß es mit der flämischen Volkseinigkeit traurig aussieht!

Es ist notwendig, daß wir uns die dritte Gruppe noch ein wenig betrachten. Was haben wir zu erwarten, wenn die belgische Regierung nicht zurückkommt, so fragt sie. ‚Die deutsche Regierung wird nicht so unvernünftig sein, noch vier Millionen Fremde assimilieren zu wollen. Den Flämen sollen bloß militärische und vielleicht auch wirtschaftliche Verpflichtungen auferlegt werden. In diesem Falle ist es im Interesse Deutschlands, den Einfluß der Flämen soviel wie möglich zu vergrößern und selbst zu versuchen, eine Trennung der Verwaltung zu erwirken, um dadurch wenigstens die Hälfte des Landes dem Einfluß einer neuen Revanchepolitik zu entziehen. Der niederländische Geist wird bloß von dem Staate Holland in Europa hochgehalten. Alle Flaminganten wünschen deshalb, daß die Kraft des holländischen Staates wachsen möge. In den jetzigen Verhältnissen wäre eine innigere Annäherung zwischen Holland und Flandern aber eher eine Schwächung als eine Stärkung Hollands oder besser des Niederländertums. Wenn dem holländischen Staate neue Gebiete zugefügt würden, müßte er große Verpflichtungen übernehmen, auch würde er von den Franzosen und den Franskiljons aufs heftigste angegriffen werden. Wer den holländischen Geist liebt, muß und soll darnach streben, daß Holland bleibt, was es ist, unverändert und nicht vergrößert.‘

Dieser Ansicht kann man nur zustimmen. Übrigens begehrt Holland aus den mannigfachsten Gründen und in keinem Falle eine Gebietserweiterung.

In dem ausgezeichnet geleiteten deutschfreundlichen Wochenblatte ‚Toekomst‘ (Amsterdam) hat Pfarrer Domela Nieuwenhuis Nyegaard aus Gent bisher unbekannte Tatsachen ‚enthüllt‘.* Er hat nachgewiesen, daß

* Vergl. auch die im September 1915 erschienene Schrift des Pfarrers Nyegaard: „Vlaandern bevrijd van allen zuidelijken dwang“, die ohne Rückhalt die Hoffnungen und Wünsche der Jungflamingen zum Ausdruck bringt.

die Genter Gruppe viel größer ist, als bisher angenommen wurde. Die Richtung sei vollständig flämisch-holländisch mit ausgesprochen germanischem Gepräge. Sie habe ihren Sitz in Gent (in Holland sei er in Utrecht, wo die Utrechter Studentenabteilung des Allgemeinen niederländischen Verbandes der Mittelpunkt der Bewegung ist), zähle aber auch viele Anhänger in Antwerpen, Brüssel, Lier, Ostende, Brügge, ja überall, wo flämisch gesprochen werde. Sie habe ihre geheimen Mitglieder neben den ‚bekannten', und zwar unter den namhaften Leuten, Gebildeten, Bürgern, Bauern, und vor allem unter den Studenten. Sie alle sind Anhänger einer Trennung der Verwaltung. Viele gehen aber noch weiter und haben als Hauptziel: Flandern los von Belgien!

Sie erwarten bloß Heil von einem engeren Anschluß an Deutschland, selbstverständlich bei Erhaltung aller flämischen Sprach- und Kulturrechte. Schon im Oktober des vorigen Jahres haben diese Jungflamen ein Programm veröffentlicht, in dem hauptsächlich folgendes zum Ausdruck gebracht ist:

‚In der Hoffnung, daß in der nächsten Zukunft der germanische Stamm mehr als je seine Macht in Europa festigen wird, daß bei der Abänderung der Weltkarte und bei der vom germanischen Standpunkte aus notwendigen Angliederung der holländisch sprechenden Teile Belgiens und französisch Flanderns an das Deutsche Reich das flämische Volk von jedem mittelbaren und unmittelbaren romanischen Einfluß befreit werden wird, und daß dieses Volk als ein Sproß dieses Stammes sich ohne weitere schmerzliche Schwächung frei wird entwickeln können, in dieser Hoffnung wünschen wir:

1. Überall in unserem Lande, in Schule, Gericht und Staat möge die französische Sprache ferngehalten und verbannt werden; 2. In allen Lehranstalten, von den untersten bis zu den höchsten, möge die Unterrichtssprache einzig und allein die niederländische Sprache sein. Die erste alsdann zu lernende Sprache soll die deutsche sein. 3. Auch dann, wenn das Wallonenland ganz oder teilweise Deutschland einverleibt würde, müßte der ebenso unsinnige wie verhängnisvolle Name Belgien für immer aus der Geschichte verschwinden. Flandern und Wallonenland sollen in Zukunft gänzlich getrennt werden, und zwar gemäß der heutigen, deutlich sich abhebenden Sprachgrenze; für Flandern, also mit Inbegriff von Brüssel, Landen, Edingen, Belle, Kassel, Hazebrock, Winoksbergen und Dünkirchen. Dann und nur dann allein werde Flandern als südniederländischer Staat in dem Groß-Germanentum der holländischen, skandinavischen und deutschen Länder wiederum für unseren uralten Stamm gewonnen sein, dann werde Flandern, nicht länger durch Entartung und Halbheit verdorben, das stärkste Bollwerk gegen romanischen Einfluß werden und von Dauer sein.'

Auch andere Äußerungen dieser Richtung liegen bis jetzt vor. Der eine dieser Flämen geht in bezug auf Deutschland etwas weiter als der andere, aber die Richtung ist im Grund dieselbe, und man wäre verwundert, wenn eine Liste der stillen Anhänger veröffentlicht würde. Sie alle stehen

im schwarzen Buche der Franskiljons. Viele dieser Männer sprechen nun aus verschiedenen Gründen eine abweichende Sprache oder äußern sich überhaupt nicht, aber sie sind trotzdem bei der Gegenpartei bekannt. Sie bilden dieselbe Richtung, die in Südafrika vertreten ist durch Fourie, De la Rey, Beyers, Maritz, De Wet und selbst Hertzog, wenn dieser sich auch noch vorsichtiger zurückhält.

Die Hauptforderung der Gruppe bleibt: Verwaltungstrennung zwischen Flandern und Wallonen. Die Forderung: Los von Belgien wird nicht gleich stark erhoben. Aber dennoch bilden die Jungflaminganten eine Minderheit. Denn die meisten Flämen, vor allem die vielen, die nach Holland, England, Frankreich geflüchtet sind, wollen Belgien durchaus als einheitlichen Staat erhalten wissen. Diese Flämen werden hauptsächlich von dem bekannten katholischen Abgeordneten Frans Van Cauwelaert geführt. Sie finden es nicht schön und edel, in den jetzigen Verhältnissen die ‚âme belge‘ zu verleugnen, was zu verstehen ist. Sie halten sich am Programm König Alberts: ‚Erst müssen die Deutschen aus Belgien hinaus! Die Flämen dürfen keine Begünstigungen von den Deutschen annehmen. Der gegenseitige Kampf darf erst wieder anfangen, wenn Belgien wieder Belgien sein wird.‘ Am 21. Juli erließen diese Flämen in Amsterdam eine Kundgebung, in der sie erklären, jeder Fläme müsse mit Entrüstung irgendeine Begünstigung von deutscher Seite ablehnen. Eine Einverleibung ins Deutsche Reich bedeute die Vernichtung der flämischen Kultur und für Holland den sicheren Verlust eines Drittels seines Sprachgebietes.

Zum Schluß noch die Frage, wie diese Mehrheit der Flämen sich eigentlich die Zukunft denkt. Die Antwort mag Streuvels geben:

‚Wir können nur überlegen,‘ so sagt dieser flämische Dichter in dem Wochenblatte ‚Nieuwe Amsterdammer‘, ‚wie wir uns verhalten müssen, wenn eine der nachstehenden drei Möglichkeiten eintritt: 1. Wenn wir Belgier bleiben, muß mit neuem Mute der alte Kampf wiederum aufgenommen werden. Dann muß vor allem das flämische Volk wachgerüttelt werden. Hätten nur alle Flämen volles Rasse- und Stammesbewußtsein, dann wäre die Aufgabe der flämischen Bewegung gelöst; selbst neben Wallonen und trotz Französlingen würden wir alles erreichen, was wir zu unserer Weiterentwicklung und zum Gedeihen brauchen, allein deshalb, weil wir es wollen. 2. Sind die Ereignisse deratig, daß der französische Einfluß überwiegend wird, daß Flandern und die Flämen in ihrer Selbständigkeit unterdrückt werden, so habe ich dennoch keine Angst. Unser Volk hat Lebenskraft genug, und in dem Maße, in dem die Unterdrückung heftiger wird, wird auch die Reaktion stärker werden.‘

Ich kann nicht umhin, zu erklären, daß diese zwei Möglichkeiten eigentlich bloß eine darstellen. Wenn Belgien wiederum Belgien wird, ist eo ipso der überwiegende französische Einfluß da. Es ist naiv, zu glauben, in diesem Falle würde Flandern Flandern bleiben. Das Gesetz der Reaktion, der Widerstandskraft, auf welches Streuvels hinweist, könnte Flandern in diesem Falle nicht retten.

Aber jetzt die dritte Möglichkeit. Man wird sehen, daß Streuvels der deutschen Kultur in der Erörterung der dritten Möglichkeit außerordentlich huldigt, und man wird wahrscheinlich nicht verstehen, wie ein Dichter sein Volk, das doch eine jahrhundertlange Kultur hinter sich hat, auf so maßlose Weise herabsetzen kann in einer Zeit, wo in dieser Beziehung Schweigen Pflicht wäre, selbst zugegeben, daß der Zustand wirklich derartig ist, wie Streuvels behauptet. Indessen die Worte von Streuvels sind einmal gesprochen, und wer könnte es Deutschland verübeln, wenn es nunmehr auch die Konsequenzen zöge? Ich als Neutraler wenigstens nicht. Man urteile:

‚3. Wenn wir nun von Deutschland einverleibt werden? Was die Deutschen in diesem Falle mit uns vorhaben, weiß ich nicht. Deutschgesinnte könnten es in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Beziehung eine Wohltat nennen und ein Glück, in den Schoß der deutschen Nation aufgenommen zu werden. Aber meine heilige Überzeugung ist es, daß es in diesem Falle trotz aller Rechte und Freiheiten unwiderruflich mit unserer flämischen Selbständigkeit aus und vorbei ist. Keiner wagt darauf hinzuweisen, was für uns die „deutsche Gefahr" bedeutet. Es kommt doch eigentlich für uns darauf an, Flämen zu bleiben oder es vielmehr zu werden. Denn das ist des Pudels Kern, wir besitzen wohl unser besonderes Blut und all die natürlichen eigenartigen Merkmale unserer flämischen Rasse, wovon die Sprache die stärkste, lebendigste Äußerung und Eigenschaft ist; aber was uns fehlt, das ist eine eigene höhere Kultur, die auf unser eigenes Wesen und Sein ihren Stempel drückt, und die uns ermöglichen muß, zur Blüte zu gelangen und uns einen geachteten Namen unter den Völkern Europas zu schaffen. Dann erst werden wir Flämen sein und keinen fremden Einfluß mehr zu befürchten haben, im Gegenteil, wir werden von fremder Kultur nur Vorteil haben und unsere eigene verbessern. Aus einem Holländer wird man nie einen Deutschen machen, wenn auch seine Sprache genau so mit der deutschen verwandt ist wie die unsrige, und wenn er auch wie wir zu derselben germanischen Familie gehört, und zwar deshalb nicht, weil der Holländer schon eine eigene Kultur hat, wovon hoch und niedrig, das ganze Volk, durchdrungen ist. Wir hatten aber erst angefangen, darnach zu streben und darnach zu trachten, unsere eigene Selbständigkeit auszubauen, um ein höheres Ziel zu erreichen. Einem französischen Einfluß werden wir viel besser widerstehen können, weil wir nach dieser Seite auf natürliche Weise reagieren und durch unsere Art und unser Blut immun sind gegen etwas, was unserem Wesen fremd ist. Kommt aber die ganze deutsche Kultur über uns, dann werden wir von diesem großen Strom mitgeschleppt, wir werden darin aufgehen, ohne daß wir den geringsten Widerstand leisten können, die nächste Generation unseres Volkes wird schon mit den Deutschen verschmolzen sein. Die Überlegenheit der deutschen Kultur werden wir natürlich, aber zu unserm Unglück ergreifen, um uns emporzuschwingen, aber auf Kosten unserer flämischen Art. Ich glaube,

daß dies nur Pangermanisten bestreiten werden oder vielmehr, daß sie mir zustimmen werden, indem sie behaupten, daß wir unser Flämentum aufgeben müßten.'

Ich habe hier noch wenige Worte hinzuzufügen. Einige Pangermanisten können zwar das behaupten, die Mehrheit des deutschen Volkes und gleichfalls die deutsche Regierung behaupten keineswegs, daß die Flämen im Falle eines engeren Anschlusses an Deutschland ihr Flämentum aufgeben müßten. Zur Bekräftigung dieser Behauptung weise ich auf den Brief hin, den der Sohn des Gouverneurs von Belgien, der Münchener Professor Freiherr von Bissing, an die Utrechter Studentenabteilung des Allgemeinen niederländischen Verbandes gerichtet hat und worin es heißt: ‚Was Sie fragen, ob die Flämen ihre eigene Kultur, ihre Eigenart und ihre selbständige Volksexistenz erhalten sollen, ist nicht allein in Übereinstimmung mit meiner persönlichen Auffassung, sondern, soweit ich weiß, gleichfalls mit der der deutschen Regierung.'

Es ist bezeichnend, daß schließlich der Deutsche größere Ehrerbietung für die Kultur des Volkes von Rubens hat als selbst der hervorragende Dichter Streuvels. Wer hat recht? Die edlere Gebärde ist jedenfalls auf seiten des Deutschen.

Einst doch, Seele!

Wie du morgendlich leicht,
Eh noch der letzte Stern erbleicht,
In alle duftigen Weiten schwärmst,
Wie in Blüten die Bienen und Schmetterlinge
Dich einsaugst in die göttlich irdischen Dinge,
An allem strahlenden Leben dich sonnst und wärmst,
Von aller Schöne dich, Unersättliche, nährst
Und abends in Segensfülle mir wiederkehrst —
Einst doch, Seele, findest du nimmermehr zurück!
So hattest du, Pilgerin nach immer reinerm Glück,
Auf meinen Erdenpfaden
Dich nur verirrt
Und trinkst dich selig satt dort hoch an Lichtgestaden,
Derweil hier immer wieder so tiefes Dunkel wird!

Fridolin Hofer.

Die Frage der Schulbildung in rassenpolitischer Hinsicht / Von Joseph Graßl


ie Schule ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke.' Immer und immer wurde uns dieser Satz von unseren Lehrern vorgesagt, und doch versteht ihn jeder anders. Anders der Schüler, anders der Lehrer, anders der Bürger, anders der Soldat, anders der Beamte.

Soviel scheint aber doch gemeinsam zu sein, daß die Schule sich den jeweiligen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen und staatlichen Bedürfnissen anpassen muß, daß sie außerordentlich biegsam und anschmiegsam sein muß. Eins nur soll starr und fest sein, wie das Knochengerüst des Körpers: die Selbstzucht, die Menschenliebe, die Anhänglichkeit zur Allgemeinheit und zum Vaterlande, kurz alles das, was wir als ‚sittlich' zusammenfassen. Diese Sittlichkeit kann nicht Gegenstand der Umwertung sein, denn ihre Begriffe sind ewig, und die Ewigkeit ist der Prüfstein ihrer Echtheit. Nur die Wege zur Sittlichkeit dürfen sich ändern, nicht aber der Inhalt der Lehre selbst. — Gegenstand der Umwertung kann nur der Inhalt und die Höhe des Wissens sein, die Art und Weise der Aneignung des Wissens, die Mitbildung des Körpers und das Endziel beider.

Die Schule muß aus dem Leben kommen und zugleich für das Leben sein. Sie muß Tochter und Mutter zugleich sein. Die Frage, ob das deutsche Schulwesen dieser Hauptaufgabe genügte, erfordert zuerst die Erklärung des Begriffes ‚Schule'. Wir verstehen hier unter Schule alles, was zur Vorbereitung zum Berufe dient, also ebenso wie die drei Stufen der Lernschule: Volks-, Mittel- und Hochschule, auch die Vorbereitungszeit des Handwerkers, die Lehrzeit des Handelsmannes, die Praktikantenzeit der Beamten. Also auch die Arbeitsschule. — Beide, die Lern- wie die Arbeitsschule, dienen ein und dem nämlichen Zwecke: der Ertüchtigung des einzelnen, der Ermöglichung der Erfüllung der Pflichten gegen sich und gegen die Allgemeinheit. Sie haben ein und das nämliche Ziel, sind also eng verknüpft und können und dürfen nicht wesensfremd aneinander vorübergehen. —

Und so, in diesem breiten Rahmen gefaßt, muß man ohne Rücksicht sagen, daß das zur Erreichung des gemeinsamen Zieles notwendige Zusammenarbeiten bisher vielfach gefehlt hat. Nebenzwecke schoben sich vor, machten sich breit und traten an die Stelle des Hauptzweckes. — Am meisten behält den Hauptzweck noch im Auge die Volksschule. —

Aber auch die Volksschule ließ sich manchmal des eitlen Ruhmes wegen vom Hauptziel ablenken. So z. B. hat die Volksschule in einem entlegenen Bauerndorf, in dem der Lehrer der einzige Mann mit höheren Studien ist, doch allein den Zweck, Bauern und Handwerker aus Bauern- und Handwerkersöhnen heranzuziehen. Wer nur irgend einmal einen Blick in das Leben dieser Volksschichten gemacht hat, weiß, daß die Kinder mit sieben

Jahren bereits körperlich arbeiten müssen, also ihre Muskeln kräftigen, ihr Blut röten und ihre Sehnen dehnen. Und doch sollen sie jetzt das in Städten so notwendige Turnen, ein völlig überflüssiges Ding, zur Ermöglichung des Lebenszweckes dieser Jungen betreiben! Gewiß muß eine gewisse Übereinstimmung in den Lehrmethoden des Landes herrschen. Aber der Methode darf das Ziel nicht geopfert werden. —

Die Realschulen, früher die Vorbereitung nur bürgerlicher Berufe, haben ihr Ziel längst verlassen, oder sie führen wenigstens ihre Schüler nicht an das Ziel. Sie sind wahre Zuchtanstalten für den Mittelbeamten geworden. —

Die Gymnasien haben ihr ursprüngliches Ziel, Vorbereitung für das Hochschulstudium, am schärfsten bewahrt. Aber zwei Drittel ihrer Schüler erreichen dieses Ziel nicht. Und für diese zwei Drittel geschieht nichts.

Die Fachstudien haben sich über die Lernschule hinaus ganz gewaltig verlängert. Sechs, sieben Jahre muß man noch praktizieren, bis man eine Anstellung erreicht, deren wirtschaftlicher Ertrag geringer ist als die Kosten eines Jahres der Fachbildung. —

Darüber waren wir vor dem Kriege alle einig, daß wir einen ganz übermäßigen Bildungsluxus getrieben haben, den wir in der Zeit gewaltigen wirtschaftlichen Aufstieges noch ertragen können, der aber zur Zeit der Abflauung der Geschäfte eine nicht zu rechtfertigende Verschwendung darstellt. Durch die Verlängerung der Vorbildungszeit wird das Studium sehr verteuert, und die schulmäßige Vollbildung wurde ein Privileg des Kapitales. Die Führung des Volkes lief Gefahr, in die Hände des Handels zu geraten, der am meisten wirtschaftlichen Nutzen bringt. Bauer, Handwerker und Kleinindustrieller trat immer mehr vom Vollstudium zurück. Noch kurze Zeit und wir hätten auch in Deutschland die unbeschränkte Herrschaft des Handels gehabt, wie sie in England ist, und mit ihr alle Folgen. Das verhinderte die Not des Krieges. Ein geradezu widersinniger ‚Ressortpatriotismus‘ (nach Bismarck) machte sich geltend. Der Kultusminister vermehrte, wenn irgendwie möglich, die Mittelschulen und damit die Ansprüche, die Fachminister des Lebens konnten sich vor dem Angebote nicht mehr retten. Für viele Kreise kam der Krieg geradezu als Erlösung von der geistigen Bildungsflut. — Der Zweck der Schule war oft von Grund aus verfehlt.

‚Ja, aber die Bildung hat bloß den Nebenzweck der Verwertung der Bildung als Erwerbsmöglichkeit, sie soll um ihrer selbst willen gepflegt werden‘ — so wirft man ein. ‚Also wäre dann die Schule doch Selbstzweck,‘ erwidert man darauf. — Welches Volk kann sich das leisten? Dieser Bildungsluxus wirkte außerordentlich schädlich auf das Volk zurück. Er ist eine Hauptursache der Zwergfamilie. —

Ein Beamter, der mit 32 Jahren Sekretär wird und mit 65 Jahren abgehen muß, kann ja bloß höchstens zwei Kinder großziehen; denn als Pensionist braucht er seine geringe Pension selbst, und sein Sohn braucht

32 Jahre, bis er sich den ersten Groschen verdient. — Was für die Hochschule gilt, ist auch für die Mittel- und Volksschule wirksam. Ein Fabrikarbeiter muß seine Kinder möglichst bald dem Erwerb zuführen. Je länger die Schule den Arbeiter zwingt, seine Kinder daheim zu lassen, desto mehr häufen sich die unversorgten Kinder, desto geringer wird der Anteil des einzelnen Kindes an dem Erwerb der Eltern, und desto mehr schränkt der vorsichtige Mann die Zahl der Kinder ein. Auch in der Volks- und Mittelschule gibt es ein Höchstmaß der Schulbildung, das zu überschreiten auf Kosten der Menge oder der Güte der Bevölkerung wirkt. Maß halten also auch in der schulischen Bildung! — Auch hier hat uns wieder der Krieg eine Lehre gegeben. Eine ganze Armee haben wir in unserm Lebenskampf dadurch verloren, daß unsere Söhne auswanderten, und viele Armeen haben wir unseren Feinden im Frieden ernährt, indem wir ihnen Arbeitsgelegenheiten in unserem Lande boten. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Feinde haben wir gehoben. Der Gesamtschaden, den wir dadurch erleiden, mag eine Million Streiter sein. Diese Auswanderung unserseits und diese Einwanderung fremder Volksteile haben wir dadurch hervorgerufen, daß wir immer mehr von der Muskelarbeit abrückten. Wir liefen Gefahr, die Bebauung unseres Bodens und die Verwertung der Früchte unseres Bodens fremden Volksteilen zu überlassen. Wie ein flacher Keil schoben sich fremde Arbeiter zwischen das Volk und seinen Bodenbau; und doch besteht die Lebenskraft des Volkes in der möglichst engen Verbindung mit dem eigenen Boden. Gerade zu rechter Zeit haben wir diesen Keil noch herausgeschlagen. Sollen wir nach dem Kriege wieder in den gleichen Fehler verfallen? Wir müssen auch schultechnisch Faustarbeiter heranbilden. Die Kultur gründet sich auf den Hausknecht. Die Gelehrten dürfen den Ast, auf dem sie sitzen, nicht absägen. Nicht aus innerem Bedürfnisse heraus, sondern zur Hebung des gesellschaftlichen Ansehens verlangten immer mehr Berufsarten erhöhte Vorbildung. Es war soweit gekommen, daß zur Abgabe von Briefmarken Hochschulstudium verlangt war. Bei der Entstehung mancher Schulart wirkten Bildungstaumel und Klassenstolz mit. Wir können voraussehen, welchen Vorwurf man wieder gegen uns erhebt: ‚Hic est niger!' (Ist das ein Schwarzer). Wer uns verstehen **will**, wird uns verstehen. Wir wollen nicht das Maß der Bildung bemängeln, sondern das Übermaß. — Zwar hat der Krieg große Lücken in die Schulgebildeten gerissen, zwar behauptet man, daß nach dem Krieg die Geschäfte wieder blühen werden — hoffen wir es —, aber der Arbeitgeber, der Brotherr der Beamten, wird, wie bei jedem kriegführenden Volke, derartig verschuldet werden, daß an eine Gehaltsaufbesserung oder an eine Stellenvermehrung der Beamten gar nicht zu denken ist. Während der freie Bürger, der Bauer, der Handwerker, der Händler, der Arbeiter seine Anforderungen den erhöht bleibenden Preisen der Lebensbedürfnisse anpassen wird, wird der mit fixem Gehalt entlohnte, namentlich der Staatsbeamte engen Verhältnissen entgegengehen. Es wird wieder die Zeit kommen, in der es lukrativer ist, ein Maurer zu sein als ein Staats-

beamter. Und es ist zu erwarten, daß es in der Stelleneinziehung, wie sie einige Bundesstaaten schon vor dem Kriege planten, nicht nur den Mund spitzen, sondern tatsächlich pfeifen heißt.

Für das Volk wird in rassenpolitischer Hinsicht daraus kein Schaden entstehen.

Der Beamte, der wenigstens in Klein- und Mittelstädten nicht selten durch seinen Lebensluxus und die Sucht, es den Kapitalisten nachzumachen, Anlaß zur Steigerung der Lebenshaltung seiner Umgebung wurde, wird zur Einfachheit gezwungen werden, und der Zudrang zum Studium wird abnehmen. Der Krieg wird mit seinen Nachwehen auf die führenden Klassen stärker drücken als auf die erwerbenden.

Sollte diese Nachwirkung des Krieges sich zu lange oder zu schwer geltend machen, so wäre an eine Herabsetzung der Anforderungen zu denken. Es müßte namentlich die übermäßige Mittelschulbildung ganz energisch gekürzt werden, selbst wenn die Mittelschullehrer dagegen noch so kräftigen Widerstand leisten. Diese Kürzung der Mittelschule ist hauptsächlich am Beginne der Mittelschulbildung vorzunehmen. Mit neun Jahren, wie es z. B. Bayern erlaubt, sich den zukünftigen Beruf zu wählen, ist ohne Zweifel stark verfrüht. Die Lehrerbildung mit ihrer vollen Volksschule und mit den nachfolgenden fünf Mittelschulklassen hat sich im gegenwärtigen Weltkrieg ganz außerordentlich gut bewährt. Sie ist als Muster für die Hochschulbildung zu nehmen. Auch hier wird der Krieg wieder belehrend wirken. Wir sind überzeugt, daß jene Mittelschüler, die infolge des Kriegszwanges die Mittelschule im Sinne der alten Schulordnung nicht absolvieren konnten, die nämlichen tüchtigen Beamten abgeben werden wie die daheim gebliebenen Schüler. Und die Ergebnisse mancher Fachstudien, die jetzt volle Mittelschule verlangen und vorher sich mit einem Teil der Mittelschule begnügten, sind durch diese Verlängerung der Vorstudienzeit nicht größer geworden. Gegen eine abermalige übergroße Steigerung des Zudranges zum Beamtenberuf infolge der herabgesetzten Anforderungen sind Vorkehrungen auf dem Wege der Auswahl und nicht durch Verlängerung des Studiums zu treffen.

Von seiten radikalpolitischer Parteien werden Versuche gemacht, die Ausbildung in den Schulen völlig freizugeben und jedermann, der dazu befähigt ist, zum Besuche der Mittel- und Hochschule gelangen zu lassen.

Es ist kein Zweifel, daß in dieser Forderung ein berechtigter Kern liegt. Das Studium wurde aus Abwehr gegen zu starken Andrang derartig verteuert, daß der gewöhnliche Mann nur mit allergrößter Schwierigkeit in die Reihe geistig Besitzender auf schulischem Wege sich hinaufarbeiten konnte. Wenn diese Schwierigkeiten weniger werden, so wird es nur gut sein. Aber man hüte sich auch hier vor dem Uebermaß.

Es ist eine Beobachtung, die man zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern gemacht hat, daß die geistig Besitzenden durch Mangel an Fortpflanzung aussterben. Ob dieser Geburtenmangel lediglich eine vermeid-

bare Begleiterscheinung ist oder im Wesen des geistigen Besitzes liegt, soll völlig außer acht gelassen werden. Nach meiner Überzeugung ist sie vermeidbar. Aber sie wirkt und wird trotz aller Vorkehrungen fortwirken. Wenn nun unsere höheren Schüler nicht bloß berufen, sondern auch auserwählt sind, wenn sie alle oder nahezu alle die Elite des Volkes bilden in bezug auf Befähigung und sittliche Tüchtigkeit, so ist die Gefahr vorhanden, daß wir unser Volk zu rasch an Fähigkeiten und sittlichem Ernst ausbauen, daß wir zwar anfangs einen starken Anstieg des Volkes durch die Verbesserung unserer Führer bekommen, daß aber dann der Abfall umso empfindlicher wird. In rassenpolitischer Hinsicht ist es viel zu gewagt, die Gesamtheit unserer Fähigkeit zur tatsächlichen Ausbildung und dadurch in die Gefahr des Absterbens zu bringen. Bei dem ‚kapillaren Aufstieg' unseres Volkes ist es unbedingt notwendig, im untersten und in den unteren Teilen des Volkskegels befähigte Köpfe zu lassen als Quelle der Intelligenz der Zukunft. Ein Aufsaugen der Intelligenz der unteren Stände durch die Oberstände ist ein geistiger Raubbau, vor dem nicht genug gewarnt werden kann.

Dazu kommt, daß zu mancher Sparte gar nicht hervorragend befähigte Köpfe nötig sind. Durch diese wird nicht selten Unruhe und radikale Lebensauffassung in das Volk getragen. Hier sind fleißige Mittelköpfe oft vollständig genügend. Auf die Rückwirkung auf den nicht aufsteigenden Volksteil soll noch hingewiesen werden. Wenn, wie beabsichtigt, jeder befähigte Kopf zum Studium kommt, so ist der nichtstudierende Teil unbefähigt. Dann sinkt er in der allgemeinen Achtung, und das Übergewicht der Studierten wird erst recht groß. Wir gehen dann einer Tyrannei der Schulbildung entgegen, die jetzt gerade dadurch abgeschwächt wird, daß nichtstudierte Volksgenossen durch natürliche Befähigung und durch Selbststudium ein wirksames Gegengewicht bilden.

Die oft gehörte Klage, daß es schade sei, daß dieser und jener Befähigte nicht zur schulischen Ausbildung gelangt ist, hat nur bedingte Geltung, namentlich hat es nur Geltung für den Betreffenden; für die Allgemeinheit ist es nicht nur kein Schaden, sondern sogar ein Nutzen, wenn auch der Bauern-, der Bürger- und der Arbeiterstand befähigte Köpfe in sich hat, die nicht bloß die Rechte ihres Standes zu wahren verstehen, sondern auch die Quelle des Aufstieges werden. Und am nachhaltigsten werden die Rechte der Klasse durch die Klassengenossen verfochten.

Radikale Umwandlungen haben noch selten dauernde Werte gebracht. Die Natur kennt keine Revolution, sondern lediglich eine Evolution. Und alle Anstrengungen des Menschengehirns, sich der Gewalt der Natur zu entziehen, werden vergebens sein. Dies gilt auch auf dem Gebiete der Vorbildung.

Kleine Bausteine

Angelsachsentrust? Zur Würdigung geschichtlicher Wahrheiten und imperialer Bestrebungen im Weltkrieg Von Adolf Wicking ten Hompel

In der Note, welche Amerika am 16. August dieses Jahres an Österreich-Ungarn gerichtet hat, beruft sich die amerikanische Diplomatie zur Rechtfertigung ihrer Praxis unter anderem auch auf die Waffenlieferungen preußischer Fabrikanten an Rußland während des Krimkrieges. Dieser Rechtfertigungsversuch findet eine recht eigenartige Beleuchtung in den ‚Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen aus seinem Leben' Band 1 Seite 301/302. Prinz Hohenlohe berichtet hier aus der Zeit des Krimkrieges im Winter 1854/55: ‚Damals wurde die Königlich-Preußische Regierung durch Anträge, Interpellationen und Abstimmungen im Landtage bedrängt. Dem Könige wurde durch die Polizei sichere Kunde, daß England viel Geldmittel aufwandte, um die Abstimmungen so mancher Abgeordneten einem Anschluß an die englische Politik günstig zu gestalten. Diese Geldmittel fanden ihren Weg durch den englischen Botschaftssekretär Loftus. Zugleich wurden Waffentransporte auf dem Rhein nach Rußland gesendet und vom englischen Konsul in Köln am Rhein entdeckt. Die englische Regierung machte darüber einen großen Lärm, Preußen verletze die Neutralität und sende Waffen nach Rußland. Dem König ward aber durch die Fäden der geheimen Polizei enthüllt, daß diese Waffentransporte mit englischem Gelde erkauft und nach Rußland zum Scheine instradiert waren. Es war also die ganze Geschichte von den Waffensendungen nach Rußland eine jener Komödien, wie sie England immer in Szene setzt, wenn es bei wilden Völkern Händel anfangen will.'

Also England hat während des Krimkrieges die mit englischem Geld bei preußischen Fabrikanten aufgekauften Waffen ‚zum Scheine nach Rußland instradiert', auf Rheinschiffen verfrachtet, in Köln durch seinen eigenen Konsul entdecken und mit der falschen Flagge versehen lassen, als handle es sich um ernst zu nehmende preußische Kriegslieferungen für Rußland und gegen die damals verbündeten Türken und Briten. Wegen dieser selbst inszenierten ‚Komödie' hinter den Kulissen des Krimkrieges läßt England dann wegen Bruches der Neutralität Preußens durch seine Regierung protestieren und durch seinen Botschaftssekretär mit denkbar unlauteren Mitteln in preußischen Abgeordnetenkreisen agitieren und hetzen. Heute aber nach beiläufig siebenzig Jahren präsentieren Amerikas Diplomaten in ihrer obenerwähnten Note den von England auf Tod und Leben bekämpften mitteleuropäischen Kaiserreichen die Rechnung

mit den Worten: ‚Es darf darauf hingewiesen werden, daß während des Krimkrieges große Quantitäten von Waffen und Kriegsmaterial an Rußland von preußischen Fabrikanten geliefert wurden.' — ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er es beim Kragen hätte.' Der Wahrheit dieses Goethewortes scheint auch der Präsident des amerikanischen Diplomatenvölkchens trotz seiner Qualifikation als Geschichtsprofessor zu erliegen. Ja, Englands Methode macht Schule in Amerika. Amerika droht der Türkei heute wegen der unlängst gemeldeten und sicherlich stark übertriebenen armenischen Greuel, und Anstifter eben dieser angeblichen Greuel ist — England. So lebt die amerikanische Note an die Türkei, wie wir annehmen wollen, gutgläubig und unbewußt, von Englands Verbrecherpolitik im Weltkrieg unserer Tage, ganz ähnlich wie Amerikas Note an Österreich-Ungarn infolge mangelhafter Geschichtskenntnis von Englands Perfidie gegen Preußen im Krimkrieg zehrte.

Neben dem Krimkrieg erwähnt die amerikanische Note den Burenkrieg. Deutsche und österreichisch-ungarische Fabrikanten sollen England im Burenkrieg einseitig mit Waffen- und Munitionslieferungen zur Vernichtung der Südafrikanischen Republiken unterstützt haben. Also können nach der Meinung Wilsons Deutschland und Österreich-Ungarn heute Amerika aus seinen Kriegslieferungen an die Ententemächte auch keinen Vorwurf machen. Wer aber bürgt uns bei dieser Sachlage dafür, daß die Hinweise der amerikanischen Note auf die Waffenlieferungen deutsch-österreichischer Fabrikanten an England im Burenkrieg den Tatsachen vollauf entsprechen und überall richtig gewertet wurden? Welche Rolle hat wohl bei diesen Waffenlieferungen englisches Geld und englische Perfidie gespielt? Ganz gewiß hat auch hier England seine ‚Komödie' nur auf seine Rechnung und nur mit seinem Geld gespielt; ähnlich wie ehemals im Krimkrieg hat England auch im Burenkrieg alle Waffenlieferungen nur mit englischem Geld und keine Waffenlieferung mit deutschem Geld und mit deutschem Kredit bezahlt. Amerika aber gibt den Engländern zu allen Waffenlieferungen heute auch noch sein eigenes Geld her. England bezahlt die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen allergrößten Stils im gegenwärtigen Weltkrieg ausgesprochenermaßen mit amerikanischem Geld und mit amerikanischen Riesenkrediten. Nicht so sehr in den riesenhaften Ausmaßen, sondern vielmehr in der gleichzeitigen Industrialisierung und Finanzierung der Weltkriegslieferungen zugunsten und nur zugunsten unserer Feinde tritt luce clarius der offenbare Neutralitätsbruch Amerikas im Sinne der anerkannten Regeln des Völkerrechts zutage. Hier liegt denn auch im Prinzip das wesenhaft Neue, das unerhörte Novum in der Kriegsgeschichte, welches aller Vergleiche mit dem Burenkrieg, ja selbst der Perfidie Englands im Krimkrieg und jeglicher diplomatischen Geschichtsklitterung spottet.

Aber auch abgesehen von all' diesen Erwägungen haben Amerikas Diplomaten und Völker nicht den Schimmer eines Rechtes, die Stellungnahme der mitteleuropäischen Kaiserreiche und ihrer Völker im Burenkrieg zur ver-

gleichsweisen Rechtfertigung heranzuziehen. Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn tatsächlich, wie es in der hier erörterten amerikanischen Note heißt, ‚ungeachtet der kommerziellen Isolierung' der Burenrepubliken, Kriegslieferungen deutscher und österreichisch-ungarischer Fabrikanten an Großbritannien duldeten, so duldeten beide Kaiserreiche doch auch, daß die Buren im Kriege gegen England aus Deutsch-Südwestafrika wie auch auf anderen Wegen eine nicht zu unterschätzende Hilfe erhielten.* Schon aus der geographischen Lage von Deutsch-Südwest zu den Burenrepubliken erhellt ohne weiteres, daß die ‚kommerzielle Isolierung' der Buren durch England nur sehr einseitig gewesen sein kann, und also mit der heutigen allseitigen Isolierung von Deutschland und Österreich-Ungarn, zumal aber mit der hermetischen Abschließung beider Kaiserreiche von Amerika gar nicht verglichen werden kann. Und doch wagt die amerikanische Note diesen Vergleich mit den Worten: ‚Die verbündeten Burenrepubliken befanden sich in einer Lage, die in dieser Hinsicht nahezu identisch ist mit jener, in welcher sich Österreich-Ungarn und Deutschland gegenwärtig befinden.' Wo rein tatsächlich das Übergewicht der deutsch-österreichischen Kriegshilfe im Burenkriege hinneigte, ob diese Kriegshilfe ihrem Gewicht und Umfang nach mehr in die Wagschale Englands oder mehr in die Wagschale der Buren fiel, darauf kommt es nach dem Standpunkt der amerikanischen und der übrigen angelsächsischen ‚Neutralen' gar nicht an. Wesentlich ist nach den Darlegungen der amerikanischen Note und dem Beifall der angelsächsischen Neutralen nur das Prinzip, und im Prinzip haben Deutschland und Österreich-Ungarn seinerzeit sowohl den Buren wie auch den Engländern durch die Duldung von Kriegsunterstützungen geholfen. Im Prinzip haben Deutschland und Österreich-Ungarn seinerzeit auch bewiesen, daß sie all' ihren Staatsangehörigen, welche als Offiziere, Mannschaften oder sonstwie das Staatsschiff der Buren im Kriege bestiegen, jeglichen Schutz versagten, den sonst die Reichsangehörigen unter dem Adler und Doppeladler genossen. Deutsche und Österreicher, welche damals den Buren oder Engländern halfen, taten es sowohl nach der einen wie auch nach der anderen Seite hin auf eigene Rechnung und Gefahr. Wäre es den Buren seinerzeit inmitten des Krieges gegen England gelungen, einen deutschen, österreichischen oder anderen neu-

* Vgl. hierzu Graf Ernst zu Reventlow: Der Vampir des Festlandes, Mittler & Sohn 1915. In diesem überaus zeitgemäßen und lesenswerten Buch wird Seite 114 die Beschlagnahme deutscher Postdampfer und Kauffahrteischiffe durch England während des Burenkrieges erörtert. Danach zu urteilen, haben selbst die Briten während des Burenkrieges keineswegs auf dem Standpunkt gestanden, daß sie allein Kriegshilfen aus Deutschland bezogen; vielmehr rechneten die Briten offenbar und ohne weiteres damit, daß die korrekte Neutralität des deutschen Reiches im südafrikanischen Krieg auch den Buren ihren Teil gönnte und jede einseitige Parteinahme ausschloß. Den Amerikanern blieb es in unsern Tagen vorbehalten, auch in diesem Punkte britischer zu sein, als die Briten selbst es im Burenkriege waren.

tralen Handels- und Passagierdampfer mit Kriegslieferungen für England oder gar ein bewaffnetes, als Hilfskreuzer geführtes Schiff dieser Art mitsamt den darauf befindlichen Deutschen, Österreichern und Ungarn durch eine Höllenmaschine auf den Grund des Meeres zu befördern, — Deutschland und Österreich-Ungarn hätten in Konsequenz ihrer sonstigen Haltung auch dazu schweigen müssen. Und würden die Buren die deutsch-österreichischen Passagiere zu allem auch noch vor dem Betreten des versenkten Munitionsschiffes öffentlich gewarnt haben, so wäre jede Parteinahme Deutschlands und Österreichs für ihre auf den Meeresgrund beförderten Staatsangehörigen vollends einer offenbaren Neutralitätsverletzung und Kriegserklärung gleichgekommen. Damit ist der Gradmesser für Amerikas Munitionsversicherung durch Menschenleben gegeben. Amerika hat nach angelsächsischer Methode, für die es keinen Vorgang in der mitteleuropäischen Geschichte gibt, die selbstverständlichsten, unverzichtbaren Notwehrbestimmungen des natürlichen Völkerrechts Deutschland und Österreich-Ungarn gegenüber beiseite geschoben. Indem Amerika die neutralitätswidrige Versicherung von Kriegslieferungen durch amerikanische Passagiere offiziell mit seiner Autorität deckte, brach es selber die Neutralität und versetzte das schwer geschädigte Deutschland und Österreich-Ungarn in Kriegsnotwehr. Amerika trieb daher ein arges Spiel, als es seine Hände trotz allem in Unschuld wusch und den offen befehdeten Kaiserreichen obendrein noch die Versenkung der ‚Lusitania' und andere brutal aufoktroyierte Notwehrakte als Bruch des Völkerrechtes vorwarf.

* * *

Wilson aber hat inzwischen öffentlich Farbe bekannt. Er hat das Imperium mundi für die Vereinigten Staaten Nordamerikas beschlagnahmt; er hat zur Scheidung der Geister nach diesem imperialistischen Ideal aufgefordert. Wilsons Botschaft war die Verkündung der Weltherrschaft des Dollars, welcher mählich aber sicher die englischen Pfunde verschluckt. Ein treffenderes Bild für den von Wilson unter Amerikas Hegemonie geplanten Angelsachsentrust ist schwerlich denkbar. Die Oberleitung dieses Trustes aber dürfte der Weltkrieg Amerika um so gewisser zuschieben, je länger er wütet und je tiefer er den Sterlingkurs und alle nichtamerikanischen Werte herabdrückt. Als England den Burenkrieg gewann, fielen die Randminen der südafrikanischen Republiken in seine Hand. Ohm Pauls Weigerung, die Produktion der Goldminen den Interessen Albions dienstbar zu machen, wurde damit gegenstandslos. An die Stelle Ohm Pauls trat John Bull, und hinter ihm stand die internationale Hochfinanz. Sie regelte gar bald in ihrem und nur in ihrem Interesse durch Englands willfährige Obergewalt die Goldzufuhr aus den Randminen. Stoppten die Randminen ihre Goldzufuhr ab, so mußte der durch Kriege erhöhte Goldbedarf sich um so nachdrücklicher auswirken. Steigende Zinsen und die Zinsknechtschaft ganzer Staaten und Völker waren das unerbittliche Endergebnis. Den Vorteil aber sog wie ein Vampir nur die internationale Hochfinanz. Sie bleibt

sich selber treu auch in den Tagen des Weltkrieges. Wie sie ehemals die Burenrepubliken ‚finanzierte‘, so versucht sie heute, Deutschland und Österreich-Ungarn zu ‚finanzieren‘. Krieg und Kriegsgeschrei steigern auch heute den Geld- und Goldbedarf und damit die Zinsen und die Zinsknechtschaft ins Unermeßliche. Nur ward dank seiner großartig organisierten Volkswirtschaft nicht Deutschland das Opfer der Wucherpolitik internationaler Großfinanziers vom Schlage Morgans. England, der Anstifter des Weltkrieges selbst, fiel den Blutsaugern ins Garn, und so meistert denn zur Stunde der Vampir den Vampir.

Diese elementare Lage der Dinge aber wird Amerika und England möglicherweise zu einem Angelsachsentrust unter dem Sternenbanner drängen. Oder haben die Angelsachsen ihre trustartige Versicherung auf Gegenseitigkeit zur Vernichtung Deutschlands bereits unter Dach und Fach gebracht durch einen Weltherrschaftsvertrag? Er würde seine Spitze nicht nur gegen Deutschland, sondern auch gegen Japan richten. Deutschland und Japan stehen allein der Angelsachsen Hegemonie über beide Hemisphären im Wege: Deutschland als Dorn im Fleische Englands, Japan als Dorn im Fleische Amerikas, beide Großmächte als Dorn im Auge der internationalen Großfinanz. Die Hegemonie der Angelsachsen über den Erdball erfordert, daß der Suez- und der Panamakanal in der Hand der Briten, der Nordamerikaner und der Firma Morgan & Cie. bleibt. Diese Trias also wird dem weiteren Vordringen Deutschlands und Österreichs im Orient wie auch dem Vordringen Japans in Zentralamerika entgegenwirken. Der Panama- und der Suezkanal bilden die Brennpunkte für die wahrscheinlich gewordene Versicherung auf Gegenseitigkeit zwischen dem Angelsachsentrust und der internationalen Hochfinanz gegen Deutschland und Japan. Kein großartigerer Schachzug könnte daher dem Angelsachsentrust gelingen, als ein Flankenstoß des japanischen Heeres in Europa oder dem nahen Orient gegen Deutschland und seine Bundesgenossen. Auch heute noch muß dem international finanzierten Angelsachsentrust alles darauf ankommen, daß seine beiden gefährlichsten Gegner Deutschland und Japan nur keinen Frieden miteinander schließen und schließlich doch in größerem Stile aneinander geraten bis zur finanziellen und militärischen Verblutung. Japan aber scheint heute die Lage ebenso zu durchschauen wie Deutschland, wenngleich es im Hinblick auf China und die schlechte Finanzlage seinen Vorteil einstweilen noch darin sucht, gegen Deutschland mit den Wölfen zu heulen. Nur der Angelsachsentrust und die internationale Hochfinanz werden versuchen, Deutschland und seine Verbündeten dauernd und für immer matt zu setzen. Amerikas Protest bei der Hohen Pforte wegen der von England angestifteten ‚armenischen Greuel‘ hat versagt. Rechtzeitig noch wurden die tieferen Zusammenhänge aufgedeckt. Was wird folgen? Wessen wir uns zu versehen haben, das beweisen unsere Erlebnisse: Sogar das Leben amerikanischer Passagiere mußte herhalten, um die Verwirklichung der Ziele des Angelsachsentrustes und der Firma Morgan & Cie. zu erleichtern und sicherzustellen. Ein Protest Amerikas

gegen jede Zeppelin-Bombe, die in London einen Amerikaner tötet, und die Versicherung der englischen Arsenale und Munitionsfabriken durch amerikanische Dachdecker, Arbeiter und Schildwachen würde nur den konsequenten Übergang zum Aufmarsch amerikanischer Union-Jacks in den englischen, französischen, russischen und serbischen Schützengräben bilden. Trumpf wäre dann die Hissung des Sternenbanners durch Union-Nigger auf der ganzen Linie des Suezkanals und Roten Meeres.

Wir stehen vor einem weltumspannenden Konflikt. Riesenhaft ist sein Knoten geschürzt. Schon die Schritte der ringenden Völker auf dem Wege zur Lösung sind Katastrophen. Nur das Schwert kann die Lösung bringen. Über allem aber bleibt unlösbar die für Menschen ewig geheimnisvolle Tragik des Weltgerichts. Eitel und fruchtlos sind daher die Maßstäbe des alltäglichen Rechtsverkehrs in den Schicksalen der Völker. Und zöge das deutsche Volk aus dem gegenwärtigen Weltkrieg und all' seinen Begleiterscheinungen auch nur die eine große Konsequenz, daß die ausgleichende Gerechtigkeit des Weltenrichters nicht mit den spießbürgerlichen Vorstellungen typisch deutscher Philisterideale gemessen werden darf, so wäre für die kommenden Friedensverhandlungen und für die Bewertung der Denkweise derer, welche bislang die Weltherrschaft ausübten, sicherlich viel gewonnen. Das deutsche Volk ist in der Betätigung seines Bismarckgeistes auf dem Wege zu dieser Erkenntnis. Und auf diesem Wege wird es Weddigen, Seemannsmord, Flaggentrug und die Hinterlist all' seiner Feinde und Blutsauger zu rächen wissen. Über Ilion führt der Weg und auch für Deutschland und seine Bundesgenossen heißt es: Einst wird kommen der Tag!

Zur Kenntnis der Irredenta

Von Spiridion Gopčević

Dem deutschen Leser mag es aufgefallen sein, daß einerseits die amtlichen italienischen Berichte behaupteten, ihre Truppen wären in den von ihnen besetzten Orten des Küstenlandes ‚mit stürmischer Begeisterung' empfangen worden, während gleichzeitig die österreichischen amtlichen Berichte hervorhoben, daß in Triest durch die Kriegserklärung dem Irredentismus ein Ende gemacht worden sei, indem sich die Bevölkerung in Loyalitätsbezeugungen überbiete und die italienisch gesinnten Mitbürger zu mißhandeln versucht habe. Es dürfte sich also zum besseren Verständnis der Irredenta empfehlen, diese und ihre Bestrebungen näher zu beleuchten.

Vor allem muß betont werden, daß die in Österreich ansässige und sich zur italienischen Umgangssprache bekennende Bevölkerung (800 000) nicht insgesamt Italiener sind. In Südtirol z. B. sind mindestens drei Viertel der sogenannten Italiener deutscher Abstammung, im Küstenland ein noch

größerer Teil slavischer und deutscher, in Kroatien und Dalmatien slavischer. Südtirol, das niemals in der Geschichte unter italienischer Herrschaft gestanden hatte, war früher kerndeutsch, und die vier Jahre (1809—13), die es mit dem französischen ‚Königreich Italien' verbunden war, blieben ohne Einfluß. Die Italianisierung fand größtenteils im 19. Jahrhundert statt — dank der Kurzsichtigkeit der österreichischen Regierung, welche die Sache leicht nahm und nicht vorbeugte.

Was das Küstenland betrifft, so war es, gleich dem italienischen Friaul, ursprünglich von Slovenen bevölkert, mit denen sich Deutsche gemischt hatten. Erstere wurden durch die höher stehende italienische Kultur italianisiert, und die Deutschen konnten sich größtenteils wegen ihrer verschwindenden Minderzahl nicht behaupten. Dazu kam noch, daß Friaul und die Küste von Istrien schon frühzeitig von Venedig erobert wurden, das natürlich kräftig italianisierte. Nur Triest bildete eine Ausnahme, indem die dortige (nichtitalienische) Bevölkerung von Venedig nichts wissen wollte und deshalb Österreich um Hilfe anrief, indem es sich 1382 freiwillig unter den Schutz des Deutschen Kaisers stellte, weshalb die österreichischen Herrscher sich seither ‚Herren von Triest' nennen.

Dalmatien war (gleich Albanien, Griechenland und anderen Teilen des ehemaligen Türkenreiches) im Mittelalter von den Venezianern erobert worden, die sich aber überall nur in den Städten und Häfen festsetzten, da ihre Zahl viel zu gering war. Ihre Beamten und Kaufleute führten aber überall die italienische Sprache ein, und so kommt es, daß bis vor wenigen Jahrzehnten in allen Hafenplätzen der Adria wie der Levante italienisch gesprochen wurde, ohne daß deshalb die Bevölkerung aus Italienern bestanden hätte.

Seither haben sich die Verhältnisse stark geändert. Bei meinen ersten Reisen in den Jahren 1875—82 fand ich in den Adrialändern wie in der Levante noch das Italienische vorherrschend; bei meinen letzten Reisen zu Beginn dieses Jahrhunderts war das Italienische in Ägypten, Kleinasien, Syrien und auf der Balkanhalbinsel von anderen Sprachen (den Landessprachen und französisch-englisch) stark in den Hintergrund gedrängt worden. Außer den Kaufleuten und den älteren Personen sprachen nur noch wenige italienisch. Am auffälligsten war der Übergang in Dalmatien, wo gegenwärtig nicht mehr als zwei Prozent der Bevölkerung italienisch sprechen! Das hindert natürlich die Irredentisten nicht, Dalmatien auf Grund ‚geschichtlicher' Rechte für Italien in Anspruch zu nehmen — ganz vergessend, daß dann viel gewichtigere ‚geschichtliche' Rechte Österreich Anspruch auf Lombardo-Venetien geben würden!

Was insbesondere meine Vaterstadt Triest betrifft, die der Hauptsitz der Irredenta ist, so dürfte es von besonderem Interesse sein, zu hören, wie es sich mit dem dortigen Irredentismus verhält.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war wohl die Umgangssprache in der Stadt Triest (die Vorstädte bzw. Vororte des Gebiets

sprachen auch damals so wie heute slovenisch) italienisch, aber deshalb war die Bevölkerung nichts weniger als italienisch gesinnt oder gar illoyal. Nicht Italiener waren es, die damals den Ton angaben, sondern Slaven und Deutsche und in erster Linie mein Vater (der als reichster Mann der Stadt und Eigentümer der 24 größten Schiffe der Handelsmarine den größten Einfluß hatte) und sein Schwager, der aus Sonneberg in Thüringen eingewanderte Kaufherr Ernst Meticke, um den sich das deutsche Element sammelte. Beider Umgangssprache war natürlich italienisch, aber sie hätten sich sehr verwahrt, deshalb für ‚Italiener‘ gehalten zu werden. Im Gegenteil! Als 1848 die vereinigte italienische Flotte Triest blockierte, war es mein Vater, der an die Spitze der loyalen Bürgerschaft trat, indem er nicht nur den Oberbefehl über die Nationalgarde übernahm, sondern auch der Regierung 17 Schiffe mit 280 Kanonen zur Verfügung stellte, wie in der vom k. und k. Kriegsministerium herausgegebenen ‚Geschichte der k. k. Kriegsmarine in den Jahren 1848/49‘ (Kapitel: ‚Das Projekt Gopčević‘ auf Seiten 334—349) zu lesen ist. Da die k. k. Flotte damals nur aus 10 Schiffen mit 220 Kanonen bestand, kann man daraus Schlüsse ziehen. Einen weiteren Beweis für die Reichstreue Triests bildet der Umstand, daß es in das Frankfurter Parlament meinen Oheim Meticke sandte, weil mein Vater, der nur gebrochen deutsch sprach, sich dazu nicht eignete. Und diese Haltung der Stadt war es, welche ihr nach überstandener Gefahr von der Regierung den Ehrennamen ‚La fedelissima città di Trieste‘ (die sehr getreue Stadt Triest) eintrug, sowie am 2. Oktober 1849 die Erhebung zur reichsunmittelbaren Stadt.

Mag sein, daß diese loyale Haltung der Stadt die k. k. Regierung in Sicherheit wiegte, denn das Beispiel von Venedig hatte ihr nicht die Augen geöffnet. Mit seltener Verblendung hatte sie nämlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das italienische Element bzw. die italienische Sprache in sehr unpolitischer Weise begünstigt. So z. B. war die ganze Kriegsmarine italienisch (sogar die Schiffsnamen) mit der Folge, daß 1848 alle Venezianer abfielen und somit den größten Teil der Flotte für die italienische Revolution sicherten. Der k. k. Schiffsfähnrich Fincati, geborener Venezianer, kam verkleidet in einem Trabakel nach Pola und versuchte auch die dortigen Schiffe zum Abfall zu bringen. Ich sprach ihn 1882 in Rom, wo er Vizeadmiral und Mitglied des Marineoberrats war. Er erzählte mir, daß seine Mission an der Kaisertreue der Slaven und Deutschen gescheitert sei, die trotz ihrer italienischen Umgangssprache fest zu Österreich standen. So wurde er gefangen, in Ketten gelegt und entging nur dadurch dem Tode, daß man ihn gegen den von den Venezianern gefangenen Statthalter von Venedig auswechselte. (Nebenbei bemerkt, befehligte Fincati bei Lissa das Panzerschiff ‚Varese‘, aber trotzdem war er kein Irredentist. Im Gegenteil, er sagte mir offen, daß er die Irredentisten nicht verstehe, die so töricht seien, sich einzubilden, daß Italien jemals Triest bekommen könnte! Denn wer nur einen Funken Verstand habe, müsse be-

greifen, daß Triest für Österreich Lebensfrage sei, während es andererseits Italien nichts nützen würde, da doch außerhalb der Stadt das slavische Element vorherrsche und Triest derart an der Grenze liegen würde, daß es für den italienischen Handel nicht in Betracht käme, der immer für die Adria Venedig bevorzugen müßte. Triest würde also bei Anschluß an Italien um alle Bedeutung kommen.)

Mit der Gründung des geeinigten Königreichs Italien 1861 wurde alles anders. Letzteres warf sofort die begehrlichen Blicke auf alle italienisch sprechenden Kronländer Österreichs und damit auch auf Triest. Venedig konnte es trotz seiner kläglichen Niederlagen bei Custozza und Lissa dank den preußischen Siegen erlangen, nicht aber Südtirol, das Garibaldi und Medici vergebens zu erobern versucht hatten, und natürlich noch weniger Triest. Aber die Begehrlichkeit hörte deshalb nicht auf. Was man nicht durch Waffengewalt erlangen konnte, hoffte man durch Wühlarbeit zu erlangen, so wie die Einigung Italiens ja auch von Mazzini durch solche geheime Wühlarbeit vorbereitet worden war. Man erfand das Schlagwort von den ‚unerlösten Brüdern' — unbekümmert darum, daß diese in ihrer großen Mehrheit sich gar nicht nach Vereinigung mit der (zweifelhaften) ‚Mutter' sehnten, weil ihre volkswirtschaftlichen Verhältnisse gebieterisch die Zugehörigkeit zu Österreich verlangten. Und auch heute noch sind es nicht die besitzenden Klassen, die dem Irredentismus huldigen, sondern die leicht entzündliche Jugend, die Arbeiter, die nichts zu verlieren haben, ehrgeizige Advokaten und sonstige Streber, welche ihre persönlichen Vorteile im Irredentismus finden. Aber kein Kaufmann oder Industrieller wird so töricht sein, sich und seine Vaterstadt volkswirtschaftlich zugrunde zu richten, indem er die österreichische Herrschaft gegen eine italienische eintauscht. Denn das weiß er, daß Triest unter österreichischer Herrschaft die erste Rolle in der Adria spielt, während es als italienische Stadt die letzte spielen würde.

Leicht wäre es gewesen, dem Unwesen der Irredenta in ihren Anfängen entgegenzutreten. Aber damals besaß die Regierung kein Verständnis für die Gefahr, und nach 1882 war es das verhängnisvolle Bündnis mit Italien, welches tatkräftige Maßnahmen verbot. Denn immer war die italienische Regierung bei der Hand, solche Maßnahmen als ‚Gehässigkeit' und ‚Feindseligkeit' gegen das italienische Element als solches auszulegen.

Zwei Tatsachen werden meine Behauptung beleuchten.

Im Jahre 1882 sollte die 500jährige Vereinigung von Triest mit Österreich feierlich begangen werden und der Kaiser zu den Festlichkeiten kommen. Der Irredenta gelang es, einen deutschen Abtrünnigen, Wilhelm Oberdank, für sich zu gewinnen. Er war schon als Student verführt worden, desertierte als Soldat nach Italien und übernahm es, in Triest den Kaiser durch Bombenwürfe zu töten. Sein Plan mißlang, die Bomben töteten nur unschuldige Bürger, Oberdank wurde ergriffen und gehenkt. Diesen ge-

meinen Meuchelmörder unschuldiger Bürger erhob nun die Irredenta zum Nationalhelden! Überall bildeten sich Oberdankvereine, eine Oberdankhymne wurde komponiert, die man sogar kurz vor der Kriegserklärung dem italienischen König unter dessen Beifall vorsang (!), und man will dem Mörder im ‚befreiten' Triest ein Denkmal setzen, zu dem natürlich D'Annunzio die Inschrift verfassen soll! Dabei schämen sich die meisten Italiener des deutschen Namens Oberdank und nennen ihn ‚Oberdan'.

Noch ärger war der für 1904 geplante Streich.

Im Juli 1904 wurde infolge anonymer Anzeige im Triester Rathaus eine Untersuchung angestellt, bei der man Bomben und belastende Papiere entdeckte. Aus letzteren entnahm man folgenden teuflischen Plan. Am 18. August sollte Kaisers Geburtstag wie immer gefeiert werden, und es stand zu erwarten, daß die ganze Bevölkerung auf dem Corso, die Soldaten beurlaubt sein würden. Auf ein bestimmtes Zeichen sollten 200 über die ganze Stadt verteilte junge Leute (keiner älter als 18 Jahre!) unter das Volk Bomben werfen, um eine allgemeine Panik zu erregen, aber auch das Statthaltereigebäude und die Kaserne in die Luft sprengen. Zur gleichen Zeit wären italienische Dampfer eingelaufen, angeblich mit Vergnügungszüglern, in Wirklichkeit aber mit 5000 italienischen Irredentisten an Bord unter Führung des Ricciotti Garibaldi. Diese Truppen hätten dann die Stadt besetzt, deren Besatzung nur 800 Mann stark war, und Waffen für die Bevölkerung verteilt. Man rechnete dabei in erster Linie auf die 25 000 reichsitalienischen Arbeiter, die man törichterweise beim Hafenbau beschäftigte, sowie auf die irredentistischen Elemente der Stadt. So wäre also diese mit einem Schlag von 30 000 Italienern besetzt gewesen, und die Irredenta hätte nicht ermangelt, durch Straßenkundgebungen (so wie kürzlich) die Regierung auch gegen deren Willen zum Krieg gegen Österreich zu zwingen. Um diesen ganz unvermeidlich zu machen, hatte sich der Befehlshaber einer Abteilung von neun italienischen Torpedobooten bereit erklärt, am gleichen Tage die ahnungslos auf der Rhede von Fasana ankernde österreichische Flotte heimtückisch in die Luft zu sprengen! Denn merkwürdigerweise kreuzte damals zum ersten Male seit Lissa ein italienisches Geschwader von zwölf Panzerschiffen und vielen anderen Fahrzeugen in der Adria.

Als die Verschwörung aufkam, entflohen alle Schuldigen — der Vizebürgermeister Raskovich (ein kroatischer Abtrünniger!) an der Spitze — nach Italien, und man ließ sie entkommen, weil man keinen Krieg wollte. Die österreichische Regierung war nämlich überzeugt, daß die italienische der Verschwörung ganz fernstehe und diese lediglich Sache der irredentistischen Fanatiker war. Im Einverständnis beider Regierungen wurde also die Sache vertuscht, Italien ließ seine Flotte wieder aus der Adria verschwinden, gab Versicherungen seiner loyalen Haltung, und Österreich war wieder eingelullt.

Heute muß es natürlich im höchsten Grade bedauerlich erscheinen,

daß damals nicht die gute Gelegenheit ausgenützt wurde, dem Irredentismus den Garaus zu machen. Dies wäre insofern möglich gewesen, als man die italienische Regierung vor die Wahl hätte stellen können, entweder es ruhig hinzunehmen, daß Österreich gegen den irredentistischen Teil der italienischen Bevölkerung solche tief einschneidende Maßregeln ergriff, wie sie nötig waren, den Irredentismus mit Stumpf und Stil auszurotten, oder einen Krieg zu wagen. Letzterer konnte damals unter den günstigsten Verhältnissen geführt werden. Nicht nur das österreichische Heer, sondern auch die Flotte war der italienischen wesentlich überlegen. Rußland befand sich im Ringen mit Japan, Frankreich ohne Rußland hätte kein Losschlagen gewagt, England litt noch unter den Nachwehen des Burenkrieges. Man hätte also Italien mit Leichtigkeit bezwingen und sich gegen seine künftige Heimtücke dadurch sichern können, daß man es im Frieden zwang, alle Befestigungen in Lombardo-Venetien und längs der Adriaküste zu schleifen (mit dem Wiederbefestigungsverbot) und allen italienischen Kriegs- und Handelsschiffen (die heimischen Fischerboote ausgenommen) den Aufenthalt in der Adria zu verbieten. Auch eine saftige Kriegsentschädigung, in Jahresraten auf Jahrzehnte festgelegt, hätte Italien verhindert, während dieser Zeit Heer oder Flotte zu verstärken oder überhaupt mehr als 100 000 Mann Friedensstand zu unterhalten. Hoffentlich holt man dies aber beim nächsten Friedensschlusse nach. Denn daß das Bündnis mit einem so heimtückischen Verräter erneuert werde, halte ich für ganz ausgeschlossen. Das wäre schon mehr als Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit. Von den Italienern selbst würde es freilich als Dummheit betrachtet und verlacht werden.

Und nun kommen wir zum heutigen Stand der Irredenta. Gleich nach der Kriegserklärung entflohen die Häupter der Triester Irredenta: die Reichsratsabgeordneten Hortis und Pitacco nach Italien zu ihren ‚Brüdern'. Die nicht am ärgsten bloßgestellten Irredentisten blieben, waren aber so eingeschüchtert, daß sie sich nicht muckften. Dies wurde natürlich von den Slovenen des Triester Gebiets (die mehr als zwei Fünftel ausmachen) benützt, um über die verhaßten Italiener herzufallen. Unter Nachsicht der Regierung, der natürlich solche Betätigungen der Reichstreue nicht unerwünscht sein konnten. Einerseits wurde dadurch das hochverräterische Element der Stadt eingeschüchtert, andererseits den Italienern gezeigt, daß nicht alle Triestiner für Italien seien. Sollte aber (was hoffentlich verhindert werden dürfte) heute ein italienisches Heer in Triest einziehen, so kann man sicher sein, daß die jetzt zurückgezogenen Irredentisten aus ihren Höhlen herauskommen und „Evviva Italia!" schreien würden. *Deshalb sollte sich die Regierung nicht durch die Ruhe der Hochverräter täuschen und in Sicherheit wiegen lassen!*

Kritik

Reinhard Johannes Sorge
Eine Studie von Johannes von Guenther

„Das Spiel als Deutung
das Kind als Ziel!"
R. J. Sorge.

Wie in schöner Entrückung so schafft Reinhard Johannes Sorge seine Werke, unbekümmert um ihr Los auf Erden. Drei seiner Dramen liegen bisher vor, drei Wegweiser zum Ziel seiner Dichtung, drei Stufen seiner reinen und bestimmten Entwicklung.

Das erste Theaterstück hieß: ‚Der Bettler', eine Dramatische Sendung (Fischer, Berlin, 1912) und wurde im Jahre des Erscheinens mit dem ‚Kleist-Preise' ausgezeichnet; auf die Bühne kam es noch nicht. Die tragende Handlung dieses Stückes ist an und für sich sehr einfach: ein junger Dichter, erzogen in kleinen und traurigen Verhältnissen, entwächst ihnen schnell durch die himmelstürmende Kraft seines Genius und gerät je länger je mehr in den Bannkreis seiner Sendung, wird aber dadurch wurzellos und einsam und erhält endlich neue und gewisse Kraft in der Liebe eines Mädchens, das sich ihm als Frau gesellt. Sehr einfach, in der Tat; die Art jedoch, wie der Autor seinen Helden in Beziehungen zur Umwelt setzt, das Wesen dieser Sendung und nicht zuletzt die eigenartige Komposition und Tragweite des Werkes geben dem Drama eine Bedeutung weit über die Handlung hinaus. In tragischer Steigerung wird dem Helden allmählich klar, daß ihm die Natur seine Tage nur für sein Werk gibt, das über den Tagen leben muß; eine Macht läßt ihn nicht: der Zwang zu den Symbolen; eine Glückseligkeit ahnt er: das Ewige Leben; so gilt es ihm denn Symbole der Ewigkeit zu finden und durch sie, nur durch sie zu reden:

‚Nun muß ich nieder in den Tiegel steigen,
Die siedenden Erze mit den Händen greifen
. . und läutern . . läutern . . Nun muß ich den Kreis
Schlagen um diese Zeit und ihren Zirkel
Malen in Weltnacht und als neuen Stern.'

Vielleicht liegt die Bedeutung dieses Werkes in dem, was es noch nicht ist, mag sein: Hier ist alles dumpf-raunender Geist, schmerzliche Ahnung, die ‚Stern' sagt, wo sie ‚Auferstehung' sagen sollte und möchte, verzehrende Sehnsucht nach endlicher Klarheit. Der Dichter will wohl das Zeichen des Kreuzes schlagen, aber er schlägt nur das Zeichen wildblühenden Frühlings, und seine Augen sehen noch nicht das süße Licht. Mag sein. Allein das Wesen der Sendung war postuliert: durch Symbole der Ewigkeit zu sprechen; die Tragweite des Berufes war erkannt: alles für die Sendung, ihr die erste und letzte Treue; war nicht hierdurch schon die Gewißheit gegeben, daß der Dichter sein Ziel erreichen würde?

In den Aufruhr wogender Gedanken und Sinne trat das Erlebnis. Aus Armut, Einsamkeit und Sehnsucht, aus Sendung und Treue, aus tieferlittenen

Symbolen der Ewigkeit erwuchs machtvoll, erstand logisch und konsequent die Gestalt der Kirche, verklärt im weißen Licht-Kreis des Heilbringers. Zarathustra (‚Der Bettler') war nur ein Schritt zu ihm hin; trockene Lippe, verworrene Seele stammelten: Jesus! Irrender Fuß fand hin zu Gott. Ein neuer Kreis der Sendung ward offenbar: aus dem Dichter und Bettler wurde der Prophet. Dies ist Sorges zweites Werk: ‚Guntwar', die Schule eines Propheten. (Kempten-München, 1914). Die Handlung dieses Stückes ist womöglich noch einfacher als die des ersten und wird am knappsten vom Untertitel des Buches ausgedrückt, denn sie ist wahrhaftig die ‚Schule eines Propheten'. Zwei gedankliche Ur-Motive beherrschen das Drama, im wesentlichen durch zwei Sätze aus den Heiligen Schriften ausgedrückt; das eine mit den Worten Christi: ‚wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . .' und das andere ewig über die Zeiten dröhnend in der ersten Epistel St. Pauli an die Korinther, im dreizehnten Kapitel: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht . .' In diesen Thesen liegt der geistliche Extrakt des Werks. Hoffart des Dichters ist Demut des Propheten geworden; Werk-Liebe des Künstlers brennt neu in der Menschen- und Gottes-Liebe des Predigers in der Wüste der Welt; bitterer Stolz des Einsamen wich der kindlichen Einfalt des Gläubigen. Die Stimme dringt gewaltig von oben:

‚Ich führe dich auf dieser dunklen Erde,
Ich leite dich aus Lichtem zu dem Wunder,
Ich leite dich aus Wunder zu dem Sohn.'

Im übrigen ist ‚Guntwar' eine Absage an die nicht gottselige Dichtung; ein fast feindseliges Manifest eines starren Widersachers aller Welt-Kunst.

Nachdem so die Sendung bestimmt, der Weg erkannt worden, nachdem aus dem Sturm und Drang aufgerührter Gedanken die Seele frei ins Licht gerettet war, erstand dem Dichter als erste Pflicht, sich in den neu gewonnenen Bezirken seines Schaffens umzusehen, sein ureigenstes Gebiet, das genug vertieft war, nun zu erweitern. Die erste Frucht dieses rein-dichterischen Prozesses sehen wir in seinem bisher letzten Buch: ‚Metanoeite', drei Mysterien (Kempten und München, 1915). Auf den Inhalt der drei Mysterien einzugehen, liegt nicht in unserem Sinne und ist umsoweniger nötig, als der Dichter sich im allgemeinen streng an die Überlieferung der Heiligen Schrift gehalten hat. Das erste Spiel verbindet Mariä Empfängnis und Mariä Heimsuchung; es ist im Grunde ein langer Dialog zwischen Maria und Elisabeth und ein ebenso langer Monolog der letzteren. Das zweite Spiel handelt in drei Bildern von Christi Geburt und von den Heiligen Drei Königen und ist an dramatischer Bewegung und plastischer Gestaltung ein kleines Meisterwerk. Das dritte Spiel schildert abermals in drei Bildern die Darstellung Christi und sein Wiederfinden im Tempel. Die drei Mysterien werden zusammengehalten durch den jeweilig zum Schluß über die Welt dröhnenden Ruf des Täufers: Metanoeite! das ist: Tuet Buße! Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!

Das Wesentliche dieser drei kleinen Dichtungen liegt in ihrer sprachlichen Ausführung, in der wunderbaren Lieblichkeit und Süße der gestaltenden Phantasie, die nach dem herben, ja fast bitteren Tone der ersten Werke wohltuend auffallen. Auch noch in einem anderen Bezuge erscheinen uns die kleinen Spiele von grundsätzlicher Bedeutung. Die ersten zwei Dramen Sorges machten nicht nur auf geübte Leser den Eindruck von Bekenntnissen und von Streitschriften

pro domo sua, sie waren für manchen von einer eigenwilligen und fast ärgerlichen Distanzlosigkeit zum dargestellten Gegenstand, obwohl dies ein leicht begreiflicher Mangel der meisten Konfessions-Schriften ist. Hier nun steht der Dichter zum erstenmal völlig über seinem Stoff, will nichts anderes sein als Dichter, läßt sich nicht fortreißen, meistert die Form mit geübter Hand, und das Resultat hiervon ward ein reines, geläutertes Kunstwerk, das auch in strengsten Blick genommen keine Mängel und Brüche aufweist. Wir können es uns nicht versagen, an dieser Stelle einige Verse aus den zwei ersten Spielen anzuführen, die mehr, als Beschreibungen dies vermögen, dem Leser einen Eindruck vom Schaffen des jungen Dichters machen werden.

Maria geht heim nach Nazareth, und Elisabeth verfolgt die Scheidende mit ihren Augen. Sie spricht:

. . . Wo geht meine Blüte hin?
Da! da! Oh da, da geht sie! Oh, wie licht!
Das kleine Kind, wie es gar tapfer schreitet
Mit seiner süßen Bürde! Oh, es sieht
Nicht um, so gerade steht sein Sinn geradeau .
Horch, Nacht, da geht Maria mit dem Gott.
Das kleine Mädchen, das ganz kleine,
Tapfere Kind von Milch und Blut geht hin
Durch diese weite Nacht Judäas,
Mit seinem Kinderherzen trägt es schlicht
Und ohne eine Wimper nur zu zucken
Den Herrn der Sterne durch die Sterne hin!
O wie ist rings vor ihm die blaue Nacht
Erhellt! Mit seinem Kinderherzen trägt es
Rein alles. Und der Stern der schimmernde,
Der tut sich was zugut, ihr aufzuwarten!
Dem Kinde dienen, das ist süß, das glaub ich!
Dem kleinen, dem ganz kleinen, heiligen Kind!
Wie sie ins Schimmernde allmählich schimmer
Nun übergeht! Der Weg hüpft lustig vor ihr
Empor, und lustig geht den Berg sie an.
Wie kichert rings das Mondlicht vor Vergnügen;
Die Bäume kichern auch und alle Engel.
Mein Gott, Du hast wohl Deine Lust an ihr!
Die kleine Magd! Nun ist sie übern Berg.
Ich seh sie nicht. Die kleine Magd wiegt auf,
Jahwe, vor Deinem heiligen Gelohe
Die Schmach der Sünder und der Frechen Ekel
Mit ihrer süßen Last.

Nun ein anderes Bild. Die Heiligen Drei Könige haben den Heiland gesehen und ziehen heim. Sie ruhen unter einem Baum. Es ist Nacht, der Sturm jagt die Wolken, ein Feuer glimmt. Die drei Könige sprechen unter sich über ihren Diener Hassan, der beim Anblick des göttlichen Kindes vor Seligkeit gestorben ist:

König Kaspar: Im Herzen wurde Frühling.
König Balthasar: Ja,
Blühender Kirschenzweig, ganz Blühendes!

König Kaspar: Des Dieners Hassan Los!
König Balthasar: O Hassan! Hassan!
Er fiel entseelt vor all zu großem Blühen,
Der Mohrendiener, der im Dienen groß
Geworden. Da sah seine Seele Gott
Und ließ die Hand nicht, die sich bot, und stieg
Getreu im Dienen in den Himmel.
König Melchior: Ein
Hündchen vor Gott war dieses Dieners Seele.
Darum gefiel es Gott, sie zu erhöhen.
Nun ist sie hoch, erwartet ihren Himmel
Im Paradies.
König Kaspar:
Des Dieners Seele ist voraus
Den Herren nun, ist höher als drei Könige.
König Balthasar:
Hassan, des Dieners, Los! Wir Könige tragen
Noch Erde, und mit Dunklem reich gemischt
Ist unser Anteil, ist die lichte Predigt.
Denn eine Predigt ward uns, ward den Königen.
Wir führen das Schwert, wir richten des Landes Gerichte;
Doch ist der Ruf aus unserm Mund gewichtiger:
Dienstleute Gottes Thronen wurden die drei Könige.

So in reiner frommer Anbetung beschließt das Werk Sorges. Ueber drei Jahre und Bücher hin ging sein Weg, und er fand sich auf den Knien vor dem Erlöser. Man wird die Worte des Dichters verstehen, die wir unserer Studie voranstellten: „Das Spiel als Deutung, das Kind als Ziel!" Hier im göttlichen Kinde liegen die tiefen Wurzeln seines Werks.

Die Einwände, die man gelegentlich gegen sein Schaffen erheben könnte, scheinen uns mehr in seiner Arbeitsmethode begründet. Er liebt Symbole und gebraucht sie häufig, ohne sie manchmal dem Verständnis des Lesers nahezurücken. Er arbeitet gern schematisch, führt Bilder und Ideen nicht aus, sondern gibt nur Konturen und Andeutungen; er schildert höchst selten die Umwelt und die Beziehungen seiner Gestalten zu ihr direkt, sondern läßt dieselben sich aus Allegorien und Zwischenspielen allmählich entwickeln. Er erkennt die bisher festgestellten Bühnenüberlieferungen nicht als notwendig an, sondern erprobt mit gutem Dichterrecht neue Möglichkeiten, ohne sich dabei eben viel um Einzelheiten zu kümmern. Wir glauben auch, daß sein feuereifriger und rastloser Genius ihn noch auf manche unbekannte Pfade führen wird und daß er noch oft seine Mitwelt in Erstaunen setzen wird, wir sind aber ebenso vom endlichen Siege seiner reinen und gottseligen Kunst überzeugt.

Die ihn beeinflußenden Namen sind leicht aufgezählt: im Beginn Strindberg und Nietzsche (auch Georges Vers-Errungenschaften gingen nicht spurlos vorüber); späterhin immer nachhaltiger einwirkend Goethe und immer noch ein wenig Strindberg. Die Stürmer und Dränger scheinen studiert zu sein; Shakespeares Schatten dunkelt manchmal auf; hie und da ein Ton bitterer romantischer Ironie, ohne daß ein eigentliches Vorbild erkennbar wäre. Seine Sprache ist eigenartig, in Konstruktionen kühn und meist kräftig und edel, zumal in den letzten

zwei Werken. Die Prosa erinnert ungewöhnlich an Klinger, die Verse im ‚Guntwar‘ häufig an den späten Goethe, aber schon das letzte Werk ist völlig aus einem neuen und inneren Spracherleben des Dichters gewachsen.

Ob Sorges bisherige Stücke sich die Bühne der Gegenwart oder die der Zukunft erobern werden, wagen wir nicht zu entscheiden. ‚Der Bettler‘ scheint uns szenisch wirksam zu sein und von den kleinen Spielen: ‚Die Geburt Christi‘. Wir glauben allerdings, daß die Periode von Sorges Bekenntnis-Dramen vorüber ist und daß seine folgenden Stücke ihn zu immer klarerer Objektivität und zu ruhigerer Bemeisterung des Stoffes und der Form führen werden; wir würden es nicht für ausgeschlossen halten, daß er historische oder legendäre Motive mit frischem Blut und neuem Sinn bedeutend gestalten könnte. Das Herz der Welt schwillt vor neuen Aufgaben. Die Zeit entscheidet sich und braucht neue Dichter. Stöhnend und weinend erleiden wir den Kar-Freitag, aber übermorgen ist Christi Auferstehung. Wo sind sie, die den reinen Leib des weißen Heilandes singen und sein brennendes Wort?

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Die den großen Krieg mitmachten, werden mit großen Forderungen an die deutsche Volksgemeinschaft wiederkommen; die zu Hause bleiben mußten, aber den großen Krieg innerlich mitlebten, werden diese Forderungen unterstützen. Und es kann sein, daß das blutige Ringen da draußen leicht gewesen ist gegen das kommende Ringen mit dem Geist des Eigennutzes, der Oberflächlichkeit, des grinsenden Genießens, der daheim geblieben ist, angebetet von Millionen Gläubigen. So werden die Jahre, die uns bevorstehen, den Jahren nach 1815 ähneln, als das Volk durch die Befreiungskriege mündig geworden war und in den Kampf um politische Verfassung eintrat, einen erbitterten Kampf gegen die stumpfende Reaktion. Nur daß in den hundert Jahren seither die Geschichte eine Spiralwindung aufwärts gemacht hat, und der Kampf um politische Forderungen sich gewandelt und erhoben hat in einen Kampf um sittliche Forderungen. Kampf nicht mehr vom Volk zur Regierung, sondern im Volk gegen sich selbst, und die Waffen werden geistige Waffen sein. Und erst indem wir dort siegen, werden wir beweisen, daß wir der Führerstellung in der Welt wert sind.

Vielleicht werden wir auch zunächst von der Enttäuschung nicht bewahrt bleiben, ähnlich derjenigen, die die Kämpfer von 1813, 14, 15 durchmachen mußten. Von dieser Enttäuschung und einem endlichen, freundlicheren Ausblick in die Zukunft erzählt Max Dreyer in seinem Roman ‚Der

---

* Max Dreyer, ‚Der Deutsche Morgen‘. (L. Staackmann, Leipzig, M. 5.–). Hans Hart, ‚Wunderkinder‘. (Ebenda, M. 5.–). Anna Schieber, ‚Heimat‘. (Eugen Salzer, Heilbronn, M. 3.–). Ludwig Finckh, ‚Der Bodenseher‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 3.–). J. C. Heer, ‚Der lange Balthasar‘. (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart, M. 3.50). Anton Fendrich, ‚Emil Himmelheber‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 3.50). Kasimir Edschmid, ‚Die sechs Mündungen‘. (Curt Wolff, Leipzig, M. 3.50). Gerhard Ouckama Knoop, ‚Das A und das O‘. (Delphin-Verlag, München, M. 4.–). ‚Kriegsnovellen‘, herausgeg. v. Erich v. Witzleben (J. P. Bachem, Köln, M. 2.–).

Deutsche Morgen'. Ich stelle diesen Roman in seiner gediegenen Arbeit recht hoch. Es ist alles darin, was man billigerweise nur verlangen kann: die Zeit und die Menschen, beide richtig gesehen, und, was die Hauptsache ist, auch richtig dargestellt. Und dieses Lob wirkt um so schwerer, als Dreyer keineswegs die Genialität der Hand hat, sondern schwer und ernst mit seinem Stoffe ringen muß, ehe er ihn bewältigt. Die ersten hundert Seiten sind durchaus Kampf des Bildners mit dem Stoff; es fügt sich nicht recht zusammen, die Erzählung ist zähe und will nicht fließen, die vielerlei Fäden wollen sich nicht knüpfen lassen, und manch einer hätte die Feder mutlos hingeworfen. Dreyer, mit niederdeutscher Zähigkeit, läßt nicht los, und endlich hat er denn auch den widerspenstigen Stoff so in der Gewalt, daß ein zwar schwerer, aber doch rein und sicher hinströmender Fluß zustande kommt. Diese Energie des Dichters ringt Achtung ab, und man hat die Genugtuung, daß mit vieler Arbeit ein umfassendes Zeitbild fertig geworden ist, das nicht nur wertvolle geschichtliche Aufklärungen und Aufschlüsse gibt, sondern auch darstellerisch ein Werk von Überzeugungskraft ist. Dreyer läßt einen Freiwilligen-Offizier, Jens Harling, 1815 aus Frankreich heimkehren, bereits betrübt und erregt von den Friedensbedingungen, die den ungeheuren Blutopfern so wenig entsprechen. In diesem so vorbereiteten Geiste muß das von Rußland in Preußen eingeführte System der politischen Überwachung und Unterdrückung doppelt tief wirken. Harling, als Privatdozent der Berliner Universität, lebt diese kleinlichen und bitteren Kämpfe durch, bis zu den offenen Verfolgungen, deren Opfer auch er wird, schuldlos wird, wie so viele andere, denen ein unbedachtes Wort, eine überschwengliche Geste zum Verderben fürs Leben geworden ist. Hans Harling hätte vielleicht das Schicksal Fritz Reuters geteilt: die Kasematte, bis zur Amnestie Friedrich Wilhelms VI. Freunde bestanden jedoch darauf, den jungen Professor auf dem Transport von Berlin nach Magdeburg zu befreien, wobei ihn die Kugel eines Gendarmen zu Tode trifft. — Dieser Lebensgang ist nur der Faden, an dem die Schicksale anderer Menschen sich kristallisieren. Eine bewundernswerte Fülle von Schicksalen, fanatisch-draufgängerische Gesellen, abstrakte Grübler, Denunzianten, Bürger, Adelige, Beamte und zwei Frauen, jede voll eigenem Reiz. Das völlige Fehlen jeder Leichtfertigkeit in diesem Roman ist auch ein Zeichen für den Ernst des künstlerischen und menschlichen Strebens, das Dreyer (von dem ich wenig kenne) in diesem Buche wenigstens zeigt.

* * *

Einen Roman von Hans Hart, ‚Das Haus der Titanen' habe ich an dieser Stelle vor zwei Jahren mit lebhaftem Lobe besprochen. Der Roman sollte an zweiter Stelle in einer Roman-Reihe stehen, die den Gesamttitel ‚Die Williguths' führen und die Lebensschicksale einer Wiener Künstlerfamilie erzählen sollte. Nun ist auch der erste Roman dieser Reihe erschienen, heißt ‚Die Wunderkinder' und zeigt die seltsame Tatsache, daß sein Verfasser in diesem zeitlich später entstandenen Teil abhängiger und weniger eindringlich ist wie in dem früher geschriebenen Teil. Lieber wäre es mir zu hören, daß Hart diesen ersten Teil vor dem zweiten geschrieben und nur aus irgend welchen äußeren Gründen ihn später veröffentlicht hätte. Dann könnte man an eine Entwickelung glauben, um die es sonst nicht zum besten stünde. Die ‚Wunderkinder' sind nicht etwa ein schlechtes Buch, nein, sie sind immer noch eine achtenswerte Leistung. Mit eindringlicher Leidenschaft sind die Schicksale der kleinen Miriam Italiener und des Geigers Karl Maria Tredenius dar-

gestellt. Das Haus des großen Bachspielers Williguth strömt eine herzerfrischende Luft aus, wie die andere Seite der Wiener Umwelt in ihrer leichten Schlampigkeit gut erfaßt und wiedergegeben ist. Aber eben diese Wiener Luft scheint Hans Hart, wie man so sagt, in die Knochen gefahren zu sein, nachdem er in dem ‚Haus der Titanen' sich der holden Duseligkeit schon ziemlich entrückt hatte, ohne gerade seine Abstammung zu verleugnen. So fehlt diesem neuen Roman ein bißchen Eisen im Blut und Kalk in den Knochen, dem Roman und der Art, wie er geschrieben ist. Und fast scheint es, als wäre Hart der Pfeife des Rattenfängers Bartsch ein wenig nachgegangen, denn manches liest sich ganz so, als wenn es Rudolf Hans geschrieben hätte. Die Geigerfahrt des jungen Tredenius, die gelante Idylle in Weimar mit Miriam Italiener ist jedenfalls ganz Bartsch, und es sollte mir leid tun, wenn Hart das Mühen um Eigenart schon jetzt aufgegeben hätte. Dann würde er zwar immer noch ein guter Erzähler bleiben, aber ein Erzähler mitten unter den anderen lieben, süßen, musikseligen, leicht gerührten und reichlich angesengten Wienern, die ich ja nicht alle zu nennen brauche.

Die Abhängigkeit der Autoren von ihrem Stammlande ist überhaupt eine interessante Erscheinung, die wohl kaum je so auffällig geworden ist wie in den letzten Jahren. Es hat sich da stellenweise ein ganz eigener Stil entwickelt, so daß man aus einer einzigen Seite irgendeines Buches mit Leichtigkeit sagen kann, was für ein Landsmann der Verfasser ist. Das ist eigentlich ein gutes Zeichen und beweist, daß der Mann seine Bodenständigkeit noch nicht verloren hat. Es gibt nur zwei Sorten von Autoren, denen man die völkische Herkunft nur gedämpft oder gar nicht anzumerken vermag: die großen, originalen Talente, die ihre Volkssprache zur überragenden Eigenart entwickelt haben, und die Heimatlosen, die Artisten, die den internationalen Ästhetenjargon an die Stelle einer künstlerisch geformten Volkssprache gesetzt haben. Die deutlichsten Bekenner ihres Volkstums sind nun die Alemannen, diesseits und jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle. Sie sind auch die zahlreichsten, sie treten in ganzen Massen auf, und sie sind sich, im Stile wenigstens, so ähnlich geworden, daß sie beinahe eine Schule bilden, trotzdem sie voneinander kaum wissen. Jeder von ihnen aber bringt schon von Hause eine gediegene erzählerische Art mit, und wenn man die Forderung berechtigt findet, ein Erzähler müsse auch erzählen können, so finden sich in ganz Deutschland sicher nicht so viele gute Erzähler beisammen wie in der kleinen Südwestecke unseres Vaterlandes. Man denke nur an Federer, Zahn, Schaffner, Ilg, Hesse, Auguste Supper, Heer, Frey, Finckh, Anna Schieber, eine Liste, die sich noch beliebig verlängern läßt. Einige dieser Autoren mögen auch heute hier vertreten sein, voran Anna Schieber, die einen wunderhübschen Band Erzählungen (sie sagt mit bemerkenswerter Kühnheit ‚Erzählungen' und nicht ‚Novellen') unter dem Titel ‚Heimat' schenkt. Ob sie nun von dem ‚Tunichtgut' erzählt, der wirklich nichts besseres tun kann, als den Heldentod fürs Vaterland sterben, oder von dem Landwehrmann, der aus dem Felde in Urlaub kommt und zum zweiten schweren Male hinaus muß, oder von dem jungen Kriegskranken, dem auf dem Sterbebette die frühe Jugend in der Bodenseeheimat prächtig und rührend wieder ersteht — stets ist so etwas unsagbar Gesundes in den Erzählungen, eine innige Schlichtheit, ehrliche Gestaltungskraft und immer Heimat. Man wird warm und froh bei dieser Frau, und wenn ein Dichter Wärme und Freude zu geben vermag, so ist das schon sehr viel. Ein wunderschönes Bild: Der Landwehrmann, der aus

dem Felde kommt, die Nacht hindurch über die Berge gewandert ist, seine Wiese halb gehauen sieht und nun Waffenrock und Seitengewehr an den nächsten Ast hängt und mit des Vetters Sense an die Arbeit geht. So findet ihn die Frau, die in der Frühe ausgegangen ist, um dem Vetter Essen zu bringen. Und dieser Treue für die Heimat, die wie dumpfe Pflicht aussieht, aber unendlich viel mehr ist, ist Anna Schiebers Buch voll.

Zuweilen aber streift bei den schreibenden Stammesgenossen der Schieber diese Liebe und Treue schon leise an das Künstliche. Nicht eben deutlich, aber mitschwingend in einem wahrnehmbaren Unterton. Das ist ja auch kein Wunder bei der Einseitigkeit des Motivs, so groß es auch sonst sein mag. Nur sich bescheidende, ich möchte sagen kindliche Talente (als welche besonders die alemannischen Frauen sind) füllen die Motive harmonisch aus. Bei Ludwig Finckh wird es schon ein klein wenig literarisch. Natürlich, man sucht nach Steigerungen und kommt dann ins Künstliche. So ist in Finckhs Erzählung ‚Der Bodenseher' viel Pantheistisches im Wesen der Natur- und Heimatliebe. Dieser Pantheismus hat zwei Seiten: das schwärmerische Allumfassen und, dadurch hervorgerufen, etwas Animalisches — man naht sich brüderlich dem Tier, und das Tier färbt ab. Das klingt vielleicht gröber, als es gemeint ist; in Wirklichkeit ist dieses Wesen in Finckhs Buche sozusagen nur auf der Goldwage ausschlaggebend. Aber es ist da und muß beim richtigen Namen genannt werden. Sonst ist der ‚Bodenseher' noch immer ein gutes Buch; eine einfache Fabel: der Eintritt und das Bewähren dreier Schäfersöhne in der Welt, nichts was stofflich erregte; der Wert ist auf die ruhige, besinnliche Darstellung gelegt. Reizvoll begleiten den Text 16 Buntstiftzeichnungen von Karl Stirner, die glücklich den künstlerischen Zielen des jüngsten Schäfersohnes, Kaspar, entsprechen.

Wenn Finckh dem Stoffe eine mehr untergeordnete Rolle anweisen will, so kommt J. C. Heer dem Verlangen des breiteren Publikums nach Geschehen weiter entgegen. Nun liegt zunächst darin nichts Unkünstlerisches: das Fabulieren ist ja schließlich der Anfang und das Ende alles Erzählens. In Heer scheint aber das Schielen nach dem Publikum maßgebender zu sein als ein wirklich eingeborener Drang zum Fabulieren. Es ist viel Gewolltes auch in seinem Roman ‚Der lange Balthasar', die Freiheit des überlegenen Erzählers fehlt. Überhaupt wirkt das Ganze etwas hölzern, der arme Balthasar mit seinem Heißhunger und seiner großen Liebe, der Student Röbi, der als ein Tunichtgut gilt, es aber nicht ist, Gertrud, die zwischen einem konstruierten Pflichtgefühl und ihrer Liebe schwankt — die haben alle nicht die Merkmale der frei und sicher der Phantasie eines Dichters entsprungenen Menschen. Sie werden bewegt wie Marionetten und sprechen zudem in einem so papiernen Deutsch, daß man zuweilen nachsichtige Geduld reichlich aufwenden muß, um das Buch nicht zuzuklappen. Dagegen wäre es wieder durchaus verfehlt, wollte man Heer nun zu den Unterhaltungsschreibern werfen. Dafür fehlt ihm wieder die gefällige und leichte Hand, und überdies will er seiner Sache auf den Grund gehen, was die Unterhalter sorgfältig vermeiden. Kurz, ein Buch, was weder Braten noch Fastenspeise ist. Die Gründlichkeit möchte man achten; daß sie nicht künstlerisch sich auswirkt, muß man bedauern. Ein verwünschter Zwiespalt, aus dem man nicht herauskommt.

Die Gruppe der Alemannen mag heute das Buch eines Anfängers beschließen, Anton Fendrich, der schon mit dem Titel seines Romans ‚Emil Him-

melheber' anzeigt, daß er so etwas wie einen Entwicklungsroman schreiben will. Daß Jendrich ein Anfänger ist, zeigt schon die Wichtigkeit, die er dem was er sagen will beimißt. Er hängt noch ganz am Stoff, ist sozusagen selbst berauscht von den Gedanken und Empfindungen, die er hat, und rollt die Fragen der Reinheit des Mannes vor der Ehe, der Landerziehungsheime, der freieren und geistigeren Lebensgemeinschaft (wobei ihm das Leben auf Johannes Müllers fränkischem Schloß vorschwebt) auf, daß es nur so eine Art hat. Die Menschen als Charaktere kommen dabei nicht gut weg; er sieht sie nur als Mittel, seine Ansichten auszusprechen, und lediglich der Held, Emil Himmelheber selbst, geht und steht zuweilen aus eigener Kraft. Dafür aber ist in der Art des Erzählens manches, was von Fendrich für die Zukunft Gutes hoffen läßt. Zunächst hat er ja in seiner Abstammung ein gutes Erbteil mitbekommen, aber man merkt doch deutlich, daß er mit seinem Erbe zu wuchern beabsichtigt, und manche Kapitel: die Geschehnisse im Vorarlberg, die Hochtour mit der Sängerin, haben eine Energie der Darstellung, die über das, was man von den Alemannen zu lesen gewohnt ist, hinausragt. Man muß also mit guter Hoffnung abwarten, wie Fendrich sich entwickelt. Im nächsten Buche wird er auch solche Sätze zu vermeiden wissen, wie: ‚Ihr prachtvoller Kopf mit dem dichten, hellblonden Haar ruhte sicher auf dem wundervollen Hals . . .'

* * *

So etwas sagt freilich Kasimir Edschmid, der auch ein erstes Buch geschrieben hat, mit nichten. Der sagt vielmehr (um ein Gegenbeispiel zu geben): ‚Er dachte, daß er in einem glänzenden Paradox das Negative des Mantelverlusts gewissermaßen zu einem Äquivalent mit dem Positiven einer neu übergestreiften Psyche gemacht habe.' Dafür wird aber auch ‚die Kunst dieses neuen Dichters' (in seinen Novellen ‚Die sechs Mündungen') als ‚ohne Ahnen und Vorläufer' bezeichnet und behauptet, daß sie ‚in den Mitteln des Ausdrucks neuartig' sei. Jedenfalls sieht man aus den beiden oben gegenübergestellten Sätzen, daß Fendrich nachlässig abgegriffene Wendungen gebraucht und daß Edschmid mit heißem Bemühen dem Besonderen und Unerhörten nachläuft. Dieses heiße Bemühen macht ihn natürlich noch keineswegs zu einem neuen Dichter, sondern nur zu einem anmaßenden Schriftsteller. In dieser Anmaßung vergreift er sich meist durchaus im Ton. Und es ist gewiß nicht neuartig, wenn Edschmid etwa schildert: ‚Mit der Dunkelheit zündeten wir Laternen an. Wir gingen am Strand entlang. Dann bogen wir nach einer halben Stunde links ab. Maintonis Haare glänzten kupfern. Wir trugen kurzgestielte Netze mit feinen Maschen.' Usf. Kurze Sätze von prägnanter Form wurden schon immer angewendet, wenn man Erregung, Erwartung im Leser hervorrufen wollte. Aber es mußte dann hinterher natürlich auch etwas kommen, was Erregung und Erwartung rechtfertigte. Edschmid will aber nur Aale fangen. ‚Rodriguez hatte drei. Aber Maintoni sieben.' Das überhitzte Wichtignehmen geht nun durch das ganze Buch. Es ist wie ein ausgeklügeltes und überaus künstliches Kleid, in dem Edschmid sich sehr schön vorkommt. Ziehen wir ihm einmal dieses Kleid ab, so bleibt nicht etwa ein verwachsener Stümper übrig, sondern ein interessanter und entwickelungsfähiger Erzähler, der zwar in irgendeiner Seitenlinie von Flaubert abstammt, aber doch so viel Eigenheit entwickelt, daß man sagen kann, man werde ihn gern einmal wiedersehen, wenn er von den Unarten sich frei gemacht hat. Zeitlose und phantastische Geschichten gelingen ihm am besten, so etwa wie

‚Yousouf‘, eine eindringliche und farbige Fabel von spanischen Rittern und maurischen Seeräubern.

Diesem ersten Buch mag ein letztes gegenübergestellt sein, Gerhard Ouckama Knoops Roman ‚Das A und das O‘. Es ist ein Buch des Alters, ein Buch voll heißer Sehnsucht nach Frieden und Gott. Abgeklärt in der Form und unruhig bis zuletzt im Wesen. Zarathustras Wort, daß Gott tot sei, hat Knoops alter ego erschüttert. Erschüttert, aber nicht entmutigt. Er sieht Gott und glaubt ihn zu finden in einem persönlichen Erlebnis, zwar außerhalb des christlichen Glaubens, aber nicht eigentlich im Widerspruch mit ihm. Ja, man kann sagen, daß er nur tief genug hätte zu sehen brauchen, um Gott schon hundert Seiten vor dem Ende des Buches zu finden, nämlich in der katholischen Kathedrale, wo er sich so wohl fühlte. Nun, das geht uns ja hier nichts an, nur das Wesentliche sollte gesagt sein: Knoop sieht das A und das O und glaubt es gefunden zu haben. Es ist so gar nichts Unterhaltendes in dem Buch, Knoop kümmert sich nicht um seine Leser. Er geht vergrübelt und erregt seine wunderlichen Wege, resigniert und heißhungrig, leidend und handelnd. Man könnte an Huysmans denken, wäre Knoop nicht so deutsch, so ernsthaft selbst beteiligt und ohne Pose leidend. Dieses Wesen wird durch nichts so schön gezeichnet als durch den Stil des Buches. Es ist, als ob ein grauer Alter monoton und leise sein Leben erzähle. Die kunstvolle Verschlingung der Begebenheiten, der technische Aufbau kümmert ihn durchaus nicht. Das sind Nebendinge in des Erzählers Gefühl, ihm liegt nur daran, dasjenige einfach und chronologisch zu erzählen, was ihn bewegt. Und so mischt sich Primitivität mit schlichter Sprachvollendung zu einer seltsam reizvollen Darstellung. Und so abgeklärt stilisiert auch der Ausdruck ist, man hat nicht den Eindruck des Literaturproduktes, sondern eines Lebens- und Schicksalbuches.

* * *

Ich hätte gerne etwas von den katholischen Autoren gelesen und besprochen, aber wie ich auch unter den Büchern, die vor mir liegen, suche, ich finde nur ein Bändchen ‚Kriegsnovellen‘, herausgegeben von Erich von Witzleben. So muß ich mich denn damit bescheiden, daß ich sage, dieses Bändchen fügt sich den im vorigen Hefte besprochenen Kriegsnovellen glücklich an. Das beste darin sind nicht die berufsmäßig geschriebenen Novellen, sondern — auch schriftstellerisch-technisch — die einfach-eindringlichen Schilderungen tatsächlicher Ereignisse, wie ‚Aus der Schlacht in Deutsch-Lothringen‘ von Hemmann, ‚Eine Moselfahrt mit deutschen Helden‘ von Hermann Ritter, ‚Der einzig überlebende von S. M. S. „Köln“‘ und ‚Der Sturmangriff unseres Brigade-Ersatzbataillons‘.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Okt. 1915*

Durch den freudigst begrüßten Anschluß Bulgariens an das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Türkei wurde aus dem bisherigen Dreibund ein Vierbund, der nun einheitlich für ein gemeinsames Kriegsziel kämpft: ‚Befreiung des Welthandels von der britischen Seeherrschaft'!

Bis jetzt brachte der Seekrieg noch keine Entscheidung, die beiderseitigen Schlachtflotten kamen nicht dazu, miteinander zu kämpfen. Trotz ihrer Ueberzahl, die durch verbündete Seestreitkräfte sogar erheblich verstärkt werden könnte, blieb auch im Oktober 1915 die britische Schlachtflotte andauernd in sicherem Verstecke. Zur See führen deshalb Deutschland und seine Verbündeten nur einen Kleinkrieg vorzugsweise mit Tauch- und Flugschiffen unter und über dem Meeresspiegel. Nach Zeitungsmitteilungen wurden von den feindlichen Handelsflotten seit Beginn des Krieges bis Anfang Oktober 1915 bereits über 1 Million t versenkt, hievon durch deutsche Unterseeboote insgesamt 423 Schiffe mit rund 675000 t. Mit größter Befriedigung begrüßte es das deutsche Volk, dem seitens seiner Hauptfeinde durch ‚Einkreisung' völlige ‚Aushungerung' zugedacht war, wie von Mitte Februar 1915 ab zur Vergeltung die Gewässer der britischen Eilande als ‚Kriegsgebiet' erklärt wurden und wirksam der Unterseekrieg gegen den britischen Seehandel begann. Seit Mitte Oktober 1915 ist aber in jenem Gebiete ziemlich unvermittelt solcher Kampf anscheinend eingestellt. In der ersten Monatshälfte wurden dort noch 12 Handelsdampfer und 2 Fischerfahrzeuge der britischen Handelsflotte versenkt; in der zweiten Hälfte aber fehlen Nachrichten von solchen Schiffsverlusten. Darüber herrscht begreiflicherweise allgemein Erstaunen und Unbehagen, denn es würde mißlich empfunden, wenn die Kriegsanforderungen vielleicht hinter politischen Rücksichten, die auf feindselig gesinnte Neutrale geübt würden, zurückstehen müßten. Alle Hoffnungen richten sich daher vertrauensvoll auf den erprobten, zur Zeit beurlaubten Marinestaatssekretär Großadmiral v. Tirpitz. Machten sich doch mit der verminderten Wirksamkeit der deutschen Seestreitkräfte in den westlichen Meeren etwa zur selben Zeit in der Ostsee feindliche Unterseebote schädlich bemerkbar, sogar völkerrechtswidrig in neutralem Küstengebiete; 6 deutsche Handelsdampfer und der große Kreuzer Prinz Adalbert fielen ihnen zum Opfer. Durch Flugzeug und Luftschiff konnten mehrere Fahrzeuge noch vor der Vernichtung bewahrt werden. Wenn über die mißlichen Tatsachen keine allgemeine größere Verstimmung aufkam, so ist dies erheblichen Erfolgen der deutschen und österreichisch-ungarischen Tauch- und Flug-Seestreitkräfte über feindliche Kriegsfahrzeuge zu verdanken. Sowohl in den britisch-französischen Küstengewässern, wie im Mittelländischen und Schwarzen Meere versenkten und beschädigten sie nach Zeitungsberichten eine große Anzahl solcher Fahrzeuge, darunter allein mehr als ein Dutzend Truppen- und Kriegsstoff-Frachtdampfer; verlässige amtliche Zahlen fehlen. In den südlichen Gewässern wurden außerdem viele Handelsschiffe vernichtet. Besondere Genugtuung bereitete dem deutschen Volke der

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung Sept. 1915' Hochland Novemberheft Nr. 2 von 1915/16. Rundschau S. 237.

abermalige, in der Nacht vom 13./14. Oktober auf London ausgeführte, höchst erfolgreiche Luftschiffangriff, der als unerläßliche gerechte Vergeltung für die versuchte ‚Aushungerung', sowie für die vielen britischen Verletzungen des Völkerrechts, wie z. B. Beschießung offener Küstenorte in unseren Schutzgebieten, Belgien, Bulgarien und Türkei angesehen wird. Dazu diente er wirksam dem wichtigen militärischen Zwecke, das britische Wirtschaftsleben empfindlich zu stören und damit die Hilfsquellen der feindlichen Kriegführung zu schwächen. Sonach besitzen die Wirkungen der Tauch- und Flug-Seestreitkräfte einen Wert, der den von ‚Nadelstichen' weit übersteigt, indem sie mittelbar die Landstreitkräfte unterstützen. Solchen militärischen Nutzen leisteten auch die Flieger unserer Verbündeten in ihren besonderen Kriegsgebieten.

Im westlichen Landkriege setzten sich im Oktober die schon Ende September begonnenen gewaltigen Durchbruchsversuche unserer Gegner noch fort, vermochten jedoch außer dem schon im letzten Monatsberichte erörterten örtlichen Zurückdrängen der deutschen Stellungen an zwei Orten in Flandern und in der Champagne keine weiteren Fortschritte zu erzielen. Für unsere Streitkräfte bedeutet ihr Scheitern zwar keinen den Krieg entscheidenden Sieg, aber einen außerordentlich ruhmvollen Abwehrerfolg. Denn nach dem aufgefundenen geheimen Angriffsbefehl des französischen Feldherrn Joffre wurden ungewöhnlich große Truppenmengen für den Durchbruch angesetzt: 66 Infanterie-Divisionen (darunter 13 britische) und 15 Kavallerie-Divisionen (darunter 5 britische). Außerdem standen zum Eingreifen bereit 12 französische Infanterie-Divisionen und die belgische Armee; ferner wurde der Angriff unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze mit ungewöhnlich starker Ausrüstung. Zahlenmäßig waren hiernach mit der Verwendung von bedeutend mehr als einer Million Kämpfern alle Vorbereitungen für einen sicheren Erfolg getroffen, während bei der ebenfalls gescheiterten Mai-Offensive in der Gegend von Arras nur 15 Infanterie-Divisionen und 300 schwere Geschütze beteiligt waren. Bis Mitte Oktober dauerten die französischen Angriffe fort, die britischen nur bis zum 5. des Monats; am 24. und 25. wurden sie bei Souchez und in der Champagne mit schwächeren Kräften von den Franzosen fruchtlos erneut. Am 30. Oktober setzten sich bayerische Truppen nordöstlich Neuville in Besitz einer 1100 Meter breiten französischen Stellung, andere deutsche Truppen erstürmten die Butte de Tahure (Höhe 192 nordwestl. Tahure). Mit geringen Verschiebungen hin- und herüber behaupteten also die Deutschen ihre Stellungen am Ende wie am Anfang des Monats und wie nun schon seit einem Jahre. Rund 400 Offiziere und 18 500 Mann Gefangene, 70 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer betrug die Kriegsbeute des deutschen Westheeres.

An der italienischen Nordostgrenze fanden zwar im Oktober 1915 auch wieder heftige, für beide Teile verlustreiche Kämpfe statt, die aber die Kriegslage dort nicht änderten. Nach wie vor behaupten die österreich-ungarischen Streitkräfte in erfolgreicher Abwehr seit Beginn der welschen Angriffe bereits fünf Monate lang ihre Verteidigungshauptstellungen. Angeblich kostete den Italienern die sog. dritte Isonzoschlacht allein mehr als 150 000 Tote und Verwundete: ein vergebliches nutzloses Blutopfer!

Nach langem Stillstande wurde das Balkangebiet im Oktober 1915 mit einem Schlage zum Hauptkriegsschauplatze des Völkerkampfes. Wohl vorbereitet unternahm der neue Vierbund mit großer Uebermacht einen mächtigen Angriff auf Serbien und Montenegro zugleich aus Nord und Ost. In seinem Umfange kriegsgeschichtlich ohne Vorbild

ist der gewaltsame Stromübergang, den am 7. Oktober unter einheitlicher Leitung ungewöhnlich starke Mengen deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen angesichts eines zäh und hartnäckig kämpfenden tapferen Feindes in breiter Ausdehnung gleichzeitig über Save und Donau nach Nordserbien unternahmen. Eine bewundernswerte Tat, ein Meisterstück lieferte hier der deutsche Heerführer Generalfeldmarschall v. Mackensen, der ‚Stellungsdurchbrecher', den dabei die Unterführer der beiden verbündeten Kriegsmächte vortrefflich unterstützten. Aber auch der am 15. Oktober begonnene, ebenfalls in breiter Ausdehnung durchgeführte Einmarsch der bulgarischen Streitkräfte in Ostserbien war vorzüglich angelegt und führte zu vollem Erfolge. Trotz tüchtiger Gegenwehr fielen bald die serbischen Grenzbefestigungen Belgrad, Semendria, Pozarenac, Tekia, Negotin, Zajecar, Knjazevac und Pirot. Am 23. Oktober begannen österreichisch-ungarische Truppen auch aus Westen von Bosnien her in Serbien einzudringen, wodurch dessen Heer nun von drei Seiten umfaßt wurde; zugleich wurde das montenegrinische Gebiet an dessen Nordgrenze bei Vanda und Antovac angegriffen. Mit Schluß des 15. Kriegsmonats ist bereits ein Fünftel Serbiens von den Truppen der Verbündeten besetzt und das serbische Heer gegen Südwest zurückgedrängt.

Schon am 4. Oktober, also noch vor dem Donauübergang und der Beteiligung Bulgariens am Krieg, während der Frist des russischen Ultimatums an diesen Staat, begannen Briten und Franzosen auf neutralem griechischen Gebiete in Saloniki Hilfstruppen für Serbien zu landen. Zwar erhob Venizelos, der damalige deutschfeindliche Ministerpräsident Griechenlands, zum Scheine Widerspruch, an den sich aber die britische und französische Regierung im heimlichen Einverständnisse mit Venizelos nicht kehrten. Nach dessen alsbaldigen Sturz war sein unbedingt neutraler Nachfolger Zaimis vor die bereits vollzogene Tatsache gestellt. Zur Wahrung der griechischen Unbeteiligkeit konnte er nur noch militärisch möglichst einschränkende Vorkehrungen treffen. Immerhin hatten diese den großen Wert für den neuen Vierbund, daß die britisch-französische Hilfe für Serbien im Zusammenwirken mit den örtlichen Verkehrsschwierigkeiten aufgehalten wurde, nicht rechtzeitig und nicht ausgiebig genug eintreffen konnte. Am 26. Oktober wurden die zur Unterstützung des serbischen rechten (südlichen) Flügels von Valandowo gegen Tschepeli-Balkan vorgegangenen französischen Truppen durch die Bulgaren mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Tags darauf gelang es, in der Nordostecke von Serbien die unmittelbare Verbindung der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit dem linken Flügel des bulgarischen Heeres herzustellen. Dadurch wurde Serbien vom Donauverkehr, zugleich die beste nächste Verbindung zwischen Rußland und den Westmächten abgeschnitten. Hieran anschließend konnte am 29. Oktober zunächst auf der Donau-Wasserstraße der Streitmittel- und Güteraustausch unter den verbündeten Ländern, die jetzt zwischen Nordsee und Indischem Meere einen zusammenhängenden Block bilden, anfangen.

Bald wird auch durchgehende Eisenbahnverbindung hergestellt, dann ist die gegenseitige Unterstützung erleichtert und gesichert. Alle Himmelsstriche umfassend kann nun der neue ‚Vierbund' Zufuhren aus überseeischen Gebieten während des Krieges durchaus entbehren und jeden stofflichen Bedarf durch eigene Erzeugnisse und Bodenschätze decken. Bisher sperrte den Durchgangsverkehr das feindliche Serbien. Mit dessen Ausschaltung, die vom Berichterstatter schon in der ‚Kriegsbetrachtung für Dezember 1914' (Hochland, Februarheft Nr. 5 v. 1914/15 S. 625) als besonders dringend bezeichnet wurde, sind demnach die

von Eduard VII. teuflisch klug erdachte, doch militärisch wie wirtschaftlich falsch berechnete ‚Einkreisung‘ und ‚Aushungerung‘ der europäischen Mittelmächte mißlungen. Zwar wird der Weltkrieg noch lange fortbrennen, aber mit diesem wichtigen Erfolge wandte er sich tatsächlich schon zu unseren Gunsten. Auf dem Balkankriegsschauplatze wurden im Oktober von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mehr als 70 Offiziere und 18000 Mann gefangen, 55 Geschütze, 25 Maschinengewehre und sonstige Kriegsstoffe erbeutet.

Im Osten wurde der seit Anfangs Mai 1915 währende Entscheidungskampf im 15. Kriegsmonat noch nicht vollendet, das bisherige Vorgehen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nach Rußland hinein kam sogar zu einem wohl nur vorläufigen Stillstande. Bloß der deutsche linke Flügel, die Heeresgruppe v. Hindenburg, machte noch einige Fortschritte gegen Osten, die übrigen Heeresgruppen beschränkten sich darauf, ihren Besitz zu behaupten. Besonders der rechte Flügel der Verbündeten hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Im einheitlichen Zusammenwirken mit den Streitkräften der Westmächte machte der an Rumänien angelehnte russische linke Flügel zur Entlastung Serbiens verzweifelte Durchbruchsversuche in Südostgalizien und Wolhynien. An der starken Widerstandskraft der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen scheiterten diese jedoch nach anfänglichen Erfolgen, die durch Gegenangriffe der Verbündeten bald wieder ausgeglichen wurden. In Wolhynien vermochte die Heeresgruppe v. Linsingen sogar geringen Geländegewinn zu erzielen. In der Hauptsache liegen jedoch die militärischen Kriegsgrenzen gegen Rußland am Schlusse des Oktober noch ebenso wie zu dessen Beginn in zusammenhängendem, schwach nach Osten ausgebogenem Striche von der rumänischen Nordgrenze bis zum Rigaischen Meerbusen. Erheblich war die im 15. Kriegsmonate von deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften gemachte russische Beute; insgesamt betrug sie: Gefangene über 300 Offiziere, fast 50000 Mann, 1 Geschütz, mehr als 100 Maschinengewehre, 3 Flugzeuge und sonstige Kriegsstoffe.

Unverändert blieb im Oktober die Kriegslage auf den türkischen Kampfplätzen. Dank der geschickten und heldenhaften Verteidigung durch die osmanischen Truppen ist der britisch-französische Feldzug auf dem Gallipoli-Halbeiland völlig gescheitert. Des kriegerischen und politischen Ansehens halber halten zwar die Streitkräfte der Verbündeten die unter dem Schutze der Schiffsgeschütze stehenden Landungsstellen immer noch fest, doch sind hier die Rollen der Angreifer und Verteidiger jetzt vertauscht. Am Suezkanal, wo andauernd heiße Zeit größere Heeresbewegungen verbot, kam es auch im 15. Kriegsmonat zu keinen bemerkenswerten Kämpfen. In Mesopotamien konnten sich wie seither und gleich wie an den Dardanellen die eingedrungenen britisch-indischen Truppen durch Unterstützung der auf dem unteren Euphrat schwimmenden Flottenstreitkräfte halten. Bis jetzt setzte die Türkei die zu ihrer Vertreibung nötigen starken Truppenmengen auf diesem Nebenkriegsschauplatze noch nicht ein. An der türkisch-russischen Grenze kam es ebenfalls zu keinen entscheidenden Kämpfen, nur einige einflußlose Gefechte von Vortruppen erfolgten; beide Gegner wollen anscheinend ihre Streitkräfte nicht verzetteln, sondern für die Hauptentscheidung zurückhalten.

Im berechtigten stolzen Selbstvertrauen auf die Kraft und Leistungsfähigkeit der eigenen und verbündeten Streitkräfte ist im Deutschen Reiche den Zeitungen gestattet, die amtlichen Kriegsberichte unserer Gegner getreu wiederzugeben, obwohl sie mit den amtlichen Tagesmeldungen des neuen Vierbundes häufig nicht über-

einstimmen und bloß ausnahmsweise berichtigt werden. Auch die Zeitungen aus dem neutralen und feindlichen Auslande werden ungehindert im Deutschen Reiche zugelassen. Allerdings ist der kriegskundige Leser, der die Veröffentlichungen der deutschen obersten Kriegsleitung für unbedingt zuverlässig hält, auch wenn sie manches verschweigen, wohl imstande, zwischen Wahrheit und Dichtung der feindlichen Mitteilungen strenge zu unterscheiden und ein richtiges Bild von der Kriegslage zu gewinnen. Doch die Kriegsunkundigen sowohl der gebildeten, wie der halb- und ungebildeten Volksschichten vermögen dies nicht. Namentlich können sie die Bedeutung einzelner ungünstiger Ereignisse in ihrem Verhältnis zur Gesamtkriegslage nicht abschätzen. Schon bei unvermeidlichen kleinen Rückschlägen fürchten sie schlimmen Ausgang des ganzen Krieges. Ferner werden aus einer Richtung, die weder genannt, noch auch nur angedeutet werden soll, anscheinend absichtlich, vielleicht auf heimliche ausländische Anstiftung hin, zuweilen falsche, ungünstige Nachrichten verbreitet. Besonders auf kriegsunkundige, einfältige Volksschichten wirken solche mißlich, rufen eine ängstliche Stimmung hervor, die durch briefliche Übertragung nachteilig den Geist unserer Kämpfer beeinflussen könnte. Derartiges Treiben wird durch ungehinderte Zulassung ausländischer Veröffentlichungen wesentlich gefördert. Anders verfahren unsere Feinde; sie gehen der Wahrheit aus dem Wege und verfahren, vielleicht im Gefühl kriegerischer Schwäche, entgegengesetzt. Bei ihnen dürfen weder die amtlichen Tagesberichte des Vierbundes der Mittelmächte veröffentlicht, noch dessen Zeitungen verbreitet werden, ja die Briten verhindern sogar möglichst die Übermittlung in überseeische neutrale Länder, um ihren eigenen und befreundeten Völkern die wahre, ihnen ungünstige Kriegslage zu verhüllen. Zwischen diesen zwei Gegensätzen gäbe es einen goldenen Mittelweg. Unmöglich erscheint die Widerlegung aller feindlichen Lügen. Aber überflüssig erscheint deren sofortige Verbreitung im Deutschen Reiche unmittelbar nach ihrem Eintreffen, wodurch sie meist gleichzeitig, zuweilen sogar früher als die amtlichen Berichte unserer Verbündeten bekannt werden. Deshalb dürfte sich empfehlen, ihr Erscheinen etwas zu verzögern, vielleicht 1—3 Tage, dann wirken die inzwischen eingetretenen Tatsachen selbsttätig berichtigend, die unwahren Darstellungen werden einstweilen ‚altgebackene Semmeln'.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches sind als erfreuliche Erscheinungen besonders hervorzuheben die wichtigen Beschlüsse des Bundesrats zur Einschränkung des Lebensmittelwuchers und die günstigen Ergebnisse der dritten Reichskriegsanleihe, auf die bis Ende Oktober schon neun Milliarden, also drei Viertel des Gesamtbetrages, eingezahlt wurden.

Bei der Monatsabgleichung ergibt sich im Westen und Osten starkes Festhalten der eroberten Gebiete, erfolgreiche Abwehr der verzweifelten Durchbruchsversuche auf diesen Kriegsschauplätzen wie auch im Süden an der italienisch-österreichisch-ungarischen Grenze, im Südosten aber siegreiches Vordringen in das serbische Gebiet. Wenn auch hier vorübergehend der Hauptkriegsschauplatz ist, so liegt doch die Entscheidung des Weltkrieges, die auf dem Lande und nicht auf dem Meere fallen muß, noch im Osten, denn hier ist die stärkste feindliche Landmacht, die erst völlig niedergerungen werden muß. Deshalb ist es der dringende Wunsch aller Deutschen, daß der ‚Russenschreck', der erfolgreiche geistvolle Heerführer Generalfeldmarschall v. Hindenburg, baldigst in den Stand gesetzt werde, seinen bisherigen Siegeszug fortzusetzen!

Abgeschlossen 1. November 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Wilhelm Windelband † Am 23. Oktober dieses Jahres meldete der Draht, daß Wilhelm Windelband, Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg, gestorben sei. Ein deutsches Denkerleben hat damit seinen Abschluß gefunden, dessen Schaffen auf die Philosophie Deutschlands und darüber hinaus in den letzten Jahrzehnten von tiefgehendem Einfluß war. Den meisten mag es zwar heute reichlich unzeitgemäß erscheinen, dem Leben eines Philosophieprofessors, dessen Werke mit fast peinlicher Scheu vor allem Aktuellen und Zeitgeschichtlichen nur mit dem ‚Allgemeingültigen', mit dem, ‚was am Ende ebenso gilt wie zu Anfang', beschäftigt waren, einige Augenblicke der Würdigung zu widmen. Für die wahrhaft philosophische Geistesverfassung jedoch, die keines Weltkrieges bedarf, um das Dasein in seiner ganzen Wucht und grauenvollen Irrationalität zu erleben, bleibt das Leben und Schaffen des philosophischen Denkers heute wie gestern unverändert wert- und reizvoll.

Die äußeren Daten seines Lebens sind in wenigen Worten zusammengefaßt: Wilhelm Windelband wurde 1848 in Potsdam geboren, studierte Philosophie und Naturwissenschaften bei Lotze, Kuno Fischer und Helmholtz, habilitierte sich 1873 in Leipzig, von wo ihn seine akademische Laufbahn nach Zürich, Freiburg, Straßburg und zuletzt nach Heidelberg führte. Die schriftstellerische Tätigkeit Windelbands ragt der Quantität nach nicht über den Durchschnitt hervor, doch was er schrieb, war gediegen in Form und Inhalt, und die kaum ein Dutzend betragenden Schriften von ihm werden wohl fast alle in der philosophischen Literatur im Ausgang und um die Wende des 19. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz einnehmen. Seine umfangreichsten Arbeiten haben die Geschichte der Philosophie zum Gegenstand. Sowohl seine zweibändige Geschichte der neueren Philosophie (bis Hegel; den seit vielen Jahren angekündigten 3. Band über die Philosophie des 19. Jahrhunderts ist er uns schuldig geblieben, dafür gab er unlängst einen kurzen Abriß über diese Epoche heraus) wie auch sein einbändiges Lehrbuch der Geschichte der Philosophie werden sich auch neben den Monumentalwerken von Zeller und Kuno Fischer stets behaupten. Besonders das ‚Lehrbuch der Geschichte der Philosophie' nimmt unter den historischen Darstellungen der Philosophie eine eigenartige Stellung ein. Nicht die übliche Aufzählung dessen, was alles die Philosophen der verschiedenen Zeiten und Länder geschrieben und gelehrt haben, will er uns geben, sondern eine Geschichte der Probleme und Begriffe, in denen sich die Weltanschauungen der europäischen Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung verdichteten. Alles Biographische und Psychologische tritt hier in den Hintergrund.

Die historischen Arbeiten Windelbands, zu denen neben der obengenannten noch eine Geschichte der antiken Philosophie und noch einige formvollendete Essais über einzelne Denker und Dichter in seinen ‚Präludien' hinzukommen, haben in erster Linie zu seiner Anerkennung und auch zu einer gewissen Popularität in der akademischen Welt beigetragen. Als wesentlich bedeutsamer und fruchtbarer dürften jedoch seine logischen, insbesondere methodologischen Untersuchungen oder sagen wir besser Anregungen einzuschätzen sein. Literarisch freilich beschränkt sich die Anregung auf die kleine Schrift über Geschichte und Naturwissenschaft. In dem beschränkten Rahmen einer Rektoratsrede skizzierte er zunächst eine neue Einteilung der Wissenschaften. Die meist übliche Zweiteilung in Natur- und Geisteswissenschaften lehnt Windelband grundsätzlich ab und schlägt dafür die in nomothetische und idiographische (Gesetzes- und Ereigniswissenschaften) vor, eine Einteilung, die sich im großen ganzen mit der in Natur-

und Geschichtswissenschaft deckt. Dieser Einteilung liegt eine in beiden Forschungsmethoden tief begründete prinzipielle Verschiedenheit zugrunde. Das Ziel der Naturforschung ist nach Windelband das Gesetz, der über alle Spezialfälle thronende Gattungsbegriff, das alles Zeitliche verschlingende Zeitlose. Der Naturforscher baut ‚eine Welt von Atomen, farblos und klanglos, ohne allen Erdgeruch der Sinnesqualitäten'. Die geschichtliche Forschung sucht das Einmalige, das Konkrete und Anschauliche, das Niewiederkehrende; ‚was sie liefert, das sind Bilder von Menschen und Menschenleben mit dem ganzen Reichtum ihrer eigenartigen Ausgestaltungen, aufbewahrt in ihrer vollen individuellen Lebendigkeit'. Es ist hier nicht der Ort, diesen scharfsinnigen und fesselnden Problemen nachzugehen. Das jüngst erschienene umfangreiche Werk des Freiburger Professors Mehlis über die moderne Geschichtsphilosophie, in dem sozusagen die Bilanz der geschichtsphilosophischen Forschung der zwei letzten Jahrzehnte vom Standpunkte der Windelband-Rickertschen Schule gezogen wird, wird uns vielleicht Gelegenheit geben, ausführlich auf die hier aufgerührten Probleme in diesen Blättern zurückzukommen. Die kurzen fast nur andeutenden Ausführungen Windelbands haben dann ungemein befruchtend auf die ganze neue Methodenlehre und insbesondere auf die der Geschichtsforschung gewirkt. Der Freiburger Philosoph Rickert griff den Gedanken Windelbands auf und wurde von ihm aus zu seinen tiefgreifenden und scharfsinnigen Forschungen über den ganzen Umkreis der einschlägigen Probleme geführt. Die Akten über die Frage sind allerdings noch keineswegs geschlossen, doch kann heute schon soviel sicher behauptet werden, daß keine Methodenlehre und keine Geschichtsphilosophie an der Theorie Windelbands unbeachtet vorbeigehen kann. Diese Untersuchungen wie auch die daran sich anknüpfenden teilweise recht heftigen wissenschaftlichen Polemiken behielten allerdings der Hauptsache nach einen akademischen Charakter. Doch auch darüber hinaus sind sie von allgemein wissenschaftlicher Bedeutung geworden. Alle jene in den letzten Jahrzehnten so viel genannten und — mißbrauchten Geschichtstheorien, wie die Rassetheorien, die Milieutheorie usw. erscheinen von hier aus in wesentlich anderem Lichte, sinken zu Vordergrundsansichten herab, und die von gewissen Seiten mit so großem Aufwand von wirklichem und angeblichem wissenschaftlichen Material betriebene Anwendung von Naturgesetzen auf das geschichtliche Leben, insbesondere die materialistische Geschichtsphilosophie, ist damit in der Wurzel getroffen.

Als Systematiker hat Windelband verhältnismäßig wenig geschaffen: nur in einigen großen Linien hat er die Hauptzüge seines philosophischen Systems gezeichnet. Er war auch hier wie sonst in erster Linie ein starker Anreger aber zugleich vorsichtiger Andeuter: das gewissenhafte Durchführen und fleißige Ausbauen sagte ihm nicht zu, es widersprach offenbar seiner Natur und seinem Lebensstil, der bei allem echten Idealismus einen starken Drang zum feinen Epikuräismus, zu künstlerischer Lebensgestaltung und philosophisch gestimmtem Lebensgenuß enthielt. Seine Philosophie hat er zunächst im Anschluß an Lotze gebildet: sie war ihm eine Wertlehre, ‚die kritische Wissenschaft der allgemein-gültigen Werte'. Von da aus hat er dann die verschiedenen philosophischen Disziplinen der Logik, Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie in eine eigenartige Beleuchtung und interessanten Zusammenhang gerückt. Ein näheres Eingehen auf diese Gedankenwelt ist Sache der philosophischen Forschung. Insbesondere sein Begriff der Norm und des ihr gegenüberstehenden Naturgesetzes und der des Normalbewußtseins, die er vor allem in seiner Religionsphilosophie tiefsinnig verwendet hat (seine Vorlesungen über Re-

ligionsphilosophie gehörten zum Schönsten und Eindruckvollsten, was er vom Katheder aus seinen Hörern gab) verdienen eine tiefere Auseinandersetzung. Er selbst hat seine Philosophie als Kritizismus bezeichnet und als den Kern der Kantschen Lehre angesehen. Die richtig verstandene Philosophie Kants wäre nach ihm nichts anderes als diese kritische Wertlehre, als eine Philosophie der modernen Kultur. Letztere Auffassung dürfte wohl nicht ohne Vorbehalt richtig sein. Immerhin in die große neukantische Bewegung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einsetzte, ist auch Windelband einzureihen. Er war zweifellos Neukantianer, hielt sich aber von der sterilen Kantphilologie und eigensinnigen Kantorthodoxie ebenso fern wie von den gedanklichen und sprachlichen Ungenießbarkeiten eines Hermann Cohen. Von ihm rührt das Wort her, daß Kant verstehen soviel bedeute wie ‚über ihn hinausgehen‘, und auch an der Wiedererweckung des Hegelschen Geistes hat er einen nicht unerheblichen Anteil. Der Idealismus Windelbands war somit Kantscher Färbung: wer daher den Grundgedanken Kants ablehnt, wird auch dessen Weiterbildung im Sinne unseres Philosophen nicht akzeptieren können. Man gewinnt den Eindruck, als ob auch ihm etwas von dem Kantschen Schicksal zuteil geworden wäre, nämlich daß er in die Metaphysik verliebt gewesen sei, ohne sich ihrer Gunstbezeugungen erfreuen zu können. In den letzten Fragen unseres Daseins finden wir bei ihm eine feine Skepsis und deutliche Resignation. Das Gottesproblem, wie überhaupt die Metaphysik, war ihm durch Kant wissenschaftlich unlösbar geworden: die Philosophie habe seit Kant lernen müssen, alle metaphysische Begehrlichkeit abzulegen. Und doch lebte auch in ihm die Sehnsucht nach voller Erkenntnis, der Hunger nach Weltanschauung, die heimliche Liebe zur Metaphysik. Wir bedürfen, ‚da alle Kulturarbeit bewußte Lebensgestaltung ist, zuletzt doch einer einheitlichen Überzeugung‘. So kämpfte er denn einerseits für die Überzeugung von einem ‚Teilhaben an einer überragenden Welt von Vernunftwerten, die doch den Sinn aller der Ordnungen ausmachen, auf denen sich unsere kleinen Welten des Wissens, Wollens und Gestaltens aufbauen‘, von der ‚Einfügung unseres bewußten Kulturlebens in Vernunftzusammenhänge, die über uns und unser ganzes empirisches Dasein weit hinausreichen‘, für den Glauben an ein ‚Emporwachsen unseres Lebens in Vernunftzusammenhänge, die mehr bedeuten als wir selbst‘. Aber in tiefstem Grunde landet auch er beim ‚unbegreiflichen Geheimnis‘, beim ‚Mysterium‘. Wie er schon am Schluß seiner Rektoratsrede seine Überzeugung in die stark resignierenden Worte von der Unvergleichlichkeit der beiden Begriffe ‚Gesetz‘ und ‚Ereignis‘ als letzter Daten unserer Erkenntnis ausklingen läßt, so weist er auch in seinen allgemeinen Wertbetrachtungen auf den tiefen Riß hin, der die Realität durchzieht: neben dem Wertvollen steht das Gleichgültige und Normwidrige in der ganzen Intensität der Realität da. Dieser Dualismus ist für ihn auch durch die Idee der Gottheit nicht begreiflich. Allein — nun kommt die praktische Lösung — der Dualismus ist die Vorbedingung für alles menschliche Handeln: wäre das Wertvolle und die Realität, Norm und Natur identisch, so bliebe für den Menschen nichts mehr zu wollen und zu wirken. Hegels Wort ‚im Anfang war der Widerspruch‘ und die resignierende Weisheit des alten Goethe klingen auch in Windelbands Philosophie leise wieder an.

Nicht vergessen sei ihm endlich sein energischer Kampf gegen den Positivismus in Wissenschaft und Leben, gegen jeden Utilitarismus und überzeugungslosen Individualismus im Denken und in Gesinnung. So hat er auch von dem durch und durch unphilosophischen und man kann wohl auch sagen undeutschen

Pragmatismus nichts wissen wollen, und auch sonst so viele moderne ‚Realismen‘ für sich abgelehnt. Und es sind sicher nicht wenige, die oft genug bedauert haben, daß seine aristokratische, den Tagesfragen so abholde Natur ihn daran hinderte, zu den brennenden Problemen des Tages mit der wünschenswerten Deutlichkeit und Wirksamkeit Stellung zu nehmen.

Doch alles in allem erleidet die deutsche Wissenschaft und das akademische Leben mit dem Ableben dieses vornehmen Denkers und feinen Kopfes einen empfindlichen Verlust.

Viktor Eschbach.

Staatsminister Paul Eyschen †.

Einen schweren Verlust hat das Großherzogtum Luxemburg durch das unerwartete Hinscheiden seines Staatsministers Dr. Paul Eyschen erlitten. Denn auf dessen Klugheit, Diplomatenkunst und Patriotismus konnten mit Recht die für die Zukunft ihres teuern Vaterlandes besorgten Luxemburger rechnen.

Paul Eyschen war am 9. September 1841 zu Diekirch (Luxemburg) einer alten luxemburgischen, kernhaft katholischen Familie entsprossen. Er stammte in direkter Linie von einem Bruder des Kölner Kanonikus Georg v. Eyschen (1592—1664) ab. Dieser um die katholische Sache in Köln hochverdiente Würdenträger, Gelehrte und Diplomat, Vertrauensmann des Bischofs von Verdun, Franz von Lothringen, stand in schwierigen Verhältnissen treu zu Kaiser und Reich und wurde deshalb von Ferdinand II. geadelt. Obwohl der erbliche Adel auf Georgs Verwandtschaft ausgedehnt wurde, machte Paul Eyschen keinen Gebrauch vom Adelsprädikat. Im Jahre 1902 stiftete er seinem in der St. Stephanskapelle des Kölner Doms begrabenen Vorfahr eine kunstvoll in Kupfer ausgeführte Gedenktafel. Zwei geistliche Großoheime des verstorbenen Staatsministers haben in den Wirren der französischen Revolution wegen ihrer treukatholischen Gesinnung schwere Verfolgung erduldet. Eyschens trefflicher Vater, den innige Freundschaft mit dem Apostolischen Vikar für Luxemburg, Bischof Laurent, verband, gehörte 1856—57 der Luxemburger Regierung an.

Reichbegabt, wählte Paul Eyschen den Beruf des Advokaten. Seine Rechtsstudien betrieb er zum Teil in Bonn. Bereits 1866 wurde er als Vertreter des Kantons Wiltz Mitglied der Abgeordnetenkammer. Hier zeichnete er sich so aus, daß er 1867 an den Debatten über das neue Verfassungsgesetz als Berichterstatter hervorragenden Anteil nehmen konnte. 1876 fiel dem sehr in Anspruch genommenen Rechtsanwalt im Ministerium von Blochausen das Portefeuille der Justiz und der öffentlichen Arbeiten zu. In Luxemburg führt nur der Präsident der Regierung den Titel Staatsminister. Er ist primus inter pares, denn seine drei Kollegen, die Generaldirektoren, sind vom Souverän direkt ernannte, vor der Volksvertretung verantwortliche wirkliche Minister. Als Generaldirektor ließ sich Eyschen, dem ein angeborenes gereiftes Kunstverständnis eigen war, die Wiederherstellung einer Reihe der bedeutendsten Denkmäler seines Vaterlandes angelegen sein. Er trug auch sehr dazu bei, daß nach Schleifung der Festungswerke Luxemburg zu einer reizenden Stadt wurde.

Am 22. Sept. 1888 trat Eyschen als Staatsminister an die Spitze der luxemburgischen Regierung. Die auswärtigen Angelegenheiten, Justiz, Ackerbau, Handel und Industrie unterstanden fortan seiner direkten Leitung. Ein großes Verdienst des rührigen Staatsministers ist die glückliche Lösung der auftauchenden dynastischen Fragen. Er ebnete die Wege, auf denen 1890 der Herzog Adolf von Nassau und 1912 dessen jugendliche Enkelin Marie Adelheid auf den luxemburgischen Thron gelangten und so das blühende Ländchen eine nationale Dynastie erhielt. Mit großem Geschick und Erfolg widmete Eyschen sich der Ausgestaltung des luxem-

burgischen Staatsorganismus. Man schuf eine der wirtschaftlichen Entwicklung entsprechende soziale Gesetzgebung. Die staatlichen Hilfsquellen wurden in den Dienst aller gemeinnützigen und kunstsinnigen Bestrebungen gestellt. In der Rechtspflege führte Eyschen tiefgreifende Reformen durch. Persönlich ganz uneigennützig, förderte er nachdrücklich Handel und Industrie und hob das Handwerk durch einen trefflichen staatlichen Fachunterricht. Besonders erfolgreich war Eyschens Tätigkeit auf dem Gebiete des Ackerbaus.

Eyschens persönliche Ehrenhaftigkeit und echten Patriotismus haben auch seine entschiedensten Gegner rückhaltlos anerkannt. Die kirchliche Tradition seiner Familie hat in ihm keinen Vertreter gestellt. Seit vielen Jahren nicht mehr praktizierender Katholik, schien Eyschen der Religion teilnahmslos gegenüber zu stehen. Doch hatte er nicht alles religiöse Empfinden über Bord geworfen. An Gott hat er stark und fest geglaubt. In seiner Seele war ein gewisses Heimweh nach der Kirche geblieben. Öfters sagte er seiner Umgebung, man möchte im Falle einer gefährlichen Erkrankung einen Priester rufen, denn er wolle nicht ohne religiösen Beistand sterben; so sei noch kein Eyschen hinübergegangen. Er rechne auf das Gebet so vieler Katholiken, die ihm trotz aller Meinungsverschiedenheiten ihre Zuneigung bewahrt hätten. Diese Gesinnung zeigt, daß Eyschen nicht den Stoff zu einem antiklerikalen Fanatiker, einem blindwütigen Kulturkämpfer in sich hatte. Allerdings fehlte ihm das Verständnis dafür, daß in einem katholischen Lande wie Luxemburg, dessen Bevölkerung zum weitaus größten Teile treu ihre religiösen Pflichten erfüllt, der Staat den katholischen Anschauungen Rechnung tragen sollte. Die grundsätzliche Stellung des luxemburgischen Staatsrechtes zur katholischen Kirche charakterisiert Eyschen in seinem ‚Staatsrecht des Großherzogtums Luxemburg' mit den Worten: ‚Sowohl das öffentliche wie das Privatrecht wurden unabhängig von konfessionellen Anschauungen aufgestellt.' Manche wichtige Staatseinrichtungen stehen auch mit den kirchlichen Rechten in Widerspruch. Dieser Geist war für Eyschen nur zu oft auf kirchenpolitischem Gebiet maßgebend. Wenn 1912 der katholischen Bevölkerung ein die elementarsten Rechte der Kirche ignorierendes Volksschulgesetz aufgezwungen wurde, so ist die Schwäche der Eyschenschen Regierung in erster Linie daran schuld.

Paul Eyschen war eine vornehme Erscheinung von bestrickender Liebenswürdigkeit. Seine ungemein große Mildherzigkeit gegenüber Unglücklichen aller Art wird gerühmt. Von 1875 bis 1888 weilte Eyschen öfters in Berlin als Luxemburger Geschäftsträger. In der großen internationalen Diplomatenwelt wurde sein Name mit Hochachtung genannt. Unlängst bezeichnete der deutsche Gesandte in Luxemburg, Herr v. Buch, ihn als ‚einen trotz des kleinen Landes großen Staatsmann'. In dem Beileidstelegramm des deutschen Reichskanzlers an die Großherzogin von Luxemburg heißt es: ‚Lange Jahre hindurch haben mich mit dem Verewigten vertrauensvolle amtliche Beziehungen verknüpft, die sich auch in den schwierigsten Zeiten bewährt haben...' Mit Recht galt Eyschen als ausgezeichneter Kenner staats- und völkerrechtlicher Fragen. Auf der Haager Friedenskonferenz spielte er eine bedeutende Rolle, denn die Delegierten anderer neutralen Staaten erblickten in ihm einen Führer, dessen Rat ihnen wertvoll war bei der gemeinsamen Formulierung ihrer Wünsche. Freiheit und Unabhängigkeit der neutralen Kleinstaaten geschützt zu sehen, dieses Ziel bildete einen wichtigen Teil seines Lebensprogrammes. Weltmännische Gewandtheit und leichtflüssige Beredsamkeit waren dem vielseitigen Mann eigen und da er eine schnelle Auffassungsgabe und ein phänomenales Gedächtnis besaß, konnte er ohne Vorbereitung über alles

Mögliche reden in dem bezaubernden Plauderton, auf den auch seine Kammerreden gestimmt waren.

Dem Staatsmann, von dem die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' u. a. schrieb, daß er ‚die politische Stellung des Großherzogtums in klarer Übersicht der europäischen Verhältnisse stets mit unübertrefflicher Würde und unbeirrbarem Scharfblick zum Wohl des Landes zu wahren wußte', ging die Besetzung seines neutralen Vaterlandes durch deutsche Truppen am 2. Aug. 1914 sehr nahe. Doch rasch erholte seine elastische Natur sich von dem unerwarteten Schlage, und nun suchte er mit Feuereifer die Lösung der vom Kriege aufgeworfenen wirtschaftlichen Fragen. Für sein Land hat Eyschen sich tatsächlich aufgeopfert. Unablässig bemüht, der schwierigen Lage Herr zu werden, unternahm er auch mehrere mühselige Reisen nach der Schweiz, um die Lebensmittelversorgung des Großherzogtums zu sichern. Noch wenige Tage vor seinem Tode war er wieder dort. Auf eine Erkältung, die er sich zugezogen, nicht achtend, hielt er auf dem Felde der Pflicht aus. Noch am Nachmittag des 11. Oktober führte der Staatsminister den Vorsitz in einem Ministerrat. In seiner Privatwohnung wollte er dann noch spät abends eine dringende Arbeit erledigen, fühlte sich jedoch plötzlich recht unwohl. Er schickte zum Arzt und erbat sich geistlichen Beistand, der ihm auch zuteil wurde.

Der Tod hat ihn mitten aus der Arbeit abgerufen. Das Luxemburger Land wird Paul Eyschens Andenken als das eines seiner besten Söhne, seiner treuesten Diener bewahren.

Dr. Jos. Massarette-Luxemburg.

Theater

Lienhards ‚Münchhausen' erlebte, fünfzehn Jahre nach seinem Entstehen, die Uraufführung im Weimarer Hoftheater. Anlaß war der fünfzigste Geburtstag des Dichters, trotzdem man nicht sagen kann, die Weimarer Hofbühne habe sich erst anläßlich dieses Jubiläums des durch so starke geistige Beziehungen an Weimar gebundenen Dichters erinnert. Denn sie hat ihm, was keine andere deutsche Bühne je gewagt hat, bereits den ‚Ofterdingen', ‚Elisabeth' und ‚Wieland' aufgeführt und somit immerhin bewiesen, daß sie weiß, was sie einer Dichterpersönlichkeit wie Lienhard schuldig ist. Jeder ernsthaft nach dem Drama strebende Dichter sollte eigentlich das Recht haben, seine Werke auf der Bühne dargestellt zu sehen. Nur so *kann* er merken, was ihm fehlt, und nur so kann das Publikum an sich erproben, ob der Mann, der das Spiel auf der Bühne schuf, berufen ist oder nicht. Lienhard hatte nun von Anbeginn sich dem gegenüber, was die Bühne verlangt, ablehnend verhalten. Er hatte von jeher von dem, was er als dichterisch empfand, eine viel zu hohe und nicht zu ändernde Meinung, als daß er das Technische sonderlich hoch eingeschätzt hätte. Daher hat er auch nie aus den Aufführungen seiner Werke eigentlich gelernt; ich meine so, daß er gesagt hätte: dieses wirkt nicht, man muß es also in Zukunft vermeiden —, jenes entspricht nicht der dramatischen Kunstform, also hüte man sich in Zukunft vor Ähnlichem. Er hat der Bühne wie der Herr einer Dienerin gegenüber gestanden und nicht beachtet, daß diese Dienerin ein selbständiges nach eigenen Gesetzen lebendes sehr charaktervolles Wesen ist, das nur Hingabe mit Hingabe vergilt. Aus Litzmanns Wildenbruch-Biographie sieht man, wie Wildenbruch an jeder Aufführung gelernt hat, wie er dutzendmal von neuem angefangen hat zu lernen, Wildenbruch, der Lienhard als Dichter nicht das Wasser reichen darf, der aber in harter Arbeit gelernt hat, die Menschen durch die Bühne hinzureißen. Und schließlich muß man da zu der Frage kommen, was geistiger Gehalt wert ist, wenn

er sich nicht offenbaren kann, weil die Form, in der er dargestellt ist, eben der Form nicht entspricht, die ihm zu praktischem und weitwirkendem Leben allein verhelfen kann.

Möchte man mich nicht mißverstehen! Mir tut es leid, daß dasjenige, was Lienhard zu künden hat, dem weiteren Publikum zu erfahren für immer versagt ist. Versagt, nicht weil ihm Lienhard etwa zu hoch ist, sondern weil er sein Instrument, die Bühne, nicht beherrscht. Ein kleiner Kreis von Leuten, die Lienhards Wesen lieben oder lieben zu lernen fähig sind, wird natürlich an jeder Aufführung eines Lienhardschen Stückes seine Freude haben, so wie etwa im Weimarer Theater das Publikum die vier Akte des Lustspiels ‚Münchhausen' aufmerksam und erfreut hinnahm. Und es gab denn auch so viel Schönes zu hören, daß die zwei Stunden im Theater als wohlangewendet durchaus erschienen. Die Hauptwirkung übte der Baron von Münchhausen aus, eine echt Lienhardsche Gestalt, beileibe nicht der Lügenbold der Überlieferung, sondern ein verkappter Dichter, der das innerlich und phantastisch Erlebte als wirkliches Geschehen nimmt, was freilich seiner Umgebung als simples Lügen erscheint. Eine reiche Natur, die vom Versumpfen in landjunkerlicher Umgebung sich nur bewahrt, indem sie mit allen Kräften der Phantasie und bei jeder Gelegenheit sich der Wirklichkeit flügelschlagend entwindet. Dabei ist er mit soviel menschlichen Vorzügen ausgestattet, daß er immer als Edelmann, deutscher Edelmann wirkt. Bettelarm an Gut, reich an Einbildungskraft; das Haus zerfällt, die Dienerschaft betrügt ihn, aber seine innerlichen Erlebnisse sind so überwältigend, daß das Dasein um ihn her garnicht an ihn herankommen kann. Die überlieferte Gestalt Münchhausen hat also eine Vertiefung erfahren, die nicht etwa konstruiert ist, sondern genau auf der Linie liegt, die dichterische Deutung einem undeutlichen oder zweifelhaften Charakter geben kann. Diese Gestalt birgt aber für den Dichter, der sie dramatisch verwenden will, eine große Gefahr in sich. Münchhausen ist ein Erzähler, er ist in der Überlieferung ein Erzähler, und er muß auch seinem Wesen nach bei Lienhard ein Erzähler sein. Und so erscheint denn als Held eines dramatischen Werkes ein Mensch, dessen Wesen durchaus undramatisch ist. Lienhard hat sich nun zu helfen versucht, indem er einen Nachbar Münchhausens auf den Gedanken kommen läßt, drei seiner Vettern dem guten Baron als die drei größten Genies seiner Zeit: Goethe, Cagliostro und Lavater vorzustellen. Daraus ergibt sich die eine oder andere hübsche Situation, zu einer Handlung kann es aber nicht kommen, da der ganze Konflikt durch Worte ausgetragen wird. Zwei Liebesgeschichten dienen dazu, das lebensunkundige Wesen des Barons zu beleuchten, Entwickelung bringen auch sie nicht. Die Frau Ingrid, Hausdame bei Münchhausen, hätte eine Entwickelung oder wenigstens Veränderung des Münchhausen-Charakters bringen können, wenn Münchhausen sich wirklich in sie verliebt hätte, um zum Schluß Gelegenheit zu haben zu resignieren, da ihm ein anderer die Braut heimführt. Derartiges scheint Lienhard vorgeschwebt zu haben, doch wird die Absicht insoferne undeutlich, als der Baron auf der Bühne den Eindruck macht, Ingrid nur deshalb zur Baronin Münchhausen machen zu wollen, um den thüringischen Vettern (oder vielmehr den drei größten Genies seiner Zeit) ihre unartige Geringschätzung der Hausdame gegenüber beschämend vorzuwerfen. Sehr hübsch ist die Figur eines alten Gärtners, der mit seiner resignierten Menschenverachtung das Wesen seines Barons reizvoll ergänzt. Die Aufführung war gut, die Verkörperung Münchhausens durch Hans Fritz Gerhard sogar vortrefflich.

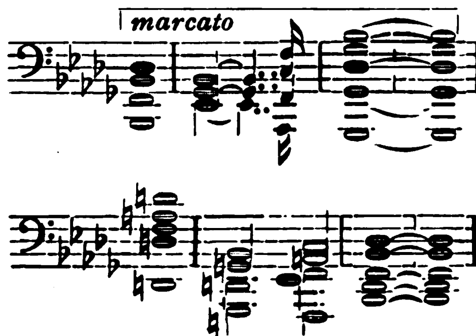
Herwig.

Musik

‚Die Alpensinfonie' von Richard Strauß erlebte am 28. Oktober in der Berliner Philharmonie durch die Dresdner Kgl. Kapelle unter Leitung des Komponisten die Uraufführung. Die Spannung, mit der dieses Ereignis in weiten Kreisen erwartet wurde, seine aufdringliche Vorbereitung durch den größten Teil der Tagespresse und endlich die glänzende Versammlung künstlerischer und gesellschaftlicher Größen von nah und fern, die der ‚große Tag' in Berlin vereint hatte: — all das hat gezeigt, daß die äußere Anziehungskraft des Namens und der Kunst von Richard Strauß jedenfalls auch in der Kriegszeit keine Einbuße erlitten hat. Die künstlerischen Eindrücke freilich, die man mit hinwegnahm, waren weniger überzeugend und konnten die Erinnerung an die Zweifel, durch die gerade heute wieder Straußens Wertung als Künstler angefochten wird, auch bei dem nicht ganz verdrängen, der diesen Zweifeln grundsätzliche Bedeutung absprechen zu dürfen glaubt.

Die ‚Alpensinfonie' ist durch eine Pause von beinahe zwölf Jahren von der letzten großen sinfonischen Schöpfung des Künstlers, der im März 1904 in New-York aus der Taufe gehobenen ‚Sinfonia domestica', geschieden. Aber sie berührt sich mit jener Vorgängerin und mancher anderen noch früheren orchestralen Tondichtung ihres Urhebers durch den sozusagen ‚persönlichen' Charakter. Strauß hat, wie dort, so auch hier, unmittelbar aus dem Leben geschöpft. Durch langjährigen Aufenthalt in bayrischen Gebirgsorten, im idyllischen Marquartstein, im malerischen Garmisch, lernte der Künstler den Zauber der Bergwelt kennen, und aus solchen Stimmungen heraus hat sich ihm offenbar die Idee seiner ‚Alpensinfonie' erschlossen. Was es mit dieser Idee für eine Bewandtnis hat, das zeigt am besten die Folge der Überschriften, durch die Strauß das musikalische Geschehen in seiner Partitur begleitet: ‚Nacht', ‚Sonnenaufgang', ‚Der Anstieg', ‚Eintritt in den Wald', ‚Wanderung neben dem Bache', ‚Am Wasserfall', ‚Erscheinung', ‚Auf blumigen Wiesen', ‚Auf der Alm', ‚Durch Dickicht und Gestrüpp auf Irrwegen', ‚Auf dem Gletscher', ‚Gefahrvolle Augenblicke', ‚Auf dem Gipfel', ‚Vision', ‚Nebel steigen auf', ‚Die Sonne verfinstert sich allmählich', ‚Elegie', ‚Stille vor dem Sturm', ‚Gewitter und Sturm', ‚Abstieg', ‚Sonnenuntergang', ‚Ausklang', ‚Nacht'. Kraft eines solchen Vorwurfs hätte das neue Werk sehr wohl ein Stück Heimatkunst werden und dadurch zeitgemäße Bedeutung in weitest tragendem Sinne gewinnen können, wenn es seinem geistigen Inhalt nach nur ein klein wenig — echter und tiefer ausgefallen wäre. Aber leider — und damit ist sogleich das Ausschlaggebende der durch den neuen Strauß gewonnenen Eindrücke berührt — kann man sich der Empfindung nicht verschließen, daß der Schöpfer dieser ‚Alpensinfonie' über dem lockenden äußeren Bilderreichtum seines Vorwurfs des eigentlichen Stimmungshintergrundes nur zu sehr vergaß. Der Strauß-Biograph Steinitzer vertritt in seinem recht empfehlenswerten thematischen Führer zur ‚Alpensinfonie' freilich eine andere Ansicht, indem er betont, daß es sich bei dem Werke nicht um die Übersetzung von Landschaftsbildern in Orchesterfarben, sondern um den Ausdruck innerer, an diese Bilder anknüpfender Erlebnisse handelt. Gewiß, ein solcher Ausdruck innerer Erlebnisse hätte die ‚Alpensinfonie' werden sollen, um eine ähnliche Stellung in der jahrhundertealten musikalischen Landschaftsmalerei einnehmen zu können, wie etwa Beethovens Pastoral-Sinfonie. Strauß hat wohl auch eine dahinzielende Absicht verfolgt und darum schon in der äußeren Anordnung seines Programms neben rein malerischen Momenten auch dem ‚Psychischen' (Vision, Elegie u. dgl.) Raum gegeben. Aber gerade hier fehlt

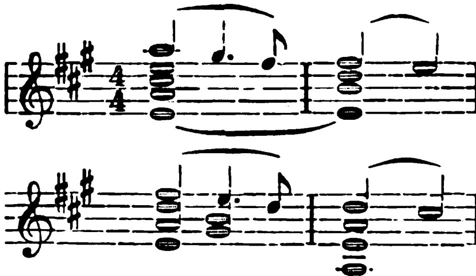
seiner Musik das wirklich Überzeugende; dazu hätte vor allem eine bedeutendere thematische Erfindung gehört, als sie sich in seiner Partitur kundtut. Ein einziges Thema der ‚Alpensinfonie' wird der Größe des gewählten Vorwurfs wenigstens einigermaßen gerecht; das ist die majestätische Akkordfolge:



die als feierlich anmutendes Abbild der Bergwelt selbst gemeint ist. Aber gerade dieser Tongedanke spielt in der Entwicklung des Ganzen eine verhältnismäßig geringe Rolle: er taucht nur an einigen Wendepunkten auf. Sonst arbeitet die Partitur vorwiegend mit recht harmlosen Akkordfigurationen und Tonleiterfragmenten, und wo sie ja einmal die breitere melodische Phrase in ihren Dienst zieht, wie z. B. mit dem an Bruchs bekanntes g-moll-Violinkonzert anklingenden Thema der ‚Erscheinung':



oder gar mit dem süßlichen ‚Sonnenmotiv':



da geschieht dies in nichts weniger als glücklicher Weise. Namentlich das zuletzt zitierte Gebilde, das breite Strecken des musikalischen Geschehens beherrscht, verleiht dem Gesamteindruck etwas so Unechtes, ‚Salonmäßiges', daß es einem schwer wird, an den Ernst des Werkes zu glauben.

Wird so die ‚Alpensinfonie' den letzten Forderungen, die man an sie als Kunstwerk zu stellen hat, nicht gerecht, so vermittelt sie andrerseits doch auch Eindrücke positiven Charakters. Diese liegen vornehmlich auf der technischen Seite. Technisch ist diese Partitur ein Zeugnis reifster Meisterschaft, das als solches rückhaltlose Bewunderung verdient. Zwar zeigt sich auch der Techniker oder — was so ziemlich das gleiche besagt — der Kolorist Strauß in der ‚Alpensinfonie' nicht eigentlich von neuen Seiten. Man hat die in allen Farben schillernden Klangmischungen seiner jüngsten Tondichtung für sich, wie in der Art ihrer geschickt kontrastierten Zusammensetzung, schon mehr als einmal bei ihm gehört. Aber wie Strauß das macht, wie er den Riesenapparat seines Orchesters im Dienste seiner malerischen Ziele meistert, das fesselt doch stets wieder aufs neue. Dabei zeichnet sich die Partitur der ‚Alpensinfonie' zweifellos noch durch eine ganz besondere Reife und Klarheit der Formgebung aus. Sowohl was den Aufbau im großen betrifft, der die mannigfachen Einzelbilder zu einer in wundervoll geschlossener Architektonik verlaufenden Linie zusammenfaßt, als auch in der Ausführung dieses einzelnen selbst. Verhältnismäßig selten verliert sich Strauß hier ins Problematische — ganz entschieden eigentlich nur in der lärmenden, mit Wind- und Donnermaschine arbeitenden Gewittermusik, bei der der verhängnisvolle Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen beinahe schon getan scheint. Sonst könnten etwa noch die Almklänge mit dem, freilich schon von Gustav Mahler konzertsaalfähig gemachten Herden-

geläute und die etwas sehr schrill plätschernden Kaskaden des Wasserfalls Bedenken erregen. Kühnheiten wie die gleich Eisnadeln stechenden Tonfolgen der Gletscher-Episode oder den etwas futuristischen Klangduft, den die 'blumigen Wiesen' ausstrahlen, nimmt man im Dienst der Ausdruckscharakteristik dagegen gerne hin. Weite Strecken des Werkes geben sich aber überhaupt mit einer so weisen Mäßigung, einem so ausgesprochenen Sinn für ruhigen, satten Wohlklang, daß gerade dadurch die 'Alpensinfonie' schließlich doch noch eigenes Profil erhält. Schon an der vor Jahresfrist erschienenen 'Josephslegende' ließ sich Ähnliches beobachten: — es scheint, daß auch der Techniker Strauß die Zeit des 'Anstiegs' endgültig überwunden und den Gipfel meisterlicher Abklärung erreicht hat. Und wenn reifes meisterliches Können nicht nur Gegenstand des Respektes, sondern auch des Genusses ist, dann erscheint die 'Alpensinfonie' in gewissem Sinne doch auch als ein wirklich genußreiches Erlebnis. Der Musiker wird jedenfalls immer wieder gerne einmal die Partitur lesen oder in klanglicher Verlebendigung an sich vorüberziehen lassen, und auch der Laie findet in ihrem blitzenden Farbenreichtum und ihrer breite Strecken beherrschenden wohligen Kantilene so viel äußere Anregung, daß es dem Werke an Erfolg nie fehlen wird, wo sich ein gutes Orchester in seinen Dienst stellt. Dies haben auch die bisherigen Wiederholungen gezeigt. Eine minderwertige Aufführung freilich wird seine inneren Schwächen sofort erbarmungslos enthüllen.

Dr. Eugen Schmitz.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse Literatur

Von der mittelalterlichen Theologie sind es immer wieder die Schriften der Mystiker, die den modernen Menschen am unmittelbarsten ansprechen. Dr. Jos. Bernhart hat in der 'Sammlung Kösel' eine Auswahl aus den Schriften **Meister Eckharts** herausgegeben und mit einer Einleitung versehen, die trotz der nur 22 Seiten zum Besten gehört, was über den thüringischen Dominikaner, seinen Zusammenhang mit der Scholastik des Aquinaten, seine Irrtümer und die soziale Bedingtheit seiner deutschen Schriften in letzter Zeit gesagt wurde. Die Auswahl ist von dem lebendigmachenden Gedanken bestimmt, was Eckhart uns Heutigen noch zu geben habe, eine Frage, auf die jede Seite des knappen und wohlfeilen Bändchens (201 S., 1 M.) uns antwortet: viel, sehr viel! — **'Am Bau der Zukunft'** nennt Engelbert Krebs eine Reihe von 'Gedanken über den großen Krieg' (Herder 1915, 145 S., gebd. M. 1.80), deren erstes Bändchen: 'Die Stunde unserer Heimsuchung' bereits unter den 'religiösen Kriegsschriften' (August-Heft) mit Auszeichnung besprochen wurde, und deren zweite Reihe die dort begonnene Aufgabe mit gleichem Geschick und gleicher Wärme fortführt. Der Verfasser knüpft an die großen Geschehnisse und Tatsachen des Krieges an, führt aber mit packenden Gedanken darüber hinaus, geeignet, die Herzen vorzubereiten für die große Arbeit am Bau der Zukunft. Wie diese Aufgabe auch immer gelöst werde, die Lösung selbst wird nur unter der gleichen Einmütigkeit und innerlichen Verbundenheit des ganzen deutschen Volkes möglich sein, die uns bis jetzt auch auf den Weg geführt hat, der den endgültigen Sieg verheißt. Diese Einmütigkeit wird sich vor allem in der Vermeidung des deutschen Erbübels, der konfessionellen Zwietracht, die von je die Mutter aller anderen Zwietracht war, bekunden müssen. Toleranz im wahren Sinn des Wortes wird die Parole für die Zukunft heißen müssen. Aber was ist Toleranz? Diese Frage zu beantworten, kann ein Buch des belgischen Jesuiten Dr. Arthur Vermeersch, **Die Toleranz.** Deutsch von Dr. Scheuerer (Herder 1914, 334 S., gebd. M. 4.50) unschätzbare Dienste leisten. Der Verfasser geht mit wissenschaftlichem Ernst an die Erörterung heran und scheut sich nicht, jeden denkbaren, auch seinem Standpunkt ungünstigen Einwand zu Wort kommen zu lassen. Die Grundsätze werden klar und einwandfrei gerade aus dem Er-

fahrungskreis des modernen Menschen heraus dargelegt und ihre Anwendung in der Geschichte geprüft. Mit seinem Ernst und reinem Willen zu leidenschaftsfreier Erkenntnis macht das Buch einen starken Eindruck und ist geeignet, Vorurteile, die heute als unumstößliche Axiome des modernen Denkens gelten, über den Haufen zu werfen. Kürzer und temperamentvoll faßt die gleiche Frage der Freiburger Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob an in den in 3. und 4. Aufl. vorliegenden 6 Vorträgen: **‚Die Toleranz und Intoleranz der katholischen Kirche‘** (ebda., 97 S. gebd. M. 2.–). Die Art, wie die Bartholomäusnacht erklärt wird, gefällt uns bei Vermeersch, der sie mit Jules Lemaître als eine rein politische Angelegenheit erklärt, und damit vom kirchlich-religiösen Standpunkt aus preisgibt, besser als bei Hansjakob, der sie als eine (übrigens höchst unmoralische und schändliche) ‚Notwehr‘ bezeichnet. Die wahren Begriffe, soweit die katholische Kirche in Betracht kommt, wird man auch in der Frage der Toleranz immer erst gewinnen können, wenn man ihre Lehre wirklich im ganzen Umfang kennt und in ihrer Tragweite für alle Lebensgebiete richtig zu beurteilen versteht. Unter den neueren Büchern, die als Leitfaden hierzu dienen können, sei auf das Buch **‚Der katholische Glaubensinhalt.** Eine Darlegung und Verteidigung der christlichen Hauptdogmen für Lehrer und Katecheten‘. Von D. J. Klug (Schöningh, Paderborn 1915. 520 Seiten brosch. M. 5.50) aufmerksam gemacht. Der Verfasser, als religiöser Schriftsteller vor allem durch sein ‚Sonntagsbuch‘ (ebda., 11.—16. Tausend) geschätzt und bekannt, erweist sich nicht nur als ein guter Methodiker, sondern auch hier wie anderwärts als feiner Psychologe, dem allezeit der moderne Mensch mit seiner komplizierten Seele und seinen inneren Hemmungen vor Augen steht (vrgl. u. a. den Abschnitt: Weltleid und Welterlösung, der auch eine schöne Stilprobe darstellt). Mag daher sein Buch auch in erster Linie für Lehrende gedacht sein, so ist es doch auch in den Händen solcher gebildeten Laien am rechten Platze, die sich in bezug auf den katholischen Glaubensinhalt erstmals orientieren bzw. von neuem und besser unterrichten wollen. Mit der katholischen Lehre hängt es aufs innigste zusammen, daß **‚Die Wiedervereinigung im Glauben‘**, welcher der Franziskaner Gilbert Menge (Herder 1914, Bd. I. 274 S. geb. M. 4.60) eine größere Untersuchung widmet, ihr niemals rastender, immer von neuem wieder laut werdender Wunsch sein muß. Obwohl längst vor dem Kriege geschrieben, spricht das Buch Menges Gedanken aus, die tief in die Betrachtungen der ernstesten Denker dieser Zeit einschneiden. Ohne sich auf die Geschichte der Unionsbewegung auch nur einzulassen (deren führender Geist Leibniz wird nicht mehr als einmal flüchtig genannt), geht der Verfasser sofort auf den Wert der Wiedervereinigung ein, beschreitet sodann die Wege zur Glaubenseinheit, erweist sie u. a. als ein Werk der Vaterlandsliebe, sieht aber zunächst den Erfolg nur auf dem Weg der Arbeit im kleinen und läßt diesen ersten Band in die Forderung der echten Toleranz ausklingen: ‚Hüten wir uns ferner, den Kampf um das Glaubensgut auf das Gebiet der Politik hinüberzuleiten. Als gleichberechtigte Bürger desselben Staates müssen Katholiken und Protestanten es als ein Vergehen betrachten, eine Konfession in ungerechter Weise zurückzudrängen. Diese politische Toleranz billigt auch die katholische Kirche.‘ — Als einen schön gezierten Kragstein zu dem Einheitstempel der Zukunft dürfen wir den Band: **‚Zeitfragen und Zeitaufgaben‘.** Gesammelte Reden von Michael von Faulhaber, Bischof von Speyer‘ begrüßen. (Herder 1915, 376 S., geb. M. 5.60.) In fünf Büchern vernehmen wir ‚Religiöse Zeitstimmen‘, Gedanken über ‚Unsere Schulaufgabe im 20. Jahrhundert‘, eine ‚Antwort auf Frauenfrage‘ und das Bekenntnis zur Kirche‘. Besonders hervorgehoben sei der Vortrag über ‚Calderon, der Meistersänger der Bibel in der Weltliteratur‘.

Dichtung und Literatur

Wenn wir Religion und Poesie in der erhabensten Form des zur Dichtung Gewordenen erleben wollen, so werden wir immer mit in erster Linie an Dante und seine Göttliche Komödie denken. Aber man kann, wie Prof. Fritz Kern in den **Dante** betitelten ‚vier Vorträgen zur Einführung in die Göttliche Komödie‘ (Mohr, Tübingen 1914, geb. M. 3.—) richtig vorausschickt, bei Dante ‚nicht raten — was sonst bei jedem Dichter das Beste ist —, den Urtext ohne weiteres zu lesen. Eine erste Führung ist notwendig‘. Sie ist hier ebenso knapp wie verständlich und verständnisvoll geboten. Selbst neben der bekannten größeren Einführung von Else Hasse, ‚Dantes Göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen‘ (Kösel 1911), ist das Büchlein von Kern wertvoll, weil es bei vielen Textproben ermöglicht, die Dichtung in raschem Über-

blick im Grundriß und den Hauptlinien zu umfassen.

Wer darnach zur Dichtung selber greift, findet eine neue, ebenso schöne als wohlfeile Taschenausgabe auf Dünndruckpapier bei Cotta: **Dantes Göttliche Komödie**, übersetzt von Otto Gildemeister (in Leinw. M. 3.—), eine derjenigen Übersetzungen, die Genauigkeit mit sprachlicher Schönheit auch in gereimter Form zu verbinden wissen. Die Herdersche Parallelausgabe von Zoozmann, deren 4. Bd. das ‚Neue Leben' und die kleinen Gedichte enthält, ist für den, der sich näher mit der Dichtung auch im Urtext befassen will, ein äußerst bequemes Hilfsmittel. — Fast von Jahr zu Jahr werden immer neue Anläufe unternommen, um endlich zu derjenigen Verdeutschung der Divina Commedia zu gelangen, die der Tieck-Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung an die Seite treten kann. Als jüngster Versuch liegt L. Zuckermandels Übertragung von **‚Dantes Paradies'** in gereimten Terzinen vor (Heitz & Mündel, Straßburg 1914. Brosch. M. 4.50). Ohne daß man sagen könnte, es sei die Verdeutschung, muß man die Leistung doch mit Achtung nennen. Nur eine ganz genaue Vergleichung mit den vorhandenen könnte ihre Eigenart ins Licht stellen; jedenfalls kann sie es, wenn auch nicht im ganzen, so doch in vielem einzelnen mit der Gildemeisterschen aufnehmen, ja sie übertrifft sie nicht selten durch die größere Schlichtheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, ohne der Genauigkeit des Sinnes etwas zu vergeben. —

Unter den religiösen Gedichtbüchern steht **das Geistliche Jahr** in Liedern auf alle Sonn- und Festtage von Annette von Droste-Hülshoff wohl allezeit in vorderster Reihe. Aber die bisherigen Ausgaben ließen viel zu wünschen übrig infolge von Lesefehlern, Lücken und mangelhafter Interpunktion. Ist doch die Handschrift oft kaum leserlich und durchsetzt mit Lesarten, von denen auch die jüngsten nicht immer wirkliche Verbesserungen sind. Hier hat nun ein so hervorragender Philologe wie Jostes einmal gründliche und saubere Arbeit zu machen gesucht und das vorläufige Ergebnis seiner höchst interessanten Entzifferungen in einem Neudruck vorgelegt (der Handschrift der Dichterin getreu herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Franz Jostes-Münster. Aschendorff, Münster 1913; 8° 232 S., geb. M. 2.25).

In einem Nachwort gibt der Herausgeber über sein Verfahren Rechenschaft und kündigt die Herausgabe sämtlicher Lesarten an. Sie werden höchst bedeutsame Einblicke in eine Dichterwerkstatt gewähren. Eine sowohl durch das zart und fein abgestimmte Äußere wie durch ungewöhnliche Wohlfeilheit beachtenswerte Ausgabe der sog. Sämann-Bücher sind **‚Eichendorffs Gedichte'**. Mit 24 Bildtafeln nach Radierungen und acht Zeichnungen von H. Volkert. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Kurt de Bra (Rich. Keutel, Stuttgart, 170 S., geb. M. 1.—). Die Volkertschen Radierungen machen das Büchlein zu einem Kleinod, so tief und rein sind sie aus dem Wesen der Poesie dieses Romantikers heraus empfunden. — Die ‚Deutsche Bibliothek in Berlin', wie sich ein Verlag nennt, der hundert Bücher (gebunden in Lwd. M. 1.—, gebunden in Leder M. 3.—) herausgibt, die eine ‚Sammlung von hundert der besten Bücher' darstellen sollen, legt als hundertsten Band **‚Krone des Lebens, Goethes Gedichte'** vor. Die von Bruno Wille besorgte Auswahl, die die Gedichte der Liebe: (‚Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe bist du') — in größerer Zahl bietet, ist mit Umsicht und ohne Bevorzugung des Erotischen getroffen und rechtfertigt den im Vorwort ausgesprochenen Gedanken, daß Goethes Dichten einen metaphysischen Grund habe. Da die Sammlung der Deutschen Bibliothek unter die ‚hundert der besten Bücher' auch solche wie Feuerbachs Wesen der Religion und manches Ähnliche rechnet, ist sie nicht allgemein zu empfehlen.

In bezug auf neue Klassikerausgaben kommt es hier weniger auf ein ins einzelne gehendes Urteil als vielmehr nur darauf an, über deren Fortschritte bezw. Vollendung zu berichten. Die große **Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken** (Georg Müller, München), von allen Ausgaben wohl die ansehnlichste, und durch chronologische Anordnung des Stoffes ausgezeichnet, ist bis zum 27. Bande vorgeschritten und wird einmal einschließlich der Ergänzungsbände: Goethebildnisse u. zeitgenössische Urteile im ganzen etwa 40 Bände umfassen. Sie ist die einzige, die dem Freund schöner Bücher, sofern er nicht auf den Preis zu sehen hat, genügen kann. Vollständiger ist die Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek (Bong, Berlin) insofern, als sie alle bis jetzt bekannt gewordenen Schriften Goethes enthält, eine Vollständigkeit, auf die die Propyläen-Ausgabe schon um deswillen verzichtet, weil sie u. a. auch alle wichtigen, für die Entwicklung Goethes bedeutsamen Briefe bringt. Jene billige, von Prof. Alt und anderen besorgte Ausgabe ist mit 20 Bänden zu M. 2.— vollständig geworden. Ein Hauptvorzug dieser Ausgabe ist das

gründlich gearbeitete Gesamtregister. Unter den wohlfeilen Ausgaben tritt sie nur mit derjenigen von Hesse & Becker in Wettbewerb, die jedoch nicht die zeichnerischen und andere veranschaulichenden Beilagen, z. B. Goethes Pflanzenstudium betreffend, enthält. Übrigens sind die sehr billigen und schönen Klassiker-Ausgaben des Hesse & Beckerschen Verlags unter der Bezeichnung **Deutsche Klassiker-Bibliothek** zeitgemäß umgestaltet worden. Schöne Schrift, guter Druck, holzfreies Papier und geringer Preis sind die äußeren Vorzüge dieser mit Umsicht bearbeiteten Ausgaben, über deren Reichtum man sich am besten aus dem dem Novemberheft beigehefteten Prospekt unterrichtet.

Unter den Versuchen, einen dichterischen Text rein und wohlgeordnet herzustellen, ist keiner so interessant und bedeutsam, wie der um Hölderlins Werk. Das tut besonders die ‚Historisch-kritische Ausgabe von **Hölderlin, Sämtliche Werke.** Unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß besorgt durch Norbert von Hellingrath‘ (Verlag Georg Müller, München, pro Band br. M. 5.—, geb. M. 8.—) dar. Von dieser einzigartigen Ausgabe, die noch manche Beschäftigung mit ihr notwendig macht, liegen der 1. und 5. Band vor, die Jugendgedichte und Briefe und die Übersetzungen und Briefe enthaltend. Die Ausgabe will ‚allen Würdigen in würdiger Form den Dichter geben, ohne willkürlich seine Hinterlassenschaft runder und geordneter scheinen zu lassen, als sie es ist, ohne in übertriebener Gelehrsamkeit sie zu zerpflücken oder zu ersticken‘.

Von Ausgaben neuerer Dichter ist die groß angelegte und auf endgültigen Text bedachte Ausgabe von **Otto Ludwigs Werken** (Georg Müller, München) auf vier Bände fortgeschritten, auf die noch besonders wird zurückzukommen sein. — Der Krieg hat offensichtlich bei manchen Unternehmungen dieser Art die Fortsetzung nur insofern gehemmt, als manche der Herausgeber ihre friedliche Arbeit daheim mit der kriegerischen im Felde vertauschen mußten; wo dieses Hindernis aber nicht in Betracht kommt, wie z. B. bei den neuen, ebenso schönen wie wohlfeilen Ausgaben der Schriften Peter Roseggers, Wilhelm Raabes, Theodor Storms und Gustav Freytags und Fontanes, da haben wir den herrlichsten Zuwachs volkstümlicher Büchereien und ein erfreuliches Symptom der Stärke und Gesundheit unserer Volkswirtschaft erlebt. Von **Wilhelm Raabes sämtlichen Werken** (Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Hermann Klemm in Berlin-Grunewald) ist die zweite der auf drei Serien zu 6 Bänden berechneten Gesamtausgabe erschienen. Die Chronik der Sperlingsgasse, die mit ihrem einspinnenden Zauber der Kleinstadtpoesie des Dichters Ruf begründete, und der ‚Hungerpastor‘, der ihn endgültig befestigte, hatten die erste Reihe eröffnet. Sie umfaßt bis zu dem Novellenkranz ‚Der Regenbogen‘ des Erzählers Frühwerke. Mit ‚Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge‘ beginnt die zweite Reihe und damit der Aufstieg zu der immer reifer werdenden Kunst, aber auch zu dem stets philosophischer einherschreitenden Humor Raabes, der jedoch bei all den mannigfachen barocken Formen, die er annimmt, die Innigkeit und Wärme des Gemüts und jenes kichernde Behagen hervorbringt, das den Umgang mit seinen besten Schriften unvergeßlich macht. Horacker, Die Kinder von Finkenrode, Christoph Pechlin, Der Dräumling, Deutscher Mondschein, Meister Autor, Die Krähenfelder Geschichten, Wunnigel, Deutscher Adel, Fabian und Sebastian, Alte Nester und Prinzessin Fisch sind die die zweite Serie ausmachenden Werke, alles Schöpfungen von solcher Deutschheit, weniger der Gesinnung als des Gefühls und des Charakters ihrer Gestalten, daß es weniges in der deutschen Erzählungsliteratur gibt, was in diesem Punkt ihnen gleichgestellt werden könnte. Raabe war bei Lebzeiten keiner der im Schwang der Mode gehenden Autoren. Die Besinnung auf das Beste und Tiefste im deutschen Wesen, die dieser Weltkrieg wohl allgemein machen wird, könnte und müßte auch für Raabe den Anbruch eines neuen Tages bedeuten. Die ebenso schöne wie wohlfeile Ausgabe (je 6 Bde. geb. M. 24.—) kommt zu guter Stunde. Das in Humor verklärte Leid, das den Hauptinhalt von Raabes Weltempfindung bildet, ist jetzt zu breit über die Welt ausgegossen, als daß nicht auch der vielfarbige Regenbogen sich versöhnend darüber spannen müßte. — Ebenfalls ein Dichter der niederdeutschen Tiefebene, nicht so schwerblütig wie Raabe, aber liebeselig verträumt und ein gestaltungskräftiger Sinnierer ist Theodor Storm. Die bei Georg Westermann in Braunschweig erschienenen sämtlichen Werke in acht Bänden haben unlängst einen neunten Nachtragsband erhalten mit dem Sondertitel **Theodor Storm,** Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken (Braunschweig 1913, geb. M. 3.50). Eine aus den sechziger Jahren stammende, neu aufgefundene Erzählung ‚Am Kamin‘, in der Storm acht kleine Spukgeschichten mit

Humor vereinigt hat, schließen den Band an die Vorgänger an, und wenn die 32 Druckseiten füllenden Geschichtchen auch inhaltlich nicht die Höhe der durchschnittlichen besten Gaben Stormscher Erzählungskunst aushalten, so verraten doch auch sie die Meisterhand, und man begreift, daß der Dichter selbst sie in seine Werke hatte aufnehmen wollen, wovon er nur abgehalten worden ist, weil die damals schon selten gewordene Zeitschrift, die sie gebracht hatte, ebenso wenig aufzutreiben war wie die Originalhandschrift. Was der Band sonst noch bringt, ist, weil Storm auf dem Gebiet der Kritik und der Kulturgeschichte außer in seinen Briefen mit Gleichstrebenden, nur wenig hinterlassen hat, um so wertvoller. Manche ästhetische Frage, die uns Heutige vor allem beschäftigt, wie die des Verhältnisses von Stoff, Gehalt und Form, wird mit sicherem Künstlerinstinkt berührt, und wenn auch die von Storm besprochenen Bücher selbst heute unter unsern Gesichtskreis gesunken sind, so bleibt doch die feine und sichere Art, mit der hier ein Schaffender solche Aufgaben löst, allzeit lehrreich. Einige nachgelassene autobiographische Blätter und ein Anhang von Anmerkungen, die vielseitige Beziehungen herstellen, sowie ein gutes Namen- und Sachregister beschließen den schätzbaren Band. — Während die ältere Ausgabe von **Storms sämtlichen Werken** in vier Doppelbänden fortbesteht, hat deren Verleger eine neue wohlfeile in fünf gebundenen Bänden mit ungekürztem Inhalt zum Preise von nur 15 M. herausgebracht, die nicht verfehlen wird, diesem allerdings nur für reife Menschen in Betracht kommenden Autor neue Leser und — Käufer zuzuführen. — Des Dichters Tochter, die des Vaters Leben geschrieben hat, gab neuestens auch die ‚**Briefe an seine Braut**' (Westermann, 1915, 313 S., geb. M. 6.—) heraus. Als biographischer Beitrag zur Kenntnis des Menschen Storm höchst wertvoll, enthalten sie an literarischen Gedanken und Betrachtungen allerdings wenig. Es ist ein stilles, nachhaltiges Werben um die Liebe eines einfachen, und offenbar nicht leidenschaftlichen Mädchens, ein reines und liebevolles Besonnen einer knospenhaften Seele, damit sie sich dem Tag der Liebe erschließe und reif werde für das geistige Zusammenleben mit dem mählich wachsenden Dichter. Man wird diese Dokumente einer zweifellos heißen Dichterseele nicht lesen, ohne die zarte und keusche Zurückhaltung zu bewundern, die, mit einer fast altväterlichen Biederkeit gemischt, das Verhältnis der Geschlechter in diesen Tagen, verglichen mit den Erscheinungen einer späteren Zeit, im besten Lichte zeigt.

Der hundertste Geburtstag Emanuel Geibels hat eine Reihe von Neudrucken gebracht (vgl. Oktoberheft S. 127), unter denen die von R. Schacht besorgte Ausgabe von **Emanuel Geibels Werken** in den neuen billigen Klassikerausgaben des Verlags Hesse & Becker, Leipzig, die vollständigste und preiswerteste (geb. M. 2.50) ist. Obwohl der Vertreter einer älteren Form der lyrischen Dichtung, gehört Geibel doch noch zu denjenigen Poeten, die um der einfachen Empfindungen und des Wohlklangs der Form willen zahlreiche Leser haben.

Im kommenden Jahre werden hundert Jahre verflossen sein, daß zu Kreuzburg in Schlesien Gustav Freytag geboren wurde. Wohl nicht ohne Beziehung hierzu erscheint endlich die erste wohlfeile Ausgabe von **Gustav Freytags gesammelten Werken** in zwei Serien zu je 8 Bänden (Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin-Grunewald); die Serie geb. in Lwd. M. 32.—. Gustav Freytag ist mit dem Aufstieg des deutschen Volkes aus seiner Zersplitterung zu Einheit und Macht aufs innigste verwachsen. Er gehört zu seinen Erziehern. Das spiegelt sich vor allem in seinen Werken. Wie nicht wenige hat er dort bürgerlicher Tüchtigkeit und bürgerlichem Arbeitsgeist ein Preislied gesungen. Wenn wir heute im größten Stile die Früchte dieser Tüchtigkeit ernten, so ist es am Ende nicht unwichtig, daß wir an der Hand so eindringlicher Schilderungen guter deutscher Art, wie sie in den Romanen Freytags vorliegen, uns der Wurzeln sittlicher Kraft erinnern, aus denen des heutigen Reiches Macht und Herrlichkeit erwachsen ist. Hier liegt die Bedeutung, die Freytag, der Dichter, für uns noch hat, mag vielleicht seine Erzählungsweise diesen oder jenen auch schon etwas veraltet anmuten. Lesen wir doch auch Dickens und Balzac, ohne uns dabei von dem stören zu lassen, was wir an ihnen als unmodern und technisch unbeholfen empfanden. Und doch kann es Freytag an erzählerischen Fähigkeiten mit jedem von beiden aufnehmen. Ist seine Welt auch enger, so ist sie dafür deutsch, und was den Vergleich mit dem großen Franzosen betrifft, so zeigt der deutsche Erzähler sich von einem Gefühl der sittlichen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft beherrscht, wie sie selbst bei dem Engländer nicht schöner ausgebildet ist. Wenn Freytag in seinen ‚Ahnen' nicht mehr die Frische und Unmittelbarkeit seines ersten Romans ‚Soll und Haben' durchweg aufbrachte und

die künstlerische Kraft dabei zuweilen versagte, so bleibt ihnen doch das durch kein ähnliches neues Werk abgelöste Verdienst, auch heute noch den ganzen Werdegang unseres Volkes in den Rahmen einer mit großem kulturhistorischen Blick entworfenen Bilderreihe eingespannt zu haben. Daß sich sein protestantischer Standpunkt dabei, insbesondere wo es sich um das Zeitalter der Glaubenskämpfe handelt, bemerkbar macht, ist wohl ohne weiteres verständlich, doch versagt er hier mehr durch Unterlassung als durch Feindseligkeit. Jedenfalls darf man sich, ‚alles in allem genommen, von Herzen freuen, daß Deutschland einen solchen Dichter besitzt‘ (Brugier). Nicht ganz so zurückhaltend ist er in den ob ihrer Darstellung auch von der zünftigen Geschichtsschreibung hochgeschätzten ‚Bildern aus der deutschen Vergangenheit‘, während seine Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst und selbstverständlich auch seine dramatischen Arbeiten sich in Bahnen bewegen, die kaum Vorbehalte notwendig machen. So können wir auch von unserm Standpunkte sein schriftstellerisches Werk im ganzen eine erfreuliche Erscheinung nennen und wünschen, daß die neue wohlfeile Ausgabe es auch solchen gebildeten Schichten, die sich in bezug auf ihn bis jetzt auf die Leihbibliothek angewiesen sahen, möglich macht, ihm ganz oder serienweise in der eigenen Bücherei den verdienten Platz anzuweisen.

Die vom Verfasser selber neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe von **Peter Roseggers gesammelten Werken** (Staackmann, Leipzig; der Band geb. in Pappband M. 2.50, in Halbperg. M. 4.—) ist seit unserer letzten Besprechung bis zum 28. Band fortgeschritten. Die prächtigen Erzählungen ‚Sonderlinge‘ (Bd. 23), ‚Das Buch der Novellen‘ (24), der Kulturroman ‚Erdsegen‘ (25), die ‚Geschichten aus Steiermark‘ (26), die Erzählungen ‚Fremde Straßen‘ (27) und die Erzählung ‚Das Sünderglöckl‘ (28) machen den Inhalt der Bände aus. Bei manchem Auf und Ab in bezug auf den innern Wert und die sittliche Tüchtigkeit in dem Schaffen des steierischen Dichters geht doch ein großer, durch die Persönlichkeit des Verfassers bedingter Zug von imponierender Einheitlichkeit durch all diese mannigfaltigen Weisen die Welt zu betrachten, hindurch, der einem nie so deutlich wurde als jetzt, da der Dichter selber noch die ordnende Hand an sein gesamtes Werk legen konnte. Im einzelnen ein Volkserzähler für weiteste Kreise, setzt Roseggers Gesamtwerk bei dem Leser sittliche Reife und Festigkeit voraus, wie jeder Dichter, der das Leben ungeteilt und mit menschlichem Anteil für alle seine Erscheinungen betrachtet und daher nie ausschließlich ad usum Delphini schreiben kann. —

Ein Autor, gleich Raabe und Freytag für unsere Zeitläufte von erhöhter Bedeutung, ist **Theodor Fontane**, der, obwohl französisches Blut seiner Ahnen in ihm floß, preußisch-deutschem Wesen ein Zeuge wurde wie wenige. Eine Auswahl seiner Gesammelten Werke (5 Bde. in Lwd. geb. M. 20.—) glaubt der Verlag S. Fischer, Berlin, eben deshalb jetzt, mitten im Kriege, wagen zu dürfen. Die große Auseinandersetzung zwischen preußischem und gesamtdeutschem Geist klingt in die Welt der hier gebotenen Romane und Erzählungen immer wieder hinein, ist das immer und überall wiederkehrende Grundthema. Paul Schlenther, der eine Einleitung zu der Ausgabe schrieb, begründet darin auch die von ihm getroffene Auswahl. Der erste Band bringt, außer den Gedichten — deren Auswahl alles für Fontane Wesentliche enthält — das vorwiegend Märkische seiner Novellistik, der zweite die Eheromane, der dritte die Erzählungen aus dem Berliner Kleinleben, der vierte die Adelsgeschichten und der fünfte die Krönung des ganzen Fontaneschen Werks, den Stechlin. — Die Ausstattung ist schön und gediegen. Den Einband zeichnete E. R. Weiß.

Kunst

Daß die gegenwärtige deutsche Kunst sich über den Wert ihrer verschiedenen Eigenheiten, geschweige über das Wesen ihrer Eigenart klar wäre oder durch den Krieg bis jetzt klarer geworden wäre, kann man nicht sagen. Das gute, in den fortschrittlichen Kreisen landesübliche, oder da es stark berlinerisch gefärbt ist, ortsübliche Kunsturteil, wie es vor dem Kriege war und wie sich die deutschen Künstler des letzten Jahrhunderts darin ausnahmen, kann man erkennen aus der schönen und umfangreichen Veröffentlichung **‚Die Nationalgalerie zu Berlin‘**, ein kritischer Führer von **Karl Scheffler** (mit 200 Abb., Berlin, Br. Cassirer, 16.— M.). Die in den letzten Jahren wieder aufgekommene Vorliebe für die romantische Malerei zeigt sich stark in dem Buche; daß sie aber nicht dem romantisch-deutschen Volk und Wesen gilt, sondern doch nur Geschmackssache bleibt, zeigt dann zur Genüge die Überschätzung der Berliner Malerei und Liebermanns, der, als Maler gewiß einer der Besten in der Gegenwart, uns aber volklich nichts bedeutet und darum auch im tieferen Sinn nicht kreis- und schulebildend sein kann.

Er hat nur Wert im fortschrittlichen, nicht aber im zugleich dauernden Charakter des Deutschtums. — Mehr als ein Fortschreiten an Hand der gemalten Werke, einen weitern geistigen und geschichtlichen Zusammenhang will Richard Hamann in seiner **‚Deutschen Malerei im 19. Jahrhundert'** geben (Leipzig, Teubner, 6.— M.), der schon seinerzeit in einem **‚Gang durch die Jahrhundertausstellung'** Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei unserer unmittelbaren Vergangenheit angestellt hat (Berlin, G. Reimer). Hiegegen ist aber die Scheffflersche im einzelnen geschulte Geschmacksbetrachtung entschieden vorzuziehen, denn Hamanns Redeweise gründet sich nicht auf eine wirklich eingehende Betrachtung, sondern auf die Kunsteffekte, und sucht selber zu viel Effekt, um ein gutes Urteil zu finden. Man lese nur die großspurigen Satzwendungen über die Nazarener. – In den Jahren kurz vor dem Kriege ist überall die Ahnung und ein zum Teil brutaler Wille nach neuer Form aufgewacht. Wie wenig davon aber gerade staatliche Kunstförderer merkten, zeigt der umfangreiche Band **‚Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart'**, herausgegeben von den ‚führenden Persönlichkeiten im württembergischen Kunstleben' (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 15.— M.). Wenn auch das Werk zuerst einer umfassenden rückschauenden und gegenwärtigen Orientierung dienen will und von der Markierung eines Abschlusses und Überganges trotz und samt der Kunst der Hölzelschule kaum etwas weiß, so müßte man doch eine gewisse Standfestigkeit, wenn nicht einer bestimmteren Anschauung, so mindestens der durch die Zeit gebildeten kunstkritischen Konvention erwarten, statt dessen werden aber besonders von M. Diez schülerhafte Banalitäten mit ästhetischer Miene vorgebracht. Es liegt nicht an solchen Förderern, sondern an einigen Künstlern, daß auch etwas neuer Geist in dieses württembergische Kunstsammelbuch wehte, in dem auch die ältere Kunst hinter dem halbneuen Zwischenwesen zu kurz kommt. Im übrigen bleibt der mit Bildbeilagen äußerlich sehr reichlich ausgestattete Band natürlich als Ergänzung zur gleichzeitigen Kunstgeschichte nützlich.

Volks- und Jugendliteratur

Je nervöser unsere Jugend zu werden droht, um so wichtiger scheint es zu sein, sie für kleine handwerkliche Beschäftigung zu interessieren und damit die Liebe zum eigenen Werk und zu planmäßigem Tun zu entwickeln. Was in dieser Beziehung heute an Anregungen und Hilfsmitteln zur Verfügung steht, darüber geben am besten die alljährig erscheinenden schön illustrierten Bände **Aus der Praxis der Knaben- und Mädchen-Handarbeit**, herausgegeben von L. Pollat (Teubner, pro Bd. M. 4.—) Aufschluß. Die dort entwickelten Gedanken hat der Herausgeber sodann unmittelbar für die Jugend praktisch gemacht durch **‚Der deutschen Jugend Handwerksbuch'** (193 Abbildungen und 4 farbige Tafeln, Teubner 1915, geb. M. 5.—). — Es sind durchgängig äußerst geschmackvolle und verhältnismäßig leicht ausführbare Arbeiten in Pappe, Holz (Möbel, Schiffsbau) und Metall (elektrische und andere Apparate), die hier mit Wort und Zeichnung vorgeführt und erklärt werden. Nach der naturwissenschaftlichen Seite ergänzend, kann das **Chemische Experimentierbuch** von Dr. Karl Scheid (Teubner 1914) angesehen werden. Das leicht faßliche Werkchen zerfällt in zwei Teile, deren erster die elementaren Kenntnisse vermittelt, während der zweite Teil (geb. M. 3.—) dem Arbeitsgebiet der Sekunda und Prima entsprechend, für reifere Schüler gedacht ist.

An den prächtigen Jugenderzählungen, die der Herdersche Verlag in den Handel bringt, wollen wir uns die Freude nicht verderben lassen, auch wenn sie meist dem Ausland, zum Teil sogar dem feindlichen Ausland entstammen. Da ist vor allem der uns Deutschen nahestehende Skandinave Jón Svensson mit seinen zwei frisch und munter geschriebenen Knabengeschichten **‚Nonni'** und **‚Sonnentage,** Nonnis Jugenderlebnisse auf Island' (Herder, geb. M. 4.80 und 4.40), die, in gediegener Ausstattung mit Bildern, ein erzieherisch wertvolles Geschenk für Knaben vom 10. Lebensjahr an darstellen. Richard P. Garrolds Schülergeschichte **Echte Jungen** (ebda., geb. M. 4.—) ist überall dort guter Aufnahme gewiß, wo die früheren Bücher dieses berufenen Jugenderzählers ‚Kleine Brauseköpfe' und ‚Das wilde Kleeblatt' Eingang gefunden haben. Die drei Bücher sind stufenweise aufgebaut für die Altersjahre von 9 bis 14, und zwar alle auf dem Grundgedanken der Selbst- und Gegenseitigkeitserziehung. Mehr ins Abenteuerliche, aber doch nicht ohne einen ernsten, sogar religiösen Hintergrund führt die für reifere Knaben gedachte Erzählung **Ein wahrer Robinson** oder die Abenteuer Owen Ewans, herausgegeben von W. H. Anderdon, S. J. (mit 4 Vollbildern, 3. u. 4. Aufl., Herder, geb. M. 3.60). Ein Schiffsarzt wird

mit vier Matrosen und einem Priester von Piraten auf einer Insel ausgesetzt. Nach vielen Erlebnissen gelingt es dem Priester, nicht nur seine Gefährten, sondern auch noch einige auf die Insel verschlagene Indianer zu echten Christen zu machen und damit den Grundstein für eine Mission auf der Heimatinsel dieser Indianer zu legen, während die Europäer wieder nach Hause gelangen. — **‚Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn'** nennt sich eine illustrierte ‚vergnügliche Geschichte' von Fritz Brehmer (Spamer, Leipzig 1914, geb. M. 4.—). Der Verfasser, ein ehemaliger Marineoffizier, kennt die Dinge, die er schildert, aus Erfahrung. Das Beste an dem Buch ist der ironische heitere Ton, den gerade in Jugendschriften zu treffen nicht immer leicht ist. Aber höhere Ziele, als einwandfrei und gutgelaunt zu unterhalten, hat sich der Erzähler nicht gesteckt, diese Ziele aber mit Geschick erreicht. Ähnliches läßt sich von Paul Oskar Höckers ‚Erzählung für jung und alt' **Der Taugenichts** (Ullstein, geb. M. 3.—) sagen, doch muß man wie bei den meisten Jugendbüchern dieses Berliner Verlags unwillkürlich an eine großstädtische und großstadtreife Jugend denken, deren Ton auch aus diesem — im Grundgedanken jedoch wohlgesinnten und einwandfreien — Buch herausklingt. — Bulgarische Tapferkeit und Kriegslist bildet den Gegenstand eines anderen, ganz gleich ausgestatteten Buches des Ullsteinverlags: **Welko, der Balkankadett.** Eine Erzählung aus dem Balkankrieg 1912/13 von Kurt Aram (geb. M. 3.—). Ein interessantes und heute auch deutsche Knabenherzen begeisterndes Stück bulgarischen Soldaten- und Volkslebens tritt hier im Rahmen einer fesselnd erzählten Handlung in die Erscheinung.

Unsere Kunstbeilagen

Wie Gott Mensch geworden ist, so ist auch in der christlichen Kunst die göttliche Wahrheit in der Welt durch stärkste Erdnähe erreicht worden. Die geschichtliche und gegenwärtige Wahrheit und hohe Beständigkeit der Kunst der Brüder van Eyck gleich zu Anfang unserer großen deutschen mittelalterlichen Kunst lebt von dieser weltlich wirklichen und geistig geglaubten Gegensätzlichkeit, die bei ihnen und besonders bei Jan van Eyck zu einer unlösbaren Einheit geformt ist. Reine und einfache Wahrheit, sozusagen ohne Hilfe des Gefühls, nur geschmückt mit aller Schönheit des menschlichen Daseins ist auch der Charakter des miniaturhaft kleinen Madonnenbildes, das unsere Beilage, das Mittelstück eines Flügelaltärchens, darstellt, Madonna im Chor einer Rundbogenkirche; das Motiv der lebendigen Himmelskönigin in der Kirche, das jene Zeit so bevorzugte. — Unser Bild ist dem schönen und besonders auch in den Reproduktionen gediegenen Werke ‚Die großen Maler in Wort und Farbe' von A. Philippi entnommen, worin das ganze Flügelaltärchen abgebildet ist (Leipzig, E. A. Seemann, M. 18,—).

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



R. von Hoerschelmann/Abend





r Jahrgang Januar 1916

…logische Neuorientierung und die Auf… …er deutschen Katholiken nach dem Krieg

Max Scheler

I.

Der freundlichen Einladung des Herausgebers des „Hochland“ nachkommend, will … in folgendem in vier Abschnitten den Lesern dieser Zeitschrift … Standpunkt gegenüber den europäischen Ereignissen der … Prüfung vorlegen, der sich mir … einem Christen, als einem … Deutschen vor … laufe der Kriegszeit gebildet …

Wieweit dieser Standpunkt … der offiziellen … Annahme der deutschen … Beurteilung … den Leser. Ich werde … zu befleißigen … die Gefahr von Mißverständnis … Gebildes in den … f nehmen. Im einleitenden ersten Abschnitt behandle … Bedürfnis und …wendigkeit einer Neuorientierung über den Sinn … Hauptarten …licher Gemeinschaften. Der zweite Abschnitt … ben … Beurteilung der Gegenwart, die … Kirche, Staat, Kulturkreis, Nation, … zu Werke, sondern so, daß … Arten nationaler Querschichtungen … und prüft die noch herrschenden … Religion und Nation innerhalb … Nationen und





Dreizehnter Jahrgang Januar 1916

Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg

Von Max Scheler

I.

Der freundlichen Einladung des Herausgebers des „Hochland" nachkommend, will ich in folgendem in vier Abschnitten den Lesern dieser Zeitschrift einen Standpunkt gegenüber den europäischen Ereignissen der Gegenwart zur Prüfung vorlegen, der sich mir als einem Christen, als einem Philosophen und als einem Deutschen vor und im Laufe der Kriegszeit gebildet hat.

Wieweit dieser Standpunkt beanspruchen darf, sich mit der offiziellen Stellungnahme der deutschen Katholiken zu decken, überlasse ich zur Beurteilung dem Leser. Ich werde versuchen, mich gedrungener Kürze zu befleißigen und die Gefahr von Mißverständnis zugunsten eines Gesamtbildes in den Kauf nehmen. Im einleitenden ersten Abschnitt behandle ich Bedürfnis und Notwendigkeit einer Neuorientierung über den Sinn einiger Hauptarten menschlicher Gemeinschaften. Der zweite Abschnitt handelt von den idealen Maßstäben meiner Beurteilung der Gegenwart, die sich ergeben aus dem Wesen von Kirche, Staat, Kulturkreis, Nation, Volkstum. Ich gehe hier nicht systematisch zu Werke, sondern so, daß ich zunächst die häufig zusammengeworfenen Arten nationaler Querschichtungen darstelle. Der dritte Abschnitt beschreibt und prüft die noch herrschenden Ideen vom Verhältnis zwischen christlicher Religion und Nation innerhalb der europäischen Nationen und

den geistigen Strömungen unseres Volkes. Der vierte Abschnitt sucht die Frage zu beantworten, welche Art Stellung der Geist der christlichen Hauptkonfessionen in diesem Kriege bei den kriegführenden Nationen faktisch einnimmt, wie geartet die Erwartungen sein dürfen, daß der christliche Solidaritätsgedanke gegenüber einem schrankenlosen Nationalismus in Zukunft wieder Boden gewinne, und welche Aufgabe der deutschen Nation und insbesondere den deutschen Katholiken bei der Förderung der möglichen Neugeburt dieses Gedankens aus dem europäischen Blutbade zukommen könne. Gewisse Mißverständnisse, die (sicher nicht ohne meine Schuld) einige dasselbe Thema behandelnden Ausführungen meines Buches ‚Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg' mir von seiten einiger kirchlicher Kritiker erfahren zu haben scheinen, sollen hierbei geklärt werden.

1. Das allgemein menschliche Gebot der Stunde.

Es liegt im Wesen des Krieges, des großen Scheidungs- und Einigungskünstlers, daß er alle in ihn eingehenden menschlichen Gemeinschaften der scharfen Prüfung unterwirft, inwieweit Innigkeit, Tiefe und Stärke des Zusammenhangs ihrer Teile ihrem vorgegebenen Sinne und Werte faktisch entsprechen. Im Frieden fehlt uns das strenge Maß, solches zu messen. Denn in dem, was die Menschen darüber aussagen, pflegt Unechtes neben Echtem kunterbunt zu liegen. Der Krieg — wieweit immer er Übel oder Gut sei — ist jedenfalls ein Born der Wahrhaftigkeit. Schamhaft verborgene Liebe läßt er sichtbar entbrennen; geschickt maskierten Haß, Rachedurst, Neid aller Arten von Gruppen läßt er emporlodern. Nicht nur der Zuschauer der Gruppe — sie selbst wird sich häufig durch ihn erst klar über sich selbst und über ihre echte moralische Beziehung zu anderen Gruppen. Daß dem gegenwärtigen Kriege, der fast alle Gemeinschaften und Gemeinschaftsformen der bewohnten Erde direkt oder indirekt in diesen seinen Prüfungs- und Richterbereich zieht, der gleichzeitig von einer Waffen- und Organisationsprobe längst und mehr wie je ein Krieg zu einer Gesinnungsprobe der Gruppen wurde, — daß diesem Krieg diese Rolle in ganz besonderem Maße zufällt, braucht nicht erwiesen zu werden.

Nicht ganz so klar wie das Gesagte scheint mir zum allgemeinen Bewußtsein gekommen zu sein, daß aus diesem Grunde der gegenwärtige Krieg eine einzigartige Gelegenheit darstellt — wer darf sagen, daß sie die Vorsehung noch einmal uns geben werde? — zur Neuorientierung der lebenden Erdgenerationen und der Europäer voran, über den Sinn und das Wesen der Grundarten menschlicher Gemeinschaft überhaupt. Was ist Volk, Nation, Staat, Kirche, und was sollen sie? Wie stehen sie zu Gott und wie zu Sinn, Wert, Ziel des Menschenlebens? Nicht Krieg, nicht Sieg oder Niederlage der Parteien können diese Radikalfragen entscheiden. Aber sie neu in Fluß bringen, jeden Menschen — sei er, wer er sei — innerlich neu auflockern, ihnen ins Angesicht zu sehen, das muß dieser Krieg, so ihm neben seiner realpolitischen Bedeutung überhaupt noch ein Heilssinn

für den Menschen zukommt. Daß solcher ihm zukomme — welcher Sinn es auch sei —, das darf schon der religiöse Mensch überhaupt, das darf am wenigsten der Christ bezweifeln. Gilt dies aber, so scheint es mir nicht genügend, nur allgemein von Straffinn oder — etwas christlicher — von Läuterungssinn zu reden. Es muß auch gefragt werden: Wofür Strafe, worin Läuterung, und Läuterung zu welcher Art von Umkehr? Lassen wir die Strafe hier beiseite, dann gilt jedenfalls: Läuterung und Erleuchtung zuerst unserer Herzen und Ideen über den Sinn der Gemeinschaftsarten und über Art und Maß von Liebe, die wir ihnen und ihren Gliedern geben sollen, über Art und Maß von Pflichten, die wir ihnen schulden. Dann aber je nach dem Ausfall dieser für jedes Individuum wie für jede Gesamtheit notwendigen Einkehr und Selbstprüfung die Entscheidung, worin weiterzugehen ist auf alter Bahn und worin nötig ist, sich zur Umkehr zu entschließen. Ein alter jüdischer Mythos sagt, Gott habe, bevor er die Welt schuf, die ‚Umkehr geschaffen, auf daß die Welt bestehen könne'. Jeder erwäge den Tiefsinn dieses Mythos.

Sehe ich angesichts dieses Gebotes der Stunde für ganz Europa, ja für die ganze Welt auf unser Volk, so ist es mir, als ob uns deutschen Katholiken dieses Gebot nicht ausschließlich für uns und für unser Heil zukomme. Als Katholiken, d. h. als Menschen, die neben dem Prinzip der Selbstverantwortung auch noch jenes der solidarischen Mitverantwortung in allen, das menschliche Heil und das Gute betreffenden Fragen als verbindlich fühlen und ansehen, haben wir auch allen unserer Kirche Nichtangehörigen zu dienen, das Gebot der Stunde zu erfüllen. Als Deutsche aber müssen wir diesen Dienst mitzuleisten bestrebt sein auch allen Deutschen. Mögen andere, die kein Solidaritätsprinzip, keine Mitverantwortlichkeit eines jeden Menschen für Gutes und Böses in der Welt überhaupt kennen, anders denken und handeln. Uns ziemt es so! Aber wenn wir dies sollen, können wir es nicht auch vielleicht ein wenig besser als andere Volksgenossen?

Ich meine: Die Einstellung auf Welt und Leben, wie sie die katholische Tradition auch dem schlichtesten Glied der Kirche an die Hand gibt, disponiert den Geist in hohem Maße dazu, diese Orientierung und Neuprüfung ernst und tief vorzunehmen. Denn diese Einstellung verbietet von vornherein jene allzu einfachen Lösungen, die vor dem Kriege für große Teile unseres Volkes die Härte des selbstverständlichen Vorurteils angenommen hatten. Sie verbietet, jeden ‚Internationalismus' voranzustellen, der auf Besitzklassen oder sonstigen bloßen ‚Nutzinteressen' nationaler Querschichten beruht. Sie verbietet jeden schrankenlosen sog. ‚ungebrochenen' Nationalismus, der in Heil und Gedeih der Nation nicht nur ein hohes Gut, sondern ‚das höchste Gut' schlechthin erblickt, der, wenn er nicht irreligiös und in banaler Geistesenge die Nation gar selbst zu einer Art Gottheit, d. h. einem widerlichen Götzen stempelt, doch vermeint, daß durch die Nation hindurch wenigstens der einzige Weg zu Gott führe. Auch wenn die tiefe

innere, nie erzwungene Bereitwilligkeit, welche die deutschen Katholiken vor dem Kriege zur Tragung aller nur möglichen Lasten für die hohen Güter der Nation, an erster Stelle für die militärische Sicherheit des Reiches an den Tag gelegt hatten, mißtrauischem Zweifel in ihren Patriotismus nicht das Zugeständnis abgenötigt hat, daß der deutsche Katholik schon für solche Güter, die er nicht für die ‚höchsten' hält, Liebe und Opfergeist ebenso groß und so tief aufzubringen vermag als andere, die diese Güter für die ‚höchsten' halten zu müssen scheinen, um die gleiche Liebe aufbringen zu können: Heute, da das Blut katholischer Deutschen einträchtig mit dem aller anderen Volksgenossen für das Vaterland dahinrauscht und alle obersten Heerführer es laut gesagt haben, mit welch hoher Tapferkeit sich die Soldaten der katholischen Volksteile geschlagen haben, haben wir doch wohl ein erhebliches Anrecht darauf, gehört zu werden, — ohne apriorische Mißtrauenseinstellung in unsere Art von Patriotismus und Nationalgedanken seitens einer bitteren Tradition; also auch mit reinem Sinne darüber gehört zu werden, wie wir unser inneres Leben in das große, ewige Gefüge menschlicher Gemeinschaftsformen hineinstellen, und wie wir es in ihnen strömen fühlen. Wenn Glieder einer weitverzweigten Familie, unter denen Groll und eingerostetes Mißverständnis solcher Art herrschte, daß der bloße Gedanke daran schon den Versuch einer Verständigung ausschloß, herzeinigende Gefahr um einen großen runden Tisch des Hauses zusammenführt; wenn die Bilder gemeinsam verehrter Dinge ringsherum die Seele hinleiten auf pietätvolles Gedenken gemeinsamer Ursprünge, dann kommt es wohl vor, daß sich die Seelen öffnen zur Verständigung auch über solche Dinge, die mit dem einträchtigen, fraglosen Willen, jene Gefahr zu bestehen und zu bekämpfen, nichts Unmittelbares zu tun haben; daß auch verhärtete Herzen den demütigen Ton der Liebe und Weisheit finden. Wie immer aber wir Deutsche um den ‚großen Tisch' herum vor und zu Anfang des Krieges denken mochten, eines sollte der menschliche Ausgangspunkt all' unserer Erörterung sein: daß wir erschüttert sind bis ins Mark unseres Seins hinein, erschüttert über dieses sich in Haß, Schimpf, Mißverständnis, Lüge moralisch selbstzerfleischende christliche Europa. Nicht von den Blutopfern des Krieges, nicht von der Vernichtung dinglicher Werte rede ich hier. Sie sind des Krieges Sold, und wer sie nicht nur unendlich beklagen, sondern außerdem verdammen würde, dem würde ich nicht folgen. Ich rede von der moralischen Anarchie in Gesinnung, Urteil, Verhalten der Menschen; ich rede von dem fast vollständigen Zusammenbruch nicht nur aller übernationalen Einstimmigkeit in der Beurteilung der faktischen gegenwärtigen Weltvorgänge — solche schließt der Kriegszustand selbstverständlich aus —, sondern vom Zusammenbruch aller auch nur europäisch, geschweige universal gemeinsamer geistiger Maßstäbe, ja vom Zusammenbruch vielfach schon des guten Willens sich solcher vor jedem Urteil und Streit über irgendein Faktum zu bemächtigen. Wer diese Erschütterung nicht erlebt hat, für den ist das Nachfolgende nicht geschrieben.

Wer sie aber erlebt hat, der möge diese Erschütterung als Quellpunkt für eine ernste und gewissenhafte Nachprüfung aller jener Fundamente ansehen, auf die er seine Ideen über die Gemeinschaftsverhältnisse aufgebaut hat, in denen er steht. Er verschütte nicht diesen wohltätigen sinnreichen Schmerz durch automatisches Wiedereinlenken in die gewohnten Geleise seiner Meinungen; er sehe auch nicht feig von ihm weg; er töte ihn nicht durch narkotisierende Geschäftigkeit! Und vor allem: er mache nicht zu rasch und zu früh bestimmte einzelne historische Vorgänge oder menschlich individuelles Handeln für das verantwortlich, woran er leidet. Wir Menschen leiden an so vielem, das wir nicht kennen, und oft ist das Leid nur ein Wegweiser, das Unbekannte zu suchen. Ihr Nationalisten, wartet einen Augenblick damit, die Machtsucht Rußlands, Englands Neid, Frankreichs Rachsucht für die Haß- und Giftwogen verantwortlich zu machen, die jetzt die Welt erfüllen. Ihr Pazifisten und Internationalisten, unterlasset auf eine kurze Stunde, den Kriegsvorgang für diese sittliche Verwilderung Europas selbst anzuklagen und den Krieg selbst wieder aus der Pleonexie herrschender Klassen abzuleiten. Vielleicht verwechselt ihr ein Symptom mit der Krankheit, ja vielleicht den Arzt. Lebten wir doch zu allernächst und lange diese Erschütterung in uns nach! Dann aber erheben wir uns eine kurze Zeit über Partei, Heimat, Vaterland, ja über unsere Nation, und auf dieses Europa als Ganzes hinblickend, fragen wir, ob diese Erschütterung nicht ein machtvolles Motiv für uns sein müsse, der tiefen Problematik in unseren bisherigen Ideen über menschliche Verknüpfungsformen — wie sie sind und sein sollen — in das Auge zu sehen. Und im Streben, diese Problematik aufzuhellen, dem jeder für sich ergeben sei, möge auch das Folgende Gehör finden.

2. Nation und ihre Querschichtungen.

Wir Menschen der Gegenwart leben unter zwei gewaltigen Vorurteilen, die unseren Geist für die rechte Auffassung aller sozialer Verbände oft halb erblinden ließen. Das erste besteht in der Denkgewöhnung, überall nur das historisch positiv Wirkliche und als solches natürlich Wechselnde an den menschlichen Gemeinschaften zu sehen — nicht aber die Wesensarten* von sozialen Verknüpfungsformen, die dieses Wirkliche in einer gewissen, an sich gültigen Rangordnung konstant überall und immer durchflechten. Es ist das Vorurteil des ‚Historismus'. Das zweite Vorurteil besteht in der geistigen Absperrung gegen die Tatsache, daß es zum Wesen des Menschen gehört (nicht zu einer zufälligen historischen Gestalt des Menschen), in einer Vielheit gleich ursprünglicher Verbandsformen sein Leben zu führen, die nur zum Teile so geartet sind, daß die eine Verbandsart die andere mitumschließt, zum Teil aber auch so, daß von einer vorge-

* Diese Wesensarten der sozialen Verbände führt in einer strengen Systematik vor der im Erscheinen begriffene II. Teil meines Buches über ‚Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik', Halle, Niemeyer.

wählten Verbandsart aus gesehen (zum Beispiel Staat oder Nation) die anderen Arten ‚Querschichtungen‘ bilden müssen. Im Gegensatz zu dieser gerechten und objektiven Einstellung des Geistes auf die menschlichen Verbandsformen sind wir — nicht etwa nur im Kriege, wo es sich am ersten rechtfertigen läßt, sondern auch im Frieden und in je wechselndem, aber allgemein in steigendem Maße — schon seit dem Anbruch des bürgerlichen Zeitalters daran gewöhnt, wenn nicht für unsere Begriffe und Urteile, so doch für unser tieferes Erleben eine Verbandsform als die ursprünglich allein gültige ‚natürliche‘, ‚selbstverständliche‘ anzusehen, gegenüber der dann die anderen wie in der Luft zu schweben scheinen. Diese eine Verbandsform ist seit dem Zusammenbruch des Legitimismus im wesentlichen für die einen mehr die Nation, für die anderen mehr der Staat resp. deren Verknüpfung in dem idealen Maßstab — denn realiter gibt es so etwas nicht — des ‚Nationalstaates‘. Eine Denkweise, die auf diese letztere Idee so vergafft ist, daß ihr alle anderen Verbandsformen dagegen ‚wie in der Luft schweben‘, nenne ich das zweite Hauptvorurteil, den ‚Nationalismus‘. Vielleicht der schärfste Beweis dafür, daß diese Verbandsform im Haushalt unserer Ideen zu dem ‚Leviathan‘ geworden ist, der alle anderen Formen zu verschlingen strebt, ist die Tatsache, daß die der Nationalstaatsidee im Laufe des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts entgegengestellten Verbandsformen ganz unterschiedslos — unter Zusammenfassung des denkbar Verschiedensten unter die Einheit eines nur negativen Namens — als ‚international‘ bezeichnet wurden. Dieses ‚Internationale‘ aber war an erster Stelle nicht die Scharung um eine Güterart, die man, sei es als ‚höher‘ als die Güter, welche Nation und Staat verwalten, empfunden hätte (oder doch als gleichwertig mit ihnen), sondern das zusehends mehr und mehr als ‚gemeinsam‘ erscheinende ökonomische Interesse einer bestimmten Besitzklasse in allen Staaten und Nationen, nämlich des ‚internationalen Proletariats‘, der ‚internationalen Arbeit‘. Ein ökonomisches Interesse also gab den Ausschlag — nicht aber ein positiver, auf überstaatliche Güter gerichteter Wille. Und dieses ‚Internationale‘ galt als ein Interesse gegen Staat und Nation, nicht als Wille, im Dienste an einem überstaatlichen und übernationalen Gute auch dem Staat und der Nation (und ihren geistigen und seelischen Grundlagen) noch indirekt mitzudienen. Diese aus dem Klasseninteresse des internationalen Proletariats erwachsene national-negative Denk- und Fühlsform des ‚Internationalen‘ wurde nun aber indirekt noch weit mehr: sie wurde schon dem Sprachgebrauch nach zum Prototyp, zur geistigen Auffassungsform aller anderen de facto an Ursprung, Sinn, Güterbezug grundverschiedenen quergeschichteten menschlichen Gemeinschafts- und Betätigungsformen. Unter dieses eine negierende Wort Internationalismus wurde z. B. in Bausch und Bogen alles folgende eingesperrt:

1. Die Idee der einen überstaatlichen und übernationalen, gleichzeitig aber innernationalen und innerstaatlichen Gesamtperson ‚Kirche‘, ihrem wahren Sinne nach Idee des in Christo heilssolidarischen Reiches aller end-

lichen auf das höchste Gut in einträchtiger Gottes- und Nächstenliebe bezogener Personen, der Lebendigen und Toten, der Menschen und Engel: umfassend (de jure) alle Orte der Welt, wo es solche Personen gibt; in keiner Nation, in keinem Staat, in keinem Kulturkreis darum allein zu Haus, da in allen wahrhaft zu Hause und allen darum immanent.

2. Das der Idee nach grund- und wesensverschiedene Sozialgebilde der immer nur je während einer lebenden Generation als Zeitumfang existierenden, jedes ‚Gesamtgeistes' baren Rechtsgesellschaft des internationalen Privatrechts, ein Gebilde, das nur in Form von künstlichen durch die Staaten rechtsvermittelten Vertragsbeziehungen existiert, also weder natürliche Lebensgemeinschaft ist wie Familie, Stamm, Gens, Volk, noch geistige Gesamtperson wie Kirche, Nation, Staat; ein Gebilde, das keine ‚Glieder' hat, sondern nur ‚Elemente', und dessen Elemente weder die in natürlicher Sympathie und Herkunft gegründete Mitverantwortung füreinander und für das Ganze haben, die jeder natürlichen Lebensgemeinschaft eignet, noch jene höhere mit individueller Selbstverantwortung gepaarte, in geistiger Liebe gegründete Mitverantwortung, wie sie innerhalb der sich auf der Grundlage der Lebensgemeinschaften erhebenden geistigen Gesamtpersonen den Gliedern im Verhältnis zueinander und zum Ganzen eigen ist. Wer sähe nicht, daß ‚Gesellschaft' in diesem Sinne, gerade in den wesentlichsten Zügen das direkte Gegenteil der Kirche darstellt? Hier die Idee einer künstlichen Vertragseinheit, dort die einer realen Einheit. Denn alle Einung der ‚Gesellschaft' beruht auf zufällig sich deckenden egoistischen Einzelinteressen oder Summen solcher Interessen von Einzelsubjekten, die nur als individualitätslose ‚gleich',geltende' Verstandes- und Willensatome aufgefaßt werden und nur eine Eigenschaft haben müssen: die Eigenschaft, vertragsfähig und vertragsmächtig (d. h. mündig, geistesgesund usw.) zu sein. Innerhalb der Gesellschaft besteht ferner keinerlei Solidarität, sondern ausschließliche Selbstverantwortlichkeit (in außerethischem Sinne von rechtlicher Zurechenbarkeit vertragsrelevanter Handlungen). Endlich ist Gesellschaft eine völlig traditionslose, immer nur gleichzeitig im Zeitstrome und je gegenwärtig existierende Gruppeneinheit — in jedem Augenblicke vergehend und nur durch neue Vertragsabschlüsse immer wieder geboren werdend. ‚Kirche' hingegen: eine in der Zeit dauernde, von den Einzelsubjekten unabhängige, kontinuierliche Gesamtrealität, umfassend Mündige und Unmündige, Einzelsubjekte und alle Arten von sonstigen realen Gemeinsubjekten, vorgestellt im Bilde einer ‚Mutter', aus deren Schoß jedes Glied erst geistlich geboren wird, ein Ganzes, das das solidarische Gesamtheil, nicht primär der sog. Menschheit als Naturgattung, sondern das Gesamtheil des Reiches aller endlichen Personen und seiner sonstigen möglichen Untereinheiten zusammenfaßt und verwaltet. Hier also bei der Rechtsgesellschaft ein unterstaatliches und erst recht unternationales Quergebilde, das darum ‚nicht national' ist, weil es als solches nirgends ‚zu Hause' ist; dort ein Gebilde, das darum ‚nicht national' ist, weil es übernational ist und (erst recht über-

staatlich) als solches aber überall ‚zu Hause', d. h. jeder Nation und jedem Staate de jure immanent. Analog steht es mit Gleichheit und Verschiedenheit der Menschen als ‚Elemente' der Gesellschaft und als ‚Glieder' der Kirche. In der ‚Gesellschaft' ist alle konkrete menschliche Verschiedenheit ausgelöscht; Verstandesatome mit Interessen fügen sich hier aneinander — grau an grau. In der Kirche ist alle menschliche Verschiedenheit der Idee nach mit enthalten, gewahrt, geachtet; hier fügt sich bunt an bunt! Sie will die Farben der Lebensgemeinschaften (Stämme, Völker), noch mehr die der Nationen und Kulturkreise nicht auslöschen; nicht auch die spezifischen Begabungen, nicht die verschiedenen ‚Geister' und Ethosarten der Nationen, nicht auch ihre verschiedenartigen Einstellungen auf das Göttliche und seine Verehrung und Anbetung, sondern gerade diese Farbenfülle will sie, fordert sie für das Gesamtheil des Reiches endlicher Personen, und will sie verwerten dafür — und nur da, wo in einer Heilsfrage die allverbindliche höchste Idee eines objektiven solidarischen Heilsgutes vergessen wird, ist es ihre Pflicht, Korrektur zu üben besonders auch zu dem Ziele, die Welt nicht in der grauen Einförmigkeit bloß einer übermächtigen Volksart erstarren zu lassen.

3. Zur ‚internationalen' Gesellschaft in diesem Sinne gehören nun aber auch einmal alle Staaten (und Kirchen) als Subjekte des rein formalen — nicht also des engeren ‚europäischen' Völkerrechts, desgleichen alle internationalen ‚Abkommen', die, sei es Fragen der allgemein menschlichen und technischen Nützlichkeit (betr. Verkehrswesen, Eisenbahn, Schiffahrt, Post, Telegraph u. dgl.), sei es Fragen der Anwendung von Zeichen, Maßen und Gewichten, einheitlich ordnen. Auch die künstlichen Terminologien der exakten Wissenschaften und das Problem eines sog. Weltzeichensystems (törichterweise ‚Weltsprache' genannt) für Zwecke des Handels, der exakten Wissenschaft und der Geselligkeit gehören hierher. Endlich auch die internationale ‚Geselligkeit', Höflichkeit, Weltmode, internationales Hotel- und Badeleben usw. So verschieden diese Materien sind, die irgendeiner formal ‚internationalen Ordnung' unterliegen können, sie haben alle folgendes gemeinsam: Sie betreffen Güterarten oder ‚Interessen' vom Wesen des Nützlichkeitswertes (bei der Geselligkeit auch des Angenehmen) oder des Wertes der größten Sparsamkeit im Gebrauch von irgendwelchen Mitteln und Zeichen — niemals aber betreffen sie das Heil des Menschen, niemals Materien der geistigen Kultur, niemals auch solche der Macht, Herrschaft und der zentralen Lebenswohlfahrt von realen Gesamtheiten. Kurz, es sind nur die formalsten ‚zivilisatorischen' und Luxuswerte, die in diesem Sinne eine ‚allgemeinmenschliche' Ordnung — und zwar ihrer Natur nach — erfahren können und auch erfahren hatten. Auch das formal (wahrhaft) ‚internationale' Völkerrecht macht davon keine Ausnahme. Niemals können vitale Gesamtgüter und -fragen der Staaten und Völker, sondern immer nur partikulare Handels- und sonstige ‚Interessenstreitigkeiten' seiner Ordnung unterliegen, wenn nicht gleichzeitig ein moralischer Rekurs

auf einen Staaten und Völker noch umfassenden Gemeinschaftsgeist irgendwelcher Art möglich ist, der den bloßen Verträgen erst Halt und Verpflichtungskraft gibt, also die ‚Parteien' einer tieferen Treuepflicht moralischer Natur gegenüber den Verträgen unterwirft. Ohne diese außerjuristische Basis stehen alle Verträge auf ‚dem Papier'. Solcher ‚Gemeinschaften' gibt es mehrere. Ein echter, wenigstens moralisch appellierbarer Gemeinschaftsgeist dieser Art ist z. B. das ‚europäisch sittliche und rechtliche Bewußtsein' für die europäischen Staaten, der ‚Geist der Christenheit' gegenüber den Heiden, in sehr vermindertem Maße die ‚Solidarität der weißen Rasse' gegenüber der schwarzen und gelben, der ‚westlich und mitteleuropäischen Welt gegenüber der ‚russisch-asiatischen' und desgleichen mehr. Staatsverträge, die mehr sind als ‚rebus sic stantibus' abgeschlossene Momentgeschäfte unbestimmten und bestimmten Termins, bedürfen also zur tragenden Basis und Umhegung immer einer tieferen Freundschaft; sie bedürfen einer außerrechtlichen Lebens- oder Geistes solidarität, einer anderen, als diejenige ist, die aus der bloßen Zugehörigkeit zur natürlichen Menschengattung hervorgeht. Auch die von Fr. Lißt vor kurzem erhobene Forderung einer Gliederung des Völkerrechts, z. B. in ein internationales europäisches und mitteleuropäisches gehört hierher und macht die Idee solchen Rechtes überhaupt erst fruchtbar.

Auch die bloßen und reinen Klasseninteressen — sowohl die des ‚internationalen beweglichen Kapitals' als jene der ‚internationalen Arbeit' gehören noch in diese Schicht des Internationalismus. Denn je reiner eine Gruppe eine bloße Klasse (das heißt eine nach Besitz und Nichtbesitz geordnete Einheit) darstellt, desto mehr ist sie eben auch nur eine Summe ökonomischer Einzelsubjekte ohne jede Realität als Ganzheit, ohne kontinuierliche Dauer über die Einzelsubjekte hinaus, ohne einen besonderen ‚Geist', ‚Willen', ‚Seele', wie ihn schon die Lebensgemeinschaften (Familie, Heimatsgemeinde, Stamm, Gens, Volk) und erst recht die echten Gesamtpersonen (Kirche, Nationen, Staaten, Kulturkreise) zweifellos besitzen.

Hier bitte ich nun eines zu beachten: Die allmenschliche Gesellschaft (als formale Zivilisationsgesellschaft, Rechtsgesellschaft, Staatengesellschaft und internationale Geselligkeit) ist — wie ich zeigte — in gewissem Sinn das äußerste Gegenteil zur Idee der ‚Kirche'. Nach den Güterarten, die sie in sich faßt (formalstes ‚Recht', ‚Nützlichkeit', ‚Annehmlichkeit'), steht sie tief unter Nation und Staat, Verbandsformen, von denen die erste Art wesentlich eine geistige Kulturformeinheit (meist verknüpft mit einer eigentümlichen geistigen Bildungsprache) bildet, die zweite Art aber wesentlich eine Einheit von Macht-, Herrschafts-, Wohlfahrts-Organisation, samt einer materiellen positiven Rechtsorganisation darstellt zwecks Ordnung aller der Herrschgewalt des ‚Staates' unterliegenden Lebensgemeinschaften (insbesondere natürliche Volkstümer, Stämme, Nationalitäten). Alle diese Güter wie ‚Kultur', ‚Macht', ‚Herrschaft', positives staats-

gesetztes ‚Recht‘, ‚Gesamtwohlfahrt‘ sind aber ihrem Wesen nach höhere Güter als jene der bloßen Sinneslust und des Nutzens, die alle ‚internationale‘ Gesellschaft bewegen. Umgekehrt steht die Kirche dem Gute nach, das sie verwaltet, ebenso hoch über den zu Nation und Staat gehörigen Güterarten, als die internationale Gesellschaft unter ihnen steht. ‚Verlassen‘ sollen wir gegebenenfalls Familie, Heimat, Volk, Staat, Nation, um dem Einen zu folgen, was wir für unser und der Menschheit ‚Heil‘ halten. Nur etwas ganz Formales allerdings scheinen übernationale Kirche und internationale Gesellschaft — merkwürdig genug gerade sie allein von allen sonstigen, durch Staaten und Nationen hindurch ‚quergeschichteten‘ Verbandsformen gemeinsam zu haben: nämlich daß sie beide nicht einen Teil, sondern (de jure) die ganze irdische, je lebende Menschheit in sich befassen oder dies doch beanspruchen. In der Tat: Insofern die jeweils lebende Menschheit auch zur wahren Sphäre der ‚Kirche‘ gehört, d. h. zum Reiche aller faktischen und möglichen endlichen geistigen Personen (nochmals gesagt, der Lebendigen und Toten usw.), besteht dieser Anspruch der ‚Kirche‘. Er besteht schon als Anspruch der Idee der einen wahren Kirche Gottes überhaupt, aber auch als Anspruch der positiven kirchlichen Anstalten insofern, als sie selbst den Glauben haben, diese eine wahre Kirche Gottes auch faktisch zu sein. Aber diese teilweise Deckung des Umfanges der Sphäre von internationaler und außernationaler Gesellschaft einerseits, von übernationaler, aber gleichzeitig national und staatlich immanenter Kirche andererseits, darf uns nicht den wesensverschiedenen Ideengehalt verbergen, der hier und dort den Umfang der Sphären regiert. Das wesenhafte Augenblicksgeschöpf der internationalen Gesellschaft umfaßt die Menschheit als eine irdische, gerade ‚gegenwärtige‘ bloße Naturgattung, die auf die für ihre zweckmäßigste Selbsterhaltung nötigen Werte und Ziele bezogen ist. Das wesenhafte ‚Ewigkeitsgeschöpf‘, die Kirche umfaßt dieselbe ‚Menschheit‘ als möglichen Bestandteil eines Gottesreiches endlicher Personen, das gleichzeitig weltimmanent und welttranszendent ist — und dies nicht nur in der Dimension der jeweiligen Gleichzeitigkeit, sondern außerdem in der Dimension einer Zeitdauer, die unendlich ist, also Vergangenheit und Zukunft dem Sinne nach mitbefaßt. Nicht trotz, sondern wegen dieser unvergleichlich weiteren und größeren Sphäre der Kirche (gegenüber der internationalen Gesellschaft) kann es mit der faktischen Erfüllung dieses Anspruches beider Verbandsformen (als Ideen) so grundverschieden bestellt sein, wie es faktisch bestellt ist. Während nämlich der Anspruch der internationalen Gesellschaftsidee eine faktische Realität immer mehr gewonnen hatte, insbesondere dank der modernen Kommunikationstechnik, steht es mit dem Anspruch der Kirche völlig anders. Nicht nur bestehen faktisch eine Mehrheit christlicher Kirchen, d. h. Institutionen, die alle beanspruchen, die ‚einzige und wahre Kirche Gottes und Christi‘ zu sein, es bestehen außer ihnen die Synagoge, die soziologischen Formen der christlichen ‚Sekten‘, die bloßen Gefühlsbeziehungen der individualistischen kosmopolitisch-

gestimmten pantheistischen Mystik. Vor allem aber bestehen die nichtchristlichen großen asiatischen religiösen Weltanschauungen mit ihren eigentümlichen, aus ihrem eigenen Geiste mitbestimmten Gemeinschaftsformen, deren faktischer Umfang bekanntlich weit, ja gewaltig viel größer ist als der der gesamten christlichen Lebenssphäre überhaupt. Diese positive historische Wirklichkeit darf nun aber keine Sekunde dazu verführen, die Idee der Wesens*einheit* der Kirche im Gegensatz zur Idee der Wesens*vielheit* der Nationen, Kulturkreise, Staaten preiszugeben, oder von ihr etwas abhandeln zu lassen. Denn es bleibt dabei, daß auch die von aller positiven Dogmatik unabhängige Kirchen*idee* nur mit schlechtem Gewissen eine Vielheit positiver Kirchenanstalten ‚zuläßt', wogegen Staat und Nation von Haus aus mit gutem Gewissen eine Vielheit bilden. Umgekehrt ist es — wenigstens in ganz Europa und, wie ich anderwärts* zeigte, im nachdrücklichen Gegensatz zur Orthodoxie und zum russischen Staate — die Idee des ‚einen Weltstaates', die alle Wesenseinsicht in die Natur soziologischer Verbandsformen und außerdem das europäische Gesamt*gewissen* gegen sich hat. Und darum gilt: Wie immer es de facto sei, die Kirche ‚soll' ihrem Wesen nach eine *einzige* sein und der Staat wie die Nation ‚sollen' ihrem Wesen nach eine *Vielheit* bilden. Und das liegt im *Wesen* von Einfachheit und Teilbarkeit, Mitteilbarkeit und Unmitteilbarkeit der Güterarten selbst, die diese Formen bewahren und vertreten. Gerade um dieses Unterschiedes willen von Anspruch und Erfüllung sollten sich auch die Vertreter unserer Kirche aufs ängstlichste hüten, den auf dem Glauben an die *objektive* Wahrheit der kirchlichen Heilslehre und deren Verwurzelung in der *einen* Offenbarung Gottes in Christo fußenden gewaltigen Anspruch der Kirche, für das *gesamte* Reich endlicher Personen in Vergangenheit und Zukunft zu gelten — in eine zu große Nähe zu dem *völlig* anders gearteten ‚Internationalismus', der Zivilisations-Gesellschaft zu bringen. Am schärfsten aber müssen sie es vermeiden, die zurzeit irgendwie konstatierbare Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer faktischen Allgemein*geltbarkeit* der Kirchenlehre und -einrichtung für die natürliche Menschengattung, das Substrat der menschlichen Gesellschaft zu einer Art Maß des Glaubens an die objektive Wahrheit ihrer Lehre zu machen oder gar die Glaubens*wahrheit* in *irgendeine* Abhängigkeit von dieser faktischen Allgemeingeltbarkeit zu bringen. Das hieße das Göttliche vom Irdischen abhängig machen; es hieße vergessen, daß die Kirche zur Realisierung ihres Anspruches die *ganze Zukunft der Weltgeschichte* zur Verfügung hat, ja es hieße schon den philosophischen Satz bezweifeln, daß selbst alle ‚Allgemeingültigkeit' in der objektiven Wahrheit, dem ‚verum in re' der Offenbarung und ihrer Lehre, nicht aber dieses verum in re in möglicher Allgemeingeltbarkeit für die ‚Menschheit' gründet.** Brächten uns also etwa völkerpsychologische und geistesgeschichtliche

* S. meinen Aufsatz ‚Westliches und östliches Christentum' in Nr. 10 der ‚Weißen Blätter' 1915.

** Vgl. über die Verfälschung der Wahrheitsidee und der Idee des ‚Guten' in die

Untersuchungen zu Einsichten wie folgende, daß ein Verschwinden der großen noch herrschenden nichtchristlichen außereuropäischen Gesamtweltanschauungen in irgendeiner vorauserkennbaren Zukunft ausgeschlossen ist oder daß — wenn je ein solches stattfände, dies nicht durch ‚historische' Ursachen im engeren Sinne, sondern nur durch Rassen-, Blut- und Sprachmischung, die auch die (erblichen) Einstellungsformen der Gruppen auf das Dasein mitmischen würde, je geschehen könnte, daß mithin die gegenwärtige Kirche eine gewisse Solidarität mit dem hat, was ich in meinem Kriegsbuche den ‚europäischen Geist' nannte, — ja, daß sie ihrem Geiste nach eine noch engere Solidarität mit der ‚abendländischen Christenheit' gegenüber der ‚orientalisch-morgenländischen Christenheit' besitze, als die innerwestlichen Kirchengegensätze auf den ersten Blick zuzulassen scheinen,* desgleichen eine weit tiefere Solidarität mit der lutherischen Kirche als mit allem, so ungleich viel stärker typengestaltendem Christentum calvinistischen und puritanischen Ursprungs — so würden diese Einsichten in keinerlei Gegensatz stehen zu dem notwendigen Anspruch der Kirche für das Reich aller endlichen Personen überhaupt zu gelten, und auch nicht im mindesten zu irgendwelcher Einschränkung der alle natürliche Einsicht überflügelnden und hehren Glaubenshoffnung führen, es werde einmal ein Hirt und eine Herde auch de facto die Erde umfassen. Indem die Kirche diese beiden Fragen scharf trennt, begegnet sie auch am besten der ‚nationalistischen Denkweise', für die es gerade charakteristisch ist, die faktische Inter nationalität und Unternationalität der Gesellschaft mit der Über- und Innernationalität der Kirche resp. ihrem Glaubensanspruch, eine auch faktische Weltkirche einst zu werden, ewig zu verwechseln und als negativen ‚Internationalismus' abzutun; damit aber zu meinen, sie habe auch den Nationalstaat als eine Gemeinschaftsform für den Inbegriff aller höchsten Werte, ja als das ‚soziale höchste Gut' überhaupt aufgewiesen, wenn sie faktisch nur gezeigt hat, daß gegenüber den gesellschaftlichen internationalen Zivilisationswerten die Nation wie der Staat an sich höhere Güter verwalten, als je diese ‚Gesellschaft' sie in sich befassen und verwalten kann. Die Kirche ist übernational, weil sie die wahre Kirche Gottes ist und überkulturelle wie überstaatliche Güter, eben die Heilsgüter primär verwaltet; sie bliebe dies auch, wenn sie einen noch viel geringeren Teil der Menschheit als Naturgattung umfassen würde, als sie faktisch heute umfaßt. Sie war schon übernational und ihr Glaube ‚allgemeingültig', da sie ein ‚Senfkorn' war — und wer darf sagen, er habe an dem gewaltigen Baume, zu dem das Senfkorn sich gestaltet hat, die Lebenskräfte ermessen, die auf die Zu-

Idee der bloßen ‚Allgemeingültigkeit' meine ‚Abhandlungen und Aufsätze', 1. Bd. S. 223 u. f.; desgl. strenger ‚Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik' 1. Teil. Halle, Niemeyer. II. Teil erscheint zu Beginn 1916.

* Vgl. den zitierten Aufsatz in den Weißen Blättern und auch das vielfach Treffende bei Adolf Harnack ‚Der Geist der morgenländischen Kirche im Unterschied von der abendländischen' (Sitzungsbericht der K. Pr. Ak. d. W. VII 1913).

kunft der Geschichte warten? Die Gesellschaft ist international, weil sie zu ihrer Art von Einung auf alle über Sinneslust und Nutzen hinausgehenden Werte und Güter prinzipiell verzichtet, weil sie in ihrer Sphäre keinerlei liebesgemeinschaftliche, keinerlei lebensgemeinschaftliche und keinerlei kulturell-geistige Solidarität, am allerwenigsten aber eine solche des Gesamtheiles kennt, sondern allein auf egoistischen Interessen beruht, die durch Vertrag, Konvention usw. ausgeglichen werden.*

Der Leviathan der ‚nationalistischen' Denkweise bringt aber nicht nur Zivilisation, Gesellschaft und Kirche ganz einförmig unter den negativen Ausdruck ‚Internationalismus', sondern auch noch andere faktische und mögliche Querschichtungen, die gleichfalls ursprünglich in der Menschennatur verwurzelt sind und darum höchstens für gewisse Zeitläufte zurücktreten, nie aber dauernd aus der Geschichte verschwinden können.

4. Ich nenne hier zunächst den vom negativen Internationalismus der Zivilisationsgesellschaft ganz verschiedenen positiven ‚Kosmopolitismus des Geistes'. ‚Kosmopolitismus' überhaupt (das Wort stammt aus der stoischen Schule) ist ein Begriff, der nicht wie Internationalismus von den Massen und Klassen, sondern von Denkern, Dichtern, Künstlern geprägt wurde. Er bedeutet einen nicht nur über die gleichzeitigen Völker, Nationen, positiven Kirchen hinwegreichenden, sondern auch die Trennung der historischen Zeitalter überquerenden Zusammenhang der geistigen Minoritäten zur Förderung höchster Ziele der Kunst, Philosophie usw. Er ist also kein Zivilisationsbegriff, sondern eine soziologische Kulturidee. Er ist seiner Sphäre nach enger wie die Idee der Kirche, und zwar in zwiefachem Sinne: Einmal darum, da er nur die Gruppen höchster werktätiger Bildung, nicht also alle Klassen, Stände, Berufe der Völker und Nationen zu umfassen beansprucht wie die Kirche (im höchsten Falle eine pantheistisch-mystische Bildungsreligion aus seinem eigenen Kreise hervorgehen läßt) und sich gleichzeitig nicht an das Ganze und den Kern der Menschen richtet wie alle echte Religion, sondern nur an deren werkbildenden Geist; sodann darum, weil er die Welt und das Leben nicht transzendiert, also auch nicht die Verstorbenen als fortlebende und existierende Seelen, sondern nur als Erscheinungen und Mitbildner der Geschichte umfaßt. Dieser ‚Kosmopolitismus' kann zugleich gegenüber Volk, Nation usw. sich negierend verhalten. So war es z. B. innerhalb seines Ursprungs im griechischen Kynismus, zum Teil noch während des älteren Humanismus (Erasmus) und der Periode der Aufklärung; er braucht es aber gar nicht. Insbesondere fehlte jenem deutschen Kosmopolitismus, der am reinsten durch die Namen Goethe, Herder und Schleiermacher vertreten wird, dieses negative Moment durchaus. So urteilt Herder: ‚Kein Volk' ist ‚ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde' ... So darf sich auch kein Volk Europas von anderen abschließen und töricht sagen: bei mir allein, bei

* Über die prinzipielle Seite der Missionsfrage siehe den folgenden Aufsatz.

mir wohnt alle Weisheit ... Der Genius der Menschen-Naturgeschichte lebt in und mit jedem Volk, als ob dieses das einzige auf Erden wäre ... Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andere Gaben aus ihrem Füllhorn wirft und allmählich die Menschheit von allen Seiten bearbeitet (Brief z. Bef. d. Hum., Brf. 28).

Analog war Goethes Idee der Weltliteratur gebildet in dem Sinne seines Wortes, daß ‚die ganze Wahrheit' (und das ganze Gute und Schöne) nur durch die ‚ganze (in Nationen und Völkern gegliederte) Menschheit', eben auf Grund der je eigentümlichen Geistesanlagen dieser Glieder erfaßt werden können. Scheiden wir darum diese Idee aufs allerschärfste auch vom sog. Internationalismus der Wissenschaft (insbesondere der exakten)* im modernen Sinne, die das genaue Gegenteil vom ‚Kosmopolitismus' bedeutet und durchaus in die gesellschaftlich-zivilisatorische Bedeutung des Wortes hineinfällt. Diese letztere Idee geht von der vollen Vertretbarkeit der Forscher aus — soweit die Verschiedenheit ihres Volkstums und ihre Nationalität in Frage kommen. Die erstere Idee dagegen behauptet gerade ihre Unvertretbarkeit, wenn die höchste universale Kunstleistung und -bildung Wahrheitserkenntnis usw. erzielt werden soll. Gerade die eigentümlich individuelle und naive Auswirkung der Volksseelen und Nationalgeister in ihren höchsten geistigen Vertretern verspricht — nach dieser Idee — Weltbilder und Künste, die sich zu einem adäquaten Gesamtbild der Welterkenntnis resp. zu einem allmenschlichen und höchstwertigen Gesamtkunstwerk ergänzen sollen.

Im Gegensatz zum Kosmopolitismus steht daher nicht etwa die Idee der Kulturnation — die der Kosmopolitismus umfaßt, auf deren Boden er wuchs und auf die er sich gerade stützt —, sondern der reflektierte Kulturnationalismus. Gerade dieser aber ist ein seinem Ursprung und Sinn nach völlig internationales Denkschema. Das ist hier das ganz Merkwürdige: Seinem Ursprung nach ist der Kosmopolitismus im obigen positiven Sinn eine durchaus nationale, spezifisch deutsche Idee. Dagegen ist der reflektierte Nationalismus überhaupt (auch der kulturelle) seinem Ursprung nach ein ganz internationales Klischee und Denkschema, dessen letzte Wurzel in den analogen Interessen der großbürgerlichen Besitzklassen zu suchen ist, deren Finanz- und sonstiges Kapital stärker innerhalb als außerhalb der Grenzen der Nationalwirtschaft engagiert ist. Der spezifisch kulturelle reflektierte Nationalismus aber ist nur die Ideologie zu diesem Klasseninteresse, das sich übrigens seine volle Bewußtheit erst im Kampfe, in der Reaktion also gegen die vor dem Kriege so stark überschätzten internationalen Klasseninteressen des Proletariats

* Genaueres über die Frage, welche Art von Erkenntnis und welche Wissenschaftsgruppen es ihrer Natur nach mehr oder weniger national bezw. kosmopolitisch und international sind und sein sollen, gibt mein Aufsatz ‚Das Nationale in der Philosophie Frankreichs', ‚Neuer Merkur' Oktoberheft 1915.

geschaffen hat. Drum ist denn auch die seelische Einstellung des echt 'nationalen' Kulturkosmopolitismus und des faktisch international klassenhaften sog. Kulturnationalismus so wesensverschieden wie nur möglich. Der alte deutsch-nationale Kosmopolitismus glaubt, daß nicht etwa die historische und psychologische Reflexion auf das, was z. B. 'deutsch' sei, die geistige Arbeit als Ziel und Norm regieren dürfe, sondern allein die allgemeingültigen Ideen der Wahrheit, des an sich Guten und Schönen; er glaubt aber zugleich, daß sich aber gerade, je mehr und je reiner dies stattfinde, das individuell Eigentümliche jedes Nationalgeistes auch um so reiner und naiver im Werke seiner höchsten Repräsentanten ausprägc und ausprägen muß. Auch die Nationalidee jeder Nation soll ihm gemäß der nationalen Eigenart jeder konkreten Nation entsprechen. Dagegen will der 'kulturelle Nationalismus' — d. h. die Ideologie des großen Kapitals in allen Nationen und seiner offiziellen geistigen Bedientenschaft (die, wie es guten 'Dienern' ziemt, ihre Dienste nur halbbewußt tut) — das Ergebnis der Reflexion darüber, was 'deutsch' sei, was 'französisch', was 'russisch', 'italienisch', 'englisch', auch zum zielbestimmenden und normativen Wert, ja zum Zweck für die geistige Werkbildung machen und eine je eigentümliche Nationalidee der Nationen zugunsten des allgemeinen internationalen Klischee von 'Nation' überhaupt nicht zulassen.*

Hier sei eine Bemerkung gestattet. Wir müssen überhaupt überall ebensowohl die Scheinnationaltendenzen von den echten, wie die scheinhaften internationalen und kosmopolitischen Tendenzen von den echten unterscheiden. Zum Beispiel verbirgt sich (siehe den genaueren Nachweis in meinem Kriegsbuch) hinter dem englischen christlichen und andersartigen Pazifismus und 'wissenschaftlich' fundierten Freihandelsprinzip (auch vielfach hinter der scheinbar rein religiösen englischen Missionstätigkeit) nur das nationale Interesse und der 'Weltreichs'egoismus des englischen Inselvolkes. Andererseits verbarg sich hinter dem modernsten, bei allen Nationen wiederkehrenden ebengenannten 'Kulturnationalismus' (vor dem Kriege) nur das an sich anationale Klasseninteresse derjenigen Klassen, die in ihren Kapitalinteressen an das Staatsterritorium oder die staatlichnationale ökonomische Interessensphäre überwiegend gebunden sind. Das ist vor allem Großindustrie und national engagiertes, — an sich anationales Finanzkapital. Aber es ist solches durchaus nicht ausschließlich. Wenn zum Beispiel die Arbeiterschaften der verschiedenen kriegführenden

* Niemand möge versäumen, die ausgezeichneten Anmerkungen zu lesen, die Fr. Meinecke in dem Abschnitt 'Nationalismus und nationale Idee' s. Buches 'Die deutsche Erhebung von 1914' über den Nationalismus gemacht hat. An einer Stelle heißt es: 'Letzten Endes drohen die Kämpfe, die die Nationen zur Behauptung und Ausbreitung ihrer Nationalität gegeneinander führen, den Rivalitäten der Studentenkorporationen zu gleichen, die sich nur durch die Farben ihrer Mützen und Bänder voneinander unterscheiden, im übrigen aber genau demselben Ideal studentischer Schneidigkeit nacheifern' (S. 93).

Staaten und Nationen sich ganz verschieden zur parlamentarischen Bewilligung des Kriegsbedarfs verhielten, die russischen, italienischen und serbischen Arbeiterklassen die Bewilligung ablehnten, die deutschen und französischen voll bewilligten, die englischen aber zum größten Teil, so folgte dies Verhalten genau der Höhe des Lebensstandes der Arbeiterklassen und damit auch dem Maße, in dem sie an der Erhaltung des staatlich-nationalen Wirtschaftsorganismus als solchen interessiert waren. Hier haben wir also durchaus nicht eine direkte Gemütswirkung der Nationalidee, sondern nur zufällige Deckung von anationalen Klasseninteressen mit dem Gegenstand dieser Idee. Aber ganz analoge unechte Scheindeckungen finden wir heute auch vielfach ebensowohl zwischen einem falschen ‚Nationalismus' als auch einem falschen ‚Internationalismus' — und dem Geiste der Kirche vertreten. Es war fast zum Lachen, in einer Reihe deutscher Zeitschriften Leute an der Arbeit zu sehen, die für ihren Smoking-, Hotel- und Ästheten-Internationalismus oder für einen Scheininternationalismus, der aus heute tief bedauerlicher gemischter nationaler Abstammung seiner Vertreter stammte, aber schon durch den Ton der weinerlichen Darstellung gerade die unversiegliche Kraft nationalen Wesens bezeugte, die Kirche für sich in Anspruch nahmen, einige sogar plötzlich ihr katholisches Herz erst jetzt zu entdecken schienen. Im Gegensatz hiezu zeigt die Angriffsschrift der französischen Katholiken gegen Deutschland — wir kommen noch darauf zurück —, durch welche unlauteren Mittel es gelingt, für unkritische Menschen den Schein hervorzubringen, daß sich Geist und Interesse der Kirche mit dem nationalfranzösischen Geist und Interesse decke.

5. Die bloß quantitative Fortbildung dieses in Klasseninteressen geborenen internationalen Nationalismus (die gleichzeitig seine wahre ‚internationale', d. h. in gleichen ökonomischen Klassenstrukturen hier und dort gegründete Natur enthüllte) aber war der sog. Imperialismus der europäischen Nationalstaaten vor dem Kriege. Nicht der Macht- und Herrschaftsgedanke, der dem Staate natürlich und zu allen Zeiten einwohnt, aber nur bei sehr großer Machtdifferenz eines Staates gegenüber den gleichzeitigen der Umwelt zu Weltherrschaftstendenzen führen kann (wie im Falle des römischen Weltreichs), auch nicht eine Ideengruppe wie jene der französischen Revolution (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit), die hinter den Weltreichstendenzen Napoleons stand, und in der er seinen persönlichen Ehrgeiz und den Gloiredurst der französischen Armee so klug versteckte, nicht auch die Reaktionsideen des übernationalen ‚Legitimismus' gegen die ‚Revolution', sondern das ökonomische Klasseninteresse der Großbourgeoisien samt ihrer Teilhaberschaften, beflügelt durch die Eigenart desselben kapitalistischen ‚Wirtschaftsgeistes', der sich auch innernational überall fand, drängte nach der sog. ‚Aufteilung der Erde'. ‚Aufteilung' nicht zunächst in staatliche Herrschaftssphären, sondern in ökonomische Interessensphären; nach Herrschaftssphären nur soweit, als die Interessensphären sich nicht mehr durchflechten konnten, sondern sekundär aus sich her-

aus auch territoriale Herrschaftsansprüche gebaren. Darum forderte diese den Staat und seine Spitzen immer stärker umspinnende Klassenschicht, daß er ihr zu Diensten sei und mit seiner Macht nachhülfe. Der sog. ‚Imperialismus' war daher gleichfalls eine typisch internationale Erscheinung (England, Frankreich, Italien, Deutschland); er und die Großmachtsyndikate, zu denen er führte, stellen nur die (ein wenig schwer wiedererkennbare) End- und Höchsterscheinung desselben, auf grenzenlosen Erwerb ausgehenden kapitalistischen Geistes (auf dem Boden freier Konkurrenzwirtschaft) dar, der innerhalb der Nationen im kleinen Maße die Erscheinungen des Trust, des Syndikats und andere gegen die Konsumenten gerichtete Produktionsverbände erzeugte: Lauter Erscheinungen, in denen sich zwar durchaus nicht — wie man gemeint hat — der ‚kapitalistische Geist', wohl aber das Prinzip der freien Konkurrenz (und des Freihandels) langsam selbst zu überwinden begann. Und dieser ‚Imperialismus' war es, der jene formelle Methodik der europäischen Politik zur Folge hatte, vor der sich noch Bismarck in Praxis und Theorie so ängstlich gehütet hatte: daß nämlich außereuropäische Handelsinteressen, dazu kolonial- und siedlungspolitische Unternehmungen der europäischen Staaten und sekundär der dadurch mitbetroffenen Nationen nicht nur mitbedingend, sondern wahrhaft gestaltend auch auf die innereuropäische Bündnispolitik, ja selbst auf die durch die Presse mehr gemachten als bloß angezeigten Freundschaften und Feindschaften der Völker und Nationen mitgestaltend zurückwirkte. Diese formelle Methode führte also zu der allgemeinen Erscheinung, die ich anderwärts die ‚anarchoeuropäische Phase der europäischen Weltpolitik' genannt habe. Sofern diese Methode (samt ihrem letzten Ergebnis, der Verbindung der feindlichen Großmächte in der Entente) durch diesen Krieg nicht aufgehoben wird, muß sie auch bei den denkbar größten Kriegserfolgen der Zentralmächte und im Falle ihrer maximalsten militärischen ‚Stärkung' mit fast mathematischer Sicherheit zu einer ganzen Reihe weiterer Kriege der gleichen Art und Form führen. Daß diese Folge aber in ihren letzten Konsequenzen den Selbstmord der europäischen Kulturpionierschaft zugunsten Amerikas und Rußlands bedeuten würde, das kann keinen Zweifel dulden. Nur die Ablösung dieser formellen politischen Methode durch eine solche der innereuropäischen Vereinbarung über alle Teilung von bloßen Interessenzonen der außereuropäischen Erdkugel, diese Vereinbarungsform aber gegründet auf die neue Verbandseinheit eines neuen südöstlich und nach Kleinasien hin orientierten ‚Mitteleuropa', das dann wenigstens als relativ in sich ‚saturiert' weit weniger Zusammenstoßflächen mit den Weststaaten besäße, als vorher vorhanden waren, kann auf die Dauer diese furchtbare Folge vermeiden lassen.

Die internationale Klassenverwurzelung des Imperialismus als Interessenparteiung schließt indes nicht aus, daß die Idee des Imperialismus als Idee, selbst wieder einen nationalen Ursprung hat — wie insbesondere Schulze-Gävernitz treffend nachwies. Als Idee hat der Impe-

rialismus seinen Ursprung ohne Zweifel in derjenigen der europäischen Nationen, die schon seit Jahrhunderten die prinzipielle Außenseiterrolle gegen West- und Mitteleuropa gespielt hat und deren berüchtigte ,Gleichgewichts'methode, arbitrium mundi — und Allseegeltungsanspruch so lange, als die kontinentalen Staaten mit der Ordnung ihrer inneren Verfassungsangelegenheiten beschäftigt waren, die drei höchst erfolgreichen Grunddogmen all ihrer Außenpolitik bleiben konnten. Sie hat ihren Ursprung in derjenigen Nation, die sich selbst primär weder als ,Staat' noch als ,Nation' begreift, sondern als ,Empire', als Weltreich, und die gleichzeitig vermöge des Zusammenwirkens ihres eigentümlichen Volksgeistes mit den Bedingungen einer höchst industrialisierten Inselbevölkerung den Geist des Hochkapitalismus am frühesten und einseitigsten entfaltete: d. h. in England. Wie für die Fragen der Staatsverfassung und der Heeresverfassung (Volksheer) die Ideen der französischen Revolution im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts auch dort vorbildlich wurden, wo sie den besonderen Geist der Völker gegen sich hatten, so wurde in den letzten zwanzig Friedensjahren der Formtypus des englischen Weltreiches die stärkste idealbildende Kraft für die Außenpolitik aller europäischen Großstaaten. Das heißt aber, da England seit Jahrhunderten prinzipieller Außenseiter gegenüber aller Solidarität europäischer Geistesgüter und gemeinsamer Kontinentalinteressen war und mit den Gliedern dieses Staatensystems bloß ,gerechnet' hat wie mit beliebigen anderen außereuropäischen Interessenzonen seines Empire, so mußte diese allgemeineuropäische Nachahmung und Ansteckung mit dem Formtypus des Zieles der englischen so erfolgreichen Auslandspolitik zu dem merkwürdigen Phänomen führen, daß auch die Kontinentalstaaten, voran Frankreich und Italien, ,Außenseiter' des gesamteuropäischen und damit indirekt ihres eigenen wahren Interessenfundamentes wurden. Das heißt, die stets antieuropäische Außenpolitikform Englands wurde — auf die Kontinentalstaaten übertragen zu einer ihrem Wesen nach selbstmörderischen Politikform auch für Kontinentaleuropa. In Deutschland speziell war die besondere Art und Form der Flottenpolitik der letzten Jahrzehnte — so sehr sie, ja gerade weil sie so ,anti'englisch war — nur um so stärker von der Idee des Formtypus des englischen Weltreiches bestimmt; wie denn überhaupt nicht der sog. England,haß' oder ein endloser Krieg gegen England, sondern nur eine Wendung des Antlitzes Deutschlands und der Gesamtströmung des deutschen Lebens (des kulturellen wie ökonomischen) vom Blick und von der Richtung Süd-Nord und Südost-Nord zum Blick und zur Richtung Nord-Süd und Nord-Südost die wahren Ursachen einer falschen Nachahmung Englands (und damit manches andere!!) beseitigen kann. Ein gewisses Maß mitteleuropäischer ökonomischer Autarkie und Saturierung der deutschen Menschenexpansionsbedürfnisse an erster Stelle durch landwirtschaftliche Siedelungen im Osten und neue Absatzmärkte für die Industrie in der südöstlichen Richtung kann diese Erlösung von der Ansteckung durch die englische ,Reichs'idee vermöge der

dadurch mitbewirkten Entspannung der deutsch-englischen und deutsch-amerikanischen Konkurrenz nur beschleunigen. Ausdrücklich bemerke ich aber hier noch, um Mißverständnissen vorzubeugen: Nicht nenne ich ‚Imperialismus‘ das bloße Streben nach staatlichen Machterweiterungen überhaupt, soweit sie einer organischen Abrundung des Staatsterritoriums zur Besiedelung oder militärischen Sicherung für die Zukunft dienen. Diese Forderungen können Staatsnotwendigkeiten sein und haben mit einer durch ein Klasseninteresse regierten politischen formellen Politikmethodik nichts zu tun. Nur dürfen auch diese in gewissem Maße sicher berechtigten Forderungen dem höheren Ziele, diese Methodik zu ändern und ihr bisheriges Werk, die Entente zu sprengen, nicht übergeordnet, sondern müssen ihm untergeordnet werden. Nicht nenne ich auch ‚Imperialismus‘ das wohl berechtigte Bestreben der deutschen Volks- und Produktionskraft, erweiterte und dem österreichisch-deutschen Territorium organisch angeschlossene Interessenzonen in der Richtung Südost und Ost unter Wahrung der vollen nationalen Rechte und Freiheiten der beteiligten Völker zu sichern. Nur muß auch dieses Bestreben sogar beiden oben genannten Gesichtspunkten bei allen praktischen Entscheidungen untergeordnet werden. Will man dann auch dies noch Imperialismus nennen, nun wohlan! Wie der kapitalistische Geist grenzenloser, alle Bedarfsdeckung übersteigender Pleonexie überhaupt, so kann auch seine historisch letzte, die imperialistische Erscheinungsform nicht über Jahr und Tag überwunden werden. Wohl aber kann der Imperialismus von seiner alle äußere Politik führenden und bündnisgestaltenden Rolle abgedrängt werden, und wohl dürfen wir hoffen, daß der von Hause aus antikapitalistische, auf Organisation der Wirtschaft für das Gesamtwohl zielende deutsche Geist wie von selbst zu sich zurückkehre und die nötigen Formen finde, wenn er nur von der überstarken Konkurrenz mit England-Amerika und von dem falschen undeutschen Ideal eines Überseereiches englischer Formstruktur befreit ist, d. h. von Kräften befreit ist, die ihn überall und auch in Fragen der Kultur und Religion von seinem wahren Wesen abgelenkt und den tieferen Sinnzusammenhang seiner Geschichte, auch der Geschichte seiner wirtschaftlichen Bildungen zeitweise unterbrochen haben.

Nicht etwas ‚Höheres‘ als dieses berechtigte Maß von wirtschaftlicher und Bevölkerungsexpansionstendenz* ist hingegen das, was man die Kulturpolitik des ‚Imperialismus des Geistes‘ (K. Lamprecht usw.) genannt hat. Der Widersinn dieser Wortverbindung besteht schon darin, daß man ‚Geist‘, ‚Kunst‘, ‚Wissenschaft‘ usw. mit dem Mittel des ‚Wollens‘,

* Die gewaltige Bevölkerungsvermehrung Deutschlands (sie war innerhalb des 19. Jahrhunderts größer als seit Arminius bis zum 19. Jahrhundert) ist übrigens nicht die Ursache der auf die moderne Industrialisierung gegründeten deutschen Überseepolitik (wie man jetzt immer hört), sondern die Wirkung vor allem der mit der Industrialisierung anfänglich steigenden, neuerdings sinkenden Proletarisierung großer deutscher Bevölkerungsteile.

‚Befehlens', ‚Herrschens' und ‚Tuns', ja der ‚Politik' (z. B. durch Austauschprofessoren usw.) in der Welt direkt propagieren wollte und will, anstatt einzusehen, daß der geistige Kultur- und Menschentypus einer Nation wie von selbst Menschen gewinnen und zu sich und seiner Nachfolge einladen muß, seine Verbreitung aber nie eine direkt ‚gewollte', also nie auch eine politische sein kann, sondern nur ein stilles Wachstum sein darf, im äußersten Falle im Gefolge ökonomischer und zivilisatorischer, außereuropäischer Arbeit, nicht aber als deren Führung. Goethe, der in einem bekannten Epigramm seine volle Gleichgültigkeit aussagt, ob ‚je der Pinsel des Chinesen Werthern und Lotte aufs Glas malen' werde, und der anstatt der ‚Menschheit' nur dem ‚Freunde' Karl August gefallen und dienen ‚will', dem Freunde, der ihm ‚Gärtchen und Haus geschenkt', hat durch die Gestalten von ‚Werthern und Lotte' allein sicher gar sehr viel mehr Ausländer für den deutschen Geist gewonnen als alle Austauschprofessoren des modernen Deutschland zusammengenommen. Die Intensivierung des deutschen Geistes nach leider nur zu langer Extensivierung, seine Intensivierung zu neuen großen naiven Gestalten und Werken, sodann aber die Schaffung neuer Selektions- und Entfaltungsmöglichkeiten für die in der ‚Masse' jetzt verborgenen Talente und Geisteskräfte, die heute eine undeutsche Presse und Zeitschriftenliteratur samt einem auf ‚gewollte Kulturpolitik' gespannten weltfremden Bureaukratismus vom Lichte absperrt — das ist die Vorbedingung für die — etwa einmal — die Völker wiedergewinnende Kraft eines deutschen Geistestypus. Abgesehen von dieser ‚von selbst' gewinnenden einladenden Kraft geistiger Werte, Formen und Menschentypen — die kein ‚Wille' an ihrer Ausbreitung hemmen, aber auch keiner erzeugen oder ‚machen' kann —, gilt für ‚Politik' und ‚Wollen' auch heute noch jenes vorgenannte Prinzip; das Prinzip des die Eigenart der Nationen in sich schließenden und die Fülle der Menschenveranlagungen achtenden und ehrenden Kosmopolitismus, der vorher entwickelt wurde, und gar nicht gilt der ‚Imperialismus des Geistes'. Denn dieser ist nichts weiter als eine schwachmütige Ideologie des echten und wahren ökonomischen Klassenimperialismus, mit dem er geboren war und mit dem er verschwinden wird.

6. Von den genannten nationalen Querschichtungen ist nun auch das zu scheiden, was ich in meinem Kriegsbuche das ‚geistige Europa' (früher und bei älteren Deutschen mit dem Kosmopolitischen überhaupt zu sehr verwechselt) und als dessen neu in diesem Kriege sich bildenden Kern ‚Mitteleuropa' genannt habe. Die Grundformen des Geistes ‚Europas' in Religion, Ethos, Kunst, Staatsform, Geschichte usw. habe ich dort entwickelt und insbesondere seine tiefgehende innere Solidaritätsform gegen Rußland als Kulturkreis und die übrigen asiatischen Kulturkreise aufzuweisen gesucht. Vornierter Nationalismus mag auch diese Einheiten unter die große Tüte ‚Internationalismus' so setzen, wie er es ja auch mit der Kirche, dem Kosmopolitismus bis zur Hotelzivilisation ganz unterschiedslos in einem Atem

macht. Wir aber finden, daß zwar der Zusammenbruch jenes ‚Scheineuropa', das sich vor dem Kriege auf allen möglichen Arten von Kongressen und in eleganten Luxusreisenden, Ästheten, Kommisvoyageuren und Diplomaten durch die Salons bewegte, nicht im mindesten irgendein Schade ist, sondern daß gerade dieser Zusammenbruch ein eminentes Verdienst dieses wahrheitsschaffenden Krieges ist, ja daß der Zusammensturz dieses Scheineuropa sogar die fundamentalste Bedingung war, um das wahre und echte Europa erst zu entdecken. Gleichzeitig aber sah ich auch, daß, so wenig auch der europäische Gedanke unmittelbar und positiv zweckbestimmend für die Politik und Kriegführung irgendeiner Nation oder eines Staates sein darf und kann, — die mögliche Rückwirkung jedes politischen Schrittes auf diese Einheit des ganzen Europa entschiedene Achtung verdient, Mäßigung beim Starken, gerade je stärker er sich erweist, aber um so mehr fordert, je weniger in Selbstsucht erstickte schwächere Nationen und Staaten diese Achtung aufzubringen vermögen. Dagegen darf der neuerdings von Fr. Naumann so tief aber zu einseitig entwickelte Gedanke ‚Mitteleuropa' schon ein stärkeres Anrecht auch auf die positive Zweckgestaltung einer deutschen Politik erhalten, die — ohne das weitere Europa sich zu irgendeinem praktischen Zweck zu setzen — (etwa in der albernsten amerikanisierenden Art der sog. ‚Vereinigten Staaten von Europa') doch auch in diesem weiteren Sinne ‚europäisch' gesinnt ist. Denn das ist ja klar: Vom puren ‚Nationalismus' aus gesehen ist oder wäre ja dieser ganze Krieg, gerade von unserer Seite aus, purster Unsinn. Von diesem Standort aus gesehen hätten wir Österreich und die Türkei — beides Staatsgebilde, nur verständlich von einer Mischung uralten dynastischen Legitimismus mit den inneren gemeinsamen Ansprüchen und Interessen von Kulturkreisen verschiedenster Nationalität her — eo ipso preisgeben und insbesondere Österreichs deutsche Länder nach einer Teilung dieses Staates in das Reich hereinnehmen müssen. Der Gedanke, ‚Mitteleuropa' mag in diesem Kriege also wohl erst festere Formen angenommen haben; entstanden ist er in ihm so wenig, daß er ihn vielmehr mit geboren hat. Ihn verleugnen heißt also zum mindesten einen möglichen Sinn dieses Krieges überhaupt leugnen. Es ist auch durchaus nicht Mitteleuropa als bloße neue Wirtschaftszoneneinheit, es ist — diesem Gesichtspunkt mindestens gleichgeordnet — Mitteleuropa als ein gewaltiges Bollwerk Gesamteuropas gegen die russische Kulturzone und gegen die englischen (asiatischen, afrikanischen, australischen und amerikanischen) Interessenzonen, vor allem aber als ein Versprechen, daß die englische, für Europa auf die Dauer selbstmörderische Politikform geändert werde — das auch von unserer Seite entschiedenste Bejahung erheischt.

7. Am weitesten zurückgetreten ist als Querschichtung der Legitimismus, besonders wenn man darunter ein gemeinschaftliches Gefühl der Herrscherdynastien und Verwandtschaften gegenüber dem ‚revolutionären Volk' versteht. Nicht so ganz ist er es, wenn man den Begriff auch auf den

Geist zusammengehöriger Strukturformen des Staates und des gesellschaftlich-sittlichen Aufbaus in ihnen erweitert. Denn hier ist klar, daß die Form der festgefügten Monarchie der Zentralmächte und der Gedanke des Primates der Ordnung über die Freiheit, der Pflichten über die Rechte, endlich auch der organischen Einheit von Kirche und Staat über deren Scheidung, kurz, der Gedanke festgefügter Autorität und Organisation über individualistischen Eudämonismus und über die Ideen der französischen Revolution von 1789 eine ganz eminente Rolle in diesem Kriege spielen und schon bei seiner Entstehung mitspielten; bei unseren Feindesmassen vielleicht sogar die ausschlaggebende! Und das gilt nicht nur gegenüber den sich so gerne ‚demokratisch' nennenden, d. h. die politische und individuelle ‚Freiheit' vor die soziale Besitzgleichheit (die unsere Demokratie mit Recht primär anstrebt), die christliche ‚Brüderlichkeit' aber gar sehr zurücksetzenden Westmächten, sondern vielleicht noch stärker gegenüber Rußland, dessen Krieg geradezu als Fortsetzung der russischen Revolution — also gar nicht als bloßes Werk und Heil der ‚Autokratie', im russischen Volke faktisch empfunden wird.

8. Schließlich aber nenne ich noch die generative Querschichtung der europäischen Jugend, ihres schon vor dem Kriege erstandenen ‚Militarismus der Lebenshaltung', das Wort nicht gemeint als politischen Zwecksmilitarismus, sondern als Gesinnungsmilitarismus, d. h. als Form eines edleren, ritterlicheren Lebens, in der die bloßen Triebe und Neigungen der Herrschaft des zentralen Geistes und Willens unterworfen werden und das Leben neu und insbesondere antibourgeois und antikapitalistisch empfunden und auch weltanschaulich gewürdigt wird. Mag in den so stilähnlichen Jugendbewegungen aller europäischen Staaten (auch Englands!) viel Unsinniges, Übertriebenes mitgelaufen sein — sie alle gingen doch ungemacht und unwillkürlich nach dem Ziele, einen Menschentypus als Individuum zu bilden, der das System ‚freier Konkurrenz' zuerst in der eigenen Seele als Gestoßenwerden von der je stärksten sinnlichen Strebung ausrodet — vielleicht, vielleicht um dasselbe System einst in den Formen der Gesellschaft und des Staates, ja schließlich im Verhältnis der Staaten zueinander (d. h. auch als Imperialismus) ausroden zu helfen.

Jede dieser nationalen Querschichtungen, nicht nur die Nationen und die Nationalitäten erheischen schon heute diejenige besondere Liebe und Achtung, die sie je verdienen, wenn wir einst wieder aus der Finsternis der Gegenwart zum Lichte gelangen wollen.

Weltpolitische Zukunftsahnungen eines Romantikers / Von Luzian Pfleger

Friedrich Schlegels, des Romantikers, Wort: Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet, paßt vielleicht auf niemanden besser als auf seinen Freund und Gesinnungsgenossen Henrik Steffens.

Wer in der breiteren Schicht unserer Gebildeten, wenn er sich nicht eingehender mit der Geschichte des deutschen Romantismus befaßt hat, kennt noch den Namen dieses ausgezeichneten Mannes, der, obwohl Norweger, für das wiedererwachende Deutschland zur Zeit der Befreiungskriege ein glühendes Herz besaß? Auch die engere Fachwissenschaft ist ihm, mit der ständig steigenden Wertschätzung der lange geschmähten Romantik, erst in den letzten Jahrzehnten gerecht geworden. Und auch da wurde er mehr nach seiner Bedeutung für die zeitgenössische Wissenschaft — romantische Naturphilosophie — gewertet,* der zeitgeschichtliche und politische Einfluß des merkwürdigen Mannes ist fast gar nicht berührt worden.

Wer denkt noch daran, daß Steffens auf das große Leipziger Kriegsspiel das uns so geläufige, treffende Wort ‚Völkerschlacht' geprägt hat? Von Fichtes Reden an die deutsche Nation sprechen alle Schullesebücher und geschichtlichen Leitfäden. Aber in wieviel volkstümlichen Darstellungen der Freiheitskämpfe wird noch von der berühmten, packenden Rede gesprochen, die Steffens, damals Professor an der Hochschule zu Breslau, an einem der ersten Februartage des denkwürdigen Jahres 1813 an die Studenten und Bürger der Stadt richtete, um sie zum Kampfe gegen die Eroberer aufzupeitschen? Das geschah noch vor dem historischen Aufruf des Königs an sein Volk. Scharnhorst begrüßte den Redner damals mit den Worten: ‚Steffens, ich wünsche Ihnen Glück, Sie wissen nicht, was Sie getan haben'. Schon im Jahre 1809, als Professor der Universität Halle, hatte er die kühne Schrift gewagt: ‚Über die Idee der Universitäten', worin er inmitten des politischen Elends der deutschen Nation deren Wiedergeburt verkündigte, die aus dem unversiegbaren Born des innern geistigen Reichtums des Volks erfolgen müsse. Er ist kein schlechter Prophet gewesen. Sein politischer und geistiger Einfluß auf die studierende Jugend war erstaunlich

---

* So bei R. Haym, ‚Die romantische Schule' (2. Aufl. 1906, S. 620 ff.), und in den Schriften von Ricarda Huch. Seine zahlreichen belletristischen Arbeiten würdigte neuerdings F. Karsten, Henrik Steffens Romane, Leipzig 1908. Ein Lebensbild des Mannes entwarf der dänische Pastor Richard Petersen, deutsch von A. Michelsen, Gotha 1884. Das Buch erschöpft aber, da der Verfasser mit den verwickelten deutschen Zeitverhältnissen zu wenig vertraut ist, die Bedeutung Steffens' noch lange nicht. Kurz orientierend ist der Abriß von O. Liebmann in der Allgem. deutschen Biographie XXXV, 555—558; sowie die gute Einleitung zu Karstens erwähnter Arbeit.

groß.* Bei ihm, der sich so oft und gern als Norweger bekannte, der er von Geburt war, der sein dänisches Vaterland über alles liebte, berührt seine glühende Liebe zu allem, was deutsch war, merkwürdig und eigentümlich. Sie erklärt sich nicht allein aus der Abstammung von einem deutschen Vater. Romantiker seiner innersten Wesensanlage nach, hat ihn wohl die gesamte Strömung, die damals das jugendliche geistige Deutschland erfaßte, in ihren Bann gezogen, so daß er ganz mit diesem Geiste verwuchs und selbst wieder in reichem Maße den Nährboden befruchtete, dem jener entsproßte: als Naturphilosoph in Schellings Gefolgschaft, als Dichter, als Politiker.

Auch als solcher war Steffens durch und durch Romantiker. Und doch kein Träumer, der wie viele seiner Gesinnungsgenossen auf den Trümmern versunkener Machtgebilde fruchtlose Tränen vergoß. Wenn auch er den Ritt ins romantische Land des deutschen Mittelalters mitgemacht und aus der zerrissenen, trostlosen Gegenwart hinweg gern in die Glanzzeit des alten Kaisertums flüchtete, so besaß er doch Wirklichkeitssinn genug, um einzusehen, daß man kein verdorrtes Reis auf einen grünenden Stamm pfropfen könne. Den politischen Träumen eines Achim von Arnim von der Wiederherstellung des alten Reiches hält er entgegen: ‚Der alte Saturn verschlingt seine Kinder, Formen der Geschichte wiederholen sich nie, lebendig schreitet die Zeit, schaffend und bildend, vorwärts, und eure Wehklagen erscheinen selbst als wunderliche, verworrene Töne der allmächtigen Zeit, die in dem Brausen ihres Fortganges bedeutungslos verhallen. Schädlich sind diese Klagen, weil sie blind machen gegen die eigenen Vorzüge, weil eine jede Zeit ihr Problem, welches sie lösen soll, aber niemals lösen kann, wenn sie es nicht in seiner vollen Eigentümlichkeit ergreift, mit Zuversicht zu fassen sucht. Ja, der herrlichste Glaube, der eigentlich heiligste, der tief religiöse, von Gott entsprungene, der ein Gott ist der Lebendigen, nicht der Toten, ist Glaube an die Gegenwart. Dieser allein ist fruchtbringend, dieser allein hat die Verheißung und blüht belebend auf in Taten, Handlungen und Aufopferung jedweder Art.‘

* * *

Diese Worte sind einer Schrift entnommen, welche Steffens im Jahre 1817 veröffentlichte unter dem Titel: ‚Die gegenwärtige Zeit, und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland‘.** Sie ist eines der wichtigsten zeitgeschichtlichen Dokumente jener Tage, eine tiefgründige Streitschrift, hervorgegangen aus der berechtigten Mißstimmung des in seinen politischen Hoffnungen bitter enttäuschten Patrioten, der sich eins wußte mit der großen Masse der Gebildeten und Besten der Nation, die sich durch die reaktionäre Bürokratie in all ihren nach den beispiellosen kriegerischen Erfolgen der letzten Jahre berechtigten

* Aufschluß darüber gibt das Sammelwerk ‚Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense‘. Leipzig 1874.

** Berlin 1817, bei G. Reimer. 843 S.

Erwartungen betrogen sahen. Darum schlug das Werk auch wie eine Bombe ein und wurde namentlich in studentischen Kreisen verschlungen, die sich an seinen Gedankengängen begeisterten und politisch orientierten.* Das Werk ist zugleich das historische und politische Glaubensbekenntnis des Mannes, der ‚nur für das Rechte, Wahre und Heilige‘ kämpfen will: ‚Ja eben, weil ich weiß und mit freudiger Gewißheit im Namen des gewaltigen Gottes, dessen Wunder laut sprechen, verkündigen darf die Auferstehung des gesunkenen Volkes, und die zukünftige Herrlichkeit die seine ist, und die, wie sie jemals irdisch erschienen ist oder erscheinen kann, dem Deutschen werden soll, werde ich desto schärfer und entschiedener den dunklen Hintergrund bezeichnen, der uns das zukünftige Licht verbirgt.‘

Großzügig — im besten Sinne des so viel mißbrauchten Wortes — ist die historische Auffassung des Verfassers, der durchaus im Geiste des romantischen Programmes ‚den Genius des Zeitalters‘ erkennen läßt, dem die Tatsachen nur dazu dienen, um über sie hinaus an der Hand der synthetisch geschauten Vergangenheit die notwendige Richtung der zukünftigen Weiterentwicklung festzulegen. Novalis hat einmal gesagt: ‚Ich weiß nicht, aber mich dünkt, ich sehe zwei Wege, um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehnlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der andere, fast ein Sprung nur, der Weg der inneren Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut und sie in ihrem lebendigen, mannigfaltigen Zusammenhange betrachtet und leicht mit allen übrigen, wie Figuren auf einer Tafel vergleichen kann.‘** Steffens ist den zweiten Weg gegangen. Die romantische Universalität seines philosophischen Geistes, der in den verborgensten Tiefen des Weltinnern schürfte, bahnte ihm auch den Weg ins Labyrinth der Völkergeschichte. So sucht er in gedankenreicher, kühn gebildeter Sprache, die sich freilich gern in Wiederholungen gefällt, aus der Geschichte zu beweisen, daß die traurige Lage der gegenwärtigen Zeit nicht zur Verzweiflung berechtige, daß im Gegenteil Deutschland die Hoffnung auf eine geordnete Zukunft verkörpere. Die ganze Vergangenheit des Volkes, von der alten Germanenzeit herführend in die Neuzeit, zeigt in allen ihren Einrichtungen das ständige Hervortreten des — im Gegensatz zu den Völkern des Orients, auch Griechenlands und Italiens — angeborenen Gefühls von dem Eigenwert der Einzelpersönlichkeit. Das ideale Band des Christentums, das im Papsttum einen sichtbaren Einigungspunkt besaß, bändigte die im Volkscharakter liegenden Sonderungsbestrebungen. Und da nun alles einzelne auf den ewig lebendigen

* Für die Aufnahme des Buches sind die Auslassungen der Halleschen Literaturzeitung 1819, Nr. 42—43 interessant.

** Marie Joachimi, Die Weltanschauung der deutschen Romantik, Jena und Leipzig 1905, S. 111 f.

Mittelpunkt religiöser Gesinnung sich bezog und sich ihm unterordnete, durchströmte eine große Innigkeit und Treue das ganze Zeitalter, das um dessentwillen den Vorzug vor der verfahrenen, vom kühlen Verstande beherrschten späteren Zeit verdient. Wenn der Verfasser dann zeigt, wie die Gegenwart aus dem Mittelalter herauswuchs, ist es ihm wiederum in erster Linie darum zu tun, nachzuweisen, daß allein in Deutschland die tiefere Idee der Geschichte sich offenbarte. Im Gegensatze zu anderen Romantikern verficht er die Ansicht, daß die Reformation das Wesen des Katholizismus nicht zerstörte, sondern zur Urquelle des Christentums zurückführte; er ist auch hier der strenge Lutheraner, der sich nicht mit der Gründung der preußischen Landeskirche abfinden konnte. Aber wir finden bei ihm den Satz: ‚Der Katholizismus ist keineswegs sinnlos, wenn auch geschichtlich zurückgedrängt, er verbirgt in sich die fröhliche Zuversicht einer vergangenen Zeit', und die Hoffnung, daß die beiden Kirchen sich äußerlich vereinigen werden, ‚nicht durch äußere Veranstaltung, nicht durch irdische Klugheit, vielmehr aus der Tiefe des erwachten nationalen Gemütes wollen die alte Kirche und die neue Gehorsam und Freiheit, Vergangenheit und Zukunft, indem sie sich verstehen, sich wechselseitig durchdringen'. Jetzt fehlt der lebendige Glaube, der die Menschen verbindet, nur das Band der Wissenschaft und des Handels eint sie. Indem Steffens die wichtigsten Staatengebilde seiner Zeit einer meist überraschend zutreffenden Kritik unterzieht, stellt er Deutschland in den Mittelpunkt seiner großangelegten historischen Betrachtungsweise und deckt die Gebrechen auf, an denen es seiner Meinung nach krankt. Mit Trauer stellt er fest, daß der nüchterne Verstand dem Gefühl die Vorherrschaft zu rauben droht, daß auch das Geld immer mehr an die Stelle der wahren, innern Freiheit trete. Beamte, Adel und Gelehrte werden ihrer Aufgabe nicht gerecht. Die Erziehung bewegt sich in abgelaufenen Bahnen. Den Eltern ist es nur um die ‚Karriere' ihrer Kinder zu tun, man vergißt, daß des Kindes Wesen Glaube und Vertrauen ist, und daß Erziehung in der Enthüllung einer bestimmten Persönlichkeit besteht. Der Schulunterricht ist fabrikmäßig betrieben, trocken, ohne die Ahnung eines tieferen Lebens zu vermitteln. Die Erziehung muß volkstümlich werden; es ist heute nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß Steffens schon damals für die heute so viel diskutierte Einheitsschule eintritt. Worauf gründet nun der Verfasser seine Hoffnungen für eine glänzende Zukunft des deutschen Volkes? Auf den geistigen Reichtum, der der Nation durch seine Dichter und Denker zuteil wurde, auf eine fruchtbare Entwicklung des reichen geschichtlichen Erbes, des Königtums und der Stände.

Dies sind die großen Linien, um die sich die Gedankenfülle der großen Reformschrift in reichster Verschlingung rankt. Wenn wir heute, im zweiten Jahre des furchtbaren Völkerstreites, an dieser Stelle die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie lenken, so geschieht es weniger aus rein literargeschichtlichem Interesse, sondern weil manche Urteile, die der romantische Historiker über die Nationen Europas gefällt hat, weit über den Rahmen

seiner Zeit hinausragen und in eine ferne Zukunft hineindeuten. Vieles, was er da sagt, ist von einer merkwürdigen Divinationsgabe getragen, trägt fast prophetischen Charakter: der Historiker wird oft zum Propheten. Darum lohnt es sich, einiges von dem, was der Norweger vor hundert Jahren seinen aus dem großen damaligen Völkerringen heimgekehrten deutschen Zeitgenossen zu Gemüte geführt hat, unserm noch von der Lohe des Völkerbrandes umwallten Geschlechte zur besinnlichen Überlegung zu unterbreiten.

* * *

Greifen wir zunächst England heraus. Vorherzuschicken ist, daß der Norweger Steffens ein ehrlicher Bewunderer der britischen Macht ist, nicht bloß, weil sie mit zäher Unerbittlichkeit an der Vernichtung des Weltenbezwingers Napoleon gearbeitet hatte, sondern weil ihm die aus der Wesenheit der Nation mit geschichtlicher Notwendigkeit entquollene Verfassung eine bewundernswerte und zugleich verehrungswürdige Institution ist. Aber er ist kein blinder Bewunderer. Seltsam berührt uns heute das scharfe Verdikt: ‚Dieses aber ist ein großes, England in allem hemmendes Unheil, daß es seine Verfassung nicht bloß achtet, wie man soll, sondern anbetet, als ein Unveränderliches, ja Göttliches selbst. Die Zeiten wechseln, die Welt gebiert sich in neuer Form — die Nation, in welcher der produktive Keim der Zeiten frisch gedeiht, wird sich in und mit ihr gestalten, und der Wechsel ist keine Zerstörung, vielmehr fortwährende Entfaltung. In England darf aber kein Titel des Gesetzes untergehen. Die Konstitution ist die eigentliche, wahre nationelle Religion des Engländers.‘ Auf diesen ‚einseitigen Götzendienst‘ führt Steffens die eigentümliche Physiognomie der britischen Kultur zurück, die Erstarrung der nicht fertigen Sprache, die einförmigste Konvenienz des geselligen Daseins, das Absterben von Kunst und Poesie, die Schwermut, die über der Insel lastet, den ‚finstern Hochmut‘, der die Nation immer mehr von den übrigen Europäern abzuschließen droht. ‚Die Deutschen preisen die Engländer, weil sie da zu sein scheinen, wo wir hinzukommen hoffen; aber Deutschlands schützender Genius möge es vor einer Konstitution bewahren, welche das heiligste Palladium seiner eigentümlichen Natur, das der fröhlichen nationalgeistigen Entwicklung, ersticken würde.‘ In der erfrorenen Konstitution stagnierte alles, Shakespeare werde nur noch in Deutschland verstanden.

Der weitblickende Verfasser sieht bereits die Gefahr, die Deutschland von England aus droht. Gegen deutsche Vertrauensseligkeit, die auch in den letzten Jahren vor Ausbruch des jetzigen Krieges in weiten deutschen Kreisen vorherrschte, wandte er sich schon damals in bezeichnender Weise: ‚Deutschland glaubte bis jetzt, eben weil es darauf resignieren muß eine Seemacht zu sein, von Englands steigender Gewalt weniger fürchten zu dürfen. Eben daher ward die englische Großmut nirgends unbefangener gepriesen als in Deutschland. Der Engländer erscheint in dem großen Drama der Zeit fast wie in den Kotzebueschen Stücken; wenn die Verwirrung am größten ist, greift er großmütig nach den gefüllten Geldkasten,

um durch dieses Zaubermittel alle Knoten zu lösen. Aber die Großmut der Nation hat sich gegen die Dänen, gegen die Norweger in ihrem wahren Lichte gezeigt. Wer weiß nicht, daß man den Pumpen, wenn sie auszutrocknen drohen, Wasser zugießt — in der Tat nicht aus Großmut, um der Pumpe Wasser zu schenken.' In der englischen Handelspolitik und der Konkurrenz gegen das deutsche Gewerbe liegt eine große Gefahr für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands. Wie richtig erscheinen uns heute die Sätze: ,Entspringt der Handel, wenn auch seinem Ziele nach universell, aus der Nation selber wie in jenen glücklichen Zeiten, als die niederländischen Städte, als Nürnberg und Augsburg unmittelbaren Anteil an dem Welthandel nahmen, so bildet er selbst einen heiteren, fröhlichen Mittelpunkt des erhöhten nationalen Daseins, und es entstehen Kaufherren wie die Fugger, wie Pirkheimer, bürgerliche Fürsten, die die Künste und jedes Talent unterstützen. Ist aber der Handel in der Gewalt eines übermächtigen fremden Staates, so wird jeder bedeutende Zentralpunkt in verschobener Richtung nach jener auswärtigen Gewalt, als nach den eigentlichen Herren, hinweisen, es wird alles, was von Reichtum und Gunst der Reichen abhängt, jene tötende Richtung teilen, was, aus dem eigenen Dasein entsprungen, sich heiter entfalten konnte, wird, den Sitten der Nation entfremdet, in fruchtlosen, hohlen Geldhochmut ausarten; und so hat England eine furchtbare Gewalt unter uns und droht mit dem, was äußerlich und irdisch scheint, den innersten lebendigsten Mark der Länder auszusaugen.'

Die jetzt jedem Einsichtigen geläufige Wahrheit, die Karl Peters in seinem Buch ,England und die Engländer' in dem Satz aussprach: ,Nicht von Downing Street (dem Auswärtigen Amt), sondern von Throgmorton Street (der Bank von England) aus wird die angelsächsische Welt beherrscht,' bringt Steffens in klassischer Ironie zum Ausdruck: ,Die englische Bank stellt den unverletzbaren Tempel dieses inneren Heiligtums (d. i. das Geld) dar, und während England mit großer Energie gegen den Tyrannen von Europa kämpfte, lagen höchst wahrscheinlich bedeutende Summen, von seinen Knechten aus der Armut Deutschlands erpreßt, durch die Konstitution gesichert und aller Gewalt unzugänglich, in dem von Rechts wegen geheiligten Tempel des europäischen Götzen. Was der apostolische Segen in früheren Zeiten war, das sind in unsern Tagen die Subsidien, die aus dem großen Schatze des modernen delphischen Orakels mäßige Ströme ausfließen lassen, die Europäer für die allgemeine Sache zu begeistern.' Wie würde sich der Romantiker, wäre er Zeuge des heutigen Spiels mit den silbernen Kugeln, erst auslassen?

Nicht minder ,aktuell' ist das Urteil über die englische Seepolitik und englisches Seerecht: ,Seit Spanien seine unüberwindliche Flotte verlor, die holländische Marine durch die Agonie der Nation verfiel, Frankreich sich in seine ehrgeizigen Pläne verstrickte und nach allen greifend alles verlor, hat England keinen Feind mehr. Flotten, die ihnen beschwerlich, keineswegs gefährlich werden konnten, bekämpften sie nicht; sie nahmen sie nur. So

nahmen sie die dänische, die sizilianische, ja sie durften in einer bedenklichen Zeit die freie Disposition über die russische Marine verlangen. Flotten, die sich bilden wollten, erstickten sie in der Geburt, und der mächtige Greif lauert in allen Seehäfen, um den Vogel in dem mütterlichen Neste zu töten, ehe er flügge wird. So streckt der Engländer seine Hand aus von Mittag nach Mitternacht, vom Aufgang bis zum Untergang und sagt: Sieh! das alles ist mein. Von Seegesetzen kann gar nicht die Rede sein; Englands Wille ist Gesetz; was es andern Nationen erlaubt, ist großmütige Gabe, bedingt zugestanden, willkürlich zurückgenommen.' Hat die Geschichte der letzten hundert Jahre unserem scharfsinnigen Historiker nicht in allem Recht gegeben? Und klingt es nicht wie Prophetenton, wenn er von der britischen Kolonialpolitik sagt: ‚Es scheint Englands, wenn auch nicht deutlich gedachte Absicht zu sein, für den Fall, der sich in der Ferne als möglich zeigt, wenn die großen Kolonien in Asien und Nordamerika abfallen sollten, sich des Besitzes, wie in Neuholland, so in allen Gegenden von Afrika und der entschiedenen Herrschaft im Mittelländischen Meere zu versichern.'

Von der Betrachtung Englands — ‚dieses wundervollen Staates' — wendet sich der Kritiker von seiner hohen weltgeschichtlichen Warte der ‚monströsen Landmacht auf der Ostseite, Rußland' zu. Es erfüllt ihn mit Besorgnis, daß dieser ‚orientalische Staat' nach kaum einem Jahrhundert günstiger Entwicklung immer größeren und bedenklicheren Einfluß auf die politischen Verhältnisse des europäischen Festlandes gewinnt. Während England ein gewordener Staat ist, ist Rußland ein gemachter, ‚plötzlich, geharnischt entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter'. Nur war sein Bildner, obwohl ein Titane, kein Gott. ‚Fertiges und Unfertiges, Gebildetes, ja Überbildetes und Rohes liegt nebeneinander in einer unverträglichen Mischung, in einem jeden einzelnen wie in der ganzen Nation.' Hat die Geschichte eine ähnliche Entwicklung aufzuweisen? ‚Während die europäischen Dynastien, durch das angenommene System des Gleichgewichts, den wechselseitigen Neid zu verbergen suchten, ist es in weniger als einem Jahrhunderte Rußland gelungen, von der Türkei, von Polen, von Schweden Provinzen zu erobern, die allein für sich ein mächtiges, ja gefährliches Reich bilden würden, und jetzt fängt, sieben Meilen von Schlesiens Hauptstadt, ein Staat an, der ohne Unterbrechung erst in Nordamerika endigt und mehr als einen halben Parallelkreis des Erdbodens beherrscht.'

Von ganz besonderem Reize ist es heute Steffens da zu folgen, wo er die ersten Fäden aufdeckt, die langsam, aber mit unfehlbarer Sicherheit zur unheilvollen franko-russischen Allianz unserer Tage hinüberleiten. Man höre: ‚Als Rußland sich zu bilden anfing, ja in dem ganzen verflossenen Jahrhundert, hatte Frankreich die geistige Alleinherrschaft in Europa. Wohl hat deutsches Wissen und Betriebsamkeit manches, ja Großes in Rußland ausgerichtet. Da aber in Deutschland selbst französische Sitte als die vornehmste, französisches Wissen und Dichten als das herrlichste, französische sogenannte Kunst als die bedeutendste hervortrat, wie könnte ein Volk,

in der Bildung begriffen, etwas anderes wählen als das, welches man einstimmig als das am meisten Vollendete verehrte? Die slavischen Stämme haben sich von den frühesten Zeiten an die Deutschen gehalten, von ihnen die Bildung empfangen, und ein großer Teil ist mit ihnen verschmolzen bis zur völligen Unkenntlichkeit. Gewiß hätten die Russen uns eine naturgemäßere Bildung zu verdanken gehabt, hätten wir uns nicht selbst aufgegeben. So geschah es, daß bei den mächtigeren, vornehmeren Ständen die französische Sprache eine zweite Landessprache ward, daß französische Sitte und geistige Sinnesart bis in das unwirtbare Sibirien hineindrang.' Wenn Rußland mit den Verbündeten Napoleon bekämpfte, so galt nur diesem die Feindschaft, nicht dem französischen Volke, mit dem der gebildete Russe verbündet blieb. Wie einst der Geist Griechenlands seinen Überwinder bezwang, ‚so vermochten in unsern Tagen die Zeiten Ludwigs XIV. und der feinen modernen Bildung die siegenden Russen zu überwinden'.

Steffens, selbst soldatischer Teilnehmer am Werk der Befreiung, hat die verbündeten Russenheere am Werk gesehen und spendet ihrer militärischen Ausrüstung reichliches Lob. Man hat gleiches in unsern Tagen aus dem Munde von Feldzugsteilnehmern hören können. Manchen von ihnen dürften Steffens' damalige Anerkennungsworte interessieren: ‚Das weitläufige Land vermag mit größerer Leichtigkeit als irgendein anderes alles Material des Krieges in größter Vollkommenheit zu liefern. Die Anzahl und Güte ihrer Pferde setzt in Erstaunen, ihre Artillerie, so gut bedient wie irgendeine europäische, ist besser eingerichtet als alle. Die langen oft wiederholten Märsche durch weite Länder, die Tüchtigkeit der Wagen und Kanonen, die Güte der Bespannung, die Vorzüglichkeit der Pferde, die Geduld der Krieger setzt die Armee in den Stand, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit einen Troß zu bewegen, den die übrigen Armeen als hemmend und störend abgeschafft haben.'

Dankbar erkennt der Verfasser die Hilfe dieses Staates in gemeinsamer Not an. Aber mit einem Scharfsinn, der uns nach dem, was geschehen ist, überrascht, wittert dieser romantische Seher, während alle seine Zeitgenossen in der Freude des durch die heilige Allianz verbürgten Völkerfriedens sorglos schwelgten, die drohende Gefahr, die im moskowitischen Reiche lauert. Im Hinblick auf den Bund der deutschen Fürsten mit dem Zarenhofe wagt er zwar nicht, sie mit derselben Deutlichkeit zu bezeichnen wie die britische. Aber wie schlecht gelingt es ihm, die Besorgnis seines patriotischen Herzens mit Worten zu verhüllen. Was kann man nicht zwischen diesen ahnungsvollen Zeilen lesen: ‚Alle Mißverständnisse, aller Zwist der europäischen Mächte hat sich, so scheint es, über Frankreich entladen und das östliche Deutschland kann eine lange Ruhe hoffen. Keiner wage es, sie zu stören: denn wir bedürfen des Friedens. Auf daß sie aber nicht in tötende Sicherheit ausarte, auf daß man die Notwendigkeit einsehe, den kriegerischen Sinn zu unterhalten, der einmal erwacht, nur durch Gesinnung, nicht durch Veranstaltung sich lebendig erhält; damit der Deutsche, wie es sich ziemt, auch

an das Schicksal der Enkel denke: wollen wir die dunkeln Zeichen zu deuten suchen, die für eine hoffentlich ferne Zukunft drohend dastehen. Möge, was wir ahnend schauen, nie in Erfüllung gehen — wir wollen nicht Haß, sondern Vorsicht erzeugen, beweisen, daß eine Nation auch nach langen, harten Kämpfen nie völlig ausruhen darf, vor allem laut verkündigen, daß nur das ganze Deutschland einen jeden Teil erhalten, beleben und in der Not retten kann.'

Diese ‚dunkeln Zeichen' erblickt er in dem besiegelten Schicksal des unglücklichen Polen. Schmerzlich bedauert er, daß ‚durch eine wunderbare Fügung des Schicksals der edle Poniatowski sich mit den Tyrannen gegen die Befreiung der Völker verbinden mußte'. Die Vereinigung Polens mit Rußland sieht er für die Zukunft als bedenklich an, weil dadurch die ganze innere Ostsee in russische Gewalt gekommen sei; ‚leicht kann, was für das schwächere Polen nur Wunsch war (d. i. die preußischen Grenzlande zu besitzen), für das mächtige Rußland zum gefährlichen Versuch reifen.' Steffens wagt den Gedanken nicht auszudenken. Vielleicht, so sagt er sich, wird niemals geschehen, was wir befürchten. Und wenn es doch eintritt, so gibt es nur eine Möglichkeit, dem Verhängnis zu begegnen, eine Möglichkeit, die mit den prophetischen Worten angedeutet wird: ‚Das dürfen wir mit Gewißheit sagen: will Deutschland mit starker Hand die Gerechtigkeit handhaben nicht bloß unter seinen Bürgern allein, sondern unter Nationen, bleibt Süden und Norden des Landes nicht bloß durch Bündnisse, die zerfallen können, sondern durch wahre, innere Verbrüderung vereinigt, eilt der Rheinländer frohen Mutes an die Oder, um dort zu fechten, wie der Preuße, der Märker, der Pommer, der Schlesier in den Westen, dann wird alle Gewalt des unermeßlichen Osten sich an den Felsen zersplittern, die sich urplötzlich bilden werden, — die wahre Länderscheide — und nie wird die Oder Deutschlands Schande schauen wie der Rhein bis in den letzten Tagen.'

Ist nicht heute dieses wundervolle Seherwort Erfüllung geworden?

Daß England und Rußland so mächtig wurden, haben diese Staaten nicht zuletzt der Zwietracht der nordischen Reiche zu danken. Wie schwer wird es dem Norweger zu schreiben: ‚Wären die skandinavischen Reiche von jeher vereinigt gewesen, so hätte eine bedeutende Macht Rußlands Erweiterung zu Lande und Englands Alleinherrschaft zur See Grenzen gesetzt; aber unglücklicherweise fand eine solche Vereinigung niemals statt, und die Spannung ist seit Jahrhunderten gewachsen.'

* * *

Indem Steffens die nationale Zerrissenheit Italiens bedauert, widmet er auch bemerkenswerte Worte dem Papsttum, die angesichts der heutigen Weltlage erneute Beachtung verdienen: ‚Hin und hergezerrt von der Politik, die immer mehr überhand nahm, sank das Papsttum immer tiefer, und dennoch sollten unsere Tage die Kraft, die in ihm ruhte, erkennen;

denn der Papst erschien als ein unerschütterliches, echt christliches Oberhaupt, als der wahre Petrus, als der Fels, an welchem sich die irdische Macht ohnmächtig brechen mußte — seine heilige Kühnheit waffnete eine unsichtbare Gemeinde, und sein Fluch erscheint als eine drohende Weissagung. Ein geistreicher Freund nannte ihn zu jener Zeit treffend den einzigen Protestanten in Europa.'

* * *

Ein beträchtlicher Teil dieser universalgeschichtlichen Untersuchungen ist begreiflicherweise dem Verhältnis Deutschlands zu Frankreich gewidmet. In dem Streit zwischen beiden Völkern ist nach Steffens Ansicht — und so dachten alle Deutschen — das ‚eigentliche, höchste Problem der jetzigen Zeit verborgen'. Die Frage, ob dieser Streit als beendigt anzusehen ist, wird verneint. Denn die historische Entwicklung dieses Streites zeigt, ‚daß er den Ursprung alles dessen enthält, was Menschen überhaupt entzweiet und mit sich selber und andern uneinig macht, daß er daher nie ruhen wird, daß er in einer Rücksicht keineswegs national, sondern rein menschlich, daß er aber eben durch die überwiegenden Potenzen entgegengesetzter Richtungen national geworden ist'. Steffens hat Verständnis dafür, daß das Landvolk des deutschen Südens sich der Freude über die gelungene Befreiung des ersten Kriegsjahrs und die Verbannung des Korsen nach Elba keineswegs rein und ungetrübt hinzugeben wagte: ‚Haben diese Länder unrecht? Das Elsaß ist in ihrer Nähe, wenn Frankreich seine Macht sammelt, wenn aus der Gärung irgendeine Vereinigung der furchtbar durch tiefe Kränkung in ihrem Innersten erschütterten Nation (d. i. Frankreichs) neue Kraft, neue Stärke, neuen Mut verleiht, wer soll die Länder schützen, die jedem Angriff preisgegeben sind? Hat die laute Stimme nicht vergebens um eine starke Schutzwehr gefleht, die mächtig und kraftvoll, wie Preußen in den niederrheinischen Provinzen, hier an der gefährlichsten Grenze, die durch die noch immer neutrale Lage der Schweiz nach gefährlicher wird, vor allem notwendig wäre? Freilich mag jetzt jene furchtsame Stimmung verschwunden sein. Die Verwirrung in Frankreich, die eigene Tat, die durch die in vieler Rücksicht wohltätige Rückkehr des Tyrannen in Anspruch genommen ward, die glänzenden Siege haben manches geändert; aber kaum wird die volle Zuversicht fröhlich gedeihen, die nur aus dem Gefühl überwiegender Kraft entspringt.'

Man hört aus dieser Äußerung das tiefe Bedauern über die Belassung der elsässischen Rheingrenze. Steffens gibt sich keiner Täuschung hin über die Wahrscheinlichkeit weiterer kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen beiden Völkern. ‚Frankreich hat durch den mächtigen Einfluß europäischer Politik eine Gewalt behalten, die größer ist, als sie Deutschland wünschen kann.' Er weiß, daß durch die Vernichtung des nationalen Ruhms Frankreichs durch fremder Mächte Gewalt das Volk in seinem tiefsten Innern verletzt ist und befürchtet, daß die eigentümliche Kraft des Volkes in den krampfhaften Äußerungen der letzten Zeit nicht erloschen ist. Und wieder

hören wir den Propheten: ‚Wir fragen nur, ob Frankreich wirklich ein erloschener Vulkan ist; ob die geheime unterirdische Verbindung mit dem ähnlichen Brennstoff in ganz Europa, besonders in Deutschland, wirklich und auf immer aufgehoben ist, ob die ausgebrannte Asche, die man über den Krater gestürzt, das Feuer nur gedämpft hat, oder wirklich nicht in dem Hauptschlund allein, sondern auch in den geheimsten Gängen und Adern gelöscht hat, daß es nicht im stillen fortglimmt? Der Hauptkrater ist krachend eingestürzt, aber auch ein Solfatara kann in den tiefsten Gründen wühlen, auch unter Wasser tätig bleiben. Deutschland kann es mehr wünschen als hoffen.‘

* * *

Und nun zu Deutschland, um dessentwillen Steffens dieses aus tiefster Gemütsbewegung geborene Buch geschrieben hat. Man könnte ein ganzes Büchlein voll treffender Aphorismen daraus zusammenstellen, das ernsten Menschen reichen Genuß und fruchtbare Anregung schaffen würde. Wie vieles von dem, was der Romantiker über deutsche Stammeseigenart, über die Gegensätze zwischen Nord und Süd, über Bildung und Erziehung, Wissenschaft, Kunst und Literatur, hier höchlich lobend, dort ernst rügend, gesprochen hat, ist auch heute noch fruchtbares Gedankengut. Seine politischen Reformvorschläge, einer Konstitution im modernen Sinne durchaus abhold und auf eine eigenartige ständische Verfassung hinzielend, sind nicht Wirklichkeit geworden. Aber er hofft und ahnt das goldene Zeitalter einer festgefügten politischen Einheit, in der alle Stämme ihre Eigentümlichkeiten bewahren können. ‚Deutschlands Einheit ist nicht, wie in Frankreich oder England, eine äußere. Ein König über das ganze Land, ein London oder Paris als Hauptstadt, würde die schönste Eigentümlichkeit vernichten.‘ Sein Zukunftstraum ist ein geeinigtes Deutschland, das in den größten und kleinsten Verhältnissen frei sein, freie Bürger und freie Staaten vereinigen wird. Kein deutscher Fürst wird künftig Deutschland unterjochen wollen. ‚Was wir wissen, ist, daß die Zeit der Erfüllung kommen wird, auch wenn neue Verirrungen harte Prüfung notwendig machen sollten.‘ Und im feierlichen Tone eines Sehers verkündet er: ‚Deutschland wird nie zugrunde gehen, die Wunder seiner Entstehung reden zu laut, die Sehnsucht aus der tiefsten Brust, die heilige Weissagung aus der lebendig gewordenen Sprache, das wundervolle dämmernde Licht aus dem ringenden Erkennen deutet darauf. Was die Weisen träumten, was die Frommen hofften, was jede sinnende Seele ahnete, wird durch die großartige Gestalt wirklich werden, die mitten aus der gärenden Verwirrung der Zeit, ein bildender Geist, sich entfalten will. Zwar hoffe keiner, daß es hervortreten werde ohne Schatten, selbst dieses Deutschland wird eine irdische Erscheinung sein, irdisch geboren, um irdisch zu vergehen.‘

Am seltsamsten berühren uns im gegenwärtigen Augenblick die Schlußworte in dem merkwürdigen Buche des norwegischen Denkers:

‚Die Idee von Deutschland ist die der europäischen Gerechtigkeit. Fast

ein jeder Staat hat durch die Art, wie er gebildet wurde, Wünsche, deren Erfüllung zu seinem Wesen zu gehören scheinen, und die ohne Ungerechtigkeit nicht zu erreichen sind. Deutschland nicht. Wenn das Reich sich gestaltet hat, wenn erfüllt ist, was die Zeichen der Gegenwart und die Fülle der Zeit verspricht, dann ist Italien, dann ist Polen frei, denn alles Fremde wird die vollendete Bildung ausscheiden. Ja, Deutschland muß dieses wünschen, und wir ahnen einen großen Bund, einen Föderativstaat, nicht aus Eroberungssucht eines frechen Tyrannen, nicht aus eitler Herrschbegier, aber aus dem schönen Sinn eines gerechten, mächtigen Volks entsprungen, nicht durch Künste einer herabgesunkenen Diplomatik, sondern durch das heiligste Zutrauen begründet. Im Westen sehen wir Länder, die, in äußerer Überkultur verstrickt, nur auf Unkosten anderer ein monströses Dasein erhalten können, im Osten droht eine unreife, heranwachsende Masse mit furchtbarem Übergewicht; aber die Schweiz gehört Deutschland zu, die Niederlande werden, eingeklemmt zwischen Frankreich und England, erkennen, daß sie mit uns verbunden nur durch die Stammverwandten Sicherheit finden können. Skandinavien, in seiner eigentümlichen nationalen Entwicklung gehemmt, durch England gegen Westen und Rußland gegen Osten, wird, in sich einig und verbunden, einsehen, daß es von Deutschland alles zu hoffen und nichts zu fürchten hat. Polen wird als freies Land uns gegen Osten als Schutzwehr dienen, Italien, durch Schicksale und manche Spuren germanischen Sinnes uns verbündet, wird, selbständig, mit uns sein. Dann wird das südliche Meer wie das nördliche frei, von Meeresherrschaft nicht mehr die Rede sein, und Deutschland, wozu es berufen ist, den Mittelpunkt aller Bildung in Europa bilden.‘

VI.

Gottlieb Jakob.

Als die Sommerzeit begann und die Vögel im Garten allfort lustig sangen und die Sonne heiß auf die rotbraunen Hohlziegeldächer des Städtchens niederbrannte, schied Judith von Madame Dubois und Miniature, von den anderen Frauen und ihren Mitschülerinnen. Sie hatte des Lernens genug. Dieser Abschied von der Schule bedeutete für sie fast ein Wandern in die Fremde und Einöde einer menschenverlassenen Welt. Denn sie verkehrte nun fast nur noch mit den Tieren des Gartens und unterhielt sich mit Baum und Blumen und Gesträuch.

Einmal stieß sie auf einem sonntäglichen Spaziergang in den Bergwald auf Giacomo, der auf einem großen Nagelflühfelsstück saß und mit Ingrimm bemerkte, daß alle, die des Weges kamen, vor ihm auf einen Seitenpfad auswichen. Er senkte eben den verbeulten Kopf und brummte: ‚Bin doch ein einsamber Hund!‘

Judith wunderte sich, daß der haßerfüllte Verächter seiner Volksgenossen die Einsamkeit als Weh empfand. ‚Bin auch ein einsamber Hund‘, dachte sie, ‚und will's sein, möcht die Einsambkeit noch mehren. Ei, ein Turm im unzugänglichen Wald als Behausung, wie köstlich! Bräucht' nimmer die Alten und Jungen verdrießen, wenn ich durch das Limoni- oder Leprosengäßlein heimgeh, statt über die freche Hauptstraß, und wenn ich an der Schwedenbastei auf- und niederspaziere, statt am zieren Rathaus!‘

Zwei Greisen hielt sie jedoch Treue, dem Espenmüller und dem Altbürgermeister. Aber der Espenmüller starb sehr bald eines jähen Todes, und so blieb ihr nur noch ein einziger Freund, der Altbürgermeister. Auch er war eine Ruine, wenn auch immer noch eine stolze. Einen schöneren Greis wie ihn gab es nicht im Städtchen. Sein Haar war weiß wie gebleichte Wolle und zart wie Seide. Sein langes und schmales Gesicht trat über der Gorilla, die er beharrlich trug, wie eine gesunde rote Frucht auf einem Silberteller hervor. Seine Stirne war hoch und von so zartem Weiß, daß an den Schläfen das blaue Geäder des Blutes deutlich hervortrat. Die großen Blauaugen hatten immer noch etwas Schwermütigschwärmerisches. Man sah ihm an, daß er einst das Wohl der Stadt nicht nur rechnend, sondern auch phantasierend gewirkt hatte, wie man ihm denn nachsagte, er habe bei seinen kühnen Plänen nur die eine Kleinigkeit

übersehen, daß das Städtchen nicht am Meer, sondern an einem Gänsebach gelegen sei. Man sagte ihm überhaupt viel Schlimmes, namentlich an Rechenfehlern nach. Aber nie, daß er engherzig und kleingeistig, pedantisch und eigensüchtig gewesen sei. Hatte er sich verrechnet — an Menschen und Finanzen — so immer zu seinen Ungunsten. Hatte er Mißerfolge, so immer, weil er zu großmütig, vornehm und menschenfreundlich dachte. Darum schwärmte Judith um so mehr für ihn, je giftiger die jetzt Regierenden dem kranken Mann alle Unzulänglichkeit der Einrichtung und des Stadtsäckels zuschoben; denn alles, was jene schmähten, wob sich vor ihren Augen wie eine Gloriole um das edle Haupt des Greises, der durch die große Kindlichkeit zu Fall gekommen war, die Heilige und Dichter macht, aber keine Bürokraten.

Seit dem letzten Sommer vermochte der Greis das holperige Eierpflaster, das zum Stammtisch führte, mit seinen gichtigen Füßen nicht mehr zu passieren. Er ward an sein Haus gefesselt und fühlte sich darin um so einsamer, je wütender sein kinderloser Sohn und dessen Ehefrau nach Mehrung ihres Besitzes trachteten. Er saß immer allein auf seinem Stübchen, das ja voller Butzenscheibenkringellicht und Holztäferungheimlichkeit, aber doch ein toter Raum war, den stundenlang kein Schritt, kein Windhauch von rauschenden Kleidern, kein Sagen und Lachen belebte. Der Greis gehörte zur Meistersingerzunft, die noch in der Stadt gedieh, war früher ausübender Poet gewesen und verlangte jetzt noch leidenschaftlich nach Büchern und Lesung. Auch war er immer ein geselliger Mensch gewesen, dessen Herz nach der Zunge drängte. Als er nun krank lag, hatte er nur eine Hoffnung und Sehnsucht: Judith. Niemand auf der Welt war ihm an die Seele gewachsen wie sie. Er sagte einmal: ‚Ich soll an ihr vorausahnen, was Engel im Paradiesgarten sind.‘ Alles fand er an ihr schön und liebenswert, ihre Unarten am allermeisten. Und Judith kam, stellte sich bald täglich ein und fand schnell, daß ihr der Greis so unentbehrlich war, wie sie ihm. Meistens zankten sie sich. Das ersetzte alle Spiele, Würfel und Karten. Denn es war nicht anders gemeint denn als ein fröhliches Spiel. Gewinner war, wer sich im witzreichen Wort erfinderischer und auch flinker zeigte. Judith setzte sich meistens auf ein Schemelchen zu seinen Füßen, strich ihm erst den Knebelbart zurecht, fing eine Feder aus dem Seidenhaar weg und schob an den Kissen hin und her, bis der Greis entweder sehr weich oder unerträglich saß, je nachdem das Spiel angesetzt wurde. Oft auch hatte sie allein das Wort, und das immer

dann, wenn der Alte allzu grimmig von seinen Schmerzen gepeinigt wurde. Dann schwatzte sie, bis dem Greis das Herz lachte. Denn sowohl ihre himmelgroße Kindlichkeit wie das Lachen ihrer herrlichen Stimme und das Geschimmer in Antlitz und Augen waren ihm eine Lust. Sobald der böse Geist des Schmerzes vertrieben war, kündigte er das durch eine Neckerei an: ‚Es ist kein Wunder,‘ sagte er häufig, ‚daß du eine gute Stimme hast, derweil du sie früh und beharrlich hast exerziert. Hätten wir uns nicht getröstet mit dem alten Spruch „Schreierlein seind Bleiberlein“, nachhero wären wir an dir desperieret am ersten Tag.‘

Sie kamen aber nicht selten auch auf sehr ernste Dinge. Und diese waren es, die Judith innerlich aufhorchen und diese Stunden heiß ersehnen ließen. Der Bürgermeister erzählte seine Arbeit um die Stadt, verteidigte sein Werk und fügte jedesmal bei: ‚Gemeindedienst — Teufelsdank!‘ Wie in einer Chronik war in ihm die Geschichte der Stadt, ihre Kriegszeiten und Pestgefahren aufgehoben. Er wußte nicht nur Erlebtes getreu wieder zu geben, sondern schilderte auch Gehörtes mit all jenen lebendigen Zügen, mit denen es ihm aus Vaters oder Großvaters Mund zugeströmt war. Die Stadt hatte sich namentlich in der letzten Franzosenzeit trefflich bewährt und, einige unliebe Vorkommnisse abgerechnet, war sie damals durch Kraft und Klugheit glimpflich davongekommen. Er schilderte das Erwachen des Gemeinsinnes, das Erstarken des großen Zuges im Menschen während der bedrängten Zeit so innig bewegt und setzte dagegen in einem Anflug von Bitterkeit die Verspießbürgerung des gegenwärtigen Geschlechtes in so ungünstigem Licht, daß Judith einmal ausrief: ‚O daß doch wiederumb Pest käm' oder Krieg!‘ Der Greis verwies ihr das frevle Wort nicht, wie die Mutter schreckvoll getan hätte, sondern sagte nur: ‚Helden dürfen sich solches wünschen; denn die müssen ungekannt welken bei Hobel und Spindel. Aber gewöhnliche Menschen beten besser: Schon unser, Herr!‘ Manchmal, wenn Judith aus einem der religiösen Bücher vorgelesen hatte, schaute sie schief zu dem greisen Freund, der sinnend, mit geschlossenen Augen das Gelesene in sich nachklingen ließ, hinüber, tat den Mund auf und erstickte die begonnene Rede wieder in einem Hüsteln. Sie hätte so gerne über Religion und die Kontroversen gesprochen; denn der Altbürgermeister gehörte zu den Kalvinischen, und sie hatte natürlich als Tochter der alten Kirche mit ihm Erbarmen. Ob sie's wagen solle, an dem Achtzigjährigen zu rütteln? Ob sie keine Verpflichtung hätte, ihm das heilige Gut noch in letzter Stunde zukommen zu

lassen? Ob er sich heftig wehrte und ob man auf einen so alten Stamm noch ein neues Reis aufpfropfen könnte? Doch sie schonte ihn und schonte sich, tastete nicht an die Scheidewand, die ein so trautes Zusammensein nicht störte und hatte nur die eine Furcht, daß Meister Tod es allzubald stören möchte.

Da trat ein Ereignis ein, das die Zusammenkünfte der beiden erst zum Kreise schloß, nach dem Grundsatze: Tres faciunt collegium.

Es war im folgenden Jahr nach der Erkrankung des Altbürgermeisters, um die Zeit der Kirschenreife. Im Städtchen hatte ein großer Jahrmarkt seine Herrlichkeiten aufgetan. Das Bauernvolk schwärmte in hellen Haufen zu allen Toren herein, aber auch die Städter kamen fleißig aus ihren Werkstätten und Stuben hervor, um die Marktherrlichkeiten durchzumustern und sich ein ‚Kramet‘ auszusuchen.

So war ein buntes Gemisch von schweren Schlapphüten und steifen Dreimastern, bunten Kopftüchern und feinen Tüllhäubchen.

Aber alles, was bunt war, überbot der Doktor aus Bologna, der auf hohem Podium stand, in einen goldbordierten Scharlachrock gewandet, das Haupt von einer Perücke umwallt, deren Fülle einem Löwen Ehre gemacht hatte, die großen Herrschaugen mit einem mächtigen Hornkneifer geschmückt. Er hatte seine Rechte nach spanischer Kavaliersart in die Seite gestemmt und stand steif und überlegen wie einer, der Gnaden auszuteilen hat. Diese Gnaden waren Theriak, ordinari Pestpulver, Revalentas und andere Extrakte, die grimmer waren als der grimme Tod. Das alles aber sagte nicht er selbst — er sprach wohl nur Arabisch und Latein — sondern sein Famulus, dessen Leib nichts als eine Springfeder zu sein schien. Er wirbelte wie ein Blatt im Sturm umher und machte Witze und Lachgrimassen, die so kurios und absonderlich waren wie sein buntbeflickter Anzug.

Das war für die Bauern und für die Kinder, war für die Kranken und solche, die sich einbildeten, es zu sein.

Die jungen Bürgerssöhne lachten wohl auch bei dem Famulus und ließen sich Liebestränke anpreisen. Aber sie zogen es vor, im Scheibenschießen um Preise zu ringen und beim ‚wilden Herkules‘ ihre Kraft im Schlagen, Ziehen und Stoßen zu zeigen. Denn dabei konnte man nebenher beobachten, wie die Schönen all sich sauber geputzt hatten und in die Nähe dessen sich zu drängen wußten, den sie auszeichnen und anlocken wollten. Es fügte sich bald, daß Scharen von Herren zu Scharen von Damen stießen, Gelegenheit zu Ritterdiensten erhaschten und durch süße Gaben und zarte Necke-

reien sich anzogen und abstießen, um sich wieder zu greifen, wie zwei geschwind sich drehende Zahnräder. Mitten in die Gruppen der feiner oder derber Flirtenden traten Zigeuner, und in schwarzen und rosigen Schwingen zog die Zukunft über den jungen Menschen hin. In ihren Herzen woben Schatten und Gluten.

Auf einer der Schranken, die des Vormittags das Vieh abgesondert und gebändigt hatten, jetzt aber von dem fremden Volke als Einfalls- und Ausfallstore zu den maultüchtigsten Marktschreiern benützt wurden, saß Judith mit einem etwas jüngeren Bäschen, das auch durch die Wunder des Jahrmarktes angezogen worden war. Beide hielten riesige Düten in den Händen, griffen sich fleißig rote und schwarze Beeren heraus, steckten sie hinter die zulangenden Zähne, schauten in den blauen Himmel hinaus und spuckten die Kerne in weitem Bogen von sich, bald irgendwo hinaus in das Gras, bald einem ragenden Bauern auf den Dreimaster, bald einem schleichenden Köter auf das Fell. Ihre Mienen sagten, daß sie für heute auf dem Gipfel aller Wünsche angekommen und auf Gottes weiter Welt nichts Feineres wüßten, als im Markttrubel Kirschen essen, sich von der Sonne bescheinen zu lassen, und nebenbei kleine Schabernackkünste zu treiben. In einer so großen Menge konnte man so leicht vergessen, daß die Einzelwesen Menschen seien. Man nahm sie nur als Masse und Flut, als Lärm und blindes Ungefähr. Eine Gruppe junger Burschen ging vorüber, Scherze fielen, und einige verhielten sich einen Augenblick mit listigem und bewunderndem Zwinkern, aber sie konnten sich keinen Blick erstehlen, waren Luft wie alles übrige Gewoge und gingen darum weiter, um Mädchen zu suchen, die ein besseres Spiel verstanden, das uralte Spiel werbender Augen und maskierter Lockung und Abweisung.

Einer aber, ein junger Herr mit kühnem Schlapphut und modischem Bratrock, mit schwärmerisch-weichem Antlitz und weltmännischem Gehaben, der das ganze Marktleben überschaute, ohne darin unterzutauchen, blieb stehen und beobachtete die Mädchen, beobachtete nach Augenblicken nur noch Judith allein. Er war Bürgerssohn, sah, daß Judith aus der Stadt war und kannte sie doch nicht. Wohl, er lebte seit zehn Jahren auswärts, da und dort, und war nur selten heimgekehrt. Aber jetzt hielt er sich doch schon seit vier Wochen in der Stadt auf, und hatte ein geübtes und flinkes Auge auf Frauenschönheit. Diese Jungfrau aber war ihm noch nicht auf hundert, nicht auf tausend Schritte nahe gekommen, denn sonst wäre sie ihm nicht entronnen. ‚Denn bei allen Göttern, das

ist ja strahlende Schönheit und muß wie Mondenlicht weitern Schein werfen!' Er stellte sich auf das andere Bein und stützte die andere Hand in seine schlanken Hüften: ‚Straf mich Gott, sie gehört zu den Katholischen, sonst hätte ich sie sehen müssen, wenigstens in der Kirche! Was tu ich Atheos denn dorten anders als Schönheit mustern!' Indes seitwärts ein großes Gegröhle um den Wundermann losbrach, verschaute er sich immer mehr in dieses liebliche Bild der Unschuld. Es war ihm, als sei da eine Göttin niedergestiegen; denn dies Antlitz war ganz schattenlos und voll olympischer Heiterkeit. Da er ein Schwärmer für heidnische Schönheit und griechische Mythen, und ein Dichter dazu war, sprach er unter der Stimme: ‚Das Altertum ist übertroffen. Es träumte die Götter in Tierleib und Menschenkopf, hier ist Menschenleib und Kinderkopf. Das ist die wahre göttliche Synthese.' Als aber Judith auf einmal ihre Stimme erschallen ließ — diese frühgeübte, diese Mischung aus Saiten und Metallen — und hell hinauslachte, ganz rein und silbern wie ein sonndurchblickter Springbrunn — da war es auch mit seiner selbstbewußten, kennerstolzen Anschauung zu Ende. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Furor: ‚Diese freist du und keine andere!' Hätte er ein Roß zur Stelle gehabt und wäre noch Raubritterzeit gewesen, er wäre losgestürmt und hätte diesen köstlichsten Raub mitten aus dem Trubel des Marktplatzes herausgehoben. Und dem Teufel hätte er sein Herzblut verpfändet und seine arme Seele, wenn ihm der Gewaltige ihr Herz im Sturm bezwungen hätte. Einen Augenblick zauderte er noch wie ein Jäger, gebannt von der Lieblichkeit einer spielenden Rehfamilie, langsam die Waffe hebt, die einer paradiesischen Szene ein böses Ende macht. Dann aber vergaß er Markt und Volk, Klugheit und Rücksicht, trat hervor, zog seinen Hut, ließ sich auf ein Knie nieder und sagte in schwärmerischem Tone: ‚Holdselige Jungfrau! Ich bin dero Knecht heut und immer! Ob Ihr eine Göttin seid oder wahrhaft Fleisch und Blut — befehlet! Servus devotissimus!'

Judith blickte auf, sah den schönen Mann vor sich knien, dachte: ‚Ein Komödiante, so seiner Bude entsprungen ist', spuckte ihm den letzten Kirschenstein in das Gesicht und rannte lachend davon als vor einem Gaukler, dessen Amt es ist, Schabernack zu treiben.

Aber in den nächsten Tagen begegnete ihr derselbe Mann jedesmal auf dem Kirchweg. Sie nahm wahr, wie er ihr nachschaute und ihr von ferne folgte. Er war also kein fremder Gaukler, sondern ein in der Stadt ansässiger Bürgerssohn.

Zum erstenmal sah sie sich bewundert und begehrt. Und wiederum, wie am Allerseelentag ging der Schreck durch ihre Seele: ‚Die Kindheit ist vorbei! Jungfrauenzeit ist längst gekommen!‘ Und sie fragte sich scheu und heimlich, was ihr die Männer bedeuteten und wie es denn komme, daß in ihren Genossinnen oftmals ein solch unziemliches und lautes Begehren und Werben sei. Bisher waren ihr die jungen Männer sicherlich alle Holzklötze, Narren und Raubgesellen gewesen. Nur die Alten vermag sie zu ehren. Wen ein Silberbart ziert, dem fliegt die Bewunderung zu wie einem der biblischen Patriarchen.

Als sie wieder einmal bei dem Altbürgermeister saß, da trat der Galante herein, grüßte zuerst artig die Jungfrau und dann vertraulich den Greis: ‚Ave, mein lieber Großohm!‘

Judith wollte zuerst aufspringen und sich dem Greis empfehlen. Aber sie besann sich sogleich: ‚Was, fliehen vor dem Gaukler? Kommt er dir mit Großartigkeiten, kommst ihm auch! Wovor ist der Schnabel so gut gewetzt! Zeig ihm, daß du dich nit um ihn scherst!‘

Der Altbürgermeister war über den Besuch des Vetters offensichtlich hoch erfreut. ‚Judith,‘ sagte er, ‚mein Vetter Gottlieb Jakob hat Domizil in der Stadt genommen, von wo er ausgeflogen ist vor langen Zeiten — werd dir noch davon erzählen! Der Mann fügt baß in unsere Tafelrunde, leidet auch eher an Weitsichtigkeit denn an kurzem Gesicht, hat Welt gesehen als wandernder Scholar, kann mehr denn Federn spitzen, ist Humaniste, Poëta, Maler — und was weiß ich!‘

‚Stieglitz in einem Wort‘, unterbrach ihn mit Erröten und ehrlicher Verdemütigung der junge Vetter, ‚Stieglitz, id est ein Färblein Latein, ein Färblein Maler, eins Poët, eins Schreiber, von allem einen Strich, aber nit mehr. Das, Jungfrau, ist bis zur Stund' meines vitae curriculum Unstern gewest — ob's jetzo sich dreht? Die Götter kennen das Fatum, bis auf heunt hat's mich fast unter Wasser gehalten und mir nur ein Weniges an Gottesluft verstattet.‘

Judith schaute, da der sich widerwillig Anklagende im Erker sitzend durch ein offenes Fenster über die Giebel der Stadt hinblickte, verstohlen nach ihm aus und sagte sich: ‚Er will prahlen, aber seine Worte zeigen doch die pure Wahrheit an!‘ Und sie verglich unwillkürlich den Altbürgermeister mit ihm. So wie der Schreiber mochte der Greis in seiner Jugend ausgesehen haben.

Nur war seine Gewandung sicher weniger modisch und eitel gewesen; der Kopf hatte wohl ebenso in goldenen Locken gestrahlt, wenn die Sonne darauf schien, wie eben jetzt auf Gottlieb Jakobs Haupt. Aber hagerer, schmaler, feiner mußte das Gesicht gewesen sein, und schlanker, geschmeidiger, gestreckter sicher die Gestalt der Glieder, die bei dem jungen Großneffen ohne Ausnahme ein wenig zu massiv und derb geraten waren.

Der Altbürgermeister sah, daß der Gast unter der Wucht der eigenen Worte, die niemand Lügen strafen wollte, gedrückt wurde, und setzte seine Vorstellung fort: ‚Stieglitz? Wohl gut! In der Jugend besser zehnseitig als einseitig! Er hat jetzten sein Fach und wird sich darin wohl halten! Dafür hat er tausendmal mehr gesehen denn irgendein Streber, ist ein froher Gesell und hat Interesse nit allein an Stadtgespräch und Pfeffersäcken. Judith und ich, wir seind auch bunte Leute — sie treibt es mit mir oftmalen allzu bunt, insonderheit urguieret sie mich mit Fragen der Weltweisheit also, daß ich eines Gehilfen und Parteigängers kaum mehr entraten mag . . . Und Bücher hat der Mann! Judith, hab acht, es gibt ein neu Leben!‘

Judith ließ sich jedoch nicht aus ihrer abweisenden und spröden Haltung reißen. In ihr stritt ein doppeltes Gefühl. Die Lobpreisungen des Bürgermeisters weckten in ihr das Verlangen, den Weltgereisten erzählen zu hören. Aber war er denn nicht ein übermütiger Schürzenjäger? Hatte er sie nicht mit kecken Worten angesprochen? Meinte der etwa, er könne mit ihr tändeln wie die jungen Bürgerssöhne und Quasikavaliere mit Gretel und Urschel? Und sie dachte an das Wort des Paters Hilarius, das er am Sonntag zum Vorspruch seiner Predigt genommen und so oft wiederholt hatte, daß es ihr auch noch auf Latein im Ohre klang: ‚Virum non cognosco — ich weiß von keinem Mann nicht.‘ Das hieß doch auf gut Judithisch: ‚Ich pfeif auf alle Männer!‘ Indes sie so überlegte, hob sie den Blick immer standhafter und strenger zu dem in den sonnvergoldeten Locken prangenden Mann, und sie musterte ihn wie der Waibel seine neu gepreßten Rekruten.

Dieser aber verlor unter dem harten, kühl prüfenden Blick immer mehr seine Sicherheit. Wo war der kühne Eroberer vom Markttage geblieben? Hatte damals das Vertrauen auf das kavalieresle Gewand oder ein guter Schoppen Frankenwein Kühnheit geschenkt? Hatte etwa Gottlieb Jakob auch vom Eroberer nur ein Färblein und war jetzt bedrückt durch das Mißverhältnis zwischen

seinem Schreiberstand und dem Stolz des vornehmen und reichen Bürgerkindes? Schwindelte ihm vor den tiefen Wassern und breiten Klüften, die zwischen ihm und der ‚Göttlichen' gähnten? Er wußte nicht, daß seine Unsicherheit und seine schüchterne Zurückhaltung ihm zum Heile wurden insoweit, als nun Judith seine ‚Gaukelei' vergab und nicht mehr den Mann in ihm sah, sondern den Weitgereisten, den Lateiner, Dichter und Weltweisen, dessen Hirn einer jener verlockenden Schubladen der Krämerbuden glich, aus denen die prangendsten Kinderherrlichkeiten hervorquellen.

An einem der folgenden Tage, als Judith wieder vor dem Greise saß, erzählte dieser, wie er in Aussicht gestellt hatte, die Geschichte seines Vetters. Er tat es mit Wehmut; denn sie war ein Kapitel aus der traurigen Geschichte seiner Sippe, deren letzter Glanz er selbst in seiner Bürgermeisterwürde gewesen war, und die seit einem Menschenalter seltsamerweise in all ihren Familien und Gliedern rückwärts gedieh, ohne daß man ihren Männern und Frauen irgend etwas Gewichtiges hätte vorwerfen können, außer vielleicht, daß sie zu begabt mit Schwarmgeist waren und zu großzügig bei kleinen Verhältnissen lebten. Dabei wurde die Geschichte Gottlieb Jakobs mehr und mehr zu einer Geschichte von dessen Mutter, die eine größere Rolle in seinem Leben spielte als tausend andere Mütter im Schicksal ihrer erwachsenden und herangewachsenen Kinder.

Das Geschick hatte Gottlieb Jakob bisher wie einen Narren umhergejagt und immer mit großen Verheißungsworten gelockt. Sein Vater war früh gestorben und hatte die feine Mutter bitterarm zurückgelassen. Da sagte der Prediger: ‚Weib, die Gnad Gottes hat deinem Sohn fünf Talente geben. Laß ihn doch damit wuchern, auf daß die Gemein Gottes und die Vaterstadt durch ihn werde gesegnet.' Da schaute sie ihre Hände an. Sie waren schon jetzt aufgeschwollen und blau vom vielen ungewohnten Waschen. Ob sie nicht neue Stellen annehmen und vielleicht des Nachts noch nähen könnte um Lidlohn? Sie traute sich's zu. Jakob Gottlieb kam auf die lateinische Schule, erfreute die Lehrer bald durch schöne und kühne Aufsätze in Latein und Griechisch, ärgerte aber die Mathematikmeister durch seine Gleichgültigkeit und Talentlosigkeit in dieser Sphäre zu schanden. Er glühte von Sprachen und fror von Rechenkunst, und als die Mutter einen Winterlang erkrankte, ging er davon, ehe er seine Studien vollendet hatte. Er kam zu einem Maler, rieb Farben, bekam dafür die Speisereste von seines Meisters Tisch,

malte schließlich dies und das und erkannte endlich, daß er Auslandssonne brauche, um zum Künstler reifen zu können. Die Mutter schickte ihm hiezu fünf harte Taler und ließ schreiben: ‚Mein Sohn, hilf dir jetzo selber, dieweil ich dir nimmer kann helfen.‘ Als er in Holland ohnmächtig vor den Wunderfärblein der Meister saß und alsbald einsah, daß er mit seinem bißchen wildwachsender Fertigkeit so wenig dergleichen Kunst hervorbringen könne wie ein wilder Waldbaum eine Tafelbirne, da blickte er verzagt und ratlos über die Windmühlen und Kanäle hin: ‚Ach, wär ich doch wiederumb im Heimatland!‘

Als er nun trübselig und hungrig dahinlebte und mit bösen Verzweiflungsgedanken zu spielen begann, da wurde ihm von dem Boten ein grob gewirkter Strumpfsocken ausgehändigt; der war mit lauter Groschen angefüllt. Die Mutter hatte ihren eisernen Notbestand gesandt und durch einen vertrauten Mann schreiben lassen, daß es sie bitterliche Reue gekostet habe, ihren Sohn so ohne Hoffnung weggeschickt zu haben. Immer sei es in ihr umgegangen, sie hätte nicht sagen sollen: ‚Kann dir von nun nimmer helfen!‘ Wie, wenn er nun in tiefster Verlassenheit hinschmachte, nicht den Mut fände, einen Notschrei nach ihr erschallen zu lassen und einen schlimmen Tod suche! ‚So du also auch nach Verbrauch dieser Alters- und Notgroschen in schwerer Bedrängnus bist, söllst wissen, deine Mutter hat allweil noch ihre zehn Finger, und das seind zehn Falbe, so für dich rennen!‘

Dies Schreiben kostete Gottlieb Jakob bittere Zähren. Scham, Liebe, Zorn zerpreßten sein Herz. Er schrieb der treuen Mutter zurück, er könne ihr unmöglich die Ersparnisse für Alter und Begräbnis rauben. Aber er behielt sie doch. Denn eben damals ward er in einer Poetenzunft mit dem Buch eines niederländischen Weltweisen bekannt, das — so behaupteten jene Genossen — ein Lächeln bei jeder Qual, eine Erhabenheit über jede Armut, eine Überlegenheit über jeglichen Adel der Geburt verleihe dem, der sich die Mühe nehme, seine geheimen Tiefen aufzuspüren und seine verborgene Weisheit wie Austern aus harten Schalen zu heben und zu schlürfen. Dies Buch glaubte er in seiner Lage notwendiger zu brauchen als Reisezehrpfennige. Er kaufte es, las es und ergötzte sich daran, bis die äußerste Not ihm aufs neue den Wanderstab in die Hand preßte. Aber hatte er bisher gegen sich gewütet, wenn er seinen starken unnützen Leib betrachtete und dabei bedachte, daß er immer noch keinen Groschen verdiente, sondern von dem lebte, was die ver-

schwollenen Finger seiner Mutter zusammenkratzten, so war es jetzt mit ihm anders geworden. Der Weltweise hatte ihm nicht nur zu einem aequus animus in leidigen Verhältnissen, sondern zu einem Geringschätzen der äußeren Verhältnisse und einem Hochgefühl über den eigenen Wert der Persönlichkeit und das Gut des Wissens, das alle anderen zum gemeinen Haufen warf, verholfen. Warum also trauern? Helfe, was helfen mag! Die sollen malen, denen es Gott gegeben. Er hatte vielfache Gaben, also war er wohl darauf angewiesen, eine nach der anderen zu verwerten. In seinem Kopfe steckten unzählige Lieder. Er wußte selbst nicht, wie sie hineingekommen waren. Viele, und die lieblichsten, auf der Mutter Schoß, andere auf den Gassen der Heimatstadt, manche auch da und dort in den Schenken der weiten Wanderwege. Er brauchte nur eine Laute in die Hand zu nehmen, so wurde beim Klang bestimmter Akkorde eines nach dem anderen wach. Und dann quoll es unerschöpflich wie ein lebendiger Quell.

So griff er denn in die Saiten, zog den Rhein wieder hinauf und ließ seine kraftvolle, durch manch' guten Trunk ausgetiefte Stimme in allen Tafernen und Wirtshäusern, oft auch mitten auf dem Markte, hoch auf einem Fäßchen stehend, zu der Menschen Freude und Ergötzen erschallen. Und wenn er an seine Weisheit dachte, die er aus Niederlanden mitgebracht hatte, triumphierte er: „Ihr seid alle Kinder vor mir! Soll ich mich schämen, Kindern vorzuspielen?' Jedoch gehörte zur Erzeugung solchen Hochgefühles immer auch eine gute Kanne Wein.

Aber eines Tages bedünkte ihn, es sei Zeit, ein anderes Brot zu essen. Eine neue Kunst begehrte ans Licht. Schon in der Schule hatten sie ihn den Kalligraphen geheißen und oftmals behauptet, er sei zur unrechten Zeit, zwei Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen, denn in den Tagen, da man noch Bücher schrieb, wäre er sicherlich hochgefeiert, von Fürsten begehrt und schwer bezahlt worden. So fein malten seine zarten Finger die Gebilde der Buchstaben auf Pergament und Papier. Er bezwang also sein liederreiches Herz, gab das fröhliche, feuchte Musikantenvagantentum auf, setzte sich in eine Schreibstube und kopierte, was andere erdacht, gegen geringen Sold. So weit hatte er es mit seinen fünf Talenten gebracht und ward doch fröhlich, denn er wußte, daß einmal die Stunde kommen werde, wo er nicht kopieren, sondern Eigenes schreiben und mit Dichtkunst die Welt erobern werde. Doch widrig war — wie nun einmal der ganzen Sippe — das Geschick dieser

Zeit, und manchmal war es stärker als alle Weltweisheit. Er wurde fremdemüd' und ließ es der Mutter leise merken.

Diese nahm alsbald die wenigen Briefe, die er aus seiner weltschmerzlichen Öde nach Hause gegeben hatte, lief zum Bürgermeister und all' den Räten der Stadt, zeigte auch die Reime, die er beigelegt hatte und bat für den Kenntnisreichen um ein Brot in der Vaterstadt. Aber sie kam eben zur unrechten Zeit. Die Sippe des Altbürgermeisters war in höchsten Ungnaden bei den jetzt Hochmögenden, und so fand die Witwe trotz der vorgelegten Talentproben kein Gehör. ‚Seind nit zuverlässig — keiner!‘ sagte man ihr. ‚Seind Vaganten, Phantasten, Weinkieser und Großmauler!‘ Als sie aber darnach in der Bibel, die sie täglich zu Rate zog, die Parabel von der zudringlichen Witwe und dem ungerechten Richter las, da machte sie sich allsogleich wieder hinter die Ratsherren her, sprach sie unentwegt an, trat sie auf die Fersen, zupfte sie bei den machtvollen Rockschößen und ruhte nicht, bis sie dem Sohne die Pforten der vaterstädtischen Kanzlei aufgetan und dem Ruhelosen in der Heimat Gelegenheit geboten hatte, seine Talente zu nützen — eines, oder vielleicht auch eines nach dem anderen, wenn nicht alle zusammen.

Der Altbürgermeister betonte bei all' seinen Erzählungen seinen Glauben an Gottlieb Jakobs Zukunft. ‚Er *hat* fünf Talente sonder Zweifel, er *ist* ein Poeta von Gottes Gnaden. Er bricht sich Bahn, braucht nur die rechte Gilde, so ihm fürwärts hilft. Gib acht, Judith, so er einmalen mit Proben ausruckt! Item muß er uns einweihen in sein Buch des Weltweisen. Er behauptet, in unserm Winkel sei dies Licht anoch nit aufgangen, nit ein Mensch wisse um den ‚Thesaurius saeculi huius‘. Alsbald der Winter kommt, nachher beginnt die Offenbarung.‘

Judith hatte indessen den Schreiber Gottlieb Jakob ganz vergessen. Das geheimnisvolle Buch zog sie wie ein Märchen an. ‚Lächeln in jeglicher Qual, Erhabenheit ob jeglicher Armut, thronen ob aller Niederkeit der Sterblichen und ob ihren Ansichten und ihrem Weltsehen,‘ war das nicht ihr Verlangen?

Und diese Mutter! Als der Altbürgermeister von ihr begonnen hatte, da war vor Judiths Geiste wieder Gottlieb Jakob im Sonnenglanz am Erkerfenster gesessen. Aber seine Züge wurden immer weicher, weiblicher, edler. Zuletzt saß die Mutter dort, die singende, sorgende, opfernde, die heroische Mutter des Gauklers. Wenn er wieder kam, wollte sie ihr Bild in seinen Zügen suchen und alles an ihm achten, was auf sie hindeutete.

Weiterhin wollte sie nur von ihr wissen. Ach, wie drängte es sie, diese Frau kennen zu lernen, ihr zu helfen! Aber nein — ‚ihr nachgehen heißt ihm nachgehen!‘

‚Du kennst sie vielleicht, so du auf die Finger schaust, es seind nur noch acht Falben, die anderen hat der Chirurgus aus dem Gespann schneiden gemußt, weilen sie erfroren gewesen.‘

‚Und kann sie anoch Lieder singen?‘

‚Ohn Zahn ist soviel als ohn Schnabel.‘

‚Was für Lieder hat sie gesungen als eine junge Frauen?‘

‚Das mag der Gottlieb Jakob wissen, leider in den vorgegangenen Jahren hab' mich wenig umgesehen nach dieser Vetterschaft. Laß ihn singen... Eins noch, niemand kann traumen wie meine Base. Sie traumt ihr alle Sorgen weg. Das ist ihre große Weltweisheit gewest, darmit sie auch das Ausspannen der zwo hurtigen Finger fröhlich überwunden hat.‘

‚Eia, möcht' solchene Träum' kennen, so größer sind als wohl des Weltweisen sein Buch!‘

So kam es, daß Gottlieb Jakob durch seine Mutter Gnade bei Judith fand und nimmermehr, wie schon einige Male, erfahren mußte, daß die scheue Jungfrau alsbald verschwand, wenn sein Schritt auf dem Kies erklang, oder doch ein herrisches Gesicht aufsetzte und durch ihren Stolz tausend Meilen von ihm abrückte.

Und er sang die Lieder der Mutter, die er einst um Herberg, Imbiß und Zehrpfennige gesungen, nunmehr um die Liebe seiner heimlich Geminnten. Vom Erker her erklangen sie mächtig und zart über die dunkelgetäferte Stube, über den begeistert erhobenen Scheitel des Greises und den tief gesenkten Kopf der Jungfrau hinweg, die alten, trauten religiösen Lieder:

‚Es wollt' ein Jäger jagen,
Er jagt vor'm Himmelsthron.
Was begegn't ihm auf dem Wege?
Maria, die Jungfrau, schon,‘

und: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen‘ oder ‚Christ ist erstanden von der Marter allen‘. Aber auch die neckisch-schelmischen Kinderschaukelreime fanden Gefallen: ‚Tu zu Guckäugelein, mein Kind, denn draußen bläst ein böser Wind!‘ ... ‚Engele, Engele, goldig's Kind, sag' mir, wo die Mädele sind!‘

Und er erzählte von Träumen, die trübe Tage noch vergolden, und von denen man wie mit einem süßen Nachgeschmack im Mund und einer zarten Wärme im Herzen erwacht. ‚Es war tiefblauer Himmel weit und breit; durch seine Bläue zogen viele goldene

Sterne. Auf jedem saß ein Engel und leitete ihn an rosafarbenen Zügeln rings im Kreis um den großen Stern, darauf die heiligste Dreifaltigkeit wie auf einem Throne saß. Einer aber stand leer, war jedoch mit Rosazügeln behängt und mit einer gleichfarbenen Decke geschmückt und glich also einem Pferdchen, das gesattelt ist, oder einem rosafarbenen Zelter. „Wofür ist dieser Stern?" fragte die Mutter. „Für eine, so auserkoren ist." „Und wie lang wartet der Sternthron allbereits?" „Eine halbe Ewigkeit, alslang Gott der Menschen gedachte." „Und wer ist die Erkorene?" Da lächelte sogar der Graue der Tage auf seinem ewigen Thron und sein lieber Sohn gab die Antwort: „Eben die, so die Frage stellt."'

Der Altbürgermeister sagte, wenn Gottlieb Jakob dergleichen Träume erzählte: ‚Sotane Mutter verhält sich zum Sohn als wie die Flut der Glockenspeis zur festen Glocken. Ihr fließend Gemüt findt feste Gestaltung bei dem Sproß, da er dichtet und formt.'

Judith äußerte nie in einem lauten Wort Lob oder Wohlgefallen. Aber sie beschäftigte sich viel mit der Mutter des Poeten. ‚Ich traum auch schön, wach und schlafend, als wach so viel, daß ich fürcht', meine Sinn möchten sich einmal verwirren. Aber es fehlen mir keine Finger an der Hand vor harter Arbeit, hab nit Runzel noch Schrund noch Ballen. Schön träumen ist eine lustliche Gottesgnad, aber schön arbeiten, das wär notwendig Menschenwerk. Was aber, Herre Gott, was ist mein Werk? Glaub gar, für mich ist kein Thronzelter bereitet und bin nit auserkorn und prädestinieret, wie diese Kalviner sagen.'

Gottlieb Jakob aber pflückte vom reichen Phantasiebaum der Mutter einen goldenen Apfel nach dem andern und trug ihn in des Altbürgermeisters Haus. Jedoch nicht nur aus reiner Lust an der duftigen Schönheit, die aus dem mütterlichen Gemüte sproßte, sondern mit einem heimlichen, seligen Hintergedanken: ‚Meine Mutter hat mich hie in Verdienst und desgleichen in bescheidne Ehren gesetzet, — soll sie mir anoch jetzo die Braut gewinnen? Denn eine solchene Mutter ist doch wahrlich ein Empfehlungsschreiben für den Sohn.'

Und er ging von dem kranken Großohm und seiner Gespielin weg in die Bürgersängerzunft, deren angesehenstes und viel bewundertes Licht er in kurzer Zeit geworden war; trunken von Begeisterung dichtete er aus dem Stegreif in schweren Versen, sang nach alten und sogar eigenen Weisen und goß in das glühende Feuer der Begeisterung das Feuer guter Weine, die er sich in den Turneien mit anderen poetischen Bürgerssöhnen erobert hatte. Dann ging er

heim, umarmte seine Mutter, küßte ihr die verstümmelten Hände und versprach ihr einen Thronzelter mit goldgesticktem Sitz und violaseidenen Bändern schon auf dieser Erden, wenn einmal, ach, wenn einmal . . .! Am Morgen schlief er nach solch seligem Tun weit in den nüchternen Werkeltag hinein, vor dessen Raunen, Mahnen und Fordern er sich immer aufs neue an die von Sonnenkringeln lieblich bemalte Wand kehrte. Und hätte die Mutter nicht gemahnt, gewarnt, gescholten, er hätte alsbald seine Kanzlei vernachlässigt und sich an ein neues Talent in seiner Brust gewendet.

Darnach aber, wenn er wieder ganz zu sich selbst gekommen und durch mütterliche Predigten und dienstliche Nasen ganz wach gerüttelt war, besann er sich darauf, daß er auch selbst um die Braut ringen müsse. Denn ein armseliges Schreiberlein dürfe gar nicht einmal träumen von dem schönsten und reichsten Jungfräulein des Städtchens trotz einer goldenen Mutter und eines heimlichen Schatzes Poesie in der Brust.

‚Hat die Mutter edle Wunden aus dem heroischen Kampf des Lebens, hat sie Träum, so imponieren, dann hab ich Wissen und Weisheit. Will einmal die Eule auf den Finger heben, nachher den Pegasus vorreiten. Bin zu dienerisch und bescheiden. So erobert man nit. Die Jungfrau liebt Disput, will blinkenden Stahl sehen, nit huldigende Pfauenwedel. Bin ein Humaniste, soll mich kennen lernen. Und die p. p. Patres Franziscani und rev. matres Dominicanae scheinen mir das fromme Kind in lauter Weihrauchwolken einzubetten. Fromm sein ist recht für Frauen und alle, so die Einweihung in die adaequate Erkenntnis nit vollführet haben. Aber ich will sie einführen und die Mönch und Nonnen all aus dem Felde schlagen!‘

Je fester er im Städtchen einwurzelte, desto mehr hob sich sein Selbstbewußtsein; denn hatte er in der großen Welt gesehen, wie klein er mit all seinem Wissen und Wollen sei, so überstrahlte hier, unter Blinden, sein Geisteslicht all die Eingesessenen und Versessenen. Darum wagte er sich bei den gelegentlichen Besuchen in der Stube des Weltabgeschiedenen immer kecker gegen Judith hervor. Er hütete sich, ahnen zu lassen, daß sich seine Werbung auf dem Marktplatz immer noch im Herzen wiederhole, und prunkte fleißig mit einem herzhaften und selbstbewußten: ‚Ich herentgegen vermein . . . Hab ich anders vernommen in Niederlanden . . . Dagegen sagt der Weltweise . . . Mein und aller Urtel spricht den Alten — so Griechen als Römern den Preis zu.‘ Er kramte die

antiken Götter und Halbgötter hervor und pries mit Schwärmerworten die Zeit, da Pan den Tag beherrscht und Schönheit in Marmor, Schönheit in Kunst des Wortes, in Tempel und Haus das Leben verklärt hätte. Er pries Cicero und Ovid, Lucian und Horaz und erklärte es als Aufgabe aller Erleuchteten, dieser verschütteten Kultur wieder an das Licht zu verhelfen.

Judith fühlte alsbald heraus, daß es sich bei Gottlieb Jakob nicht nur um eine Schwärmerei für die Schönheit der Alten handele, sondern um eine Sehnsucht nach Ersatz für die verlorene Heimat, für den abgetanen Kinderglauben. Sie behandelte ihn darum wie einen Kranken und ereiferte sich bei diesen Disputen, wo griechische Tempel gegen Asyle und Waisenhäuser, Statuen und Gedichte gegen Leprosenhäuser und Hospitäler, Musen und Grazien gegen Heilige und einfältige Brüder der Barmherzigkeit gehalten wurden, voll innerer Anteilnahme.

Sie hatte von Frau Dubois und den Nonnen allerlei aus den antiken Göttersagen gehört; denn auch diese sprachen von ihnen mit hoher Ehrfurcht und als einem Wissen, das der Gemeinde der Gebildeten und Gelehrten einreihe. Sie hatte auch eine Anthologie griechischer Sagen gelesen, und der Pater Hilarius ließ seine Gelehrsamkeit am liebsten funkeln, indem er anhub: ‚Gleich wie aus der Erde das köstliche Gold ausgraben wird, also wird die Wahrheit der heilsamen Lehren gar oft aus den lugenhaften Dichtereien der alten Poeten von uns nützlich geschöpfet. Es dichteten eben dieselben, daß . . .‘ Auf diese Weise war auch Judith nicht ganz unvertraut mit Licht und Qualm der heidnischen Römerkultur. Aber erst jetzt drängte sie die Not einer Seele dazu, zu vergleichen und das Fremde, Alte als ‚lugenhaft‘ abzutun. Sie hatte an vielem, was Gottlieb Jakob berichtete, ein solches Wohlgefallen, daß sie vor dem Heidentum ihres Herzens erschrak. ‚Ich hasse das gemeine Volk und halt es mir fern‘, so sang Horaz — und so hat Egwolf sie gelehrt, und jede Faser ihres Herzens sang es mit. So einsam machte sie diese Verachtung der ‚Basen‘, daß sie keine Freundin hatte, sich keines geselligen Dranges in Gunkelstuben und Tanzvergnügen bewußt war, nicht einmal am Brunnen länger stehen blieb, als bis das Wasser der Kanne gegen den Hals rann, und keinen seligeren Traum kannte, als einmal in einem Turm zu wohnen, tief im Walde, zugänglich bloß durch eine Strickleiter und mit einer Aussicht nur gegen den weiten Himmel und das Gewoge der Tannenkronen. Und wie reihte sie sich freudig bewegt in den Zug der vestalischen Jungfrauen,

wenn der Erzähler sie zu ihrem Herd an der heiligen Straße schreiten ließ, weiß gewandet, in tadelloser Schönheit, adelig in Bewegung und Gang, ehrfürchtig gegrüßt von der Menge, hoch über sie erhaben. ‚Warum', so fragte sie sich beistimmend, ‚gibt es keine christlichen Jungfrauen, die sich zu einem Bund makelloser Seelen- und Körperschönheit zusammenschließen, fern aller Berührung mit Gemeinem und Beschmutzendem?' Aber plötzlich sah sie im Geist ihre Schwester Milburgis, die barmherzige Pflegerin, inmitten von schmutzigen Kindern und zerlumpten Greisen, tätig bewegt, wirkend und schaffend gleich einer armen Magd. Da blitzte auch schon ihr Schwert hoch und scharf gegen den Widersacher: ‚Größere Schönheit als ein blanker Lappen ist eine geheilte Wunde; feinere Gebärde als eine vornehm geraffte Schleppe ist ein Arm, der sich ausstrecket, Tränen zu trocknen; mehr Adel bewährt sich im Niederneigen und Heilen als im erhabnen Dranvorbeischreiten; herrlicher als die strahlende Unbeflecktheit der Gewandung seind die Flecken aus Eiter und Wunden, aus Unrat und Geifer von gepflegten Elenden und Siechen empfangen. Wohl mag es, Herr Poete, ein Gewaltiges sein umb Medea und Sappho, um Hera und Persephone, aber ein Beseligendes ist es umb Elisabeth und Genoveven, umb Katharina und die tausend und tausend Frauen, so Sümpf von Schmutz und Weh ausgetrocknet! O stille Ihr mit arkadischen Frauen — die Schönheit Eurer Mutter söllt Euch den Entscheid geben ohne ein langes Wägen!'

Gottlieb Jakob aber hatte längst auf Götter und Heilige vergessen. Während sie in glüher Anteilnahme um die heilige Sache stritt und nichts sah als hie Wahrheit, hie Irrtum, und nichts sann, als wie sie das Licht von der Finsternis scheiden könnte, sah er nichts als die herrlich geröteten Wangen, die großen Glanzaugen, den edel zürnenden Mund, und überlegte nur, wie er das paradiesische Bild so lange als möglich genießen und diese Schätze wohl gar zu eigen machen könnte. Er saß selig verzückt und schmerzlich wund vor Sehnsucht und Verlangen. In Scherben lagen die Götter, verblaßt war die Schönheit der Grazien und Musen, wie klägliche Halbweise und Lehrer des Irrtums flohen die Philosophen. Denn ihr Verteidiger hatte schlecht gekämpft und nicht gewagt, die stärksten Waffen aus seinem Arsenal zu holen. Alle die edlen Geister klagten ihren Jünger der Unmännlichkeit und des Verrates an — nur einer lachte und triumphierte, Amor, der Schelm. Er trieb seinen Schabernack mit dem Besiegten und äffte ihn mit wahren Gesichten und Trugbildern. Gottlieb Jakob wies ihn in heimlicher Anrufung

auf die Amazone. Er spannte den Bogen und zielte. Ob er schoß und traf? Ob er verwundete und besiegte?

‚Und du, Eule, Vogel Minervas, Symbol der Geistesbildung, bist worden zur gerupften Gans. Hast nicht bewährt Radauge, Schnabel und Kralle. Meinethalb! Magst in die Bratpfanne wandern. Ich will wieder sein altglaubig und altdeutsch, bieder und gottsfürchtig, so ich nur Kraft hab, die Jungfrau zu rühren als ein Orpheus redivivus.‘

Darum kehrte er beim nächsten Zusammentreffen zu dem bewährten Thema zurück und begann: ‚Heunt hat meine Mutter gar hold getraumt!‘

Judith fiel ihm ins Wort: ‚Von Träumen, die das Leben verklären, habt Ihr genug berichtet, aber — habt Ihr nit auch von einem großen Weltweisen geprahlet und seiner geheimen Lehr, so ein Elixier gegen Trauer, Verachtung und all Unseligkeit sein soll?‘

Gottlieb Jakob errötete; der Altbürgermeister aber nahm für ihn das Wort und sagte: ‚Judithlein, hab ich's dir nit lang schon gesagt — ei, wie vergessen ist mein alter Kopf — wir haben mit Lesen allbereits begonnen, hernach aber wieder ausgesetzt, allbiß der böse Anfall, der mich vexieret, wiederumb abflauen möcht. Denn der Weltweise gibt harte Nüß zum Knacken, hart muß man denken, so man seinen Definitiones, Axiomen, Lehrsätzen, Beweisen und Zusätzen folgen mag. Träume sein eine zugänglichere Weisheit als wie Bücher der Philosophi. Und wir haben vermeint, deine kindliche Stirn soll glatt verbleiben und nit Runzeln ziehn in Grübeln und Nachdenken. Sotane Weisheit ist einig nur für Männer!‘

‚So?‘ entgegnete Judith, ‚eine Weisheit nur für Männer? Brauchen denn wir nit auch eine Umwallung gegen Not und Unheil dieser Erden? Haben wir keine Seel? Und hat der höchste Lehrer von Weisheit, den ich bis zur Stund erkenn, Christus, unterschieden zwischen Mann und Weib?‘

‚Bist anoch zu jung, mein Kind!‘

‚Kind? — Ihrer ist das Himmelreich!‘

‚Das Evangelium auch will, daß man gäbe den Kindern Milch, den Erwachsenen feste Speis — und hie ist harte Speis, Löwenmark; nur der zwingt es, so die Milchzähn abgetan und zur Vollreife herangewachsen ist!‘

‚So erzählt den Traum!‘ schnitt Judith den Streit ab, sagte das aber so zornig, daß der Schreiber sich hütete, das zarte Gebilde auszukramen. Die Jungfer nahm ein jeglich Wort gar zu bitterernst.

Da galt es, sich zu wahren vor Ausbrüchen des Herzens, die der Kopf nicht wie ein Zöllner geprüft hatte. Er beeilte sich zu sagen, daß hier seine und des Großohms Ansichten auseinanderklafften. Der liebe Vetter hätte gewisse Bedenken geäußert, weilen nun einmal das Alter bedenklich sei.

‚Ich hab behauptet,' lächelte der Altbürgermeister, ‚die Judith mag den Philosophus sicherlich nit! Denn er ist kein Mönch, sie aber eine halbe Nonn.'

‚Wie heißt denn sein Nam?'

‚Soll Geheimnis bleiben!'

‚Ich hab weiterhin behauptet, sie wird den Philosophus behandeln als wie die Götter und Heroen.'

‚Nein,' rief Gottlieb Jakob mit Begeisterung dazwischen, ‚sicherlich nicht! Denn die Heiden sind unfromm, mein geliebter Meister der Weisheit ist fromm, zart fromm als wie ein Kind, abgründig tief als wie ein Heiliger. Er ist ein Heiliger, denn er hat gelitten als ein Martyrer!'

‚Ist er fromm? Warumb also dann nit? Verficht er Ketzerlehrsätz, kalvinische, lutherische?'

‚Nein, aber ich heb den Finger und verwarn', sprach mit seiner Zitterstimme der Greis.

‚Und ich will alsdann die fromme Weisheit hören!'

‚So sei es denn,' rief besiegt und entwaffnet Gottlieb Jakob, ‚auf die Zeit der langen Täg!'

‚Wohlan, das neue Licht bringe uns auch ein neu geistig Licht!'

Also gingen sie auseinander und freuten sich, als nach einiger Zeit die Kraft der Sonne und die Frische des greisen Bürgermeisters mählich wuchsen. Gottlieb Jakob pries seinen Philosophen wie nie zuvor, denn er sollte ihm wiederum die Nähe der Geminnten schenken. Judith aber hoffte von ihm die Scheidung von Finsternis und Licht, die immer noch in unlösbaren Wirbeln in ihr durcheinander wogten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Wilna
Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Als vor einigen Wochen die Kunde durch unser Land eilte, Wilna sei erobert, erregte dies allgemeine Freude. Denn Wilna war ein wichtiger Waffenplatz unserer Feinde. Daß es auch reich an landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten ist, ahnen jedoch die wenigsten. Manch einer ist wohl auf der Fahrt nach Petersburg hier durchgefahren, und das meist wohl noch bei Nacht. Aber von der Bahn aus sieht man selbst im günstigen Fall nur wenig. Auch in Baedeckers Reisebuch ist nicht allzuviel über die Sehenswürdigkeiten Wilnas zu finden. So war es mir eine freudige Überraschung, als ich Ende Oktober 1915 bei einem Besuche der dortigen Lazarette so viel Interessantes auch an Werken der Kunst zu sehen bekam.

Um einen guten Überblick über die Stadt zu haben, ist es am besten, man besteigt den wenig hohen Schloßberg. Von da baut sich Wilna herrlich auf. Die großen, ausgedehnten Kirchen mit ihren Kuppeln und Türmen geben ihr einen sehr abwechslungsreichen Ton. Schon hier sieht man, daß sich deutsche Gotik, italienischer Barock und russische Kunst die Hand reichen. Dadurch kommt Abwechslung und Farbe in das Bild. Zu diesem fügt sich nun eine liebliche Landschaft. Der Fluß Wilija zieht sich zwischen sanften, bewaldeten Höhen hin. Man könnte versucht sein, an manche Täler Mitteldeutschlands zu denken. Die Bäume waren schon ziemlich entlaubt. Den ganzen Vormittag war der Himmel grau und trübe gewesen. Als ich auf dem Schloßberg stand, kam die Sonne heraus und gab dem Bilde einen bezaubernden Glanz.

Wilna ist ziemlich reich an Kirchen. Natürlich lohnen nicht alle den Besuch. Manche sind neu und uninteressant. Ich habe im ganzen ihrer zehn betreten, sieben katholische und drei russische. Wie es scheint, ist auch die alte protestantische einen Besuch wert. Aber dazu langte die Zeit nicht mehr. Ich werde die Kirchen in der Reihenfolge beschreiben, wie ich sie unter der Führung des deutschsprechenden Pfarrers von St. Anna und eines Zeitungsredakteurs von deutscher Abkunft kennen gelernt habe.

Die erste, die ich besuchte, ist die Peter-Paulskirche. Sie liegt etwas weiter abwärts von den anderen in der Vorstadt Antokol und ist ein gewaltiger Barockbau aus der Zeit von etwa 1650. Die Kirche erhebt sich innerhalb einer großen befestigten Mauer, die der Anlage ein besonders malerisches Ansehen gibt. An der Türe zur Kirche ist der Grabstein des Stifters eingemauert. Er gehörte dem berühmten polnischen Geschlecht Paz an. Eigentlich hatte der Stifter angeordnet, daß der Grabstein so liegen müsse, daß alle Besucher der Kirche auf ihn treten. Das ist auch früher so geschehen. Jetzt hat man ihn an der Wand befestigt. Das Innere der Kirche ist fast überreich an Skulpturen in Stuck. Manche davon sind als wirklich schön zu bezeichnen. An der Decke sind Fresken von einem ita-

lienischen Maler. Die Kanzel ist in der Form eines Schiffes ausgeführt, das unten von Engeln gehalten wird. Oben auf der Brüstung liegt ein Fischernetz. Das Ganze ist mit großer Technik und Geschicklichkeit in Holz gearbeitet, wirkt aber etwas spielerisch. Viel weniger gilt dies von dem Kronleuchter, der in der Mitte der Kuppel hängt und ebenfalls die Form eines Schiffes hat. Hier muß ich sogar sagen, daß er mit seltener Kunst gefertigt ist. Wenn er im Lichte strahlt, muß er entzückend wirken. Die Altäre unter der Kuppel sind gut, wenn auch etwas später als die anderen Skulpturen. Aber gerade da ist der hl. Franz von Assisi eines der künstlerisch reifsten Werke in der Kirche. Für die Ausführung des Hochaltars müssen die Mittel nicht voll gelangt haben. Denn er wirkt überraschend einfach im Verhältnis zu dem übrigen Bau. An der Decke der Sakristei befindet sich das beste Fresko. Weiterhin sind besonders reizvoll die Skulpturen in den Seitenkapellen. Meistens sind in ihnen an den Bögen je zwei Figuren gegenüber gestellt. Da ist besonders gut eine hl. Katharina. Auch die Reliefs dürfen nicht übersehen werden. Auf einem ist die Geschichte des hl. Augustinus dargestellt, auf einem zweiten die des hl. Kasimir. Auf diesem wirken Kosaken sehr realistisch. Auf einem dritten erblickt man die Rheinfahrt der hl. Ursula. Endlich möchte ich noch einige Köpfe erwähnen, die künstlerisch wohl die höchsten Qualitäten aufweisen. In ihnen hat der Künstler versucht, Bäuerinnen der Umgegend naturgetreu darzustellen. Wie mir erzählt wurde, trägt man hier jetzt noch dieses Kopftuch. Der slavische Typus ist unverkennbar. Die zweite Kirche, die ich besuchte, war die Stanislauskathedrale, die auf der Stelle des Haupttempels des Gottes Perkun errichtet ist. Sie gleicht im Äußern etwas der Madeleine in Paris, hauptsächlich von der Westfront aus gesehen. Dort steht auch der Glockenturm, der noch ins Mittelalter zurückgehen soll. Nach Süden ist am Eingang eine Säulenvorhalle; dann folgt auf der Vierung eine Kuppel. Im Innern empfing mich in Vertretung des von den Russen 1907 ‚abgesetzten' Bischofs von Ropp der Administrator apostolicus mit einer lateinischen Rede. Im übrigen sprach er nur polnisch und russisch, so daß eine Unterhaltung nicht möglich war. Das Schiff ist von weiten Verhältnissen, mehr im Barockstil, als man nach dem Äußeren erwarten konnte. Wunderbar schön ist die Tabernakeltüre auf dem Hochaltar. Es ist Augsburger Arbeit von etwa 1600. Dargestellt sind in dreifacher Flucht Abendmahl, Fußwaschung und Gebet am Ölberg. Alle drei Reliefs sind sehr gute Kunstwerke. Nicht weit vom Altar befindet sich ein Bild, das als Tizian bezeichnet wird. Es hängt aber so hoch und ist mit Glas bedeckt, so daß eine Beurteilung sehr schwer ist. Vielleicht ist es ein Werkstattbild oder gar nur eine Kopie.

Das Hauptheiligtum der Kirche ist die Kapelle des hl. Kasimir, zugleich die Sakramentskapelle, wo ich schon am Morgen während der Messe des Administrator apostolicus die hl. Kommunion empfangen hatte. Die Reliquien des berühmten polnischen Königssohnes ruhen in einem

silbernen Schreine von etwa 1600 über dem Altar. Auf demselben steht eine silberne Statue des Heiligen, die in den Proportionen sehr wenig geglückt ist. Namentlich ist die Lilie in seiner Hand viel zu groß. Unmittelbar über dem Altar befindet sich ein altes Bild des Heiligen. Leider ist es so mit Silber bedeckt, daß eine Beurteilung sehr schwer fällt. Es scheint mir aus dem sechzehnten Jahrhundert zu stammen. Sollte es vielleicht auf ein Porträt zurückgehen? Rundum stehen in der Kapelle große Standbilder von polnischen Königen. In einem Zeitungsberichte las ich, die Russen hätten die silbernen Statuen der Könige nicht mitgenommen, was überraschend sei. In der Tat sind sie aus Gips und nur versilbert. Die silbernen sind beim letzten polnischen Aufstande eingeschmolzen worden. In einer Ecke steht eine wundervolle kleine Kanzel in Bronze, die von einem polnischen Adler getragen wird. Sie ist das Werk eines Florentiners um 1500. Die Ornamente daran sind sehr fein. Originell wirken die Fresken eines Italieners an der Decke. Sie sind zum Teil wie in manchen römischen Kirchen über die Stuckornamente gemalt, was sich etwas spielerisch ausnimmt. Die Tribüne, auf der die polnischen Könige der Messe beiwohnten, ist noch erhalten, aber vermauert.

Am Ende des nördlichen Schiffs hängt ein Madonnenbild, das der griechische Kaiser Manuel Palaiologos 1386 dem Großfürsten Witowd († 1430) schenkte. Es ist die typische Darstellung der Hodigitria. Mutter und Kind sind noch alt, Krone, Nimben und Hintergrund sind bedeutend jünger. Das Bild dürfte etwas jünger als das Gnadenbild in Czenstochau sein, wohl aber ebenfalls aus Konstantinopel stammen.

In der Sakristei befinden sich einige schöne Goldschmiedearbeiten. Besonders herrlich ist eine große Monstranz, die ein polnischer König um 1520 geschenkt hat. Sie ist im spätesten gotischen Stil ausgeführt und sehr reich an kleinen Figuren. Entzückend sind die Statuen des hl. Stanislaus und des hl. Kasimir in Silber. Namentlich ist letztere die feinste Jünglingsfigur, die man sich denken kann. Beide passen ganz zu der obengenannten Tabernakeltüre und werden auch an Feiertagen auf den Hochaltar gestellt. Sie sind wohl von demselben Augsburger Goldschmied gefertigt, aus dessen Hand die Tabernakeltüre hervorging. Ein Meßgewand soll von der letzten Fürstin Königin Hedweg stammen. Höchstens sind zwei Figuren daran aus dem Mittelalter, aber auch die wohl noch jünger als die Zeit der Königin.

Endlich sah ich mir noch eine Kapelle an, in der sich zwei köstliche Grabdenkmäler von polnischen Großen aus dem 16. Jahrhundert befinden. Die liegenden Steinfiguren sind sehr gut ausgeführt. Sie dürften von Florentinern herstammen. Nur ist es etwas dunkel, so daß man sie schwer sehen kann.

Hierauf besuchte ich drei Kirchen, die ganz nahe beieinander liegen und gewissermaßen eine Gruppe bilden. Namentlich gilt dies von den beiden ersten, die fast zusammenhängen und ein sehr malerisches Bild geben.

Die St.-Annakirche hat eine Westfront, die an solche von gotischen Kirchen in Ost- und Westpreußen, z. B. des Domes in Frauenburg, erinnert. Durch einen Gang ist ein neuer, im alten Stil erbauter Turm mit der Front verbunden. Über den Gang ragt der hohe Giebel der Bernhardinerkirche und gibt einen köstlichen Abschluß. Die Annakirche, deren Pfarrer, wie ich schon oben sagte, mich begleitete, wirkt im Innern sehr gut. Sie ist einschiffig. Als Abschluß des Chores dient ein hoher Barockaltar. Zwei andere, ebenfalls in diesem Stile, stehen rechts und links von der Apsis. Sie sind mit seltenem Geschick in den gotischen Bau eingefügt, so daß das Bild vollständig harmonisch wirkt. Und da sagte mir der Pfarrer, sie sollten nach dem Kriege wegkommen und durch neue gotische ersetzt werden. Darauf erwiderte ich ihm, daß ich das unbegreiflich fände, die schönen alten Altäre durch moderne Fabrikware zu ersetzen. So etwas Schönes, wie den jetzigen Eindruck, würde er nie wieder bekommen. Er wurde etwas betreten. Ob ich ihn überzeugt habe, bezweifle ich sehr. Ich möchte aber alle Freunde echter Denkmalspflege auf die Sache aufmerksam machen.

Am Eingang der Bernhardiner-(Franziskaner-)Kirche wurde ich von etwa fünf oder sechs Priestern empfangen, von denen einer etwas deutsch sprach. Das Innere der Kirche ist ganz in Holz im reichsten Barockstil ausgeführt und wirkt recht gut. Ein Teil des alten Kreuzganges ist noch erhalten. Die Gewölbe zeigen den spätesten gotischen Stil. Dasselbe gilt von der Sakristei. Hier befindet sich eine wundervolle spätgotische Monstranz, die fast noch schöner als die im Dome ist. Ein Meßgewand soll von der Mutter des hl. Kasimir stammen. Es ist wohl aber später erneuert worden. Interessant ist eine große Kirchenfahne aus dem 17. Jahrhundert in reicher Stickerei. Darauf ist eine recht gute Madonna dargestellt. Das Ganze verdient um so mehr Beachtung, als Kirchenfahnen aus dieser Zeit, soviel ich weiß, selten sind. Endlich erwähne ich noch ein Reliquiar des hl. Blutes. Es ist ein Kreuz, wie man es oft findet. Der Blutstropfen wird darin in einem Miniaturkelch aufbewahrt. Am Chor der Kirche erhebt sich ein romanischer Turm. Es ist überraschend, daß im 14. Jahrhundert noch ein solcher gebaut worden ist. Denn älter dürfte die Kirche wohl kaum sein.

Die dritte Kirche, St. Michael, liegt wenige Schritte von den beiden entfernt. Sie ist von einem Arkadenhof umgeben, von dem man einen malerischen Blick auf St. Anna hat. Das Innere der Kirche ist schlicht und gut in den Verhältnissen. Neben dem Altar liegt das schöne Grab des Stifters, eines Sapiehas. Das Allerheiligste war ausgestellt, weshalb man sich natürlich kaum umsehen konnte.

Dann folgten noch zwei Barockkirchen. St. Johannes, die alte Universitätskirche, ist ein Bau von großen Verhältnissen. Der Hochaltar und die ihn umgebenden zehn Altäre sind außerordentlich reich in Skulptur und Malerei ausgeführt. Sonst ist die Kirche ziemlich kahl. Die Statuen an den Pfeilern sind neu, in Gips und unbedeutend. St. Theresia, die ehe-

malige Karmeliterkirche, ist der üppigste Bau, den man sich denken kann. Es ist fast unmöglich, eine Beschreibung von der Fülle der Darstellungen und Ornamente zu geben. Der Pfarrer sprach ein klein wenig deutsch.

Zu der Theresienkirche gehört als Filiale die Gnadenkapelle der Orstra Brama, d. h. wörtlich: die vorspringende Ecke. Sie befindet sich über einem Tor. Ursprünglich befand sich das Gnadenbild auf der Außenseite desselben, wo man noch die Nische sieht. Die jetzige Gnadenkapelle ist so klein, daß nur einige Beter dort knien können. Man macht aber die Fensterwand ganz auf, und die Leute knien und beten auf der Straße. Das Gnadenbild stellt Maria mit gekreuzten Armen ohne Kind dar. Das Haupt ist nach rechts geneigt. Wie mir gesagt wurde, ist es von einem einheimischen Maler im Anfange des 16. Jahrhunderts gemalt. Die Haltung und die Stellung der Arme zeigen deutlich byzantinischen Einfluß. Dagegen zeigt die Malerei, soweit man sie sehen kann (nur Gesicht und Hände sind frei), auf Italien. Leider befindet sich im Gesicht ein Sprung. Das ganze Bild ist mit Gold bedeckt. Einige Ketten hängen daran. Auf dem Haupt trägt unsere Liebe Frau eine Barockkrone, von Engeln gehalten. Darüber befindet sich noch eine Krone. Das Gnadenbild wird unten durch einen silbernen Halbmond, anscheinend ein Weihegeschenk, abgeschlossen. Der Aufbau, worin es sich befindet, ist aus Silber. Die vier Säulen desselben sind infolge der Exvotos kaum zu sehen. Zwischen diesen stehen Statuen von Joachim und Anna, ob aus Bronze oder bronziertem Holz, kann ich nicht sagen. Unter dem Halbmond folgen zwei Kruzifixe. Das untere ist organisch mit einigen Altarleuchtern verbunden. Ganz unten ist ein silbernes Antependium mit dem Namen Maria und zwei knienden Engeln. Rechts und links vom Altar stehen Orgeln. Ich war dann noch hier am nächsten Morgen zur Messe in der Kapelle und empfing die hl. Kommunion. Es machte sich sehr feierlich mit dem polnischen Gesang und den Betern auf der Straße. Das Gnadenbild wird auch von den Russen verehrt.

Nachdem ich so die wichtigsten katholischen Kirchen gesehen hatte, wollte ich auch die alten russischen besuchen. Zwei Klöster liegen ganz nahe bei der Orstra Brama. Das eine, das des Hl. Geistes, ist im 16. Jahrhundert als orthodoxes gebaut. Merkwürdigerweise untersteht es nicht dem ‚Allerheiligsten Synod‘. Die Mönche waren mit Ausnahme eines einzigen geflohen. Die Kirche ist ganz in den Formen des Barockstils gebaut und enthält nur unbedeutende Ikonen. Vielleicht haben auch die Russen die besseren mitgenommen. Originell ist eine Krypta.

Das zweite, das der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, ist 1514 als uniertes Kloster zur Erinnerung an einen Sieg über die Russen erbaut worden. Seit dem vorigen Jahrhundert ist es orthodox. Auch hier war nur ein Mönch anwesend. Man tritt durch zwei malerische Tore ein. Dann folgt ein Turm, der sehr gut wirkt. Die Kirche war einstens befestigt. Im Innern bietet sie nicht viel. Auch hier sind die Ikonen unbedeutend.

Endlich sah ich mir die Nikolauskathedrale, eine ehemalige Jesuiten-

kirche, an. Sie hat noch ganz den Typus einer solchen. Natürlich sind die zahlreichen Altäre alle entfernt worden. Aber man sieht noch ihre Stellen. Sehr geschickt ist die Ikonostase hineingebaut. Die Umwandlung geschah erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die Stadt macht einen großstädtischen Eindruck. Sie hat ja auch 2- bis 300 000 Einwohner, die nicht geflohen sind, darunter viele Juden. Alle Läden waren offen. Manche Häuser dürften aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammen. Ich bin nur in einem einzigen Privathause gewesen, dem Palais einer Gräfin, die in Paris lebt. Jetzt wohnte dort der Oberbefehlshaber einer deutschen Armee. Das Treppenhaus macht einen glänzenden Eindruck, besonders wegen der schönen Gobelins. Im Empfangszimmer hängen die lebensgroßen Porträts August des Starken, meines Ahnen, und des letzten Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski; im Eßzimmer ein gutes Bild von Martin de Voß. Die Räume sind hoch und groß. Als Merkwürdigkeit sei zum Schluß erwähnt, daß nach Wilna wohl Sandwege, aber keine Kunststraßen führen.

Deutsches Volk

Feinde zu Hauf!
Von Völkern eine Riesengemeinde
Stieg wider dich auf,
Und immer wirbt der Feind noch um Feinde.
Alldeutschland in Wehr!
Vernichtung lieber, als jochgebeugt fronen!
Von Helden ein Heer,
Kämpft ihr nicht Menschen mehr, kämpft ihr Dämonen.
Fern siegreich vor
In Feindesland drängst du durch Feuer und Flammen,
Und Feste und Fort
Brechen in deinem Anprall zusammen ...
Nun weiß die Welt,
Wie hart deine Faust, wie scharf deine Klingen,
Weiß die ganze Welt:
Deutschland, du bist nicht umzubringen!

Fridolin Hofer (Römerswil).

Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens und des Suezkanals / Von Hans Wehberg

Vierhundert Jahre sind beinahe vergangen, seit Aegypten im Jahre 1517 unter türkische Herrschaft kam. Lange Zeit sah darauf das Land keine großen Ereignisse, bis 1798 Napoleon Bonaparte die türkische Provinz zu erobern trachtete und eine Periode einleitete, in der europäische Mächte dort Fuß zu fassen versuchten. Ebensowenig wie Napoleon gelang es 1807 den Engländern, das Land zu unterwerfen. Denn der damalige Statthalter Mehemet Ali, aus kleinsten Verhältnissen emporgewachsen und vom Volke selbst gewählt, führte ein energisches Regiment. Er wußte nicht nur fremden Einfluß vom Lande fernzuhalten, sondern strebte auch darnach, dem türkischen Sultan gegenüber selbständiger zu werden. Da er dem Sultan zweimal, nämlich in dem Kriege mit Griechenland und bei der Unterwerfung des Aufstandes auf Kreta, wertvolle Hilfe leistete, ernannte dieser ihn zum Pascha von Morea und zum Statthalter von Kreta. So vereinigte sich in Mehemet Ali, der auch in Nubien, Kordofan und Sennaar Eroberungen gemacht hatte, eine ansehnliche Macht, die im Hinblick auf seinen Charakter bald in Konstantinopel verdächtig werden mußte. Als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Streitigkeiten zwischen Mehemet Ali und dem türkischen Statthalter in Syrien ausbrachen, stellte sich der Sultan mit seinem Heere auf die Seite des letzteren, der trotz dieser Hilfe im Kampfe unterlag. Wäre Rußland damals nicht dazwischen getreten, so würde Mehemet Ali nunmehr mit seiner Forderung nach der erblichen Herrschaft über Ägypten durchgedrungen sein. Da er sich mit dem Erwerbe von Syrien zufrieden geben mußte, war vorauszusehen, daß der Streit zwischen ihm und dem Sultan bald von neuem ausbrechen würde. In der Tat kam es zu einem zweiten Kriege zwischen dem Statthalter und dem Sultan, in dem der letztere wiederum unterlag. Aufs neue raubte eine Intervention, diesmal mehrerer Großmächte, Mehemet Ali die Früchte seines Sieges. England wünschte nicht, daß sich die Herrschaft des ägyptischen Statthalters über Syrien erstreckte, da es für seine indischen Besitzungen fürchtete, und so sah sich Mehemet Ali genötigt, Syrien wieder preiszugeben, um freilich dafür die erbliche Herrschaft über Ägypten zu erlangen. Ein hochbedeutsamer Firman vom 13. Februar 1841 regelte darauf das neue Verhältnis Ägyptens zum Sultan. Bemerkenswert ist, daß Frankreich der Intervention der Mächte zuerst ferngeblieben war, sich schließlich aber mit der Auslegung einverstanden erklärte. Wir werden später nochmals sehen, wie es in den entscheidenden Augenblicken England gegenüber nachgab.

Im Anschluß an den Firman von 1841 ist streitig geworden, ob nicht schon damals Ägypten, das bisher unstreitig eine türkische Provinz war, nunmehr ein halbsouveräner Staat geworden ist. Die herrschende Ansicht verneint diese Auslegung mit Recht. Von einem halbsouveränen Staate kann man nur dann sprechen, wenn einem Teile des Oberstaates Hoheitsrechte,

insbesondere die Gesetzgebung, zu eigenem Rechte übertragen worden sind. Nach dem Firman von 1841 sollten sich aber alle Gesetze und Verträge der Türkei auch weiterhin auf Ägypten beziehen.

Auf Mehemet Ali, der in geistiger Umnachtung starb, folgte Abbas I. und bald darauf Mohammed Said (1854—1863). Unter ihm wurde dem Franzosen Lesseps die Konzession zum Bau des Suezkanals bewilligt. England suchte den türkischen Sultan, der um seine Zustimmung gebeten worden war, zu bestimmen, ein Veto einzulegen, weil ihm die Schaffung eines solchen Kanals mit französischem Gelde natürlich unwillkommen war. Da aber die Genehmigung des Sultans nur aus Höflichkeit, nicht aber in Erfüllung einer staatsrechtlichen Pflicht erbeten worden war, baute man den Kanal schließlich ohne die Erlaubnis des Sultans, der erst viel später seine Zustimmung gab.

1867 wußte der folgende Statthalter Ismail seine Stellung dadurch zu verbessern, daß er den Titel Khedive erlangte und das Recht erhielt, Abkommen über Polizei, Fremdenwesen, Durchgangsverkehr, Post und Zölle abzuschließen, jedoch keinesfalls Verträge politischer Natur. Zollverträge sollten der Türkei vor der Ratifikation vorgelegt werden. Trotz dieser bedeutsamen Befugnisse blieb Ägypten nach wie vor türkische Provinz. Die Unzufriedenheit Ismails führte zu immer neuen Streitigkeiten mit dem Sultan, der schließlich nachgab und in dem Firman von 1873 dem Khediven das Recht der Gesetzgebung und Verwaltung zu eigenem Rechte verlieh. Dieser durfte jetzt schlechthin alle Verträge nichtpolitischer Art abschließen, nicht nur solche bestimmter Art. Damit war Ägypten ein halbsouveräner Staat und in einem beschränkten Sinne auch Subjekt des Völkerrechts geworden.

Trotz dieses bedeutsamen diplomatischen Sieges über die Pforte war die Regierung Ismails in anderer Beziehung wenig glücklich. Die finanziellen Verhältnisse wurden so schlecht, daß sich Ismail 1875 zur Veräußerung der in seinem Besitze befindlichen 176 602 Suezkanalaktien gezwungen sah, die England für einen Preis von 3 976 583 Pfund Sterling erwarb. England verschaffte sich dadurch eine große Macht; andererseits wurde der Bankerott des Landes nicht aufgehalten. Als 1876 eine Zahlungseinstellung der ägyptischen Regierung erfolgte, wurde unter Unterstützung von Deutschland, Frankreich, Österreich, Italien, England und Rußland die noch heute bestehende Schuldenverwaltung, die commission de la caisse de la dette publique geschaffen, die zunächst noch eine ägyptische Behörde war, 1880 aber den Charakter eines internationalen Organs erhielt. Durch sie werden vor allem die Eisenbahnen, die Telegraphen und der Hafen von Alexandrien für die ägyptischen Staatsschulden verwaltet.

1879 wurde Ismail vom Sultan auf Verlangen Englands und Frankreichs abgesetzt, angeblich weil er das Land in finanzielle Schwierigkeiten gebracht hatte. Das war ungesetzlich, da die Firmane ein solches Absetzungsrecht nicht vorsahen. Aber Ismail fügte sich. Unter seinem Nach-

folger Mohammed Tewfik Pascha vergrößerte sich die Macht der Europäer immer mehr. Besonders die Offiziersstellen wurden in erheblichem Umfange mit Fremden besetzt, was die nationale ägyptische Partei immer mehr erregte. Die Unruhen, die in Ägypten ausbrachen, gaben den europäischen Mächten willkommenen Grund zu Interventionen. Als am 11. Juni 1882 infolge eines Streites zwischen einem Malteser und einem Mohammedaner ein Straßenkrawall stattgefunden hatte, der den Tod von etwa 50 Europäern herbeiführte, beschleunigte man den Zusammentritt einer europäischen Konferenz zu Konstantinopel, die am 25. Juni 1882 ein protocole de désinteressement aufstellte, wonach kein Staat in Ägypten Territorialbesitz zu erlangen suchen und sich jeder dort eines Eingreifens enthalten sollte. England hatte dabei für eine Klausel gesorgt, die ihm später den Grund zu seinem Vorgehen liefern sollte. Es hatte nämlich mit Erfolg vorgeschlagen, daß eine Intervention im Falle höherer Gewalt gestattet sein sollte, durch die das Leben der Untertanen des betreffenden Staates gefährdet würde. Bald darauf kam es zwischen England und der Pforte wegen der Befestigung der Batterien von Alexandrien zu einem Streite, im Verlaufe dessen England erklärte, es fühle sich durch die Maßregeln des Gouverneurs von Alexandrien bedroht, und Demontierung der Kanonen verlangte. Als das verweigert wurde, bombardierte die englische Flotte Alexandrien unter offenem Rechtsbruche. Seit dieser Zeit — 1882 — haben die Engländer Ägypten nicht mehr verlassen, obwohl sie damals lediglich unter dem Vorwande, die Ordnung wiederherzustellen, und unter dem Proteste des Sultans das Land besetzt haben. Sie gingen auch sogleich daran, sich in der Landesverwaltung Einfluß zu verschaffen, indem sie einen englischen Beirat in das ägyptische Finanzministerium aufnehmen ließen. Die bis dahin vorhandene Kontrolle der Landesfinanzen durch eine englisch-französische Kontrolle wurde trotz des Widerspruches Frankreichs, das schließlich nachgab, beseitigt. Später gelang es Großbritannien, auch in die meisten anderen Ministerien englische Beiräte zu bringen.

In der ersten Zeit der Besetzung hat England nie seine Verpflichtung, das Land nach Wiederherstellung der Ordnung wieder zu verlassen, bestritten. Es begründete sein Dableiben zunächst mit der Notwendigkeit, den Sudanaufstand niederzuwerfen. Als man aber wegen der zu großen Schwierigkeiten für lange Zeit von diesem Unternehmen absehen mußte, trat Großbritannien mit der Pforte sogar in Verhandlungen über die Art und den Zeitpunkt der Räumung ein, die freilich ohne Resultat blieben.

Im Jahre 1888 kam zwischen Deutschland, Österreich, Spanien, Frankreich, England, Italien, den Niederlanden, Rußland und der Türkei der Vertrag über die Neutralisierung des Suezkanals zustande, dem später auch andere Staaten beitraten. Dieser Vertrag von Konstantinopel bestimmt, daß derjenige Teil Ägyptens, durch den der Suezkanal fließt, fortan als neutralisiert behandelt werden soll. Der Kanal soll in Kriegs-

wie Friedenszeiten Handels= wie Kriegsschiffen aller Flaggen offen stehen, und es soll jeder Akt der Feindseligkeit wie der Ausübung des Prisenrechts verboten sein. Die Kriegsschiffe der Kriegführenden dürfen sich in den Kanal und dessen Einfahrtshäfen nur innerhalb der Grenzen des unbedingten Bedarfes mit Lebensmitteln oder mit Vorräten versehen. Ihre Durchfahrt hat in der kürzesten Zeit gemäß den bestehenden Vorschriften und ohne anderen als den dringend nötigen Aufenthalt zu geschehen. Das gleiche gilt für die Prisen. Verletzt ein Vertragsstaat eine dieser Vorschriften, so ist lediglich der Khedive von Ägypten zur Anwendung der erforderlichen Maßregeln berechtigt. Dieser darf sich geeignetenfalls an die Pforte um Hilfe wenden, die bei einem Vorgehen mit den Großmächten in Verbindung treten muß. Zur Abwehr von Vertragsbrüchen sind auch Feindseligkeiten im Kanalgebiet gestattet; jedoch darf niemals eine Blockade stattfinden. Bemerkenswert ist, daß England zu diesem Vertrage einen Generalvorbehalt gemacht hat, dem die Mächte nicht widersprochen haben. Es hat sich nämlich die Anwendung der Vertragsbestimmungen insoweit vorbehalten, als sie mit dem ‚vorübergehenden Ausnahmezustande', in dem sich zurzeit Ägypten befindet, nicht vereinbar sein würden, und als sie während der Dauer der Besetzung Ägyptens durch die Truppen Englands die Freiheit des Handels der britischen Regierung beeinträchtigen könnten. Wenn die Vertragsstaaten der Konstantinopeler Konferenz diesem Generalvorbehalt damals nicht widersprochen haben, so taten sie das offenbar in der Annahme, daß die Besetzung Englands eine bloß vorübergehende sein würde.

In den neunziger Jahren vergrößerten die Engländer ihre Okkupationsarmee wiederholt. Freilich fanden sie in dem jungen Khediven Abbas II. Hilmi, der 1891 auf Mohammed Tewfik Pascha folgte, einen Herrscher, der ihren Eroberungsgelüsten großen Widerstand entgegensetzte, wenn er auch am Ende infolge der Überlegenheit und der Drohungen Englands immer nachgeben mußte. Bedeutsam ist der Investiturfirman, in dem der Sultan den neuen Khediven anerkannte. Dieser Firman, auf Grund dessen Ägypten nach wie vor ein halbsouveräner Staat unter der Oberherrschaft der Türkei sein soll, ist bis heute formell gültig geblieben.

In den Jahren 1896 bis 1899 begaben sich die Engländer zusammen mit Ägypten an die Eroberung des Sudans, im Verlaufe deren der Faschodastreitfall mit Frankreich entstand, der durch das Nachgeben des letztgenannten Staates friedlich erledigt wurde. Nach der Wiedereroberung des Sudans schloß Großbritannien 1899 mit Ägypten das Sudanabkommen, indem man die Oberherrschaft der Türkei über den Sudan, die bisher jedenfalls formell noch bestanden hatte, ohne weiteres zu beseitigen suchte. England und Ägypten errichteten eine gemeinsame Regierung im Sudan. Da dieses Abkommen eine Verfügung über türkisches Staatsgebiet durch Ägypten enthält und gleichzeitig politischer Natur ist, so war Ägypten zu seinem Abschlusse nicht berechtigt. Der Vertrag wird denn auch allgemein als ungültig angesehen.

Um die französischen Interessen abzufinden und Frankreich für sich zu gewinnen, schloß England 1904 das englisch-französische Abkommen, worin Frankreich gegen gewisse Zugeständnisse Englands sich verpflichtete, diesem bei seinem Vorgehen in Ägypten keinerlei Widerstand entgegensetzen und insbesondere die Zurückziehung der englischen Okkupationsarmee nicht verlangen zu wollen. Außerdem verzichtete England in jenem Vertrage auf die Geltendmachung des Generalvorbehaltes aus dem Suezkanalvertrag. Ob dadurch der Generalvorbehalt an sich hinfällig geworden oder lediglich Frankreich gegenüber eine Geltendmachung ausgeschlossen werden sollte, ist streitig. Die herrschende Meinung nimmt das letztere an, da andernfalls eine gleichlautende Erklärung den anderen Kontrahenten des Konstantinopeler Vertrages gegenüber hätte erfolgen müssen.

Für die Stellungnahme des heutigen Ägyptens bedeutsam ist die Tatsache, daß es in dem Kriege der Türkei mit Italien und den Balkanstaaten der Pforte keine Hilfstruppen sandte, ja sogar den Durchzug türkischer Truppen durch Ägypten im Türkisch-Italienischen Kriege verbot.

Das neueste Ereignis ist die im Dezember 1914 erfolgte Protektoratserklärung Englands in Ägypten, wodurch die Oberherrschaft der Türkei vollkommen beseitigt und an seine Stelle eine englische Schutzherrschaft gesetzt werden sollte. Vorher war bereits der englandfeindliche Khediv Abbas II. Hilmi rechtzeitig abgesetzt und sein Oheim Hussein Kamel zum Vizekönig ernannt worden.

* * *

Nach dieser kurzen historischen Darstellung ist es möglich, das gegenwärtige völkerrechtliche Verhältnis Ägyptens zu der Türkei und England sowie die Neutralisierung des Suezkanals zu beleuchten. Es handelt sich zunächst darum, die Behauptung einzelner Autoren zu prüfen, daß Ägypten bereits lange Jahre vor der englischen Protektoratserklärung vom türkischen Reiche losgelöst worden sei und der Firman vom Jahre 1892 nur noch auf dem Papiere stände. Ist das richtig, dann kann man Ägypten nicht mehr als halbsouveränen Staat unter der Türkei als Souzerän betrachten. Als Wortführer derer, die in Ägypten bereits seit langer Zeit nicht mehr einen integrierenden Bestandteil der Pforte erblicken, darf Freiherr v. Mayer angesehen werden, der 1914 in seinem trefflichen Werke ‚Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens' (Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1914, 168 S.) im Anschlusse an Freiherrn v. Dungern folgende These vertritt: England habe seit der Beschießung von Alexandrien im Jahre 1882 und der darauf folgenden Besetzung des Landes die Macht in Ägypten an sich gerissen: das Recht der Türkei als souzeräner Staat, das die Pforte nicht ausübe und auszuüben gar nicht in der Lage sei, könne nicht mehr als vorhanden angesehen werden; denn ein Staat, der seine rechtliche Macht nicht durchsetzen könne, habe seine Hoheitsrechte verloren. Diese Antwort scheint auf den ersten Blick vieles für sich zu haben. Sind doch die Fahnen der ägyptischen Armee und Marine sowie die Gradabzeichen der Offiziere nicht so,

wie der Firman von 1892 es vorschreibt, und werden doch auch die höheren Offiziere vom Obersten aufwärts nicht, wie vorgeschrieben, vom Sultan, sondern vom Khediven (natürlich unter englischem Einflusse) ernannt. Noch wichtiger ist, daß Ägypten in den jüngsten Kriegen der Türkei keine Waffenhilfe geleistet. Richtig ist auch, daß das Englisch-Ägyptische Sudanabkommen von 1899 und damit ein politischer Vertrag ohne Zustimmung der Türkei geschlossen und von Ägypten hierdurch selbständig über ägyptisches Staatsgebiet verfügt worden ist.

Immerhin sprechen höchst gewichtige Gründe für die Auffassung, daß der Firman von 1892 noch nicht hinfällig geworden ist. Wenn England auch seine schwere Hand auf Ägypten gelegt hat, so folgt daraus noch nicht, daß die Rechte der Türkei erloschen sind. Hat nicht Ägypten noch im Griechisch-Türkischen Kriege der Türkei Waffenhilfe gesandt, und genügt bereits die seither verflossene Spanne Zeit, um eine Verjährung der türkischen Ansprüche herbeizuführen? War nicht die Besetzung Ägyptens bis Dezember 1914 stets als eine vorübergehende gemeint und hat die Pforte je auf ihre Ansprüche verzichtet? Wenn die Proteste in der letzten Zeit leiser geworden und bis zum Europäischen Kriege beinahe verstummt sind, so lag das an der Erkenntnis der Aussichtslosigkeit jeglichen Protestes. Hat nicht auch die Unterdrückung Preußens durch Napoleon I. vor hundert Jahren lange gedauert, und hat darum unser Vaterland je auf seine Rechte verzichtet, weil es durch die Gewalttätigkeit eines Fremden außerstande war, sie auszuüben? Das wäre ja ein empörender Zustand, wenn derjenige, der einen anderen aus seinem Besitze vertrieben hat, nun ohne weiteres auch als im Recht befindlich betrachtet wird, weil der andere zurzeit zu schwach ist, sich gegen den Unterdrücker zu wehren, und nur die geeignete Stunde abwartet, um seine Rechte wiederzugewinnen! Im Falle Ägypten kommt aber noch besonders hinzu, daß der Eindringling bis 1914 selbst zugegeben hat, zur Räumung des Landes verpflichtet zu sein. Zu alledem ist in Betracht zu ziehen, daß der Türkei in Wahrheit noch eine Reihe von Rechten geblieben sind. Es ist nicht richtig, wenn man aus dem Abschlusse des Sudanabkommens durch Ägypten die Behauptung rechtfertigen will, die Türkei habe nicht mehr die Befugnis, die politischen Verträge für Ägypten, wie es der Firman bestimme, selbst abzuschließen. Hier handelt es sich doch nur um eine einmalige Nichtbefolgung der Firmanbestimmungen, die für sich allein die türkischen Rechte noch nicht vernichten kann, während allerdings bezüglich der Verweigerung der Heeresfolge eine in jüngster Zeit beinahe ununterbrochene Mißachtung des Firmans vorliegt. Eine solche einmalige Übertretung eines Gebotes schafft dieses noch nicht aus der Welt, und zwar um so weniger, als doch das Englisch-Ägyptische Sudanabkommen von der herrschenden Meinung für nichtig erklärt wird. Erst wenn bewiesen würde, daß ein oder mehrere ohne Zustimmung der Pforte von Ägypten geschlossene politische Verträge gültig wären, könnte man daran denken, aus ihrem Abschlusse eine Beseitigung der türkischen Hoheitsrechte

herzuleiten. Damit aber wäre der Beweis erbracht, daß die Pforte das Vertragsschließungsrecht für politische Abkommen noch nicht verloren hat. Es ist aber ferner zu bedenken, daß alle Türken in Ägypten den vom Khediven erlassenen Gesetzen unterliegen und ebenso militärpflichtig sind wie die Ägypter, daß ferner die ägyptischen Münzen und die Ernennungspatente der höheren ägyptischen Offiziere den Namenszug des Sultans tragen. Auch die diplomatische Vertretung Ägyptens hat nach wie vor die Türkei. v. Mayer behauptet allerdings, diese erstrecke sich nur auf den Schutz, den der Sultan den Mohammedanern als geistiges Oberhaupt gewährt, ohne indes hierfür einen Beweis zu erbringen. Auch werden die für den Bereich Ägyptens bestimmten Gesandten in Konstantinopel empfangen. Schließlich zahlt Ägypten einen hohen Tribut an die Türkei, der nicht lediglich als religiöse Gabe und als Entschädigung für abgetretene Gebietsteile, vielmehr auch als Zeichen der Abhängigkeit zu betrachten ist.

Somit war der von England bei Beginn des europäischen Krieges abgesetzte und durch seinen Oheim Hussein Kamel ersetzte Khedive Abbas II. Hilmi vollständig im Rechte, als er England zum Verlassen Ägyptens aufforderte. Die englische Protektoratserklärung vom Dezember 1914 war für das Verhältnis Ägyptens zur Pforte ohne Bedeutung. Denn Großbritannien konnte diese Erklärung nicht ohne Zustimmung der Türkei erlassen. Vor allem aber bedurfte die englische Protektoratserklärung, soweit dadurch Ägypten von der Türkei losgetrennt werden soll, der Anerkennung der Großmächte, weil diese 1856 und 1878 der Türkei ihren Bestand, einschließlich Ägyptens, garantiert haben.

Ist also Ägypten noch ein halbsouveräner Staat, so folgt daraus schon, daß England selbst niemals ein ‚rechtliches' Protektorat über Ägypten besessen hat. Allenfalls könnte man sagen, es habe ein vorübergehendes Protektorat tatsächlicher Art inne gehabt. Der jetzige Krieg dürfte darüber entscheiden, ob England nunmehr Ägypten verlassen muß oder nicht. Irgendeinen Rechtsgrund zum Bleiben besitzt es ja nicht und hat es auch niemals besessen.

Was den Suezkanal angeht, so hat England in einer Erklärung vom 6. August 1914 die ägyptische Regierung veranlaßt, den Kriegsschiffen Deutschlands usw. die freie Durchfahrt durch den Kanal zu verweigern, den Handelsschiffen aber mit gewissen Modifikationen zu gewähren. Es können darnach die ‚See- und Militärstreitkräfte Seiner Britischen Majestät in den ägyptischen Häfen oder in dem Gebiete Ägyptens jedes Kriegsrecht ausüben, und die in den Häfen oder in dem Gebiete Ägyptens aufgebrachten Kriegs- oder Handelsschiffe oder Waren zur Aburteilung vor ein britisches Prisengericht bringen'. In dem Suezkanal aber ‚haben die Handelsschiffe, welche den Kanal durchfahren haben oder durchfahren wollen, ohne Rücksicht auf Nationalität und Ladung volle Freiheit anzulegen und die Zugangshäfen zu verlassen oder den Kanal zu durchfahren, ohne Gefahr zu laufen, genommen oder zurückgehalten zu werden, vorausgesetzt, daß die Durchfahrt oder Abfahrt vom Zugangshafen in normaler Weise und ohne

ungerechtfertigte Verzögerung geschehen'. Da sich nun diese Erklärung besonders auf den Suezkanalvertrag beruft und, soweit die Handelsschiffe in Betracht kommen, seine Bestimmungen befolgen will, so müssen die Einschränkungen bezüglich des Aufenthalts usw. für ungültig erklärt werden, wenn sie dem Konstantinopeler Vertrage widersprechen. Das ist aber tatsächlich der Fall. Neutralisiertes Staatsgebiet muß ebenso behandelt werden wie neutrales Gebiet. Deutsche Handelsschiffe können in allen neutralen Häfen der Welt so lange liegen, wie sie wollen. Bezüglich des Aufenthalts in neutralisiertem Gebiete muß dasselbe der Fall sein. Desgleichen ist es unzulässig, durch Schikanen irgendwelcher Art das Handelsschiff zum Verlassen der neutralen Zone zu zwingen oder sonstwie dem Feinde in die Hände zu spielen. Die verschiedentlich von England in letzter Zeit schikanös gemachten Prisen müssen daher wieder freigelassen werden.

Man könnte im Zweifel sein, ob England nicht infolge des Generalvorbehaltes freie Hand hat, den Suezkanalvertrag so zu modifizieren, wie es Lust hat. Aber man wird jedenfalls feststellen müssen, daß der Generalvorbehalt im Dezember 1914 durch die englische Protektoratserklärung erloschen ist. Denn der Vorbehalt war nur für die Dauer der vorübergehenden Besetzung Ägyptens durch England gedacht und muß für den Fall als erloschen angesehen werden, daß England die ‚vorübergehende Besetzung' des Landes für erloschen erklärt und nun selbst Herr des Landes sein will. Die Besetzung Ägyptens zwecks Wiederherstellung der Ordnung hatte bewirkt, daß England gewisse Befugnisse neben der ägyptischen Regierung ausübte. Dafür hatte es Sonderrechte beansprucht und bewilligt erhalten. Jetzt aber will es Protektor, d. h. Herrscher des Landes nicht neben, sondern an Stelle bzw. mittels der ägyptischen Regierung sein, und in solchem Falle kann es eine Vorzugsbehandlung nicht beanspruchen, sondern nur die gleiche Stellung, die auch Ägypten einnimmt, das aber keinen Vorbehalt für sich geltend machen kann. Somit ist durch die eigene Protektoratserklärung Englands der Generalvorbehalt hinfällig geworden, und England muß sich an den Suezkanalvertrag halten.

Schließlich sei noch kurz auf die gemischten Gerichte in Ägypten hingewiesen, die 1875 geschaffen worden sind. Bis dahin hatten die Konsulargerichte die Gerichtsbarkeit über Fremde gehabt. Da aber die Zahl der Europäer mit der Zeit sehr groß geworden war, war die Rechtsverfolgung eine äußerst schwierige geworden, so daß man z. B. bei einem Konkurse gelegentlich bei siebzehn verschiedenen Konsulargerichten klagen mußte. Deshalb kam man überein, gemischte Gerichte einzusetzen, die für alle Europäer bei gewissen Zivil- und Strafsachen mit Eingeborenen zuständig und in denen Eingeborene und Europäer gemeinsam vertreten sein sollten. Die gemischten Gerichte sind zuerst auf fünf Jahre eingesetzt, und dann immer auf weitere fünf Jahre erneuert worden. Sie haben sich nach allgemeiner Auffassung gut bewährt. England freilich erblickt darin ein Hindernis für die Ausbreitung seiner Macht und hat, als am 31. Januar 1915 die letzte fünfjährige Periode ablief, die Verlängerung nur für ein weiteres Jahr zugestanden.

Bonapartes Zug nach Ägypten
Von Paul Holzhausen

Wieder einmal weist die politische Magnetnadel nach dem Lande der Pharaonen. Sie hat das schon gar oft getan — am bemerkbarsten vor etwa 120 Jahren. ‚Was Sie aus Ägypten hofften,' schreibt am 11. Juni 1800 Herder an den Orientalisten Johann Gottfried Eichhorn, ‚hoffe ich verlangend, ja, ich möchte fast sagen, schon ergreifend auch. O die Kaufleute der Insel, sie würgen Menschen und Musen!'* Der Sinn der etwas dunkeln Worte erhellt sich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß um die Zeit, als sie geschrieben wurden, ein französisches Heer in Ägypten stand und erst unlängst Kleber, nach Bonapartes Weggang der Chefgeneral der in dem Lande verbliebenen Streitkräfte der ‚Neufranken', durch den glänzenden Sieg bei Heliopolis (29 ventôse d. J. VIII, 20. März 1800) die schwankende Herrschaft der Franzosen aufs neue befestigt zu haben schien. Der letzte Satz des Dichterphilosophen deutet zugleich darauf hin, gegen wen er, für die Franzosen Partei nehmend, seine Worte gerichtet wissen will. Die ‚Kaufleute der Insel' sind die Engländer, gegen deren Seeherrschaft damals ganz wie heute die öffentliche Meinung in Deutschland Front machte — freilich mit der Feder und nicht mit dem Schwerte.

Deshalb und noch aus anderen Gründen hatte sie sich ganz vorwiegend für den Zug der Franzosen und dessen Führer, den General Bonaparte, ausgesprochen, als dieser im Mai 1798 von Toulon nach Ägypten unter Segel gegangen war, mit einem Heere, das er selbst und mit ihm die Stimme der Zeitgenossen als den ‚linken Flügel der gegen England operierenden Armee' (der rechte stand zum Angriff auf das Inselreich am Kanal aufmarschiert) bezeichnete.

Nicht zu allen Zeiten hatte der Gedanke an England zu den Beweggründen gehört, die den über die ‚Ägyptische Frage' schreibenden Politikern die Feder in die Hand drückten. Sie waren sehr zahlreich, diese politischen Schriftsteller, und wir müssen in die Tage Ludwigs XIV., selbst zu Richelieus Zeit hinaufsteigen, um an die Stelle zu gelangen, wo die Bedeutung Ägyptens für Frankreich zum erstenmal ausgesprochen wurde. Nicht allein im Munde von Franzosen ist das geschehen. Man weiß, daß Leibniz für den ‚Sonnenkönig' eine Denkschrift ausarbeitete, in der er ihn zur Besitznahme des interessanten und wirtschaftlich wertvollen Landes aufforderte.** Der Sonnenkönig ließ den Philosophen stehen und zog es vor, Holland zu

---

* Von und an Herder II, S. 316.

** Schon 1864 ist diese Episode im Leben des großen Idealisten eingehend von Onno Klopp behandelt worden: Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Ägypten. Man vergl. die Leibniz-Biographien und Schaarschmidts Einleitung zur 2. Auflage seiner schönen deutschen Ausgabe der Nouveaux Essais (Kirchmanns Philosophische Bibliothek 69, XII).

erobern, pour quelques médailles, wie ein berühmter Franzose* ironisch bemerkt, einiger Spottmünzen wegen, die in Holland auf ihn geprägt worden waren. Wenn das auch nicht wörtlich wahr ist, so bleibt bestehen, daß Louis XIV. dem in die Ferne weisenden Plane des Schöpfers der Monadenlehre näherliegende Erwerbungen an der Rheingrenze vorzog.

Aber die Idee, daß Frankreich in den Besitz Ägyptens kommen müsse, war wach geworden. Während des achtzehnten Jahrhunderts ist sie kaum wieder zur Ruhe gekommen. Nichts verkehrter als die viel verbreitete Ansicht, daß Bonapartes Unternehmen ein spontaner Einfall, ein Abenteuer, eine Art ‚Geniestreich' gewesen sei. Es handelt sich im Gegenteil um eine lange Entwicklung, deren verschiedene Phasen erst durch die neuere Forschung völlig klargelegt wurden.** Während der ganzen Rokokozeit und im Zeitalter Louis seize ist die Pariser Luft von Projekten der verschiedensten Art erfüllt, die alle auf eine Erwerbung Ägyptens durch Frankreich abzielen. Reisende legen Berichte vor; die leitenden Staatsmänner, Choiseul, Vergennes, Montmorin, werden mit Denkschriften bestürmt; der eine Minister erwärmt sich für die Sache, andere weisen ab; keiner hat rechten Mut zur Ausführung. Übrigens zeigen die eingereichten Vorschläge mancherlei bemerkenswerte Unterschiede und Abweichungen: die einen zielen auf freundschaftliche Vereinbarung mit der Türkei, andere auf Teilnahme an deren von Katharina und Joseph II. geplanter Aufteilung. Kaiser Joseph selbst ist damit einverstanden. Der Gedanke aber, mit eigentlich gewaltsamen Mitteln in Ägypten, und zwar gegen die bei der Schwäche der Pforte dort allmächtig gewordenen Mameluken aufzutreten, findet sich erst in der französischen Konsularkorrespondenz von 1795,*** also zu einer Zeit, als das Königtum schon liquidiert hatte. Wenn dieses trotz vielseitiger Anregungen niemals die Kraft gefunden, Frankreichs Absichten auf Ägypten durchzusetzen und den unleugbaren Bedrückungen des französischen Handels durch die Mameluckenbeys erfolgreich entgegenzutreten, so fehlten auch der Republik anfangs die erforderlichen Geld- und Machtmittel. Beide verschaffte ihr der italische Feldzug des Generals Bonaparte von 1796, dessen blendender Erfolg zugleich auf ihn als den Leiter eines künftigen kriegerischen Unternehmens in dem Nillande hinwies.

Schon in jungen Jahren hatte der Leutnant Bonaparte, angeregt durch verschiedene Schriften über den Orient, seine glühenden Augen auf das märchenhafte Land am Wüstenrande gerichtet. Das beweisen Niederschriften vom Ende der achtziger Jahre, die, zusammen mit andern kostbaren Materialien, der bedeutendste Napoleonforscher der Gegenwart, Frédéric Masson, aus den Dunkelkammern der Laurentiana in Florenz hervorgezogen hat, um auf diesen Fundamenten seinen Napoléon inconnu aufzubauen.† In

* Thiers.

** Am besten durch François Charles Roux in dem auf sehr gründlichen archivalischen Studien beruhenden Werke: Les origines de l'expédition d'Egypte, Paris 1910.

*** Roux 265.

† Vergl. Napoléon inconnu II 507.

psychologisch äußerst merkwürdiger Weise waren ans Phantastische streifende Orientpläne in Napoleons Gehirn mit streng realpolitischen Gedanken vergesellschaftet. Noch im Sommer 1797 haben seine Ideen anscheinend etwas Gestaltloses: er denkt an Albanien, Griechenland usw.; erst allmählich schält sich als fester Kern das Projekt einer Besetzung Ägyptens heraus. Der Minister Talleyrand, seinerseits durch verschiedene Denkschriften des französischen Generalkonsuls Magallon und anderer beeinflußt, läßt sich für den Plan gewinnen, der sich nunmehr mit scharfer Spitze gegen England richtet.

Das war der einzige Staat, gegen den die sonst im Kampf mit den Staaten Europas bis dahin im ganzen siegreiche Republik noch nichts ausgerichtet hatte. Auch der Gedanke, in Ägypten England zu überwinden, war an sich nicht neu. In den Denkschriften des achtzehnten Jahrhunderts tritt er öfter hervor, namentlich seit der Zeit, als die raffgierigen Briten sich trotz des genialen Dupleix der Herrschaft in Ostindien bemächtigt und auch im friedlicheren Handelsverkehr die ostindische Kompagnie der Engländer ihre Überlegenheit über die französische Kompagnie bewiesen hatte. In den Häfen der Kanalküste lagen freilich 1798 die Schiffe bereit, um ein französisches Heer zum direkten Angriff auf das feindliche Inselland hinüberzuführen; und auch zum Führer dieses Unternehmens war der ruhmgekrönte Sieger des italischen Feldzuges ausersehen, dessen ehrgeizige Seele von der Besorgnis erfüllt war, daß er sich im kaum gewonnenen Frieden* ‚zu schnell abnutze‘, und der daher auf neue Taten brannte. Aber eine im Februar von 1798 an die Nordküste Frankreichs unternommene Inspektionsreise mochte ihn von der Mißlichkeit eines Angriffes auf England bei dem Zustande der französischen Marine überzeugt haben, zumal zur nahenden Sommerzeit, wo der Vorteil einer möglichen Überraschung des Gegners fehlen mußte. So entschied er sich wenigstens zunächst für Ägypten, und das französische Direktorium ging nach einigem Widerstande auf das Projekt ein.

Nicht abzuweisen ist dabei der Gedanke, daß bei mehreren der ‚fünf Männer‘, wie sie in der zeitgenössischen deutschen Literatur gern genannt werden, auch die Erwägung mitgewirkt haben mag, daß eine, mindestens eine zeitweilige Entfernung des ehrgeizigen und hochbegabten jungen Generals aus der Nähe von Paris im Interesse der ‚Freiheit und Gleichheit‘ nicht unangenehm sein werde. Man witterte den verkappten Cäsar, den seit Montenotte und Lodi die Legionen vergötterten.

Und er war es ja auch zufrieden: Les grands noms ne se font qu'en Orient. Dort wollte er sich erst den wahren großen Namen machen. Nicht allein im Kampf gegen die Mameluckenreiterei, deren losen Schwärmen er die eisernen Karrees seiner Hopliten — die Geschütze in den Ecken — entgegenzustellen gedachte. Er hat doch wirklich ganz grandiose Pläne im Kopfe

* Gemeint ist natürlich der Friede von Campo Formio mit Österreich (1797).

erwogen, dieser dreißigjährige Artilleriegeneral, Pläne, die uns Menschen einer sturmbewegten Gegenwart wunderbar nahe berühren. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß er auch nach Indien gestrebt, das gigantische Projekt eines Zuges nach dem fernen Indien wenigstens ernstlich erwogen hat. Doppelt gigantisch, wenn man die verhältnismäßig schmalen Kräfte in Erwägung zieht, die ihm zur Verfügung standen, und alle Hilfsmittel der modernen Technik hinwegdenken muß.

Auch die Absicht hat er bestimmt gehabt, das Mittelmeer mit dem Roten Meere wieder durch einen Kanal zu verbinden. Gewiß, auch das war an sich ebensowenig ein neuer Gedanke wie das ägyptische Unternehmen überhaupt. Schon 1586 hat ein Türke, El-Eudj-Ali, die Wiederherstellung der ehemaligen, durch die alten Ägypter vom Nil zum Roten Meer gebauten Wasserstraße angeregt, und der damalige französische Botschafter in Konstantinopel, Savary de Lancosme, hatte darüber nach Paris berichtet. Auch Ludwig XIV. hat sich mit dem Plan einer Verbindung zwischen den beiden Meeren beschäftigt. In modernem Sinne d. h. mittels einer Durchstechung der Landenge von Suez dachte sich diese Verbindung der Mameluckenchef Aly Bey, ein aufgeklärter Muselmann des achtzehnten Jahrhunderts. Auch in den zu einer Besetzung Ägyptens auffordernden französischen Denkschriften derselben Zeit spielte das Kanalprojekt eine Rolle. Bonaparte hat es wieder aufgenommen, und wenn die vorzeitige Räumung des Landes durch die Franzosen auch diese seine Absicht vereitelte, so hat doch die zur Untersuchung der Frage von ihnen eingesetzte Kommission zuerst die Möglichkeit einer Durchstechung der Landenge nachgewiesen. Auch sie richtete sich mit wahrnehmbarer Spitze gegen England. Denn ein Suezkanal im Besitze der Franzosen würde den Handel zwischen Ostasien und Europa wesentlich in französische Hände gebracht haben, da die feindlichen Engländer das Kap umfahren mußten.

Die Ausführung dieser weitausschauenden Pläne, zu denen noch umfassende Vorbereitungen zur wissenschaftlichen Untersuchung des bis dahin in mythisches Dunkel gehüllten Pharaonenlandes kamen,* war der gestellten Aufgabe nicht unwürdig. 36 000 Mann von den Kerntruppen des italischen Heeres, darunter 8000 kriegserfahrene Polen,** wurden in Toulon, Genua, Ajaccio und Civita-Vecchia eingeschifft. Die Flotte bestand aus dreizehn französi-

---

* Bonaparte gründete in Kairo ein der französischen Akademie nachgebildetes ägyptisches Institut, das sich mit allen das Land betreffenden Fragen naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Art befaßte. Aus dem gesammelten Material ist später die berühmte Description de l'Egypte, das grundlegende Werk für die moderne Ägyptologie, hervorgegangen. Bekanntlich wurde auch der für die Aufklärung des ägyptischen Altertums ungemein wichtige ‚Stein von Rosette' mit der dreifachen Inschrift (in griechischer, hieroglyphischer und demotischer Schrift) von einem an der Expedition Bonapartes beteiligten Genie-Offizier Bouchard 1799 gefunden. (Vergl. Dümichen-Meyer, Geschichte des alten Ägypten I, 270.)

** Über die Teilnahme der Polen ist einige Jahre vor dem jetzigen Kriege in Paris ein besonderes Werk erschienen: Adam Skałkowski, Les Polonais en Egypte.

schen Linienschiffen, zwei großen Venezianern, sechs französischen und ebensovielen venezianischen Fregatten, 72 kleineren Kriegs- und 400 Transportschiffen. Zweihundert Segel flatterten über das Mittelmeer. Alles war genau überlegt. Reisebeschreibungen, Broschüren, Druckschriften hatte der Obergeneral Bonaparte gründlich studiert und in seiner Reisebibliothek auch den Koran nicht vergessen.* Die Reiter hatten von den Pferden nur die Sättel bei sich: auf flinken Arabern sollten sie drüben beritten gemacht werden. Wie der Stab der Gelehrten, mit dem Bonaparte sich umgeben, die leuchtendsten Sterne am Firmamente der Wissenschaft zählte, den großen Geometer Monge und den Mathematiker Fourier, Berthollet, den Begründer der Lehren von den chemischen Massenwirkungen, und den Geologen Dolomieu, den Kunstkenner Denon und die später auf dem Gebiete der Militärchirurgie ausgezeichneten Doktoren Larrey und Desgenettes, so begleiteten ihn als Divisions- und Brigadegenerale viele der ausgezeichnetsten unter den Korps- und Armeeführern der Zukunft: Davout, Lannes, Murat, Reynier, Desaix. Andere sind aus Ägypten nicht zurückgekehrt: Dommartin, der an einer dort empfangenen Wunde starb, Caffarelli-Dufalga, der 1799 vor Akka blieb, Bon, der in der (zweiten) Schlacht bei Abukir fiel, endlich der berühmteste von ihnen, Kleber, der 1799, am 14. Juni, dem späteren Tage von Marengo und Friedland, den Dolchstichen des jungen Fanatikers Suleyman von Aleppo erliegen sollte.

Diesem Aufgebot einer Elite in jedem Sinne waren die militärischen Leistungen im ganzen entsprechend, so unglücklich auch die Expedition am letzten Ende verlaufen ist. Man hat eingewendet, daß der Kampf geschulter und mit hinreichender Artillerie ausgerüsteter Truppen gegen die wild heranstürmende Mameluckenreiterei ein verhältnismäßig leichter gewesen sei, und gewiß hat in der Pyramidenschlacht die höhere Kultur über die niedere und eine entwickeltere Taktik über eine tieferstehende schnellen Sieg davongetragen. Die gewaltigen Unterschiede in den Stärkeverhältnissen — an den Pyramiden kämpften 20 000 Franzosen gegen 60 000 Mamelucken und Araber, am Berge Tabor 4000 Franzosen gegen 26 000 Türken, in der Landschlacht bei Abukir 6000 gegen 18 000 — erscheinen durch die höhere Kriegskunst der ersteren ausgeglichen. Noch im Juni 1800 konnte der von Bonaparte in Ägypten zurückgelassene Kleber mit 12 000 Mann den um das Vierfache überlegenen Gegner vernichtend schlagen.**

Von größerer Bedeutung als diese im Kolonialkriege nicht überraschenden Zahlenunterschiede erscheinen aber die Marschleistungen im ägyptischen und syrischen Feldzuge. Namentlich der Zug von Alexandria nach Kairo und der Rückzug von Akka dorthin gehören zu den erstaunlichen Taten der auf diesem Felde rühmlich bekannten Heere Napoleons. Beide Male ging

* Dagegen hat er die Denkschrift von Leibniz nicht, wie man früher annahm, vor seinem Zuge, vielmehr erst 1803 kennen gelernt.

** Die Zahlen nach dem im allgemeinen recht zuverlässigen Kriegs-Lexikon von G. Bodart, Wien 1902.

der Marsch im Hochsommer durch glühende Wüsten, in deren Dünen ein erbarmungsloser Feind lauerte, um die Zurückgebliebenen grausam abzuschlachten. Auf dem Marsche von Alexandria nach Kairo wurden nach den Angaben eines Feldzugsteilnehmers* mittags in Mannshöhe 60° und im Sande gar 80° Celsius beobachtet. Zwischen Syrien und Kairo war es nicht ganz so heiß; immerhin stieg das Thermometer bis 34° Réaumur in der Luft und zeigte deren 42 am Boden. Bei dieser Hitze hat das Heer in 25 Tagen 77 Meilen (Luftlinie) zurückgelegt.**

Wäre nicht gleich zu Anfang des Feldzuges die französische Flotte durch Nelsons Kühnheit vernichtet worden — wodurch die Türken überhaupt erst mobil gemacht wurden —, so wäre Napoleons Zug geglückt, und wenigstens bis zum Jahre 1814 würde Ägypten eine französische Provinz gewesen sein. Aber auch so bleibt die Expedition des Jahres 1798 als eine der großartigsten Unternehmungen in der Geschichte bestehen. Dem rückwärts Schauenden erscheint sie als die Enderscheinung einer Evolution und als letztes Glied einer langen Kette; dem vorwärts Blickenden vielleicht doch nur als einzelnes Stück einer noch längeren, an die eine jetzt unmittelbar bevorstehende Zukunft wieder neue Teile zu nieten im Begriffe steht.

---

* Richardot, Nouveaux mémoires sur l'armée française en Egypte et en Syrie, Paris 1848. Auch die hundertjährige Wiederkehr der Zeit des ägyptischen Feldzugs hat eine neue Reihe bisher unveröffentlichter Erinnerungen über Napoleons Unternehmen ans Licht gebracht, darunter die aufschlußreichen Memoiren des Generals Desvernois mit den vorzüglichen Anmerkungen von Albert Dufourcq (Plon 1898), die für diese Skizze gleichfalls benutzt werden konnten. Eine Anzahl handschriftlicher Tagebücher über die interessante Expedition in den Pariser Archives de la guerre harrt noch immer der Veröffentlichung.

** Vergl. Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr I, 140. Nach dieser ‚staunenerregenden' Leistung konnte unter den Arabern wohl der Glaube entstehen, daß der ‚Bounaberdi' (Bonaparte) allgegenwärtig und an einem und demselben Tage in Syrien und Kairo gesehen worden sei.

Kleine Bausteine

Radowitz und die deutsche Revolution
Von Klemens Löffler

Die ebenso inhaltreiche wie anschauliche und schlichte Radowitzbiographie von dem verstorbenen Dr. Paul Hassel, deren erster Band (1905) die Darstellung bis zu dem Hauptabschnitt der Wirksamkeit ihres Helden führte,* hat nun nach fast zehnjähriger Unterbrechung eine Fortsetzung** gefunden, die dem verheißungsvollen Anfange nicht bloß ebenbürtig, sondern sogar weit überlegen ist. Es hätte in der Tat kaum ein Historiker gefunden werden können, der nach seiner genauen Kenntnis der Zeit und nach seiner Begabung für die Aufdeckung verwickelter psychologischer Fäden dieser Aufgabe so gewachsen gewesen wäre wie Friedrich Meinecke, der Verfasser des glänzenden Buches ‚Weltbürgertum und Nationalstaat'. Die Studien, die in diesem Werke zusammengefaßt sind, sollten ohnehin ursprünglich auch eine Darstellung der deutschen Politik Preußens in den Jahren 1848 bis 1850 umfassen. Mit diesem älteren Plane hat Meinecke die neue Aufgabe verbunden.

Was der stattliche Band bietet, ist also nicht so sehr die Fertigstellung eines hinterlassenen Bruchstückes, als ein neues Werk zur Geschichte der Entstehung des deutschen Nationalstaates, eine Art Epilog zu ‚Weltbürgertum und Nationalstaat'. Weniger die persönlichen Ereignisse als die politischen Schicksale werden in den Mittelpunkt des Interesses gerückt; das Verhältnis des Menschen zur Zeitbewegung ist das überragende Problem.

Weil aber Meinecke nicht einfach den Faden aufnehmen wollte, wo ihn Hassel hatte fallen lassen müssen, sondern ein abgeschlossenes Ganzes, ein eigenes Bild von der geistigen und politischen Entwicklung des merkwürdigen Mannes bieten wollte, so überblickt er auch in einer meisterhaften Einleitung noch einmal Radowitzens ‚Entwicklungsjahre bis zur Märzrevolution' und weist schon hier die Erweiterung des politischen Horizontes des Helden, sein Fortschreiten vom kirchlich-weltbürgerlichen Idealismus und Romantizismus zum preußischen Staatsmann und Königsfreund und zum Vorkämpfer des deutschen Nationalstaates unter Preußens Führung nach.

---

* Vgl. Hochland September 1905 S. 750 ff.

** Radowitz und die deutsche Revolution. Von Friedrich Meinecke. Zugleich Schlußband des Werkes ‚Joseph Maria von Radowitz' von Dr. Paul Hassel. Berlin, Mittler & Sohn 1913. XII, 554 S. 8° 12 M. Radowitz' ausgewählte Schriften. Herausg. von Wilh. Corvinus, 3 Bde. Bei J. Habbel, Regensburg, geb. Mk. 10.

Die eigentliche Darstellung zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste die Zeiten des Frankfurter Parlaments behandelt.

Radowitz traf am 20. Mai 1848 als Abgeordneter des Wahlkreises Arnsberg-Rüthen, wo man ihn ohne sein Zutun gewählt hatte, in Frankfurt ein. Aber mochte auf ihn diese Versammlung, die ‚lebendige Aristokratie der Nation, die Vereinigung ihrer besten Männer, ihres schönsten Wollens und Könnens', dies Parlament, das dem deutschen Volke die Einheit, eine Verfassung und einen Kaiser geben, also Radowitzens politische Ideale erfüllen sollte, anfangs einen überwältigenden Eindruck machen, so folgte bald eine starke Ernüchterung, und er begleitete die Beschlüsse mit heftigem inneren Widerstreben. Radowitz schloß sich mit Gleichgesinnten zu dem konservativen Verein vom Steinernen Hause zusammen. Das von ihm verfaßte Programm will den Regierungen der Einzelstaaten die Befugnis und die Mittel nehmen, Willkür zu üben, ihnen aber die volle Kraft lassen, rechtliche Ordnung und wahre Freiheit zu schützen. Für das deutsche Vaterland fordert das Programm die Einheit ohne Vernichtung der berechtigten Existenzen seiner Glieder. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Radowitz um die Kirchenfrage. Die von der vormärzlichen Kleinstaaterei und Bureaukratie geknebelte katholische Kirche verlangte jetzt auch ihren Teil an Licht und Raum. Wie im Berliner Parlament, so traten auch in Frankfurt die katholischen Abgeordneten zu einer zwanglosen Vereinigung zusammen, die in den kirchlichen Fragen unbeschadet ihrer sonstigen politischen Stellung zusammenging. Radowitz war ihr Präsident, und ihm war es zu verdanken, daß die Paragraphen über die Religions- und Gewissensfreiheit und die Selbständigkeit der anerkannten Religionsgesellschaften zur Annahme gelangten. Nach der Erledigung der Kirchenfrage trat die eigentliche Aufgabe, die Lösung der deutschen Frage, in den Mittelpunkt. Radowitz hätte gewünscht, daß die Verfassung von den Regierungen und den Frankfurtern vereinbart würde, er kämpfte für ein Nebeneinander der beiden Großmächte Österreich und Preußen, er wollte auch die Wahl des Kaisers nicht der Nationalversammlung allein überlassen wissen. Die Majorität tat in allem das Gegenteil, und doch stimmte Radowitz, wenn auch mit Vorbehalt, stets mit ihr in allem, was zur Erfüllung seiner politischen Ideale führen konnte. Der Zusammenbruch des Parlaments konnte ihn nicht überraschen; denn er hatte von Anfang an gefühlt, daß die Entscheidung über Deutschlands Zukunft nicht in den Händen ‚deliberierender Versammlungen' liegen, sondern ‚das Werk gewaltiger Kämpfe und Taten' sein würde.

Aber mit dem Fall des Frankfurter Parlaments waren Radowitzens Einheitswünsche keineswegs begraben. Gleichzeitig mit der Ablehnung der ihm von den Frankfurtern angetragenen Kaiserkrone lud Friedrich Wilhelm IV. die deutschen Regierungen zur Beratung über eine deutsche Verfassung ein. Radowitz wurde ins preußische Ministerium berufen und mit der Leitung dieser Verhandlungen beauftragt.

Dieser größten und schwersten Aufgabe seines Lebens, dem **Versuch der Reichsgründung durch Preußen**, ist das zweite Buch gewidmet.

Radowitzens Programm war etwa dieses: ‚Deutscher Bundesstaat, preußische Führerschaft, Schonung der Dynastien, Erfüllung der berechtigten liberalen Forderungen, Erhaltung der konservativen Lebensmächte in der Gesellschaft, Auflösung alter, Knüpfung neuer Bande zwischen Deutschland und Österreich.‘ Österreich, Bayern, Sachsen und Hannover sandten Vertreter nach Berlin. Doch nur mit Sachsen und Hannover kam am 26. Mai 1849 nach langwierigen Verhandlungen das ‚Dreikönigsbündnis‘ zustande, das ein engeres Deutschland ohne Österreich unter Preußens Führung zum Ziel hatte. Im Laufe des Sommers traten, zum Teil aus Furcht vor den preußischen Waffen Baden, Hessen-Darmstadt und die kleinen mittel- und norddeutschen Staaten bei. Auch die starke Partei der Erbkaiserlichen in Gotha einigte sich auf die Unionspolitik, und die Verhandlungen der preußischen Kammer im August und September waren ‚ein einziges großes, nur durch wenige reaktionäre Dissonanzen gestörtes Vertrauensvotum für die Radowitzsche Politik.‘

Aber den hoffnungsvollen Anfängen blieb der Erfolg nicht treu. Sachsen und Hannover waren nur unsichere Freunde und machten ihr Verbleiben im Bunde von dem Eintritt Bayerns und der völligen Verständigung mit Österreich abhängig. Und zweitens verboten Friedrich Wilhelms unbedingte Anhänglichkeit an Österreich und Radowitzens Furcht vor einem Rechtsbruch jedes energische Vorgehen gegen den Kaiserstaat. Ende September einigten sich die beiden Großmächte auf eine neue provisorische Zentralgewalt, die Frankfurter Interimskommission, in deren Hände Erzherzog Johann sein Reichsverweseramt niederlegte.

Als Parlament für die preußisch-deutsche Union sollte im Oktober der Erfurter Reichstag zusammentreten. Österreich protestierte, und auch Sachsen und Hannover taten nun nicht weiter mit, weil ihre Bedingungen nicht erfüllt worden seien. Es blieb also nur ein Bund Preußens mit Baden und den Kleinstaaten übrig. Für einen Realpolitiker hätte es nahegelegen, die österreichischen Vorschläge auf Erneuerung des alten Bundes unter Anerkennung der Parität der beiden Großmächte und Erweiterung der preußischen Macht in Norddeutschland anzunehmen. Aber diese territorialen Machterweiterungsgedanken fanden in Preußen keine Stätte. Denn Radowitz und sein König hatten ihr deutsches Werk ausschließlich auf Recht und Freiwilligkeit gründen wollen.

Im März 1850 trat das Erfurter Parlament zusammen, ein Parlament, wie es sich die Regierungen nicht anders wünschen konnten. Der provisorische Verfassungsentwurf wurde angenommen. Aber die Verwirklichung der Union, des preußisch-deutschen Bundesstaates wurde nicht erreicht, weil sich Friedrich Wilhelm IV. zu einem entscheidenden Schritte nicht aufraffen konnte, während Österreich, der inneren Unruhen Herr geworden, jetzt die Schwäche Preußens meisterlich ausnutzte. Fürst Schwarzenberg berief als

Präsidialmacht des deutschen Bundes, als wenn in den beiden letzten Jahren nichts geschehen wäre, das Plenum des Bundestages nach Frankfurt mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Beschlüsse auch für die nicht erschienenen Mitglieder bindend sein sollten.

Ein kühner Schachzug, der aber bei der Unentschiedenheit des Königs zum Siege Österreichs führen mußte. Zunächst protestierte Preußen und berief eine Versammlung seiner verbündeten Fürsten nach Berlin, die ergebnislos verlief. Ein Teil der Verbündeten erkannte den Frankfurter Bundestag an und schied damit tatsächlich aus der Union aus, ein anderer hielt sich mit Preußen vom Bundestage fern. Aus Rücksicht auf Rußland zeigte sich Österreich etwas versöhnlicher und wollte einen engeren Bund Preußens mit den kleinen Staaten Mittel- und Norddeutschlands gestatten. Radowitz dagegen hielt an der ganzen Union fest, und der König sowie der Prinz von Preußen stimmten ihm zu; denn ‚die Union und ihre bisherige Idee jetzt verleugnen, bedeutete für dieses Preußen, wie es damals war, vielleicht einen Verzicht auf die deutsche Idee für immer.' Die bittersten Anfeindungen im eigenen Lager waren für Radowitz die Folge. Hatte er schon zu Beginn der Unionspolitik seiner treuen Gattin mutlos geschrieben: ‚Ich habe vollkommen das Gefühl eines Soldaten, der in eine Schlacht geht mit der Gewißheit, geschlagen zu werden', so sagte er jetzt: ‚Es ist eine Höllenpein, die mir auferlegt worden, das fühle ich durch und durch und vergehe an der Sehnsucht, herauszukommen in ein dunkles, stilles Leben . . . Ich habe das Gefühl wie ein zu Tode gehetztes Wild.'

Die Spannung war infolge weitgehender Forderungen Schwarzenbergs schon sehr groß, und das Schwert schien entscheiden zu müssen. Da brachte die hessische Frage die Entscheidung. Zu Beginn des Konflikts, am 26. September 1850 wurde Radowitz Minister des Auswärtigen. Der Kurfürst von Hessen, die letzte typische Gestalt kleinstaatlicher Fürstenwillkür, rief die Hilfe des deutschen Bundes an, um sich von ihm sein rebellisches Land wiedererobern zu lassen. Auf Betreiben Österreichs sollte nun Bayern ohne Rücksicht auf Preußen Truppen ins Land werfen. Daß es auf eine Demütigung Preußens und die Vernichtung der Union abgesehen war, zeigten die Verhandlungen zwischen Österreich, Rußland und Preußen in Warschau Ende Oktober 1850. Von den sechs Punkten der Übereinkunft, die Radowitz vorlegte, nahm Österreich nur die an, die ihm günstig waren, nicht aber die Gleichstellung Österreichs und Preußens und das Prinzip der freien Union. Im Ministerrate vom 2. November 1850 fiel die Entscheidung. Radowitz hielt an der Warschauer Instruktion fest und verlangte sofortige Mobilmachung. Dagegen war die Mehrzahl der Minister für die Preisgabe der Union und gegen die Mobilmachung. Der Prinz von Preußen stand zu Radowitz. Friedrich Wilhelm IV. erklärte sich ‚unter strömenden Tränen und heftigen Ausfällen' einig mit der Politik seines Freundes Radowitz und stimmte doch mit der Majorität der Minister. Radowitz reichte seine Entlassung ein und erhielt sie mit einem Handschreiben voll überströmenden Dankes.

Radowitzens dramatischer Fall ist gleichbedeutend mit Preußens Demütigung und Verzicht auf den Einheitsstaat (Olmütz).

Als Epilog folgt ein Kapitel über Radowitzens letzte Lebensjahre. Radowitz ist seinem deutschen Ideal und seinem Könige treu geblieben, aber sein früher Tod (1853) hat ihn von der Erfüllung des Einheitsgedankens nichts mehr sehen lassen.

Die Bedeutung des Staatsmannes Radowitz und die Gründe seines Scheiterns legt Meinecke wiederholt in geistvollster und eindrucksvollster Weise dar. Radowitzens Grundgedanke war groß und wahr, aber auch das höchste politische Ideal ‚muß sich gefallen lassen, voran und vor allem nach den Möglichkeiten und Schwierigkeiten seiner realen Durchführung befragt zu werden.' Radowitz war kein Realpolitiker und Machtpolitiker. Was er seinem Könige in richtiger Erkenntnis abspricht, die ‚sinnlich-sittliche Stärke, die den politischen Helden macht', fehlte auch ihm selbst. Sein politisches Handeln entsprang keiner primären politischen Willenskraft, sondern hatte und behielt immer etwas Denkerhaftes, Reflektierendes, Dozentenmäßiges. ‚Auch in seinen intimsten Aufzeichnungen weht nicht die Luft des kühnen und rationellen Wagnisses, der spähenden und berechnenden Entschlossenheit.'

Die Parallele zu Bismarck, zu diesem Größeren und Erfolgreicheren, dessen Pfadfinder und Wegebereiter Radowitz war, ist damit zum Teil schon gezogen. Aber die Frage: ‚Was würde ein Bismarck getan haben, wenn er an Radowitzens Stelle gestanden hätte?' läßt sich darum doch nicht ganz eindeutig beantworten. Vor allem muß man im Auge behalten, daß Radowitz an den phantasievollen ‚Romantiker' Friedrich Wilhelm IV. gebunden war. ‚Wer diesen gewinnen wollte, mußte von seiner Art sein und doch über sie hinausgewachsen sein, mußte die Ideale seines Königs und seines Volkes miteinander im Herzen tragen, mußte Träumer und Realpolitiker sein, mußte noch heterogener und komplizierter zusammengesetzt sein als der König und doch zugleich ganz Einheit und Energie sein. Keiner ist diesen Bedingungen näher gekommen als Radowitz, aber auch er erreichte sie nicht völlig, und vielleicht waren sie überhaupt nicht völlig zu erreichen. So war die Niederlage, die er erlitt, von vornherein wohl sicher, und wir wissen, daß er mit der Ahnung der Niederlage in den Kampf ging.'

Meinecke gelangt so zu einer gerechten Würdigung der ‚persönlichen Tragik' im Leben seines Helden. Radowitz ‚war und blieb in den Augen der Nation nur der Freund seines Fürsten und wurde ihr nie zum nationalen Staatsmanne. Das historische Urteil, indem es zugibt, daß er beides zugleich nicht wohl im vollen Maße sein konnte, muß doch das hohe Streben, es zu sein, und die geschichtliche Bedeutung dieses Strebens anerkennen. Als nationaler Wegweiser seines Fürsten mußte er scheitern, aber indem er die Fahne über den feindlichen Wall hinüberwarf, wies er dem preußischen Staate das Ziel der Zukunft. Das geschichtliche Leben braucht sowohl die starken Naturen der Wegbahner wie die freien Naturen der Zielweiser. Eben seine exzeptionelle Lebensführung konnte ihn aus anfänglicher und nie ganz

abgestreifter Gebundenheit doch zu jener freien Überschau des Geistes über die einfachsten und mächtigsten Grundkräfte der Nation emportragen, die wir an ihm bewundern. So hat er die Aufgabe des nationalen Bundesstaates zwar ungelöst, aber nicht unlösbar hinterlassen. Der andere ebenso große Zielgedanke seines Lebens war, daß es Deutschlands Bestimmung sei, unter dem Schirme der Nationalität die verschiedenen Konfessionen zusammenzuhalten. Er hoffte diese zweite Aufgabe zu lösen, indem er die erste löste. Das ist auch denen nicht gelungen, die das Problem der politischen Einigung bezwangen. Deshalb ist uns noch heute, zwar ungelöst, aber nicht unlösbar aufgegeben, ein nationales Dasein zu erringen, in dem die Mannigfaltigkeit religiöser Eigenart nicht als Hemmung, sondern als Reichtum gilt.'

Mit diesem treffenden Urteil schließt das ausgezeichnete Werk, von dessen Fülle an neuem Material und Gedankenreichtum meine dürftigen Mitteilungen keine Vorstellung geben können. Aber sie sollen ja auch den Reiz der eigenen Lektüre nicht verringern, sondern dazu anregen.

Der Aufstieg des Arbeiterstandes im Wandel des deutschen Wortschatzes*

Von J. B. Seidenberger

Gern gehen wir den Einwirkungen nach, die die verschiedenen Kulturperioden auf Wortschatz und Wortwandel unserer Sprache ausgeübt haben. Bekannte Schulbeispiele hierfür sind die Einwirkungen, welche die römische Kultur, das Christentum, der ritterliche Geist, die Kreuzzüge in unserer Sprache, hinterlassen haben. Konnte doch ein angesehener Schulmann, Direktor Dr. Friedrich Seiler, im Lichte des Lehnwortes eine Art deutsche Kulturgeschichte schreiben!

Solche Einwirkungen sind aber nicht abgeschlossen, sie setzen sich vor unsern Augen fort, und es wäre nicht richtig, den Blick nur in die Vergangenheit zu wenden und die Gegenwart zu übersehen. Die großen wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Fortschritte der Gegenwart führen unserm Sprachschatz eine Menge neuer Worte zu. Leider sind es meist Fremdworte, und der Allgemeine deutsche Sprachverein hat seine liebe Not, sie zu verdeutschen. Hier wachsen also die Worte von außen zu. Im folgenden möchte ich auf einige Wandlungen hinweisen, die die deutsche

* Wir geben diesen Aufsatz als einen Beweis, wie sprachliche Änderungen im öffentlichen und allgemeinen Sinne als soziale Wertmesser gedeutet werden, möchten aber mit unserem Bedenken ebenfalls nicht zurückhalten, daß mit der sprachlichen Herstellung einer sozialen Ebenbürtigkeit nur ein soziales Schema bezeichnet wird, der Gehalt des Wortes ,Arbeiter' aber um so viel tiefer als das Wort älter ist. D. R.

Sprache aus sich selbst heraus erfährt. Bereicherungen, aber auch Verarmungen, indem auch Wortverluste zu buchen sind. Der Sprachwandel, den ich im Auge habe, vollzieht sich im Anschluß an eine der beachtenswertesten Erscheinungen der Gegenwart, die Hebung nämlich des deutschen Arbeiterstandes. Da ist die Reichsversicherungsordnung. Durch ihre 1800 Paragraphen müht man sich durch zunächst des Inhaltes wegen. Ich meine, sie hat uns aber auch sprachlich viel zu sagen. Sie hat neue Worte geschaffen, alte beseitigt, einige in ihrer Bedeutung ganz gewandelt.

Man suche Worte wie Alters-, Invaliden-, Unfallversicherung, Alters-, Invaliden- und Unfallrente, Orts- und Landkrankenkasse, Versicherungs- und Oberversicherungsamt in einem älteren Wörterbuch, man wird sie nicht finden. Sie sind unserer Sprache erst zugewachsen durch die Sozialversicherung und deren Kodifikation in der RVO. Dem sozialen Zeitalter entspricht der Zuwachs einer mächtigen sozialen Wortschicht. Und dieser Zuwachs ist durchaus deutsch. Die neugebildeten Zusammensetzungen sind ja nicht gerade immer leicht und flüssig, sie sind aber fast alle deutsch und haben sich deshalb wohl auch rasch eingebürgert. Was wollten unsere Arbeitermassen auch mit fremdsprachlichen Worten anfangen! Daß aber unsere Muttersprache der Menge neuer Dinge und Begriffe auch die geeigneten Namen geben konnte, ist ein erfreuliches Zeichen ihrer Lebens- und Schaffenskraft.

Einem Worte allgemeinen Sinnes hat die RVO. einen neuen, eng umgrenzten Begriff geschaffen: dem Worte *arbeitsunfähig*, der deutschen Übersetzung von invalide. Eigentlich hätte das Wort invalide einer deutschen Übertragung wohl kaum bedurft, da es allgemein verständlich und im Munde des Volkes gang und gäbe war. Doch ist die Wiedergabe durch arbeitsunfähig ganz geschickt. Arbeitsunfähig im Sinne der RVO. ist aber nicht mehr ganz allgemein derjenige, der nicht mehr arbeiten kann, nein, arbeitsunfähig ist derjenige, ‚der nicht mehr imstande ist, durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel dessen zu verdienen, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art und derselben Ausbildung und derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen‘.

Man braucht also nicht mehr in jeder Beziehung und völlig arbeitsunfähig zu sein, um als arbeitsunfähig zu gelten, es genügt die Arbeitsunfähigkeit für den seitherigen Beruf, für eine Tätigkeit, die der genossenen Ausbildung entspricht und für einen Verdienst, der nicht ein Drittel des im entsprechenden Berufe landesüblichen Verdienstes erreicht. Einem gelernten Uhrmacher, der durch eine Verletzung des rechten Zeigefingers für die Ausübung seines Berufes ungeeignet geworden ist, kann man nicht zumuten, nun etwa landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten.

Eine vollständige Umwertung des Begriffes *arbeitsunfähig*, und folglich auch des Begriffes *arbeitslos*, ist damit gegeben. Ins Volk ist diese Umwertung ja noch nicht allewege gedrungen. Auf dem Lande

wenigstens meint man noch, in der Not müsse jeder jede Arbeit ergreifen; und in der gegenwärtigen Kriegsnot erhält diese alte Auffassung wieder neue Bestärkung. In den Arbeitermassen ist die neue Auffassung aber bereits völlig heimisch. Sie lehnen andere Arbeit als ihre Berufsarbeit mehr und mehr ab.

Wir kennen die Wörter Magd, Dienstmagd, Knecht, Dienstknecht, Taglöhner. Sie werden mit der Zeit aus dem täglichen Sprachgebrauch schwinden; die RVO. hat sie schon ausgemerzt. Sie hat zwar noch die allgemeine Bezeichnung Dienstboten, kennt aber nicht mehr deren persönliche Erscheinung in Dienstmagd, Dienstknecht usw.

Warum nicht? Wir verbinden mit diesen Worten den Begriff der Unselbständigkeit, der Abhängigkeit, wohl auch des Derben und Ungeschlachten. Die Beseitigung dieser Worte durch die RVO. ist ein Zugeständnis an das gehobene Selbstbewußtsein des modernen Arbeiters. Auch für die unterste Schicht des Arbeiterstandes passen die alten Bezeichnungen nicht mehr. Der Arbeiter fühlt sich nicht mehr abhängig und dienstbar, sondern selbständig und gleichberechtigt, und durch die Volksschule hat er eine gediegene Allgemeinbildung erhalten. Auch der Sprachgebrauch des täglichen Lebens hat den veränderten Verhältnissen schon teilweise Rechnung getragen. Die Worte Magd, Dienstmagd hört man nur noch auf dem Lande, in der Stadt sagt man Dienstmädchen, und selbst diese Bezeichnung schwindet. Die Frau Oberamtsrichter sucht im ‚Generalanzeiger' nicht ein Dienstmädchen, sondern ein Mädchen. Man dient nicht mehr, man ist im Haushalt tätig. Die Dienstbotennot hat die Hausfrauen beizeiten gelehrt, auf das gehobene Selbstgefühl auch dieses Standes Rücksicht zu nehmen und auch im Ausdruck alles zu vermeiden, was an Abhängigkeit erinnern und dadurch Anstoß erregen könnte.

Und die Dame, die bei Oberamtsrichters Besuch macht, wird das Mädchen, das die Türe öffnet, höflich fragen: Fräulein, ist die Frau Oberamtsrichter zu sprechen? Auch unter sich dutzen sich die Dienstmädchen nicht mehr. Kleinigkeiten, die aber für die veränderten sozialen Verhältnisse recht charakteristisch sind.

Das Wort dienen ist geradezu anstößig geworden. Direktor Leuchtberger beanstandet deshalb auch in seinem Buche über den Schuldirektor die Bezeichnung Schuldiener; man könnte einem Beamten nicht zumuten, sich als Diener bezeichnen zu lassen. Er schlägt als Ersatz den Titel Kastellan vor. Der Direktor kann sich dann als so eine Art Schloßherr fühlen!

Die RVO. hat die neuen Zusammensetzungen Grund- und Ortslohn geschaffen, die alten Worte Lohn und Tagelohn aber vermieden. Die Worte Lohn und Taglohn leiten hin zum Taglöhner. Den gibt's aber nicht mehr, es gibt nur noch ungelernte Arbeiter. Drum mußten auch die Worte Lohn und Taglohn beseitigt werden. Für Tagelohn heißt es jetzt Tagesentgelt, für Taglöhner finden wir neben der Bezeichnung als ungelernte Arbeiter den Ausdruck Tagarbeiter. So heißt es im § 149

der RVO.: ‚Als Ortslohn gilt der übliche Tagesentgelt gewöhnlicher Tagarbeiter.‘ Für den jährlichen Lohn ist das etwas umständliche Wort Jahresarbeitsverdienst geprägt worden (RVO. 165, 7; 544; 548; 550 u. v. a.).

Daß man Taglöhner durch Tagarbeiter ersetzte, zeigt, daß das Wort Arbeiter einen guten Klang hat. Trotzdem begegnet man ihm in der RVO. selten. Sie sagt dafür lieber Beschäftigte, z. B. die in der Landwirtschaft Beschäftigten, für unständig Beschäftigte (§ 146).

Die einfache Bezeichnung als Arbeiter hat man sogar in einem bestimmten Gebrauch vermieden und durch eine längere Neubildung ersetzt.

Lehrlinge und Gesellen arbeiteten früher bei ihrem Herrn, ihrem Meister, das Dienstmädchen war bei einer Herrschaft. Böse Worte, die die Vorstellung der Über- und Unterordnung einschließen und dem Bewußtsein der Gleichberechtigung direkt widerstreben! Die RVO. hat sie deshalb auch beseitigt, sie ersetzt sie durch die Neubildungen Arbeitgeber, Arbeitnehmer. Sie sind ja etwas langatmig die Worte Arbeitgeber, Arbeitnehmer, aber mit guter Überlegung und feinem sozialen Takt gebildet. Man sehe sich die Worte an! Beide sind Zusammensetzungen, beide Zusammensetzungen sind gleichmäßig gebildet, und eine hat so viel Silben wie die andere! Man kann den Begriff der sozialen Gleichberechtigung wohl kaum besser zum Ausdruck bringen, als es durch die beiden Worte Arbeitgeber und Arbeitnehmer geschieht. Zwei Gruppen; die eine gibt, die andere nimmt; im gegenseitigen Einverständnis, vertrags- und tarifmäßig; beide Gruppen vollständig selbständig und ebenbürtige Kontrahenten; gemeinsam das Objekt: die Arbeit; sonst ohne innere Beziehung, namentlich ohne jegliches Abhängigkeitsverhältnis! (Wie die Redaktion bin auch ich der Ansicht, daß der Gehalt des Wortes ‚Arbeiter‘ um so viel tiefer als das Wort älter ist, und ich bedauere die amtliche Verdrängung des Arbeiters durch den Arbeitnehmer. Aber gerade weil das Wort Arbeitnehmer dem Volksgefühl fremd ist und der Zunge schwerer fällt, ist seine Einführung auffallend und muß irgendwie begründet sein. Die Erklärung suchte ich in obigem zu geben.)

Auch die Eisenbahnverwaltung trägt dem gesteigerten Standesbewußtsein der Arbeiter, pardon, der Arbeitnehmer, wollte ich sagen, gebührend Rechnung. Sie befördert sie zu ihren Arbeitsstätten und wieder in ihre Wohnorte zurück zu ermäßigten Preisen und stellt hierfür genügend Wagen bereit. Diese Wagen waren früher kenntlich gemacht durch Plakate mit dem Aufdruck: Für Arbeiter. Jetzt lauten diese Plakate also: Für Reisende mit Arbeiterfahrkarten. So sah ich sie wiederholt in Frankfurt a. M. Wie sozial gleichstellend und anerkennend! Die Arbeiter sind auch Reisende, so gut wie der Herr Kommerzienrat, nur reisen sie zu ihrer Arbeitsstätte und dieser ins Bad!

Diese Proben mögen genügen. Sie zeigen, wie die Erhebung des Arbeiterstandes sich in der Sprache widerspiegelt, und wie namentlich auch die Amtssprache der Behörden dem gesteigerten Standesgefühl der Arbeiter Rechnung zu tragen sich befleißigt.

Nochmals ‚Die katholische Aufgabe‘
Von Franz Blei

Zuschriften aus Leserkreisen veranlassen mich zu dieser kurzen Anmerkung zu meinem Aufsatz über die katholische Aufgabe: Wer heute wirtschaftet, muß es in der kapitalistischen Form tun, die der einzelne nicht geschaffen hat, und so auch von sich aus nicht ändern kann. Etwas anderes aber ist es, ob der einzelne mit dieser sich ihm aufzwängenden unvermeidlichen Form auch den kapitalistischen Geist hinnimmt als den rechten und guten. Wir meinen, der Giro-Scheckverkehr und das Lombardgeschäft haben sich an die Tatsache unserer Seele anzupassen und mit ihr abzufinden, nicht umgekehrt, unsere Seele sich an jene. Wenn das Bett zu kurz ist, müssen wir an eine Änderung des Bettes und nicht daran denken, uns die Füße abzuschneiden. Reichtum war immer, aber modern-kapitalistisch ist der Geist der Bereicherung und des Immer-reicher-werden-wollens. Armut war immer, aber modern-kapitalistisch ist der Geist des Hasses und Neides, der Verschämtheit und Ausgeschlossenheit, mit der die Armut ertragen oder vielmehr erlitten wird, denn man erleidet sie heute subjektiv als ein entehrendes Elend. Armut wurde einmal leichten und frohen Herzens ertragen, denn der Geist des Reichtums schuf nicht wie heute allein die Wertungen und Gesetze dieses Lebens: dieser Geist ist da und dort, beim Armen wie beim Reichen, kapitalistisch und so vom Bösen. Daß einer auch seine Gedanken auf Erwerb von Geld und Gut richtet, das ist nur menschlich. Daß einer aber diese Gedanken in seines Lebens Mitte stellt, und es von hier aus im Sinne richtet und davon sein Leben in Abhängigkeit bringt, das ist unmenschlich und ist vom Bösen. Gegen diesen kapitalistischen Geist hat man, gezwungen in die kapitalistischen Erwerbsformen heutigen Wirtschaftens, in katholischen Kreisen nicht nur nicht genug sich gewendet, sondern hat sich ihm in dem Maße eher zugewendet, ihn billigend, als die parteipolitische Ausdrucksform der deutschen Katholiken sich aus einer Opposition zum Reiche in eine Stütze des Reiches wandelte und Regierungspartei wurde und als solche die undemokratische, imperialistisch-kapitalistische Politik der Regierung billigte, unterstützte und mitmachte. Dies aber scheint mir dem demokratischen und antikapitalistischen Geiste unseres Glaubens zu widersprechen, und daß die Zentrumspartei diesen Geist wiedergewinne, das wünschen und hoffen wir von der Zukunft, in der die Lösung fast aller Aufgaben der Christenheit zufallen wird. Wir sind uns der Verantwortung und der Zugehörigkeit zu einem Ganzen einer Gemeinschaft zu sehr bewußt, als daß wir meinten, es genüge und sei schon was, von nichts als individuellen Standpunkten aus zu kritisieren, seien diese auch noch so gut begründet und noch so herzlich gefühlt. Im Chore vieler Stimmen sollte, was ich sagte, nur e i n e Stimme sein, im Rate vieler nur e i n Rat.

Kritik

Martin Spahns „Bismarck"*

Versuch einer Würdigung von Th. Brauer

Bismarck in der Ganzheit seines Wesens und seiner Bedeutung in einer Schrift von gut 350 Oktavseiten zu erfassen, scheint mit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Man bedenke, daß er als Mensch sich nicht weniger mannigfaltig darbietet, wie als Staatsmann vielseitig, beweglich, überragend, einflußreich, trennend und verbindend; man mache sich klar, daß, wo nicht unter seinem eigenen wuchtigen Zugriff, so doch unter dem Drängen einer Entwicklung, die gerade ihn oftmals in den Mittelpunkt stellte, die europäische Konstellation eine völlig andere wurde, und daß mit seinem besondern Zutun sein Volk bis an die Schwelle jener Zeit gelangte, in der es entscheidend in das Weltgeschehen eingreifen sollte; man stelle sich vor, wie unter ihm das in seinen Tiefen aufgewühlte innerpolitische Leben Deutschlands neue Möglichkeiten und Formen der Betätigung suchte und fand, während eine soziale Verschiebung von unerhörter Schnelligkeit und Tragweite gleichsam riesige Quadern zu einem Umbau des ganzen Gesellschaftslebens aufeinander türmte. Was schuf der Genius, was trugen Zeit und Umwelt ihm zu, und wie wirkte das eine auf das andere ein? Zugleich gilt es, eine Forschung und literarische Erzeugung zu berücksichtigen, die nicht nur von größter Reichhaltigkeit ist, sondern von der Autorität erster Namen gedeckt wird, allen voran die nach Gehaltstiefe und Wertergiebigkeit unerschöpflichen ‚Gedanken und Erinnerungen' von Bismarck selbst.

Spahn hat — dieses Gesamturteil über seine Schrift sei schon jetzt vorweggenommen — die Schwierigkeiten überwunden. Nicht spielend; gewiß nicht. ‚Durch Jahre wurde dieses Buch bedacht und vorbereitet.' An den inhaltstarken Sätzen, recht häufig wie Epigramme herausgemeißelt und daher, wenn außerhalb ihres eigentlichsten Zusammenhanges betrachtet, manchmal überstark wirkend, empfindet man das Ringen des Verfassers mit der bedrückenden Stoffülle. Das reiche Ergebnis läßt sich etwa durch folgende verknüpfende Betrachtung verstehen: Spahns ‚Bismarck' ist das Werk eines kühl forschenden Geschichtschreibers, der keiner vorgefaßten Meinung zuliebe lästigen Einzelheiten aus dem Wege geht, der aber als Katholik ganz besonders hohe Anforderungen an seine Selbstzucht stellt — aus Gründen, die auf der Hand liegen. Die Entwicklung des großen Menschen und Staatsmannes wird ohne jede beschönigende Übermalung dargeboten. Mir ist kein bedeutendes Bismarckbuch bekannt, das gleich nüchtern das Geschichtliche an Bismarck aufzeichnet. Indes gerade dieses Sichenthüllenlassen, meist mit Bismarcks eigenen Worten bewerkstelligt, bietet andererseits doch auch die Möglichkeit, das ‚Urgesteinhafte' von Bismarcks geistigem Wesen, wie Spahn es nennt, vor den Augen bloßzulegen. Freilich gehört eine künstlerisch bildende Hand dazu, diese Möglichkeit eindrucksvoll wie hier auszunützen. Und so wird sich auch der rein

---

* Martin Spahn, ‚Bismarck'. 2. Auflage. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1915.

geschichtlich interessierte Leser nicht dagegen sträuben, daß der Verfasser, fußend auf diesem Urgesteinhaften, in seiner Zusammenfassung eine Monumentalfigur des Helden vor dem Leser aufrichtet, die rein literarisch einen starken Eindruck hinterläßt. Geschichte und Darstellung fließen hier in natürlicher Weise ineinander über. — Nicht zuletzt ist Spahns ‚Bismarck‘ aber auch ein Bekenntnisbuch. Von hier führen zahlreiche Fäden zu den politischen Schriften Spahns, und der Leser gewahrt mit hoher Befriedigung die unvergleichliche Grundlage: Bismarcks Staatskunst und Erfahrungen, auf der auch jene Schriften zum großen Teil aufgebaut sind.

In dieser dreifachen Verbindung erblicke ich die Eigenart, den Wert und schließlich auch die praktische Bedeutung von Spahns ‚Bismarck‘. Die eigentlich fachwissenschaftliche Wertung möge Berufeneren vorbehalten bleiben.

Aus dem Biographischen, aus der Kennzeichnung des Menschen und Politikers Bismarck spricht vor allem der ruhige Geschichtsforscher. Auf diesem Gebiete hat jeder, der Bismarcks Leben bis zur Schwelle des Revolutionsjahres schreibt, mit der Bismarckbiographie von Erich Marcks zu rechnen. Spahn hat zu dem bisher allein erschienenen ersten Band schon im Jahrgang 1908/09 dieser Monatsschrift Stellung genommen. In dem rein biographischen Teil seines Bismarckbuches verweist er in der Hauptsache den Leser auf diesen Band und begnügt sich damit, die wichtigsten Tatsachen der Jugendgeschichte festzuhalten und nur die Hauptlinien des Werdeganges Bismarcks zu ziehen. Der nicht fachwissenschaftlich spürende Leser wird den Unterschied zwischen der Leistung von Marcks und von Spahn vielleicht weniger in der abweichenden Beurteilung gewisser gar nicht bedeutungsloser Einzelheiten empfinden, als in dem fast herb sachlichen Tone Spahns, mit dem er vielem, was sonst gern zur stimmungsvollen Ausschmückung von Bismarcks Bildnis benutzt wird, seine Stellung in richtigerer Perspektive anweist. Als Beispiel möge der viel zitierte Ausspruch Bismarcks dienen: ‚Ich will aber Musik machen, wie ich sie als gut erkenne, oder gar keine‘ (S. 27). Dieser Satz, so sagt Spahn, entbehrt des metallischen Klanges, weil er eine politische Überzeugung vorspiegelt, die nicht vorhanden ist. Und im selben Sinne ist der Satz zu verstehen: ‚Man tut Bismarck Gewalt an, wenn man eine Staatsgesinnung von besonderer Prägung hinter seinen übertreibenden Wendungen sucht‘ (S. 58) — nämlich in seiner vormärzlichen Zeit. Ganz scharf tritt Spahns Art der Charakterisierung dort hervor, wo er Abschließendes bietet und es ein Bild abzurunden gilt. So erstmals in der Darstellung der Ereignisse des Jahres 1847. Schlag auf Schlag folgen sich hier Bekehrung, Ehe und politische Eingliederung Bismarcks in die Reihen derjenigen, in deren Mitte er den Glauben und die Gattin fand, und die Einheitlichkeit des ganzen Zusammenhanges wird dann besonders unterstrichen, aber auch überraschend beleuchtet durch den Nachsatz: ‚Bismarcks Wille, nicht sein Verstand, nicht Leidenschaft hatten den entscheidenden Anteil an dem politischen Umschwung.‘ Der Leser schwankt noch, ob er zustimmen oder Einspruch erheben soll — aber schon steht er wieder im Banne der mit sicheren Schlaglichtern arbeitenden Darstellung, und am Schlusse des Kapitels stimmt er zu. Und dieser Vorgang wiederholt sich öfter.

Wie Mensch und Politiker wechselseitig aufeinander einwirken, das zu verfolgen ist namentlich bei einer Persönlichkeit wie Bismarck von besonderem Reiz. Bei der Erwähnung von Bismarcks Werbebrief bemerkt Spahn, in der Form habe sich Bismarcks Diplomatennatur enthüllt; über dieser habe er aber nie sein wahres Empfinden verleugnet. Dem steht allerdings ein späterer

Hinweis auf Unterschiebungen in den ‚Gedanken und Erinnerungen' in bezug auf Metternich, und dann das ‚ein wenig Falschheit' entgegen, mit dem Bismarck die Bundesfürsten bei Gelegenheit der Bemühungen um die Kaiserwürde gegeneinander ausspielte. Aber im Grunde lebt und drängt in Bismarck als Mensch und Politiker von der Jugend bis ins höchste Alter das bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Bedürfnis starken und kraftvollen Ringens mit den auftauchenden Problemen zu sehr, als daß er aus seiner wahren Überzeugung lange ein Hehl hätte machen können. Die Kunst des Historikers läßt als natürliche Begleiterscheinung starken Lichtes starke Schatten hervortreten. Als einziges Beispiel sei auf die Darlegung verwiesen, wie sich an den Staatsmann auch in seiner Blütezeit engherzigstes Vorurteil heranwagt, und zwar häufiger, als gut war, mit Erfolg. Geradezu bis zur Tragik wuchs sich sein Verhältnis zum Liberalismus aus. Schon in seiner Jugend — hier besteht einer der Hauptunterschiede zwischen der Auffassung Spahns und der von Marcks — wird er umtost von den Wogen der liberalen Bewegung, aber auch von ihr abgestoßen. In seiner parlamentarischen Zeit spielt er mit Liberalismus und Demokratie, und ‚in grimmem Spott über sie trat er erst ganz aus sich heraus'. In der Frankfurter Periode, dem verworrensten Abschnitt seines Lebens, den zu entwirren Spahn das schwierigste und unangenehmste Stück Arbeit aufgeboten hat, unterliegt Bismarck zeitweise selbst dem politischen Doktrinarismus. Liberalismus und Demokratie werden ihm zu Waffen, um Österreich niederzuwerfen. In dieser Zeit packt ihn auch das konfessionelle Vorurteil gegen die angebliche ‚ultramontane' Tätigkeit namentlich in der auswärtigen Politik, das ihm später in der Kulturkampfzeit die schlimmsten Streiche spielen sollte. Allmählich wird aus dem Liberalismus ein ständiger Posten in der Rechnung seiner auswärtigen Politik. Anfangs sollte er ihm nur Mittel zum Zweck sein; noch hält er sich selbst gefeit gegen ihn. Auch in den Bemühungen, den Zollverein zur Abdrängung Österreichs zu benutzen, scheint er ihm nicht viel mehr als nur Mittel zu sein. Ganz hoch erhebt er sich einmal über den Liberalismus in der Periode der Schöpfung der Reichsverfassung. Aber dann zwingt ihn die politische Gesamtstellung zu einer Wiederannäherung an die Liberalen. ‚Eine beständige und arbeitswillige Mehrheit aus Freikonservativen und Nationalliberalen, wenn einige Übertreibung im Ausdruck erlaubt ist, ist der Traum seines Lebens geblieben.' Es folgt die Zeit, wo sich die ‚taktische Überlegung, die der Organisation der nationalliberalen Partei vorausgegangen war, zu bestätigen schien. Die Gründer der Partei hatten 1866 den Kampf zwischen Krone und Parlamentsgewalt eingestellt, um durch eine Liberalisierung der Gesetzgebung vorerst im Kulturleben Norddeutschlands einen breiteren Boden zu gewinnen. Die innere Politik des Bundes erhielt durch ihr und Delbrücks Zusammenwirken ein liberales Gesicht'. 1868 scheint Bismarck gar schon den Reihen der Anhänger des Einheitsstaates anzugehören: er, der Preußens geschichtliche Rolle besser als je einer erfaßt, beginnt mißbilligend von preußischem Partikularismus zu reden. Einige Jahre später steht er so sehr unter dem liberalen Banne, daß er, als sei ihm zugleich mit der konservativen Denkweise sein Eigenstes, die staatsmännische Einsicht, abhanden gekommen, im ersten Deutschen Reichstage nach Schluß des französischen Krieges die Annahme des nationalliberalen Entwurfs einer Adresse duldet, worin mit kaum verhüllter Spitze gegen den Kirchenstaat der Interventionspolitik früherer Zeiten allgemein feierlich abgeschworen wird. Im Sommer 1871 entfesselt er, den Liberalen zuliebe, den parlamentarischen

Kampf gegen das Zentrum. Um die Konservativen bei Laune zu erhalten, löst er, wegen angeblicher polnischer Beziehungen ihres Vorstehers, die katholische Abteilung im preußischen Kultusministerium auf. Was nunmehr in Spahns Darstellung folgt: der Nachweis des ursprünglichen Zusammenhanges zwischen dem parlamentarischen Kampf, den Schwierigkeiten der auswärtigen Politik und dem Kulturkampf, kann als deren Höhepunkt bezeichnet werden. Nur dadurch, daß diese drei Gegenstände sorgfältig herausgearbeitet, dann aber auch in ihren wechselseitigen Beziehungen gekennzeichnet werden, läßt sich jener vom Meinungs- und Parteikampf umtobten Zeitspanne und ihm, der in ihrem Mittelpunkte stand, wirklich gerecht werden. Spahns Darstellung bietet eine Grundlage, auf der man sich mit Nutzen über diese düsterste Zeit in Bismarcks Leben auseinandersetzen kann. Wir sehen, wie der Reichskanzler, dieser Staatsmann von der Sohle bis zum Scheitel, sich unter den Klauen des allerengherzigsten konfessionellen Vorurteils windet. Den Mann, der, bei aller taktischen Nachgiebigkeit gegen den Liberalismus, sich gegen dessen Kulturauffassung und -politik hieb- und stichfest glaubte, packt nun auch die liberale Weltanschauung und treibt ihn zu den beschämendsten Schritten seines Lebens. Was aber wiederum Spahns Darstellung auszeichnet, ist der Nachweis, wie verhängnisvoll diese ganze Periode auf Bismarcks eigenes Verfassungswerk eingewirkt hat. Verfassungspolitisch liegt das negative Ergebnis vor, ‚daß die politische Erziehung des deutschen Volkes zum Verständnis der Grundgedanken des Bismarckschen Verfassungswerkes, das Einleben des Volkes in die besondere Natur des Reiches vernachlässigt wurde‘. Nun streitet der große Kanzler als Protestant gegen Rom; dogmatische Angelegenheiten werden auf die Parlamentstribüne gezerrt. Und immer mehr tut sich der Sumpf auf. Der Kulturkampf soll internationalisiert werden: Bismarck Vorkämpfer des Antiklerikalismus! Doch je weiter der Kanzler auf diesem Wege dem Glück nachjagt, umso mehr versagt es sich ihm. Die Mächte sehen in ihm den Störenfried. Zeitweise fühlt er mit Ingrimm, was ihn von der Welt trennt, in die er sich selbst gestellt hat, und daß die bedeutsamsten Unterlagen seiner eigenen Schöpfung in Frage gestellt sind. Aber noch schüttelt er das Joch nicht ab. Noch muß er die Schule demütigender Versuche mit den liberalen Führern durchlaufen, bis ihn sein König in die Schranken zurückruft. Dann fällt es mit einem Male wie Schuppen von seinen Augen. Er besinnt sich auf sich selber und auf sein Werk. Aus neuer Erkenntnis und verjüngtem Willen tut sich eine Periode neuer Schöpfer- und Tatkraft in Bismarcks Leben auf: die Zeit von 1878 bis 1880, unter deren starkem Einfluß wir noch heute leben. ‚Wird Bismarcks Gebilde‘, so fragt schließlich Spahn, ‚von der Kriegsflamme verzehrt, dem Gegenstoß Europas erliegen, und damit die Größe des Helden selbst wieder erbleichen?‘

Spahns Beschreibung bietet eine Fülle von Material, die Entwicklung der verschiedensten Seiten in Bismarcks Leben und Wirken in der hier nur mit einigen Strichen für ein einziges Gebiet angedeuteten Form selbständig zu verfolgen. Immer wieder regt sie zur Einzelbeobachtung und Forschung in diesem Sinne an. Das Gesamtergebnis ist ein an Aufschlüssen überreicher Einblick in die gewaltige geistige Werkstatt des großen Staatsmannes, dessen Bild dem Leser gerade auf diese Weise auch menschlich nähergebracht wird. Es gewinnt dadurch ungemein, denn nun heben sich die großen Eigenschaften Bismarcks erst recht ab. Die Kunst des Historikers beruht darin, daß er bei allledem das Bild sich nicht zersplittern läßt: gegen das reiche feine Geäder

treten die großen vereinheitlichenden Linien scharf hervor. Der bleibende Eindruck ist der des titanenhaften Ringers, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist. Seine Genialität büßt sicher dadurch nichts ein, daß wir sehen, wie er strauchelt und oft sogar furchtbar irrt, wie er sich nicht für zu gut hält, bei einem Metternich, einem Napoleon und einem Gortschakow in die Schule zu gehen. Und seine Überlegenheit wirkt erst dadurch ganz wahr, daß wir uns überzeugen lassen, wie er in allem Entscheidenden der Grenzen seines Könnens sich bewußt blieb. Die großen Verirrungen auch in dieser Hinsicht erschüttern diese Überzeugung nicht. Wir denken da unter anderm an die vielfache Verkennung der Bedeutung der deutschen Frage, an den Kulturkampf natürlich und an das Sozialistengesetz. In bezug auf dieses fehlt bei Spahn, soweit ich sehe, ein Eingehen auf die Lesart Schmollers von dem Abgang Bismarcks, wonach dieser, als er seinen Willen nicht restlos durchsetzen konnte, es auf das Scheitern des ganzen Gesetzes habe ankommen lassen, weil er von der alsbald zu erwartenden Entfesselung der revolutionären Triebe in der Sozialdemokratie einen Sieg seines Standpunktes erwartet habe. Der große, monumentale Eindruck bleibt besonders durch die Art haften, wie Spahn in bezug auf seinen Helden die Sätze belegt: ‚. . . er war . . . nie größer, als wenn er einen Fehler gemacht hatte und sich heraushauen mußte‘; ‚. . . daß er ein Verächter der öffentlichen Meinung ebenso wie aller bürokratischen Staatsweisheit war . . . daß er, der in den Tagen der Notwehr vor revolutionären Mitteln nicht zurückschreckte, seine dauernden großen Werke aus der Fülle geschichtlichen Lebens schuf‘; wie er dann im einzelnen belegt, was er über die Stetigkeit von Bismarcks Denken in allen Grundfragen seiner Politik sagt; und wie er schließlich zusammenfassend ausführt: ‚Es ist erstaunlich, Gedanken, die anscheinend ganz aus dem Kampfeszorn der Monate nach seinem Rücktritt hervorsprangen, oft um Jahrzehnte zurück in Reden vorgebildet zu finden, die unter ganz andern Umständen gesprochen wurden. So behauptete sich das Urgesteinhafte seines geistigen Wesens, das im Wandel der Zeiten bald von diesen, bald von jenen Verwitterungen verhüllt wurde, aber sich in seinen großen schöpferischen Lebensabschnitten immer wieder von den Schlacken befreite und mit verdoppelter Kraft wirkte, das unvergleichlich Beständige seines politischen Denkens, das vielleicht mehr als alles andere das sieghafte Merkmal seiner staatsmännischen Genialität bildete, auch unter den Blitzen und im Donner der Greisenjahre nach der Entlassung.‘ Spahns ‚Bismarck‘ wird in der Darlegung dieses, man möchte sagen elementaren Zusammenhanges in Bismarcks Wesen, der hier aus Raumrücksichten nicht näher ausgeführt werden kann, zu einem förmlichen Lehrbuch neuzeitlichen politischen Schaffens. Da steht alles vor uns, was den sichern staatsmännischen Instinkt Bismarcks von der Jugend an bis ins höchste Alter kennzeichnet: sein Gefühl für die Bedeutung der Macht als des in der auswärtigen Politik ausschlaggebenden Elements, merkwürdig zur Erscheinung gebracht in seinem eigenen Leben, in dem von der auswärtigen Politik her immer der entscheidende Anstoß kam; seine Kunst, zwischen den Maßnahmen der inneren Politik und der Zielsetzung der auswärtigen Politik eine vollkommene Übereinstimmung herbeizuführen; seine entschiedene Abwehr aller Versuchungen, in das, was sich vor ihm in grauer Dämmerung noch dehnte, seherhaft einzudringen; die echt staatsmännische Selbstzucht, seine Politik lediglich aus den Bedingungen der Gegenwart und aus den Voraussetzungen des deutschen Staatslebens zu begründen; sein realpolitischer Sinn für die Bedeutung der materiellen Fragen im Staatsleben und die frühe Aufgeschlossenheit seines Geistes für den Zusammenhang von Wirt-

schafts- und Sozialpolitik, der in seiner letzten Periode unser ganzes Gemeinschaftsleben auf die sturmfeste Grundlage stellte, die uns heute im Weltkriege ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit gibt. Aber nicht nur die Erfolge seiner Politik erklären sich aus dieser Begabung und überlegenen Verwertung eigener und fremder Erfahrungen, sondern auch die menschliche Vereinsamung, da er immer wieder gezwungen war, über alle andern, oft schroff und gewaltsam, sich zu erheben. Wie eine politische Erziehungsschrift und bekenntnismäßig zugleich, wenn natürlich auch mehr in Aphorismenform, wirkt Spahn sodann dort, wo er bei aller Gedrängtheit sich liebevoll in das Wesen der Bismarckschen Verfassungsbemühungen vertieft, oder wo er den Beziehungen zwischen Regierung und Parlament nicht am einzelnen konkreten Fall, sondern mehr allgemein nachgeht, und schließlich, wo er kurze aber scharfe Schlaglichter auf das deutsche Parteiwesen wirft. Hier kann eine positiv gerichtete Kritik mit Nutzen anknüpfen.

In welche Richtung Spahn die abschließende Wertung des großen Kanzlers gedrängt sehen will, ergibt sich aus den paar Zeilen in den ‚Anmerkungen‘: ‚Meine Gesamtauffassung des politischen Wirkens Bismarcks, seine Eingliederung in den Ablauf der deutschen Geschichte, steht und fällt . . . mit dem Nachweis der inneren Verkettung, die zwischen seinen politischen Bestrebungen der Jahre 1878—1880 . . . und der von ihm 1863—1870 getätigten äußeren nationalen Einigung und Verfassungsgesetzgebung wahrzunehmen ist.‘ Endgültig kann sich dazu nur der historische Quellenforscher äußern. Jeder andere wird Spahn ohne weiteres zugeben, daß ihm der Nachweis gelungen ist. Wüßte man nicht um die vielen Vorurteile, die so manche Geschehnisse zu Ende der siebziger Jahre umranken und das Bild dieses wichtigen Abschnitts in der bisherigen Geschichtsschreibung nur kümmerlich zur Geltung kommen ließen, so könnte man sagen, Spahn habe die für unser ganzes bisheriges und zukünftiges Gemeinschaftsleben grundlegende Bedeutung dieser Zeit gewissermaßen erst entdeckt. Jedenfalls aber ist er der erste, der sie in zusammenhängender und politisch überaus anregender Weise zur Darstellung gebracht hat. Man vergleiche mit der Geschlossenheit in Form und Durchführung bei ihm die Ratlosigkeit, mit der Lenz in seiner ‚Geschichte Bismarcks‘ den Knäuel von Verhältnissen, Motiven und Einflüssen zu entwirren sucht, die damals auf Bismarck eindrangen.

Spahns ‚Bismarck‘, alles andere eher allerdings als ein bloßes geschichtliches Lesebuch, wünsche ich in die Hand jedes am öffentlichen Leben Beteiligten und Interessierten. Mancher Katholik, eingedenk früherer Scheu vor dem entschlossenen Anfassen des Bismarckproblems, das im eigenen ‚Lager‘ wirklich wenig Volkstümlichkeit einzubringen geeignet war, mag diesem Versuch einer unerschrockenen Erfassung mit einiger Beklemmung entgegengesehen haben. Die unvoreingenommene Lektüre — daß man dieses Beiwort bei Spahns Schriften immer noch anfügen muß! — wird ihn vielleicht mit mir zu dem Eingeständnis bringen: Dieser ‚Bismarck‘ ist eine Tat! Eine Tat, an der allerdings neben dem Verfasser auch der Verlag seinen Anteil hat.

Über Max Schelers Abhandlungen und Aufsätze / Von Dietrich von Hildebrand

Max Scheler, der in fachphilosophischen Kreisen durch seine Arbeiten und Vorträge schon seit Jahren großes Ansehen genießt, ist in jüngster Zeit mit zwei Werken auch vor eine breitere Öffentlichkeit getreten, mit dem kürzlich hier gewürdigten Buche ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg' und mit zwei Bänden ‚Abhandlungen und Aufsätze' (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, brosch. Mk. 12.—). Wie bei allen originalen Denkern ist auch hier sofort auffallend, wie selbst von scheinbar entfernten Gebieten dennoch die Fäden herüber und hinüberlaufen, und wie daher auch zwischen den beiden im Stoff so ganz verschiedenen Publikationen doch eine gewisse organische Verknüpfung der Ideen, ein merkwürdiges Ineinandergreifen geistiger Inhalte stattfindet. Beschränkte sich das erstgenannte Buch auf einen enger geschlossenen Kreis von Fragen, die in wenigen Wochen nach dem Kriegsausbruch durchdacht worden waren, so bieten die ‚Abhandlungen und Aufsätze' schon früher Gereiftes dar, geeignet, so manche Ideen und Gedankengänge des Kriegsbuches zu ergänzen und zu erläutern. Vor allem tritt einem darin eine ebenso reiche wie tiefe Behandlung der verschiedensten Fragen — ethischer, soziologischer, erkenntnistheoretischer und ästhetischer — entgegen, die von aller sachfremden Konstruktion ebenso weit entfernt ist wie von bloß geistreich anregender ‚Aperçuphilosophie'. Die erste Stelle in diesem Werke, das trotz seinem tiefen Zusammenhang mit der klassischen Philosophie aller Zeiten in seiner Fülle von neuen Gedanken und Einschätzungen ein beredtes Zeugnis von der Selbständigkeit des Schelerschen Geistes ablegt, dürften wohl die ethischen Abhandlungen beanspruchen. Die streng wissenschaftliche Widerlegung des Kantischen Formalismus und der Aufbau einer materialen Ethik in großen Zügen, die Scheler in einer Arbeit im ‚Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung' versucht hat, werden dort durch die anschauliche und plastische Schilderung und Herausschälung konkreter Tugenden in der glücklichsten Weise ergänzt.

So ist es als ein besonderes Verdienst Schelers anzusehen, daß er in dem Aufsatz ‚Zur Rehabilitierung der Tugend' die Demut, diese Grundlage alles ethischen Seins, wieder in den Mittelpunkt der ethischen Betrachtung rückt und ihre kardinale Bedeutung so tief erfaßt. Scheler gelangt damit, wie mit so vielen anderen Gedanken, auf dem Wege der rein philosophischen Untersuchung zu den katholischen Grundtugenden und erschließt so durch sprechende, tiefe Charakteristik dieser Tugendideale, die er andern z. B. dem antiken vergleichend gegenüberstellt, vor allem aber von modernen Mißverständnissen und Verfälschungen der christlichen Lehre scharf sondert, manchen außerhalb der christlichen Wahrheit Stehenden einen neuen Zugang zu ihr.

Wie sehr Scheler in der Betonung der Demut sich mit dem eigentlich katholischen Geiste im Einklang befindet, tritt bei der Befragung eines jeden autoritativ katholischen Werkes hervor. Man denke z. B. an die schönen Ausführungen über die Demut in der Symbolik Möhlers, die in dem Worte gipfeln: ‚. . . denn so sehr ist es gerade die Demut, auf die alles ankommt, weil in diesem Negativen *alles Positive* enthalten ist'. Von der Demut, die in doppelter Hinsicht eine hervorragende Rolle in der Ethik einnimmt, indem sie einerseits die Vorbedingung für die Echtheit alles ethischen Seins abgibt,

andererseits in sich die höchste menschliche Tugend darstellt, zeigt Scheler sehr richtig, daß sie als die stärkste Antithese zu dem stoischen Ideal der Selbstherrlichkeit anzusehen ist. Gegenüber den häufigen Versuchen, an der Hand ganz äußerlicher Ähnlichkeiten einen inneren Zusammenhang zwischen Stoa und Christentum aufzuweisen, wird hier in klarer und eindeutiger Weise gezeigt, daß in bezug auf den Geist nicht nur kein Zusammenhang besteht, sondern der schärfste Gegensatz. Das stoische Ideal der Selbstgenügsamkeit, des ‚nichts als Geschenk empfangen wollens', für das jede Unterordnung der Person als Schande gilt, ist nach christlicher Anschauung nicht nur falsch, sondern, wie Scheler richtig sagt, teuflisch. Es ist der Niederschlag derjenigen Haltung, die der Demut am radikalsten entgegengesetzt ist, des Sittenstolzes. Gegenüber diesem tiefsten Stolz der Seele, selbst würdig sein zu wollen, der Seele, für die alle Werte nur als Selbstschmuck Bedeutung haben, ist aller Stolz auf äußere Güter, den gerade die Stoiker so verurteilen, ja selbst die Eitelkeit noch harmlos, die noch auf die soziale Sphäre relativ ist. Sehr fein trennt Scheler auch hier die soziale Tugend der Bescheidenheit — das Gegenstück zur Eitelkeit, gleichsam ‚ein Wettlauf zwischen Scham und Eitelkeit, bei dem die Scham siegt' — von der unendlich tieferen Demut, für die die ganze Einstellung auf das soziale Bild nicht mehr existiert.

Wenn der Stoiker und alle geistig Gleichgerichteten die Besiegung der Triebe und die Freiheit des Selbst zu predigen, so ist die Souveränität des Ich Selbstzweck, so dient dies alles der Verstärkung der Selbstherrlichkeit, dem Bewußtsein, sich selbst zu genügen und nichts zu brauchen, nichts zu empfangen. ‚Wir wollen, lieber Lucilius, dem Glücke selbst die Würdigkeit, es zu verdienen, vorziehen.' Kann es etwas der demütigen Haltung des Christen mehr Entgegengesetztes geben, des Christen, für den alle Losschälung von der Welt nur Mittel ist, um sich Gott ganz hinzugeben, dem alles Geschenk und nichts verdient ist? ‚Wagt es zu verzichten auf alle eure inneren, vermeintlichen „Rechte", auf eure „Würdigkeiten", auf eure „Verdienste", auf aller Menschen Achtung, am meisten aber auf eure Selbstachtung, auf jeglichen Anspruch irgendeiner Art von Glück „würdig" zu sein, und es anders als nur geschenkt aufzufassen; so erst seid ihr demütig', charakterisiert Scheler treffend den Geist der Demut. Die äußere Ähnlichkeit in der Abwendung von der Welt wird belanglos, sobald man den Geist betrachtet, aus dem sie in beiden Fällen fließt — sobald man bedenkt, daß ohne die Hingabe des eigenen Selbst an Gott, die für den Stoiker die Umkehrung seines Ideals bedeutet, der Verzicht auf alle äußeren Güter und Freuden nichts nützt.

Treffend weist Scheler die ‚albernste Verkennung' der Demut von seiten der ‚Bürger' zurück, die sie als ‚gottgeweihte Servilität' zu verdächtigen suchen. ‚Servil' kann immer nur der Stolze sein. Denn der Servile möchte gerade am liebsten nicht dienen, sondern herrschen, er nimmt nur eine dienende Haltung an, da er infolge äußerer Gründe nicht herrschen kann, immer in der Hoffnung, dadurch schließlich doch noch zum Herrschen zu gelangen. Der Demütige hingegen will dienen und dient selig in seiner Entselbstung. ‚Eben das ist für den Demütigen Zentrum, was für den Servilen nur Haltung ist: Dienstbereitschaft.'

In der Charakteristik der Demut scheint mir Scheler trotzdem nicht so genau verfahren zu sein wie bei der des Stolzes. Er nimmt in der Demut zwei Tugenden zusammen, die meines Erachtens ganz zu trennen sind, so wenn er gleich eingangs sagt: ‚Sie ist die innere seelische Nachzeichnung der einen großen Bewegung des

christlich Göttlichen, in der es freiwillig seiner Hoheit und Majestät sich begibt, zum Menschen kommt, um jedermanns und aller Kreatur freier und seliger Knecht zu werden.' Hier wird offenbar die barmherzige spendende Herablassung geschildert, eine Haltung, die nur Gott verwirklichen kann, und nicht die spezifisch menschliche Tugend der Demut, die selig liebende Unterordnung des Geschöpfes unter Gott, das selige Sicheingestehen, daß man nichts ist ohne Gottes Gnade, die Scheler an vielen anderen Stellen treffend kennzeichnet. Es liegt hier, wie mir scheint, ein ungenügendes Erkennen des kreatürlichen Charakters der geistigen Person ‚Mensch' vor, indem sie einer Haltung fähig sein soll, die spezifisch göttlich ist, eine Auffassung, die auch an späterer Stelle störend hervortritt.

Von großer Bedeutung für die Ethik ist auch der Nachweis, den Scheler in seinem Aufsatz ‚Das Ressentiment im Aufbau der Moralen' zu bringen versucht, nämlich daß die Ressentimenthaltung zwar als verdecktes Motiv der liberalen Idee der Bruderliebe und vieler anderer moderner ethischer Theorien anzusehen sei, keineswegs aber als die Quelle der christlichen Liebesidee, wie Nietzsche meinte. Der Ausdruck ‚Ressentiment', der von Nietzsche eingeführt wurde, bezeichnet eine ohnmächtige, haßerfüllte Auflehnung von ganz besonderem Gepräge gegen alle positiven Werte. Neid, Scheelsucht, Hämischkeit kommen ihr am nächsten, decken sich aber nicht eindeutig mit ihr. Sie ist mehr als jede dieser Haltungen allein und doch eine einheitlich in sich geschlossene Stellungnahme, aus der heraus, nach Nietzsches Meinung, die ‚Sklavenmoral' und die Umkehrung der natürlichen Wertordnung geboren wurde. Sehr glücklich wird der Nachweis erbracht, daß die christliche Liebesidee vielmehr die tiefste Antithese zum Ressentiment bildet, die denkbar ist, ja, den Wertmaßstab erst liefert, von dem aus die volle sittliche Negativität des Ressentiments erfaßt werden kann, und daß Nietzsche niemals die reine christliche Liebesidee gekannt hat. Noch dankbarer als für diesen Nachweis, der für den in der christlichen Welt Lebenden etwas Evidentes, wenn auch mit sehr neuen und fruchtbaren Argumenten, dartut, muß man Scheler für die scharfe Trennung von aller humanitären Menschlichkeitsphilosophie und Christentum sein, zwei Welten, deren vollkommene Verschiedenheit er schon sehr glücklich beleuchtet durch die Gegenüberstellung der zwei typischen Ausdrücke: Allgemeine Menschenliebe und Nächstenliebe. Sehr richtig zeigt er auch, daß die modernen sozialen Wohlfahrtseinrichtungen einen Niederschlag dieses humanitären Geistes und nicht des christlichen darstellen. Diese Trennung kann, wie die zwischen Stoa und Christentum, nicht scharf genug gezogen werden, da auch hier bei gewissen äußerlich gleichklingenden Forderungen beide auf den radikal entgegengesetzten Grundhaltungen sich aufbauen, ein Gegensatz, auf den auch jüngst Papst Benedikt XV. in seiner Enzyklika über den Weltkrieg ausdrücklich hingewiesen hat.

Auch hier werden die eigentlichsten Grundfragen der Ethik wieder in ihr Recht eingesetzt und gezeigt, wie über diesen Grundfragen sich die ganze komplizierte Fülle der Einzelprobleme verästelt, auf die hier natürlich nicht im einzelnen hingewiesen werden kann. Es fällt einem förmlich wie Schuppen von den Augen, wenn sich z. B. bei der Analyse des Ressentiments und seiner Entstehung oder in dem Schlußkapitel dieses Aufsatzes der ganze Reichtum der Welt der Akte und ihrer ethischen Schattierung auftut, der der neueren Psychologie und Ethik so völlig verschlossen blieb. Irrig erscheint mir allerdings in der sonst so feinen und tiefen Fassung des Ressentiments die Auffassung Schelers, als ob das Ressentiment aus verdrängter Rache ableitbar wäre, während es im tiefsten Sinne, in dem es allein die ethische Bedeutung, die Scheler ihm gibt, beanspruchen kann, den in dem oben

besprochenen Aufsatz so tief gezeichneten Stolz zur Grundlage hat und nur als Konsequenz dieser Haltung auftreten kann. Sehr bedauerlich ist, daß Scheler bei der Untersuchung, ob sich von Ressentiment getriebene Elemente historisch in das Christentum eingemischt haben, viel zu wenig auf den Geist gewisser Personen blickt, der jedes Ressentiment von vornherein ausschließt, sondern einzelne Aussprüche auf ihre mögliche Ressentiment-Intention losgelöst ausdeutet, was am groteskesten in der Annahme zum Ausdruck kommt, beim heiligen Paulus verberge sich hinter einem Ausspruch Ressentiment; ja, Scheler verfällt hier selbst in denselben Fehler, den er an anderer Stelle so treffend aufdeckte, daß er die äußere Ähnlichkeit von Vorschriften der Stoa und gewissen christlichen Institutionen, so der Gesellschaft Jesu, für eine Geistesverwandtschaft hält. Und doch kann wohl kaum etwas der Selbstherrlichkeit der Stoa Entgegengesetzteres gedacht werden als der Geist des heiligen Ignatius, der so plastisch in den herrlichen Schlußworten der Exerzitien zum Ausdruck kommt: ‚Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit . . . nur deine Liebe und Gnade gib mir, dann bin ich reich genug und verlange nichts weiter.‘

Ganz in diese Problemreihe gehört auch der an Gedanken ebenso reiche wie feine Aufsatz ‚Zur Idee des Menschen‘. Wenn auch hier, wie mir scheint, derselbe Fehler vorliegt, der sich in der Fassung der Demut geltend machte, daß der kreatürliche Charakter des Menschen zu sehr verwischt wird, und die Eigenart der begrenzten, geschöpfhaften, geistigen Person ‚Mensch‘ gegenüber der göttlichen ungeschaffenen, unbegrenzten Person fast verschwindet, und so die Kluft zwischen dem nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Geschöpf und Gott selbst, die auch zwischen dem Heiligen im Himmel und Gott bestehen bleibt, zu einer bloß graduellen gemacht zu werden Gefahr läuft, so werden doch Zusammenhänge von großer Bedeutung aufgedeckt und bleibt die Auffassung des Menschen als ‚Gottsucher‘ sowie die Trennung des Menschen als ‚Natureinheit‘ und als ‚Träger der Kultur‘ sehr tief und wichtig. Glänzend ist die Polemik gegen die Vertreter der Lehre, die Idee Gottes sei ein Anthropomorphismus, sowie der Nachweis, daß ihre Haltung der eigenen Behauptung geradezu widerspricht. Von besonderer Bedeutung sind die Ausführungen über das ‚Wort‘ und das, was die Einheit eines Wortes ausmacht, die in ihrem Reichtum eine Fundgrube von Argumenten gegen die modernen Nominalisten und ihre naive Auffassung des Sprachproblems darstellen.

Wer diese Aufsätze liest, sieht, daß eine Problemstellung bei Scheler immer wiederkehrt, die geradezu als die für ihn charakteristische Fragestellung bezeichnet werden kann: es ist der Gegensatz der Welt in ihrer objektiven Wertordnung, die ihre letzte Heiligung nur durch Gott erhält und einer von ihrer Verankerung in Gott losgelösten und durch den Menschen in ihrer Wertordnung verkehrten Welt. Dieser Gegensatz der Weltauffassung von ‚unten‘ und von ‚oben‘ kommt zum Ausdruck in der Gegenüberstellung von Stolz und Demut, Ressentiment und göttlich herablassender Liebe, liberalem Gleichheits- und Brüderlichkeitsideal und christlicher Liebesgemeinschaft und vielem andern. Alle konkreten Geisteshaltungen und Geistesströmungen, Ideen und Akte daraufhin zu untersuchen, welcher dieser beiden Welten sie letztlich entstammen, dem ‚Gottesreich‘ oder dem Reiche ‚der Welt‘, ist Schelers eigentlichstes Bestreben, und man kann ihm dafür nicht genug danken, wenn er auch im einzelnen in der Zurechnung zu der einen oder der andern Sphäre manchmal fehlgehen mag.

Dies ist auch der leitende Gedanke der drei soziologischen Aufsätze, in denen

Scheler die großen sozialen Erscheinungen der modernen Welt auch in gewissem Sinne auf ihre Verankerung in einer dieser beiden Welten hin untersucht. Besonders geschieht dies in dem Aufsatz ‚Der Bourgeois' und ‚Der Bourgeois und die religiösen Mächte', wo er die Abhängigkeit des kapitalistischen Geistes von Veränderungen des religiösen Lebens aufzuzeigen versucht. Nicht genug ist ihm zu danken, wenn er dort, anknüpfend an Max Weber, der unsinnigen Behauptung Sombarts, der sich bedauerlicherweise auch Franz Xaver Keller anschließt, entgegentritt, daß eine Begünstigung des kapitalistischen Geistes durch die Thomistische Welteinstellung stattgefunden habe, und dabei die geradezu von elementarsten Mißverständnissen strotzende Interpretation der Thomistischen Wertordnung durch Sombart zurückweist, und zeigt, daß vielmehr die Reformation in diesem Sinne gewirkt habe. Aber in allen drei Aufsätzen ist der vorhin erwähnte leitende Gegensatz lebendig — in der Gegenüberstellung von Bourgeois und kapitalistischem Geist einerseits und dem ‚vorkapitalistischen natürlichen Menschen' andererseits, von ‚aristokratischer' und ‚demokratischer' Wertordnung, die Scheler sehr richtig von der jeweiligen Wertordnung einer faktischen Aristokratie und Demokratie trennt. Wenn man hier im einzelnen in der Beurteilung und Erklärung gewisser sozialer Erscheinungen Bedenken haben mag, so ist allein schon die Betrachtung dieser Erscheinungen nach ihrer letzten Abstammung und Zugehörigkeit von größter Bedeutung, da sie die Bearbeitung dieser Fragen von der tiefsten Problemstellung aus darstellt.

Neben diesem Kreis von ethisch soziologischen Aufsätzen stehen ästhetische, erkenntnistheoretische und konkret soziologische Abhandlungen, die den Reichtum und die Tiefe der Schelerschen Ideenwelt von neuen Seiten zeigen; sie auch nur in der bisherigen Weise anzudeuten, müssen wir uns hier versagen, wie ja auch das Ganze nicht eine irgendwie erschöpfende Kritik, sondern nur ein Hinweis auf den Wert und die Art des schönen Buches sein sollte.

Möge sich niemand durch den etwas schweren Stil, der stellenweise durch die Überlastung einzelner Perioden das Verständnis nicht gerade leicht macht, abhalten lassen, sich in dieses Werk mit Hingabe zu vertiefen, das wie kaum ein anderes in der neueren philosophischen Literatur Licht in die tiefsten Fragen bringt, die für jeden Denkenden im Mittelpunkt des geistigen Lebens stehen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Von Marie Louise Freiin von Hutten-Stolzenberg waren mir zwei Bücher bekannt, die auf mich keinen rechten Eindruck gemacht haben. Sie erscheint jetzt als M. von Hutten mit einem Roman ‚Rufende Weite', der Freude macht. Er gibt keine Veranlassung, Hymnen anzustimmen und von seiner Verfasserin als einer neuen Dichterin zu sprechen. Aber es ist schon genug, daß man von einer markvollen Erzählerin sprechen darf, wie sie im katholischen Lager selten genug gefunden wird. Zunächst etwas Merkwürdiges: eine Frau schreibt den Roman des

* M. von Hutten, ‚Rufende Weite'. (J. P. Bachem. Köln. M. 4.60.) Nanny Lambrecht. ‚Eiserne Freude'. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 4.50.) Otto Pietsch, ‚Das Gewissen der Welt'. (J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart, M. 6.—.) Jacob Wassermann, ‚Das Gänsemännchen'. (S. Fischer, Berlin, M. 7.50.) Julius Lewin, ‚Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki'. (Ebenda, M. 4,50.)

jungen Mannes! Und sie schreibt ihn so, daß sie im psychologischen Erfassen selbst hochbedeutende Schwestern zur Seite drückt. Allgemein bekommt der junge Mann unter weiblichen Händen etwas übel zu empfindendes Weichliches, sie verpfuschen des Herrgotts Schöpfungen, diese sorgsamen weiblichen Hände. Und wie man im Leben den ausschließlich in weiblicher Erziehung gewordenen jungen Mann sofort unliebsam erkennt (soferne er nicht ein besonderer und starker Charakter ist), so wittert man den von schreibenden Damen wie von wirklichen Dichterinnen geformten jungen Mann schon auf der ersten Seite. Und so ist es merkwürdig, daß M. von Hutten ihren Timm Harkopp zu einem überzeugenden, lebenskräftigen und gesunden Menschen machen konnte. Dieser Timm ist der einzige Sohn von Bauersleuten, in der Erziehung und Schule ein bißchen schwierig, da ihm irgendein Vorfahr zu seiner bäurischen Energie auch einen Tropfen träumerischen Elementes vererbt hat. Aus diesem Widerstreit einen Charakter zu machen, ist der Verfasserin gut gelungen; sie läßt einen Lehrer sich entwickeln, aber einen Lehrer, wie man ihn gerade am Gymnasium nur zu selten findet, einen Lehrer, vor dem man Respekt hat, weil er der gute ältere Freund der zu Erziehenden ist. Es werden einige Betätigungen in dieser Art erzählt, die überzeugend sind. Und Timm fühlt diesen seinen Beruf (im höchsten Sinne und als Berufung) so stark, daß er ihm auch eine herzliche Neigung opfern kann. Ob der Leser diesen Schluß für sehr überzeugend hält, ist fraglich. Mir will es scheinen, als käme da eine leise realistische Verstiegenheit hinein, die, falls sie glaubhaft hätte wirken sollen, anders und eindringlicher hätte dargestellt werden müssen. Neben dieser Timm-Entwicklung läuft noch eine andere, die eines jungen Adligen, dessen Leichtfüßigkeit wieder mit glücklicher Psychologie in Gegensatz und später in Harmonie mit ernsthafter Lebensverantwortung gebracht wird. Alles das ist zwar hundertmal dargestellt, aber ich finde, die Verfasserin hat es besser vermocht als die hundert, und sie wirkt umso angenehmer, als sie nicht als Anspruchsvolle auftritt. *Wie* sie schreibt, ist gleichfalls lobenswert gediegen; ihre Sprache ist ebenso weit von dem entfernt, was man ja wohl ‚flotte Schreibweise' nennt, wie von Originalitätshascherei. Ein schönes, gesundes Talent, dem man gerne wieder begegnen wird.

Originalitätshascherei — darf man *Nanny Lambrechts* Wesen mit diesem Wort charakterisieren wollen? Ich glaube nein. Sie hat Originalität, also braucht sie nicht darnach zu haschen. Höchstens könnte man sagen, daß die Originalität, nicht ganz unbewußt, ein wenig anstrengt. Es hat ja nun auch keinen Zweck, sie anders oder nur gebändigter zu wünschen. Denn anscheinend hat sie doch weder Willen noch Fähigkeit, die Möglichkeiten ihres Talentes auszubilden. Und schließlich ist ihre erdhafte Unbändigkeit inmitten so vielem Süßlichen und Verlegenen noch immer ein merkwürdiges und erregendes Schauspiel. Ich wenigstens sehe sie von Zeit zu Zeit gern, uno sie erinnert mich dann immer an ein Cowgirl, nicht in den argentinischen Pampas, denn die kenne ich nicht, sondern an ein Cowgirl im Zirkus. Sie hat da einen muskulösen, nervösen und hartmäuligen Gaul, der in der Arena mit Sporen, Kandare, einigen an geeigneter Stelle applizierten Pfefferkörnern und mit sehr viel Revolverschüssen wild gemacht wird und den Eindruck einer Bestie erweckt, die er gar nicht ist. Aber wenn er so im Rasen ist, dann spielen die Muskeln, der letzte Funken von Temperament kommt zutage, und schließlich wird's ein ästhetisches Schauspiel. So geht der Unband Nanny Lambrecht mit seinem Talent um, und eigentlich ist es selbstverständlich, daß sie sich damit an einen Kriegsroman machen mußte, noch mehr selbstverständlich: an einen Kriegsroman aus der Lütticher Gegend, die sie so gut

kennt. Wenn ich mir nun diesen Roman ‚Die eiserne Freude' wiedervergegenwärtige, so habe ich den Eindruck eines berauschten Durcheinanders, eines überhitzten Gewühls, welches eigentlich den Taumel der ersten Kriegstage in der Heimat und den Blutrausch der Kämpfe in der Wallonie überzeugend wiedergibt. Die impressionistische Art der Lambrechtschen Kunst ist hier am rechten Platz; das Durcheinanderwühlen, Toben, die Explosionen, Zivil und Militär in verbissenem Knäuel — das hat wirklich Überzeugungskraft: es ist sogar so vollständig elementarisches Gewühl geworden, daß man Personen und Gesichtszüge nicht mehr erkennt. Ich habe gehört von mehreren Aachener Fabrikantensöhnen, die in dem Roman vorhanden sein sollen, von Frauen und Bräuten — ja, aber ich habe sie nicht erkannt, sie stecken im Knäuel, das Menschenschicksal ist nebensächlich, und nur die Lütticher Notarstochter windet sich, zuweilen deutlicher, blaß und leidenschaftlich durch das Gewühl. Diese nebensächliche Behandlung des Menschlichen ist kaum Absicht, denn sonst hätte Nanny Lambrecht selber auf nachhaltige Wirkung, welche nur von Menschen ausgehen kann, verzichtet. Nein sie hat sich einfach in den Taumel gestürzt und das Wesentliche vergessen. Ist nun einmal ihre Eigenart, und hier mag wohl zum Überfluß auch die Fixigkeit der Muse hinzukommen, denn ich entsinne mich, vor einem Jahre bereits den Roman in einer Berliner Wochenschrift gesehen zu haben. Zu dieser Fixigkeit stimmt denn auch das unbekümmerte Behandeln des Militärisch-Technischen. Sie erzielt dadurch eine Anzahl gewiß nicht beabsichtigter komischer Wirkungen, und jeder Musketier, vorher eingehend befragt, hätte sie vor dieser Art Wirkungen bewahren können. Auch erzählt sie von merkwürdigen Monstren von Revolvern — ‚Zwölfmillimeter, Zentralfeuerung, mit selbsttätigem Patronenauswerfer', oder von Gewehren ‚Marke Feinkorn' — Kleinigkeiten, gewiß, aber wer sorgsam arbeitet, ist auch in Kleinigkeiten treu. Das liegt am Verantwortlichkeitsgefühl des Künstlers seinem Werke gegenüber, zum Teil auch ein wenig an der unbewußten Erkenntnis, daß eine Summe kleiner Mängel einen großen Mangel ausmacht.

* * *

Vor einigen Jahren konnte man im Feuilleton einer großen Berliner Tageszeitung einen merkwürdigen Roman lesen, dessen Titel ich nicht mehr weiß, der aber die Geschichte eines Gentlemann-Verbrechers eigentümlich nüchtern und eindringlich, asketisch-schmucklos und sachlich erregend erzählte. Als Verfasser zeichnete Otto Pietsch, ein literarisch Unbekannter. Durch Jahre hörte man nichts mehr von ihm, bis jetzt in derselben Zeitung ein neuer Roman erschien, der nun in Buchform vorliegt. Er heißt ‚Das Gewissen der Welt', und wieder zeigt sich der Verfasser als eine merkwürdige und bedeutende Persönlichkeit, nicht literarische Persönlichkeit, sondern Persönlichkeit schlechthin, dem es nur um das zu tun ist, was er erzählt, und in einer seltsamen Mischung von Journalismus, Wissenschaftlichkeit und einem Teil Darstellungskraft die geistige Atmosphäre der letzten vierzig Jahre darzustellen unternimmt. Was man kunstmäßig Roman nennt, kommt nur in einem kurzen ersten Teil zur Geltung, als Pietsch die Jugend- und die Jünglingszeit des ostpreußischen Findelkindes Theodor Marten erzählt. Später ist dieser Marten in Amerika nur Personifikation des Gewissens der Welt, Registrator, Beobachter — etwa wie einer der Zola'schen Helden, die auch nur da sind, um des Verfassers Ansichten und Meinungen zu vertreten. Der eigentliche Held, der unsichtbar aber gefühlt durch das Buch gespenstet, ist die Habgier, die Habgier der amerikanischen Dollarkönige, der Engländer, der Russen, eine Habgier, die

mit Menschenleben, Menschenrechten, ja mit ganzen Völkern spielt und die es gewesen ist — das fühlt man nach diesem Buche in innerster Seele —, die einen Weltbrand von 1914 verschuldet hat. Wenn Pietsch Deutschland unter den schuldigen Völkern nicht nennt, so tut er recht daran, denn mag wirklich der einzelne Deutsche von dem verbrecherischen Geiste mehr oder weniger bewußt gewesen sein: Die Nation erscheint, aus der Höhe gesehen, fast makellos. Sonst wären sie ja auch des Sieges nicht wert, des Sieges über den verbrecherischen Geist der Habsucht, der die Welt geknechtet hat. Denn dieser Kampf ist ein notwendiger, gottgewollter Kampf zwischen Geist und Geist, freilich mit der Faust ausgefochten, denn der Geist muß sich der Faust bedienen, und vielleicht wirkt dieses so ernsthafte und gründliche Buch auch ein wenig klärend auf die Erörterung der Kriegsziele, welche nicht in einem Zuwachs an Land für uns bestehen, sondern im Zuwachs an unserer geistigen Macht. Pietsch sagt das nicht, aber es ist eine natürliche Folgerung für den, der die Pietsch'sche Darstellung als richtig erkennt. Und wenn ich oben sagte, daß Pietsch sich in diesem merkwürdigen Buche nicht als literarische Persönlichkeit, sondern als Persönlichkeit schlechthin zeigt, so heißt das doch nicht, das die literarischen Qualitäten des Werkes gering einzuschätzen wären. Gewiß war vorerst eine geschichtsphilosophische Absicht da, aber in der Ausführung dieser Absicht zeigt sich auch ein bedeutender Darsteller, der mit einem gediegenen Tankretismus das auch darstellerisch beweist, was er (innerlich) behauptet. Die Abschnitte des Buches, die den Brückeneinsturz behandeln, den russisch-japanischen Krieg, sind von einer zähen Eindringlichkeit, die von der mitschwingenden Absicht beflügelt wird. Alles in allem ein seltenes Buch, das, trotzdem es kein Wort vom Kriege enthält, doch viele diesen Krieg verstehen lehren wird.

* * *

Wenn Otto Pietsch mit treuer Hingabe seiner Idee dient, so macht Jakob Wassermann den Eindruck, als diene er fanatisch einer großen Kunst. Sein Roman ‚Das Gänsemännchen' hat ganz das Aussehen des großen Kunstwerkes; er hat verblüffende Mannigfaltigkeit, einen sorgsam gepflegten Stil, der wieder Natur geworden zu sein scheint, hat Spannung, bedeutsames Problem und ist, eine Seltenheit bei modernen Romanen, ganz angefüllt mit Menschen unserer Zeit. Aber es ist seltsam, man schaut von Seite zu Seite peinlicher erregt auf dieses Gebilde, welches das Aussehen des großen Kunstwerkes hat und schüttelt den Kopf. Er erzählt auf 600 Seiten die Geschichte des Musikers Daniel Nothafft, eines Mannes von Genie, der in Nürnberg lebt und mit leidenschaftlicher Inbrunst nach großen Werken ringt. In einem wohlgeordneten bürgerlichen Gemeinwesen fällt er natürlich auf, um so mehr, als er (wie Hebbel ein ‚Menschenfresser') zwei Schwestern an sich reißt, von beiden Unmenschliches fordert und beide zugrunde richtet. (Der Philisterwitz sagte: Das Gänsemännchen; unter jedem Arm eine Gans.) Wassermann hat keine Spur von Leichtfertigkeit in der Behandlung dieser Doppelehe. Und sein Nothafft folgt auch nur einem als ‚unwiderstehlich' erkannten Gebot seiner dämonischen Natur: seine Kunst braucht beide Schwestern. Sie ist ein Moloch, dem die Mädchen zum Opfer fallen mögen, wie er dieser Kunst Opfer ist. Was nun um den Kern dieser Geschichte sich ringelt und drängt, ist eine unheimliche Fülle merkwürdiger Menschen. Das Pathologische herrscht, aber auch der Naivität, der Kindlichkeit, der Einfachheit ist genüge getan. Stellenweise stößt man auf feine Bemerkungen und sieht Menschen und Verhältnisse zuweilen überraschend und überzeugend beleuchtet. Und doch ist dieser ganze große Roman

nicht geworden, sondern gemacht. Gemacht durch den starken Willen, Bedeutsames zu leisten, und durch ein bildsames Talent, welches diesem Willen gehorsam ist. Um ein Gleichnis zu gebrauchen: er möchte ein Rafael Sanzio sein und ist ein Rafael Mengs — ein Epigone, der zwar weiß, wie es gemacht werden muß, der aber weder Blut noch Kraft hat, es zu machen. Eigentlich ein tragischer Charakter, käme nicht noch etwas dazu, was in der Rasse Wassermanns liegt: eine hastige Betriebsamkeit, eine lebhafte Selbstgefälligkeit, ein Schielen nach den großen Konkurrenten, um zu sehen, wie die es machen, und dann zu sagen: das kann ich auch. Ja, er kann es auch, oder es sieht wenigstens so aus, als könnte er was. Das Publikum merkt es kaum, die Aufmachung blendet, und die Auswahl ist wirklich kolossal. Wassermanns Kunst ist ein literarisches Warenhaus, und der Chef steht hinter der Drehtür und komplimentiert. Er führt selber herum, alle seine Stoffe haben glänzende Appretur, das Steingut sieht aus wie Porzellan und hat sogar richtige Fabrikmarken, die Teppiche sind, das schwört er, echt Brüssel und Tournai, kurz, alles sieht so aus, als ob, und ist es doch nicht. Ein Mann der Aufmachung. Merkt man das erst, und ich gebe zu, es ist wirklich nicht leicht zu merken —, so fällt die ganze Hoffnung zusammen. Der so gepflegt aussehende Stil, der natürlich den großen Einsiedler von Croisset imitiert, ist breite Schwatzhaftigkeit, die so originellen Figuren sind E. Th. A. Hoffmannscher Herkunft, natürlich durchaus modernisiert, und nichts bleibt übrig als der Fleiß, der an die 600 geschriebenen Seiten gewandt ist.

* * *

Mit Vergnügen habe ich ein seltsames Buch von Julius Lewin gelesen: ‚Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki'. Wie gesagt, ein seltsames Buch, da es einfach, unbekümmert, ein wenig wunderlich und dabei abwechselungsreich, gepflegt und lebensecht ist. Eine etwas verwickelte Geschichte aus einer Posenschen Kleinstadt, im Grunde nichts weiter als die Lebensgeschichte eines polnischen Durchschnittsadligen. Es ist Detektivroman und Idyll, Kulturstudie und spannende Handlung — welches alles aber durch die feine Kunst des Verfassers zusammengehalten, verschmolzen und vollendet wiedergegeben ist. Und um so erfreulicher ist das Buch, als es ganz ohne Anmaßung erscheint und nichts sein will als eine einfache, gute Erzählung. Die Kleinwelt des polnischen Ostens ist durchaus in der Erzählung, im Dialog ist die gravitätische, eindringliche, nervöse und leidenschaftliche Sprechweise des Polen vorzüglich festgehalten. Es ist ein Buch, mit dem die meisten Menschen nichts Rechtes anzufangen wissen werden, das aber dem Genießer einige reizvolle Stunden zu geben vermag.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Nov. 1915*

Serbien war! Zwar bestehen sein Land und Volk fort, ob aber der zerbrochene Staat, das niedergeworfene Königreich wieder aufleben wird, ist eine Frage der Zukunft, deren Beantwortung vom Kriegsausgange abhängt und erst bei den Friedensverhandlungen erfolgen wird. Hier sollen nur Geschehnisse, vollzogene Tatsachen gewürdigt werden. Nach Zertrümmerung der serbischen Kriegsmacht können wir nun befriedigt rufen: ‚Ein Feind weniger!' Im Oktober 1915 war zu verzeichnen: ‚Ein Freund mehr!' Sonach ist jetzt unsere Kriegsrechnung günstig, denn um dasselbe Maß, wie durch den Anschluß Bulgariens unsere gesamte Streitmacht sich mehrte, minderte sich diejenige unserer Gegner durch die Ausschaltung Serbiens. Den Hauptgewinn aber bildet, daß die Länder des Vierbundes zwischen Nordsee und Indischem Meere nunmehr einen zusammenhängenden, militärisch, politisch und wirtschaftlich gegenseitig sich unterstützenden Block bilden.

Doch sind deswegen für einen glücklichen Ausgang des Völkerkampfes die uns entgegenstehenden Schwierigkeiten noch nicht viel weniger. Dazu gehört z. B. das große Sprachengewirr, das in dem aus dem Deutschen Reiche, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Türkei bestehenden ‚Vierbunde' fast ebenso herrscht wie in dem aus den Mächten Großbritannien, Frankreich, Italien, Rußland, Japan, Montenegro und Monaco sowie ‚weiland' Belgien und Serbien zusammengesetzten ‚Einkreisungsverbande'. Unzweifelhaft bildet die Sprachverschiedenheit eine äußerliche Erschwerung der Verständigung für die nebeneinander kämpfenden Bundestruppen, wenn solche auch durch Sprachübersetzer verhältnismäßig leicht zu überwinden ist. Härter ist jedoch die innerliche Erschwerung, die durch die gegensätzlichen Verschiedenheiten der Völker- und Streitmacht-Eigenarten bedingt wird. Auf diesem Gebiete entstehen nach geschichtlichen, immer wieder sich wiederholenden Erfahrungen sehr leicht selbsttätig Mißverständnisse und Reibungen. Daraus können dann durch Unduldsamkeit und Eifersucht, namentlich bei Mißerfolgen und Rückschlägen, doch auch bei Siegen durch Selbstüberhebung schwerwiegende Nachteile eintreten. So kam es in früheren Kriegen, die von verbündeten Heeren geführt wurden, häufig vor, daß die Früchte siegreicher Feldzüge dadurch wieder verloren gingen. Bei der Einigkeit der obersten Kriegsherren und Heerführer des neuen Vierbundes sowie angesichts des vom Einkreisungsverbande dauernd ausgeübten Druckes ist solche schlimmste Möglichkeit wohl ausgeschlossen. Schädlich hemmend wären jedoch schon Verstimmungen zwischen einzelnen Teilen unserer gemeinsamen Streitkräfte. Kommt es doch sogar im Frieden vor, daß Mannschaften zweier Kompagnien desselben Truppenteils miteinander leicht in Streit und Hader geraten, wenn etwa die eine Kompagnie sich brüstet, besser zu sein als die andere. Im Felde bei dem Wettbewerb um höchste Kriegsleistungen sind aber eifersüchtige Reibungen um so leichter möglich, wenn Truppen, die sich gegenseitig fremdartig sind, nebeneinander kämpfen und ihre beiderseitigen Erfolge oder Mißerfolge vergleichend ab-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Oktober 1915' Hochland, Dezemberheft Nr. 3 von 1915/16 Rundschau S. 363.

schätzen. Nach langjährigen dienstlichen Kriegs- und Friedenserfahrungen sind derlei unliebsame Vorkommnisse bei Mannschaften fast immer auf weitererzählte unvorsichtige Äußerungen einzelner Offiziere zurückzuführen, die bei dem Ansehen der Vorgesetzten mächtig auf die Untergebenen wirken. Selbstverständlich kann es sogar unter hochgebildeten Oberführern nicht ausschließlich ‚feinfühlige Engel' geben; auch sie sind allzumal Sünder. Alle Gefühls- und Gemütsabstufungen sind unter ihnen vertreten, auch macht langes Kriegsleben viele davon rauh und rücksichtslos. Besonders gefährlich für die hier berührten Erscheinungen ist der gräßliche Kriegsklatsch in den höheren Befehlsstellen. Namentlich von den wichtigtuenden jüngeren ‚Göttern' wird er eifrigst gepflegt und gelangt durch vertraute Beziehungen zu Kameraden in die Truppen. Vorwiegend hier dürfte die Wurzel des Übels liegen; da kräftigst einzugreifen, wäre Sache der Befehlshaber; unnachsichtig sollten diese jeden Unkrauttrieb ausrotten, vor allem aber auch dafür sorgen, daß sowohl im eigenen Verbande wie mit allen übrigen Teilen der verbündeten Heere treue Kameradschaft gepflegt werde, die leider vielfach mit Freundschaft verwechselt wird. Während diese auf inniger Zuneigung zwischen je zwei Wesen beruht und rein menschlich ist, hat die Kameradschaft eine sachliche Grundlage, nämlich das Bestreben, für ein gemeinschaftliches Berufsziel durch gleichmäßiges Zusammenwirken Erfolge zu erringen. Darum kann auch nur im Kriege soldatische Kameradschaft zur vollen Geltung kommen, wo es für die ‚Kameraden' gilt, mit allen verfügbaren Streitkräften sich gegenseitig zu helfen, den Sieg zu erringen. Jedoch geschieht dies nicht aus rein menschlicher Neigung zueinander, sondern sogar bei vorhandener gegenseitiger starker Abneigung in dem allseitigen sachlichen Bestreben sowohl aus Vaterlandsliebe wie auch zur Erreichung des gemeinsamen Kriegszieles der Bundesgenossen. Sorgsame Pflege solcher Kameradschaft sowie harte Unterdrükkung jeglicher Eifersüchtelei dürfen also die verbündeten Feldherren neben ihrer reinen Führertätigkeit niemals übersehen. Durch strenge Vermeidung von Mißhelligkeiten und eigenes kameradschaftliches Zusammenarbeiten sollen sie selbst vorbildlich wirken, denn schlechtes Beispiel der Vorgesetzten äußert sich höchst verderblich bei den Untergebenen. Bis jetzt sind übrigens solche schlimme Erscheinungen im neuen Vierbunde noch nicht offen hervorgetreten, nur vorbeugend soll hier vor den möglichen schlimmen Folgen gewarnt werden.

Nach wie vor liegt die Entscheidung des Weltkrieges noch immer auf dem europäischen Festlande. Dem entsprechend spielte sich zur See im November 1915 wie in den Vormonaten ein Kleinkrieg mit Tauch-, Flug- und Vorpostenfahrzeugen ab. Über die erzielten Ergebnisse und Kämpfe fehlen unbedingt zuverlässige amtliche Berichte. Nach unverbindlicher halbamtlicher Zusammenstellung ergibt sich für die Zeit vom 1. bis 15. November, daß ein deutscher Dampfer mit 1016 t in der Ostsee von einem feindlichen Kriegsschiff versenkt wurde; dagegen zerstörten deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote im Mittelmeere 27 gegnerische Handelsschiffe mit 112082 t, und zwar 10 britische, darunter 1 Hilfskreuzer, 6 französische, 6 italienische und 1 japanisches, außerdem 4 unbekannte feindliche Kriegsfrachtdampfer mit etwa 20000 t. Für die Zeit vom 16. bis 30. November fehlt solche Übersicht, man ist auf unsichere Zeitungsberichte angewiesen. Hiernach wurden zerstört 10 britische, 2 französische und 6 italienische Handelsschiffe, also insgesamt im November 35. An feindlichen Kriegsfahrzeugen gingen während des Monats zu Verlust durch Tauchschiffe, Minen, Strandung und Zusam-

menstoß mit eigenem Schiff von der britischen Flotte: 1 Zerstörer, 2 Torpedoboote, 2 Kanonenboote, 2 Wachschiffe, 1 Hilfskreuzer und 1 Lazarettschiff, von der französischen: 1 Torpedo- und 1 Unterseeboot, von der russischen: 1 Führerschiff der Minensucher. Endlich liefen 5 neutrale Handelsschiffe im Britischen Kanal auf Minen: 1 norwegisches, 2 holländische, 1 amerikanisches und 1 griechisches. Auf den Kriegsverlauf übten alle diese Opfer nur mittelbaren Einfluß.

Im Westen fanden während des 16. Kriegsmonats keine größeren Kämpfe statt, die gegenseitigen Feindseligkeiten bestanden in lebhafter Artillerie- und Fliegertätigkeit, Minensprengungen, Handgranatenwerfen und Patrouillenzusammenstößen. Nur wenige Infanterieangriffe, und zwar in geringem Umfange wurden mit wechselndem Erfolge durchgeführt, ohne eine durchgreifende Entscheidung zu bringen. Im allgemeinen trat keine Änderung der Lage ein, und sind die militärischen Kriegsgrenzen am Monatsschlusse noch ebenso gestaltet wie am Anfange und wie nun seit einem Jahre schon. Anscheinend belehrte der Ende September und anfangs Oktober 1915 zur Unterstützung Serbiens in größtem Maßstab und mit außerordentlichen Blutverlusten unternommene erfolglose Durchbruchsversuch der Franzosen und Briten unsere Feinde eindringlich, daß die Mittelmächte mit dem serbischen Feldzug kein leichtsinniges Abenteuer unternahmen, sondern ihn im vollen Vertrauen auf die Stärke ihrer Abwehrstellungen im Westen, Süden und Osten durchführen konnten, sich deshalb durch jene Angriffe davon nicht abhalten ließen.

An der italienisch-österreichisch-ungarischen Grenze reihte sich im November die vierte ‚Isonzo-Schlacht' fast unmittelbar an die dritte an und blieb für die welschen Angriffe ebenso ergebnislos und opferreich wie diese. Vermutlich sollte auch sie die Serben entlasten, außerdem jedoch vor dem Zusammentritt der italienischen Kammer aus politischer Notwendigkeit kriegerische Erfolge erzwingen. Nun dauert der fruchtlose Kampf auf diesem Kriegsgebiete ununterbrochen schon über 6 Monate. Wie man sich über die welsche Angriffszähigkeit, die in der Kriegsgeschichte der Italiener noch kein Vorbild besitzt und wohl eine Frucht der allgemeinen Wehrpflicht sein dürfte, erstaunen muß, ebenso bewundern muß man die mutige Standfestigkeit der österreich-ungarischen Verteidigung, die ihre Hauptstellungen in der ganzen Grenzausdehnung tapfer behauptet und bis jetzt jeden Durchbruchsversuch gegen eine vielleicht viermal so starke Überzahl behauptete. In blinder Wut über ihre Mißerfolge vernichteten die rachsüchtigen Italiener die wehrlosen offenen Städte Görz und Riva durch Geschützfeuer, dabei wertvolle Geschichts- und Kunstdenkmäler zerstörend und der armen, von ihnen zu ‚erlösenden' Bevölkerung Tod und Verderben bringend. Hoffentlich ermöglicht die Zukunft ausgiebige Vergeltung auf italienischem Gebiete! Mit Hindenburg würden sich alle Deutschen über eine vernichtende Niederlage der Italiener ganz besonders freuen.

Den Hauptkriegsschauplatz des Völkerkampfes bildete im November wie im Oktober 1915 das Balkangebiet. Vortrefflich angelegt und durchgeführt, in ausgezeichnetem einheitlichen Zusammenarbeiten der deutsch-österreichungarisch-bulgarischen Heere, gelang der serbische Feldzug ganz nach Absicht in glänzender Weise. Obwohl die serbischen Truppen sich tapfer und zäh schlugen, sogar wiederholt zu kräftigen, verzweifelten Gegenangriffen übergingen, ferner schlechte Witterung und gebirgiges Gelände in Verbindung mit mangelhaften Verkehrswegen dem Vorgehen der Verbündeten erhebliche Hemmnisse bereiteten, so gelang es der geschickt gesammelten und von drei Seiten, aus Nordwest, Nor-

den und Osten, angesetzten bedeutenden Übermacht dennoch, bis Ende des 16. Kriegsmonats nahezu ganz Serbien zu besetzen, dessen Streitmacht in einzelnen örtlichen Kämpfen aufzureiben und die Reste zu zersplittern. Fast seine ganze Artillerie und etwa 150 000 Mann, die Hälfte seines Bestandes, als Gefangene verlor das serbische Heer an die Angreifer, ungerechnet die nicht bekannten blutigen Verluste. Am Monatsschlusse war nur etwa ein Viertel bis ein Drittel seiner Stärke noch kampffähig im Rückzuge über die Grenzen nach Albanien und Montenegro; abgesplitterte Reste hielten sich bei Monastir und Umgegend. Durch die trefflichen Gegenmaßnahmen der Bulgaren konnten die bei Saloniki unter Verletzung der griechischen Neutralität gelandeten und mit der griechischen Eisenbahn auf serbisches Gebiet beförderten britischen und französischen Truppen erfolgreich verhindert werden, die bedrängten Serben zu unterstützen und mit diesen sich zu vereinigen. Ungehindert von jenen Landungstruppen vollzog sich demnach das Vorrücken der Vierbundsheere in Serbien. Am 6. November eroberten diese Kraljewo und die wohlbefestigte zweite Hauptstadt Nisch, womit der durch die bulgarische (oder südliche) und die serbische (oder westliche) Morava gebildete Verteidigungs-Hauptabschnitt für die Serben unhaltbar wurde. Von da ab ging es, ohne daß es zu einer großen Entscheidungsschlacht kam, zügig weiter an die serbische Westgrenze, die Ende November erreicht wurde. Unaufhaltsam wurde die Verfolgung fortgesetzt, die Vortruppen drangen bereits in Montenegro und Albanien ein. Glänzenden Monatsabschluß bildete der bulgarische Sieg am 30. November bei Prizren, wo 15 000 Serben gefangen, viele Gebirgsgeschütze und sonstige Kriegsgeräte erbeutet wurden. Bis auf einen schmalen Streifen von Südserbien war jetzt das Land im Besitz des Vierbundes. Damit war der Feldzug zwar schon gewonnen, aber noch nicht beendet; nun sind erst die ‚Aufräumungsarbeiten' vorzunehmen. Denn das ‚Königreich' genannte Bezirksamt Montenegro muß ebenfalls unterworfen werden, die dorthin und nach Albanien geflüchteten Reste des serbischen Heeres sind weiter zu verfolgen, die an der albanischen Küste und in Südserbien befindlichen italienischen, französischen und britischen Landungstruppen zu schlagen. Vorläufig bleibt also das Balkangebiet noch Hauptkriegsschauplatz, bis alle feindlichen Streitkräfte davon vertrieben werden. Durch die Besetzung Serbiens gewann der Vierbund als Faustpfand für die Friedensverhandlungen mehr als 80 000 qkm mit etwa 4 Millionen Einwohnern.

Im Osten hielt der vorläufige Stillstand des Entscheidungskampfes, der während des 15. Kriegsmonats eintrat, auch im November 1915 noch an. Hier wie im Westen und Südwesten beschränkten sich die deutschen und österreich-ungarischen Streitkräfte ebenfalls auf Abwehr zum Festhalten des besetzten russischen Gebietes. Wohl zur Entlastung der Serben, um das Wegziehen von deutschen und österreich-ungarischen Truppen nach dem Balkangebiet zu verhindern, vielleicht auch aus irrigen Kundschafternachrichten über bereits erfolgte Schwächung der Stellungsbesatzungen unternahmen die Russen in der ersten Monatshälfte heftige Angriffe und Durchbruchsversuche in Kurland, bei Baronowitschi und besonders hartnäckig in Wolhynien mit vorübergehenden Einzelerfolgen. Doch wurden ihnen durch Gegenangriffe alle wieder entrissen. In der zweiten Monatshälfte herrschte auf dem östlichen Kriegsschauplatze im großen und ganzen Ruhe, es erfolgten nur kleinere Kämpfe, die auf die Kriegslage keinen Einfluß ausübten. Am Ende des Novembers lagen daher die militärischen Kriegsgrenzen noch ebenso wie am Monatsanfang zwischen Rumäniens Nordgrenze

und dem Rigaischen Meerbusen in schwach nach Osten ausgebogenem Striche. Noch immer sind von Galizien 3000 qkm in russischer Gewalt, während die deutschen und österreich-ungarischen Streitkräfte 300 000 qkm russischen Gebietes, also 100 mal mehr, besetzt halten. Im November betrug die gemeinsam gemachte Kriegsbeute in runden Zahlen 90 Offiziere, 16 000 Mann russische Gefangene und 40 Maschinengewehre, wovon etwa der vierte Teil auf das Gebiet des deutschen Oberbefehls traf. Wegen Einstellung des Bewegungskrieges fiel sie erheblich geringer aus als im Oktober, wo sie ungefähr dreimal so stark war. Im hinhaltenden Stellungskampfe bietet sich eben nur selten Gelegenheit hiezu.

Beim Übergang vom 15. zum 16. Kriegsmonat war es ein Jahr, daß die Türkei auf unserer Seite in den Völkerkampf eintrat. Große Truppenmengen des Feindes auf sich ziehend und dauernd fesselnd, verbrauchte sie während dieser Zeit in Abwehr der gegnerischen Angriffe selbst verhältnismäßig wenig eigene Kräfte. Demnach verfügt sie noch über eine starke, frische Streitmacht, die von der deutschen Heeresverwaltung reichlich mit Waffen, Schießbedarf, Kriegsgeräten und Ausrüstung aller Art versehen, nunmehr den festen Rückhalt des Vierbundes bildet und nach Herstellung der unmittelbaren Eisenbahnverbindung bei Bedarf auf jedem Kriegsschauplatz des zusammenhängenden Länderblocks eingesetzt werden könnte. Am Suezkanal kam es auch im November noch zu keinen entscheidenden Kämpfen. Allen Anzeichen nach besteht jedoch bei den Briten große Besorgnis vor einem großen türkischen Angriffe, gegen den sie nach Zeitungsberichten vorbeugend umfangreiche Verteidigungsmaßnahmen treffen. In Südarabien erlitt eine britische Kolonne aller Waffen anfangs November eine schwere Niederlage durch 12 000 Araber. Auf dem Gallipoli-Halbeiland an den Dardanellen wurden während des Monats wie im Oktober die nun seit dem Frühjahr dauernden Stellungskämpfe hinhaltend fortgeführt. Trotz offenkundiger Aussichtslosigkeit bleiben die britisch-französischen Landungstruppen an den besetzten schmalen Küstenstreifen festgeklammert. Im Kaukasusgebiet an der russisch-türkischen Grenze änderte sich im November die Kriegslage ebenfalls nicht. Zwar fanden in der ersten Monatshälfte heftige Kämpfe kleineren Umfanges statt, doch blieben sie einflußlos. Wichtige Ereignisse vollzogen sich aber in Mesopotamien. Im Laufe des Novembers wurde erst sicher bekannt, daß die britischen Truppen unter dem artilleristischen Schutze ihrer Kanonenboote längs des Tigris ziemlich weit aufwärts rückten und bis Monatsmitte schon bis Kut el Amara, rund 170 km südöstlich Bagdad, gelangten. Jedoch besetzten und beherrschten sie nur schmale Geländestreifen auf Geschützschußweiten längs der Ufer, statt sich nach der Kriegslehre etwa ebenso breit auszudehnen, als ihre rückwärtige Verbindung lang war (über 300 km). Dazu hätten sie jedoch viel größere, nicht verfügbare Truppenmengen gebraucht, auch würden die örtlichen Verhältnisse für den Truppenunterhalt usw. wohl zu schwierig sein. Gleichwohl setzten die Briten den Vormarsch bis auf 18 km Entfernung von Bagdad fort, wohl in der Meinung, diesen wichtigen Platz mittelst Handstreichs gewinnen und als Faustpfand für die Friedensverhandlungen durch ihre Schiffsverbindungen festhalten zu können. Hier aber ereilte sie das Verhängnis. Unter Führung eines geistlichen Hauptes der Schiiten ergriff schon anfangs November die Bevölkerung des ganzen Irak die Waffen gegen die Eindringlinge und verstärkte mit Tausenden von Kriegern die dortige osmanische Streitmacht. Am 22. und 23. November kam es nördlich Koreo und am Tigris westlich Kontumara zu Kämpfen, die für die Briten nachteilig

verliefen. Nach eigenen Angaben verloren diese 2000 Mann tot und verwundet und zogen sich am 24. ‚wegen Mangel an Wasser‘ etwa 6 km weit zurück, verfolgt von den Türken, die am 25. bei Ktesyphon erneut angriffen und die Briten zur ungeordneten Fortsetzung des Rückzuges unter Zurücklassung von 1000 Toten, aller Verwundeten, Waffen, Kriegsgeräte usw. zwangen. Bis zum 26. überstiegen die britischen Verluste mehr als 5000 Mann, außerdem verließen eine Reihe von entmutigten Offizieren und Mannschaften ihre Truppenteile. Auf den Dampfschiffen wurden an einem Tage 2900 Verwundete fortgeschafft. Selbst in dem stark befestigten Azizie kam der Rückzug am 30. November auch nicht zum Halten, sondern setzte sich noch 15 km südöstlich weiter fort; hier wurden die Briten in der Nacht zum 1. Dezember durch überraschenden türkischen Angriff gezwungen, bis nach Kut el Amara, 170 km südöstlich Bagdad, zurückzugehen. Reiche Beute aller Art machten die Türken, u. a. auch mehrere Flußkriegsfahrzeuge und Flugzeuge, die sie nun sogleich gegen die Briten verwenden werden. Rückzug und Verfolgung gehen weiter, den glänzenden türkischen Sieg vollendend, der uns den hohen Wert der osmanischen Bundesgenossenschaft neu bestätigt.

Von den anderen Kampfplätzen der Erde liegen nur dürftige, ungenaue Nachrichten vor, immerhin lassen sie erkennen, daß die Ereignisse dort starke Streitkräfte unserer Gegner, besonders der Briten, beanspruchen und dauernd fesseln. Sagte doch deshalb am 14. November in Kapstadt Minister Smuts: ‚Die Verbündeten hätten alle Hände voll zu tun. Man könne von Großbritannien nicht erwarten, daß es für alle Feldzüge der Welt Mannschaften zur Verfügung stelle.‘ Dabei ist zu berücksichtigen, daß in verkehrsarmen Gebieten mit größtenteils ungebildeten Bevölkerungen Feldzüge bei mangelnder militärischer Vorbereitung nur schwer in Fluß kommen und mehr Zeit beanspruchen, als die an raschen Verkehr gewöhnten, ungeduldigen Europäer erwarten können. Namentlich die mohammedanischen ‚Mühlen‘ mahlen langsam, jedoch sicher. In Indien soll im November besonders an der afghanischen Grenze die aufständische Bewegung stark sich vermehrt und die Gestalt ordentlicher kriegerischer Unternehmung angenommen haben. Afghanistan selbst ist noch neutral, doch bereiten persische Sendboten dort erfolgreich zum Kriege gegen Großbritannien vor. Vorläufig ist Persien ebenfalls streng neutral, doch macht sich hier infolge der Einmischung in die inneren Verhältnisse eine starke Strömung gegen Rußland und Großbritannien geltend, weshalb diese Mächte zur Bereitstellung starker Streitkräfte gegen die sich bildenden Streiftruppen genötigt sind. Mitte November erlitten ferner die Italiener schwere Verluste im tripolitanischen Nordafrika. Die Aufständischen, die über 20 Kanonen verfügen, machten viele Gefangene und besetzten die wichtigen Orte Fezzan, Dschefra, Raddan, Zaletin, Ursula, Misurata, Jurga und Tarbuna. Endlich sind unsere afrikanischen Schutzgebiete Kamerun und Ostafrika immer noch in erfolgreicher Abwehr gegen ihre Angreifer. Nach britischer Angabe soll die deutschostafrikanische Schutztruppe 4000 Weiße und 30 000 Farbige stark sein und angriffsweise in den feindlichen Nachbargebieten kämpfen, also gewaltige feindliche Streitkräfte fesseln, was mittelbar dem Heimatsheere zugute kommt.

Aus Briefen und Zeitungen, die Deutschamerikaner sandten, geht hervor, daß diese ‚in ihrem neuen Vaterlande, auf das sie stets stolz waren, von den englischen Bindestrichamerikanern seit Kriegsausbruch schnöde und erbärmlich behandelt werden und nun Heimweh nach dem alten Vaterlande bekamen. Man müsse in dieser Zeit

ein Engel sein, um die Geduld nicht zu verlieren, wenn man lese und höre, was dort täglich an Lügen und Schmähungen über Deutschland verbreitet werde. Von allen feindlichen Staaten, die das Deutsche Reich bedrängen, sei das heuchlerisch neutrale, geldhungrige Amerika der schlimmste Gegner. Würde der Vierbund besiegt, dann wären die Deutschamerikaner drüben weniger geachtet als die Straßenkehrer; deshalb bedingten unsere Erfolge auch für sie eine glückliche Zukunft'. Solche Zustände sind gewiß sehr bedauerlich, hoffentlich stacheln sie nun die Auslanddeutschen auf, möglichst viel beizutragen, um ihrer Heimat zu helfen. Doch so mußte es kommen, um sie hoffentlich ohne Schaden von ihrer Auslandssucht zu heilen und wieder fester an Deutschland zu ketten. Hier aber wird man hoffentlich das feindselige Verhalten der Englisch-Amerikaner dauernd im Gedächtnis behalten und ihnen nach dem Kriege möglichst ablehnend begegnen.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ging der amtliche Kampf gegen die durch den Lebensmittel- und Warenwucher herbeigeführte Teuerung bisher erfolglos fort. Wenig wirksam erwiesen sich die unbedingten Höchstpreise durch die künstliche Zurückhaltung der Marktzufuhr; vielleicht bessern sich die Verhältnisse nach Herstellung des unmittelbaren Eisenbahnverkehrs mit der Türkei. Selbst wer grundsätzlich für das ‚freie Spiel der Kräfte' eingenommen ist, muß zugeben, daß die von Amerika abgelauschten Ringbildungen (Kartelle, Syndikate, Trusts) der Hervorbringer und Händler mit den gewinnsüchtigen Festsetzungen der Verkaufspreise schon lange den früheren, den Verbrauchern günstigen Wettbewerb und damit jenes Kräftespiel ausschalteten. Ausgeschlossen erscheinen gesetzliche Verbote von Ringbildungen; auch deren hohe Besteuerung dürfte nicht abhelfen, vielmehr die Teuerung nur noch steigern. Nützen dürfte nur der hier schon gemachte Vorschlag der ‚bedingten Höchstpreise' (Hochland, Novemberheft Nr. 2 von 1915/16, S. 243), wenn jeder Hervorbringer und Händler z. B. nicht mehr wie Zehn vom Hundert seiner Selbstkosten als Geschäftsgewinn nehmen dürfte. Damit würde u. a. auch der Grundstückwucher, der durch Ausbeutung der Nachfrage eine außerordentliche Steigerung der Grundstückkosten und Mietpreise verursacht, lahmgelegt. Die jetzigen großen Preisschwankungen je nach Angebot und Nachfrage würden aufhören und allein noch von den Hervorbringungs- und Beschaffungskosten abhängen.

Beim Rückblick auf den 16. Kriegsmonat zeigt sich ein zufriedenstellendes, sehr günstiges Ergebnis. Während auf allen übrigen europäischen Kriegsschauplätzen die feindlichen Angriffe erfolgreich abgewehrt und die besetzten gegnerischen Gebiete behauptet wurden, konnte im November auf dem Balkangebiet der Feldzug gegen Serbien siegreich durchgeführt und dessen Streitmacht zertrümmert werden. Der neue festzusammenhängende, von den nördlichen bis zu den südlichen Meeren reichende, die Einkreisungsmächte trennende Länderblock des Vierbundes ist eine gediegene Grundlage für den Aufbau einer glänzenden Zukunft und für Erfüllung der kürzlich von ‚unserem' Hindenburg ausgegebenen Losungsworte ‚durchhalten und siegen'.

Abgeschlossen 1. Dezember 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Die Geständnisse Emil Olliviers.

Unter diesem Titel erschien in der Nummer vom 21. Februar 1914 des ‚Journal des Débats' ein Artikel, der das Ansehen Emil Olliviers, des Urhebers des deutsch-französischen Krieges von 1870, gänzlich zu vernichten imstande ist. Der Artikel ist von dem französischen Historiker Heinrich Welschinger unterzeichnet, der sich mit dem Kriege von

1870 schon immer beschäftigt hat, namentlich in dem Werke: ‚Über die Ursachen und Urheber des Krieges von 1870‘ und in einem scharfsinnigen Buche über ‚Bismarck‘. Mit französischer Schneidigkeit und Schärfe hat er besonders Emil Ollivier, den Justizminister und den Präsidenten des französischen Ministeriums, der mit ‚leichtem Herzen‘ den Krieg erklärte, als einen unfähigen und zugleich ehrgeizigen Mann angegriffen. Alle Kritiken, die gegen den unglücklichen französischen Staatsmann schon zu seinen Lebzeiten von Welschinger als dem ‚einzigen von der Presse‘ gerichtet worden sind, seien jetzt, so meint er selbst, ‚im reichlichsten Maße‘ gerechtfertigt worden durch den Briefwechsel Olliviers mit Napoleon III., mit dem Könige von Preußen und dem Prinzen Napoleon; ein Briefwechsel, den der ‚Figaro‘ am 14. Mai dieses Jahres zuerst an die Öffentlichkeit gebracht hat. Als infolge der ersten Niederlagen Frankreichs Ollivier sich mit seinen Ministern am 9. August von der Politik zurückziehen mußte, tat er es wie einer, dessen Talente verkannt wurden und dem man ein großes Unrecht zufügte. Voll von diesem Gefühle seiner Unentbehrlichkeit, ging er am 25. August nach Italien, um dort Hilfe gegen Deutschland nachzusuchen. Obgleich der Prinz Napoleon dasselbe schon vorher ohne Erfolg versucht hatte, hoffte Ollivier doch, glücklicher zu sein. Erstaunt war er daher, daß er in Italien auf mehr Kälte stieß, als er wähnte. Aber er verzweifelte trotzdem nicht, ‚daß er den Eifer seiner italienischen Freunde wieder anfachen werde‘. Die aus diesem Zuge hervorgehende Unfähigkeit, eine politische Lage zu beurteilen, stellt Welschinger mit diesen Worten in das unbarmherzige Licht der Kritik: ‚Er wird ganz und gar nichts anfachen. Die Bündnisversprechen, die vom Herzoge von Gramont der Anleihekommission gemacht und von Ollivier verstärkt wurden, waren nichts als eitel Rauch, und erst gegen Ende August beginnt der Unglückliche das zu bemerken.‘ Ollivier bleibt aber dennoch überzeugt von seiner politischen Tüchtigkeit, weiß aber nichts anderes zu tun, wie über die Unglücksschläge des Krieges zu zittern und seine Landsleute damit zu trösten, daß das Land, verwöhnt durch langjährige Wohlfahrt, diese Prüfungen vielleicht nötig habe; sich selbst tröstet er aber damit, ‚daß er nach seinem Falle der einfache Zuschauer eines Kampfes bleiben werde, zu dessen Erfolge seine Tätigkeit vielleicht nicht unnütz gewesen wäre‘. Er begreift keineswegs, daß seine Rolle beendigt ist und daß man nichts mehr von ihm will. Verletzt in seiner Eitelkeit durch die öffentliche Meinung, die ihm vorwirft, den Krieg aus persönlichem Hoch- und Übermute entzündet zu haben, geht er sogar so weit, dem Könige von Preußen zu schreiben, daß er zum Kriege nur geraten habe, um auf die Emser Depesche zu antworten; niemals habe er böse Absichten gegen Deutschland gehabt. ‚Seit 12 Jahren‘, schreibt er wörtlich, ‚verweigere ich Frankreich das Recht, die deutsche Einigung zu hindern oder den Rhein zu nehmen.‘ Doch das ist nicht alles gewesen. Als Ollivier noch im Amte war, wurde von seinem Kollegen, dem Minister des Äußern, Grafen Daru, jeder Zwischenfall in Süddeutschland aufmerksam verfolgt, um für Frankreich ausgenutzt zu werden. ‚Was tut Emil Ollivier dagegen?‘ fragt Welschinger. ‚Er gebrauchte den Doktor Levisohn, den Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“, um Preußen wissen zu lassen, daß die Ansichten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nicht die seinigen wären. Er ersetzte ihn aber auch durch den Herzog Agenor von Gramont, der dann zusammen mit ihm der Urheber des Krieges wurde.‘ Das sind Handlungen, die sowohl Olliviers politische Unfähigkeit beweisen, wie auch seine zur blinden Leidenschaft gewordene Begierde, am Ruder zu bleiben. Als er im Einverständnisse

mit der Kaiserin, aber ohne Zustimmung des Kaisers, nach den ersten Niederlagen die Kammer einberuft, gesteht er, daß dies nur unter dem Drucke der Abgeordneten geschehen sei; er jammert über die möglichen Folgen der Einberufung, nämlich darüber, daß man ihn zum Abschiede zwingen könnte. — Am 28. Dez. erhielt Ollivier die Broschüre, die der Kaiser dem Marquis von Gricourt diktiert hatte: ‚Über die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland unter Napoleon III.‘, und er ist erstaunt, daß der Kaiser darin versucht, das Gewicht eines gemeinsamen Entschlusses auf die Minister allein fallen zu lassen. Auf diese Anklage des Kaisers: ‚Der Minister beging die schweren Fehler, von der Tribüne der Kammer herab eine Art von Herausforderung auszusprechen, die jede diplomatische Verständigung schwierig machte . . .,‘ wird Ollivier entrüstet und beharrt trotz aller Fehler, die so viele Katastrophen entfesselt haben, im Glauben an seine Tüchtigkeit und wagt zu schreiben: ‚. . . wenn ich Herr wäre, nochmals alles zu beginnen, so sehe ich noch keinen von unsern diplomatischen oder parlamentarischen Schritten, den ich nicht wieder unternehmen würde‘. Endlich aber gereizt durch die Kritiken an seinen Handlungen, schreckt er in der Heftigkeit seines Hochmutes und Ehrgeizes nicht davor zurück, gegenüber dem Prinzen Napoleon selbst die Galle seines Zornes auszugießen. Dabei wird er blind gegen die Tatsachen, vergißt, was gegen ihn spricht, wird zum schlechten Anwalte seiner eigenen schlechten Sache und macht manchmal den traurigen Eindruck eines Komödianten, der auf Kosten jeder Wahrscheinlichkeit seine Rolle hartnäckig zu Ende spielen will. ‚Bin ich es, der nach dem Verzichte auf die Hohenzollern-Kandidatur die Idee gehabt hat, Garantien zu verlangen? Es war der Kaiser, der, ohne mich um Rat gefragt zu haben, dem Drucke der Kaiserin und des Hofes nachgab.‘ — ‚Man weiß im Gegenteile,‘ entgegnet Welschinger, ‚daß Gramont und Ollivier am Abende des 12. Juli durch den Gesandten Grafen von Werther dem Könige von Preußen die erwähnten Garantien abfordern ließ.‘ — ‚Bin ich es,‘ fragt weiter Ollivier, ‚der auf die Verwarnungen Stoffels taub geblieben ist? Mir war davon überhaupt nichts bekannt.‘ — ‚Herr Thiers,‘ entgegnet weiter Welschinger, ‚die gesamte gegnerische Partei und die gesamte Presse hatten ihm davon an die zwanzig Male gesprochen.‘ — ‚Bin ich es,‘ fährt Ollivier fort, ‚der versprochen hat, bereit zu sein, das heißt, 500000 Mann am Rheine zu haben? Le Beuf war es und der Kaiser.‘ — ‚Ollivier vergißt,‘ entgegnet weiter Welschinger, ‚geschrieben und dargelegt zu haben, daß wir bereit, überbereit, ja viel zu sehr bereit wären.‘ — Schließlich ruft Ollivier gar aus: ‚Das Kaiserreich hat mir nichts vorzuwerfen. Als man mich zum Dienste heranzog, war seine Erkrankung schon zum Verzweifeln. In allem, was zu meinen politischen Obliegenheiten gehört hat, habe ich Erfolg gehabt. Wenn die Militärs ihre Pflicht getan hätten, so wie der Justizminister die seinige, dann wäre alles gerettet worden.‘

Nachdem dieser Politiker 1872 aus Italien nach Frankreich zurückgekehrt war, arbeitete er in schwer erlittener Zurückgezogenheit grollend bis in das hohe Greisenalter ebenso hoffärtig, ebenso ehrgeizig mit dem feinsten sich selbst bedauernden Mitleiden daran, in 16 dicken Bänden über das liberale Kaiserreich (l'empire libérale) von seiner verkannten Größe und seinem nicht genug bedauerten Schicksale zu schreiben. Und so viele tausend Seiten glanzvoller Beredsamkeit verflattern jetzt vor einigen Briefen, die Ollivier selbst in der ersten Wut nach dem Sturze geschrieben hat. Danach bleibt von ihm nur das Bild eines Staatsmannes übrig, der in Zeiten höchster nationaler Not unendliche Mühe, unerschöpfliche Leidenschaft darauf ver-

wendet, immer und immer nur an seine eigene Persönlichkeit zu denken.

Firmin Coar.

Jugendwehr.* **Für Unkundige ist** der Begriff ‚Jugendwehr‘ ein neuzeitlicher Gedanke. Aber er bestand schon von jeher in allen Zeitaltern, und zwar vorwiegend bei den auf niederer Entwicklungsstufe befindlichen kriegerischen Völkern. In steten Kämpfen mit ihren Nachbarn verwendeten sie zu größter Kraftentfaltung alle wehrfähigen Männer und bildeten diese schon frühzeitig zum Waffengebrauche aus, was durch die Einfachheit der Kampfmittel und Fechtweisen sehr erleichtert war. Z. B. bei Negerstämmen in Afrika trifft dies ja noch heute zu.

An dem Gedanken ist neuzeitlich nur, daß jetzt auch bei hochentwickelten Völkern mit außerordentlich verfeinerter Bewaffnung und sinnreichster Kampfweise der in seinem Kriegswerte überschätzte Begriff wieder ins Leben gerufen wird. Heutzutage ist jedoch der Wehrdienst selbst bei dem Fußvolke in technischer Hinsicht nicht mehr wie früher einfach, sondern sogar so vielseitig gestaltet, daß er nicht mehr spielend erlernt werden kann. Hiezu bedarf es jetzt fachmännischer, auf kriegerischer Fertigkeit beruhender Leitung und Anweisung. Soweit es sich bloß darum handelt, in ‚Jugendwehren‘ die verweichlicht aufwachsende Großstadtjugend abzuhärten, die Stubenhocker mit der Schöpfung vertraut zu machen, sowie vaterländischen Sinn zu wecken und zu pflegen, ist die Bewegung durchaus zu begrüßen. Vom rein militärischen Standpunkt aber erscheint als durchaus verfehlt der Versuch, den Knaben schon eine kriegerische Vorbereitung zu geben mit dem politischen Hintergedanken, hiedurch die Militärdienstzeit im Frieden abkürzen zu können. Dem steht schon entgegen, daß die Knaben noch in leiblicher und geistiger Entwicklung sind. Selbst wenn sie scheinbar ganz gesund sind, ist nicht vorher zu sehen, ob sie dereinst als Jünglinge kriegsdienstfähig sein und zur Einstellung gelangen werden. Nicht wenige von ihnen werden durch die militärischen Übungen, die bei richtiger kriegsähnlicher Anlage und Durchführung sehr anstrengend, auch mit Gefahren verbunden sind, an ihrer Gesundheit Schaden nehmen. Namentlich wird dies eintreten bei schwächlichen, aber ehrgeizigen und besonders eifrigen Jungen. Viele werden also die halbkriegerische Vorbereitung der Jugendwehr umsonst mitmachen. Werden die Übungen nicht sachverständig und fachmännisch durch Offiziere geleitet, dann sind sie militärisch wertlos und arten bloß in unnütze Soldatenspielerei aus, um so mehr, als Zuchtmittel zur Gewinnung soldatischen unbedingten Gehorsams fehlen. Auf diesem beruhen aber vor allem die jetzigen außergewöhnlichen Leistungen unserer Kriegsmacht, er ist die Grundlage unserer Siege selbst über zahlenmäßig stark überlegene Gegner. Durch ihn wird die große militärische Fertigkeit, die Verlässigkeit, Zähigkeit, der kriegerische Geist und Opfersinn unserer Streitkräfte zu Land und zu Wasser geschaffen. Für durchschlagende Erfolge ist er unentbehrlich.

Als ein großer Irrtum ist ferner zu bezeichnen, daß durch militärische Halbbildung von Knaben die künftige volle kriegerische Ausbildung und soldatische Erziehung der Wehrpflichtigen vorbereitet und deshalb die Militärdienstzeit verkürzt werden könnte. Den Rekruten selbst möchte sie vielleicht in den schweren ersten Abrichtungswochen einige Erleichterung geben, aber sonst würde sie für die Abrichter nur hemmend wirken. Denn die heutige auf höchste Kriegsleistungen berechnete und auf möglichst fachlicher Voll-

* Zeitgemäß ergänzter Abschnitt aus der kurz vor Kriegsausbruch vollendeten Handschrift ‚Heeresbeschaffung‘ von Friedrich Otto. Nach Friedensschluß wird Buchausgabe erfolgen.

kommenheit geschickt aufgebaute kriegerische Ausbildung sowohl der einzelnen Leute wie besonders der ganzen Truppeneinheiten erfordert eben den vollen Einsatz aller leiblichen und geistigen Kräfte. Weder Halbheiten noch Ungleichheiten verträgt sie. Schließlich muß eben jede kriegsfertige Truppe wie ‚aus einem Gusse' und gleichwertig mit den übrigen Einheiten sein. Zu diesem ernsten Endziel kann vorausgehende Soldatenspielerei nichts nützen, wie das australische Beispiel besonders abschreckend zeigt. Hier ist nämlich die Einrichtung der Jugendwehr auf die Spitze getrieben, indem neben einem nur 1300 Mann starken Berufsheere und einem 15 000 Mann zählenden Milizheere für den Krieg zwar allgemeine Wehrpflicht besteht, jedoch nur eine geringwertige militärische Ausbildung nicht in festen Truppenverbänden, sondern in ‚Schützengesellschaften' und in ‚Schülerkorps' erfolgt. Diese umfassen etwa 30 000 Jungen im Alter von 14—18 Jahren. Ihr jährlicher ‚Militärdrill' dauert 4 ganze, 12 halbe Tage und 24 Abende. Geradezu gefährlich wäre, wie der jetzige Weltkrieg allgemein und die Zuchtlosigkeit der australischen Truppen im besonderen wohl überzeugend darlegt, wenn der Leistungswert von Jugendwehren derart überschätzt würde, daß er im Frieden eine Verkürzung der Militärdienstzeit herbeiführen könnte. Denn diese ist vor allem nötig für die *soldatische* Erziehung des Wehrpflichtigen, die in kurzer Dienstzeit eben nicht gewonnen werden kann, außerdem erforderlich sowohl für die Einzelausbildung wie vor allem für den inneren Halt und die militärische Fertigkeit der Truppenverbände. Endlich ermöglicht die mehrjährige gegenüber der verkürzten Dienstzeit, daß durch sachliche höhere Sonderausbildung aus den Mannschaften alle die Leute, die für besondere Dienste nötig sind, gewonnen werden: Unteroffiziere, Spielleute, Krankenträger, Büchsenmacher und sonstige militärische Handwerker, Verwaltungsanwärter usw. Geradezu erstaunenswert erscheint in diesem Kriege, wie die deutsche Kriegsmacht ‚aus dem Boden gestampfte' neue Heere aufstellen konnte. Bloß durch die im Frieden gewonnene militärische Fertigkeit des Beurlaubtenstandes im Zusammenwirken mit ausgebreiteter Schulbildung war es möglich, für die frischen Truppenverbände die nötigen Ober- und Unterführer nebst den übrigen Hilfskräften zu gewinnen. Bei verkürzter Dienstzeit würden solche eben nicht leistungsfähig vorhanden sein und den neugebildeten Truppen keinen festen Halt gewähren.

Nach übereinstimmenden sachverständigen Urteilen von Fachleuten, die ehrenamtlich mit Jugendwehren zu tun haben, sind die Erfolge der während des Krieges durch die allgemeine Begeisterung des deutschen Volkes zahlreich gebildeten Jugendwehrverbände außerordentlich ungleichartig und durchaus abhängig von der Geeignetheit und Leistungsfähigkeit der Führer und Abrichter. Wo frühere Offiziere und Unteroffiziere mit militärischer Fertigkeit, Ausbildungserfahrungen und Geschick für Jugendbehandlung die Übungen leiteten, wurden allerdings hervorragende Ergebnisse erzielt, wenn man dabei in Rechnung zieht, daß alles auf dem freien und andauernd guten Willen aller Teilnehmer aufgebaut ist, daher jeder Zwang vermieden werden muß. Fehlen aber solche geschickte Übungsleiter, sind vielleicht sogar Unberufene ohne jede militärische Vorbildung die Führer, dann ist eben die Leistung kläglich und die Sache in diesen Fällen unnützlich, unter Umständen vielleicht auch schädlich. Wirklicher Nutzen für die Allgemeinheit läßt sich eben ohne Zwang militärisch nicht erzielen.

Deshalb dürfte es sich empfehlen, in den *Städten* die Einrichtung der Jugendwehren auf die *Mittelschulen* zu beschränken, mit diesen unter Mitwirkung der *amtlichen* Schulzucht derart zu verschmelzen, daß sie für die leib-

lich hiezu geeigneten Mittelschüler ebenso wie z. B. Turnen, Singen einen pflichtmäßigen Unterrichtszweig bildet. Für den wäre zweckmäßig je ein verabschiedeter Offizier, der zugleich den Turnunterricht und je nach Begabung und Kenntnissen vielleicht auch andere Fächer wie Zeichnen, Singen übernehmen könnte, als Lehrer anzustellen. Durch die Wirkungen des jetzigen Weltkrieges stünden nun für solche Verwendung sehr viele verstümmelte, militärdienstuntaugliche junge Offiziere zur Verfügung, denen hiedurch ein neuer Lebenszweck und vaterländisch nützlicher Beruf gegeben würde. Auf dem Lande könnten die aus Feiertagsschülern zu bildenden Jugendwehren amtlich den Bezirkskommandos und vielleicht den Kriegervereinen angegliedert werden; unter deren Mitgliedern befinden sich kriegserfahrene Offiziere und Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes, die dienstlich als Führer je nach Geeignetheit auszuwählen wären. Aber auch hier wäre die Sache nicht auf Freiwilligkeit der Teilnehmer allein aufzubauen, um einer Verwilderung vorzubeugen. Man darf nicht darauf rechnen, daß die zurzeit herrschende sachförderliche Kriegsbegeisterung für die Jugendwehren auch im Frieden stetig andauern wird, ist doch jetzt schon infolge der langen Kampfdauer ein allmähliches Abflauen der Bewegung zu erkennen.

Deren hohen Wert für Gewinnung eines vaterländischen und kriegerischen Geistes in unserer Jugend gewiß hochschätzend, kann dennoch aus den oben geschilderten Gründen der beabsichtigte militärische Zweck bei der jetzigen ungleichen, willkürlichen Einrichtung nicht voll erzielt werden. Für Heer und Flotte würde es übrigens schon genügen, wenn die eintretenden Rekruten für den Militärdienst durch Turnübungen leiblich und durch Schulbildung geistig vorbereitet würden. Die rein militärische Ausbildung und soldatische Erziehung wird aber vollkommener in den Truppenteilen und Schiffsbesatzungen ausschließlich durchgeführt. Freiwilligkeit allein schafft es nicht, ohne Manneszucht ist kein Sieg zu erringen!

Generalmajor Friedrich Otto.

Literatur

Joseph Ruederer, † am 22. Okt.,

ist der Münchener Dichter. Es liegt hierin außer der Art- auch eine Stufen-Bezeichnung, eine — Beschränkung. Denn nicht bloß wurzelt Ruederer in München, seine Dichtung greift selbst mit den längsten Ästen kaum über diesen engen Kreis hinaus. Seine Charaktere sind Münchner und bleiben es; sie werden nie Menschen schlechthin, kaum ist der Typus des Deutschen in ihnen zu erkennen. Seine Inhalte gehören zu München. Sie sind und bleiben von rein örtlicher Bedeutung, denn Ruederer ist nicht imstande, das Allgemeingültige in ihnen aufzufinden. Er faßt nicht die Welt, nicht das Leben, kaum München in seiner Gesamtheit. Was er sieht, geht nicht weit über den Gesichtskreis des Kleinbürgers hinaus. Was ihn erregt, ist das Gleiche, worüber sich der von ihm verspottete Philister ärgert. Sein Zorn über Schutzleute ist kaum etwas anderes als der Verdruß des späten, singenden Kneipers, der vom Schutzmann zur Ruhe verwiesen wird. Ein starker Dichter hätte schließlich auch hieraus Stoff für echte Dichtungen holen können. Das Alltagserlebnis wäre Anstoß für die Kräfte der Seele geworden. Doch Ruederers Zorn, der so echt in den Worten aus Wolkenkuckucksheim klingt:

Am meisten aber hatt' ich's auf Gendarme,
Auf Federfuchser, die mir sagen wollten,
Ich sollt' nach rechts und nicht nach links mich drehen,
Sollt' redlich handeln, wie die Väter taten,
Nach allem Edlen, Schönen, Guten trachten,

Sollt' zehn Gebote und vielleicht noch
mehr
Am Tage polizeilich wohl beachten

— Dieser Zorn wird nicht zu tieferer Wirkung gebracht, er bleibt ‚Widerstand gegen die Staatsgewalt'. Man vergegenwärtige sich nur, wie Strindberg sich oft an Kleinigkeiten des Lebens zu hoher dichterischer Wahrheit entzündete, wie er das Alltägliche zum Bedeutsamen erhebt. Bei Ruederer bleibt alles Zufallserscheinung, seine Gestalten bleiben Sekretäre, Assessoren, die uns auf dem Papier noch weniger interessieren als im Alltag. Nur im ‚Wolkenkuckucksheim' versuchte Ruederer, seine Gestalten zu erhöhen, ihnen allgemein menschliche Bedeutung zu geben. Doch davon weiter unten.

Ruederers geistiger Rang war, soviel er darüber spottet, der des Spießbürgers. Ja, daß er darüber spottet, ist ein Beweis für seine Zugehörigkeit. Er wollte sich davon freimachen, deshalb suchte er die Lächerlichkeiten hervor. Diesem Rang entsprechen seine oft wenig geschmackvollen Ausfälle gegen Geistlichkeit und Beamtenschaft, die stets nur Einzelfälle treffen und weit vom Kernpunkt der Probleme entfernt sind. Dabei spricht deutlich überall persönliche Gereiztheit mit. Seine Inhalte sind Tendenzen, statt Menschheitsprobleme, der einzig würdigen Gegenstände des Dichters.

Zusammengefaßt ergibt sich, daß es Ruederer an den höchsten dichterischen Eigenschaften fehlte, den Fähigkeiten: das Leben aus der Vogelschau zu betrachten, den Einzelfall zum Allgemein-Menschlichen zu erheben, aus Charakteren Menschen und Typen zu formen und seine Erlebnisse vom Zufälligen zu befreien und an dem geeigneten Stoffe auszusprechen; kurz, an der Fähigkeit, zu objektivieren und zu verdichten.

Seine Entwicklung zeigt einen geringen Fortschritt in dieser Hinsicht:

Er begann mit Prosaschriften tendenziöser Art, in denen kaum ein Keim dichterischer Begabung zu finden ist. (‚Ein Verrückter, Kampf und Ende eines Lehrers', ‚Tragikomödien', ‚Höllischer Spuk', ‚Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten'.) Sie unterscheiden sich von kunstloser Unterhaltungsliteratur nur dadurch, daß sie immer wieder Anspielungen auf Beamtenschaft und Geistlichkeit bringen. Aber nicht einmal seine Tendenzen sind wirkungsvoll durchgeführt, auch dazu fehlte es Ruederer zu sehr an künstlerischem Kompositionstalent. Der Stil ist, obenhin gesprochen, naturalistisch. In Wirklichkeit ist kaum von einem Stil zu sprechen, denn zu jedem Stil, auch dem naturalistischen, gehört Ausscheidung, Verdichtung, konsequente Durchführung einer Idee bis in das einzelne Wort. Stil gibt es nur, wo von innen heraus etwas Geistiges, das wohl zu unterscheiden ist vom Intellektuellen, nach Bildung und Ausdruck strebt. So ist der Ursprung dichterischen Schaffens in jedem Stil der gleiche. Wo die innere Triebkraft fehlt, bleibt jeder Stil Dilettantismus. Nur kommt es beim Naturalismus für das große Publikum nicht so leicht an den Tag. Ruederer ist in seinen Prosaschriften ein Dilettant.

In den folgenden drei Komödien hebt sich Ruederer stufenweise auf eine höhere Stufe. Dabei kam ihm die Art der gewählten Kunstform zu gute: Die Satire ist die einzige Dichtungsart, in der Zeitliches auch in tendenziös gefärbter Weise Ausdruck finden kann. Die Zeitsatire wendet sich gegen die besonderen Schwächen des Heute und verlangt daher am wenigsten Erhöhung der Wirklichkeit, am wenigsten Typisierung. Während der Dichter sonst seine Gestalten zu Repräsentanten eines Grundzuges der menschlichen Seele erhebt, genügt es für den Satiriker seine Charaktere zum Typus einer mehr oder minder zufälligen Zeitschwäche zu machen.

Doch auch diese beschränkte Erhöhung gelang Ruederer nur unvollkommen.

In der Fahnenweihe (1900) sehen wir noch die erste Stufe. Die Charaktere sind, statt typisch zu sein, konventionell. Sie sind uns hundertfach bekannt aus Witzblättern. Auch das Ganze ist nur an der Oberfläche gesehen.

In der Morgenröte (1904) geschieht ein großer Schritt aufwärts. Die Charaktere werden zu Münchner Typen. Die dramatische Komposition ist erstarkt. So gelingen künstlerische Gegenüberstellungen wie: Xaver Singlspieler und Fritz Peißner, dann der nahezu geniale Wurf: die Marderwirtin Kreszensia Lunglmayer und Lola Montez. München in seiner ganzen unerschütterlichen, ein wenig faulen Gemütlichkeit steckt in den Worten der Wirtin: ‚Alle laufen s' davon, alle reißen s' aus, so lang' s' Füß' haben. I bleib am Fleck! I hab' die Lola Montez meiner Lebtag net g'fürcht, i fürcht's a' jetzt net, und wenn hinter ihr das ganze b'soffene München und das ganze Königreich Bayern mit Maßkrüg' und Radifetzen dahermarschiert.' —

Man freut sich an diesen echten Stellen, fühlt eine bühnenmäßige Wirkung, doch zuletzt bleibt keine andere Empfindung, als die auch der Geschichtschreiber mit diesem Stoffe erzeugen kann. Die ‚Morgenröte' bleibt Geschichte, wird nicht zur Dichtung.

Es folgt das Wolkenkuckucksheim (1909), der künstlerische Gipfel in Ruederers Schaffen. Er gewinnt hier, unter Aristophanes' Einfluß, einen ungewöhnlichen Stil. Die Gestalten sollen, sozusagen durch aufgeklebte Zettel, ähnlich den Spruchbändern auf alten Heiligenbildern, erhöht, zu etwas Allgemein-Bedeutsamem gemacht werden. Banausias z. B. trägt einen Zettel, der ihm die höhere Bedeutung gibt: der Liberalismus.

Der Chorführer zu Banausias:

Und so als Bindeglied des neuen Reichs.
Als sichtbar Zeichen der Errungenschaften
Von Wörth, Paris, Sedan und Gravelotte
Sollst hochwillkommen Du im Chore sein.
Komm her mit Deinen wackeren Begleitern,
Die nur zum Scherz an Deiner Seite standen,
Und tritt bei uns als neuer Typus ein.

Nicht genug mit diesem ersten, wird ein zweiter Zettel aufgeklebt:

Ich bin Banausias,
Der Grieche, der Athener, der Verleger.
Ich trinke Sekt, französischen natürlich,
Ich fahre Züst, ganz klar, was soll ich sonst?
Im allgemeinen bin ich Opponent,
Doch wie gesagt, ich stehe auch da drüben,
Wo Vaterland und Königtum erscheinen.

Daß diese Kunstform eine Zukunft haben kann, soll nicht bestritten werden, sie ist die Reaktion gegen die psychologische oder pathologische Dichtung, die, ein wissenschaftliches Lehrbuch, nicht das Leben zum Quell der Menschengestaltung hatte. Doch mit Zetteln allein ist nichts getan, wenn der Zuschauer nicht fühlt, hier tritt eine höhere Kraft in Erscheinung. Bei Ruederer jedoch wirken die registrierten Gestalten nicht anders als die Einzelwesen seiner früheren Werke. Man vergleiche nur diese Erhöhung mit Strindbergs Art, das Alltägliche zum Bedeutsamen zu wandeln. Z. B. die Köchin in den Gespenstersonaten wirkt ohne jeden aufgeklebten Zettel rein gefühlsmäßig als Vertreterin der rohen Kraft, als Symbol der brutalen Wirklichkeit.

Durch das ganze Wolkenkuckucksheim geht eine halbe, nur gedankliche Erhöhung. Es hätte sonst vielleicht ein vollkommenes Werk werden können, denn es hat, als einzige Ausnahme in Ruederers Schaffen, einen künstlerischen Zielpunkt. Ruederer objektivierte bei seinem Zorn auf Beamtenschaft usw. in einen Dichter, der durch die Banausenhaftigkeit seiner

Umgebung zum Propheten wird, eine neue Welt aufbaut, aber enttäuscht wird, denn auch in Wolkenkuckucksheim ziehen Maß und Gemeinplatz ein. Das neue Reich wird zur Aktiengesellschaft.

Allgemein menschliches Geschehen wie dieses verlangt Ferne, erhöhte Darstellung. Ruederer kommt über Ansätze nicht hinaus. Die Vögel z. B. sollen Repräsentanten der Menschen sein, die Zukunft des revolutionären Geistes in sich haben. Statt dessen werden sie Sozialdemokraten, wie wir sie aus Witzblättern kennen. Dann statt der notwendigen typischen Handlung wird ein politisches Vorkommnis dramatisiert, das wir wiederum bereits in Witzblättern ähnlich verwertet sahen. Ich erinnere nur an den Michel, der vom Zentrum und Sozialdemokratie ausgeraubt wird.

Das Problem sank ins Tendenziöse, denn Ruederer war nicht fähig, die Welt, das Leben aufzufassen. — Im ganzen ist das Wolkenkuckucksheim ein halbgelungener Versuch eigenartigen Stils, vom Zufälligen hinweg zum Typischen echter Dichtung zu kommen.

Es gab starke Hoffnungen auf Ruederers Weiterentwicklung. Doch der Schmied von Kochel (1911), das letzte fertig gestellte dramatische Werk, zeigte einen Abstieg — oder sollte es trotz der späteren Herausgabe vor dem Wolkenkuckucksheim entstanden sein? — Daß es ein Abstieg wurde, mag in der Kunstart seinen Grund haben. Es ist eine Tragödie. Und hierin mußten Ruederers Mängel am stärksten zutage treten, denn die Tragödie verlangt unbedingt eine höhere Idee, verlangt die stärkste Erhöhung. Das Tendenziöse, Zeitliche findet in ihr am wenigsten einen Platz. Was Ruederer in seinem Schmied von Kochel gibt, bleibt toter Stoff. Es wird nicht einmal, wie in Wolkenkuckucksheim, der Versuch gemacht, die Gestalten zu heben, etwas Geistiges hereinzutragen. Das Drama bleibt in Dialogform gebrachte Geschichte. Daß dabei bühnenwirksame Szenen entstanden, läßt das Fehlende um so mehr bedauern. Man fühlt, Ruederer hatte das, was man Talent nennt; was ihm fehlte, war der geniale Funke, der dem Stoffe Leben einhaucht.

Josef Ruederer war 1861 geboren; er starb als Unvollendeter.

Friedrich Märker.

Dichtung

Deutsche Kriegsdichtung. Jeder wahren Dichtung liegt ein seelisches Erleben zu Grunde, das im Darstellen geklärt, dessen Schmerz im Schaffen überwunden, dessen Sehnsucht im Werke befriedigt werden soll.

Dieses Erleben spricht sich rein, unmittelbar, d. h. subjektiv aus in der Lyrik, stellt sich als Schicksal anderer, d. h. mehr oder minder objektiv dar in der epischen Dichtung, und kämpft nach Klarheit, ringt nach Sieg, oder bricht zusammen im Kampfe mit der widersprechenden Macht: im Drama.

Dieses Erleben prägt in seiner größeren oder geringeren Eigenart seinen Stil, seine Kunstform als Einmaliges, Unübertragbares.

Neue Gefühle, neues Erleben, oder besser: eine neue Wirkung stets gleicher Erlebnisse, und nur sie, bringt eine neue Kunst hervor.

Auf dieser Grundlage beruht aller Wertunterschied deutschen Schrifttums: Alle Unkunst wird völligen Mangel an seelischem Erleben, bestenfalls schlecht Nachempfundenes aufweisen. Epigonendichtung entsteht aus vielleicht wahrem, vielleicht auch tiefem Nacherleben größerer Vorgänger.

Hiervon, als dem Wesen alles künstlerischen Schaffens ausgehend, sind die Aussichten und Möglichkeiten einer Kriegsdichtung zu betrachten. Wir müssen fragen: ist es möglich, daß dieser Krieg zu neuem, oder doch wahrem dichterischem Erleben seiner selbst führt?

Dieser Krieg ist uns ‚aufgezwungen'! Damit ist von vornherein festgestellt, daß er nicht die Erfüllung einer Sehnsucht ist, daß sein Zweck und Ende für die seelische Entwicklung des Einzelnen wie des ganzen Volkes nichts Notwendiges, Erstrebtes bringt — und die Seele eignet sich nur wahrlich an, was sie erstrebt und erringt —, daß er nicht der endliche Ausweg aus einem Zwiespalt ist.

Nur als erfüllter Wille, als erfüllte Sehnsucht der Besten und Reifsten unseres Volkes, hätte er zur Dichtung werden können.

In Wirklichkeit aber empfanden wir ihn als etwas Zufälliges, als von äußeren, politischen, jedenfalls nicht psychologischen Entwicklungen bedingt. Man kann auch sagen: er kam uns als Pflicht. Das eine weist sein Erleben in den politischen, das zweite in den ethischen Geist.

Das Verhältnis zur Dichtung ist heute ähnlich wie 1870/71, dem Kriege kühler Realpolitik. Sie war damals nichts als rhetorische Phrasen, gereimte Leitartikel und Schlachtberichte, Politik in Versen.

Dagegen 1813: gerade die Dichter empfanden damals die Notwendigkeit des Krieges, ersehnten ihn. Es galt die Eigenheit des deutschen Volkes durchzusetzen, galt sich den Weg zur weiteren individualistischen Entwicklung frei zu machen, galt sich zu befreien, um zu wachsen. Damals machte wahrer Haß das Töten und Vernichten zur Erlösung, zur Befreiung. Damals galten Siege der Waffen als Siege über das zu Verdammende, zu Vernichtende, über das Häßliche, Starkgehaßte.

Und heute: hier schleudert der eine in dilettantischen Versen seine selbstsuggerierten Haßgefühle gegen unsere Feinde, ein anderer münzt seinen wohl echten Haß, oder besser: seine allgemeine Gehässigkeit nur auf England. Dagegen wäre nichts weiter einzuwenden, denn es ist durchaus nach Dichterart, Gefühle an größeren Dingen auszusprechen, sei es heute an der Welt insgesamt, sei es morgen an einer Nation.

Aber es entstellt die Wahrheit; es ist keine wahre Kriegsdichtung.

Es müßte der Krieg selbst unmittelbare Gefühle auslösen, die ihn als etwas Großes, Monumentales, Schönes, als eine Sehnsucht, als eine Erfüllung besingen. Es müßte hinter ihm die wahre Freude stehen, daß Vernichtungswertes vernichtet wird. Wir aber wissen: es wird Unersetzliches, schwer wieder Aufzubauendes zerstört. Siegen ist vernichten. Und mit der Freude am Siegen mischt sich uns Trauer über Vernichtung. Oder wer ist heute Barbar genug, eine echte Kriegsfreude zu fühlen. Nein — wir haben keine Freude daran. Es gilt uns ein Töten und Vernichten aus kalter Notwendigkeit, aus strenger Pflicht.

Und daran wollen wir festhalten, das wollen wir uns nicht entstellen lassen: wir kämpfen nicht, weil unser Sinn nach Kampf stand, wir kämpfen nicht, weil unser Haß nach Befreiung schrie, wir kämpfen, weil es Not, weil es Ehre, weil es Pflicht heischt. Wir begannen diesen Krieg, wie der Richter zum Tode verurteilt: mit Selbstüberwindung, ohne Freude am Töten, ohne Haß. Wir wollen dieses größte ethische Ereignis: die Begeisterung für Pflicht, für schwere Not, die volle Hingabe an den Gedanken, uns nicht verkleinern lassen durch Suggestion von barbarischen Instinkten, von Haß und Wut. Wir wollen verstehen und entschlossen tun, was Not fordert.

In dieser starken Hingabe an die Notwendigkeit liegt alle Möglichkeit für dichterisches Gestalten unserer Zeit. Es ist das begeisterte Tragen eines schweren Schicksals, das Stoff gibt für eine Dichtung, nicht aber der Kampf, der Krieg selbst mit seinen Zufälligkeiten, seinen Unglücksfällen, seinen Instinkten und seinen notwendigen Greueln; noch weniger ist es der Haß gegen Feinde, die eben ihren Vorteil suchten, wo sie ihn zu finden hofften, die ihren Lebensinter-

essen nachgingen, Feinde, die wir — seien wir offen — als Bundesgenossen recht sehr geschätzt hätten — und warum hätten wir sie nicht schätzen sollen. — Nun sind sie unsere Feinde, so wollen wir gegen sie kämpfen, doch nicht wie Kleinhändler, die über Mitbewerber geifern. Es mag sein, daß der Ethiker Gründe hat, sich zu entrüsten, der Politiker, Vorwürfe zu erheben, mögen sie — doch nicht der Dichter, dessen Wesen es ist, alles Menschliche verstehend zu gestalten, dessen Gerechtigkeit von anderer, höherer Art ist, in dessen Seele neben Mitleid mit aller Schwäche und Kleinheit, Spott über Kraftlosigkeit, neben Begeisterung für kraftvollen Machtwillen, der Haß gegen jede Unterdrückung wohnt, der parteilos ist und sein muß, selbst wo er Partei nimmt.

Reimende Politiker und Ethiker aber sind keine Dichter, und politisierende und rechtende Dichter schaffen keine Dichtungen.

Was heute als ‚Kriegsdichtung‘ veröffentlicht wird, ist Unkunst, die sich mit mehr oder minder zufälligen Äußerlichkeiten beschäftigt, ist Epigonendichtung, die Nachempfundenes früherer Zeiten gibt, ist wie 1870/71 rhetorische Phrase und gereimte Politik.

Aber kein, kein einziges Dichtwerk, denn dieser Krieg ist uns aufgezwungen, ist dem Tiefsten unserer Seele fern, und Germanen, denen Dichten wirklicher Beruf ist, schaffen nur aus den Tiefen und Höhen ihrer Seele.

Vielleicht wird diese Zeit später, wenn sie uns ferne gerückt ist, als monumentales Gefäß für verschiedenste dichterische Erlebnisse dienen, vielleicht sieht heute schon ein Dichter diesen Krieg als Ausdrucksmittel seines anderswo entstandenen Erlebnisses. Aber all dies ist keine Kriegsdichtung.

Vielleicht auch fand einer in der ungeteilten Erhebung unseres Volkes, dem begeisterten Tragen schweren Schicksals neuen Glauben, neue Betätigung der Größe des Menschen, und gestaltet sie als Allgemeinmenschliches, Überzeitliches im Zeitlichen, als Geistiges im wirklichen Geschehen — und das wäre eine Dichtung, die wir dem Kriege verdanken, wenn auch keine Kriegsdichtung: Kein begeisterter Sang von Krieg und Kampf, von Haß und Verachtung, von Sieg über Nichtswürdige und Vernichtung der Vernichtungswerten. Friedrich Märker.

Theater

Berliner Theater. Wir hatten bei Reinhardt diesen Winter einen großen Abend, und wieder war es, wie im vergangenen Jahr eine Schiller-Aufführung. Damals die Wallenstein-Trilogie; diesmal die als Dichtung weniger bedeutende Maria Stuart. Lag an jenem Wallenstein-Abend der hinreißende Genuß ganz im Wesen der Dichtung, in deren Bann wir gerieten, so war er nun mehr schauspielerischer Art; doch, und darin liegt das Bedeutungsvolle, in einer, wenn auch vorläufig nur erst von ferne, geistesverwandten Weise. Ein neuer Typus Schauspieler kommt herauf — jedenfalls ist das Verlangen nach ihm da —, muß heraufkommen. Es besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang auf allen Gebieten der Künste hinsichtlich der Stoffwahl, der Konzeptionsform und ihres Äußerungsstiles und der seelischen und geistigen Sehnsucht der Zeit. Und wie mit Ibsen einst ein neuer Schauspieler notwendig war, den wir, wie die Dichtung jenes, als Offenbarung begrüßten, während uns heute beide kalt lassen, sind wir nun mit dem Rückverlangen nach dem Stile unserer großen nationalen Dichtung auch auf der Suche nach dem neuen Schauspieler. Er wird vieles mit dem verschollenen Typus der vorvorigen Generation gemein haben, wenn ihm auch nicht in jedem Zuge gleichen. Naturalisten, wie die der letzten Epoche, hat es zudem immer auf der Bühne gegeben; aber sie sind,

wie in allen Künsten, wertvoller für Nebenrollen, wofern sie gut sind, als für das Heldenhafte. In den letzten zwanzig Jahren hielt man es umgekehrt. Der Naturalist rückte an die erste Stelle, sodaß von Jahr zu Jahr sichtbarer der ‚mittellose‘ Bühnenkünstler im Vordergrund stand und in jeder Situation möglich war. Noch vor 15 Jahren äußerte einer der Dramaturgen des Otto Brahm: ‚Wir haben für eine Eysoldt keine Verwendung; wir können doch keine Schauspielerin nur für „Salomé“ engagieren.‘ Dann wurde diese Künstlerin mit der Wedekind-Ära reißend Mode und wirkte sogar, leider möchte man sagen, schulebildend. Nun ist, nach knapp einem Jahrzehnt des Triumphes, der Umschwung da. War die große Zeit des Naturalismus in Bühne- und Schauspielkunst mit dem Namen Brahm verbunden, so wird die neue Epoche sich wiederum an den Namen Reinhardt knüpfen. Längst schon war er der Nachfolger und Antipode Brahms; doch mehr im Dekorativen. Der Schauspieler trat zurück, der Regisseur war alles. Wie in der neuen Architektur die Wiederbelebung von der Innendekoration ausging, so scheint es auch auf dem Theater sein zu sollen. Doch darüber sind wir nun hinaus. Und die Künstlerin, mit der der neue Typus in etwa seinen Einzug bei Reinhardt hält, ist Hermine Körner, die bisher am Hoftheater in Dresden tätig war. Sie trat bei Reinhardt als Elisabeth auf und verfügt für diese Rolle über ungewöhnliche Mittel der Erscheinung und Darstellungsgabe, sodaß sie gegenüber der Maria ein wenig in den Vordergrund geriet. In der Wiedergabe vornehmer herzloser Kälte im Bilde der Größe der Zeit erreichte sie seltene Grade, daherum Reinhardts erlesene Regiekunst einen wundervoll echten und reichen Rahmen komponiert hatte. Und doch vermißte man im ganzen der Aufführung eins: den eigentlich Schillerschen Geist. Es hatte seinen Grund darin, weil es an geeigneten Kräften für die übrigen Figuren fehlte; zumal für zwei, die in diesem Stücke eigentlichen Träger des Schillerschen Wesens sind: für die Maria und den Mortimer. Die Maria war bei Fräulein Fein nicht schlecht aufgehoben; doch sie gab mehr nur das leidende Weib, nicht die Königin; nahm der Gestalt das Pathos und somit das wesentliche. Daß es zur Darstellung des Schillerschen Pathos, das identisch ist mit seinem Geist, seiner Psychologie, ganz besonderer Künstler bedarf, machte in peinlicher Weise der Mortimer deutlich, der wie eine Karikatur auf diesen Künstlertypus anmutete. Reinhardt hätte einen Geeigneteren, Herrn Hartmann, ins Feld führen können; der aber weilte beim Gastspiel in Stockholm. Man erkennt daran auf jeden Fall, daß man nicht irrtümlicher vorgehen kann, als Schiller modernisieren zu wollen; man nimmt ihm damit wie gesagt Seele und Geist und enthüllt seine vermeintlichen Fehler. Er ist kein zergliedernder Individual-Psychologe — als solcher ist ihm schon Kleist weit überlegen — er ist der Dichter großer Umrißlinien von Ideen und Gefühlskomplexen, die ein Schauspieler entweder belebt oder ertötet durch seine Art. Ging doch unlängst einer in seiner irrigen Auffassung so weit, den Vorschlag zu machen: Schiller würde für uns erst in einer Überarbeitung Gerhart Hauptmanns genießbar werden. — Gleichzeitig mit Reinhardt spielte man dasselbe Stück im Theater in der Königgrätzerstraße. Dort, im Spiele der Triesch (Fedmer-Elisabeth) wurde ein wenig vom Schillerschen Wesen lebendig, wenn es auch sonst für eine derartige Gestalt der Künstlerin an Wärme fehlt; und man ahnte, was unter den entsprechenden Kräften uns heute Schiller wieder sein könnte.

Das Theater in der Königgrätzerstraße brachte in einer verdienstlichen Aufführung einen weiteren großen deutschen

Dichter der Vergangenheit heraus, dazu mit einem seiner weniger gespielten Werke: Heinrich von Kleists Amphitryon; diese Bearbeitung Molières, in der der Deutsche über den Franzosen weit hinausgehend den griechischen Götterspaß, der dem Franzosen einzig Anlaß für eine echt gauloise Hahnrei-Posse blieb, ins höchste sittliche Maß zu spannen suchte, ohne des ganzen komischen Beiwerkes, das vornehmlich in der Diener-Sosiaß-Parallele des Vorgangs fortlebt, zu entraten. Dabei entwickelt eine die Situation durchleuchtende Individual-Psychologie, die der Anschauungsart seiner Zeit vorauseilte. — Man hat anläßlich dieser Aufführung wieder die Sprache auf das Verhalten Goethes zu Kleist gebracht und die alte Auffassung wiederholt, der Olypier habe den preußischen Dichter nicht verstanden. Ich kann diese Meinung nicht teilen. Die Kleistsche Psychologie liegt auf dem Wege der modernen Entwicklungslinie und endet über Hebbel bei Ibsen: so führt sie vom Goetheschen Kunstziele und ungebrochenen Lebensinhalte ab. Das muß der Grund gewesen sein. Bedauerlich bleibt es natürlich, daß Goethe Kleist nicht aufs Theater brachte und daß er dadurch das Tragische seines Geschickes beschleunigte. Die gewaltige Dichterkraft dieses Genius kann man zudem kaum irgendwo so in ihrem eigensten Erfindungsreichtum bewundern, wie gerade im Amphitryon und hier in erster Linie hinsichtlich der Psychologie der Alkmene und in der Art, wie ihr der himmlische Ehebruch Herz und Sinn verstört, bis ihr die Aufklärung wird, dem Göttervater einen Helden, Herkules, zu gebären; ein Schicksal, dem sie, wie ihr Feldherrn-Gatte, sich dann in Ehrfurcht erschüttert beugt. Obgleich Kleist den Stoff in der Gestalt der Alkmene im Verhältnis zu Molière gleich in tieferen Ernst lenkt, kommt die äußerste Steigerung nach dieser Richtung im dritten Akt doch ein wenig überraschend. Davon abgesehen, aber: ein Werk, in jedem Satz mit unfehlbarer Wucht wie in Stein gemeißelt. Und doch: Ich glaube, selbst wenn man die Werke Kleists doppelt so viel spielte, wie die Schillers, er würde nie so ins Herz des Volkes bringen wie dieser, der in manchem gewiß konventioneller ist. Über Kleists Schicksal liegt schon die Tragik der modernen Seele, die keine rechte Heimat mehr hat zwischen Himmel und Erde.

Im Volksschauspielhaus am Bülowplatz ging inzwischen eine Neueinstudierung von Arno Holz' Gymnasiasten-Komödie, vielmehr tragischer Komödie ‚Traumulus' in Szene. Obgleich im Verhältnis zu Schiller und Kleist das Holzsche Stück in die Kotzebue-Kategorie gehört, hat es in seiner Lebensfrische viel Anziehendes, und man gewinnt den Dichter lieb ob des Stückes Jugend, das er mit einem ernsten und einem heiteren Auge an uns vorüberziehen läßt in der Darstellung des Kampfes des mißverstandenen Verhältnisses von Lehrer zu Schüler. Leider liegt ein großer Fehler des Stückes darin, daß der Dichter dieses Mißverstehen in keiner Weise für keine Partei klärt und in einem weit unbefriedigenderen Sinne als etwa Ibsen mit seinem berühmten Fragezeichen die Entscheidung dem Zuschauer überläßt. Der Fehler ist um so empfindlicher, als die mangelnde Stellungnahme eben den tragischen Zug nicht löst, gegen den in der einen oder anderen Weise der Dichter sich hätte entscheiden müssen. Denn im Grunde sollen diese harmlosen Irrungen und Wirrungen der Gymnasiastenseele doch nicht tragisch enden, und wenn sie es tun, so ist eben der Grund in der Verständnislosigkeit der Erwachsenen zu suchen. Diese verlangt eine Stellungnahme. Hier stehen sich im Grunde drei Parteien gegenüber: einmal der Gymnasialdirektor und Internatsleiter Professor Niemeier, genannt ‚Traumulus', und der bürokratisch-korrekte Landrat; auf der anderen Seite Traumulus und seine Schüler. Die Komödie endigt mit dem

Selbstmord des reuigen Primus von Dewitz, der das Opfer der Denunziation des Landrats wurde, während der Landrat den ihm verhaßten verträumten Direktor und nicht den Schüler zur Strecke bringen wollte. Die beiden ersten Akte sprudeln wie ein munterer Quell dahin — der Dialog mit Jargonredensarten gepfeffert, wird abgebrannt wie eine Patronenreihe, in der eine sich an der anderen entzündet; es rasselt nur so Berlinertum, und das Publikum kommt aus dem Lachen nicht heraus. Dann, bei der Länge des dritten Aktes, beginnt das Ganze sich zu verwickeln. Es wird einem wieder klar, daß Holz, der Erfinder des konsequenten Realismus, kein Dramatiker ist; daß er nur Szene an Szene reiht und deshalb auch das Problem ungelöst läßt. Der äußere Kunstfehler und der innere Ideenfehler bedingen einander. Die Figuren greifen nicht mit ihren Handlungen und Äußerungen als Träger der Idee, die einem klärenden Ziele entgegenarbeitet, ineinander, sondern leben gewissermaßen jede für sich nebeneinander. Daher das Kaleidoskopisch-Verwirrende, das schließlich ermüdet. So tritt im letzten Akt die Frau des Direktors auf ihre Weise hervor und fügt der Jugendtragödie, um dem geschlagenen Traumulus das Maß reichlich zu füllen, die häusliche noch dazu. Denn der alte idealistische Pädagoge, den der Landrat aus seinem Amt treiben möchte, weil er übersieht, wie die Jugend ihn hintergeht, ist in zweiter Ehe mit einer so pikanten wie leichtsinnigen kleinen Frau verheiratet und hat aus erster Ehe einen liederlichen Sohn, der Wechsel fälscht. So liegt er schließlich da wie Hiob. Aber was aus ihm und dem Landrat und dem Sohn wird, weiß niemand. Nur der reuige Schüler ist tot und der Dichter sagt dem unbefriedigten Zuschauer kein Wort, daß dies alles nicht nötig war und nicht wieder vorkommen soll. Das Spiel war in guten Händen bei den Herren Schildkraut-Traumulus und Janning-Landrat.

Rudolf Klein Diepold.

Neues vom Büchermarkt

Religiöse und theologische Literatur.

‚Das Wunderbarste am Christentum ist eine christliche Seele' — dieses Wort eines modernen Franzosen gibt den Grund für das erhöhte Interesse an, das gerade die Gegenwart der Darstellung religiöser Persönlichkeiten und der Herausgabe ihrer Seelendokumente entgegenbringt. Die Heiligen bleiben stets die beste Apologie des Christentums, und es ist daher sehr zu begrüßen, wenn uns deren Lebensbilder und religiöse Meditationen gerade aus dem letzten Jahrhundert zugänglich gemacht werden. Daß auch in unsern Tagen wissenschaftliche Akribie und hervorragende Fachgelehrsamkeit mit tiefer Religiosität wohl vereinbar ist, das zeigt mit am besten der auch von Mommsen und Zachariä hochgeschätzte Lehrer des römischen Rechtes an der Universität Pavia, **‚Contardo Ferini'** (ein Glaubensheld der modernen Zeit, nach der Biographie von Carlo Pellegrini, übersetzt von Al. Hengeller. Freiburg, Herder; geb. M. 2.50), dessen Seligsprechungsprozeß von Pius X. eingeleitet wurde; es dürfte wohl der erste Universitätsprofessor sein, dem seit dem Mittelalter die Ehre der Altäre zuteil wird. Das Buch ist fleißig, aber so ohne jede psychologische Gestaltungskraft und künstlerischen Schwung geschrieben, daß wir des Biographen Ferinis noch warten müssen. Der gleiche Mangel liegt auch in der über 100 Seiten langen biographischen Einleitung zu den beiden wundervollen Büchlein des P. **‚Pius de Hemptinne'** O. S. B. ‚Anmutungen und Gedenken' und ‚Das Büchlein für den lieben Gott' **‚Mehr Liebe'**, Lebensbild des Dom Pius de Hemptinne, deutsche Bearbeitung von D. Benedicta von Spiegel aus der Beuroner Kongregation, Freiburg, Herder; geb. M. 3.40), die in vielem an Susos ‚Büchlein von der ewigen Weisheit' erinnern, aber im ganzen eine mehr männlich starke Mystik darstellen; schade nur, daß uns diese prachtvollen religiösen Gestalten so wenig mit den Anforderungen moderner Biographik

vorgestellt werden. Historische Bedeutung beansprucht die Lebensbeschreibung der seligen **‚Magdalena Sophie Barat‘** und die Geschichte ihrer Stiftung (Freiburg, Herder; geb. M. 8.—). Nachdem keine geringere als Handel-Mazzetti in einem Festspiel den Geist dieser seltenen Frau und ihre fortwirkende seelische Kraft plastisch dargestellt hat, wird hier zum erstenmal eine deutsche Biographie vorgelegt, die auf den amtlichen Quellen des Seligsprechungsprozesses beruht und über die genaueste Kenntnis der Entwicklung ihrer Stiftung verfügt. Bischof von Keppler hat ihr ein wohlverdientes Geleitwort geschrieben. — Eine Übersicht über die Heiligen des 19. Jahrhunderts will das Buch von Konstantin Kempf S. J. **‚Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert‘** (Einsiedeln, Benziger; geb. M. 3.60) geben. Der Charakter der Schrift bringt es mit sich, daß die Angaben nur unvollständig und oft rein äußerlich sind; aber desto erstaunlicher wirkt das Gesamtbild der religiösen Kräfte, die auch im 19. Jahrhundert in allen Altern und Ständen, allen Bildungsgraden und Gesellschaftsschichten tätig waren. Das bedeutendste Seelendokument des 19. Jahrhunderts, das nur mit Augustins ‚Bekenntnissen‘ verglichen werden kann und den Vergleich aushält, John Henry Kardinal Newmans Apologia ist nun unter dem Titel **‚Die Geschichte meiner religiösen Psyche‘** von M. Laros neu übertragen und dem deutschen Volke als eine dauernd wertvolle Gabe dargeboten worden (Saarlouis, Hausen; geb. M. 3.—). Leider hat das kleine mariologische Werkchen desselben Verfassers, das von Rottmanner das beste existierende genannt worden ist, und von Helene Riesch mit einer kurzen biographischen Einleitung herausgegeben wurde, noch immer nicht die verdiente Beachtung gefunden: Newman, **‚Die heilige Maria,‘** eine Apologie und historische Begründung des Marienkultes (Regensburg, Manz; geb. M. 2.40). Auch auf die neue kritische Ausgabe des Pascalschen Buches mit einer Einleitung über Pascals Weltanschauung und Bedeutung für die Gegenwart, die in wichtigen Punkten neue Wege geht, sei in diesem Zusammenhange hingewiesen: Pascals **Pensées** (Gedanken) herausgegeben von M. Laros (Kösel, Kempten; geb. M. 2.—). Schärfer wie der französische Mathematiker hat nicht leicht einer die innere Not und Tragik des Menschenlebens erkannt und geschildert.

Eine eigenartige Mischung religiöser Mystik und ungesundem Quietismus bietet die von N. Hoffmann besorgte Neuausgabe der **‚zwölf geistlichen Gespräche der Madame Guyon‘** (Diederichs, Jena; geb. M. 5.20), die als hervorragendes Dokument für die bisher nicht richtig gewürdigte Eigenart der religiösen Bewegung des 17. Jahrhunderts in Frankreich gelten können und einen interessanten Einblick in die geistige Verfassung des Fenelonschen Kreises bieten, aber als religiöses Erbauungsbuch, als welches es in erster Linie beabsichtigt ist, nur mit Vorbehalt empfohlen werden können. —

‚Ein Wort an den christlichen Adel‘ nennt sich ein nicht unzeitgemäßes Buch von P. Sebastian von Oer O. S. B. **Der Ahnen wert!** (Herder, 186 S. geb. M. 4.60). Gerade weil der heutige Adel in weiten Volkskreisen nicht mehr die Bedeutung von ehemals hat, ist es wichtig, ihn wieder und wieder an das Wort, daß Adel verpflichtet, zu erinnern. Vornehme Lebensführung im höchsten, im christlichen Sinn dem christlichen Adel ans Herz zu legen, ist des Verfassers Hauptzweck, den das mit Takt und Wärme geschriebene Buch glücklich anstrebt. — Der bald nach Ausbruch des Krieges gestorbene englische Prälat Robert Hugh Benson, hauptsächlich bekannt durch seine Romane aus dem Zeitalter Maria Stuarts, ist bei seinen Landsleuten auch als religiöser Schriftsteller geschätzt. Als Konvertit wußte er den im anglikanischen England allein wirksamen Ton nicht bloß der Kontroverse, sondern auch der Belehrung und Erbauung mit Geschick anzuschlagen. Es kann gerade jetzt, wo sich der berechtigte Haß gegen die verwerfliche Politik Englands und ihrer skrupellosen Mittel wendet, nicht schaden, sich auch solchen Erscheinungen zuzuwenden, um zu verhindern, daß sich diese Gefühle auch auf die einzelnen Angehörigen der feindlichen Nation übertragen und uns blind machen für die innere Schönheit des religiösen Lebens, wo immer es sich findet. Das von J. Schootensack verdeutschte Buch **‚Die Freundschaft mit Christus‘** von Msgr. Rob. Hugh Benson (Regensburg (1914. Geb. M. 2.80) ist dafür sehr geeignet. Es sind kurze, ganz auf moderne Gedankengänge eingestellte Predigten, die aber, der rhetorischen Form hier entkleidet, mit der Knappheit aphoristischer Gedankenäußerung wirken. — Ähnliches gilt von den religiösen Schriften des ungarischen Bischofs Dr. Ottokar Prohászka, deren deutsche Ausgaben durch ein neues Bändchen bereichert werden: **‚Die Quelle lebendigen Wassers‘.** Gedanken über das göttliche Herz Jesu‘ (Kempten 1915, geb. M. 1.20). Das Büchlein ist nicht bloß

ein Zeugnis dafür, wie tief die wahre Liebe zu Christus in den Herzen wohnt, sondern es kann auch für manches vertrocknete Gemüt wieder ein Born werden, aus dem es, von neuem gespeist, sich dem tiefen Geheimnisse der mystischen Liebe zu dem Erlöser wiederum erschließt. — In diesem Zusammenhang darf vielleicht eines eigenartigen Büchleins Erwähnung geschehen, das äußerlich zwar nur losen, für die innerste Empfindung aber einen um so tieferen Zusammenhang mit diesen erbaulichen Schriften hat, weil es den Sinn zu Abkehr vom allzulauten Tage und zur Hinwendung in Stille und Einsamkeit einlädt: **‚Die geheimnisvolle Nacht'**. Von Dr. Leopold Ackermann (Paderborn 1914, geb. M. 3.—). Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Nacht als solche im astronomischen Sinne in ihrer Beziehung zum religiösen Leben zu betrachten, indem er nach einigen allgemeinen auch die ästhetische Seite hervorhebenden Betrachtungen die historischen Nächte der Heiligen Schrift und der späteren christlichen Zeit heranzieht, um dann in einem dritten Teil die ‚Heiligung der Nacht' zum Gegenstand seiner Betrachtung zu machen. Es liegt Poesie über ihnen, eine Poesie, wie sie auch der Weltlichgesinnte immer wieder in der Weihnachtsnacht empfindet, und die um so stärker zu dem Gemüte spricht, als der Lichtfanatismus unseres Jahrhunderts nicht nur die Sinne, nein auch die Seelen wie im Selbsterhaltungstrieb die heiligende Ruhe der Dunkelheit immer wieder aufzusuchen zwingt. Unter der Literatur, die der Verfasser als fern verwandt mit seinem Thema aufführt, wäre vielleicht auch das ob Brentanos Urheberschaft umstrittene seltsame Werkchen ‚Die Nachtwachen des Bonaventura' nicht zu übersehen. — Die hagiographische Literatur ist in einer für literarisch anspruchsvollere Kreise gedachten Sammlung **Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild**, herausgegeben von P. Expeditus Schmidt O. F. M. (Kempten 1914) würdig vertreten. Leider ist das auf mehrere Bände geplante Unternehmen über den zweiten noch nicht hinausgekommen, offenbar auch deshalb, weil Wert und Bedeutung der Sammlung noch nicht recht erkannt und im allgemeinen auch in unserer noch religiös gesinnten Laienwelt der Sinn für die selbst poetische Schönheit der Heiligenlegenden noch nicht erschlossen ist. Wie so oft wird das erst dann der Fall sein, wenn die außerkirchliche Welt anfängt, sich auf die hier verborgenen Schätze zu besinnen, wie dies bereits durch gewisse Veröffentlichungen des Diederichschen Verlags (Mittelalterliche Heiligenlegenden, Byzantinische Heiligenlegenden) geschieht. Wie bekannt, ist auch die genannte Sammlung zuerst im Verlag von Hans von Weber erschienen und von dort durch den Kösel'schen Verlag übernommen und weitergeführt worden. Es wäre ein Armutszeugnis für katholische Kreise, wenn das schöne Unternehmen infolge von Teilnahmslosigkeit nicht zu Ende geführt werden könnte. —

In der theologischen Literatur steht die Christusfrage voran, und ihr wichtigster Beitrag bleibt seit Schells bedeutender Monographie ‚Christus' von der inzwischen das 21. Tausend erschienen ist (Kirchheim, Mainz), die Schrift von F. X. Kiefl: **‚Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie'** (Kirchheim, Mainz; geb. M. 4.—). Mit wahrhaft souveräner Fachkenntnis und einem spekulativen Tiefblick, der unter den gegenwärtigen deutschen Theologen seinesgleichen nicht hat, wird hier zum erstenmal der Wandel der modernen Jesusauffassungen auf seine philosophischen Grundlagen untersucht und im einzelnen der überraschende Nachweis erbracht, daß dieser weit mehr dem wechselnden Weltbild der Zeitphilosophie als wirklich kritischer Quellenforschung entspringt; diese Zusammenhänge aufdecken, heißt die dadurch bestimmten Darstellungen Jesu und des Urchristentums am wirksamsten widerlegen. — Eine leichter faßliche und alles für weitere Kreise Wissenswerte umfassende apologetische Darstellung über **‚Das Christusproblem in der Gegenwart'** bieten die akademischen Vorträge des Straßburger Kirchen- und Dogmenhistorikers Albert Ehrhard (Mainz, Kirchheim; geb. M. 2.80), die durch die ruhige Fülle der Gelehrsamkeit ebenso sicher überzeugen, wie sie durch das edle, aus den Tatsachen geschöpfte Pathos begeistern. — Desgleichen können Ehrhards akademische Predigten über das **‚Vater unser'** (Mainz; gebd. M. 2.—) als geistliche Lesung nicht genug empfohlen werden; geistvoller und tiefer ist uns in diesem Rahmen keine Darlegung des schönsten und wichtigsten aller Gebete nach seiner idealen Seite hin bekannt. Nachdem P. Hilarius Felder im Jahre 1911 den ersten Band einer schwergerüsteten Christusapologie vorgelegt hat, in dem er die Tatsache des Gottes- und Messianitätsbewußtseins Jesu nach allen Seiten hin beleuchtet, läßt er im zweiten Bande die Beweise für die Wahrheit und Richtigkeit dieses Bewußtseins Jesu folgen. Was, abgesehen von

einigen methodischen Sonderansichten, allgemein vom ersten Teile gerühmt wurde, gilt in erhöhtem Maße auch vom zweiten **'Jesus Christus'** Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesus-Forschung II. Die Beweise Jesu (Paderborn, Schöningh; brosch. M. 9.50): hervorragende Klarheit und umfassendste Quellenkenntnis. Zu wünschen wäre nur noch, daß auch die inhaltliche Erhabenheit und die seelische Bedeutung der Lehre und Persönlichkeit Jesu mit gleicher Gründlichkeit behandelt und wenigstens an diesem Zentralpunkte neben der sog. äußern auch die innere apologetische Methode, die auf den modernen Menschen den meisten Eindruck macht, methodisch befriedigend durchgeführt werde. — Das Resultat einer fast zwei Menschenalter umfassenden, ernsten Forschung zieht der Nestor der protestant. neutestamentlichen Wissenschaft in Deutschland, Bernh. Weiß, indem er ohne gelehrten Apparat und ohne apologetische Tendenz, rein historisch erzählend, ein Lebensbild **'Jesu von Nazareth'** (Berlin, Curtius; gebd. M. 3.50) zeichnet, das im bewußten Gegensatz zu der Unzahl modern-protestantischer Monographien, an der Auferstehung, den Wundern und der Gottheit Jesu ohne Verklausulierungen festhält und gerade durch die schlichte Einfachheit und Wärme nach Art eines geistigen Testamentes in erster Linie religiös wirken will. Die Abweichung von den Evangelien ist dem gegenüber nur untergeordneter Natur. — Einen wichtigen, geradezu unentbehrlichen Beitrag zur Christusfrage bieten die religionsgeschichtlichen Parallelen aus der rabbinisch-kabbalistischen und hellenistisch-jüdischen Literatur von Paul Fiebig: **'Jüdische Wundergeschichten des neutestamentlichen Zeitalters'** (Tübingen, brosch. M. 2.—) und **'Die Gleichnisreden Jesu im Lichte der rabbinischen Gleichnisse des neutestamentlichen Zeitalters'.** (Tübingen, gebd. M. 6.—). Aus dem Kampf um die 'Christusmythe' hervorgegangen, weisen die beiden Bücher in ihrer Bedeutung weit über den Tagesstreit hinaus, und besonders das letztere bietet an der Hand eines erdrückenden Materials eine Widerlegung der Gleichnistheorie Jülichers, wie diese bisher noch keine erfahren hat; auch der beständige Hinweis auf die mündliche Tradition als Quelle der synoptischen Evangelien verdient gegenüber den Quellentheorien, die immer von neuem zur Lösung der synoptischen Frage aufgestellt werden, alle Beachtung. Besonders erfreulich sind die Arbeiten eines unserer jüngsten und fähigsten Religionsgeschichtler, Dr. Engelbert Krebs. Auf seine grundlegende Studie 'Der Logos als Heiland im 1. Jahrhundert' (Freiburg 1910) hat er nun in den 'biblischen Zeitfragen' prinzipielle Untersuchungen über **'Das religionsgeschichtliche Problem des Urchristentums'** (Münster 1913) folgen lassen. Diese sowie die populär-wissenschaftlichen Vorträge über die Erlösungsidee im Heidentum und Christentum **'Heiland und Erlösung'** (Freiburg, Herder; gebd. M. 2.50) bedeuten auf katholischer Seite eine erfreuliche Wendung zum Bessern, nachdem allzu lange die Studien der vergleichenden Religionsgeschichte der Gegenseite überlassen war. Großes Aufsehen erregte und eine eingehende Diskussion verlangt Eduard Nordens Buch **'Agnostos Theos'** (Teubner, Leipzig), das auf Grund exaktester Untersuchungen über die Formengeschichte religiöser Rede Harnacks These von der Hellenisierung des Christentums vollständig aus den Angeln hebt und den Nachweis führt, daß die johanneischen und paulinischen Begriffe der Gotteserkenntnis gerade in der rein griechischen und rein lateinischen Literatur fast gar nicht vorkommen, sondern in ununterbrochener Kontinuität von Judentum und Christentum sich aus der orientalischen Mystik herschreiben. Wenn er den Offenbarungscharakter des Alten und Neuen Testaments aus dem orientalischen Gefühlsleben zu erklären sucht, so ist dem gegenüber auf die in ihrer zwingenden Beweiskraft geradezu überwältigende Schrift des Würzburger Orientalisten Johannes Hahn: **'Die biblische und die babylonische Gottesidee'** (Leipzig 1913) hinzuweisen, welche die absolute Einzigartigkeit und Erhabenheit des israelitischen Gottesbegriffs, der biblischen Gotteserkenntnis und Frömmigkeit sowohl nach der inhaltlichen wie nach der formellen Seite darlegt.

Von philosophisch-theologischen Einzelfragen ist durch die modernistische Bewegung in den letzten Jahren die nach dem Wesen und den Vorbedingungen des Glaubensaktes am meisten in den Vordergrund gerückt worden. Eine theoretische Behandlung des gesamten Problems ist seit Newmans fundamentalem 'Essay in aid of a Grammar of Assent', dessen Gedankenmassen bei weitem noch nicht verarbeitet sind, nicht mehr versucht worden. Einen wertvollen Beitrag zur historischen Klärung der Frage hat der Breslauer Privatdozent Dr. K. Ziesché in seiner Studie **'Verstand und Wille beim Glaubensakt im Anschluß an Bonaventura'** (Paderborn, Schöningh; brosch. M. 3.60) geliefert. Wenn in dieser

Weise die Geschichte des Glaubensproblems von den ersten Jahrhunderten an bearbeitet wird, dann dürfen wir in absehbarer Zeit auch ein befriedigendes System der Philosophie des Glaubens erhoffen. Ebenso gründlich, wenn auch nicht neu sind die Untersuchungen von Joh. Fritz über den **'Glaubensbegriff bei Calvin und den Modernisten'** (Freiburg, Herder; brosch. M. 2.60), deren Wirkung leider durch ganz unnötige polemische Spitzen und unberechtigte Verallgemeinerungen beeinträchtigt werden. Von allgemeinstem Interesse ist das Buch von Franz Sawicki **'Der Sinn des Lebens'** (Paderborn, Schöningh; geb. M. 4.50). Es versucht nichts geringeres als eine katholische Lebensphilosophie zu geben, welche die Fülle der christlichen Glaubenswahrheiten in ihrer Bedeutung für das ethische Leben darlegen will. Die geschmackvolle Ausstattung der Schrift verdient besonderes Lob. — Wer in kurzer Form die sittliche Bedeutung des christlichen Gottesglaubens kennen oder andern vermitteln will, der sei auf ein kleines, aber feines Büchlein von Wilhelm Koch: **Religiös-wissenschaftliche Vorträge, Vierte Reihe**-(Rottenburg, Bader; kart. M.0.80) hingewiesen, deren Fortsetzung dringend erwünscht wäre.

Geschichte und Biographie

Das abgelaufene Jahr stand noch stark im Zeichen der Bismarckliteratur. Ein unsere Leser vornehmlich interessierendes Werk: Martin Spahn, **Bismarck** (M.-Gladbach 1915, 2. Aufl., brosch. M. 3.—) finden sie ausführlich an anderer Stelle dieses Heftes besprochen. Die wertvollste Ergänzung dazu nach der biographischen Seite sind die darin entsprechend gewürdigten **Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin.** Herausgegeben von Herbert von Bismarck. Ergänzungsband nebst Register von Horst Kohl (Cotta, 3 Bde., 4. Aufl., geb. 11.— M.), die nicht nur zu den glänzendsten epistolarischen Leistungen gehören, die wir in deutscher Sprache besitzen, sondern auch als Dokumente deutscher Gemüthaftigkeit hohe Schätzung verdienen, geeignet, gerade in gegenwärtiger Zeit die Liebe zur angestammten Art zu befeuern und zu klären. Die schöne Originalausgabe, durch den erläuternden Ergänzungsband und das Register noch besonders wertvoll, ist erst im Kriegsjahr 1914 zur vierten Auflage gediehen. Das beweist, daß wir Deutsche noch immer nicht das Echte und Gute so zu schätzen wissen, wie es sein sollte; denn wenn auch diese Briefe bei ihrem Erscheinen viel gelesen worden sind, ein gleiches Ereignis, wie ihre erstmalige Veröffentlichung hätte anderwärts zu Auflagehöhen geführt, wie sie bei uns jetzt nur einfältigen oder doch höchst vergänglichen Modewerken beschieden sind. Hier gilt es also vieles nachzuholen. Das gleiche läßt sich auch von den **'Briefen Ottos von Bismarck an Schwester und Schwager 1843—1897'** (herausgegeben von Horst Kohl, Dieterische Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 4. bis 6. Tausend, 1915, geb. 6.— M.) sagen, denn auch sie gewähren, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, einen tiefen Einblick in das Seelenleben ihres Verfassers: Der übersprudelnde Humor der Jugend wird abgelöst durch den Ernst des in der Familie und Amt festwurzelnden Mannes, um schließlich in der Wehmut des Greises auszuklingen, dem die Sorge um die Zukunft seines Volkes den Lebensabend verdüsterte'. Der 'junge Bismarck', der durch die Veröffentlichung des Briefwechsels mit Gustav Scharlach (Dunker, Weimar 1912) schon so erfrischend wirkte, ist auch in diesen Briefen köstlich vertreten, und wer diese seelische Klangfarbe des humorvollen Übermuts in Bismarcks Wesen nicht kennt, dem fehlt ein wesentliches Stück zum Verständnis auch des Mannes.

Hat man schon durch die Briefe Bismarcks an seine Frau tiefe Einblicke in sein mustergültiges Privatleben und den vornehmen, echt weiblichen Charakter seiner Lebensgefährtin tun können, so bietet eine andere jetzt neu herausgekommene Briefsammlung **'Johanna von Bismarck', Ein Lebensbild in Briefen** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1915, gebd. 6.— M.) den Einblick von entgegengesetzter Seite. Johanna von Bismarck ist noch eine Briefschreiberin von der alten Schule. Sie schreibt nicht nur gerne, sondern auch gut, weil sie nichts anstrebt als Aussprache und Unterhaltung, und da ihr Naturell einfach, echt und sprudelnd ist, so gewinnen ihre Briefe dadurch einen Zug der Unmittelbarkeit, der wahrhaft Vertrauen und Zuneigung einflößt. Nichts von Politik, kein Klatsch, keine irgendwie zur Schau getragene Eitelkeit. Hingegen viel menschliche Teilnahme und literarische Interessen verbunden mit einem ganz feinen Instinkt für das Echte. Wir wissen aus dem Lebensbild, das Sophie Charlotte von Sell von **'Fürst Bismarcks Frau'** (Trowitsch & Sohn, Berlin 1914 6. Aufl., geb. 6.—) entworfen hat, daß die Fürstin viel und gern las und daß sie über einem spannenden Roman sogar

die Toilette für wichtige Empfänge bis zum letzten Augenblick hinausschieben, wo nicht vergessen konnte, und wir finden in ihren Briefen eine indirekte Bestätigung dieser Leidenschaft für Bücher und Phantasieanregung. So sehr diese Sammlung ihre allgemeine Bedeutung hat, weil auch in ihr für die Kenntnis des großen Kanzlers eine Quelle fließt, so wendet sie sich doch vorwiegend an die gebildete Frauenwelt, und man möchte wünschen, daß keine deutsche Frau aus den oberen Zehntausend sich über den Standpunkt hinaus möge ‚entwickelt‘ haben, von dem aus dem echt weiblichen, mütterlichen, häuslichen Sinn und Gemüt der Briefschreiberin allein Liebe und Verständnis entgegengebracht werden kann. Allmählich kommt der Zeitpunkt heran, wo die Reihen derjenigen aus Bismarcks Umgebung und Umgang, die darüber Wertvolleres zu sagen wissen, sich zu lichten anfangen. Der hundertste Geburtstag bot einen willkommenen Anlaß, ‚persönliche Quellen zu Bismarcks persönlicher Geschichte zu erschließen, so lange sie noch fließen könnten.‘ Drei namhafte Publizisten, Staatsminister von Brauer, Erich Marcks und K. A. v. Müller, haben die Aufgabe gelöst in einem Band **‚Erinnerungen an Bismarck‘.** Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten mit einem Anhange von Dokumenten und Briefen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1915, geb. 10.50). Es sind drei Kreise, denen die persönlichen Erinnerungen entstammen: dem Kreis von Angehörigen der äußeren Politik, dem Kreis der inneren Politik und der Verwaltung und dem persönlichen Kreis. Während die Gesandten Krauel, Raschdau und Michahelles vorwiegend aus ihren dienstlichen Beziehungen charakteristische Einzelheiten erzählen und Frhr. v. Stumm sich auf einen Besuch in Friedrichsruhe beschränkt, gibt der Staatsminister von Brauer von seinem zwei Monate währenden Dienst in Friedrichsruhe Schilderungen, die einen merkwürdig nahe an des Kanzlers Persönlichkeit heranbringen. Das gleiche gilt von den ‚Blättern aus meiner Erinnerung‘, die Prof. Schweninger aufschlägt. Ihnen reihen sich der Bedeutung nach die von dem Sohne Reinhold von Thadden-Triegloffs veröffentlichten Aufzeichnungen an, denn der alte Thadden hat Bismarck und seiner Familie nahe gestanden und seine Erinnerungen gehen von allen hier gebotenen am tiefsten in die Vergangenheit zurück. Des Oberhofpredigers Dryanders Beitrag, der darauf ausgeht Bismarcks christlich-kirchlichen Standpunkt zu fixieren, gemahnt an so manchen ähnlichen, nicht ohne Künstlichkeit gemachten Versuch und gehört zu den schwächeren Beiträgen des sonst sehr interessanten und wertvollen Buches, das niemand, der sich enger mit Bismarck befaßt, außer acht lassen kann.

Den bereits schon im April-Heft des Jubiläumsjahres besprochenen Bismarckbiographien, die als eigentliche Festgaben für weitere Kreise gedacht waren, hat sich in dem stattlichen und schön illustrierten Band **‚Bismarck, der Mann und das Werk‘.** Von Richard Graf Du Moulin Eckart (ebda 1915, geb. 17.—), die äußerlich am vornehmsten in die Augen fallende Erscheinung angereiht. Der schöne große Druck macht die Lektüre des ohne gelehrte Absichten, aber mit der für ein ‚Gedenkbuch‘ üblichen Wärme geschriebenen Textes verlockend, und die reiche und gute Illustration verleiht dem Werke den Charakter einer Festgabe von volkstümlicher Haltung im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich sichtlich bemüht, seinen Helden möglichst dem Tummelplatz des Parteiurteils zu entrücken und in ihm nur den willensstarken, sich seines hohen Zieles auch in den Niederungen des politischen Kampfes stets bewußten Schöpfer des Reiches zu schildern. Der Ton der Apotheose wird durch kritische Abwägungen ab und zu wohl gemildert, beherrscht das Ganze aber doch, wenn auch ohne herausfordernde Schärfe, in unverkennbarer Weise. Das macht sich in dem die Zeit des Kulturkampfes behandelnden Abschnitt besonders fühlbar; doch muß anerkannt werden, daß die sonst bei Schilderungen dieses Kampfes übliche Phraseologie vermieden ist. Bismarcks Verantwortlichkeit für die unselige Politik jener Tage abzuschwächen, wird der Einfluß der nationalliberalen Partei herausgearbeitet und der Kampf selbst in das verklärende Licht geschichtlicher Perspektiven gerückt. Die Art und Weise, wie das Biographische und Geschichtspolitische ineinander gearbeitet und in immer gleichem Fluß der Erzählung dargeboten wird, ist vielleicht das Beste an dem Buche. — Nicht jeder, dem mehr vielleicht als der Text die schöne Illustrierung wertvoll ist, kann sich um dieser willen ein Buch in dieser Preislage leisten. Ihm bringt das **Bismarck-Album** des Verlags Hermann Montanus in Siegen Ersatz, denn hier werden zum Preis von nur 2 M. an die 200 Bilder aus Bismarcks Leben vorgeführt, in denen sich die Geschichte seines Lebens, über die eine Einführung orientiert, in größter Vielseitigkeit spiegelt.

Schließlich sei noch auf das Werk hin-

gewiesen: **‚Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote.** Ein großes Leben in bunten Bildern.' Von Dr. Paul Liman. 4. Auflage mit 242 Abbildungen und 20 ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen (Strecker & Schröder, Stuttgart, geb. 14.— M.). Es ist der beredteste und seltsamste Kommentar zu den Betrachtungen, die die heutige europäische Lage hervorruft, und wem etwa der biographisch-geschichtliche Text des stattlichen Bandes nicht in allewege zusagt, was, wir gestehen es offen, bei uns der Fall ist, der hat an der vielseitigen, alle Parteistimmen zur Geltung bringenden Sammlung politischer Karikaturen eine solche Fülle zum Teil ergötzlicher, zum Teil aber auch nachdenklich stimmender Zeitkritiken in Bildern vor Augen, daß geschichtsphilosophischer Sinn sich überreich daran betätigen kann.

Dichtung

Je unnaiver unser Fühlen und Denken geworden ist, je mehr scheinen wir uns nach dem Gesetz des Kontrastes zu der naiven und einfach-schlichten Welt kindlicherer Zeiten hingezogen zu fühlen, zu den Zeiten der Märchen- und Sagenpoesie. Eine ungemein rege Tätigkeit, unsere Märchenschätze nicht bloß der Kinderwelt, sondern dem Volke und fast mehr noch den Gebildeten im Volke zugängig zu machen, sehen wir allenthalben entfaltet, während gleichzeitig die gelehrte Forschung die unendlich verwickelten Fragen über Ursprung und Zusammenhänge der Märchendichtung zu vereinfachen und unsere Erkenntnis gesetzmäßig zu lenken bemüht ist. Wer sich über diese Probleme in verständlicher Weise unterrichten will, findet einen guten Führer in dem 96. Bändchen der Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung' (Quelle & Meyer in Leipzig): **‚Das Märchen'.** Ein Versuch von Friedrich von der Leyen (154 S., gebd. M. 1.25). Wenn wir Deutsche von Märchen reden, so ist es die Sammlung der Brüder Grimm, an die wir in erster Linie denken. Die großen Jahre der Befreiungskriege waren es, in denen unserm Volke diese Sammlung zum ersten Male geboten wurde. Aber die alte Ausgabe war unter der Unzahl von allerlei mehr oder minder gewissenhaften Neudrucken fast vergessen und ein Sammelgegenstand von Freunden seltener Bücher geworden. Da hat denn das hundertjährige Jubiläum ihres ersten Erscheinens uns einen erlesenen Neudruck gebracht unter dem Titel: **Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt,** herausgegeben von Friedrich Panzer (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München: 2 Bde., gebd. in Halbpergament 11 M., in Ganzleder 20 M.). Ganz so, wie sie zum erstenmal erschienen, nur bereichert durch die in der 2. Auflage 1819 dem ersten Band vorgesetzten Radierungen und die dem zweiten Band mitgegebene ‚Märchenfrau', liegt diese neue Ausgabe vor uns. Sie enthält nicht bloß den im Vergleich mit späteren Auflagen ersten herberen und urwüchsigeren Text, sondern auch in einem Anhang die Noten der Brüder Grimm. kurz alles so, wie dieses nach der Bibel bei uns am meisten verbreitete Volksbuch unseren Vorfahren zum erstenmal unter die Augen getreten ist. Der Herausgeber hat in einem lesenswerten Geleitwort die Geschichte der Entstehung und Fortführung der Sammlung übersichtlich erzählt. Die äußere Erscheinung der beiden Bände ist für jeden Bücherfreund eine Augenweide. — Einen völlig anderen Zweck strebt die als erster und zweiter Band der Sammlung **‚Die Märchen der Weltliteratur',** herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. v. d. Leyen und Dr. Paul Zaunert (Diederichs, Jena 1912) veranstaltete Ausgabe der ‚Kinder- und Hausmärchen', gesammelt durch die Brüder Grimm' (kart. à 3 M., in Leder gebd. à M. 5.50) an. Gemäß den Fortschritten unseres Wissens über den zum Teil sagenhaften, jedenfalls sehr verschiedenartigen und oft ungemein frühen Ursprung der Volksmärchen, hat Prof. v. d. Leyen es unternommen, die Grimmsche Märchensammlung so zu ordnen, wie nach dem Stand der heutigen Forschung die Märchenmotive etwa hervorgetreten sind, so daß z. B. mit denjenigen Märchen begonnen wird, in denen Spuren des uranfänglichen Seelenglaubens auftreten, dann die Märchen folgen, deren Motive der Zeit der Völkerwanderung angehören und so fort bis zur jüngsten Zeit. Diese Ordnung soll gleichsam das zeitliche Herauswachsen des Märchens aus unserem Volkstum zur Anschauung bringen und zugleich den Verlauf unserer Dichtung sich darin spiegeln lassen. Das Unternehmen ist gewagt, wie der Herausgeber selbst in der das Für und Wider abwägenden Einleitung zugibt, aber da, wie er mit Recht sagt, dieses nach außen kaum fühlbare System dem naiven Genuß der sonst unverändert gebliebenen Märchentexte keinen Eintrag tut, so kann dieses wissenschaftliche Experiment immerhin in Kauf genommen werden. — Haben die Brüder Grimm den ersten echten Griff in das alte Gut der Märchendichtung getan, so gebührt das Verdienst, das lesende Deutschland des 18.

Jahrhunderts zum erstenmal aus dem Born der Märchendichtung gespeist zu haben, dem Zeitgenossen Wielands, J. K. A. Musäus. Dieser ehemalige Weimarsche Pagenhofmeister und äußerst anpassungsfähige Schriftsteller sammelte zu einer Zeit, wo das Märchen noch nicht zum Ansehen einer hohen Literaturgattung gelangt war, die im Volke umgehenden Legenden und erzählte sie in seiner Art wieder. Den alten, naiven Märchenton hat er als echter Sohn des 18. Jahrhunderts zwar nur ausnahmsweise getroffen, aber genauere Untersuchung zeigte doch, wie Paul Zaunert schreibt, „daß Musäus fester in deutscher Volksüberlieferung wurzelt, als man ihm vielfach hat zugestehen wollen‘. So sind denn auch **J. K. A. Musäus Volksmärchen der Deutschen.** Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 2 Bde. Herausgeg. von Paul Zaunert, gewürdigt worden, in der genannten Diederichsschen Sammlung als dritter und vierter Band zu erscheinen, und man kann, alles in allem genommen, nur sagen, daß damit gut geschah schon um der entzückenden Richterschen Holzschnitte willen, die, wie es in der Ankündigung mit gutem Recht heißt, hier eine neue Auferstehung erfahren. Von den Grimmschen Märchen etwa abgesehen, ist die Sammlung übrigens nicht für Kinder gedacht. Es ist nicht überflüssig, das zu sagen, da auch heute noch das Märchen bei vielen nicht literaturfähig scheint, obwohl in einem einzigen Band dieser Sammlung mehr echte Poesie lebt als in Dutzenden von anspruchsvoll auftretenden modernen Romanen. Das gilt auch von dem fünften Band: **Deutsche Märchen seit Grimm.** Herausgeg. von Paul Zaunert, der als Ergänzung zu den „Kinder- und Hausmärchen‘ geboten ist, ohne deshalb gleich ein Kinderbuch sein zu wollen. Es sind darin mit entsprechender Sichtung alle diejenigen Märchen zusammengetragen, die nach der Sammelarbeit der Brüder Grimm in den verschiedensten deutschen Landschaften aufgezeichnet wurden. Das Vorwort des Herausgebers erteilt darüber merkwürdigen Aufschluß, indem es zugleich mit feiner Kunst in die Stimmung einführt, in der diese den Grimmschen durchaus ebenbürtigen Märchen gelesen sein wollen. Ein sechster Band führt auf ganz neues Gebiet: **Plattdeutsche Volksmärchen.** Ausgabe für Erwachsene. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Es ist schwer zu sagen, was darin interessanter ist, die in der Einleitung von dem Herausgeber gemachten Mitteilungen über seine verdienstvolle Sammeltätigkeit oder das Gesammelte selber; jedenfalls gehört beides zusammen, und man wird mit erhöhter Erwartung an den Text selbst herangehen, nachdem man seine Entstehung und was damit zusammenhängt, gelesen hat. Für Fritz Reuter-Leser bietet der Band natürlich keinerlei Schwierigkeit, aber auch wer im Plattdeutschen nicht geübt ist, wird doch mit Hilfe der angehängten kleinen Anleitung sich sehr bald zurechtfinden und dann den Humor dieser im Dialekt doppelt wirksamen Geschichten voll auskosten.

Mit den „**Russischen Volksmärchen**‘. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar, beginnt die Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur‘ zum erstenmal den heimischen Boden zu verlassen. Der Band trägt die Jahreszahl 1914. Ihn gerade jetzt zur Hand zu nehmen, hat ein besonderes Interesse. Nie zeigt sich ein Volk so ganz in seiner wahren Natur als dort, wo es fabuliert. Und das russische Volk hat eine besondere Gabe hierfür. Was bisher an russischen Märchen gut zu uns gedrungen ist, war wenig, und fast nur für Forscherkreise bestimmt. In dem vorliegenden Band wird versucht, insoferne ein allseitiges Bild zu geben, als die verschiedenen Motive und Landschaften bei der Auswahl berücksichtigt wurden. Die Einleitung des Verfassers gibt die notwendigen Gesichtspunkte. Während auch diese Sammlung sich in erster Linie an Erwachsene wendet, nicht ohne Rücksicht darauf, daß das meiste mit Auslassung derberer Redewendungen, auch in der Familie vorgelesen werden kann, sind die **Russischen Volksmärchen,** gesammelt von A. N. Aphanassjew, ins Deutsche übertragen von Friedr. Hildebrand, illustriert von Kurt Jäckel (Abel & Müller, Leipzig, gebd. M. —.—), als Buch für Kinder gedacht, als das sie sich auch wohl eignen. Aphanassjew ist für das russische Märchen was die Brüder Grimm für das deutsche. Die farbigen Illustrationen sind gut erfunden.

Eine zweite Serie der „Märchen der Weltliteratur‘, im Gegensatz zur ersten in Antiqua gedruckt, bringt als ersten Band der „Märchen des Orients‘ **Chinesische Volksmärchen,** übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte. (Diederichs, gebd. M. 3.—.) Auch hier ist eine Auswahl geboten, in der alle Spielarten chinesischer Märchenpoesie vertreten sind. So wurden neben den Ammen- und Kindermärchen Tierfabeln, Gespenstergeschichten, auch Sagenstoffe und Göttermythen mit aufgenommen, ebenso werden Proben von sog. Kunstmärchen gegeben, von denen der Über-

setzer hervorhebt, daß es davon wahre Perlen in großer Zahl gebe. Das Unternehmen, dem man schon wegen des außergewöhnlich niedrigen Preises der einzelnen, prächtig ausgestatteten Bände die Gunst des Publikums voraussagen darf, kann hoffentlich in der bisherigen Weise weiter und zu Ende geführt werden. Man wird, ist erst einmal die textliche Grundlage gegeben, dann mit um so größerer Spannung den abschließenden Arbeiten der Herausgeber entgegensehen.

Als auf eine vereinzelte Publikation des gleichen Verlags seien gebildete Kreise hier noch auf die prächtige Ausgabe: **Griechische Märchen**, Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum, ausgewählt und übertragen von Aug. Hausrath und Aug. Marx (mit 23 Tafeln, Jena 1913, br. 6.—) besonders aufmerksam gemacht.

Von solchen Märchenbüchern, die ihr neues Erscheinen zum Teil durch die Verbindung mit einem neuen und eigenartigen Bilderschmuck rechtfertigen, heben sich einige durch besondere Schönheit hervor. Da ist vor allem das Märchen **'Das Stuttgarter Hutzelmännlein'** von Eduard Mörike. Mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Steiner (Holbein-Verlag, München, Quartformat, gebd. M. 6.—, Luxusausgabe M. 20.—). Der hier gemachte Versuch, Bilder und Text zu einer Stileinheit zu verbinden, die graphisch empfundenen farbigen Zeichnungen mit dem Schriftbild zusammenklingen zu lassen, ist dank der künstlerischen Beschränkung in hohem Maße geglückt. Dieses Buch Steiners gehört zweifellos zu den eigenartigsten und charaktervollsten Leistungen farbiger Buchillustration. Die Wiedergabe ist trotz des niederen Buchpreises von hoher Schönheit und dürfte in der Luxusausgabe vollkommen originalgetreu sein. — Eine besondere Art der farbigen Illustrierung hat der Engländer Rackham aufgebracht und der Franzose Edmund Dulac in seine fast möchte man sagen geschmackvollere, aber zum Teil auch glättere Weise übernommen; das Zeichnerische, die Konturierung herrscht trotz der Farbe darin vor und gibt den Bildern die dem Geschmack und dem Verdeutlichungswunsch des Kindes und einfacher Menschen entsprechende Bestimmtheit und Schärfe bis in den physiognomischen Ausdruck und die Schönheitspflästerchen der Haut. Der Verlag Georg W. Dietrich in München hat die **Märchen von Hans Chr. Andersen** und der **Brüder Grimm** mit solchen Bildern und Buchschmuck von Dulac herausgegeben, Geschenkbücher von vornehmstem Charakter und von einer Sauberkeit der Herstellung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Preis von M. 12.— ist in Anbetracht des Gebotenen nicht zu hoch. Das gleiche gilt von **Aesops Fabelbuch** (ebenda), das 13 farbige Vollbilder und 39 Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Arthur Rackham enthält, und von dem man mit der Bearbeiterin Stora Max sagen darf, daß die fein humoristische Kunst dieses Meisters einem Leserkreise vom Kind bis zum gereiften Kunstfreunde zur Freude gereichen wird. — Neue und von erzieherischen Gedanken inspirierte Märchendichtungen sind die **Märchen und Fabeln von Albrecht Julius Sagerstadt** (Verlag Etzold u. Co., München, geb. M. 3.—), die der Düsseldorfer Gustav Olms in einer Weise illustriert hat, die das Buch aus der Masse der wohlfeilen Jugendbücher stark hervorhebt. Sagerstadt ist Skandinave, seine Märchen haben die Herbheit und Stärke der nordischen Erzähler, setzen aber Kinder in vorgeschrittenem Alter voraus. Zum Schluß dieses Berichts sei noch eben auf die neuen deutschen Märchen **'Aus dem alten Zauberbronnen'** von Frida Schanz (Ullstein, geb. M. 3.—) sowie auf die Erzählungen für kleine und große Kinder **'Im Märchenwald'** von Emma Schwab (Vereinsdruckerei Graz 1915, geb. M. 3.—) hingewiesen, die beide illustriert sind und Zeugnis geben für die alleweil rege Märchenphantasie selbst unserer Tage.

Volks- und Jugendliteratur

Wer der Jugend heroische Gesinnung einpflanzen will, muß mit dem Geistigen beginnen, denn in ihm wurzelt alle Tatkraft, und nicht umgekehrt. Heilige und Martyrer, die aus tiefster Überzeugung Not und Tod zu trotzen vermochten, können Vorbild sein, auch wo es gilt, um irdischer Pflichten willen das Letzte an ein hohes Ziel zu setzen. Gerade in unseren Tagen ist daher für unsere Jugend die Betrachtung des Heldentums der Heiligen nicht ohne Wert, besonders wenn sie in die richtigen Wege geleitet wird, wie in **'Helden des Christentums'**, einer kleinen, auf zwölf Bändchen angelegten Sammlung von Heiligenbildern, herausgegeben von Konrad Kirsch S. J. (Paderborn 1915, gebd. je M. 1.20), die sich vornehmlich an die studierende Jugend wendet. Das geschichtliche Interesse findet darin nicht minder Nahrung wie das rein erbauliche. Die Darstellung ist geschmackvoll, die Ausstattung in Anbetracht des geringen Preises erfreulich gut. —

An die reifere Jugend wenden sich **auch** die Sonn- und Festtagslesungen **Jugendbrot.** Von P. Ambros Züricher O. S. B. (Einsiedeln, o. J., 3. Aufl., geb. M. 2.80), die sich von den mit Recht zum Ruf einer klassischen Leistung gelangten **Gedanken und Ratschläge** für gebildete Jünglinge von P. Adolph Doß (21.—23. Aufl., Herder 1914, geb. M. 3.60) in der äußeren Anordnung unterscheiden, indem sie dem Kirchenjahre folgen. Es ist, wie der Verfasser selber sagt, „Hausmannskost'. Auch das als apologetisches Rüstzeug brauchbare Buch **‚Schönheit der katholischen Weltanschauung'.** Von Prof. Dr. Joh. Chrys. Gspann (Einsiedeln 1914, 292 S., geb. M. 4.—) kann im besten Sinn dieses Wortes also bezeichnet werden. Es ist in erster Linie für den ‚frommgläubigen Katholiken' geschrieben, doch hofft der Verfasser, daß auch der philosophisch-gebildete Geist selbst des Ungläubigen das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand lege. — Die religiöse Betrachtung mit der Naturbetrachtung zu verknüpfen gehört zu den wirksamsten Methoden volkstümlicher Apologetik. Bringt der Apologet dabei ein philosophisch-poetisches Gemüt und sprachliche Schilderungsgabe mit, so entstehen so erfreuliche Bücher wie **‚Auf Gottes Spuren'.** Von Joseph Rüther (Bonifazius-Druckerei, Paderborn 1914, 94 S., geb. M. 2.40), und **‚Jahreszeiten'.** Gedanken aus Natur und Leben von Heinrich Schauerte (ebenda, 1913, 215 S., geb. M. 3.60). Die gefällige Ausstattung mit Buchschmuck von Oskar Gehrig macht beide Erscheinungen als freundliche Gaben für die heranwachsende und reife Jugend geeignet.

Während die erzählende Jugendliteratur heute vielfach auf Unterhaltsamkeit ohne charakteristisches Gepräge ausgeht, hat sich der Jugendschriftenverlag Scholz in Mainz in den Dienst eines weit erfaßten Erziehungsgedankens gestellt, indem er den Grundsatz vertritt, daß literarische Gediegenheit und pädagogische Zweckmäßigkeit sich nicht auszuschließen brauchen, ja daß sie zum Begriff und Wesen eines gediegenen Jugendschrifttums gehören. Die Mainzer Volks- und Jugendbücher und die Jungmädchenbücher, beide herausgegeben von W. Kotzde, sind die beiden Sammelunternehmen dieser Art. Die erste Sammlung ist um drei Bände (24—26) vermehrt, davon zwei, Erzählungen von Wilh. Arminus: **‚Der Kraftsucher'**, und **‚Der Kraftfinder'**, in den Tagen der Befreiungskriege spielend, und einer vom Herausgeber selber, unter dem Titel **‚Der von Bismarck'**, einen Vorfahren des großen Kanzlers schildernd, aus der Zeit, da die Markgrafschaft Brandenburg unter dem Kaiser Ludwig dem Bayern in Wirren stand. Die Jungmädchenbücher erhielten in den Erzählungen **‚Das Lagerkind'** von Charlotte Niese und **‚Regina Himmelschütz'** von Helene Raff zwei Bände, die das Programm der Sammlung gut verwirklichen: dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenzukommen, dem Spiel der Mädchenphantasie Rechnung zu tragen und doch zugleich hineinzuführen in eine ernste Lebensauffassung, in den Gedanken der Pflichterfüllung gegen sich selbst, die Familie, das Vaterland. Alle Bände, durchschnittlich 230 Seiten stark, illustriert und groß und sauber gedruckt, kosten pro Band M. 3.—. Die Bilderbücher des gleichen Verlags, mit Takt, Geschmack und Humor, den Geschehnissen unserer Tage, die unvermeidlich ihr Echo auch in der Kinderstube finden, angepaßt — (**‚Die Geschichte vom General Hindenburg'** lustig dargestellt und gereimt von Arpad Schmidhammer (Preis M. 1.—) ist eines davon) — haben künstlerisch Schule gemacht, und es bleibt nur zu wünschen, daß sie auch künftig auf der Höhe ihres Anfangs stehen bleiben.

Seit Roseggers ‚Waldheimat' zum erstenmal den eigentümlichen Klang der Liebe zum Kleinen und Engen in unsere Literatur gebracht hat, ist diese Art von Heimatschilderung immer beliebter geworden und hat bis in die jüngste Zeit so köstliche Nachfolge gezeitigt wie Peter Dörflers **‚Als Mutter noch lebte'.** (Herder 1915, 5. Aufl., geb. 3.80 M.). Zwei Bücher, die in den gleichen Spuren wandeln, hat der gleiche Verlag herausgebracht: **‚Der Richterbub'.** Ein Heimatbuch von Joh. Peter (288 S., geb. 3.40), und **‚Leute von der Rauhen Alb'.** Von Maria M. Schenk (mit 24 Bildern von Adolf Glattacker, 230 S., geb. 3.—). Es sind Gaben von echt volkstümlicher Empfindungs- und Erzählungsweise, die erstgenannte in der Form von Jugenderinnerungen, verbunden mit liebevoller Schau in die Landschaft und Volkswelt des Böhmerwaldes, das zweite mehr die kleine Einzelerzählung pflegend, mit entzückenden Offenbarungen des echten und unentweihten Lebens der Volksseele. Die äußere Ausstattung trägt diesem inneren Charakter Rechnung, besonders bei dem zweiten Buch, dessen Illustrationen den liebtraulichen Zug haben, den wir seit Richter und Schwind schätzen. — Auch ein Heimatbuch für Jugend und Volk sind

die **‚Allgäuer Sagen'**. Aus. K. A. Reisers ‚Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus' ausgewählt von Hulda Eggart (Kösel, Kempten-München 1914, 317 S., geb. 3.50). Der urwüchsige und kräftige Humor der schwäbisch-bayerischen Bauernlandschaft kommt in vielen dieser reizenden Sagen zu erfrischendem Ausdruck, aber auch das spukhafte, das gemütvolle und selbst das erbauliche Element fehlen nicht. Der große schöne Druck macht das Buch auch für schwache Augen noch lesbar. — Die Jugendzeitschriften **‚Der Mai'**, Jahrbuch für die katholische Jugend, und **Jungland**. Halbmonatsschrift für das junge Landvolk, beide im Volksvereinsverlag M.-Gladbach, haben sich auch in dem Kriegsjahre gehalten und bewährt. Die gebundenen Bände (M. 4.80 und 2.—) sind stattliche, durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, schönen und ausgiebigen Bilderschmuck und ansehnliches Format ausgezeichnete Gaben, die um so höhere Schätzung verdienen, als auf katholischer Seite nicht viel vorhanden ist, was gleich gut den farblosen Darbietungen dieser Art die Spitze bieten kann.

Unsere Kunstbeilagen

Wir bringen in diesem Heft einen Originalholzschnitt des bekannten baltischen Graphikers Rolf von Hoerschelmann, der 1885 in der damals noch deutschen Universitätsstadt Dorpat geboren wurde und schon 1903 nach München kam, um sich hier seiner künstlerischen Ausbildung zu widmen. Sein starkes Talent erregte bald die Aufmerksamkeit der Kenner; weiteren Kreisen wurde er 1907 durch seine Mitarbeit an den ‚Schwabinger Schattenspielen' bekannt und weiterhin durch seine illustrativen Arbeiten: ‚Das schwarze Bilderbuch' und ‚Allerlei Geister', eine Kopisch-Auswahl. Seine ausgesprochene Vorliebe für die Kunst des deutschen Mittelalters brachte ihn zum Holzschnitt, dem er sich lange Jahre hindurch auch als Sammler und Forscher widmete, ihn mit neuem romantischem Geiste belebend. So liegen denn auch seine besten Schöpfungen auf diesem Gebiete; er bevorzugt hier die Arbeit mit dem Stichel in hartem Buchsbaumstirnholz. Mehrere größere abgeschlossene Illustrationswerke von ihm, teils in Holzschnitt, teils in Federzeichnung, mußten durch die Ungunst der Zeit leider zurückgestellt werden und harren der Veröffentlichung. Ein Hauptmerkmal seines Schaffens ist der knappe, prägnante Stil seiner Graphik, wie wir ihn bei seinen kleineren Gelegenheitsarbeiten, wie Exlibris, Buchdeckel und dergl., schätzen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß,
(beide unter den Waffen.)
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel
in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt
werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Edward von Steinle/Der Frühling





Dreizehnter Jahrgang Februar 1916

Zur Geschichte des französischen Nationalismus / Von Hermann Platz

Die französische Revolution bedeutete einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit, so behaupteten und behaupten ihre Gegner, deren Ideen wir im folgenden zu skizzieren versuchen, noch immer. Diese Unterbrechung der Tradition mag im einzelnen die Durchführung wichtiger Reformen erleichtert haben, als Ganzes genommen, bleibt sie in ihren Wirkungen doch verhängnisvoll. Wie der Bruch eines menschlichen Gliedes, so bedingt die gewaltsame Loslösung des modernen Frankreichs von dem Mutterboden seiner Geschichte einen Krankheitszustand, der nur beseitigt werden kann, wenn die Fremdkörper ausgemerzt und der Anschluß an die im Zeitensturm erprobte Tradition gefunden wird. Wie konnte Dauerndes geschaffen werden, wo der Geist maßloser Verstiegenheit, wilden, unerleuchteten Zerstörungsfiebers, geschichtsloser Konstruktion vorwaltete? ‚Rousseau lebte zwanzig Jahre und zeugte Bernhardin von St. Pierre; Bernhardin von St. Pierre lebte zwanzig Jahre und zeugte Chateaubriand; Chateaubriand lebte zwanzig Jahre und zeugte Viktor Hugo; und Viktor Hugo, vom Teufel verführt, zeugt noch immer weiter' (Toqueville). Die Unbeständigkeit der politischen Einrichtungen,

Ich übergebe diese losen Skizzen, an deren Verarbeitung und Vervollständigung ich durch Einziehung zum Heeresdienst gehindert worden bin, der Öffentlichkeit, weil ich hoffen darf, daß sie auch in dieser Form einige der Probleme, die der Nationalismus in das französische Bewußtsein geworfen hat, werden sehen lassen. H. P.

das unsichere Tasten auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens sind bis heute die offen zutage tretenden Symptome dieses Zustandes. ‚Bei uns wird (im Gegensatz zu England) die Verfassung, die Form und bis zu einem gewissen Grade die Existenz der Gesellschaft beständig in Frage gestellt' (Renan). Während Deutschland sich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts freizumachen wußte aus den Netzen der großen Zauberin, Naturrecht genannt, indem es seit dem Auftreten der historischen Schule immer mehr der Anschauung Raum gab, ‚daß das Naturrecht mit unhaltbaren Fiktionen arbeitete, keine objektive Erkenntnis der Wirklichkeit geboten, sondern nur politische Tendenzen mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit versehen habe',* ist Frankreich sowohl in der überwiegenden Mehrzahl seiner offiziellen Vertreter als auch in der großen Masse des Volkes dem naturrechtlichen Geiste treu geblieben. ‚Seit dem achtzehnten Jahrhundert und den Enzyklopädisten ist keine andere Philosophie in die französische Seele eingedrungen. Sie inspiriert noch unser ganzes politisches und soziales Leben,' schreibt Sabatier,** und dem muß jeder, der mit dem Geistesleben des Landes einigermaßen vertraut ist, beistimmen.

Dieser Krankheitszustand kann nach der Meinung der Gegner der Revolution nicht durch Weiterbildung der bestehenden nachrevolutionären Einrichtungen, sondern nur durch einen energischen Schnitt in das Fleisch liebgewonnener Dinge beseitigt werden, mit anderen Worten: Gesundung kann nur die Rückkehr zu den erprobten Einrichtungen und Sitten der vorrevolutionären Periode schaffen.

Am geschlossensten werden diese gegenrevolutionären Gedanken in dem heutigen Frankreich vertreten von einer wachsenden Schar Männer, die sich den Namen Action française beigelegt haben und die ihren Führer in dem Schriftsteller Charles Maurras sehen. Sie wollen ‚alle zerstreuten Wahrheiten, alle membra disjecta, die ein Jahrhundert — oder besser drei Jahrhunderte — der Analyse und Kritik gehäuft . . . zusammensuchen; und aus allen diesen lebensfähigen Teilen, die man aus Gründen geistiger Gewöhnung, die oft ganz ehrenhaft waren, unverbunden ließ, schaffen sie ein Novum Organum, die Synthese der traditionellen und experimentellen Grundsätze, welche die „dem Körper" unseres Vaterlandes notwendigen Lebensbedingungen formulieren'.***

Ehe wir nun die traditionalistisch-monarchistischen Bemühungen der französischen Nationalisten um Wiedergewinnung der alten Wahrheiten und Erneuerung des zerfallenden Vaterlandes ins Auge fassen, scheint es angebracht, bei den Vorläufern zu verweilen, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die Schäden der modernen Gesellschaft gesehen und mit mehr oder weniger Glück den Faden der verlassenen Tradition wieder aufzunehmen suchten.

* Ad. Menzel: Naturrecht und Soziologie. Wien und Leipzig. 1912 S. 6.
** L'Orientation religieuse de la France actuelle. Paris, Colin 1911 S. 90.
*** Action française. 15 octobre 1912: La leçon d'Ernest Renan.

Da ist zunächst allgemein zu bemerken, daß die meisten Männer, die in diesem Zusammenhang als Vorläufer der Action française zu nennen sind, von de Bonald abgesehen, ursprünglich mehr oder weniger fortschrittlich gesinnt oder, um mit ihnen zu sprechen, von den liberalen Zeitgedanken angesteckt waren, dann aber von der Buchweisheit sich der Lebensweisheit zuwandten. Durch Erfahrungen, die teils unmittelbar, teils mittelbar (1848/49, 1870/71) mit der französischen Revolution zusammenhingen, und tieferes Nachdenken eines Besseren belehrt, griffen sie auf die Anschauungen der Traditionalisten zurück; nur in den religiösen Fragen blieben sie meist bis zum Schluß Freigeister.

Sie waren fast alle stark entwickelte Gehirnmenschen, die zeitlebens im harten Kampf der Meinungen standen oder aufreibende Gelehrtenarbeit trieben, und die nach dem Gesetze der psychischen Reaktion in gewissen Stadien ihrer geistigen Entwicklung ganz von selbst einem entgegengesetzten Ideal zutrieben. ‚Je mehr der Mensch seinen Verstand entwickelt, desto mehr erträumt er den entgegengesetzten Pol, d. h. das Irrationale . . . Das Gehirn, das durch die Verstandestätigkeit ausgebrannt ist, dürstet nach Einfachheit, wie die Wüste nach klarem Wasser lechzt.'* In dieser moralischen Wüste, in die uns die Wissenschaft auf dem Weg der Abstraktion führt, ist dem einen, wie Renan meint, die Ursprünglichkeit des Weibes rettender Engel, während der andere sich der entsühnenden Kraft der Tradition hingibt.

Jedenfalls ist soviel sicher, daß sie die überzeugendsten Worte gefunden haben, weil sie eine Entwicklung durchgemacht und die verhängnisvollen Wirkungen vielfach am eigenen Leibe verspürt haben. Wie durch die Bekennerschriften der Neubekehrten, so zittern auch durch ihre Bücher Geisteskämpfe und Herzenswunden wie verhaltene Schmerzen nach. Und das macht sie auch heute noch außerordentlich interessant und fruchtbar, selbst wenn darin Übertreibungen und Unbegreiflichkeiten schwerster Art stehen, wie sie eben nur durch so einzigartig schaurigen Ereignisse und durch die Gewalt der dagegen ankämpfenden Temperamente zu erklären sind.

Ebenso ist bemerkenswert, daß diese Männer von Montesquieu bis auf Taine fast alle mehr oder weniger aus englischen Quellen schöpften** und dabei eine seltsame Zwiespältigkeit dem englischen Vorbilde gegenüber an den Tag legten. Einerseits bekannten sie sich fast alle zu dem Grundsatz, daß die Einrichtungen und Sitten eines Landes nicht übernommen werden können. Dazu war seit Montesquieu in den Kreisen, die seinem Einfluß zugänglich waren, der Gedanke der Volksindividualität

* Renan: Souvenirs d'Enfance et de Jeunesse. Nelsonausgabe. Préface p. 12.

** Vgl. Dedieu: Les sources anglaises de Montesquieu. Vgl. auch die Zeitung ‚Anti-Jacobin', ‚die den echten englischen Maximen gewidmet ist'. de Maistre: Oeuvres. VII, 282. Burke: Your leaders in France began by affecting to admire, almost to adore, the British constitution; but as they advanced, they came to look upon it with sovereign attempt.' Reflections on the French Revolution. Volksausgabe S. 328. Die Geschichte der französischen ‚Anglomanie' ist noch nicht geschrieben.

doch zu lebendig.* Andererseits ‚waren sie so tief überzeugt von „der Überlegenheit der Angelsachsen",** daß sie unaufhörlich in mehr oder weniger versteckter Form die Nachahmung unserer Nachbarn gepredigt haben'.***

Wie Größen aus einer anderen Welt stehen de Maistre und de Bonald vor uns. Sie waren Aristokraten, die die patriarchalische Sozialstruktur auch auf die Verfassungsfragen anwandten. Sie waren Katholiken, die jede theoretische und praktische Konsequenz aus ihrer Religion zogen. Sie waren ausgeprägte Vertreter des gallo-romanischen Rasseelements, das gerade zur Zeit der großen Revolution seiner zentralistischen Tendenzen wieder bewußt wurde und damit nach Ansicht der germano- und anglophilen Rassetheoretiker den letzten Rest von gesundem Individualismus aus seinem Schoße ausgestoßen hat.† Beide waren Südfranzosen wie Charles Maurras. Sie würden, zur Macht gelangt, in anderer Weise dasselbe getan haben, was die dritte Republik getan hat, die ja seit Gambetta auch dem Lande ‚das Joch des Südens' auferlegt. Von allen aber gilt, was Emile Faguet einmal so ausgedrückt hat: ‚Vielleicht haben die ganz großen Seelen einen Einfluß auf den Lauf der Dinge; die großen Geister aber haben keinen, außer wenn sie sich gerade in der Richtung dieses Laufes befinden.'†† Weder das eine noch das andere kann von den Denkern, die im folgenden behandelt werden sollen, behauptet werden. Dessen sind sie jedenfalls alle mehr oder weniger bewußt, daß sie den Steinen predigen. Daher bei den meisten ein pessimistischer Zug nicht zu verkennen ist. ‚Wenn es mir gelingt,' sagt Taine, ‚mein Buch („Les Origines de la France contemporaine") zu schreiben, wird es vielleicht gelesen werden, aber es wird nutzlos bleiben.'†††

Den Reigen eröffnete der Engländer Edmund Burke, der schon 1790 seine von keinem anderen als Gentz ins Deutsche übertragenen ‚Betrachtungen über die französische Revolution' schrieb. Sie genossen europäischen Ruhm. Die Wirkungen reichen bis in die Gegenwart. Obwohl er ein Führer der liberalen (Whig) Partei war, wurzelte er doch ganz in der englischen Tradition. In ihm wird der Vertreter von in England weitverbreiteten Ideen vermutet,§ die geltend gemacht wurden, damit dem

* Vgl. Esprit des lois. I, 3. XIX. 5. XXIX. 6.

** Titel eines Buches von Demolins, das in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich großes Aufsehen erregt hat.

*** Giraud: Essai sur Taine [3]1902 S. 94.

† So neben Gobineau z. B. Renan: La Réforme intellectuelle et morale. 1872 S. 24 und anderswo. So Gustav Diezel: Frankreich, seine Elemente und ihre Entwicklung. Stuttgart, Göpel 1853. Abschnitt VII. Revolution. Völlige Ausscheidung des germanischen Elements. S. 206. Demgegenüber hat neuerdings Otto Hintze sehr schön die Bedeutung der politischen Tradition und der weltgeschichtlichen Lage für die Gestaltung der Regierungsverfassung entwickelt. ‚Internationale Monatsschrift'. Juni, Juli 1913.

†† Politiques et moralistes du dix-neuvième siècle. Première série. [4]1891 p. XVII.

††† Hippolyte Taine. Sa Vie et sa Correspondance. t. III, 204.

§ Historische Zeitschrift. 10. 4. Bd. (1910) S. 549. Ideen Burkes finden sich vielleicht in dem 1656 erschienenen, 1771 neuaufgelegten politischen Roman ‚Oceana'

geliebten Vaterland gleiches Unheil erspart bliebe. Daß diese Feindschaft gegen die Revolution so leidenschaftlichen Charakter annahm, kann uns bei einem Manne nicht wundern, der ‚seine Partei wählte wie ein Fanatiker und sie verteidigte wie ein Philosoph'; daß sie aber in erster Linie aus Ärger entstanden sein soll, weil ihm alle seine alten politischen Zirkel gestört, die wohlbekannten Staatsgrenzen verwischt und die Namen und Unterscheidungen, die die europäische Geschichte jahrhundertelang ausgemacht hatten, mit einem Schlage weggefegt worden seien,* oder daß erst die Gewalttätigkeiten der demokratischen Partei in Frankreich Burke zum Tory gemacht hätten,** wie Macauly meint, scheint nicht zutreffend zu sein.

Das Wichtigste, was Burke seinen französischen Lesern wieder zum Bewußtsein brachte, ist zunächst die Notwendigkeit der geschichtlichen Betrachtung, an die sich ja auch die Gegner der Revolution erst wieder gewöhnen mußten, sodann die Erkenntnis, daß das Kriterium einer guten Regierung die Wohlfahrt des Landes ist.***

Der erste Franzose, der zu konservativen Anschauungen zurückkehrte, war der wenig bekannte Rivarol. In dem ‚Journal politique national' hielt er vom 12. Juli 1789 ab scharfe Abrechnung mit dem revolutionären Geist. Im Jahre 1791 mußte er den Boden seiner Heimat wegen seiner unerschrockenen Sprache verlassen. Sein Zeugnis ist deshalb so wertvoll, weil er eine ‚Verbindung von Zeit und Gegenrevolution darstellt'.†

Was die royalistischen Revolutionsgegner (Emigranten!) anlangt, so ‚zählen sie schon lange nicht mehr... Von Anfang an hatte die Mehrzahl der Unzufriedenen nur von dem Übermaß des Unheils Rettung erwartet. Man hatte sich einen bequemen Platz des Zuwartens und der Untätigkeit gemacht. Man wirkte auf dem Schauplatz nur mit durch kindische Versuche, die die allgemeine Bewegung nicht aufhalten konnten, ihr im Gegenteil nur noch mehr Wucht gaben. Beim Verlassen des Opernhauses oder in der Postkutsche, die sie an den Rhein brachte, schoben oberflächliche, von Leidenschaft erfüllte Männer den Tag der Rettung immer wieder hinaus.'†† Mallet du Pan, der dies schrieb, protestierte an verschiedenen Stellen ‚im Namen der echten Royalisten' gegen die Torheiten dieser Männer. ‚Obwohl Nicht-

Harringtons. ‚Die meisten seiner Sätze sind auch heute noch die Hauptunterscheidungspunkte zwischen englischer Freiheit und dem, was aus französischer Quelle stammt.' Lecky: Rationalism in Europe II. 148. Vgl. Mallet du Pan: ‚Die Engländer, die im Staatsrecht viel fortgeschrittener sind als das übrige Europa, haben immer den „Gesellschaftsvertrag" (Rousseaus) verachtet' (Considérations sur la nature de la Révolution de France. Londres et Bruxelles 1793 S. 6). M. lebte von 1798—1800 in England und sah dort sein Ideal verwirklicht.

* Essays and Lays of ancient Rome. London, Longmans 1905 S. 99 ff.

** Ebd. S. 227. Richtiger wohl Sybel: Kl. Schriften. I (1863) 453 ff.

*** Neue frz. Übersetzung seiner Betrachtungen im Verlag der Action française, der Nouvelle Librairie Nationale. Vgl. die Schriften von Meusel.

† Dimier: Les maîtres de la Contre-révolution au dix-neuvième siècle. 1907 S. 93. Vgl. De Lescure: R. et la société française (1753—1801). Paris, Plon.

†† Mallet du Pan: ebd. S. 14 ff.

franzose (er war 1749 bei Genf geboren) und Republikaner, habe ich um den Preis von .... drei Verhaftungsbefehlen, 115 Denunziationen ... und der Beschlagnahmung meines ganzen Besitzes die Rechte eines Royalisten erworben.'* Mallet du Pan hat sich in der Tat um die Gegenrevolution große Verdienste erworben. Im Jahre 1783 übernahm er den politischen Teil des ‚Mercure'. Seine Berichte, die ob ihres unbestechlichen Scharfblicks in ganz Europa Widerhall fanden, nannte Bonald ‚hervorragende politische, fast prophetische Bilder von der französischen Revolution'. Erst in der äußersten Gefahr verließ er seinen Pariser Posten, um dann nach einiger Zeit in London in dem von ihm begründeten ‚Mercure britannique' von neuem seine Geißel über die Torheiten der Zeit zu schwingen. Dem Absolutismus von Gottes Gnaden stand er nach Art und Abstammung fremd gegenüber. Noch mehr freilich bäumte sich sein gesunder Menschenverstand, sein kritischer Sinn auf gegen ‚einen unendlichen Dünkel, der jeder Albernheit das Siegel der Vollkommenheit aufdrückt'.** Er erkennt, daß der Kern der revolutionären Religion Tyrannenhaß und Gleichheitsdurst ist, während er den Franzosen Verständnis für die Freiheit ganz abspricht. Er erkennt, daß die individualistische Staatsauffassung, derzufolge die Aufgabe des Staates sich auf die Sicherung der vorstaatlichen Menschenrechte beschränkt, falsch ist und stellt — eine tiefe Einsicht — ‚den Schutz der Familien' noch vor die Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit. Es gelte, ‚dem Volke seine Altäre, den Gesetzen ihre Herrschaft, dem Völkerrecht seine Weihe, der öffentlichen Moral ihre Autorität zu erhalten.'*** Und im Anschluß an Pope nennt er diejenige Regierungsform die beste, die am besten verwaltet wird.†

Er sieht, daß nur die konstitutionelle Monarchie Ordnung schaffen kann, und tut alles, um sie zurückzuführen, warnt aber immer wieder, ‚die absolute Wiederherstellung alles dessen, was geändert und abgeschafft worden ist', zu betreiben, schon aus Klugheit, da das Wort Gegenrevolution ‚das Signal des Fanatismus geworden ist und der Republik mehr Anhänger geschaffen hat als die dreifache Kokarde'.††

Seine Methode ist die realistische: ‚Während der Durchschnittsmensch kindisch das Seinsollende zusammenstellt, schauen Vernunft und Erfahrung nach dem Erreichbaren aus. Es ist töricht, unablässig von Prinzipien zu sprechen, wo nur Umstände in Frage kommen. Die Weisheit, das Talent, der Patriotismus bemühen sich, aus ihnen Nutzen zu ziehen und ihre Richtung umzubiegen, anstatt ihnen offen Widerstand entgegenzusetzen.'††† Eine Gegenrevolution sei nur erfolgreich, wenn Gewalt

* Ebd. S. 55, 56.

** Ebd. S. 53.

*** Ebd. S. 74.

† For forms of government let fools contest, Whathver is best administered, is best, ebd. S. 78.

†† Ebd. S. 50.

††† Ebd. S. 77, vgl. ‚Die wichtigsten Einrichtungen sind niemals das Ergebnis einer

und Überredung sich die Hand reichen: Gewalt zur Bestrafung ‚der Schurken, die die Menge zu unheilvollen Meinungen verleiten', Überredung zur Aufrechterhaltung der ‚moralischen Herrschaft, ohne die es heute unmöglich ist, die Menschen zu regieren'.* Man sieht, ein Praktiker, der kühl und ruhig den Dingen und Menschen ins Auge schaut, der sich nicht von abstrakten Grundsätzen und starken Leidenschaften lenken läßt, der, wenn er scharf beobachtet und formuliert hat, kein Bedenken trägt, seine Meinung auch der gewalttätigsten Majorität entgegenzusetzen. Sein Einfluß war sicher nicht gering, wenn auch die Einzelheiten noch nicht feststehen. Als Burke Mallets ‚Betrachtungen über das Wesen der französischen Revolution' gelesen hatte, glaubte er, wie er erklärte, sie selbst geschrieben zu haben. Joseph de Maistre schickte ihm, der damals in der Schweiz sich niedergelassen hatte, seine erste politische Schrift, ohne ihn persönlich zu kennen, weil ‚er seine Person und seine Meinungen in gleicher Weise achtete', mit der Bitte, sie drucken zu lassen, wenn er sie dessen wert achte. ‚Wer Sie gelesen hat, achtet Sie,' so begann sein Brief. Taine hat ihn gelesen und hochgeschätzt: ‚Mallet du Pan, Rivarol, Malouet haben bei jedem neuen Schritt der Revolution mit allem Talent und Ansehen, die nötig sind, ihre Prophezeiungen, die tatsächlich auch eingetroffen sind, in die Öffentlichkeit geschleudert.** In einem Brief an seinen Urenkel Bernard Mallet*** stellt Taine in bezug auf Beurteilung der Revolution über Carlyle, ‚da er einfach ein praktischer, vernünftiger Liberaler war und als solcher ein zuverlässigeres Urteil, bessere Prinzipien hatte als Carlyle', der von seiner Lehre von der Heldenverehrung, von seiner Neigung zum Despotismus des Staates, von seinen Erinnerungen an Cromwell und dessen puritanische Diktatur geleitet worden sei.† Auch Sainte-Beuve wird ihm in einer ausgedehnten Besprechung seiner ‚Memoiren und Korrespondenz',†† von einer geringfügigen Bemerkung abgesehen, durchaus gerecht, indem er ihn ‚einen festen, verständigen, sehr klar sehenden und vorausschauenden Geist' nennt,††† während Kant, im Wirbel der sich bekämpfenden Tagesmeinungen in seinem Urteil getrübt, seine Sprache ‚genietönend, aber hohl und sachleer' charakterisiert hatte.§

* * *

Renan und Taine bilden eine Gruppe für sich. Im Leben waren sie Freunde, wenn sie auch in ihren philosophischen Grundüberzeugungen sehr

---

Beratung, sondern der Umstände'. De Maistre: Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines (1809). Oeuvres. Bruxelles 1844 VII. 200.

* Ebd. S. 68, 69.

** H. Taine: Sa Vie et sa Correspondance. Tome III. Paris, Hachette 1905, S. 204.

*** Von ihm: Mallet du Pan and the French Revolution. London 1902.

† Ebd. tome IV. S. 157 ff.

†† Herausgegeben von A. Sayous, Paris. Amyot et Cherbuliez. 1851.

††† Causeries du Lundi. t. IV. 4. Aufl. S. 474.

§ Zum ewigen Frieden. Reclam. S. 16.

auseinandergingen. Beide waren sie vom deutschen Geistesleben stark beeinflußt, und gerade dieser Einfluß führte Renan unmittelbarer, Taine mittelbarer, Renan in der Mitte seines Lebens, Taine seit 1870/71 bis an sein Ende in wachsendem Maße traditionalistischen Anschauungen zu. Beide sind die kaum bestrittenen Meister des französischen Geisteslebens in den Jahren 1850 bis 1870, und die, die gerade durch ihre antidemokratischen Ideen den Übergang bilden von Männern wie Hugo und Michelet zu den Traditionalisten der neueren Schule.*

Renan (1823—1892), der ältere von beiden, hat in seinen politischen Anschauungen eine Entwicklung durchgemacht, die seinem beweglichen Geiste zur Ehre gereicht. Der Verfasser der ‚Zukunft der Wissenschaft' war vor 1850 ausgesprochener Rousseauschüler. Er vertrat die Grundforderungen der Demokratie, in denen er dem Volke eine ‚schöpferische Spontaneität' zuerkannte. Aber schon hatte sich ums Jahr 1845 der junge Gelehrte der deutschen Geisteswelt zugewandt, und von ihr sollte er die nachhaltigsten Einwirkungen erhalten. ‚Deutschland war mein Lehrmeister gewesen; ich hatte das Bewußtsein, ihm das beste zu danken, was in mir war.' ** Das gilt nicht nur von seiner religiösen Entwicklung, die von Hegel und D. Fr. Strauß in neue Bahnen gewiesen wurde, sondern vielleicht ebenso sehr von seiner politischen Entwicklung.

Er gewann zunächst Einsicht in die Bedeutung der methodischen Forderungen, die zu Beginn des ‚Historischen Jahrhunderts' in der deutschen Wissenschaft durchzudringen begannen. Das veranlaßte ihn wohl dazu, den optimistischen Rationalismus, der schon durch die Ereignisse von 1848 *** und seine averroistischen Studien in Italien einen empfindlichen Stoß erhalten hatte, durch rückschauende Betrachtung zu korrigieren. Zunächst erfaßte ihn der Rassegedanke, wie er von deutschen Gelehrten wie Ewald, Lassen u. a. vertreten wurde. Ob das 1853 bis 1855 erschienene Werk des Grafen Gobineau seine Entwicklung beeinflußt hat, ist nach Seillière nicht festzustellen, aber wahrscheinlich. Die Überzeugung von der Überlegenheit der arischen bezw. germanischen Rasse und die Entdeckung der kulturbildenden Elemente in der germanischen Völkergeschichte machten aus dem Demokraten der Frühzeit einen Aristokraten, der in der Klassenhierarchie mit monarchischer Spitze das Ideal der Gesellschaftsorganisation erblickte.† Noch wichtiger für ihn war die Erfahrung, die er machte, als er das Werden und Wirken des deutschen Nationalbewußtseins verfolgte und ihm dabei an einem praktischen Beispiel vordemonstriert wurde, wie der Geist germanischer Tradition, Disziplin, Hierarchie und angestammter Treue verjüngend und neugestaltend wirkte. ‚Herr von Savigny', so schreibt er, ‚hat gezeigt, daß einer Gesellschaft eine Regierung

* Barrès: Scènes et doctrines du nationalisme. p. 17.

** La Réforme intellectuelle et morale. 1872 p. VI.

*** Auch Taine lernte damals schon, ‚der Menge, ihren dunklen Instinkten, ihrer stets durchbrechenden Gewalttätigkeit zu mißtrauen. Hinter den Kulturmenschen entdeckte er den Naturmenschen. Er war weniger davon entzückt als Jean-Jacques. Vgl. Giraud: Essai sur Taine. [8]1902. p. 24.

† ‚Der historische Geist macht ihn zum Aristokraten.' Séailles: E. Renan. 1895. p. 252.

nottue, die von außen, von jenseits, aus der Vorzeit stammt, daß die soziale Macht nicht ganz und gar aus der Gesellschaft herrührt, daß es ein philosophisches, historisches, (wenn man will, göttliches) Recht gibt, ohne das die Nation zugrunde geht.'* Als dann gar in den Jahren 1870/71 dem deutschen Volke die reifen Früchte dieser vorbereitenden Arbeit in den Schoß fielen, da erkannte er, daß ,der Sieg Deutschlands der Sieg des disziplinierten über den undisziplinierten Menschen, des ehrerbietigen, sorgfältigen, achtsamen, methodischen Menschen über den, der es nicht war, gewesen ist.'** Und der Patriot schrieb sein merkwürdiges Buch über ,Die intellektuelle und moralische Reform' (1872), das wie ein erratischer Block auf dem weiten Feld seiner Lebensarbeit liegt, das den Demokraten und Republikanern ein Stein des Anstoßes ist, weil es ihren Lieblingsideen ,lästige Wahrheiten' gegenüberstellt, die die Rettung des Vaterlandes herbeiführen sollten. Taine sprach in einem Briefe an seine Frau vom 17. März 1871 von vier großen politischen Artikeln,*** die Renan ihm geliehen habe, die er aber wahrscheinlich nicht veröffentlichen werde: ,Das ist lose zusammengefügt, abstrakt, nicht sehr gut. Er vernachlässigt sich. Es stecken zwar immer noch viele Gedanken drinnen. Aber seine Aufstellungen würden abstoßen; er ist ganz offensichtlich für die Wiederherstellung des Königtums und des Adels, um Preußen besser nachahmen zu können.'† ,Das Buch wurde mißverstanden und sehr rasch vergessen,†† weil es in der Tat nicht aus einem Guß ist. Nichtsdestoweniger haben die Traditionalisten und Neumonarchisten mit vollen Händen in diesem gewagten, mit Scheinwahrheiten gefüllten Buch geschöpft.'†††

Wie Renan so war auch Taine durch die Niederlage seines Vaterlandes in seinem tiefsten Wesen getroffen. ,Es gibt Tage, wo meine Seele wie eine große Wunde ist; ich wußte nicht, daß man so sehr an seinem Vaterland hängen kann.'§ Während aber Renan auf Grund seiner vorauf-

* La Réforme intellectuelle et morale. S. 75.

** La Réforme intellectuelle et morale. S. 55.

*** Da die beiden letzten Kapitel des Buches schon vor 1870 geschrieben waren, der zweite schon am 15. Sept. 1870 in der Revue des deux mondes, der dritte am 16. Sept., der fünfte am 10., 13. und 28. Nov. 1870 im Journal des Débats erschienen waren, wo Taine, der Abonnent des Journal des Débats und wohl regelmäßiger Leser der Revue gewesen ist, sie schon gelesen hatte, der vierte erst am 15. Sept. 1871 erschien und auch nur eine Replik an die Adresse von Dr. Fr. Strauß enhält, kann es sich nur um den ersten und wichtigsten Artikel handeln, der dem Buch den Titel gegeben und der ursprünglich also in vier Teile zerfiel.

† Sa Vie et sa Correspondance. t. III. 59.

†† Seillière: L'impérialisme germaniste dans l'oeuvre de Renan, Revue des deux mondes. 15. Nov. 1906, p. 332.

††† Seillière ebd. 15. Oct. 1906. p. 856.

§ Sa Vie etc. t. III, 39. Interessant ist die Stelle, wo diese Erfahrung objektiviert erscheint: ,Die Idee des Vaterlands ist sehr tief in sein (des echten Franzosen) Wesen eingedrungen, und bei Gelegenheit wird sie in feuriger Leidenschaft, in langandauernden Opfern, in heroischem Wollen zum Vorschein kommen.' Les Origines de la France contemporaine. III. (La Revolution. L'Anarchie I) [26]1909 S. 221.

gegangenen aristokratisch-germanophilen Entwicklung s o f o r t aus der Niederlage ziemlich extreme traditionalistisch-legitimistische Folgerungen zog, die er bald darauf wieder milderte bzw. ganz verneinte, wurde Taine, der bis dahin in Dingen der Politik ‚tastete, suchte',* durch die grausame Wucht der Ereignisse gedrängt, das Versprechen, das er sich als Einundzwanzigjähriger bei seiner ersten Wahlhandlung gab, einzulösen.**

Die Entwicklung Taines, wie wir sie an der Hand seiner Korrespondenz verfolgen können, ist so eigenartig und von so allgemeinem Interesse, daß eine etwas ausführlichere Behandlung gerechtfertigt erscheint. Am Vorabend des Krieges hatte Taine zwei Pläne: ein Buch über ‚den Willen' als Fortsetzung seines soeben erschienenen Werkes über ‚den Verstand', und eines über ‚Deutschland' abzufassen. Diesen zweiten Plan gab er jedenfalls schon bald nach der unfreiwilligen Unterbrechung seiner Deutschlandreise (10. Juli 1870)*** und nach den ersten Niederlagen auf;† die Absicht, über ‚den Willen' zu schreiben, bestand aber noch am 29. November 1870.††

In jenen Tagen der Bitternis mochte dem selbstsicheren Gelehrten doch manches wankend geworden sein oder, besser gesagt, manche Seiten der Wirklichkeit, die er bis dahin vernachlässigen zu können glaubte, schoben sich jetzt mit unerbittlicher Wucht vor sein geistiges Auge. Wenn ich seine Briefe recht deute, war nicht so sehr seine Kränklichkeit, sondern vor allem diese Ahnung, daß das Leben größer ist und weiter reicht als des Philosophen dürre Begriffe, daran schuld, wenn der Zweiundvierzigjährige so oft davon spricht, die Jugend habe ihn verlassen, die Begeisterung, das Feuer, die Hoffnung entschwänden, er möchte Ruhe haben, nicht mehr in Paris, sondern ständig auf dem Lande in ruhiger Gegend und in eigenem Hause leben.††† Das ist die typische Flucht vor der grell beleuchteten neuen Kultur in den hegenden Schatten des naturumfriedeten Landlebens. Das ist aber auch, wenn man andere Stellen vergleicht, das leise bohrende Gefühl der Verantwortlichkeit, die der radikale Denker zuzeiten spürte, und das Taine am stärksten 18 Jahre später nach der Lektüre von Bourgets ‚Schüler' erfaßt hat.§ Taine war ein Mann und ein Charakter von Fuß bis zum Scheitel. Und so schwer ihm der Abschied von seinen liebgewordenen Studien schon am 16. Dezember 1870 fiel,§§ so pessimistisch er hinsichtlich des Erfolges war, er vollbrachte, was er als seine Pflicht erkannte: ‚Artikel zu schreiben, Vorträge zu halten usw., lehrreich und unwillkommen zugleich, um öffentlich

* Ebd. t. IV, 347.

** ‚Sollte ich eines Tages darangehen, eine politische Meinung zu suchen, so könnte das nur geschehen, nachdem ich vorher die Geschichte Frankreichs studiert habe.' Les Origines de la France contemporaine. t. I ([27]1909) p. V.

*** Er kündigte sogar ein oder zwei Deutschen eine alte, liebe Freundschaft (Sa Vie etc. t. III, 60).

† Über die Gründe vgl. Sa Vie etc. t. I. 48.

†† Vgl. ebd. t. I, 30.

††† Ebd. t. I, 27 ff.

§ Ebd. t. IV., 287 ff.

§§ Vgl. ebd. t. III, 227.

die Fehler, die wir gemacht haben, darzulegen und zu bekennen, um in unsern Charakterfehlern die Ursache unseres Unglücks zu zeigen, um die Kenntnis der Sprachen, der Taktik, der fremden Nationen und der Geschichte zu verbreiten, um die Leute zu überzeugen, daß sie arbeiten, gehorchen, regelmäßig leben müssen und in bezug auf Glück nicht anspruchslos sein dürfen.*

Inmitten solcher Gedanken, inmitten der ‚sozialen Zersetzung', die er in Paris während der Kommune mit ansehen mußte, gestaltete sich allmählich ein neues Ziel, reifte ein neuer Arbeitsplan. ‚Ich skizziere im Geiste mein zukünftiges Buch über das zeitgenössische Frankreich,' schrieb er am 4. April 1871,** und am 14. März 1872 weiß er schon, daß sein nächstes Buch ‚sehr antiklerikal und sehr antirevolutionär sein wird'.*** Und das blieb während der letzten zwanzig Jahre seine mit unendlicher Mühe und äußerster Gewissenhaftigkeit durchgeführte Lebensaufgabe.

Zu Erziehern eines ‚Geschlechts der Erneuerung' (génération réparatrice) machten sich damals neben Taine der Romanschriftsteller Albert Sorel, der sich fortan der Geschichte und auswärtigen Politik widmete, E. Boutmy, der, statt seine ästhetischen Studien fortzusetzen, mit Taine die ‚Ecole libre des sciences politiques' gründete, A. Leroy-Beaulieu, der in Rußland ein Gegengewicht gegen Deutschland vorführte, und Fustel de Coulanges, der seine ‚Geschichte der politischen Einrichtungen des alten Frankreich' begann.

Taines Methode ist die der deutschen historischen Schule. Er wendet sie nicht nur selbst an, sondern empfiehlt sie auch den Juristen. ‚Niemals wird in unsern juristischen Fakultäten das Recht aus der positiven Geschichte oder den Sitten des betreffenden Landes abgeleitet. Die deutsche Methode des Herrn von Savigny hat keinen Fuß gefaßt.' † ‚Die Analyse und Vernunft scheinen mir nur dann zerstörend zu wirken, wenn sie klassisch sind und mit dem abstrakten Menschen arbeiten; arbeiten sie mit dem wirklichen, historischen Menschen, dem lebenden Engländer oder Franzosen, dann konstatieren sie psychologische Kräfte, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurteile, Interessen, die als Kräfte ebenso achtenswert sind wie ein Wasserlauf oder ein Gewicht, ebenso schonenswert, und wäre es nur aus Klugheit und um zu einem Ziele zu gelangen.' ††

Auf diesem Wege setzte er sich zunächst in schärfsten Gegensatz zu all den Kreisen, die ihn bis jetzt mit mehr oder weniger Recht als den ihrigen betrachten konnten. Er fand sich so weit von den landläufigen Ideen, besonders den Ideen, die in Frankreich Geltung haben, daß die ganze mehr oder weniger republikanisch gesinnte Presse seine Bücher systematisch totschwieg, weil ‚man in der Legende bleiben wollte'. ††† Diese Legendenbildung

* Ebd. t. III, 35; vgl. auch III, 48.
** Ebd. t. III, 90.
*** Ebd. t. III, 197.
† Ebd. t. IV, 133; vgl. IV, 164.
†† Ebd. t. III, 268.
††† Ebd. t. IV, 120.

habe 1828 begonnen, und seitdem lebten die Franzosen in einer gewollten Illusion über die Revolutionszeit. Das Drama, die Poesie, die humanitäre Philosophie haben alle diese Leute (die Revolutionäre) größer gesehen, als sie sind. ‚Die drei Schriftsteller, die von 1840 bis 1870 das meiste Ansehen genossen, Cousin, Thiers und Victor Hugo, haben nicht die Wahrheit, sondern ihren Ruhm geliebt; keiner von ihnen ist vertrauenswürdig, und in allen steckt etwas von einem Charlatan.‘* Ursprünglich habe er selbst der herrschenden Meinung, dem oberflächlichen Eindruck gehuldigt, und dasselbe hätte Michelet getan und täte Gabriel Monod noch heute.** Man bedenke, was es heißt, sich aus diesem Bannkreis gelöst zu haben.

Den Gegensatz zur klassisch-abstrakten *** Denkweise hat Taine in seiner historisch-realistischen Methode am schärfsten und sichersten zur Geltung gebracht in einem Lande, das dieser Betrachtungsweise von Natur aus widerstrebt und das durch seine Geschichte und Geschichtschreibung noch mehr in seinen abstrakten Vorurteilen bestärkt wurde.

Freilich wurde er in dem Augenblick, wo er die Größe dieser widerstrebenden Kräfte erkannte, das Opfer seiner Aufgabe. Er mußte — wozu ihn übrigens seine lange geübte philosophische Arbeitsweise drängte — gewissermaßen den Gegensatz, um ihn dem Bewußtsein einzumeißeln, derart übertreiben, daß er Gefahr lief, die inhaltlichen Momente, die weltanschaulichen Fragen, die bei der französischen Revolution zweifellos eine große Rolle spielen, mehr oder weniger unberücksichtigt zu lassen.†

Das scheint mir eine Erklärung dafür zu sein, daß er nunmehr offen zu konservativen Grundsätzen sich bekannte, ohne in seiner rationalistischen Philosophie grundlegende Korrektur vorzunehmen. Daß er zuzeiten diesen Widerspruch empfand, geht aus manchen Briefstellen hervor. So schreibt er gelegentlich: ‚Dies (die Reden Macaulys) gibt mir Vertrauen in die Vernunft, in den Einfluß dieser Vernunft auf die Massen; und Sie wissen, daß ich den Glauben daran brauche. Die ganze Zeit, die ich studiere, drängt mich in die entgegengesetzte Richtung.‘†† Und in der Tat ist ja kein größerer Gegensatz zwischen seinen panlogistischen Grundauffassungen, die zur Rationalisierung der Geschichte und des Lebens drängten, und den traditionalistischen Grundsätzen, die mit ‚notwendigen Vorurteilen‘ rechnen.

Daß er gelegentlich eine Versöhnung versucht, geht aus folgenden

---

* Ebd. t. IV, 238.

** Ebd. t. IV, 122.

*** Diese Verurteilung des klassischen Geistes, die wohl mit Condillac'schen Einflüssen zusammenhängt, hindert ihn nicht, z. B. in Stilfragen sich klassisch zu nennen. So behauptet er dem jungen Bourget gegenüber, daß es Regeln gebe. Ebd. t. IV, 138; vgl. noch Lacombe: De l'esprit classique dans la Révolution française (Taine) Rev. de méthaphysique et de morale. XV. (1907) 577—595.

† Vgl. seine Beurteilung Rousseaus: ‚Wenn ich ihm wenig sympathisch gegenüberstehe, so tue ich das nicht wegen der praktischen Konsequenzen seiner Lehren, sondern wegen seiner geistigen Art und seines Charakters.‘ Ebd. t. III, 290.

†† Ebd. t. IV, 28.

Ausführungen hervor: Sobald die Wissenschaft genau und sorgfältig arbeitet, ist sie nicht mehr revolutionär, sondern sie wird sogar antirevolutionär. Die Zoologie zeigt uns, daß der Mensch Eckzähne hat; hüten wir uns, in ihm den Instinkt der Blutgier und Wildheit zu wecken. Die Psychologie zeigt uns, daß die Vernunft im Menschen Worte und Bilder als Stützen hat; hüten wir uns, in ihm den Narren und Halluzinierten herauszulocken. Die Volkswirtschaft zeigt uns, daß zwischen Bevölkerung und Subsistenzmittel immer ein Mißverhältnis besteht ... Die Geschichte zeigt uns, daß die Staaten, die Regierungen, die Religionen, die Kirchen, alle großen Institutionen die einzigen Mittel sind, mit Hilfe deren der tierische, wilde Mensch seinen kleinen Teil Vernunft und Gerechtigkeit erwirbt; hüten wir uns, die Blume zu vernichten, indem wir die Wurzel zerschneiden. Kurz, es scheint mir, daß die Laienwissenschaft den Geist der Vorsicht und Erhaltung fördert, nicht den Geist der Revolution und des Umsturzes. Sie braucht uns nur den feinen, verwickelten Aufbau des sozialen Körpers zu zeigen, um uns gegen Charlatane und radikale, einfache Allheilmittel mißtrauisch zu machen.'*

Mit Hilfe dieser Methode gelangt er zu dem echt konservativen Gedanken der ‚natürlichen Entwicklung',** die in Frankreich 1789 durch die Annahme des Dogmas von der Volkssouveränität (im Sinne des ‚Gesellschaftsvertrags') gehemmt worden sei und nun abwechselnd zu Anarchie und Despotismus führe. Und auch in dieser unnatürlichen Entwicklung (‚La Conquête Jacobine') liege etwas ‚Spontanes und Notwendiges', denn dies neue Dogma sei ein Krankheitskeim, der in das Blut der erkrankten Gesellschaft gelangt sei und neue Zersetzung bewirke.***

Aus all dem ergibt sich für den konservativen Denker das, was er in der Vorrede zu ‚La Conquête Jacobine' den einzigen politischen Grundsatz nennt, den er bei seinen Forschungen gefunden habe, nämlich die Einsicht, daß eine menschliche Gesellschaft, besonders eine moderne Gesellschaft, eine vielseitige, komplizierte Sache ist, daß es infolgedessen schwierig ist, sie zu kennen und zu begreifen, und daher auch schwierig, sie gut zu leiten, daß also ein gebildeter Mann fähiger dazu ist als ein ungebildeter und ein Fachmann es besser vermag als ein Nichtfachmann.†

Die Menschen sind nun in diesen Organismus hineingeboren, und sie können nur im Zusammenhang damit verstanden werden. Nicht das abstrakte Individuum ist der Ausgangspunkt der Betrachtung; denn ‚es existiert ja nur in der Gesellschaft und durch sie'.†† Gelegentlich stellt er dem Individuum den Kulturgedanken, den Artgedanken gegenüber.††† Hier zeigen

* H. Taine: Sa Vie et sa Correspondance. t. III. p. 247, 248.

** Ebd. t. III, 269.

*** Ebd. t. IV, 123.

† Les Origines de la France contemporaine V. La Révolution: La Conquête Jacobine. t. I. [26](1911) Préface.

†† Ebd. t. IV, 291.

††† Ebd. t. III, 226.

sich die Schranken seiner konservativen Gedankenbildung. Zwar wendet er sich natürlich scharf gegen das jakobinische Programm, das die Familie ‚als geschlossenen Kreis, als exklusive Gruppe, als aristokratischen Organismus, den Egoismus und Hochmut gebildet haben', brandmarkt.* Doch ließ seine schematisierende Betrachtungsweise ihn die einzigartige, grundlegende Bedeutung der Familie nicht erkennen; charakteristisch dafür ist, daß er die sieben bis acht Millionen Familien des heutigen Frankreichs als ‚soziale Werkzeuge, die aus Menschen bestehen', auf gleiche Stufe stellt mit den 86 Departements, den 36 000 Gemeinden, den 40 000 Pfarreien usw.**

An der Spitze dieses reich entwickelten Gesellschaftskörpers soll nach Tainescher Auffassung nicht der zentralisierte Staat der Rousseauschen Demokratie und des Napoleonischen Despotismus stehen, sondern der dezentralisierte, der allen nach Selbstbetätigung ringenden Organismen freigebig und großmütig Selbständigkeit und Eigenrecht gewährt, vorausgesetzt, ‚daß der Staat selbst dadurch nicht aufgelöst wird'.*** Denn das öffentliche Interesse ist der Zweck, dem sich alles übrige unterordnen muß. Dieses öffentliche Interesse ist aber dann am besten gewahrt, wenn der Staat (la chose publique) gesund ist. Er vergleicht den Staat mit einem Organismus; dieser ist zwar nur die Gesamtheit der Zellen, aber die Zelle kann doch nur entstehen und bestehen, sich entwickeln und ihre eigenen Zwecke erreichen, wenn der Gesamtkörper gesund ist. Darum ist das Individuum streng zur Erhaltung dieses seit acht Jahrhunderten bestehenden Staates verpflichtet. Nicht nur der einzelne, nein nicht einmal die Gesamtheit der Nation darf durch Willkür und Interessenpolitik das Gemeinwesen gefährden; denn dieses gehört der ganzen Gemeinschaft, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Ein echt Burkescher Gedanke!

In diesem Sinne beurteilt er auch die Verfassung. Mag sie oligarchisch, monarchisch oder aristokratisch sein, sie ist nur eine Maschine, die gut ist, wenn sie dem öffentlichen Interesse dient, schlecht, wenn sie das

* Les Origines . . . VII. La Révolution: Le Gouvernement révolutionaire t. I. [26](1911) S. 133.

** Les Origines . . . IX. Le Régime moderne t. I. [26](1911) S. 177. Vielleicht hätte er in dem Schlußband (L'Association et la Famille) seinen Gedanken schärferen Ausdruck verliehen. Die vorhandenen Notizen, die im vierten Band seiner Korrespondenz veröffentlicht sind, deuten darauf hin, daß die Le Play'schen Ideen eine große Rolle gespielt hätten. Nicht nur daß er Le Play und dessen Schüler Cheysson erwähnt, einige Stellen wie z. B.: ‚Das gesunde Ideal für den jungen Mann ist, eine Familie und ein Haus von unbegrenzter Dauer zu gründen' sind direkt von Le Play inspiriert. Anscheinend wollte er auch wie Le Play gegen die Auffassung des Eigentums als Genußmittel, gegen die zwangsweise gleiche Erbteilung Stellung nehmen vgl. ebd. t. IV, 360.

*** ‚Der Staat ist in meinen Augen nur ein Gendarm gegen die Räuber im Innern oder die Feinde draußen, und er tut unrecht, wenn er nach Sicherung von Ordnung und Gerechtigkeit, nach dem Bau von Wegen und Schulen einige seiner Glieder daran hindert, das Glück und den Seelenfrieden in der ihnen zusagenden Art des Lebens, des Zusammenschlusses oder des Traumes zu suchen.' Ebd. III, 288.

Gegenteil erreicht. Wenn sie es erreichen will, muß sie aber wie jede Maschine je nach dem Ort, den Materialien und den Umständen verschieden sein.*

Taine ist ein scharfer Kritiker des französischen Volkscharakters. Er sagt von diesem: ‚Er widerstrebt der Aufmerksamkeit, dem anhaltenden Fleiß. Er will sofort klar sehen auf die Gefahr hin, falsch zu sehen. Er schwebt gern hoch in der Luft und sogar im Leeren. Er hat nicht die nötige Dosis Gedächtnis und Einbildungskraft, um die Einzelheiten, die Umstände, die ungeheure Verschlungenheit der lebendigen Wirklichkeit zu sehen.‘** Nach seiner Auffassung war ‚die natürliche Entwicklung‘ vor 1789 dadurch gesichert, daß die traditionellen Kräfte, die in dem monarchischen und religiösen Dogma lagen, diese Charakterfehler ausglichen, vielleicht auch dadurch, daß die durch das germanische Mittelalter erzeugten ‚Gefühle ritterlicher Treue und monarchischer Loyalität‘ wirksam waren.*** In dem Maße aber als Auswüchse den Todeskeim in dieses Dogma senkten und die wissenschaftliche Weltbetrachtung (Newton vermittelt durch Voltaire!) es überwand, da mußte der klassische Geist in Reinkultur auftreten, und die Herrschaft des abstrakten Naturmenschen und des Gesellschaftsvertrags die natürliche Entwicklung unterbrechen. Die Katastrophe von 1789, die in ähnlichem Sinne vorgenommene, sehr unvollkommene Reorganisation von 1800, die Herabdrückung Frankreichs zu einer Macht zweiten Ranges und der Verlust von Elsaß-Lothringen waren die Folge. Dieser ersten überstürzten Anwendung der moralischen Wissenschaften auf das menschliche Tun müsse eine zweite folgen, die methodisch besser ausgerüstet ist und daher praktischere Ergebnisse erzielen wird. ‚Die rechtmäßige Königin der Welt und der Zukunft ist nicht das, was man 1789 die ‚Vernunft‘ nannte, sondern das, was man 1878 die ‚Wissenschaft‘ nennt.‘† Sie wird der zukünftigen Entwicklung aber erst dann den Stempel ihres beherrschenden Geistes aufdrücken können, wenn ‚die Idolatrie des allgemeinen Wahlrechts, die dumme Anbetung der Zahl‘†† ausgeschaltet, dem reorganisierten Adel sein Einfluß zurückgegeben wird und — die Religion wieder ihre sittigenden Kräfte ausüben kann.†††

Zwischen diesen Vorläufern des Nationalismus und den Meistern der nationalistischen Tat steht Melchior de Vogüé, der Januskopf, dem die Stimme seines alten Geschlechtes die Ritterwacht am Fuße des heiligen Berges der Tradition zuwies, den Temperament und Tatkraft aber mitten hinein in den Strudel der aufeinander platzenden Meinungen riß. Der Generation, die ‚durch die Analyse erschöpft, ausgetrocknet war‘, zeigte er den

* Les Origines. III. La Révolution: L'Anarchie t. I. [26](1909) S. 220 ff.

** Sa Vie . . . t. IV, 133.

*** ‚Es scheint mir‘, schreibt er 1864 an den italienischen Grafen von Sermoneta, ‚daß die Ursache alles Übels darin besteht, daß das Mittelalter, ich meine das germanische, Ihnen gefehlt hat.‘ Ebd. IV, 345.

† Ebd. t. IV, 46 ff.

†† Ebd. t. III, 225.

††† Vgl. Les Origines . . . XI. Le Régime moderne. t. III. L'Eglise.

Weg zur Tradition zurück, als er in seinem epochemachenden Buche: ‚Le Roman Russe' (1886) den ‚Untergründen, den Nebenströmungen des Lebens' nachging und in den großen Russen Puschkin, Gogol, Turgenieff, Dostojewski ‚den Sinn für das Geheimnisvolle und für die verborgenen Quellen' wieder entdeckte. Er verstand es, seine Leser einen Lebenskern schauen zu lassen, in dem jede Erscheinung gegründet und verankert ist. Und er gewann mit seiner Propaganda für Mitleiden, Menschlichkeit und moralischen Fortschritt zahlreiche Geister zu einer Zeit, wo andere mit anderer Argumentation nichts oder nicht viel erreicht hätten. Zu einer Zeit, wo Taine ihm das melancholische Wort schrieb: ‚Ich gehöre einer Generation an, mit der es zu Ende geht; ersetzen Sie uns! In der Politik und in den öffentlichen Angelegenheiten werden Sie keine Mühe haben, es besser oder wenigstens minder schlecht zu machen.' Melchior de Vogüé war Demokrat und Republikaner oder vielleicht besser gesagt Rallierter im Sinne der Politik Leos XIII., weil er die Verwirklichung der vorrevolutionären Staats- und Gesellschaftsformen für unmöglich hielt. Paul Bourget sagt, es scheine, als habe er immer gefürchtet, durch das Vorurteil in seinem Wirken behindert zu werden, wie es so vielen Aristokraten ergangen war.* Er hatte dazu zweifellos romantisches Blut in seinen Adern, und dies drängte ihn hinein in die emportreibende christlich-demokratische Welle, der er durch seine Werke viel Wasser zuführte. Und dies gab uns ein gutes Recht, ihn in der Vorgeschichte des Sillon ** als Begründer oder wenigstens doch als Hauptförderer der sogenannten neuchristlichen Bewegung zu nennen.

Wichtiger als die Mittel, durch die er Individualismus und Intellektualismus überwinden wollte und die ihn als Romantiker kennzeichneten, war das Ziel, das er erreichen wollte und hat erreichen helfen, die Wiedereinstellung der Tradition in das Leben Frankreichs. Er hat in vielen neuchristliches, christlich-soziales Feuer entzündet, vielleicht ebensoviele hat er aber auch zurückgeführt auf die Wege der Tradition und damit den Anschluß an die Vergangenheit angebahnt, den wir Deutsche schon zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zum Segen unserer ganzen politischen und sozialen Entwicklung gefunden haben. Und wenn seitdem die Versuche, die Menschen wieder zu überzeugen von der Notwendigkeit einer Rückkehr zur Tradition, auch immer mehr sich der romantischen Einkleidung entledigten und sich so dem Empfinden de Vogüés entfernt haben mochten, so bleibt nichtsdestoweniger bestehen, daß er als einer der ersten und wirksamsten in diesem Sinne Einfluß gewann.

(Fortsetzung folgt.)

* Pages de Critique et de Doctrine. II. (1912) S.3 15.
** Hochland, April 1911 ff.

Die Stellung des hl. Augustin in der christlichen Kulturgeschichte / Von Joseph Mausbach

Die tiefgehende Gärung, die der Krieg auch in der Gedankenwelt der Menschheit hervorruft, und die daraus entstehende Sehnsucht nach einer zeitüberlegenen, stärkenden und tröstenden Weisheit hat dem hl. Augustinus neue und dankbare Leser gewonnen. Das Buch, das zur Abfassung dieses Artikels Anlaß gegeben hat, ist zwar schon vor dem Kriege fertig gewesen; aber, wie der Verfasser einleitend bemerkt, die Gedanken Augustins, die in ihm entwickelt werden, und die ganze Stellung des Lehrers zu den Problemen Gottesdienst und Weltdienst, Christentum und Staat, Bruderliebe und irdische Begehrlichkeit sind inmitten der furchtbaren Zeiterscheinungen doppelt interessant und unmittelbarer verständlich geworden.*

Unter den protestantischen Theologen, die auf die allgemeine wissenschaftliche Bewegung und das Geistesleben unserer Zeit einen stärkeren Einfluß üben, steht neben Adolf Harnack heute Ernst Troeltsch mit an erster Stelle. Beide gleichen sich in der Vielseitigkeit des Interesses und der vergleichenden Zusammenfassung, in der Neigung und Gabe, die geschichtliche Forschung durch ein spekulatives Element, den großen Zusammenhang und Gegensatz der Ideen, zu beleben, und nicht zuletzt in der bedeutenden, auch sehr schwierige Stoffe bewältigenden Kraft der Darstellung. Während Harnack von der historisch-kritischen Arbeitsweise, der patristischen Einzelforschung aus zunächst auf das Ganze der Dogmenentwicklung geführt wurde und von da aus zum Eindringen in die idealen Zusammenhänge und das System der Theologie und Weltanschauung gelangte, ist sein jüngerer Kollege von Haus aus Systematiker und umgekehrt durch philosophische, religionsphilosophische und ethische Interessen und Ideen zur Vertiefung in die Geschichte des Religions- und Geisteslebens gedrängt worden. So ist ihm die geschichtliche Erkenntnis in höherem Maße ein Anreiz zur dogmatisch-philosophischen Aussprache, zur gegenständlichen Behandlung der unveränderlichen Grundfragen des Wissens und Lebens. Weiterhin ist für Troeltsch charakteristisch die stärkere Hereinziehung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, sowie der allgemeinen Kulturfragen in die Theologie — vergleiche das Werk: ‚Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen' (1912) — sowie die Erweiterung der christlichen Dogmen- und Sittengeschichte zur allgemeinen Religionsgeschichte, wobei er den Anspruch des Christentums, die absolute Religion der Menschheit zu sein, aufgibt oder wenigstens in der Schwebe läßt. Die ungeheure, unabsehbare Entwicklungsmöglichkeit des Menschengeschlechtes läßt es ihm denkbar erscheinen, daß spätere Zeitalter zu anderen Religionen, anderen Erlösern und

* Ernst Troeltsch, Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. Im Anschluß an die Schrift De Civitate Dei. München und Berlin, Oldenburg 1915.

Urbildern kommen werden. Es ist klar, daß bei diesem Hinausschreiten aus den Grenzen aller Theologie die Fühlung mit der heutigen, vielfach auf evolutionistischem Boden stehenden Profangeschichtschreibung wächst — die Schrift über Augustin erscheint in der ‚Historischen Bibliothek' —; es liegt ebenso nahe, daß sich bei solcher Ausdehnung des Horizonts die Konstruktion ideengeschichtlicher Zusammenhänge noch kühner und frappierender gestaltet als bei Harnack.

Mag es aus der Bevorzugung der sozialen, gesellschaftsbildenden Kräfte in der Geschichte stammen oder mit dem Zurücktreten und Verblassen des bekenntnismäßigen Protestantismus zusammenhängen: Troeltsch erweist in seinen geschichtlichen und spekulativen Versuchen auch der katholischen Kirche und Theologie eine größere und objektivere Aufmerksamkeit, als es im allgemeinen, zumal auf dem systematischen Gebiete, im Protestantismus üblich ist. Auf der ersten Seite des neuen Buches macht er die bedeutsame grundsätzliche Bemerkung, die ältere protestantische Ansicht, nach der Augustin ein ‚Luther vor Luther' gewesen, sei mit gutem Grunde von den katholischen Gelehrten abgelehnt worden, ‚die doch immer die besten Kenner ihrer eigenen (sic!) Literatur sind und die naturgemäße Voraussetzung der Kongenialität ihr gegenüber trotz aller dogmatisierenden Neigungen besitzen'. Gleichfalls auf den ersten Seiten gesteht er eine persönliche Schwenkung in seiner Beurteilung des Kirchenvaters und seine jetzige höhere Wertschätzung der Kulturgedanken Augustins ein und begründet sie einmal mit dem genaueren Studium des Werks De Civitate Dei, sodann mit dem ‚weitergehenden Material bei Mausbach, die Ethik des hl. A. 1909 und Schilling, Die Staats- und Soziallehre des hl. A. 1910. Ohne diese Bücher war es damals unmöglich, in die Sache so einzudringen wie jetzt' (S. 4. A. 1). Eine ähnliche, den Verfasser ehrende Unbefangenheit zeigt sich im ganzen Buche; nicht nur in dem gewissenhaften Gebrauche katholischer Werke, sondern noch mehr in dem offenherzigen Urteil, mit dem er gerade ihre Forschungsresultate durchweg anerkennt und den Ansichten der meisten, auch der verdientesten protestantischen Forscher vorzieht. Der gelegentliche Vorwurf einer apologetischen, harmonisierenden Methode fällt demgegenüber wenig ins Gewicht; ja, bei der Macht und Festigkeit überlieferter protestantischer Vorurteile und Einseitigkeiten ist auch der objektivste katholische Forscher genötigt, um die rechte Mitte durchzusetzen, bisweilen die andere Seite eines Gedankens stärker zu betonen und heller zu beleuchten, so daß er naturgemäß späteren Darstellern apologetisch beeinflußt erscheint.

Von den Lesern des interessanten Essays von Troeltsch haben gewiß manche den Eindruck gehabt, daß es ihm selbst ebenso ergangen ist; der berechtigte Eifer, eine neuere, fast konventionelle These über Augustin zu widerlegen, verleitet ihn dazu, an manchen Stellen den Bogen zu überspannen, die vielseitige, verwickelte Wirklichkeit auf einen allzu einfachen und glatten Ausdruck zu bringen. Dabei bleibt aber das Recht und Verdienst seiner Kritik bestehen; auch scheint mir die Antithese, die er verficht, im

ganzen unanfechtbar. Es handelt sich darum: War Augustin, wie man gesagt hat, ‚der Typus der mittelalterlichen Christenheit' (Feuerlein), der beherrschende Ausgangspunkt der Kirche des Mittelalters (Harnack), ‚der Vater des mittelalterlichen Katholizismus' (Loofs), bedeutet er das Programm einer neuen, eigenen Entwicklung (Scheel)? Oder aber ist Augustin zur christlichen Antike zu rechnen, als der letzte große Platoniker, als der größte der christlichen Kirchenväter, zugleich als ein hervorragender Zeuge der spätrömischen, absterbenden Kulturwelt? Troeltsch antwortet: Augustin gehört nach seiner Geistesart, Ethik und Kulturstellung durchaus zur christlichen Antike, er lebt in ihr und schafft aus ihrem Geiste und für ihre Lebensprobleme sein System. So mächtig seine Nachwirkungen auf das Mittelalter und auf alle folgenden Zeiten sind, die Unterschiede und Wandlungen, die dazwischen liegen, bleiben doch zu stark, als daß man ihn zum Träger mittelalterlicher Ideen, zum Vater der mittelalterlichen Kultur machen dürfte. Der eigentliche Geist Augustins konnte gar nicht, so meint er, im Mittelalter fortgesetzt werden, weil dieses in ganz anderen Verhältnissen lebte, daher auch andere Aufgaben vor sich hatte (S. 7).

Troeltsch führt den Beweis für diese These, indem er von vornherein die Beschränkung der Frage auf die Dogmengeschichte ablehnt und sich darauf beruft, das Mittelalter habe doch nicht aus Dogmen bestanden, sondern seinen Charakter mindestens ebensosehr von den materiellen und sozialen Bedingungen des Lebens empfangen. Er geht dann von dem ausgesprochenen Anlasse des Werkes De Civitate Dei aus, der sich vollkommen in die Zeitverhältnisse des beginnenden fünften Jahrhunderts eingliedert: Augustin will den Vorwurf der Heiden entkräften, das Christentum trage die Schuld am Niedergange des Römischen Reiches und seiner kulturellen Herrlichkeit. Augustin widerlegt diesen Vorwurf aus den Zeitereignissen selbst, aus der Torheit und den schlimmen Folgen des Götzendienstes, aus der Zersetzung des philosophischen Denkens, aus der Entartung des Gesellschaftslebens. Er lebt und webt dabei in Gedanken, Erinnerungen und Einzelheiten aus der alten Kultur und Literatur, er ruft die christliche Glaubenswelt herbei, um diesem Reiche irdischer Kultur ein reineres, himmlisches Ideal gegenüberzustellen und heilende, veredelnde Kräfte zuzuführen; er denkt aber nicht daran, das Christentum auf einen Untergang der römischen Welt und eine neu erblühende Zukunft in barbarischen Reichen einzurichten. Deutlicher und konkreter gestaltet sich der Beweis, wenn man die wichtigsten Größen und Mächte des Mittelalters, die Kirche und den christlichen Staat, im Lichte der Civitas Dei betrachtet. Mit vollem Recht weist Troeltsch die Gleichungen Civitas Dei = irdische Kirche und Civitas terrena = bürgerlicher Staat ab; die Namen sind bildlich-allegorisch zu verstehen, die Civitas Dei ist die Gemeinschaft aller gottliebenden und gottverbundenen Seelen im Himmel und auf Erden, die Civitas terrena oder diaboli ist die Gesamtheit aller fleischlich gesinnten, in Selbst- und Weltsucht versunkenen

Geister. Augustin, so fährt er fort, hat die sichtbare Kirche zwar als Autorität im Glauben und als Gnadenanstalt geliebt und gefeiert, er ist aber noch weit entfernt gewesen von jener Steigerung der Hierarchie, der rechtlichen, im Papsttum gipfelnden Grundlage der Unfehlbarkeit, und von jener strengen Bindung an die Sakramente, wie sie der Kirchenbegriff des Mittelalters einschließt. An dieser Stelle merkt man leicht eine Abschwächung der augustinischen Gedanken, die sich zum Teil aus der zu einseitigen Berücksichtigung der Civitas Dei erklären mag. Was die rechtliche Grundlage der bischöflichen und päpstlichen Autorität angeht, so kommt es auf das Wort ‚Recht' nicht an, sondern auf die Sache; und wie sehr die volle Gewalt zu lehren, zu richten, zu strafen, zu bannen von Augustin und seinen Amtsbrüdern als eine durch Christus verliehene Vollmacht des Bischofs und vor allem des Papstes anerkannt wird, dafür ist, von anderen Stellen abgesehen, der Briefwechsel der Synoden von Carthago und Mileve mit Innozenz I. das lehrreichste Zeugnis (August. Epist. 175. 176. 181. 182.). Nach Troeltsch war das Verhältnis in der Kirche damals ein ‚patriarchalisch familienhaftes'; Augustin selbst unterscheidet jedoch sehr deutlich (Ep. 186, 2) die Berichte jener Konzilien an den Papst von den ‚litterae familiares', in denen er selbst die ‚causa' eingehender dargelegt hat; und er sagt bekanntlich von der Antwort Roms, des ‚Apostolischen Stuhles': ‚Inde etiam rescripta venerunt. Causa finita est' (S. 131, 10. Vgl. auch Epist. 209)! — Eine unberechtigte Herabstimmung des mystischen Charakters der Kirche als Heils- und Gnadenanstalt liegt in der Meinung, das Erlösungswerk Christi und die sakramentale Rechtfertigung in der Kirche seien nach Augustin nur ein ‚Siegel auf die metaphysisch-ethische Wahrheit' des Christentums, nicht eine ‚Bewirkung und Erschaffung des Heils'. Augustin setzt allerdings die Gnade in sehr innige Beziehung zur metaphysischen Erleuchtung und zur sittlichen Erhebung der Seele; aber ihr Wesen sieht er in einer geheimnisvollen Licht- und Lebenskraft, die Gott der Seele mitteilt, die uns tatsächlich nur durch das ‚Sakrament des Todes und der Auferstehung Christi' und den ‚Geist der Erneuerung' vermittelt wird (s. meine Ethik des hl. A. II, 117 ff.).

Eingehender beschäftigt sich Troeltsch mit der Staatsidee Augustins im Gegensatz zu der des Mittelalters. Mit berechtigter Schärfe wendet er sich gegen die von den meisten Historikern vertretene Behauptung, der Staat sei nach Augustin eine Schöpfung des Teufels, der Sünde usw. ‚Der Staat ist ihm gleich den anderen Vätern an sich geradeso eine Ausformung des sittlichen Naturgesetzes wie die Familie . . . So ist er an sich völlig gut' (S. 130). Der Staat ist ferner nicht nur Rechts- und Sicherheitsstaat, sondern auch Wohlfahrtsstaat. Aber wenn er das Recht zum Unrecht, die Sicherheit zur sorglosen Üppigkeit mißbraucht, wenn er die materielle Wohlfahrt vergöttert, die Kultur losreißt von ihrem sittlichen und religiösen Endziele, so schlägt der an sich gute Staat zu einer Erscheinung des Bösen um. Dabei unterstreicht Troeltsch folgende Einzelzüge,

die zugleich den Abstand vom Mittelalter markieren sollen. 1. Augustins Denken ist im Grunde radikal-individualistisch; die Gemeinschaft ist Summe der Individuen, ohne ein überpersönliches, sozial-bindendes Gut. 2. Sein Ideal ist der friedliche Kleinstaat, der nach dem Grundsatze schlichter, persönlicher Familien- und Nachbarschaftsethik sein Leben führt. 3. Der Gedanke eines Weltstaates, eines gottgewollten Imperiums ist ihm fremd. Dem christlichen Kaisertum seiner Zeit steht Augustin ohne Abneigung, aber auch ohne jede Begeisterung gegenüber. In allen drei Punkten bildet das Mittelalter mit seinem ausgeprägten Genossenschaftsrecht, seinen kräftig anwachsenden Großstaaten, seiner Idee des weltumfassenden, von Gott neben die Kirche gestellten Imperiums einen unverkennbaren Gegensatz (35 ff.). — Eine zu starke Schattierung läßt sich auch bei Ausführung dieses Bildes nachweisen, jedenfalls bezüglich des ersten Punktes. Die Behauptung eines radikalen Individualismus hat T. selbst später zum Teil zurücknehmen müssen; er hat sie aber auch an der ersten Stelle (39) nicht bewiesen. Denn die Bemerkung, der Einzelmensch sei in ähnlicher Weise das ‚Element' der Gemeinde- und Staatenbildung, wie der Buchstabe das Element der Rede ist, spricht nicht für die bloße ‚Konglomeration', sondern durchaus für das Neue, Höhere, Sinnvollere des Sozialzwecks (C. D. 4, 3). Die weitere Bemerkung, es komme für Augustin nur in Betracht, ‚was der Einzelne vom Staate hat', findet sich gar nicht in Augustins Werken; was Augustin (C. D. 4, 5) sagt, ist vollkommen richtig: Das Wohl des Staates, das meistens erst in langsamer Entwicklung heranwächst, kann dem Einzelmenschen, wenn er darüber stirbt, die gerechte Lebens- und Glücksgestaltung nicht ersetzen, auf die er hofft und hoffen darf. Wie endlich die ‚Herstammung des Menschen von einem Paare' für die Grundstimmung des absoluten Individualismus sprechen soll (C. D. 12, 22), ist mir unbegreiflich. Augustin sagt doch, Gott habe den Menschen als Einzelpaar geschaffen, ‚nicht um ihn allein zu belassen, ohne menschliche Gesellschaft, sondern um die Einheit und das Eintrachtsband in der Gesellschaft ihm desto wärmer ans Herz zu legen, da die Menschen nicht nur nach der Ähnlichkeit der Natur (das wäre Individualismus!), sondern auch nach der Liebe der Blutsverwandtschaft geeinigt sind'; und er fügt hinzu, diese natürliche Einheit sei ein Vorbild, eine Erleichterung auch für die himmlische Gemeinschaft der Menschen, bei der zweifellos ‚überindividuelle Güter' die Einzelseelen zum Volke zusammenschließen (populum . . . Spiritu Sancto sanctis angelis in aeterna pace sociandum Ebd. 12, 21. 22). Mag die Wertschätzung der menschlichen Persönlichkeit bei A. noch so hoch sein, er ist doch ebenso tief durchdrungen von der Erhabenheit und Fruchtbarkeit der allgemeinen Werte und Güter, die aus dem ‚bonum commune' der Gottheit herabsteigen und auf Erden nicht nur ideale, sondern auch soziale Gestalt gewinnen.

Nach dem Gesagten kann Troeltsch auch die Beziehung zwischen Kirche und Staat in der Ideenwelt Augustins nicht als dieselbe an-

erkennen, wie sie im Mittelalter sich durchsetzte. Die christliche und die heidnische Gesellschaft leben trotz Konstantin voneinander geschieden, sind nach ihren Bildungsgrundlagen ‚unversöhnte Rivalen'; das beweist der ‚bittere Pessimismus', der so oft in der Civitas Dei hervorbricht. Die Kirche fühlt sich noch nicht als leitende Kulturmacht, sie übt höchstens eine ‚potestas directiva' über den Staat durch den persönlichen Einfluß tüchtiger Bischöfe auf gutgesinnte Kaiser; der Staat selbst aber hat sich von seiner uralten, aus dem Heidentum stammenden Kultur noch nicht losgemacht; er hat nur auf der Oberfläche ein christliches Gepräge angenommen.

Troeltsch ist in Übereinstimmung mit Carlyle, A History of medieval political theory in the west (1903, 2 Bde.) der Ansicht, daß stärker als Augustin Männer wie Gregor der Große, Isidor von Sevilla, Gelasius u. a. die mittelalterliche Begriffswelt bestimmt haben, und daß für die Gestaltung der realen Verhältnisse die ganze Zeitentwicklung von 600 bis 900 ausschlaggebend gewesen ist. Besonders nennt er dabei den Einfluß des stoischen Naturrechts und des Cicero, die alte Kaiseridee und das kanonische Recht, auf der anderen Seite auch das Eindringen der germanischen Volksrechte ins soziale und kirchliche Leben. Der Weg von der Antike zum Mittelalter sei demnach viel verwickelter, als es die konstruktiven Darstellungen der Theologen, denen Augustin das selbstverständliche Mittelglied ist, erscheinen lassen (42 ff., 159 ff.). Der Geist Augustins ist nicht der des Mittelalters. Augustin ‚ist die letzte und größte Zusammenfassung der absterbenden antiken Kultur mit Ethos, Mythos, Autorität und Organisation der frühkatholischen Kirche und konnte mit seinem Wesentlichsten gar nicht auf den Boden einer andern Kultur übernommen werden' (7). Oder, wie es nach der spezielleren Darlegung der Kulturethik Augustins heißt: Die Kultur im Horizont Augustins ‚bleibt unter Ausmerzung des Götzendienstes und alles dessen, was mit ihm zusammenhängt, unverändert die alte; sie wird nur dem Einfluß der neuen Heilsanstalt, der Kirche, unterstellt, und auch so, daß die Kirche im Grunde lediglich neue Motive und Gesinnungen dem alten Dasein einflößt und nur einige Auswüchse, wie Wucher, Monopole, unnütze Härten und Grausamkeiten zu mildern und zu beseitigen hofft. Es ist eine völlige Infiltration der neuen Geisteswelt in die bestehenden Verhältnisse, ein Aufgeschlucktwerden des neuen Geistes vom alten Gehäuse, wobei auch die Neuheit dieses Geistes selbst durch seine Endosmose mit dem stoischen und platonischen Idealismus ermäßigt ist, und im Grunde nur die Anstalt der Kirche etwas wirklich Neues ist. Eben um deswillen ist diese Ethik zu bezeichnen als die Ethik der christlichen Antike' (S. 155 f.).

Wenn man hier die Aufzählung der positiven Faktoren, die neben und nach Augustin am Werden des Mittelalters mitgebaut haben, gern und beifällig aufnimmt, so versteht man weniger, wie und warum ‚der Geist' Augustins mit so strenger Gebärde von der Schwelle des Mittelalters ver-

wiesen und in das ‚alte Gehäuse' der Antike gebannt werden soll. Die Beschwörungsformel selbst zeigt eine merkliche Unsicherheit. Bleibt denn wirklich die antike Kultur ‚unverändert', wenn der Götzendienst und ‚alles, was mit ihm zusammenhängt', ausgemerzt wird? Ist es so wenig, daß die Kirche ‚lediglich' neue Motive und Gesinnungen dem alten Dasein eingeflößt hat? Erkennt ihr Augustin nicht überdies sehr verdienstliche reale Aufgaben zu, wenn sie ‚einige Auswüchse, wie Wucher, Monopole, unnütze Härten und Grausamkeiten' mildern und beseitigen soll, oder wenn sie durch ihr christliches Ehe- und Familienideal ‚eine Erneuerung der ganzen Gesellschaft' erhoffen läßt? (S. 129). Kann der ‚neue Geist' seiner Kulturethik wohl so völlig vom alten Gefäße aufgeschluckt sein, da er doch nach Troeltsch einen bedeutsamen, fortwirkenden Gehalt für das europäische Geistesleben in sich schließt (51), da die ‚eigentliche Seele des Augustinismus' sogar noch die Grundfrage der Ethik für unsere Gegenwart (173) bedeutet? Mit der Infiltration verhält es sich so, daß die alten Kulturelemente in ihrer geschöpflichen Güte und Schönheit keineswegs an sich böse und widerchristlich sind, sondern es nur werden durch polytheistische ‚Infiltration' oder durch hartnäckige Absperrung gegen die Gottesliebe. Es braucht also nur dieser heidnische Geruch entfernt zu werden, dann kann die Einflößung des neuen Trankes geschehen, ohne daß sein Geschmack für die Folgezeit verdorben wird. Tatsächlich geht Augustin in dieser Weise vor. Gewiß kann er bei Lösung der sittlichen Probleme die antike Vorlage, die tatsächlichen Lebens- und Kulturformen, nicht ignorieren; aber es ist ihm eigen, überall auf das Original, die schlichteste, natürlichste Form der Lebensbedürfnisse zurückzugreifen; er versteht es, deren endlichen Sinn und Wert anzuerkennen und durch Beziehung auf Gott in eine höhere, sittliche Beleuchtung zu rücken (s. Ethik des hl. A. I, 39). Ganz richtig sagt Troeltsch, Augustin sei der erste große und umfassende Bildner einer christlichen Kulturethik. ‚Sie ist noch erst auf die antike Kultur eingestellt, aber als erste, frische und historisch unbelastete Regelung des Verhältnisses zur Kultur ist sie von höchster Bedeutung für das allgemeine Problem einer christlichen Kultur, des Verhältnisses von Christentum und Kultur überhaupt und an sich' (172; Sperrungen von mir). Wird damit nicht die behauptete Bindung und Aufsaugung des augustinischen Geistes durch die Antike klar widerrufen? Liegt in dieser Anerkennung nicht die notwendige Folgerung, daß eine Zeit wie das Mittelalter, das berufen war, auf den Trümmern der Antike eine frische, urwüchsig anhebende Kultur zu schaffen, die Gedanken Augustins nach Kräften sich aneignete und praktisch zu verwirklichen suchte?

Auch bei demjenigen Institut, das wie kein zweites sowohl den sittlichen Idealismus des Mittelalters widerspiegelt wie auch seine äußere Kultur tiefgreifend bestimmt, das aber anderseits in Augustin einen seiner mächtigsten Vertreter und Förderer verehrt — ich meine das Ordensleben —, findet Troeltsch ganz wesentliche Unterschiede zwischen der augusti-

nischen und der mittelalterlichen Auffassung. Bei Augustin sei das Mönchtum noch nicht dem ganzen Organismus der Kirche und Gesellschaft als wichtiges Glied, als Hilfstruppe, als entzündendes Beispiel, als stellvertretende Frömmigkeit und Buße eingefügt; es bedeute vielmehr für ihn ‚das einzige Ideal‘, den ‚Ersatz der christlichen Gesellschaft‘, das ‚eigentliche volle Christentum‘ gegenüber dem gefahrvollen und widerspruchsvollen Christenleben in der Welt (46. 153). Bringen wir die selbstverständliche Tatsache in Anschlag, daß eine in der ersten Entstehung begriffene Einrichtung niemals so klar ihren Typus entfaltet und ihre gliedliche Stellung und Beziehung zum ganzen Organismus offenbart, wie nach ihrer vollen Ausgestaltung, so können wir auch hier beinahe für alle geforderten Einzelzüge sichere Parallelen bei Augustin aufweisen (vgl. meine Ethik I, Kap. 8). Den Vergleich mit der ‚Hilfstruppe‘ gebraucht er wiederholt; einmal so, daß wir fast an das heutige Ineinandergreifen der militärischen und der wirtschaftlichen Mobilmachung erinnert werden: ‚Nicht allein solche, die aus Liebe zur Vollkommenheit alles verkaufen und verlassen und dem Herrn folgen, gehören dem Himmelreiche an, sondern mit diesem christlichen Kriegsheere schließt sich — sozusagen wegen des Arbeitsaustauschs der Liebe (propter quoddam quasi commercium caritatis) — die steuerzahlende Volksmenge zusammen‘ (C. Faust. 5, 9). Die gottgeweihten Jungfrauen singen das neue Lied, das sonst niemand singen kann; die Gemeinde hört es und freut sich mit an dem herrlichen Werke. Es gibt eben in der Kirche ‚eine große Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen und Bestrebungen, die jedoch alle auf den Frieden und die Einheit des Ganzen zusammenlaufen‘ (s. a. a. O. 416. 418). Es ist richtig, daß bei einem späteren, auf volle Harmonie der Gedanken abzielenden Lehrer wie Thomas von Aquin diese Gedanken noch grundsätzlicher ausgesprochen werden und die andersklingenden, auf das nahe Weltende abgestimmten Äußerungen Augustins nicht vorkommen. Aber eine starke Betonung des Vorrangs der evangelischen Räte ist bei Thomas in gleicher Weise vorhanden; und bei anderen mittelalterlichen Asketen tritt sie noch unbedingter und rücksichtsloser auf als bei Augustin. Überhaupt ist der Nachdruck, mit dem Troeltsch den von mir gezeichneten Unterschied zwischen der religiösen Ethik Augustins und Thomas’ für seine These ausnützt, nicht ganz einleuchtend und durchschlagend; wenn er gegen Loofs und Harnack sagt: ‚Das Mittelalter bestand nicht aus Dogmen,‘ so dürfen diese Gelehrten ihm füglich erwidern: ‚Thomas ist nicht das Mittelalter;‘ vor ihm und neben ihm waren — auch im ethisch-religiösen Denken und Fühlen — andere nach rechts und links weitergehende Richtungen verbreitet, und viele von ihnen, ja das ganze Geistesleben bis zum 12. Jahrhundert, standen unter überwiegendem Einfluß Augustins und seines christlichen Platonismus. Selbst der fertige Thomismus ist zu sehr Gelehrsamkeit, zu sehr abstrakte, wenn auch tiefgründige ‚Scholastik‘, als daß er an blühender Mannigfaltigkeit der Wirkung mit den von Augustin, dem Gedanken- und Gemütsmenschen,

dem Prediger und Kirchenfürsten, dem Künstler und Mystiker ausgehenden Anregungen verglichen werden könnte.

So müssen wir denn sagen: Augustin gehört zweifellos zur christlichen Antike als Persönlichkeit, als Denker, als praktischer Sittenlehrer und Kulturphilosoph; ‚von hier aus muß er zuerst verstanden werden' (S. 7), weil die antike Bildung und die altchristliche Kirche ihn in seinem Werden bestimmt haben; ja er ist auch auf der Höhe seines Seins ‚die letzte und größte Zusammenfassung' der antiken Kultur und Kirchlichkeit, der reichste und lebendigste Ausdruck sowohl ihrer Größe wie ihrer inneren Schwierigkeiten und Gegensätze. Aber daraus folgt nicht, daß er ‚mit seinem Wesentlichsten' gar nicht auf den Boden einer anderen Kultur übernommen werden konnte. Warum sollen wir als das ‚Wesentlichste' nicht die eigenartige, lebendige Kraft und Frische seines Denkens und Empfindens bezeichnen, die anziehende und aufrüttelnde Macht seiner Persönlichkeit, die aus dem Alten den echten Kern heraushob und zum Element einer neuen Kultur machte? Augustin selbst würde jedenfalls als das ‚Wesentlichste' seiner Denk- und Lebensarbeit die Erfassung und Verteidigung der kirchlichen Wahrheit bezeichnet haben, die er in das Innerste seines Geistes aufnahm, und aus der er mit unvergleichlicher Vielseitigkeit Folgerungen zog für alle Gebiete der Kultur, sei es der „Hochkultur' oder der „Halbkultur', der Rettung überfeinerter Völker wie der Erziehung der Barbaren. — Daß neben Augustin auch andere wichtige Faktoren, insbesondere rechts- und wirtschaftspolitische Verhältnisse, zum staatlichen, kirchlichen und sozialen Aufbau des Mittelalters mitgewirkt haben, geben wohl alle Forscher zu; daher scheint mir die Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und Troeltsch tatsächlich nicht so bedeutend zu sein, wie es nach seinen temperamentvollen Äußerungen aussieht.

Außer der kritischen Vergleichung und Nachprüfung dessen, was die neueste Literatur über Augustin bietet, und seiner Einreihung in weite kulturgeschichtliche Zusammenhänge ist bei Troeltsch besonders wertvoll und anregend die nachdrückliche Hervorhebung des Kerns der augustinischen Ethik und der Versuch, von ihm aus seine Stellung zu den wichtigsten Kulturfragen zu begreifen (73 ff.). Für zutreffend halte ich zunächst die Auffassung, daß Augustin bei all seiner universellen Begabung und Bedeutung am größten ist als Ethiker. Wie kaum ein zweiter Denker der Menschheit, wendet er sich den höchsten und allgemeinsten Prinzipien der Sittlichkeit zu, um dann in einheitlich-geistvollem Denken und lebendiger Gefühlsteilnahme die Fragen des täglichen Lebens, der Geschichte, der geistlichen und weltlichen Bildung anzugreifen. Auch die Dogmatik ist bei ihm, wie bei keinem anderen Kirchenlehrer, getränkt mit sittlichen Gedanken und Stimmungen; die Wahrheit des Glaubens ist für ihn lebenspendend, der Irrtum ein Gift des sittlichen und sozialen Lebens. Der Kerngedanke nun bei Augustin liegt darin, daß es ‚eine Ethik des höchsten Gutes' ist, ‚von der aus Augustin es unternimmt, die Welt-

X und Kulturwerte als relative Güter in das christliche Heil einzugliedern' (50). In einer beachtenswerten, aber wohl nur philosophischen Lesern verständlichen Vorarbeit zeichnet Troeltsch die verwandten Ideen der großen Alexandriner Clemens und Origenes, ihre Verschmelzung christlicher Sittenlehre mit platonischen und stoischen Gedanken. Augustinus steht zwar unter ähnlichen Einflüssen; aber er hat schon den Neuplatonismus erlebt, er hat auch in seiner persönlichen Entwicklung durch Skepsis, Manichäismus und Weltleben hindurch den Gegensatz des Guten und Bösen weit gründlicher erfaßt; er steht unter dem mächtigen Eindrucke des Mönchtums auf der einen, der Bekehrung des Kaisertums auf der anderen Seite; er ist durch seine innige Vertrautheit mit den Psalmen und dem hl. Paulus und durch die praktisch-psychologische Art seines Fühlens und Arbeitens ungleich tiefer eingeweiht in alle Probleme des menschlichen Herzens. So nimmt bei ihm zunächst die Zentralidee des höchsten Gutes eine andere, fruchtbarere Gestalt an. War das höchste Gut bei den Alexandrinern nur das absolute Sein, der Gegenstand der Gnosis, des höchsten Geistesaufschwungs, so ist es bei Augustin nicht bloß dieses, sondern ,ein höchst affektiv zu erfassender und die stärksten Affekte entzündender Inbegriff des Lebens, die absolute Lebendigkeit und Seligkeit überhaupt, die den Lebensdrang der Kreatur entfacht, ihn auf sich zieht und ihn allein zu erfüllen vermag' (78), wobei freilich vor das Wort ,Seligkeit' noch der Begriff der ,absoluten Güte' im Sinne der Ideen- und Wirklichkeitsfülle zu setzen wäre.

Von diesem Begriffe des höchsten Gutes ergibt sich auch eine tiefere Fassung der vom Menschen zu erstrebenden aszetischen Reinheit und Gottinnigkeit. Während die antike und teilweise noch die platonisch beeinflußte alexandrinische Ethik das Gute und Böse hier mit dem Geistigen und Sinnlichen gleichstellte, somit die Aszese als fortschreitende Entsinnlichung und geistige Schauung betrachtete, stellt Augustin auch hier den Willen und die Liebe in den Vordergrund, setzt das Gute in die demütige, liebende Selbsthingabe an Gott, das Böse in die gegen Gott sich abschließende, darum auch sich selbst verzehrende Selbstsucht. Der Gegensatz wider die Sünde ist ihm nur das eine Motiv der Aszese; das andere, primäre ist die von der Ich- und Weltlust emporstrebende Gottesliebe. So findet Augustin auch den rechten Kanon für die Formulierung des christlichen Sittengesetzes; das Hauptgebot Christi, in dem die Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe so unnachahmlich verschmolzen sind, hat er in seiner Ethik nach allen Seiten sittlicher Lebenspraxis ausgedeutet. Zu der innerlichen und jenseitigen Stimmung, die in der orientalischen Sittenlehre vorwiegt, gesellt er mit besonderem Nachdruck die tätige Bruderliebe und die kirchlich-gesellschaftliche Arbeit hinzu. ,Es ist durchaus einseitig, Augustins Christlichkeit in die Formel „Gott und die Seele" zusammenzufassen. Augustin denkt vielmehr auf dem Wege über das höchste Gut durchaus soziologisch und entwirft geradezu eine eigentümliche, religiös begründete Soziologie' (89). Daraus ergibt sich schließ-

lich eine weit klarere und sicherere Stellung zu den Kulturwerten. Augustin fand zunächst in der kosmischen Stufenlehre des Neuplatonismus, die alle Güter vom untersten Sein bis zu Gott, dem höchsten, emporführt, ein Mittel und Vorbild zur stufenweisen Anordnung der Güter. Aber eine weit straffere Zusammenziehung und zugleich eine stärkere, die menschliche Freiheit belebende Willensbetonung bot ihm die christliche Schöpfungslehre. Das absolute Sein ist hier der freie, allmächtige Schöpfer, das höchste Gut ist die sich selbst in freier Liebe mitteilende Güte. Die irdischen Kulturzwecke sind gut, weil sie von Gott gedacht und gewollt sind, weil sie Strahlen göttlicher Güte in sich tragen. Sie werden für den Menschen sittlich gut und helfen ihm zur Erreichung des höchsten Gutes, wenn sie auf Gott ‚bezogen', in rechter Abstufung und Ordnung wertgeschätzt und in den Dienst der Gottes- und Menschenliebe gestellt werden. ‚Es ist diejenige Umwandlung des Heilsbegriffs und diejenige Angliederung der Kulturwerte, vermöge deren überhaupt erst dem Christentum eine klare und durchsichtige Stellung zu den letzteren gegeben werden konnte, durch die es aber auch selbst durchgreifend verwandelt wurde (?)' (96). Diese Befreundung des Christentums mit der Kultur, fährt T. fort, ist im katholischen Kirchentum bis heute geblieben und hat ihm zu seiner wichtigen Stellung in der Kulturgeschichte verholfen. Der Protestantismus hat dieses System aufgelöst, indem er auf die Stufenmoral, auf die sittliche Schätzung der relativen Güter verzichtet; die echtprotestantische Christenheit hält das Irdische an sich nur für weltlich-nützlich und stellt alle Kulturwerte sittlich-religiös einander gleich, so daß die höheren Kulturgüter, wie Wissenschaft und Kunst, naturgemäß im Werte sinken und ‚keine unmittelbare ethische Bedeutung mehr haben' (97). Allerdings soll auch bei Augustin der harmonische Aufbau Risse und Spalten zeigen, durch die der alte, weltflüchtige Geist des Christentums wieder eingedrungen sei; die naturrechtliche Ordnung sei bei ihm durch den Sündenfall subjektiv derart erschwert und gestört, die geordnete Wertschätzung des Irdischen durch heidnische und natürliche Lust so mannigfach getrübt und verzerrt, daß sich gegenüber dem Stufenbau der Kultur schließlich doch nur das Kloster als die ideale Verkörperung der durch die Welt zu Gott emporstrebenden Liebe halten könne.

Die weitere Verfolgung dieses Gedankens auf den einzelnen Kulturgebieten mag hier auf sich beruhen; unser Referat verlangt aber eine kritische Ergänzung zu jener Grundidee. Die Aufweisung der ‚Risse und Spalten' soll nach T. keinen Vorwurf für Augustin bedeuten; vielmehr erkennt er, ähnlich wie M. Schiele, das augustinisch-thomistische System der Kulturethik als das objektiv gelungenste und einheitlichste aller christlichen Versuche an und betrachtet die ganze Frage, wie sich subjektiv Christentum und Kultur, Gottesglaube und weltliche Tatkraft vereinigen lassen, als ein bis heute ungelöstes, vielleicht sogar unlösbares Problem. Aber seine Schwierigkeiten bestehen doch zum Teil in vorgefaßten Meinungen. Der schlimmste ‚Widerspruch' liegt in der biblisch-geschichtlichen Seite der

Frage; die Predigt Christi war nach Troeltsch durchaus eschatalogisch bestimmt, ‚kulturlos‘, rein innerlich und jenseitig, so daß jede weltbejahende Ethik eine durchgreifende Verwandlung des ursprünglichen Christentums einschließen müßte, — eine Auffassung, die zu Unrecht als Ergebnis der Wissenschaft angenommen wird. Von dieser Voraussetzung abgesehen, machen sich bei der christlichen Gliederung des Gütersystems und besonders bei seiner gefühlsmäßigen und praktischen Verwirklichung tatsächlich unausbleibliche Spannungen und Schwankungen geltend; dieselben enthüllen aber nur die allem geschöpflichen Leben anhaftende Unvollkommenheit, nicht eine innere Schwäche und Unsicherheit des Systems. Sie drängen auch nicht aus praktischer Verzweiflung an der Welterneuerung zu einer unlogischen, unbedingten Empfehlung der aszetischen Weltflucht. T. verweist bei der Geltendmachung jener Schwierigkeiten auf seine Abhandlung ‚Grundprobleme der Ethik‘ (Ges. Schr. II, 1552 ff.); nachdem ich sie durchgelesen, darf ich meinerseits auf das Werk: ‚Die katholische Moral und ihre Gegner‘ (4 1913) verweisen, in dem ich einen großen Teil der berührten Fragen bereits erörtert habe, und zwar in ähnlicher Weise, wie Troeltsch, in allgemeiner Gegenüberstellung der augustinisch-thomistischen Güterordnung und der protestantischen Moral, überdies unter besonderer Berücksichtigung der Ethik W. Herrmanns.

Die ‚Polarität zwischen religiöser und humaner Sittlichkeit‘, die Schwierigkeit, die in ihrem Selbstwert erkannten Kulturzwecke restlos dem höchsten, göttlichen Endzweck ein- und unterzuordnen, wird von Troeltsch dadurch gesteigert, daß er diesen Endzweck zu ausschließlich entweder in die Form des von der liebenden Beschauung erfaßten ‚höchsten Gutes‘ oder in die der erhofften jenseitigen Seligkeit hineinstellt. Die katholische Ethik hat, vor allem seit dem Mittelalter, eine dritte Formel mit gleichem Nachdruck verwertet, die ‚Ehre Gottes‘; sie hat damit sowohl die spekulative Verbindung zwischen dem Absoluten und Relativen in der Moral erleichtert, als auch einen überaus praktischen und verständlichen Ausdruck für die populäre Frömmigkeit und Sittlichkeit geschaffen. Es ist bekannt, wie Thomas von Aquin in seiner Metaphysik des Schöpfungswerks den Begriff der Ehre Gottes verwertet als Mittelbegriff zwischen der inneren Güte und Vollkommenheit Gottes und der Seligkeit der Geschöpfe, wie anderseits Anselm von Canterbury denselben Begriff an die Spitze seiner Erlösungstheorie stellt, indem er die Sünde als Verunehrung und Beleidigung Gottes, die Sühne Christi als Wiederherstellung der Ehre Gottes darstellt. So erscheint nun auch als höchster Zweck aller menschlichen Sittlichkeit nicht nur die ewige, innere Güte Gottes, nicht nur die beatitudo als deren beseligender Genuß, sondern vor allem auch die Verherrlichung Gottes (gloria Dei).

Bei Augustin war dies noch nicht in ähnlichem Maße der Fall. Zwar deutet auch er die in den Psalmen usw. geforderte ‚Lobpreisung Gottes‘ im Himmel und Erden gern auf die sittliche Verherrlichung des Schöpfers durch rechten Wandel; zwar sieht er ein Kennzeichen wahrer Tugend in

dem Verzichte auf allen Selbstruhm, im innerlichen Rühmen der Kraft und Gnade Gottes. Aber wo er das Gute und Böse grundsätzlich schildert und würdigt, da ist ihm das Gute doch wesentlich Gottesliebe, Gottverlangen, Gotterfüllung, nicht Verherrlichung Gottes, und die Sünde Gottesferne und Gottlosigkeit, nicht Beleidigung Gottes. Natürlich darf man nicht daran denken, daß sich im Mittelalter eine sachliche Umwandlung der sittlichen Idee, etwa durch das Eindringen des germanischen Ehrbegriffs, vollzogen habe. Schon der Heiland hatte ja den Zweck seines Lebens in das Wort zusammengefaßt, er sei gekommen, die Ehre und Verherrlichung des Vaters zu fördern. Und die Kirche hatte in Nachahmung des Engelgesangs in Bethlehem stets in ihren Doxologien die Ehre des Dreifaltigen als letztes Ziel des Christenlebens hingestellt.

Aber ein Fortschritt in der spekulativen Erfassung und Verwertung des sittlichen Endziels liegt hier ohne Zweifel vor. Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß auch moderne Ethiker (z. B. Kant, Windelband) die philosophische Vortrefflichkeit dieses Ausdrucks ‚Ehre Gottes' zugestehen. Stellen wir aber von christlichen Gesichtspunkten aus einen Vergleich mit den sonst gebräuchlichen und von T. besonders berücksichtigten Bezeichnungen des sittlichen Prinzips an, so ergibt sich folgendes: 1. Der Ausdruck ‚Sittengesetz' betont die überpersönliche Norm, das absolute Sollen, zugleich die umfassende, durchgehende Ordnung des Sittlichen. Gott erscheint als höchster Herr und Gesetzgeber, die sittliche Gesinnung des Menschen als Gehorsam. Aber es wird nicht auf den ersten Blick klar, wie sich einerseits die freien, heroischen Handlungen, anderseits das Erlaubte, die freigestellte natürliche Freude in die Begriffe Gesetz und Gehorsam einfügen. Diese Schwierigkeit hebt sich beim Gedanken an die ‚Ehre Gottes'; auch bei ihm erheben wir uns in die Religion des Idealen und Objektiven, und zugleich verstehen wir, daß einerseits der freie sittliche Heldenmut eine besondere Verherrlichung Gottes einschließt, daß aber auch im maßvollen, dankbaren Genuß des Irdischen eine solche Huldigung liegen kann. 2. Eine mächtige, unentbehrliche Triebfeder des Handelns ist das Seligkeitsverlangen. In manchen antiken und modernen Systemen ist es geradezu als letzter Sinn des Lebens, als Grundzug der Sittlichkeit verstanden worden. Die christliche Ethik steht nicht auf diesem Standpunkte; aber der Hinweis auf die himmlische Seligkeit wird auch von ihr aufs engste mit dem absoluten Ziel der Sittlichkeit verknüpft, in besonders lebendiger Weise von Augustinus. Es ist klar, daß bei diesem Beweggrunde das eigene Wohl und Wehe, wenn auch in geläutertster Form, die erste Rolle spielt; nicht minder, daß das erstrebte Ziel in der Zukunft, in überirdischer Ferne liegt und infolge dieser „Jenseitigkeit" den Blick von der dem Handeln innewohnenden Gutheit ablenken kann, wenn auch nicht ablenken muß. Vergleichen wir damit das Motiv der Ehre Gottes! Alles Persönlich-Selbstsüchtige ist hier ausgeschaltet, ein hohes, göttliches Gut strahlt im Sittlichen sein Licht aus, ebenso würdevoll wie beim ‚Gesetze', aber doch an-

ziehender, begeisternder. Und dieses Licht schwebt nicht nur in himmlischer Ferne über uns; das irdische Arbeiten und Dulden selbst ist Verherrlichung Gottes; der mühsam oder einsam Ringende darf sich sagen, daß er jetzt den höchsten Weltzweck erfüllt! 3. Die vollkommenste sittliche Gesinnung ist die Liebe zu Gott, in gewissem Sinne eine Vorausnahme des himmlischen Zustandes, weil Sammlung und Ruhe der Seele in Gott. Liebe ist eine höhere Sittlichkeit als der bloße Eifer für die Ehre Gottes, weil tiefste, lauterste Erfassung der inneren Gutheit und Schönheit Gottes. Die echte Liebe zu Gott ist auch nicht passiv und unfruchtbar, sondern schließt in ihren Wirkungen alle übrigen sittlichen Beweggründe ein. Ich sage, in ihren Wirkungen; in sich selbst bleibt sie doch ein beschaulicher, innerlicher Gemütsakt; im Anschauen der höchsten, ewig vollendeten Güte vermag sie nicht zu geben, zu schaffen, mitzuteilen, sondern muß sich glücklich fühlen, aus der Fülle Gottes zu empfangen; so kann sie mißverstanden und als quietistische Ruhe gedeutet werden. Dies ist nicht möglich beim Gedanken an die Ehre Gottes. Diese ist allem Reinmenschlichen gegenüber ein absolutes Ziel; und doch ist sie nicht die innere, vollendete Güte Gottes, sondern ihre abbildliche Darstellung im Weltlaufe, ein werdendes, durch menschliche Tatkraft vermehrbares Gut. Hier tritt statt der mystischen Hingabe die produktive Arbeit der Sittlichkeit in ihre Rechte. Und doch bleibt die dem Pantheismus eigene Anmaßung, die Größe der Gottheit selbst fördern und entfalten zu wollen, völlig fern; denn Ehre Gottes ist nicht Nutzen und Förderung Gottes, sondern Ausstrahlung göttlicher Weisheit in die Welt, in die Seelen. — Auch für die soziale Seite des Sittlichen und für die Gesetze, die das geschichtliche Leben der Menschheit und seine herben Gegensätze durchwalten, finden wir im Lichte der Ehre Gottes wertvolle Gesichtspunkte, glückliche Lösungen. Wir lesen nicht selten, so auch bei Troeltsch, die Bemühung um das Seelenheil und das himmlische Verdienst sei ihrer Natur nach individualistisch, die Liebe zu Gott sei zwar einem allumfassenden Gute geweiht, begründe aber an sich nur eine innerliche, mystische Beziehung zu Gott; ihr müsse vor allem die Härte und Grausamkeit der staatlichen Moral, der kriegerischen Ethik unerträglich sein. Wer aber von Ehre und Unehre spricht, wird dabei sogleich an einen sozialen Umkreis denken, an ein Urteil der Gesamtheit, in dem das Gute und Böse sich spiegeln. Die Ehre Gottes kann und darf nicht im Seeleninnern bleiben; sie will öffentlich, kulturbewegend, weltumfassend werden. Wie die Ehre der Nation nicht nur die friedliche Arbeit, sondern auch das blutige Ringen des Krieges verklärt, so macht der Endzweck der Ehre Gottes auch die furchtbaren Gegensätze der Heilsgeschichte, die Mischung von Licht und Finsternis, Tugend und Bosheit im Bilde der Schöpfung besser verständlich.

Eine andere, von T. wiederholt empfundene Unklarheit der christlichen Sittlichkeits- und Vollkommenheitsidee soll im subjektiven Ethos, in der sittlichen Willens- und Gefühlsstimmung liegen. Sie drückt sich aus in der Frage: Bringt der Selbstwert der relativen Güter, bringt die

den Natur- und Kulturzwecken innewohnende Schönheit und Annehmlichkeit nicht auch für die menschliche Seele die Nötigung zu einer Teilnahme und Liebe mit sich, die rein aus natürlicher Neigung entspringt und mit dem Pflicht- und Gottesbewußtsein nichts zu tun hat? Scheint nicht anderseits die Absolutheit und Unendlichkeit des Sittlichen zu fordern, daß das höchste Gut mit seiner Macht und Würde das ganze Willensleben beherrscht, wie ja auch Christus eine Liebe zu Gott aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüte vorschreibt? Die hierin liegende Schwierigkeit hat sich dem hl. Augustin sowohl theoretisch wie praktisch aufgedrängt; dies zeigt sich in seiner Verwertung der Begriffe frui (Genießen) und uti (Gebrauchen) und in seiner persönlichen, gefühlsmäßigen Stellung zur irdischen Lust und Liebe; nicht zum wenigsten auch in dem schillernden Spruche: ‚Minus Te amat, qui Tecum aliquid amat, quod non propter Te amat (Conf. 10, 40), in dem sowohl das minus wie das propter verschieden gedeutet werden kann. (Ethik des hl. A. I, 222 ff.; 262 f.) Ist es für die irdische Art des Tugendstrebens erreichbar, daß der Mensch rein aus Gottesliebe handle, daß er sich selbst und den Nächsten nur mehr in Gott liebe und von allem naturhaften Verlangen und Behagen absehe? So hat später der hl. Bernhard die Frage formuliert; und er glaubt, sie verneinen zu müssen — nicht nur im Hinblick auf die natürliche Selbstsucht und Sinnlichkeit, sondern auch aus Gründen herzlicher und wirksamer Nächstenliebe. (De dilig. Deo n. 27.) Welche Mutter liebt ihr Kind nur aus heiligem Pflichtgefühl, wer empfindet nach einer gelungenen, rühmlichen Tat neben der sittlichen Freude nicht auch eine rein persönliche Befriedigung? Welche kriegführende Nation freut sich eines glänzenden Sieges nur deshalb, weil er dem Prinzip des Rechts zur Anerkennung verholfen hat?

Wenn dieser Tatbestand schließlich in Rätsel und Feinheiten hineinführt, die sich nicht völlig klären lassen, so dürfen wir darum gewiß nicht die Grundlage und den Aufbau unserer Ethik in Frage stellen. Diese Schwierigkeiten hängen mit der Natur des Menschen, des Geschöpfes zusammen. Die Frage, ob neben der Liebe zu Gott eine ‚selbständige‘ Liebe zum Ich und zum Endlichen erlaubt ist, berührt sich aufs engste mit der anderen, ob das Geschöpfliche ein ‚selbständiges‘, von Gott verschiedenes Sein und Leben hat. Wer die klaren, durchschlagenden Gründe des christlichen Gottesglaubens erfaßt hat, läßt sich durch gewisse Grenzschwierigkeiten, die der Pantheist geltend macht, nicht in der Überzeugung beirren, daß dem Geschöpfe eine reale Wesenheit und Eigenart zukommt, die freilich durch und durch auf Gott als Ursache zurückgeht. So bleibt auch in der Ordnung der Ziele, des Sollens und Wollens, Gott der absolute Urgrund, das allumfassende, in allem geliebte Zielgut, ohne daß dadurch das natürlich Anziehende der zeitlichen Güter absorbiert, und vor allem der Selbstwert der handelnden Person ausgeschaltet würde. Und zu dieser ‚Spannung‘ im Grundgedanken der Metaphysik und Ethik, die ein Zeichen der Tiefe dieses Gedankens ist, gesellt sich schließlich das Grundproblem der Noëtik, die

Frage nämlich, ob die Seele die Wahrheit aus den Sinnendingen gewinnt oder nur aus ihrer eigenen Natur oder einer höheren Ideenwelt schöpft. Denn, wenn die Sinne befähigt und berufen sind, unserm Denken die Wahrheit zu vermitteln, so lassen sie es sich auch nicht nehmen, unserm Fühlen die Schönheit der Welt zu enthüllen; aus dem Rechte der sinnlichen Erkenntnis ergibt sich ein gewisses Recht des edel-sinnlichen Fühlens und Strebens. So sind wir Menschen in eine vielseitige, verwickelte Welt als die kompliziertesten Wesen hineingestellt; unser Beruf und unsere Größe liegt nicht im eilfertigen Durchhauen des Knotens, nicht in rascher Erreichung endgültiger Lösungen, noch weniger im Verzicht auf alle Spekulation oder auf gesicherte Grundlagen des Denkens und Lebens; sie liegt in der Unbeirrtheit des Geistes auch bei peripheren Schwankungen, in der Geduld des Forschens und Arbeitens auch bei heftigen Anfechtungen, in jener Hoffnung und Freude, die mit dem kleinen, täglichen Erfolge, mit jedem Schritt der sittlichen Annäherung an ein hohes Ideal gegeben ist.

Judith / Roman von Peter Dörfler

VII.

Der Lehrer der Weltweisheit.

Noch war es Winterszeit. Die Tannen vermochten dem beginnenden Locken der Vögel, die von der neuen Zeit zwitscherten, nicht zu willfahren. Sie trugen immerzu das altväterliche Silbergewand über dem grünen Gezweig und standen steif umher wie Damen im spanischen Tonnenrock. Die zähen Flußnebel hatten sich in das Gestäude des Gartens verhängt und widerstanden den zupfenden Sonnenstrahlfingern, indem sie die Ritzen in kaltfeuchten Nächten immer wieder verstopften. Aber von Tag zu Tag blieb die reinigende und heilende Macht der Sonne länger an ihrem Werk. Früh aufstehend und spät niederliegend wie ein Genesenes und zur alten Kraft Erwachtes spendete sie den Abenden und Morgen der Menschen bereits wieder reichliches Licht.

Und Gottlieb Jakob nahm sein Heiligtum aus der Hülle und las, im Licht des Erkers sitzend wie am ersten Tage, die Lehrsätze und Axiome des Weltweisen.

Der Greis hatte nicht mit der genesenden Sonne gleichen Schritt gehalten. Alsbald war er, nach schwacher Aufwärtsbewegung, in die alte, winterliche Kraftlosigkeit zurückgesunken. Auch sein Geist blieb welk und schwach. Obwohl geübt im Aufnehmen und Lesen von schweren Streitfragen über Gott und Welt, mußte er oft mahnen: ‚Lieber Vetter, repetas Erläuterung und Beweis. Schlage zurück auf den angezogenen Lehrsatz!‘

Das war Judith gar willkommen. Denn wahrlich, das Buch bot keine Kost für dumme Jungfern, da wurden in der Tat Löwenknochen vorgelegt, und es war harte Mühe, zum Mark zu kommen. Aber welch eine Gedankenstrenge! Fest und hart alles wie ein Winterfeld, aber auch klar, scharf umrissen und voll heimlicher, ungeahnter Grotten. ‚Wie wenig selbstverständlich‘, dachte sie einmal beim Nachhausegehen, ‚ist doch das Selbstverständliche! Und wie wenig Ursach hab ich, über die Dumbheit von Gretel und Urschel die Nase zu rümpfen — wie eng ist auch mein Wissen und wie armselig meine Kraft zum Fassen! Aber ich muß es noch fassen, denn vielleicht führt mich das in Gottes Reich!‘

Das Buch redete zuerst von dem Wesen und den Attributen Gottes. Es stellte Sätze auf wie: ‚Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann sein ohn Gott noch ohn ihn begriffen werden. Die Existenz Gottes und sein Wesen sind eins und das nämliche.‘

Die Sätze wurden dann ausführlicher bewiesen, wobei Judith das Gefühl hatte, es werde mit dem Einmaleins gerechnet. So nüchtern und verstandesgemäß wurde Satz an Satz gereiht.

Später handelte der Philosophus über Ursprung und natura der Affekte, etwa so wie der Pater Bonaventura über Liebe und Haß, Zorn und Übermut, Rachsucht und Dankbarkeit auf der Kanzel oder in der Kinderlehre handelte. Nur blieb der Autor des Buches immerfort ein kühler Rechner, behauptete, bewies, stellte sich selber Einwände auf und widerlegte sie mit überlegener Sicherheit, ohne je mit der Wimper zu zucken, ohne je sich zornig zu erhitzen oder in Begeisterung seine Wangen zu erröten. Judith wußte längst, daß der Philosoph ein hagerer Mann im schwarzen Talar sei, daß er mit seiner hohen, weißen, faltenlosen Stirn, seinen ruhigen, gebietenden Augen und den eingefallenen Wangen in einer schwarzgetäfelten Gelehrtenstube sitze und ruhig wie der Abendstern auf seine Stadt niederblicke. So sah sie ihn innerlich. Und gewiß, er war ein heiliger Mann, denn wie könnte er sonst mit solchem Ernst über Hochmut und Kleinmut, Zorn und Rachsucht sprechen!

Ein einzigesmal nur lobte er den Sang eines Dichters und zeigte, daß er auch durch das holde Reich der Musen gewandelt sei; freilich dieser belobte Poet war offenbar dem Philosophen sehr verwandt, denn der diese Verse schrieb, konnte wohl auch gar trefflich rechnen. Der Vers lobte den Mann, welcher es wagt, anderes zu denken und anderes zu lieben als die Masse.

‚Hoffen zugleich und fürchten zugleich muß jeder, so liebet;
Eisern ist, wer liebet, was der andere verließ.‘

Judith zeigte bei diesem Satze zum erstenmal, daß sie tieferen Anteil an der Lesung nahm. Sonst hatte sie auf die höfliche Frage des Vorlesers, ob ihr das Weiterlesen genehm sei, nur gleichgültig geantwortet: ‚Wollt Euch nicht stören lassen!‘ Aber jetzt bat sie ganz selbstvergessen, wie sonst der Greis zu tun pflegte: ‚Bitt, gebt das Poem nochmal wieder!‘

Und sie grub es wie eine Inschrift in ihre Seele.

Als aber der Philosoph auf die menschliche Unfreiheit zu sprechen kam, wurde sie stutzig. Zwar hätte sie schon bisher oft widersprechen mögen. Aber der Weise mit der hohen Stirne war nicht anzugreifen. Es war immer, als sagte er $2 \times 2 = 4$. Doch so richtig ihr die Rechnung deuchte, so unruhig machte das Ergebnis, so aufrührerisch und gefährlich, so wider alles bisher Geglaubte klang es ihr. Allmählich sah sie den Lehrer der Philosophia in veränderter

Gestalt. Um seinen Mund ging ein harter Zug der Menschenverachtung, in seinem Auge blitzte ein hochmütiges Herosbewußtsein auf. ‚Der Pöbel ist furchtbar', lehrte er, ‚so er nicht fürchtet.' ‚Reue ist keine Tugend nicht, sonder der, so eine Tat bereuet, ist doppelig elend oder schwach.' ‚Die Glückseligkeit bestehet in der adäquaten Erkenntnis.'

Judith folgte mit angestrengter Aufmerksamkeit. Ihr wachgewordenes Mißtrauen und eine gewisse Abneigung gegen den kalten Allesversteher ließ sie darauf lauern, ihm nachzuweisen, daß ein Rechenexempel nicht stimme.

Wieder sprach er von Gott:

‚Gott liebet und hasset in gewissem Sinne niemanden . . .

. . . Wer Gott liebet, kann, so er adäquater Idee folget und nit dem Aberglauben, nicht Wunsch haben, daß Gott ihn wieder liebe.'

Judith schüttelte erregt ihr schönes Haupt.

‚Der Geist kann nur so lange Zeit, als der Körper dauern mag, sich vergangener Ding erinnern . . . Je mehr wir einzle Ding erkennen, je mehr erkennen wir Gott.'

Jetzt blitzte durch ihre Seele ein Verständnis. War da nicht immer von einer adäquaten und inadäquaten Erkenntnis die Rede? Von einer Erkenntnis also der Wissenden und einer Erkenntnis der dummen Masse? Und was war nach der adäquaten Erkenntnis Gott? Es war ihr plötzlich klar zum Verständnis gekommen: Ein Name für Natur, für die Substanz, der alle Dinge und Wesen als Attribute zugehören. Zornig sprang sie auf und verhielt sich die Ohren wie vor beleidigenden Reden: ‚Genug von dieser Lesung! Niemalen ein weiteres Wort! Der Magister führt da immer Gott im Mund und meinet nicht Gott! Er ist ein Falschmünzer. Nach seiner Meinung seind Stern und Mond, Löw und Mensch auch Gott oder doch Gottes Teil! Und ich kenne Euren Magister! Baruch Spinoza ist sein Nam! . . . Der gebannte Judenrenegat!'

‚Falschmünzer und Renegat heißet Ihr den großen Freund der Wahrheit?' sagte Gottlieb Jakob, erschrocken das Buch zuklappend. ‚Ihr wisset nit, was Ihr sagt!'

‚Ich hab den Wolf ertappt, das Schafvlies war zu lose gefüget. Euer Philosoph ist ein Atheos, und Ihr seid sein Jünger!'

‚Er ist kein Wolf, vielmehr — ach, kenntet Ihr sein' Lebenslauf — ein Martyrer!'

‚Und hätt er Zeichen und Wunder getan, so würd er geworfen unter die, so das Evangelium brandmarket als falsche Propheten und stempelt mit dem Zeichen: Hütet euch!'

Gottlieb Jakob suchte seinen vergötterten Lehrer zu verteidigen: ‚Eisern ist, wer liebet, was der andere verließ. Ihr müßt dem Erhabenen, der seinen einsamben Kreuzweg ist gegangen, folgen bis ans End, ohne Fragen, ob er saget, was andere sagen, sondern nur, ob er Wahrheit rede oder nicht. Und Ihr werdet selig finden, er redt die Wahrheit, er ist der neue Weg, ist das wahre Licht, er weiset die adäquate, das ist täuschungslose Erkenntnis auf, löset Trug und Imagination, er hebet aus dem blinden Wahn des törichten Haufens, des blindgläubigen.‘

‚Es gibt, Herr Defensor einer verlorenen Sach, einen Mann, so Flüch ausstößet statt Gebet, und für seine Toten Fluchlitaneien spricht — so kömmt mir Eure Verteidigung für. Einer ist Wahrheit und Licht und Weg! Stellt sich aber ein anderer an seine Statt, also ist er ein Titan. Und mag er sein unmenschlich an Gewalt und Kraft, er türmt keinen Turm über Ihn hinaus!‘

‚Erst versucht den Weg, eh Ihr ihn scheltet!‘

‚Auch jener arme Mann hat mich gebittet: „Komm, hilf mir fluchen!“ Vermeinet Ihr, ich hab's getan?‘

‚Wie sollt ich?‘

‚So werd ich auch Euch nit helfen, vielmehr anflehen, daß Ihr den Gottlosen verlaßt und sein Werk abtuet!‘

‚Er ist nit gottlos, mit nichten, habt Ihr nit selbsten vernommen, wie ernst, streng und heilig seine Lehr!‘

‚Da er doch listig Gott ausschreiet und Nit-Gott meint!‘

‚Er meint nur Anders-Gott!‘

‚Lasset den Nam und nimmt das Wesen.‘

‚Wer ergründet sein Wesen?‘

‚Er nit; er ist ein hoher Geist, aber ein Titan; will sein göttlicher Natur!‘

‚Und sind wir nit göttlicher Natur? Dii estis*, sagt die Schrift, und nennet uns auch echte Söhn Gottes, Teilnehmer an göttlicher Natur!‘

‚Nennet uns aber desgleichen — was jener nit tat — erbärmliche Fäulnis und Speis der Würmer. Glaubet mir, Euer Weisheitslehrer ist ein Geist, erleuchtet und blendend gleichwie Luzifer. Ich kann derohalb nit — und desgleichen vermögt es auch Ihr nit — mit ihm disputieren. Seind hierzu zu einfältig und ungelehrt. Aber ich weiß doch, er hat unrecht. Ich weiß es, Gottlieb Jakob, so sicher

* Ihr seid Götter.

und gewiß wie dies Licht des Tags. Habt Ihr noch nichts vernommen von der Offenbarung an die Kleinen und Einfältigen, so nicht disputieren und lesen und prahlen und dannoch durch ein verborgenes Licht gewiesen werden, also daß sie über Schlangen und Abgründ wandeln und unversehrt vom Gifte zehren. Hie seind Schlangen und Abgründ — Gott sendet mich Euch, daß ich Euch verwarn; hie ist Gift! Ihr seid versehrt worden; werft den Becher von Euch, und der Sohn der Bosheit wird Euch nit zu schaden vermögen! Verachtet mich nit als eine Kleine und Einfältige, denn wahrlich, ich bin dem Quell der Wahrheit näher als jene, so tausendeine Meinungen anhören und ihnen eine tausendzweite ergrübeln. Liebe ist auch eine Lehrerin der Wahrheit, christlich Werk eifrig üben eine zweite und unfehlbare; dann es steht geschrieben: „Wer meine Wahrheit tuet, der wird erkennen, daß ich aus Wahrheit seie!"'

Sie hatte die Hände beschwörend zusammengelegt und blickte Gottlieb Jakob mit tiefbewegtem Gesichte an, indes sie aus inniggergriffener Seele sprach.

Er war vor ihrer Leidenschaft ganz weich geworden und innerlich zerflossen und antwortete mit bebender, gerührter Stimme: ‚Wohl weiß ich, wie der Herr den Vater im Himmel preist, daß er große Dinge den Kleinen geoffenbaret, herentgegen den Klugen und Weisen verborgen; auch las ich einmal ein schönes Wort von Eurer Lehrmeisterin, der Liebe: „O Wahrheit — Gott! Mach mich eins mit dir in ewiger Liebe!" Doch ist es ein hohes Ding auch um Erkenntnis durch Definitiones und Axiome.'

‚Und hat es Euch denn wahrlich nit allein den Verstand erhellt, sondern auch das Leben?'

‚Gesteh ich's nur, oftmalen hat es mich auch beschweret!'

‚Und hat es Euch geholfen, Last tragen, Sünde meiden, Pflicht tun?'

Er schwieg und dachte daran, wie er zwar nicht vergessen habe, daß Recht und Unrecht, wohl aber, daß Sünde sei. Auf einmal quoll eine Träne auf seinen Bart: ‚Niemand ist, so mich führt, steh in geistigen Dingen allein auf der Welt!'

‚Tuet die Wahrheit, und als Wegweiserin wird die Gottesgnad sich einstellen?'

‚Und Ihr,' sprach er weich, ‚wollt Ihr nit...?'

‚Will beten vor Euch, im übrigen läßt sich ein Mann nit führen von einem Weib, wenn er nit ein dummer Lappen ist!'

Der Greis, durch die angespannte Aufmerksamkeit bei der Lektüre des schwierigen Traktates ermüdet, war längst eingeschlafen und konnte sich nicht an dem Eifer der beiden erlustigen. Ob er im Traume gesehen hat, wie wiederum Amor Gottlieb Jakobs Eule rupfte und seinen Waffen und Geschossen die Spitze abbrach, wie er ihm ins Ohr flüsterte, daß diese Niederlage einen großen Sieg bedeute, und wie er ihm all das heilige Mitleid der Jungfrau als aufblühende Liebe deutete?

‚Stark wie der Tod ist die Liebe.‘ Gottlieb Jakob ging hinweg mit der festen Überzeugung, daß Lehrsätze und Beweise Plunder seien, und er glaubte an die wundersame Gottanschauung reiner Seelen, welche ahnend und in einem untrüglichen Instinkte die Geheimnisse der Gottheit und der Welt erschauten, die vor den stolzen Titanen wie Irrwische flimmerten. ‚So also kommt es,‘ sagte er heimwärts mit sich selber redend, ‚daß die Lehrer der Weisheit wider sich selbsten anrennen, einer den andern des Irrtums zeihend, während die Gottschauenden und -Liebenden alle eins und einig sind und unerschütterlich im Glauben, immun gegen Zweifel und Einreden wie der Igel gegen das Gift. Mag hinfahren Calvin und Spinoza! — Ich kenn einen doctor angelicus. Sein Zögling will ich sein,

Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinne sein!

Nur eines — wie find ich den Schlüssel zu ihrem Herzen? Wenn sie ihn nur nit dem Herren Jesus gibt als ‚Braut Christi‘, wie die Katholischen sagen. Pegasus, heraus aus der Ruh, du mußt jetzo helfen, ansonsten greif' ich noch zu stygioloffhexandischen Mitteln.“*

VIII.

Das Fest der Tugenden.

Und es ward Sommer und Winter und Frühling und wieder Winter. Gottlieb Jakob wurde der Dichter jeder Tauffeier und aller Polterabende. Seine Dichterstirn ward immer höher und heller, seine Gestalt aber schien sich zu verkleinern, da seine Formen sich immer mehr ins Breite und Rundliche dehnten, allen Standesüberlieferungen zum Trotz. Manch Mägdlein aus den Kleinbürgervierteln blickte ihm nach oder ließ ihm heimlicherweise Botschaft

* Teuflische, abergläubische Mittel.

wissen, daß sie sich gern mit kargem Schreiberbrot genügen möchte, um einen so vortrefflichen und allbereits berühmten Mann durchs Leben zu geleiten, aber Gottlieb Jakob liebte zwei Dinge in Treuen weiter: Seine Judith und seine feuchte Junggesellenfreiheit. Doch Judith blieb kalt und fremd wie am ersten Tag: ‚Sie ist ein Fisch,‘ schimpfte er manchmal, oder ‚sie will nur von himmlischen Träumen und theologischen Disputen wissen, wann nit von Kinderscherzen! Anoch schläft die Jungfrau in ihr, und ich vermag sie mit nichten wach zu küssen. Meine Poesie ist ihr zu gelahrt und pathetisch, begehrt gleichwie das Volk der Schenken nur Volkslieder und Balladen — nur feinere als die bier- und weinseligen Kumpanen. Weh mir, macht ich das Kind nur ein einigesmal erröten! . . . Ach mein Pegasus! Gibt denn der ewige Taufschmaus Feuer? Wo erreich' ich große Aufgaben? Wo find't in diesem Bauernland sich ein Mäzen? Wann darf ich einmalen prunkende Hallen bauen, anstatt Nippsächelein und bunte Marktwar' erschustern!

Eines Tages, als Gottlieb Jakob auf seiner Amtsstube saß, nahe dem schmalen Fenster, überkam ihn sein Schreiberelend gewaltig. Er steckte den Federkiel hinter das Ohr und seufzte, indes sein Blick wie ein zerraufter Kater über die gedunkelten Ziegelreihen der Dächer wegglitt: ‚Ach Kopieren und Polterabendverse und Silberjubilieren, ich bin's müde!‘

Da tat sich die Tür auf, herein kam ein Wirbel Bisamduft und ein Wirbel vornehmen und ein Wirbel ergebenen Geflüsters. ‚Die Gräfin!‘ schrak Gottlieb Jakob zusammen. Aber darnach kam nur der Bürgermeister. Doch brachte er einen Papierstreifen, der von der erlauchten Hand geschrieben war, mit und überreichte ihn dem verblüfften Schreiber. Auf dem Zettel standen zwei Reihen einzelner Wörter in Französisch, alle groß geschrieben. Der Schreiber las, schüttelte den Kopf, las wieder und wußte nicht, was das zu bedeuten hatte: Pudicité. Fortitude. Mansuétude. Bénignité. Fidélité. Magnanimité. Constance . . .

Er blickte über das Blatt hinweg auf den Bürgermeister. Dieser ging in großen Schritten über den zitternden Estrich, schüttelte die Perücke, rieb die hohe Stirn, blies die dicken Backen auf und schien seinerseits in Verlegenheit. Er brummte: ‚Das ist außer der Weis . . .! Ultima ratione geht doch alles an den Stadtsäckel. Kostüme, Balustrade, Musica und mit allem Drum und Dran! Wird kosten, schwer . . .!‘

Er wandte sich endlich an den Schreiber.

‚Es scheint, du kapierest ein wenig hart! Du hast doch auch vernommen, daß die Gräflichen ihr silbernes Ehstandsjubiläum feiern?'

‚Wohl, Euer Gnaden!'

‚Und da soll nach neuerlichen Moden ein großer poetischer Sums produziert werden. Deklamationes, Symbole, Allegorien, was weiß ich — und ein großes Theater. Der Stadtsäckel zahlt — du bist auserkiesen zum gräflichen Hofpoeten und zum repräsentativen Dichter des Stadtrates. Hier diese Namen seind für Deklamationen vorzutragen von Jungfrauen der Stadt. Hier die Thesis, durchzuführen in einem Schaustück: Odysseus und Penelope, oder die eheliche Treu — versteht sich, subintende die Treu des gräflichen Paars. Die antiken Heroen seind nur durchsichtige Schleier, mußt per allegoriam et sub rosa den Lebenslauf der Herrschaften schildern und die Jungfrauen der Gräfin ihre Tugenden ausschreien lassen! Du hast verstanden? Ein groß Werk, Dornen seind genug dabei, aber auch Lorbeer winket. Wir sparen nit mit Dukaten, du sollst es nicht mit Begeisterung, Pathos und machtvollem Wort ermangeln. Item, daß ich nicht vergeß, du suchst dir auch die Akteurs heraus, bedenkst desgleichen die Zeichnung für Scenium und Proscenium. Soll dich der Müh nit gereuen. Dixi!'

Da hatte nun Gottlieb Jakob seinen Mäcenas und den Auftrag für große, prunkende Hallen, hatte laborem et honorem!

Er glühte unter der Wucht des Auftrages und machte sich sofort an die Deklamationen, wobei er jedoch auch mit einiger Sorge an die neue Aufgabe eines glänzenden, personenreichen Schauspieles dachte. Die Geschichte von Odysseus und Penelope kannte er. Auch einiges aus der bescheidenen Geschichte des gräflichen Hauses. Heroisch und begeisternd war das Leben des jetzigen Grafen ja wohl nicht. Der Schreiber sann hin und her und sprang dann mit einemmal auf den Tisch, reckte sich, fuhr in Ekstase durch sein Haar und lachte: Penelope, du bist ein Wunderwerk an Schönheit, ein Baum, an dem wahrhaft alle Tugenden wachsen — aber du heißest nicht durchlauchtige Gräfin, heißest Judith! Und Odysseus, du bist ein geriebener Gauner, aber dein Nam' ist Gottlieb Jakob. Ihrer beider Geschichte wird gespielt und sie agieren selbsten jedes seine Rolle und ... und alle Freier schieß ich zu Schanden, alle, irdische und himmlische!'

Er war mitten in der Magnanimité, als diese poetische Verzückung über ihn kam, ließ sie nun aber in ihrer halben Vollendung, ging in die Zunftstube der Meistersinger und führte sich dort so kindlich übermütig auf, daß ein Griesgram aus den Ratsherrn sprach: ‚Ist

eben aus der bewußten Sippe. Seind lauter Vagantenherzen, müssen unter Druck sein wie moussierender Wein, anstonsten verknallen sie in alle Lüfte.‘

Doch der Druck kam alsbald und der Schreiber sah, daß der Bürgermeister nicht umsonst von Dornen gesprochen hatte. Welche Scherereien mit all den Jungfrauen, Sängern, Spielern, Malern und deren Launen, Eifersucht und Bosheit. Gottlieb Jakob rannte, daß seine Rockschöße flogen, er überredete, schlichtete, bezauberte. Er griff selber zu Griffel und Pinsel. ‚Heil deiner Zehnseitigkeit,‘ sprach glückselig lächelnd der vor Erwartung bebende Greis. Gottlieb Jakob seufzte: ‚Hie würde göttliche Allseitigkeit nicht fertig!‘ Aber diese Schwierigkeiten bändigten sein Überschäumen gleichwohl nicht. Der Druck, der ihn wirklich wieder armselig machte und in ein nichts zusammenpreßte, kam von seinem doctor angelicus, von Judith. Sie weigerte sich, unter die Mimen zu gehen, weigerte sich trotz des edelsten Zweckes und ihrer schon oftmals im Kloster bewährten Kunst. Ihr einziger Grund war: ‚Weil ich nit mag!‘ Was sie doch wieder angewandelt hatte? Die ‚Basen‘ sprachen verächtlich: ‚Ach, hat man sich denken können! . . . Launisch wie der Wind! Unerzogen als wie eine Waldkatz. Laßt sie, die verdirbt euch das Spiel noch in letzter Stund. . . . Wer die verstünd!‘

Aber Gottlieb Jakob wollte nicht nachgeben, trieb die Sache von einer Instanz zur andern, endlich vom Altbürgermeister zum heutigen Gewalthaber. Der hat auf ihn die Verantwortung geladen, mag er nun sein Machtwort für ihn in die Schale werfen! Der Bürgermeister lachte über seines Schreibers Sorge: ‚Sei getrost, du sollst die postulierte Penelope haben und söllt ich sie mit vier Rossen herschleifen müssen. Ich denk aber, die Jungfer ist froh um die dargebotene Ehr. Du bist halt noch kein Praktikus im Kampf wider spröde Jungfrauen, ich bin wenigstens einer gewesen.‘

So wanderte denn der Bürgermeister, der gnädig hochgebietende Herr, in höchst eigener Person dem Revier der alten grimmen Tanne zu, die drein schaute wie ein puritanischer Prediger und allem Festrummel Weh und Bann zu sprechen schien. Er trat durch das hölzerne Tor, ließ den Degen über den Kies des Gartens klirren, strich die Golilla um den Hals zurecht und ordnete die Perücke unter dem weichen Gewalthut, dessen Krempe er kühn und feierlich hinaufgeschlagen hatte.

Er sah Judith unter einer Birke stehen, in dem einfachen dunklen Kleid mit den feuerfarbenen Bändern, das sie liebte. Er dachte:

Sie sieht aus, als dürft sie einem König einen Korb geben. Aber er ging würdevoll auf sie zu und redete sie an: ‚Jungfrau, in mir kommt die Stadt zu Euch mit einer devoten Supplikation. Ihr sollt in der neuen Komödie, so wir den erlauchtigsten gräflichen Herrschaften inszenieren, die Penelope agieren, wasmaßen Ihr die ingeniöseste und schönste Bürgerstochter allhie seid.‘

Judith verneigte sich und sagte mit lachendem Mund: ‚Ich danke für die Ehr, aber, Wohledelgestrenger, ich mag nicht!‘

Krieg war auf ihren Lippen, Krieg sprühte aus ihren Augen. Es war ihr eine Lust, einmal einem Gewaltigen zu trotzen.

Der zog die Brauen hoch, aber mühte sich zu einer freundlichen Entgegnung: ‚Die Jungfer beliebt zu scherzen.‘

‚Nein, ich scherz nicht, sintemalen ich weiß, wer zu mir redet.‘

‚Ihr wißt es, und trotzdem —?‘

‚Und trotzdem!‘

‚Unerbittlich?‘

‚Bin steifen Willens!‘

‚Habt Ihr ganz delibriert, was Ihr tuet; ich bin nit der und jener —!‘

‚Ihr seid der gnädig, hochgebietend Herr, Herr —.‘

‚Ihr wollt wohl Schelmenpossen mit mir treiben?‘

Judith wurde purpurrot. Denn wahrlich, der alte Herr hatte diesmal besser getroffen, als er selber meinte. Judith vermaß sich mit dem Gestrengen zu spielen und ihn für das vielerlei Intriguentum gegen den abgesägten greisen Freund ein wenig an verwundbarer Stelle zu strafen. Vor kaum einer Stunde hatte sie dem dringlichen Bitten des Altbürgermeisters nachgegeben, der für den Erfolg seines bewunderten Vetters bangte und den großen Augenblick für den Aufstieg seines Ruhmes und damit der gesamten Sippe gekommen glaubte. So lange nun der Hochgebietende mit steifen Worten bat, lächelte sie ihm ihre Weigerungen keck in das Gesicht. Aber da der verwöhnte Herr es jetzt wagte, höhnisch und spitz zu werden und mit schaler Stimme sagte: ‚Sölln wir etwan einen Kniefall riskieren, gnädiges Jungfräulein?‘, da zog auch sie die Brauen auf und gab ihm im gleichen Ton zurück: ‚Davor wär der Kiesboden zu gering und der Erfolg zu zweifelhaft.‘

Einen Augenblick lang schoß dem klugen Diplomaten das Blut in das feiste Gesicht. Er schrie zornig: ‚So spielt man ohn Euch!‘

Und Judith, froh, daß es Funken gab: ‚Seid Ihr kommen, mir das zu sagen? Devoten Dank, ich wußt es aber schon ehevor!‘

Betroffen durch die spielende Ruhe seiner Partnerin schaute der Bürgermeister fester auf sie hin, sah die hochgewachsene Jungfrau, das feine Kindergesicht, aus dem sich nur Kinn und Nase wie Waffen hoben, und siehe da, er erschaute den blitzenden Schalk, der sich schlecht hinter der Maske verbarg, dachte: ‚Sie will mir eine Probe ihrer Schauspielkunst vormachen,' gewann sogleich den rechten Ton, lachte schallend auf, so daß die Dohlen aus dem Geäste aufflogen und rief: ‚Ei, Ihr habt eine absonderliche Art Ja zu sagen! Also abgemacht! Ihr agieret die angebotne Rolle. Gebt mir die Hand darauf, Ihr großmächtiger Schelm!'

Und Judith schlug kräftig in die dicke fingerringstrotzende Hand des versöhnten Herrn, lachte wie ein Bub, dem ein Streich geglückt ist und sprach: ‚Also denn, Wohledelgestrenger, ich bin willens zu agieren! Aber ihr könnt Sachen mit mir erleben! Bin kein rundes, sondern ein viereckig Rad!'

Zu Gottlieb Jakob sagte der Bürgermeister nach der Rückkehr von seiner schwierigen Diplomatenmission wohlgelaunt: ‚Aber so ein Fratz! Wer vor der als Freiersmann zu stehen hat, der mag sich etlichemale auf ein Abblitzen gefaßt machen! Versteht das wie der Henker das Köpfen und hat tausend Nein auf ein einzig Ja.'

Der Festtag ward mit fürchterlichem Kanonendonner aufgeschreckt. Die Glocken überkugelten sich schier vor Lustigkeit. Die Häuser standen verlassen, ausgenommen die am Marktplatz, wo sich die Schaulustigen in jedem Fenster bedrängten wie Bienen am Ausflug. Hier prangten alle Fassaden in Kränzen und Bändern, so daß man die grauen Mauern so wenig mehr ahnen konnte wie einen Frauenleib hinter dem Geschling und Gekraus eines spanischen Kleides. All Schmuck und Zier war nach außen gedrängt; drinnen trauerten selbst die Truhen und Schubladen, aus denen man alles herausgeplündert hatte. Was die Frauen und das Mannsvolk nicht umgehängt hatten, das war von den Festspielern erbettelt und fortgetragen worden. Denn der Festzug und die Komödie verlangten eine ungeheure Menge von Kostümen. Der Stadtsäckel hatte sich wohl freigebig und weit aufgetan, aber sein Vorrat hatte nicht genügt, den ganzen weiten Platz und den ganzen langen Festzug zu einem großen Schimmer und Gefunkel zu machen.

Vor dem Rathaus war eine gewaltige Estrade aufgeschlagen. Darauf standen die Throne der erlauchten Herrschaften, die Ehrensitze der Ehrendamen und -Herrn und hatten einen vortrefflichen Ausblick auf die Bühne, deren Profil machtvolle, gewundene Säulen und gewaltig ausladende Gesimse vortäuschte.

Das Spiel begann mit der ‚Huldigung der Tugenden‘. Wie zwei Reihen zierlicher Maibäumchen hatten sich die Vertreterinnen aller denkbaren menschlichen Tugenden vor der Gräfin aufgestellt. Die Zuschauer mochten nicht so recht verstehen, was die Kostüme und symbolischen Zeichen der Jungfern bedeuteten. Aber jetzt begannen sie sich zu offenbaren. Es hob die erste ein strahlendes Herz, das sie bisher verschämt wie die törichten Jungfrauen ihre Lampen vor sich hingehalten hatte, und rief: ‚Ich bin die Liebe!‘ Und fügte dieser Behauptung viel wohlgegliederte Alexandriner hinzu. Darauf öffneten Edelmut, Barmherzigkeit, Treue, Güte, Keuschheit, Beharrlichkeit, Tapferkeit die schönen, oftmals zitternden Lippen, hoben Lilien, Schwerter, Räder, Anker, Perlen, Ringelnattern, Eidechsen und ähnliche Merkmale, und sagten gleichfalls in tönenden Versen, welche Tugend sich in ihnen inkarniert hätte. Wie aber der Zauberspiegel bekannte: ‚Frau Königin, Ihr seid die schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr‘, so rühmten alle Tugenden, daß sie sich in der Gräfin überholt und übertroffen fänden.

Das Volk verstand kaum, was die Verse und Symbole bedeuten sollten, aber es verhielt sich mäuschenstill, denn die Augen waren reichlich gefüttert mit bunten Farben, mit niegesehenen Gestalten, mit blitzender Pracht und Herrlichkeit.

Und nun trat der Götterbote, geflügelt und behelmt vor die Rampe, hob den schlangenumwundenen Stab und verkündete: ‚Komödie von Penelope, der getreuesten, schönsten, erlauchtesten Griechenfürstin und dero Gemahl dem berühmten Helden Odysseus oder Triumphus virtutum dedizieret denen gnädig und hochgebietenden Herrschaften zum Jubiläo von der Stadt untertänigsten Bürgern, zusamm gestellt von Gottlieb Jakob Obscuro.‘

Der Götterbote atmete hoch und dankbar, als er das Titelgeschlinge ausgestoßen hatte. Trompete und Cornet klangen, der Vorhang rauschte und Penelope trat in einer weich fließenden weißen Stola, die nur von einem Gürtel enger an den Leib geschlossen wurde, auf die Bretter. Das Schwarzhaar ward durch eine ebenfalls weiße Binde, die über die Stirn lief, zusammengehalten und floß in sanften Wellen, nicht allzu üppig, über die schönen Formen der Brust. Judiths Augen leuchteten in der Erregung wie dunkles Kristall, das vom Lichte sanft getroffen wird. Sie schritt stolz ohne Ziererei, demütig ohne furchtsame Gebundenheit. ‚Welch ein Nacken‘, bewunderte der Graf, indem sein Auge die Rückenlinie vom Gewande bis zum gegenspielenden Rand des Hauptes verfolgte. Sie war nur

mit dem Geringel einer feinen langen Locke zu vergleichen. Judith, die nie etwas anderes gesehen hatte, als das Gehaben der Frauen ihres Städtchens, schien aus den Fresken und Heiligenbildern des Gotteshauses Vornehmheit und Adel der Bewegung abgelauscht zu haben. Sie war ganz Griechin und Fürstin. Nur die maiblütweiße, apfelblütrot angehauchte Stirn und Wange erzählten von deutschen Wintern und deutscher Sonnenkargheit. Sie wußten nichts von der Leidenschaft des bronzenen Südens, nur von der Madonnenzartheit und Unschuld des Nordens.

Odysseus erschien im Lorbeergebüsch und schmachtete auf die holde Gestalt hin, nicht nur weil die Verse es ihn lehrten, sondern weil das Herz jetzt mehr als je brannte. Er war ansehlich von Gestalt. Seine blauen Augen und das Hellblond seines Bartes standen sehr wohl zu der griechischen Rüstung. Aber er spielte immer einen halben Ton neben die Harmonie. Sein Pathos war übertrieben, seine Eleganz geziert, seine Leidenschaft polternd, sein Gefühlsausdruck sentimental. Es fehlte ihm das eingeborene Maß. Doch fühlte das niemand.

Judith hatte sich darum gegen die Übernahme der Rolle gesträubt, weil sie sich vor ihrer eigenen Theaterleidenschaft fürchtete. Sie hatte seit ihrer Schulzeit oft eine Gelegenheit, etwas Großes und Bewegendes spielen zu können, herbeigesehnt, und ihre Träume wurden nicht selten in bewegtem Spiel und Gegenspiel ausgesponnen.

Als sie das erste leise Herzklopfen überwunden hatte, vergaß sie alle Wirklichkeit, und wie etwa aus dieser Körperwelt Erlöste in seligen Gefilden erwachen und ein neues Leben höherer Art beginnen, so war sie plötzlich in den Regionen, welche die Kulissen vortäuschten und die Verse verherrlichten. Nicht nur das Land war vertauscht, sondern auch die Gedanken- und Gefühlswelt gesteigert. Da wurden alle Kammern ihrer Kraft aufgeschlossen, die Macht des inneren Feuers brach hervor, und Judiths Seele trat vor die Pforte. Ach, einmal wirklich zu sein, was man sich nur in Helden und Heiligen wirkend gedacht hatte! Judith ließ berauscht den Schwall der Verse über ihre Lippen gleiten, diese volltönenden Verse, die jedes unedle und banale Wort meidend wie gewaschene Goldkörner blitzten. Es war viel Entlehntes, Pompastisches und Unechtes in den Gesängen; aber das fühlte sie so wenig wie das entlehnte Kostüm und die gemalten Bäume. Der Enthusiasmus ihrer Seele übergoß alles mit Licht und durchwirkte alles Tote mit Leben. O diese geadelte Welt! Diese Gespräche voll Weisheit, Tiefe und ewiger Menschheitsfragen!

Und dann dies Wandeln an blauen Meergestaden, dieses geruhige Schreiten durch lorbeerumgrünte Marmorpaläste, dieser Ausblick zu schöngeschwungenen Höhen! Wie nah und brüderlich war die Gottheit, wie ging es im Sorgen und Freuen nur um Höchstes: Um Vaterland, Männerstolz, Frauenehre und Götterweisung! Alles ist ausgeschaltet, was wie eine stille Schmach mit uns wandelt, was uns an den Staub mahnt, den wir tragen, das Tier, das in uns bellt!

Judith spielte fast ohne Handbewegung und Geste. Sie verachtete die Posen, die der magister chori vorgeübt und heiß empfohlen hatte. Aber in ihr war ein solches Wogen und Wallen, ein Triumphieren und Schwellen, daß die Stimme allein schon, vereint mit der Schönheit ihrer Figur, die Herzen der Zuhörer bewältigte und sie zwang, Schmerz und Triumph mitzuempfinden.

Das Stück war voller Anspielungen auf das hohe Paar. Ein sehr unblutiger Krautackerkrieg, den der Graf mitgefochten hatte, die hohe Bildung ‚der Tochter des Sonnenlands‘, der ‚Sprossin des edelsten Volkes, die ins nebelreiche Nordland versetzt wird, damit dieses von ihr gesänftigt und mit Schönheit gesegnet werde‘, wurden besonders hervorgehoben. Aber all dies hatte Gottlieb Jakob wie ein kühl und klug rechnender Hofmann angefügt. Seinem Herzen waren nur jene Stellen entquollen, wo Odysseus und Penelope von ihrer Sehnsucht und Liebe sprachen. Während die befohlenen Anspielungen grob und durchsichtig waren, wagte er nur in leisen Strichen, Judith ihr eigenes Bild zu zeichnen und ihr eine Ahnung zu geben, daß der Dichter nicht ins Blaue hinein von Liebe rede. Den Schluß und Höhepunkt des Spieles und der eigenen Herzensangelegenheit bildete die Szene, wie Odysseus und Penelope sich endlich erkennen und in seligem Leid umarmen. Aber diese Krönung seiner Arbeit scheiterte dem Dichter. Der eine Augenblick der Umarmung, dessen Vorstellung ihm über all die unendlichen Verdrießlichkeiten weggehoben hatte, wurde nicht Erlebnis. Der Vorhang wallte infolge der geschickten Zögerung Judiths allzu frühe nieder. Der Schreiber griff ins Leere und erwachte von seinem Begeisterungstaumel wie einer, der den schönsten Traum nicht zu Ende träumen durfte.

‚Der Fratz!‘ brummte vergnüglich über den Streich der Bürgermeister. Aber diese Kritik ging unter dem donnernden Beifall des Volkes verloren. Gottlieb Jakob fand zunächst für den schmerzlichen Entgang so reiche Entschädigung, daß er seiner gar nicht recht bewußt werden konnte. Der Vorhang tat sich wieder auf, sämtliche Schau-

spieler, Statisten, Kulissenschieber und ‚Tugenden' eilten auf die Bühne, um sich beklatschen zu lassen und ihren Anteil an dem Erfolg zu quittieren. Dabei vermochte er Judiths Abwesenheit gar nicht zu bemerken. Denn schon fühlte er, wie der Ruhm in breiten Goldwellen ihm als dem Dichter und Veranstalter zufloß. Der Bürgermeister zog ihn ein wenig hinter eine Kulissensäule und flüsterte ihm zu: ‚Brav gemacht! Bist ein echter Poete und vielleicht einmalen die Glorie unsrer Stadt. Drum haben wir dich zum Stadtkammerschreiber ernennet mit Wirkung vom Heutigen und dem üblichen, wohlbemessenen Sold. Gratulor!' Noch hatte Gottlieb Jakob nicht genug Sammlung gefunden, um die Wonne dieses Augenblickes zu genießen und so recht auszukosten, wie er jetzt vielleicht auf der Gipfelhöhe seines Lebens stehe, da kam schon der gräfliche Diener und entbot ihn zu der Herrschaft. Wie betäubt trat er vor das hohe Paar und ließ Lobsprüche im echten Jargon des Grafen über sich ergehen, der ihm ehrlich derb, etwa mit den Worten, die er einem klug apportierenden Jagdhund zurief, seine Anerkennung aussprach, und Lobsprüche im elegantesten Französisch der geschmeichelten Gräfin, die dem schönen Dichter in dem edlen antiken Gewand mehr bewundernde Blicke zuwarf, als es für die ‚treue' Penelope ziemlich erschien.

Erst als die beiden nach Judith fragten und ihrer Verwunderung Ausdruck gaben, daß sie nicht an der Rampe erschienen, auch nach Meldung des Dieners und der Zofe nicht vorfindlich sei, gab es ihm wieder einen Stich ins Herz, der ihm sagte, daß er noch nicht in den Olymp erhoben sei. Warum mußte er jetzt auch an das Wort des Bürgermeisters denken: ‚Bei der gehen tausend Nein auf ein Ja!' Wohl — und heut hat er das erste, feste Nein erhalten. Denn gewiß hat sie die Anspielungen verstanden — oder war es nur jungfräuliche Schamhaftigkeit, die ihr diese spröde Abweisung eingab? Hat sein Erfolg — der brausende, die ganze Stadt erfüllende — denn gar keinen Eindruck auf sie gemacht? Und der Stadtkammerschreiber?... Wo hatte sich die Scheue, Einsiedlerische hingeflüchtet? — — —

Es war Judith ein leichtes gewesen, in dem Augenblick, als alle Mitspieler der Bühne zueilten und alle Zuschauer nach dem bunten Bild der hundert antiken Kostüme hinstarrten, den Theaterraum zu verlassen und, so wie sie war, nur von einem Stück Tuch geborgen, in ein Seitengäßchen zu entweichen.

Als sie nun die üblen Dünste des Feuerwerks aushustend und den dunklen Mantel fest um sich schlagend aus der Gasse auf einen freien Rasenplatz hinaustrat, wurde sie von blühweißen Gänsen,

die dort weideten, zornig angeschnattert. Die wohlgepflegte Schar tat sehr wichtig und machte großen Lärm um sie her.

Judith aber wurde sogleich von einem anderen Bilde so gänzlich hingenommen, daß sie der Zudringlichen nicht mehr achtete und sich ruhig an der unten vorstehenden Stola zupfen ließ.

Im Schatten der Linde, die den freien Platz beherrschte, barg sich unter einem weit ausladenden Holzdach ein lebensgroßer Kruzifixus, umgeben von Johannes und Maria und allen heiligen Marterwerkzeugen und Passionssymbolen.

Diese ‚Bildsäule' ward sonst im Städtchen hochverehrt, wie auch der Platz von Kindern, Bleicherinnen und sonnhungrigen Greisen belebt zu sein pflegte. Heute aber war nur diese Gänseschar hier und ihre junge Hüterin. Und siehe, diese sang ‚O Haupt voll Blut und Wunden', und umsteckte die Füße des Heilands mit Blumen und Laub. Sie mußte dabei ihren schlanken Körper so hoch als möglich recken. Auf den Zehen stehend und das bloße, runde Ärmchen gegen die blauen Glieder des Heilandes streckend, bot sie ein rührendes Bild der Schönheit und Hingabe. Das tiefgefurchte, von der Dornenkrone beschwerte Gesicht des Gekreuzigten und das von blonden Zöpfchen umrahmte holde Kindergesicht neigten sich zueinander wie die Schönheit zweier Welten. Der Adel der Unschuld und der Adel des leiderdrückten Weltüberwinders hielten Zwiesprache. Die Symbole des Kreuzes und der Dornen, des Essigschwammes und der Nägel redeten für die leidgekrönte, der Blumenstrauß und das holde Lied für die leidlose Unschuldschönheit.

Judith stand und schaute. Die eifrigen Vögel hatten ihr glücklich den Mantel von der Schulter gezogen. Sie achtete es nicht. So stand sie als Griechin, in weißer Binde und weißem Gewand unter der Linde und starrte voll verstehender Sehnsucht nach dem völlig in sein Werk versunkenen Mädchen und dem Schmerzensmanne.

Und in diesen Augenblicken ging eine große Erschütterung durch die aufgeregte, immer noch überschäumende Seele. Ihr war, als wäre eben die ganze Stadt mit Ausnahme dieses einen Kindes um das goldene Kalb gesprungen, und sie hätte als eine öffentliche Sünderin den übermütigen Reigen angeführt. Das Fest, das sie gefeiert hatten, empfand sie als Narrenfest. Was hatten sie Götter und Teufel aufgeweckt und gefeiert, da der Gott, der wahrhaft groß war, allein in seiner Marter hing!

Tränen flossen über ihre brennenden Wangen, und in hastig eiligen Atemzügen sog sie einen Haß gegen die Täuschung und Narkose ein,

der sie sich soeben noch hingegeben hatte, Haß gegen die großen Worte und papierenen Symbole, die weich-süßen Verse und dieses Sich-in-die-Brust-werfen.

Es drängte sie, sich auf das Kniebänklein niederzulassen, die Hände aufzuheben und sich von dem qualvollen Schuldbewußtsein zu reinigen. Aber sie fühlte sich nicht wert, an der Seite dieses Kindes zu knien, dessen stille Seligkeit durch sie gestört worden wäre. Sie ging an dem Kreuzbild vorbei mit gesenktem Kopfe und weinenden Augen wie einst Petrus an dem verleugneten Meister.

Als sie dann im schlichten Hausgewande zu der Fichte im Garten kam, wurde ihre Seele wieder freier und ruhiger.

Der Wind bewegte die Zweige und berührte kühl die heiße Stirn. Die Sonnenstrahlen lösten feine, würzige Düfte, die Vögel kreischten wild-unbekümmert, und flaumgeschwellte Wolken zogen über das tiefe Himmelsblau. Das reinigte, stärkte und belebte wie Bergluft die von den Morästen vergiftete Brust.

Zuerst drückte sich Judith noch unglücklich an den harten Stamm wie gegen eine klopfende Mutterbrust. Sie bat: ‚O laß mich in dir aufgehen! Ich möchte zu oberst als dein Herzzweig aus dir herauswachsen und nichts mehr wissen als Wind und Luft und Wolken.‘

Dann trat eine bange Ruhe an sie heran. Vor ihrem Geiste erschien Egwolf. Er verspottete sie und ihr Narrenkostüm und höhnte das ganze Fest. O diese ‚Geputzt-wie-der-Esel-am-Palmsonntag‘, sagte er, ‚doch sie tun, wie sie können. Tut ja niemand anders. Laßt die Störche klappern, weilen es dero Gesang.‘

Darauf begann sie ernster zu überlegen.

War es denn Sünde, was sie getan? War die Schwärmerei für die Miniature Sünde gewesen? Warum denn stets dieses Abstürzen und Zerschmettern, wenn sie Wolkenhöhen des Jubels erklommen hatte? Ist das immer so bei irdischen Gefühlen? Lohnt jede heiße Liebe mit solcher Kälte und Enttäuschung? Dann ist es wohl besser, nicht zu lieben, besser, sein Herz zu zähmen. Denn seine Feste sind zu kostspielig. Es zerscherbt seine Becher und zerschmettert seine Lampen.

Sie war, während sie so sann, fast ohne es zu beachten, die natürliche Wendeltreppe emporgestiegen und wurde schon von dem weicheren Stamm der Höhe gewiegt. Sie wandte sich gegen das Städtchen, um die Richtung zu haben, in welcher das Marterkreuz stand. Dies grüßte sie in ihrem Herzen und wurde voll frommer Gefühle. Und sie lächelte über das Fest, die Freier und über sich selbst.

Gelassen und ruhig wandte sie sich hin und her, bald gegen die Häuser, bald gegen das Tal.

Da wurde sie auf einmal ganz nahe im Nachbarhause jenseits des Holzzaunes einen Menschen gewahr, der sich schleichend aus der Türe drückte. Was hatte den vom Festzug ferngehalten?

Judith sah schärfer hin und erkannte Giacomo. Er legte ein Kästchen auf die Schwelle und verschwand aufs neue in dem Hause.

Als sich Judith noch gegen einen Verdacht wehrte, kehrte Giacomo zurück, die Arme voll Leinwandballen und im Gürtel blitzende Silberketten.

Judith schaute dem Dieb einen Augenblick lautlos zu. Der Gottlose — wohl, mag er sich seines Raubes freuen! Durch mich schaut ihm Gottes Auge zu und bringt es an das Licht der Sonnen!

Aber dann — blitzte es plötzlich in ihr auf — wird er gestraft und muß an den Galgen, mitten aus dem Sündenleben heraus. Und in einer neuen Erkenntnis begann sie zu rufen: ‚Jaköble, Jaköble!'

Sie rief den Unschuldsnamen des Sünders, den ihm einst wohl seine Mutter zugerufen hatte.

Giacomo zuckte erschrocken zusammen wie Kain, als die Stimme von oben zu ihm gedrungen war. Er griff nach der Muskete, die an der Wand lehnte, und blickte geduckt, lauernd und grimmig um sich.

Signor Giacomo,' rief jetzt Judith, ‚traget alles, so ihr geraubt habt, an seinen Ort, und ich werde euch nimmer nicht verraten.'

Jetzt erkannte er die Warnerin. Er geriet in eine Berserkerwut, pirschte sich, dem Zaun entlang springend, so weit als möglich an den Baum heran, legte die Muskete an und schrie mit seiner heiseren Stimme: ‚Du Teufelin, Kraut und Lot wird dir dein gottverdammtes Maul stopfen!'

Judith hätte ausweichen können. Aber sie zuckte nur ganz leise näher an den Stamm heran, dann mahnte sie mit klarer Stimme: ‚Ich bitt' Euch um hunderttausend Gotteswillen, denkt an Eure Seel'!'

‚Hin mußt sein, Diavolina!' knirschte der Elende.

Aber jetzt wurde Judiths milde Warnungsstimme scharf und hart: ‚Laßt bleiben, Gespann Satans, denkt Ihr nicht, daß der Schall ein Verräter sei. Ihr habet hohe Zeit, derweil der Zug sich schon zur Stadt rückbegibt. Dort nahen schon Leut! Tragt anjetzo Stuck um Stuck hurtig an sein Ort. Marsch! Ansonsten wird Euch der Galgen würgen!'

Es war wie wenn eine Kraft von Judith ausginge, die den

Wilden niederzwang. Er ließ den schweren Lauf der Waffe sinken, funkelte Judith ein paarmal mit seinen glotzenden Augen an und tat dann, wie sie befohlen hatte. Stück um Stück verschwand im Haus. Giacomo verschloß zuletzt sogar noch sorgfältig die Türe.

Aber ehe er ging, nahte er sich noch einmal dem Baum, stellte sich keck wie ein gutmütiger Plauderer auf, schlug die Arme übereinander, schaute listig zwinkernd in die Äste hinauf und redete wie ein Sendling Sodomas.

Er versprach alle Teufelskünste zu treiben und zu praktizieren, bis sie in seiner Gewalt wäre. Er stieß Worte aus, die Judith anbliesen wie Schwefelgestank.

Aber sie, die der Muskete mit Freuden getrotzt hatte, rief jetzt aus aller Macht: ‚Zu Hilfe, zu Hilfe!‘ Und Giacomo verschwand wie ein Schatten der Unterwelt. In unbefleckter Reinheit strahlte der Sonnenglanz auf dem Grund, wo der Arge eben noch gestanden hatte, reiner aber nicht als Judiths erlöste Seele.

— — — — — —

Gottlieb Jakob saß in der Stube der Meistersingerzunft und empfing alle Ehren eines großen Siegers. Er wurde auf den Tisch gehoben und erhielt ein gewaltiges, von Eichenlaub umkränztes Horn, das war mit dem allerbesten Seewein, der um Salem gewachsen war, gefüllt. Gottlieb Jakob trank mit gutem Zuge, aber als er schnaufend absetzte, da mahnten begeisterte Genossen: ‚Zu, zu!‘ Und er wurde gezwungen, aufs neue anzusetzen, bis er endlich nicht mehr konnte und das Gefühl hatte, nicht nur voll Weines zu sein, sondern förmlich in dem starken Saft zu schwimmen.

Er gab das Horn zurück, schob den Eichenkranz, den sie ihm aufs lockige Haupt gedrückt hatten, ein wenig befangen und hilflos hin und her, hörte wie im Traum Reden und Trinksprüche, nahm in einer gewissen tränenfeuchten Rührung die steif zeremoniösen Ehrungen hin, die von der Glanzzeit der Gilde her noch im Gebrauche waren, und putzte erregt an seinem weinnassen Schnurrbart. Er sah aus wie Gambrinus. Aber während er sonst in solchen Stimmungen in restloser Hingabe an den Augenblick wie ein Bänkelsänger Witze riß und Tollheiten übte, spielten in den heutigen süßen Taumel Katzenjammerzustände herein. Denn der Taumel der Komödie lag weit hinter ihm; er war von ihm bereits als ein Übernächtiger erwacht. Ach Judith! Die süße Gestalt umschwebte ihn wie eine der Feen, die auf dem dämmerigen Waldwiesengrund spielen. Wie schön war sie heute gewesen und wie herb; wie nah und wie un-

faßbar weit, ein leuchtender Stern, dessen Schein auf die Hand fällt und der doch in anderen Äonen wandelt.'

Zwischenhinein gaukelte wieder der ‚Stadtkammerschreiber'. Ha, das klang! Das war einmal etwas, was nach Rang und Position aussah.

‚He, Magister, lach, trink!' klang es dazwischen. ‚Laß deinen Genium sprühen!'

Er raffte sich zusammen, zeigte lachende Zähne, hob in übermütiger Hand den Pokal hoch, und ließ die ‚Tugenden', die in einem anstoßenden Saal ihren Triumph feierten, hochleben.

Die eine und andere kam, ihm zu huldigen. Er lächelte sie an und redete höfliche Kavalierworte zu ihnen.

Aber das Lächeln wurde zur Grimasse, die Höflichkeiten zu sinnlosen Phrasen.

Denn sein Geist war bei Judith. Ihr weißes Gewand und ihr schwarzer Griechenkopf waren wie ein Relief, zu dem alles übrige einen schattenhaften Hintergrund bildete.

Er hatte den Drang aufzuspringen, heimzueilen, den Kopf in die Kissen zu stecken und sich auszuweinen. Denn sein Unglück mit Judith würgte ihn. Aber er führte dann diesen Vorsatz doch nicht aus. Darum mußte er sich verachten, und mit jedem Trank kam er sich unwürdiger vor, auch nur an Judith denken zu dürfen.

So wurde ihm also im Rosengarten nicht warm und nicht froh. Das Lachen der zudringlichen Werberinnen erfrischte ihn nicht, ihre Blicke waren ihm wie allzusüße Näschereien, sie waren ohne Geschmack und Kraft. Er kannte sie alle, wie man gläserne Gefäße kennt. Sie waren in ihrem ganzen Tun und Denken durchsichtig und hatten keine Rätsel. Judith gab sich abstoßend und war voll innerer Anziehungskraft. Sie dagegen zeigten sich so hold und lieblich als sie konnten, aber sie waren ohne die geheimnisvolle unbewußte Lockung, die in der Macht der Seele gründet.

So beschloß er, wieder zu seinem wundersamen Dornenstrauch zurückzueilen und war wie immer glückselig in Wunden und Stacheln und traurig über dies unbewegliche Gemüt, auf dessen Spiegel der Liebesgott noch keine Welle gekräuselt hatte — das vielleicht dick gefroren war wie sibirisches Eis. Aber eines Tages sagte er: ‚Genug der Heimlichkeiten und Anspielungen, will mich zeigen ohn' Visier!'

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und ihr Ende / Gedanken und Betrachtungen

Von Else Hasse

as Kreuz. Auf hoher Alpe stand ich einst vor einem Felsblock still, der ein dunkles Holzkreuz trug. Aus blühendem Alpenrosengestrüpp erhob es sich, überschnitt die glänzenden Berge und ragte in den blauen Himmel hinein. Als ihm mein Auge folgte, ward ich im Gemüt bewegt, als stünde ich vor einem Wegweiser zu himmlischer Herrlichkeit. Und wahrlich: das Kreuz führt in die höchsten Höhen, Kreuzigungen ganz hoch hinein in die selige, lebensvolle Bläue und hinaus über irdische Macht und Pracht. Die Erdenwelt ist hoch und weit, ihre glänzenden Werke mögen groß erscheinen, ihre prunkenden Schöpfungen sich mit Machtgeberde aufwärtsrecken und dennoch wird der Mensch, der sich hinaufarbeitet auf die Höhen der Erde, droben nicht seliger, nicht lebensvoller. Er wird es durch ein Sterben am Kreuz, nicht durch ein Leben auf den sonnenhellen Bergen irdischer Freude. An Kreuzen wird abgelegt, was nicht ewig ist: vergängliche Lüste, stolzer Eigenwille, Anmaßung und Übermut, Selbstverweichlichung, Ängstlichkeit, Ungeduld und Herzenshärtigkeit — da erst befiehlt der Geist sich einem höheren Leben an: dem Leben in Gott. Ja, das Kreuz überschneidet alles Untere und Obere, Flüchtige und Glänzende auf Erden und weist hinauf und ragt hinein in die lebensvolle Bläue!

Adeliges Leiden. Ein kleiner Knabe nahm ein Schaustück in die Hand, ein marmornes Büchlein mit einem Kreuz von rosso antico darauf, und sprach das weise Kinderwort: ‚Nichtwahr, wer heilig ist, der hat ein Kreuz?‘ Wer sein Leiden ein Kreuz nennt, adelt es und wird sich heiligen. Anders steht der Mensch vor seinem Kreuz als vor seinem Leiden: nicht in Selbstgerechtigkeit, nicht als Ankläger, nicht in dumpfer Unwissenheit und eigensinniger Empörung; wer ein Leiden auf sich nimmt als wie ein Kreuz, will unter seiner Last ein anderer werden, als er war. Und beschweren ihn die Leiden kriegerischer Zeiten, wird ein Schwert ihm in die Hand gedrückt und darf er seinen Griff als ein eisernes Kreuz erfassen, so fühlt er sich als Kämpfer für heilige Güter und wird ein adeliger Streiter, ein geweihter Held, der vornehm leiden und selig sterben kann.

Ein seltsamer Genosse ist der Schmerz! Man muß ihn bekämpfen, da er zehren und morden will und braucht ihn doch; er will uns alle Stärke nehmen und fordert doch ihr ganzes Aufgebot heraus; er ist ‚der Geist, der stets verneint‘, und durch den wir doch — als Ringer wider ihn — das große Ja und Amen sprechen lernen, das Schlußwort Gottes: ‚Siehe, es war alles gut!‘

Gewinn und Sinn der Schmerzen. Derjenige erfaßt den Sinn der Schmerzen nicht, der sie schlechthin erleidet und obenein noch wähnt, als einer, der entsagte, entbehrte, Not litt oder viel verlor, genug geleistet zu haben. Sind Leiden denn Entschuldigungen für ungetane Lebensarbeit

und ungebrauchte Fähigkeiten und Willenskräfte? Der Sinn des Leidens geht auf Kraftentfaltung und Kraftgebrauch. Die Not, weil sie behoben sein will, ist ein Hebel aller tüchtigen Fähigkeiten; sie erzeugt sie nicht, aber drückt sie heraus. Nicht aus dem Leiden selber folgt Gewinn, sondern aus dem Willen, den es hervortreibt: dem Abwehrwillen, Kämpferwillen, Rechtswillen, Wahrheitswillen, dem Willen zur Reinheit und geistigen Erhebung. ‚Er leidet‘, das muß für jedermann soviel heißen als: er fängt zu wirken an, er rüstet sich, rafft sich zu besserer Tugend auf, nimmt einen Anlauf zu höherem Vollbringen, er schwingt sich im Erkennen, Lieben, Glauben über sich!

Das Unentbehrliche. Fehlen einem Menschenleben die großen Schmerzen und Schwierigkeiten, so bewegt der innere Mensch sich nicht etwa auf grüner Aue, sondern schleicht durch unfruchtbares Ödland. Für die Seele sind die vergnügten, behaglichen, üppigen Zeiten oft nur ein faules Sein und Dasein in der Wüste. In den schwersten Zeiten aber kommt sie zu den frischen Wassern des Trostes und wird erquickt und neu belebt.

Die Engelsschule. Die Leiden dieser Zeit sind eine Engelsschule, in der das höhere Wesen in uns herausgebildet werden soll. Hart geht es zu in dieser Engelsschule, und mit Rutenstreichen und schwierigen Lektionen wird nicht gespart. Wer in dieser Schule begriffen hat, daß Schmerzen zur Vergeistigung dienen, daß die erschütternde Erfahrung von der Hinfälligkeit des Irdischen uns den Besitz der Seele und ihrer Gabenfülle werter und gewisser machen soll, rückt auf und wird sich in der nächsten Klasse dieser Gaben bemächtigen lernen. Was wir schon haben an Seelenstärke, Mut, Beharrlichkeit, Gelassenheit, Geduld, Festigkeit, Entschlossenheit, Tapferkeit, Überwinderkraft, Leiberlöstheit, Freiheit, was man an Mitgefühl, Bescheidenheit, Selbstverleugnung, Opferwilligkeit, Unverdrossenheit, Gelindigkeit, Güte, Frömmigkeit sein eigen nennen darf: in dieser Schule ward es gewonnen und erlernt.

Einige Schritte weiter. Eines Tages stieg ich auf steilem Pfade bis zur Mündung eines dunklen Tales auf, hielt Umschau und sah ringsum nur einen finsteren Bergwald, der sich in eine Schlucht hinabverlor, worin die wilden Wasser tosten. Ein paar Tage später ging ich einige Schritte weiter und ein herrliches Gebirgsbild stand vor mir und der Ausblick war frei geworden. Verzage nicht in aussichtslosem Dunkel, warte einen weiteren Fortschritt in der Erkenntnis ab — und du windest dich alsbald heraus aus der alten trüben Enge, und die hohe Herrlichkeit des Lebens liegt vor dir.

Selbsterkenntnis. Wo der stumpfe Sinnenblick nur Verhängnisse sieht, gewahrt das Geistesauge Verschuldungen, die sich tilgen lassen: denn es sieht und trachtet weiter. Und wer, ihm folgend, in fröhlichem Vorwärtsstreben alle Schuld in sich sucht und in sich tilgt, gelangt allmählich hinaus aus der grauen Nebelzone seiner Leiden, hinein ins volle Sonnenlicht.

Im göttlichen Triebwerk. Eine buntbemalte Kirchenuhr schaute

einmal ein paar Sommerwochen lang vom Turme eines Bergkirchleins in mein hochgelegenes Fenster hinein. Ihr Stundenzeiger war regelrecht im Triebwerk verankert und lief und zeigte richtig; der Minutenzeiger war nicht im Triebwerk verankert und schien ein Anhängsel des Stundenzeigers zu sein, denn er richtete sich in seinem Laufe nach diesem —: so zeigte er falsch und lief zu träge. Ist es mit uns Menschen nicht ebenso? Welcher Mensch sich nach anderen richten und seinen Gang von menschlicher Art und Meinung bestimmen lassen will, der kommt nicht vorwärts auf dem Wege der Wahrheit und des Heils, nicht hinweg über Torheiten, Irrtümer, Leiden. Wir müssen uns im göttlichen Triebwerk verankert fühlen: das ordnet unsern Gang, wenn wir uns verirren, das lenkt den Zeiger des Gewissens auf alles, was wir sollen, das treibt uns von Minute zu Minute aus dem Leiden in die Erkenntnis unserer Schuldigkeit und in die Besserung hinein.

Nemesis. Die Folgen eines Fehlers sind seine Nemesis. Je rascher sie Menschen oder Völker überfällt, desto besser für diese. Je heftiger sie auftritt, desto eher wird sie ihnen, wenn anders sie nicht heillos blind sind, das Auge für ihre Fehler öffnen. Besser die heilsamen Leiden der Nemesis als die heillosen eines Fehlers ohne Folgen.

Das Ich. So mancher klagt seinen Nächsten und Nachbarn als seinen Quäler an; aber ohne eigene Mitwirkung kann er durch ihn nicht leiden. Wohl haben andere Macht, ihm Leiden zu verursachen, haben diese Macht indes nur dann, wenn er sich ihr willig beugt. Er leidet immer auch durch sich, durch dies und das, was er bei anderer Leute Machenschaften empfindet, oder durch die Abspiegelung fremder Zustände in seiner Entrüstung, seinem Gram, oder auch durch seinen Ärger, seine Erbitterung, seinen Zorn. Gerade die empfindlichsten, kleinlichsten, beharrlichsten Leiden werden nie so sehr von anderen als durch das Ich bewirkt. Dazu aber sind die Leiden der Selbstsucht gut: das Ich ganz deutlich fühlbar zu machen und indem es als ein immerfort Gekränktes, Kränkelndes empfunden wird, den Wunsch zu wecken, daß es vergehen und sterben möge.

Das Schlimmere. Nicht immer sind es üble Dinge, die den Menschen plagen, sondern seine Meinung von den Dingen, so auch Widerwillen, Furcht, Verlangen, Neid; nicht die eingeengte Lebenslage macht ihn kleinlich, vielmehr der eingeengte Blick; nicht die Gefahr trübt ihm den Sinn, sondern sein Verzagen; nicht die Armut bewirkt das größte Leid, sondern die Begierde; nicht das Unglück ist vernichtend, aber der Verlust an Glauben, Hoffnung, Liebe.

Unwirkliche Leiden. Der Argwohn, die Angst, die ärgerliche Aufregung, sogar die Ungeduld und Nervosität sind Erfinder von Leiden und vergrößern auch die kleinste Last bis zur Unerträglichkeit. Ein Nervöser, der es ‚furchtbar' findet, wenn eine Tür klappt, wenn ein anderer dienend hin- und herläuft, wenn er selber einmal warten muß, überhäuft sich mit unwirklichen Beschwerden. Ein bloßes Nichts kann der Ungeduld den ärgsten Schlag versetzen, ein Schatten von Argwohn schon die Brust beklemmen,

ein Hauch der Angst sich erdrückend über ganze Völker legen. Den Ärgerlichen schmettert ein Querwind nieder, der Aufgeregte bricht unter einer Möglichkeit zusammen, die aus der Luft gegriffen ist. Freilich nicht in schweren Zeiten, nur wenn das Leben leicht ist, werden ihrer mehr und immer mehr, die sich keuchend mit unwirklichen Leiden schleppen!

Flagellanten. Es wird soviel geklagt über die Unsumme des Leidens dieser Welt; sie wäre aber weit geringer, wenn man Schmerzen miede, die nicht notwendig sind. Unnötige Schmerzen werden just von denen in die Welt hinausgeschrien, die nichts erleiden wollen, und gerade die Empfindlichen, die Weichlichen, die voller Eigenliebe und eitler Ichsucht sind, öffnen ihre Adern ohne Not und Nutzen und lassen ihr Lebensblut verströmen. Wie die Geißler in alten Zeiten, die sich selbst verwundeten und ihre blutigen Striemen, ihr Achzen, Stöhnen auf die Märkte trugen, vor die Gaffer und die Lauscher, um Preis und Ehre zu erlangen, so schneiden heute noch gar viele sich ins eigene Fleisch und machen ihre Leiden schlimmer, um dadurch die eigene Bedeutung zu erhöhen. Es ist der Drang nach Größe ohne wahres Heldentum, der sie die Geißel schwingen heißt und sie antreibt, künstliche Wunden zur Schau zu stellen.

Zur Leidenprahlerei um der Selbstverherrlichung willen werden Menschen zumeist durch Selbstbemitleidung bewogen. Und eine arge Lügnerin ist jene Eitelkeit, die sich in der Selbstbemitleidung und Sucht nach fremder mitleidsvoller Anerkennung birgt. Mit tausend Unwahrheiten will sie dem Menschen die Stigmata des Märtyrers aufprägen; aus jedem kleinsten Zwischenfall dichtet sie Tragödien und trägt sie den Leuten vor, damit sie sagen sollen: ‚Wie schwer er's hat, der arme Mensch!‘ Um sein Leidenskonto zu belasten, rechnet er sich fremdes Mißgeschick als eigene Beschwerde zu, auch wenn ihn jenes gar nicht tief bekümmert: er hat das meiste auszustehen, wenn andere Schmerzen haben oder Trauriges erfahren, und über Schmälerungen seiner Lebensfreude klagt er dann öffentlich. Und jede Klage wird zu einer Anklage. Unbillig und verständnislos den Nächsten gegenüber, macht er ihre Eigenheiten, ihre abweichenden Meinungen und Maßnahmen als sein kaum noch zu ertragendes Verhängnis bekannt und wird umso ungerechter, je mehr Leiden er sich zulegt, um mitfühlende Bewunderung zu erlangen. Eine Bitte wird ausgesprochen, und er nennt es ein Kommando; ein Einwand wird erhoben, und ihm gilt er als ein Scheltwort; eine gute Rede wird von ihm verfälscht, bis sie als Beleidigung erscheint, und dann schlägt er den andern und fühlt sich selbst als den Verletzten!

Ein Mensch, der seine Leiden übertreibt, um sich als Schwergeprüften hinzustellen, der sich in die Einbildung des Zerplagt- und Gehetztwerdens hineinjagt, begibt seinen Leib zu einem unnützen Opfer und macht auch seine Seele krank: Selbstbemitleidung, Leidensprahlerei, Übertreibungssucht und Verfolgungswahn bedingen einander. Die in der Seele angesammelten Mißgefühle können sich eines Tages mit schriller und krampfhafter Heftig-

keit entladen. Freilich ist's den Flagellanten nicht voller Ernst mit ihren Leiden, die erlogenen Leiden aber machen Ernst mit ihnen —: ‚Die Traurigkeit der Welt wirket den Tod!' (2. Kor. 7: 10).

Wer einen unsauberen Geist entsendet, Taten zu tun, den fürchte nicht, denn dieser Geist kehrt von seinen Missetaten mit sieben ärgeren Geistern zu ihm zurück und züchtigt seinen eigenen Herrn. (Vgl. Matth. 12: 45.)

Das materielle Wohlleben gleicht einem stehenden Gewässer voller Schlamm und Schmutz, dessen Spiegel immer blau erscheint und Gesundheit vortäuscht, weil die giftigsten Miasmen der Selbstsucht unter heiterem Scheine nicht zu sehen sind. Ein Pfuhl von Verderbtheit würde daraus werden, wenn nicht zuweilen, dammbrechend und die fauligen Wasser bewegend, Not und Trübsal sich mit schreckender Gewalt hineinergössen.

Die große Seuche. In Asien wütete die Pest, und viele starben, weil sie zu unwissend und abergläubisch waren, um die rechten Gegenmittel anzuwenden. Warum sich Unwissenheit so hart bestraft? Weil sie wider den Geist ist, und weil die Unwissenden, Gedankenlosen, Trägen nur durch gewaltige Leiden dazu gebracht werden, den Geist um Hilfe anzurufen und Heil bei ihm zu suchen. Der Geist ist aller Menschen Letztes, und wenn die größte der Seuchen, die auf Erden noch nie erloschen ist, die moralische Unwissenheit und das verstockte Nichterkennenwollen, der peinlichen und blutigen Bestrafung entginge, würde der Menschheit innerstes und bestes Leben für immer tot und begraben sein.

Der Kompaß. Das Leiden gleicht einem Kompaß: wie der auf einen Punkt hinzeigt, so weist das Leiden stetig auf den Geist und auf Gott. Sehnsüchtige Unrast, Unbefriedigung, Unsicherheit im Rechttun, Gewissensängste, innere Drangsal, Verlassenheit, Verzweiflung weisen von sich weg auf den, von dem der Leidende mehr oder weniger im Geiste abgewichen ist, und dessen nahe Gegenwart alle Leiden aufhebt.

Auf steillaufender Bergbahn aufwärtsfahrend, sah ich mit schrägem Blick auf eine Kirche hinab, die meine getäuschten Augen mir als schief erbaut zeigen wollten: der hohe Turm schien sich nach rückwärts aufzubäumen, und das Schiff der Kirche neigte sich. Bei solchem Anblick würde ein Unwissender wohl auf den Baumeister schelten und sagen: ‚Wie töricht war er doch, daß er die Kirche schief erbaute!' So wird auch von Enttäuschten, die die Welt aus einem falschen Gesichtspunkt sehen und einen üblen Anschein nicht mit ihrem Geist durchschauen können, dem Weltbaumeister vorgeworfen, daß er sie schief erbaut habe!

Von Gott? Viele meinen, alles schlimme in ihrem Erleben käme von Gott, er sende alle Qualen, um als gnadenvoller Herr ersehnt, als Nothelfer angerufen zu werden. Wie aber könnte dies und jenes, was uns quält, sich als gottlos zu erkennen geben, wenn es von Gott käme? Wie und aus welcher Kraft könnten wir dagegen ankämpfen, solange er das Schlimme zuließe? Die Zulassung Gottes kann sich nicht auf das Allzu-

menschliche erstrecken, in das wir selber uns hineinverwickeln. Ist doch jeder Mensch in einem Grade Erbe oder Mitschuldiger der falschen Sinnesrichtung, durch welche sich die Menschheit von ihrem Herrn entfernt, um in Knechtschaft zu verfallen. Denn nur zu leicht wird eine falsche Sinnesrichtung Herr über den Menschen: ‚Beim ersten sind wir frei, beim zweiten Knechte!' Ein Mensch, ein Volk braucht sich nur einmal mit einem verkehrten Gedanken, einer Furchtvorstellung, einer gottlosen Regung einzulassen, und diese macht sich binnen kurzem zum Despoten. Dann ist das schlimme Erleben da! Aber Gott daran zu beteiligen, ja zum Mitschuldigen zu machen, wäre Lästerung. Jeder Tieferblickende muß unbedingt auf den Freispruch Gottes erkennen und eingestehen: Er nicht — ich und die Menschheit und ihr knechtisch abgewandter und verschlossener Sinn, von ihm kommt alles Schlimme, und ihm können auch die reichsten Gnadengaben Gottes nichts nützen. Diese sind zwar immer da, er aber nicht imstande, sie entgegenzunehmen. Gott kann erst helfen und etwas tun, wenn menschliche Verkehrtheit qualvoll wird. Die Qual erschließt und wendet unsern Sinn auf unsern Herrn, der seine Gnadenfülle ewig in Bereitschaft hält.

Der Schlüssel. Der heilige Gott kann an den Toren, Irrenden und Sünder nicht heran, außer durch den Schmerz. Der Schmerz ist ein Schlüssel, womit Gott verschlossene und verstockte Herzen aufschließt. Geschmiedet wurde er auf Erden, gesegnet vom Himmel. Wer sieht's der eisernen Not, den Wehgefühlen, Ängsten, Sorgen, Kümmernissen an, daß sie die Gebetskämmerlein im Innern, die Schatz- und Rüstkammern des Gemüts, die Altarräume des Herzens und die Heiligtümer des Gewissens erschließen können?

Ist Gott die Liebe? So hört man Menschen zweifelnd fragen und verzweifelnd sagen: Ist nicht das Leben ein boshafter Kampf und das Dasein ein Schrecken? Ist die Welt nicht voller Schatten und Übel? Irren und leiden wir nicht bei jedem Atemzug? Das Leben legt vom Gott der Liebe nicht Zeugnis ab! — Wer so reden kann, steht seinem Gotte und der Liebe abgewandt. Liebe geht nur der Liebe erkennbar ein. Sie verlangt Empfänglichkeit. Je größer, klarer, weiser eine Liebe, desto seltener die Behälter, die sie fassen können. Wo wäre eine Seele, in die sich Gottes ganze Liebe ergießen, wo ein Geist, der all sein Licht aufnehmen könnte? Und wer da zweifelnd, irrend, fehlend sich in den Schatten hineinbückt, wie sollte der die volle Wirksamkeit der Lebenssonne verspüren können? Und dennoch, obwohl sie ihm im Rücken bleibt, liebkosen ihn ihre Strahlen. Er hockt mit dem Gesicht im Finstern, er grollt, er sündigt, er zählt die menschlichen Übel auf, die doch alle daher kommen, daß Gott von Menschenseelen nicht klar gewußt und liebevoll empfunden wird — durch aller Übel wehevolle Folgen aber werden sie Gott wissen und empfinden lernen! Die Übel haben ihre eigene Gesetzlichkeit: daß sie sich steigern, bis sie an ihrem Übermaß zugrundegehen; denn sie sind dem lichten Liebesgeist zuwider, und wo nicht Einheit mit Gott sie aufhebt, da heben sie mit Höllenqualen sich selber auf. ‚Weh

spricht: vergeh'!', und das ist seine Rede; Gottes Liebe aber mildert sie und sagt uns durch den Schmerz: Laß ab und kehre dich zu mir und lebe! Des Menschen Elend ist Gottes große Gelegenheit. Bedrohungen machen auf Gott aufmerksam und auf die Strahlen seiner Liebe, die, mit hingewandtem Auge und offener Seele aufgefangen, Leid in Leben wandeln. Für sie empfänglich, wenden wir aus Groll und Grauen uns der milden Hoffnung zu, wir neigen uns in schmerzlicher Bedrängnis zu unendlicher Geduld und Stärke, kehren aus der Pein des Irrtums zur Wahrheit um, aus Sünde, Reue und Zerknirschung zur Demut, Dankbarkeit und Reinheit, lassen in großem Jammer das emporgewandte Angesicht von Treue und Vertrauen überglänzen und in Not und Mangel unsern Geist mit Weisheit und mit Güte füllen. Fange du nur Strahlen der Liebe auf — und die Schatten wandern ab, die Übel schwinden, und du weißt und fühlst, daß Gott die Liebe und deine Lebenssonne ist.

Die ärgste Furie, die die Menschheit auf sich selber losgelassen, die Kriegsfurie, hat in einer von Gott abhängigen Welt keine außerordentliche und eigentliche Freiheit. Wiewohl der mörderische Quälgeist in Gottes Ordnung nicht hineingehört und dawider wütet, muß er doch, wo immer er mit Gottes Ordnung zusammenstößt, wider Willen eine bessere Rolle spielen. Als eine Ausgeburt der Menschenfeindlichkeit ist er unmenschlicher als der Mensch, gottloser als alle, die ihm die Brandfackel in die Hand drückten, und wo er zu rufen anfängt, wo er Millionen Fäuste zu Vernichtern macht, kann er's trotzdem nicht hindern, daß sich in vielen Herzen eine heilige Glut entzündet, daß viel tausend Arme sich barmherzig öffnen, abertausend Hände sich hilfreich regen. Die Furie tobt flammenschnaubend über Land und Meer, und in des Menschen Auge tritt der Ernst und Schmerz. Sie treibt ihn fort von allem, wonach es ihn zuvor gelüstete, und er läßt Tand und Flitter willig aus den Händen; sie duldet kein Behagen, und er springt entschlossen vom bequemsten Lager auf; sie will der Menschen Schätze rauben, und die Reichen, ja die Geizigen öffnen von selber ihren Geldsack; vorbei das Spielen mit der Kraft in Sport und Hetzjagd: im Kriege wird Frauenkraft zur Hilfe und des Mannes Kraft zu einem Schutz und Schirm; die Furie will ihn niedermähen, und er reckt sich stärker auf; sie will sein Leben, und er gibt es opferfreudig; sie trennt die Gatten, und so manche Herzen, die einander nicht verstanden, vereinigen sich inniger denn je, und der Hauskrieg ist zu Ende; sie ruft mit heiserer Stimme zur Feindschaft auf: da wird Frieden im Lande, da reichen Stämme und Parteien, die einander haßten, sich die Bruderhand; sie schreit den Argwohn auf allen Gassen aus, und in der heimischen Welt, im Chor der Nörgler und Verneiner wird es stille; sie flucht und mordet, und unter uns wächst die Liebe tausendfältig; sie tobt verheerend über blühende Gefilde und hinterläßt Ruinen, Not und Tod, aber ihr im Rücken falten sich die Hände zum Gebet, der Fleiß strafft die erschlafften Muskeln, und Armut und Einfachheit reinigen die Sitten. Den wilden Fluch der Furie kann der Mensch zum Heile wenden, denn Gottes

Ordnung ragt hinein in seine Seele. Wo der mörderische Quälgeist mit dieser Ordnung zusammenstößt, da ist er nicht mehr frei zu wirken, wie er will.

Siegende Kraft. Widerstrebt dem Übel nicht mit Üblem! Wer seine Sache ausficht, soll es tun, ohne mit den Haderern zu hadern. Wer das Schwert führt, soll nicht den Haß, sondern die Begeisterung für Recht und Freiheit als Schwungkraft im Arme tragen —: durch sie wird er das Übel überwinden und besiegen.

Vergessenheit und Klage

Eine singende Geige hob meine Seele eine Stunde von der Welt
und den Brüdern fort.
Eine Stunde Vergessen und Glück. Nun schreit es in meiner Seele:
„Brudermord, Brudermord".
Eine Stunde nur durchrauschten mich Fernen, die niemand sah.
Ich war selber ein Klang im Wind, eine Wolke und schwebte den
höchsten Himmeln nah —.
Und das Lied war aus. — Meine Seele taumelte trunken von
Stern zu Stern auf die bitterste Erde hinab:
Da stand ein Soldat, der mir in hohlen Händen sein Blut zu trinken gab.
Vergebens schrie ich nach leeren Meeren, Gestaden, die niemand nennt,
Nach einem Fleck Erde, der nicht Menschen und Menschennot kennt,
Aber in Deutschland bin ich, wo jeder Stein einen Soldaten gebiert,
Der mir sein Herzblut spendet und sein Leben um mich verliert.
Sie steigen aus Haus und Pflaster, aus Brücken — sie schließen
um mich einen Kreis:
„Bruder, du fliehst uns? Was ist der, der unser Blut braucht
und es nicht zu lieben weiß?"
Nun, ferne Schlacht, Blutrausch, Tod, Kameraden, seid mir gegrüßt!
Ich habe die Stunde Vergessen in bitteren Schmerzen gebüßt.
Beneidet mich nicht, ihr Brüder, — ich kehre bei euch wieder ein;
Niemehr umhüllt meine Seele das süße Vergessensein.
Gott, lasse die Schönheit sterben, sie zieht uns von unserer Pflicht.
Umhülle sie, daß wir sie nicht sehen. O, Gott, versuche uns nicht.
Eine singende Geige hob meine Seele eine Stunde von der Welt
und den Brüdern fort,
Eine Stunde Vergessen. Nun schreit das Gewissen: „Brudermord,
Brudermord!"

Heinrich Lersch.

Luis Coloma (geb. 9. Jan. 1851, gest. 11. Juni 1915)
Von Joseph Schoener

Vor mir liegt ein Auszug aus dem Schreiben eines katholischen, deutschen Journalisten, der ‚mehrere Jahre als Korrespondent hervorragender katholischer Zeitungen Deutschlands in Spanien gelebt hat, perfekt spanisch spricht' usw. Die Redaktion einer katholischen Rundschau hatte mir — es ist lange her, und der Anlaß tut nichts zur Sache — diesen Auszug übersandt, ohne ausdrücklich zu sagen, daß sie sich dem Urteile dieses Sachverständigen anschließe. Das Urteil dieses Journalisten lautet in nuce dahin, daß es der spanischen Nation an originaler Kultur absolut fehle: die spanische Kultur sei — griechisch-römischen Ursprungs (welche ist es nicht?), habe später arabische Elemente in sich aufgenommen und sich noch später ganz von der französischen Kultur beeinflussen lassen. Auf keinem Gebiete der Kultur, auch nicht in irgendeinem Zweige der bildenden Künste oder der Literatur, habe Spanien Hervorragendes und Originales geleistet.

Dieses Urteil eines ‚Kenners' fiel mir ein, da ich daran ging, das literarische Lebenswerk des am 11. Juni vorigen Jahres verstorbenen spanischen Jesuiten P. Luis Coloma in seiner Gesamtheit zu würdigen.

Der Versuch, dem spanischen Volk, wenn auch nicht Kultur, so doch die Originalität seiner Kultur abzusprechen, wäre selbst von überwältigender Originalität, wenn nicht aus dem übrigen Inhalt des erwähnten Schreibens mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit hervorginge, daß die spanische Nation sich den Haß und die Verachtung jenes Kenners durch eine originelle Harthörigkeit zugezogen hat: die Tatsache, daß Spanien trotz aller Mahnungen von ‚perfekt spanisch sprechenden' deutschen Journalisten es noch nicht zur Bildung einer Partei nach dem Muster der deutschen Zentrumspartei gebracht hat, genügt diesem katholischen Journalisten, über das spanische Volk in einem Tone zu sprechen, wie man ihn zwar vor vierzig, fünfzig Jahren noch sehr häufig in antikatholischen Hetzschriften hören konnte, jetzt aber höchstens noch in den Produkten des bekannten ‚Neuen Frankfurter Verlags'.

Ungefähr zur gleichen Zeit, da ich jenen Brief erhielt — ich weiß nicht mehr, ob kurz vor — oder kurz nachher —, las ich in einer Abhandlung über die neuere spanische Literatur ein anderes Wort: — von der ‚eigentümlichen Willkür des Denkens und Empfindens', die sich auch in der heutigen spanischen Literatur noch zeige. In diesem Urteil liegt jedenfalls etwas Richtiges, was man von dem vorerwähnten nicht sagen kann.

Ich meine, es sollte und könnte heutzutage jedem Gebildeten, der auch nur wenige Proben spanischer Literatur kennt,* klar sein, daß es gerade die für eine europäische Kulturnation zu große Originalität des

* Man braucht dabei nicht gerade auf die Werke der hl. Theresia und des heiligen Ludwig von Granada hinauszugreifen, die — mit oder ohne Anerkennung eines perfekt spanisch sprechenden deutschen Journalisten — zu den größten und originalsten Meisterwerken der spanischen Literatur gehören.

spanischen Volksgeistes und seiner Äußerungen in den Künsten ist, was dem West- und Mitteleuropäer das Eindringen in die spanische Kultur, ganz besonders das Verständnis für die spanische Literatur erschwert. Dazu kommt noch der fatale Umstand, daß — in Deutschland wenigstens — in Rücksicht auf Übersetzungen und ‚Bearbeitungen‘ die spanischen Werke oft eine geradezu grausame Behandlung erfahren.

Vor vier Jahren sahen wir im Münchner Künstlertheater Calderons ‚Circe‘; zwei Jahre später im Hoftheater den ‚Standhaften Prinzen‘. Beides in der Übersetzung und Bearbeitung von Georg Fuchs.

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, ein und denselben großen Dichter dem Publikum so verschieden vorzustellen, wie es in diesen beiden Aufführungen geschah.

Calderons ‚Circe‘ (‚Über allen Zauber die Liebe‘) hat, unterstützt durch eine prachtvolle Inszenierung und Darstellung, auf mich — ich gestehe es offen — einen Eindruck gemacht, dem ich in der profanen Literatur aller Nationen kaum etwas zur Seite stellen kann. Ich müßte über die Werke des bloß gesprochenen Wortes hinausgehen und fände auch dann nur eines, das ich ihm an die Seite stellen möchte: — Wagners ‚Tristan und Isolde‘.

Der ‚Standhafte Prinz‘ dagegen, von dem vor hundert Jahren Goethe so ergriffen war, daß er nicht mehr weiter vorlesen konnte, wäre mir in der Münchner Aufführung geradezu lächerlich vorgekommen, wenn ich nicht zum Glück das Original so gut im Gedächtnis gehabt hätte, daß schließlich nur helle Entrüstung blieb.

Und doch hatte ich das eine wie das andremal ein gewisses, unbeschreibliches Gefühl — entgegengesetzt und wieder gleichartig: bei ‚Circe‘ das Gefühl, daß ein bißchen mehr des Spanischen* den ganzen Eindruck vernichtet, bei dem andern Drama, daß etwas weniger Spanisch das Stück gerettet haben würde. Dabei muß ich allerdings sagen, daß die Aufführung des ‚Standhaften Prinzen‘ im Hoftheater sozusagen ‚überspanisch‘ war. Namentlich war mit der Inszenierung so vollständig daneben gegriffen, daß man fast hätte denken können, unsere Hoftheaterleitung habe es darauf abgesehen, Calderon ein für allemal unmöglich zu machen: einerseits mitten im maurischen Fez anno 1437 plötzlich eine katholische Prozession mit Kirchenfahnen, prächtigen Ornaten, Weihrauchfässern, Glockengeläute (!) und all dem Drum und Dran — hier wirklich hohle Äußerlichkeit! —, ohne das sich manche Leute Katholisches nicht denken können; daneben klägliche ‚Schmieren‘-Theatralik, die an die geradezu tendenziöse Kärglichkeit erinnerte, mit der unsre ‚Wagnerbühne‘ die vom Meister nicht ausdrücklich gebilligten vorwagnerischen Opern zu geben pflegt.

Auch Coloma ist ein Beispiel für die Eigenart spanischen

* Nebenbei bemerkt: wenn man bei uns etwas ‚spanisch‘ nennt, so meint man doch etwas ganz anderes als ‚unoriginell‘, nach geborgter Kultur schmeckend!

Geistes und Wesens, die sich, wenn auch in allmähliger Milderung bis in unsere Zeit erhalten hat. Meines Erachtens ist trotz der Kluft, die zwischen der religiösen Überzeugung eines Guillen de Castro, Lope de Vega, Calderon, Cervantes und der Weltanschauung vieler moderner Spanier liegt, doch jene alte ‚Willkür des Denkens' der spanischen Literatur so sehr geblieben, daß ein Echegarray, Perez Galdós, ja sogar ein Blasco Ibañez im Grunde mehr Geistesverwandtschaft mit den großen, knorrigen Alten haben als mit den abgeschliffenen, auf eine unter sich annähernd gleiche Stufe der Denk- und Fühlweise eingestellten Dichtern des übrigen Europa.

Wie viele kennen Colomas ‚Lappalien'? Und wie viele, die das Buch gelesen haben, finden es nicht — in mancher Hinsicht — ‚spanisch', eben in dem Sinn, wie wir dieses Wort zu gebrauchen pflegen? Und erst die andern Werke Colomas? Wenn wir von ‚Boy' absehen — wer kennt sie in Deutschland? und wie viele, die sie kennen, haben nicht zuweilen den Kopf geschüttelt und geseufzt. ‚Aber gar so katholisch, gar so spanisch!'

Es müssen sich meiner Überzeugung nach noch verschiedene Änderungen in der Geistesverfassung West-, Mittel- und Nordeuropas vollziehen, ehe das richtige Verständnis für Werke wie die Colomas eintreten kann. Vielleicht auch, zur Vermittlung, eine Abschwächung des spezifisch Spanischen; wenn schon darauf wohl weniger zu rechnen ist. Denn die Individualität des spanischen Volkes ist — zumal durch die wachsende Bedeutung der in mancher Hinsicht noch ‚spanischer' gebliebenen zentral- und südamerikanischen Republiken, in den letzten fünfzehn Jahren eher gekräftigt als geschwächt worden, der Aufschwung Spaniens selbst so gesund, daß schwächliche Konzessionen an den ‚Kulturgeist' des übrigen Europa kaum in hohem Maße zu erwarten sind. Die ‚Kultur Europas' — die der Vereinigten Staaten mit eingeschlossen — kann Spanien noch viel materiellen Fortschritt bieten; aber es gibt noch andre Gebiete, auf denen Spanien in Zukunft vielleicht vorwiegend der gebende Teil sein wird. Die geistige Überlegenheit des spanischen Amerika z. B. über die große nordische Republik tritt von Jahr zu Jahr mehr in die Erscheinung. Und es ist nicht etwa die geistige Überlegenheit Griechenlands über das Rom der sterbenden Republik, sondern eher die Überlegenheit, vermöge deren die römische Kultur die rohe Kraft der Barbaren gebändigt und in ihre Wege geleitet hat.

Luis Coloma war geboren am 9. Januar 1851 zu Jerez. Die Zeit seiner Geburt und der Umstand, daß er gerade im südwestlichen Andalusien aufwuchs, hatte für Colomas dichterische Tätigkeit, wie später zu erwähnen sein wird, besondere Bedeutung. Er studierte zuerst auf der Marineschule zu Cadiz, ging aber bald zum Rechtsstudium an der Universität Sevilla über. Schon damals führten ihn seine Neigungen zu eifrigem Verkehr in den literarischen Kreisen der Hauptstadt von Andalusien, und brachten ihn in die Unterweisung der damals schon hochbetagten Cecilia Boehl von Faber, die unter dem Namen Fernan Caballero in der spanischen Literatur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts große Bedeutung hatte. Als

eingeschriebener Advokat siedelte Coloma später nach Madrid über, wo er sich noch mehr seinen alten Neigungen hingeben konnte und die das Land durchwühlenden Ereignisse der Jahre 1871—74 miterlebte. Schon damals machte er sich durch seine Erstlingswerke einen gewissen Namen. Im Jahre 1874 brachte ihn das unvorsichtige Hantieren mit einem Revolver, der sich entlud, in schwere Lebensgefahr, aus der er wider alles Erwarten gerettet wurde. Ein während der langen Rekonvaleszenz gemachtes Gelübde erfüllend, trat er nach seiner Genesung im Oktober 1874 — die Jesuiten waren damals aus Spanien verbannt — in das Jesuitenkolleg zu Poyanne (Frankreich). Zehn Jahre lang blieb der Name Coloma nun vergessen, bis er 1884 zum ersten Male wieder mit einigen Studien, die im ‚Boten des hl. Herzen Jesu' zu Bilbao erschienen, wieder ans Licht trat.

Über Spanien hinaus wurde Coloma zuerst bekannt durch sein berühmtestes und in gewissem Sinne auch bedeutendstes Werk ‚Lappalien' (Pequeñeces).

Über diesen Roman noch viel zu sagen, möchte überflüssig erscheinen. Er wurde vor fast eineinhalb Jahrzehnten durch eine bekannte, viel erörterte, auch viel befehdete Schrift des Herausgebers des ‚Hochland' in den Vordergrund des Interesses nicht bloß katholischer Literaturkreise gerückt. Seitdem scheint das Interesse wieder bedeutend abgeflaut zu sein, — eine in der Flut unserer Massenproduktion begreifliche, aber jedenfalls bedauerliche Tatsache. Denn dem Colomaschen Hauptwerk kommt nicht nur innerhalb der katholischen Romanliteratur eine überragende Bedeutung zu. In ‚Lappalien' zeigt sich die Kunst Colomas im großen und ganzen auf der höchsten Stufe und erscheint am meisten frei von dem, was dem Nichtspanier das Verständnis zu erschweren geeignet ist.

Wenn ich sage, daß Colomas Kunst sich in diesem Werke auf ihrer höchsten Stufe zeigt, so möchte ich das nicht so verstanden haben, als ob es nicht in anderen seiner Werke Einzelnes gäbe, was nicht noch über das Beste in ‚Lappalien' zu stellen wäre. Aber dieser große Zeit- und Sittenroman gibt, durch die Intensität in der Durchführung des Planes und die energische Konzentration der Arbeit ein reineres Bild von Colomas Können als die kleineren Werke. Was auf katholischer und nicht-katholischer Seite an Colomas Werken am meisten getadelt wurde (auf katholischer Seite namentlich durch Emilia Pardo-Bazan) ist ihr Providentialismus. Und es ist nicht zu bestreiten, daß dieser ‚tendenziöse' Zug sich in den Werken des Jesuitenpaters manchmal in etwas aufdringlicher, lehrhafter Weise geltend macht. Besonders aber ist dies der Fall in den kleineren Erzählungen, in denen der Priester, der Ordensmann den Dichter zuweilen sehr in den Hintergrund drängt.

Daß Coloma übrigens auch anders zu schreiben verstand, dafür ist ein glänzender Beweis ‚Boy'. Diese Erzählung streift manchmal hart an einen Kriminalroman, und doch ist sie etwas wesentlich anderes. Wollte man sie wirklich unter diese Kategorie einreihen, so würde man sie jedenfalls als das künstlerisch wertvollste, wenn nicht als das einzige künstlerisch wertvolle

Werk dieser Gattung bezeichnen müssen. Die Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, die allerdings durch die ‚Ich-Form‘ der Erzählung begünstigt wird, ist überraschend und in der gleichen Erzählungsform nur von wenigen ganz großen Meistern erreicht. Das Charakterbild des liebenswürdig-leichtsinnigen, aber hochherzigen Helden ist wunderbar gezeichnet. Die Szene, in der Boy seinem Freunde die eigene Erkenntnis seines Wesens offenbart, gehört vielleicht zum Ergreifendsten, was Coloma geschrieben hat.

Die auch in dieser Erzählung nicht mangelnden ‚tendenziösen‘ Betrachtungen mögen inhaltlich noch so vielen Leuten unsympathisch sein, — formell, künstlerisch sind sie nicht zu beanstanden. Sie sind nicht ‚unberechtigte Einmischungen‘ des Autors, des Jesuitenpaters X. X., der als solcher unbeteiligt ‚über dem Werk zu schweben‘ hat, sondern sie kommen ganz natürlich und selbstverständlich, als Einfälle, die sich dem Erzähler, der als handelnde Person mitbeteiligt ist, aufdrängen.

Leider steht der — ganz kurze — Schluß der Erzählung stilistisch mit dem prachtvollen Übrigen nicht recht in Einklang: die bisherige Form der Erzählung muß — nach Lage der Dinge — verlassen werden. Aber dem Autor ist es nicht gelungen, sich vollständig loszureißen und ganz auf den veränderten Standpunkt zu stellen.

Die Geschichte wird in einer Weise zu Ende geführt, die den Eindruck macht, als habe ein fremder Autor das unvollendete Werk eines andern im Auftrag des Verlegers rasch zu einem leidlichen Abschluß gebracht. —

Um übrigens noch einmal zu der Forderung zurückzukehren, daß der Dichter als Person sich aller Reflexionen zu enthalten habe, so scheint sie mir doch am Ende mehr ein Axiom des Fortschritts in der modernen Erzählungstechnik zu sein, als eine im Wesen der Kunst liegende Forderung. Es hat schon vor manchem Jahrzehnt Vielschreiber gegeben, die sich auf diesen ‚modernen‘ Kunstgriff vortrefflich verstanden; und doch sind ihre Werke der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, während die Werke andrer, die noch in der alten Mode steckten, dauernden Wert haben. Gewiß ist Technik ein Wichtiges, Elementares, was gefordert werden muß, aber schließlich nicht das Wichtigste.

Ich für meinen Teil empfinde den Providentialismus Colomas, auch wenn er als Raisonnement des Autors auftritt, wie das in den meisten kleineren Erzählungen der Fall ist, nicht störend, jedenfalls weniger, als mich eine Zeitlang andre Fehler, die ich bemerkt zu haben glaubte, — oder vielmehr ein Fehler und ein Mangel — irregemacht hatten. Ob es wirklich ein Fehler und ein Mangel war, scheint mir allerdings jetzt nicht mehr zweifellos. Mir ist aber Coloma und sein Werk bedeutend genug, daß ich auch das nicht unerwähnt lassen will.

Ich unterscheide zwischen Fehler und Mangel. Fehler bedeutet nach strengem, richtigem Sprachgebrauch ein ‚Verfehlen‘. Es haftet dem Begriff eine gewisse positive Bedeutung an: das Danebengreifen in einer Tätigkeit. Mangel dagegen ist rein negativ: die Abwesenheit einer

Tätigkeit, einer Eigenschaft, die in irgendeinem gegebenen Fall als notwendig oder wünschenswert erscheinen mag.

Nun beschränken sich die dichterischen Werke Colomas inhaltlich fast ganz auf eine kurze Epoche der neueren Geschichte seines Vaterlands: auf die Zeit von der kommunistisch-anarchistischen Revolution (1868) bis zur vollen Festigung des Königs Alfons XII (etwa 1878).

Aus der Zeit der Revolution bringt uns nun Coloma Typen vertierter Revolutionäre und Demagogen, die uns — d. h. der lebenden Generation Deutschlands — die wir doch an ganz andere Gestalten dieser Art gewöhnt sind, unglaublich und völlig verzeichnet erscheinen. Wir denken dabei nicht an Goyasche Gestalten, die Coloma selbst ja häufig heraufbeschwört, sondern an die oft miserabel gezeichneten Karikaturen in den revolutionären (oder auch antirevolutionären) Flugblättern von anno 1792 und 1848.

So war meine Ansicht, nachdem ich vor etwa zwölf Jahren zum ersten Male mehrere der Colomaschen Revolutionsnovellen gelesen hatte. Und so denken manche vielleicht auch heute noch: ein Fehler! Ist's wirklich einer?

Mir sind, nachdem ich Coloma besser kennen gelernt hatte, ernstliche Zweifel aufgestiegen, ob ein Künstler wie er so verzeichnete Gestalten liefern könne. Es ist eine Erinnerung an Goethe, die mir die Lösung meiner Zweifel brachte. Was hat man Goethes ‚Revolutionsdramen' gescholten, von hüben und drüben, als ‚erbärmliche Machwerke eines in seiner Ruhe gestörten Sybariten' und als ‚traurige Zeugnisse für die Ideallosigkeit eines weltfremden Schöngeistes' usw. Ich verglich Colomas tiefernste, ja zornglühende Schilderungen mit der lächelnden, spielenden Art, wie Goethe sich mit den Ereignissen vor 120 Jahren abfand, und kam zu dem Schlusse, daß der eine so gut gezeichnet habe wie der andre. Goethe hat nur die deutschen Ausläufer der großen Bewegung im Nachbarreiche kennen gelernt — die lächerlichen Affen der großen Tragiker jenseits der Vogesen. Und diese Affen hat er, allerdings in der spießbürgerlich-oberflächlich moralisierenden Art, mit der er solche unerfreuliche Zeiterscheinungen abzuschütteln pflegte, — aber doch genau geschildert.

Coloma aber fand sich in seinen Jugendjahren gerade mitten in die Greuel der andalusischen Revolution hineinversetzt, und die Revolutionäre waren rabiat gewordene Landarbeiter auf Latifundien und Kleinpächter, und ihre Führer waren Helden der untersten Kneipen von Cadiz, Xerez und Sevilla. Das ist der sachliche Unterschied. Coloma selbst stellt ja einmal seine vertierten Revolutionäre in Gegensatz zu den ‚großen Franzosen'. Ich komme also zu dem Schluß, daß auch Coloma seine Gestalten ebenso naturgetreu gezeichnet hat wie Goethe. Ich weiß also nicht, ob man hier von einem Fehler Colomas reden kann.

Wohl aber von einem Mangel.

Colomas Typen sind nur aus zwei Schichten entnommen: aus dem ‚niedrigsten' Volk und aus den ‚oberen' Schichten. Seine Erzählungen sagen uns so viel wie gar nichts von dem Mittelstand.

Man möchte fast meinen, daß es so etwas in Spanien nicht gebe oder zu seiner Zeit nicht gegeben habe. Und doch bestand und besteht er.

Ein andres ist es, ob nicht Colomas Schilderungen von Menschen aus den unteren Schichten an einer gewissen Eintönigkeit leiden und zu sehr spanisch sind. Neben den Revolutionären und im Gegensatz zu ihnen finden wir herrliche andere Gestalten, aber es sind Duldergestalten, Männer und Frauen, die klaglos und gottergeben durch ein Meer von Leiden gehen, demütige, gläubige, ergebungsvolle Christen. Ob sie aber alle musterhafte Staatsbürger im Sinne etwa der heutigen deutschen Sozialpolitik wären?

Ich fürchte fast, daß bei uns in Deutschland — selbst im katholischen — für diese Colomaschen Gestalten nicht mehr viel Verständnis zu finden ist. Dazu sind wir durch Parolen wie ‚Soziales Wirken ist besser als Caritas' zu kalt geworden. Allerdings, nach manchen neueren Werken der spanischen Literatur zu schließen, wohl auch viele Landsleute Colomas. Zwischen 1868 und 1915 haben sich auch in Spanien große Veränderungen vollzogen, und vielleicht sind die Typen, die Coloma aus seiner Zeit schilderte, heute auch in Spanien seltener geworden.

Das berührt aber die Größe von Colomas Kunst ebensowenig, wie die Meisterwerke Goethes, Schillers, Shakespeares aufhören, Meisterwerke zu sein, weil die Lebensart ihrer Menschen nicht die der heutigen ist.

Der spanische Jesuit schildert die Kreise, die er kennt; diese aber geradezu unübertrefflich: vor allem die Kreise der Geburts- und Geldaristokratie und der Politiker. Und mit welcher Unparteilichkeit!

Coloma war von Anfang an eifriger Alfonsist, sogar einer der im Vordergrund stehenden. Aber wer findet z. B. in ‚Lappalien' unter den Anhängern dieser Partei lauter Engel, unter den Amadeisten lauter Typen des Gegenteils? In diesem Punkt ist Coloma ein Muster, nicht bloß für politische Journalisten, sondern für alle, auch für unsere modernsten, feinmotivierenden Seelenschilderer. Allerdings in mehr als einer Hinsicht ein geradezu unheimliches Muster. Man denke sich einmal anstatt der Madrider Kreise, die Coloma uns schildert, die Gesellschaft von Berlin, Dresden, München usw. unter der Colomaschen Spektral-Seelenanalyse! — — —

Die Kenntnis der ‚Welt', die sich in seinen Erzählungen zeigt, hat Coloma wahrscheinlich zu einem großen Teil in seinen Jugendjahren erworben, da er als flotter Studierender der Rechtswissenschaft und später als Rechtsanwalt die vornehmen Salons und Tertulias von Sevilla und Madrid besuchte. Aber vielleicht hätte die auf diese Weise erworbene Menschenkenntnis nicht genügt, seiner klaren Intuition die mannigfaltigen Farben zu liefern und seinem Zeichenstift jene sichere, energische und treffende Linienführung zu geben, wenn nicht noch etwas anderes dazu gekommen wäre: Coloma war Ordensmann — Jesuit. Er hat nicht bloß aus der eigenen Erfahrung als Seelsorger geschöpft, sondern aus dem ungeheuer reichen Schatze von Erfahrungen und Seelenkenntnis, den sein Orden im Laufe von drei Jahrhunderten gesammelt hatte.

Diese tiefe Kenntnis der menschlichen Seele, namentlich der Seele des jungen Mannes mit all ihren Konflikten zwischen der ungestümen Ich-Natur und den edelsten Regungen, macht besonders die kleineren Erzählungen Colomas zu Studien von ganz besonderem Interesse.

Daneben finden wir einige Sachen, die aus dem Rahmen heraustreten, die geradezu das Dämonische streifen: ‚Der erste Ball', — ‚Was war es nur?' — ‚Das blaue Zimmer'.

Im letztgenannten Stück fühlt man sich direkt, mit unwiderstehlicher Gewalt, in eine Atmosphäre versetzt, die an E. A. Poes phantastische Erzählungen gemahnt, wie auch die Kunst der Schilderung und Stimmung der des größten amerikanischen Dichters hier durchaus ebenbürtig scheint. Leider bricht die Erzählung in fast Heinescher Manier kurz ab. Es ist, als wäre der Dichter vor der Kühnheit seines Werkes erschrocken.

Oder war es etwas anderes?

In einem Briefe schreibt R. Schumann ungefähr folgende Erfahrung nieder: ‚Es steckt in jedem großen Kunstwerk ungemein viel mehr Verstandesarbeit und harte Mühe, als das Publikum glaubt und die heranwachsende (Musiker-) Generation zugeben will.'

Manche Werke Colomas lassen an diese Worte Schumanns denken: man merkt instinktiv, daß der Dichter sich nicht die Zeit genommen hat, seinem Werke die letzte künstlerische Vollendung zu geben, Lücken auszufüllen, störende Rauheiten abzufeilen, und was so die Arbeit ist, die Schumann offenbar im Auge hat, — Kleinarbeit gewiß, aber Kleinarbeit, ohne die eine wahrhaft künstlerische Vollendung undenkbar ist. Ich wage sogar zu sagen, daß auf die Vernachlässigung dieser Kleinarbeit, die nirgends so auffällig ist wie bei vielen katholischen Schriftstellern, die noch immer fühlbare Schwäche der katholischen Literatur zu nicht geringem Teil zurückgeht. Es fehlt meines Erachtens weniger am Können als — man verstehe mich recht! — an dem unerbittlichen Willen, d. h. an der gewissenhaften künstlerischen Selbstzucht und Selbstprüfung, die ‚keine Mühe auch um Kleines scheut'.

Ob auch Coloma dieser Vorwurf trifft, ist aus der Ferne schwer zu beurteilen. Ihn mögen wohl oft dringendere, wichtigere Pflichten zu seinem eigenen tiefsten Schmerz mitten aus der besten Arbeit hinweggerissen haben. Das Leben eines Ordensmannes stellt der vollreifen Ausgestaltung eines Kunstwerkes, für die unendlich viele ‚Imponderabilien' in Betracht kommen, wohl ebenso oft Hindernisse entgegen wie etwa das Leben eines vielbegehrten Arztes. — — —

Ich würde Coloma's Lebenswerk nicht ganz gewürdigt haben, wenn ich nicht zum Schlusse noch seine reizenden ‚Erzählungen für die Jugend' erwähnte. Die reizendste von allen, die ich kenne, dünkt mir ‚Die Maus' — geschrieben für den jetzigen König von Spanien, als er noch ein kleiner Knabe war. Hält man neben diese Erzählungen die ‚Kindergeschichten' mancher anderer moderner Jugend-Schriftsteller, so empfindet man erst, was Coloma auch auf diesem Gebiete bedeutet.

In den letzten Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit hat sich Coloma auch dem historischen Roman zugewendet. Sein umfangreichstes Werk dieser Art, ‚Königin und Martyrin‘, behandelt das Schicksal Maria Stuarts. Dieser Roman erweckt sehr gemischte Gefühle: man staunt über das außerordentliche geschichtliche Wissen des Verfassers, aber man fragt sich ein- ums anderemal: wo bleibt der Dichter? Nicht als ob es, namentlich in der Schilderung der Heldin und ihrer Gegnerin, an feinen psychologischen Zügen fehlte; es finden sich wahre Perlen. Aber dazwischen kommen wieder lange Strecken, in denen der Dichter das Wort vollständig dem trockenen Chronisten überläßt; — kurz, es ist eine Art, verwandt der, wie P. Spillmann seine Erzählungen schrieb. Coloma steht zwar weit höher; aber immerhin kann man von dem Roman ‚Königin und Martyrin‘ nur sagen: ungeheuer fleißige, tüchtige Arbeit, aber ein unerfreuliches Zwitterding zwischen Historie und Kunst. Ich habe den Roman mit dem größten Interesse gelesen, aber das Interesse hatte mit Künstlerischem nichts zu tun; es war ganz anderer Art: Colomas Roman hat mir viel Neues gesagt und unter anderem auch — was Coloma freilich wohl kaum beabsichtigt hatte — meine Überzeugung, daß Maria Stuart von der Tat Bothwells vorher nichts gewußt habe, erschüttert.

Überblicken wir das Lebenswerk Colomas mit seinen Mängeln, die zum Teil in der Person und den Lebenserfahrungen des Dichters begründet sind, zum Teil vielleicht in Momenten, die außer ihm lagen, so bleibt das weitaus überwiegende Gefühl doch das der Bewunderung für den Dichter und — ich kann mir's nicht versagen — auch für die streng geschlossene Gemeinschaft, die ihm solche Werke zu schaffen und der Welt zu geben ermöglicht hat. Wem letzteres übertrieben scheinen möchte, den bitte ich, sich einmal folgenden Fall zu konstruieren:

Ein durchaus königstreuer preußischer Offizier schildert aus seinen Beobachtungen heraus die Berliner Gesellschaft, — ich meine die königstreue! — so wie Coloma uns die Madrider Gesellschaft 1871—78 geschildert hat; — was geschähe wohl? Oder ein überzeugter Sozialdemokrat — Abgeordneter — wagte ungefähr das gleiche an seiner Gesellschaft? — Dann wird der Zweifler die erstaunliche Kühnheit Colomas erst recht begreifen und die Weitherzigkeit des Ordens erst richtig würdigen.

Natürlich wird es nicht an Leuten fehlen, die dem Orden eben deswegen nachsagen werden, er habe sich im Fall Coloma nachsichtig gezeigt, um dem Karlismus die Wege zu ebnen. (Obwohl Coloma zwar für die einzelnen Karlisten mitleidige Sympathien hat, nie aber die geringste Hinneigung zum Karlismus selbst zeigt!) Mit solchen Leuten ist ebensowenig zu reden wie mit dem zu Eingang erwähnten Journalisten, der dem Karlismus bewußte und absichtliche Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten auf ein gemeinsames letztes kirchenfeindliches Ziel hin zum Vorwurf macht.

Kleine Bausteine

Presseprobleme im Kriege und nach dem Kriege / Von A. Meister

Martin Spahn hat in einem Vortrage auf dem internationalen Kongreß für historische Wissenschaften in Berlin, am 12. August 1908, die beachtenswerte Behauptung aufgestellt, daß die Zeitungen einmal für alle Geschichtschreiber der neuesten Zeit die wichtigste Geschichtsquelle werden würden.* Er verhehlte sich damals durchaus nicht die Schwierigkeiten, die zur Zeit noch einer wissenschaftlichen Benutzung der Zeitungen für geschichtliche Zwecke entgegenstehen. Auf ihn spielt offenbar Karl Bücher an, wenn er angesichts der Lügenberichte in der Presse unserer Feinde schreibt: ‚Dem naiven Geschichtsprofessor aber, der vor einigen Jahren über die Wichtigkeit der Presse als historischer Quelle uns belehrt hat, sei aufgegeben, das Geheimnis zu entschleiern, wie die Wahrheit herauszufinden ist.‘

Und doch darf der Historiker nicht verzagen, auch die Kriegspresse sich methodisch dienstbar zu machen. Ihre Beurteilung ist im Verhältnis zur Friedenszeit in mancher Hinsicht noch erschwert, aber in anderer auch erleichtert. Wir müssen naturgemäß uns immer vor Augen halten, daß die Tagespresse kein referierendes Geschichtswerk ist und daß der Zeitungsschreiber und der Schriftleiter einer Zeitung keine Historiker sind. Sie verfolgen andere Zwecke als Geschichte zu schreiben. Sie sind in erster Linie Tagespolitiker, deren Schriftstellerei in Friedenszeiten die ganze Zerrissenheit unseres Vaterlandes in Parteien und Parteischattierungen widerspiegelt, die in der Kriegslage aber zu größerer Einheit zusammengeschlossen sind mit dem einen Ziele durchzuhalten bis zum endgültigen Siege.

Die Möglichkeit größerer völkischen Einheit ist durch den Krieg bewiesen; würde man doch auch im Frieden mehr national einheitlich fühlen als das bisher geschah! Warum liegen wir Deutsche uns immer so nutzlos in den Haaren? Warum achtet der eine so wenig die Überzeugung des andern? Und endlich: warum muß das Gegensätzliche immer in den Zeitungen breitgetreten werden, wodurch doch nichts anderes erreicht wird, als daß es sich stets verschärft. Warum?

Und nun ist auf einmal Burgfriede! Keine Verdächtigungen mehr, keine Mißdeutungen, keine Nadelstiche. Wirklich heiliger Friede! Wenn er nur dauernd wäre; wenn nur der vornehme, rücksichtsvolle Ton uns erhalten bliebe! — Sollte der Krieg recht lange dauern, dann gewöhnte sich der eine oder andere Journalist vielleicht an diese entgegenkommende

---

* Vergl. Internationale Wochenschrift 1908, S. 1203.

Schreibart. Wir haben ja im Kriege uns verstehen gelernt, und auch daß wir umlernen müssen. Indessen gründlich anders wird es nach dem Frieden nur, wenn unser buntes Parteiwesen aufhört. Solange diese Parteizersplitterung bleibt, so lange wird es auch sich bekämpfende Parteiorgane geben. Aber der Ton könnte doch manchmal ein anderer werden, und — vielleicht gelangen wir doch zu einer größeren inneren Einheit. ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche', hat unser Kaiser gesagt!

Damit bekam die Presse eine Uniform; Bekleidungsamt war die Zensurstelle. Von da aus ging der Wind, der die Wetterfahne drehte.

Vom ersten Mobilmachungstage an war auch die Presse mobil gemacht, oder besser gesagt, sie trat unter Kriegsrecht. Ausschreitungen fielen unter die Kriegsartikel; aber Ausschreitung war alles, was nicht der Einigkeit diente.

Was ist so lange um die Preßfreiheit gerungen und gekämpft worden, und nun war sie mit einem Schlage vernichtet. Der normale Mensch war so sehr daran gewöhnt worden zu glauben, die Presse könne nur in schrankenloser Freiheit leben — und nun ging es auch so. Der deutsche Leser hat es nicht einmal als so unliebsame Beschränkung empfunden; Widersprüche kamen mehr aus den Kreisen der Zeitungsschreiber selbst. Wir Leser waren froh, daß das Gezänke einmal aufhörte, daß die Presse jetzt einmal einheitlich vor die Aufgabe gestellt war, die nationale Stimmung und Zuversicht zu erhalten und zu beleben. Es soll daher auch anerkannt werden, daß sie dieser Aufgabe gerecht wurde. Sie hat es verstanden, das Vertrauen wachzuhalten, den Pessimismus nicht aufkommen zu lassen, die allgemeine Opferfreudigkeit immer wieder anzuregen und so die Einheitlichkeit zwischen Heimat und Front zu bewahren. Sie hat dabei Positives geleistet, indem sie die Zeichnungen auf die Kriegsanleihen belebte, so manches Goldstück aus den Strümpfen der Bauern herauslockte, zur Sparsamkeit im Haushalte aufforderte, mit den wirtschaftlichen Maßnahmen — auch wenn es Fehlgriffe waren — aussöhnte, und vor allem dadurch, daß sie große Geldopfer brachte, ohne mit der Wimper zu zucken.

Im allgemeinen hat unsere deutsche Presse sich nicht unwillig der vaterländischen Pflicht gefügt, ihre Organisation einzufügen in das große Räderwerk der Kriegführung. Sie sah ein, daß Preßaufsicht notwendig sei, und so fand sie sich damit ab. Sehr verständig wurden ja auch sog. Pressekonferenzen im Reichstag abgehalten, auf denen Vertreter der Berliner Presse und einiger großen Provinzzeitungen mit Vertretern der Behörden zusammenkamen. Dort erhielten die Zeitungen Winke und Weisungen und sie selbst gaben Anregungen, erbaten und empfingen Auskünfte und Aufklärung.

So war eine dauernde Fühlung hergestellt, die beiden Teilen von Nutzen sein konnte. Neuerdings ist nun auch noch ein Kriegspresseamt eingerichtet worden, das in noch höherem Maße militärische Auskünfte der Presse zu erteilen in die Lage gesetzt wurde. Auch soll dieses Kriegspresseamt „die Zensurstellen über die militärischen und politischen Ereignisse sowie über

die Ziele unserer Politik auf dem laufenden halten'. Dadurch wurde größere Einheitlichkeit in der Handhabung der Zensur verbürgt und auch größeres Verständnis für vorkommende Fälle bei den Zensurstellen hervorgerufen.

Die erschwerten Bedingungen, die durch die Kriegslage auch sonst für das Zeitungswesen geschaffen waren, machen nachsichtig für manches, was man gern anders zu sehen wünschte. Aber anderseits hat doch gerade der Krieg die Bedeutung der Presse uns recht vor Augen geführt und nach mancher Richtung eine Unzulänglichkeit aufgedeckt. Sachliche Kritik und Zukunftswünsche dürfen da nicht schweigen.

Der Reichsverband der deutschen Presse hat am 22. August dieses Jahres in Berlin eine Kriegstagung abgehalten, in der der Hauptschriftleiter Marx als Vorsitzender in seiner Einleitungsrede ausführte, ,die deutsche Presse könne ohne Stolz und Überhebung mit ruhigem und reinem Gewissen von sich sagen, daß auch sie in dieser schweren verantwortungsvollen Zeit ihre Pflicht und Schuldigkeit getan habe.' Er konnte sogar ein besonderes Lob des Reichskanzlers hinzufügen, der ihm als dem Vorsitzenden des Reichsverbandes ,die Erklärung abgegeben habe, daß für die vaterländische Haltung der deutschen Presse und für ihre Leistungen während des Krieges kein Wort des Lobes und der Anerkennung zu viel sei'.

Wenn wir unsere Zeitungen mit denen unserer Feinde vergleichen, dürfen wir ohne Selbstüberhebung sagen, daß sie, was den Inhalt, vor allem aber was den Ton betrifft, im allgemeinen über denen des feindlichen Auslandes stehen. Gewiß, auch bei uns gab es anfangs Entgleisungen; Ausnahmen bestätigen aber auch hier die Regel.

Man hätte nun erwarten sollen, daß unsere Pressevertreter im Bewußtsein, in den heute so schwierigen Verhältnissen ihr Bestes gegeben zu haben, auch offen eingestanden hätten, daß gar manches verbesserungsbedürftig sei, und daß sie daher wohlgemeinte Ausstellungen ruhig hingenommen hätten, womöglich mit dem Gelöbnis nachzuholen und zu reformieren, wo es nottut. Statt dessen hat ihr offizieller Sprecher auf der Berliner Tagung einen teilweise ja etwas subjektiven Tadel Karl Büchers recht übel genommen und unnötig scharf glossiert.

Und doch ist es nicht angängig, Büchers Schrift* mit ein paar Seitenhieben, die ihr gar nicht gerecht werden, abtuen zu wollen. Das Buch ist aus der schmerzlichen Erkenntnis geboren, daß unsere der Nachrichtenvermittlungen von und nach dem Auslande dienenden Organisationen tatsächlich in dem heutigen Völkerringen versagt haben. Derselben resignierten Stimmung sind ja auch noch andere Arbeiten erwachsen, die alle zu den Wurzeln dieser betrübenden Erscheinung vordringen wollten, und deren Absicht es ist, durch den Nachweis einer Rückständigkeit an deren Beseitigung mitzuhelfen.

---

* K. Bücher, Unsere Sache und die Tagespresse. Tübingen, Mohr (Siebeck) 1915. 1 Mark.

Karl Bücher ist zweifellos ein ernst zu nehmender Kenner der Presseverhältnisse und daher auch ein berufener Kritiker. Wenn ihm auf jener Tagung zu Berlin vorgeworfen wurde, nicht ‚die entfernteste Ahnung von dem innersten Wesen, von der Seele der Presse zu haben‘, so trifft dieses Urteil arg daneben. Bücher hat die Forderung aufgestellt, daß die Zeitungen ‚mäßigend auf die entflammten Volksleidenschaften‘ einwirken müßten. Hätten sie das getan, wären wir nicht schlechter gefahren. Flammende Worte findet er über die englische und französische Presse. ‚Der einzige Unterschied zwischen beiden liegt nur darin, daß die Engländer mit bewußter Bosheit die abscheulichsten Lügen verbreiten, während die französische Presse in eine Art von hysterischen Wutzustand verfällt und in diesem alle Haltung und Selbstbeherrschung verliert.‘

Daß wir diesen Wall von Lüge und Verleumdung, der von unseren Gegnern rings um uns aufgetürmt war, nicht mehr in diesem Kriege ganz zu durchbrechen vermögen, daran ist Mangel an vorbereitender Organisation schuld. Das läßt sich so rasch nicht nachholen. Was sich bessern ließ, ist emsig geschehen, manchmal im Übereifer das Ausland aufzuklären, sogar zu viel.

Nach dem Kriege muß manches anders werden. Eine wesentliche Reform wird einzusetzen haben bei dem Kapitel: Nachrichtendienst. Um das Monopol von Havas und Reuter zu brechen, schlägt Karl Bücher eine internationale Vereinbarung unter den Zeitungen aller Länder vor nach dem Muster der nordamerikanischen ‚Associeted Preß‘. Man möchte aber auch wünschen, daß unsere angeseheneren Blätter mehr den ausländischen Markt aufsuchten und ihn nicht dem Berliner Tagblatt und dem Simplizissimus überließen. Was das Ausland aus diesen Quellen für Begriffe über Deutschland und die deutsche Kultur schöpfte, das hat sich wahrhaftig bitter genug gerächt.

Ferner verlangt Bücher Enteignung der Kabelgesellschaften und Neutralisierung des ganzen Telegraphendienstes. Wir fügen den Wunsch hinzu, der schon im Hochland XII. Jahrg. S. 672 (Meister, das Weltkabelnetz) ausgesprochen wurde, daß England als Entschädigung für die Verunglimpfung unserer Ehre durch seine Kabel beim Friedensschluß die Auslieferung wichtiger Kabel aufgezwungen werden müßte. Ähnlich äußerte sich auch P. D. Fischer, der internationale Nachrichtendienst und der Krieg.*

Zu scharf dünken mir Büchers Worte über die Haltung unserer deutschen Presse während des Krieges, denn wir müssen seinen allgemeinen Satz: ‚Die Presse hat in allen Ländern ohne Ausnahme sich den Anforderungen des Krieges nicht gewachsen gezeigt‘, doch auch auf Deutschland beziehen. ‚Sie hat‘, fährt er fort, ‚ein beschämend geringes Bewußtsein von ihrer Pflicht offenbart, der Wahrheit, und nur der Wahrheit zu dienen.‘

---

* Vgl. auch Meister, Kabelkrieg und Lügenfeldzug. Münster, Borgmeyer 1914. M. –.50.

Gegen dieses Urteil hat denn auch der Verband der rheinisch-westfälischen Presse in einer am 29. Mai 1915 zu Düsseldorf tagenden Vorstandssitzung Einspruch erhoben. In der Tat ist anzuerkennen, daß unsere Presse von dem besten Willen beseelt ist, und daß sie — wie es in diesem Proteste heißt — ‚von Tag zu Tag aus warmem Herzen und mit einem unermüdlichen Aufgebot geistiger Kräfte die einheitliche, patriotische öffentliche Meinung ausspricht, die Zuversicht, das Vertrauen und den Opfermut wach- und hochhält, die Schatten des Pessimismus verscheucht und im Interesse des Vaterlandes die schwerste Entsagung ausübt, die dem Politiker auferlegt werden kann'. Aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß bei all diesen guten Absichten viele überflüssige Geistlosigkeiten und triviale Tiraden uns besser erspart worden wären.

Aber da spricht ja auch das individuelle Können mit. Und deshalb tritt auch Bücher für eine umfassendere Vorbildung zum Presseberuf ein. Er entwirft einen ‚Studienplan zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde', und er hat inzwischen an der Universität Leipzig eine Anstalt ins Leben gerufen, die den Nachwuchs der deutschen Journalisten vorbilden soll.

Ob dies der richtige Weg ist, das ist doch noch zweifelhaft. Mehr akademische Kenntnisse in den Staatswissenschaften, Nationalökonomie, Geschichte, modernen fremden Sprachen, Kunst- und Literaturgeschichte, Handelswissenschaft u. a. müssen unbedingt angestrebt werden, aber man lasse doch die Wahl der Hochschule ganz frei. Ein Institut, wie es hier vorgeschlagen ist, läuft Gefahr, zu einer Drillanstalt zu werden. Man verlange Universitätsstudium und den Nachweis von Wissen durch Examina. Heute schon hat eine große Zahl der Schriftleiter bedeutenderer Tagesblätter akademische Bildung; hier helfe man nach, und gestalte man weiter.

Polemische Schärfen hat ein Schriftchen von F. Leiter* vermieden, das die Zeitung im Kriege und nach dem Kriege einer mehr systematischen Besprechung unterzieht. Wer sich orientieren will, wie die Zeitung sich in die Rüstungsorganisation des Staates einfügt, der wird hier finden, was er sucht. Auch hier ist das Ergebnis die Erkenntnis, daß längst hätte mehr für das Pressewesen geschehen müssen, und daß diese Versäumnis wettgemacht werden muß.

Ist doch schon vor einem Jahrzehnt und seitdem wiederholt im Deutschen Reichstag die Verbesserung des Nachrichtendienstes angeregt worden. Immer ohne Erfolg. Es wurde einmal ausgerechnet, daß $1\frac{1}{2}$ Millionen jährlich nötig seien, wenn etwas Ersprießliches geleistet werden soll. Die Nennung einer solchen Summe genügte, um das Projekt gar nicht aufkommen zu lassen. Und doch hätten noch reichlichere Aufwendungen sich trefflich verzinst! Die Lügenfabrik Havas-Reuter hätte den Ländern im fernen Ausland nicht so handgreifliche Unwahrheiten über uns auftischen können, wenn sie vorher die Deutschen im richtigen Lichte gesehen hätten.

* F. Leiter, Die Zeitung in und nach dem Kriege. Wien, M. Perles 1915. 1 M.

Gegen den lang vorbereiteten Lügenfeldzug sind jetzt, als man die Wirkung der vergiftenden Aussaat bei den Neutralen erkannte, wahrscheinlich viel größere Summen ausgegeben worden. Aber der Nutzen steht jetzt wohl nicht mehr im richtigen Verhältnis zu den Anstrengungen. Die Aktion kam zu spät.

Etwas utopisch klingt ein Mittel, das Leiter empfiehlt, um in Zukunft die Völkerverhetzung durch eine irregeführte Lügenpresse zu vermeiden. Gleich Gustav v. Pacher,* von dem er wohl den Gedanken entlehnt hat, erwärmt er sich an der uns allzu idealistisch dünkenden Vorstellung, daß ‚ein internationales Kollegium machthabender Vertreter einflußreicher Preßorgane' wie ein internationaler Areopag eine Überwachung der Presse aller Länder durchführen sollte mit der Aufgabe, darauf zu achten, daß die Völker nicht durch die Zeitungen gegeneinander voreingenommen oder gar feindlich gesinnt würden. v. Pacher hat sich diese Beaufsichtigungskörperschaft gedacht als eine Vereinigung von etwa einem halben Hundert ‚aus der Wahl der Gesamtheit aller den Völkerfrieden ehrlich erstrebenden Parlamentariern' des ganzen Erdkreises. Es sollen die ‚erleuchtetsten unter den erleuchteten Beurteilern der politischen Kardinalfragen Europas' sein, sie sollen eine Auslese darstellen ‚des den Frieden und die Gerechtigkeit suchenden Teiles der europäischen Menschheit'. Ein solches neutrales Forum von unbestrittenem Ansehen sei der Ort, wo die Minengänge aufgedeckt werden müßten, mit denen schon in Friedenszeit ein Krieg vorbereitet würde; hier müßten Verleumdungen einer skrupellosen Geschäftsjournalistik untersucht und zurückgewiesen, die moralischen Urheber, die dunkeln Hintermänner aufgedeckt und vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt werden.

Uns scheint da etwas schier Unmögliches vorgeschlagen zu sein. Wenn internationale Friedenskongresse, Friedensliga, interparlamentarische Vereinigung und andere bisherige Unternehmungen der internationalen Verständigung angesichts der panslavistischen Aggressionspolitik, der französischen Revanchesucht und des englischen Konkurrenzneides so kläglich versagten, so wird auch diese Presseüberwachungskörperschaft den erhofften Erfolg nicht haben. Gesetzt den Fall, daß ein solches Forum Kritik üben würde an der Haltung eines Blattes, so würde dieses entrüstet seine Unschuld beteuern, wie ja heute England, Rußland und Frankreich ihre Schuld am Weltkrieg mit so lauter Stimme leugneten, daß sie in der Tat bei einigen harmlosen Neutralen Glauben fanden. Man glaube doch nicht, daß etwa die Londoner Presse des Lord Northcliffe durch eine Rüge dieses Ausschusses wirksam bestimmt werden könne, die selbst durch das liberale Ministerium in England nicht ganz im Zaun gehalten werden konnte. Die im geheimen den Krieg schürenden Politiker würden sich aber von einem solchen Pressetribunal gewiß nicht beirren lassen, sondern höchstens zu größerer Vorsicht

* G. v. Pacher. Die Dreiverbandspresse, ihr Anteil an der Kriegsentfachung und ein Weg zu ihrer Bekämpfung. Leipzig. Hirzel 1915. 1 M.

und Heimlichkeit veranlaßt werden. Man wird auch weiter offiziell ableugnen und im stillen die Verhetzung weiter patronisieren. Uns scheint es daher ein frommer aber aussichtsloser Wunsch zu sein, daß die politische Moral der Völker durch das Läuterungswerk einer solchen Körperschaft auf eine höhere Stufe gehoben werden kann. Und wer garantiert denn die Unparteilichkeit einer solchen Beurteilungskommission?

Die wichtigsten Instrumente des Weltbetrugs sind erwiesenermaßen Havas und Reuter. Auch unsere deutsche Presse ist bisher in Friedenszeiten stark beeinflußt gewesen von den Auslandsberichten dieser beiden Nachrichtenbureaus. Deshalb muß vor allen Dingen die Parole lauten: ‚Los von Reuter und Havas!' Dies wird eingehend von Rotheit* begründet und als Heilmittel ebenfalls eine freie Pressevereinigung vorgeschlagen, wie sie Bücher schon in Anregung gebracht hatte. Unnötigerweise erhält die sonst beachtenswerte Arbeit eine scharfe Spitze gegen Industrie und Kapital. Die ‚Gesellschaft zur Förderung des deutschen industriellen Ansehens im Auslande' hat nämlich schon praktisch Hand anzulegen begonnen, natürlich in erster Linie vom wirtschaftlichen Interesse ausgehend. Es soll schon eine erhebliche Summe zusammengebracht worden sein — und man muß dieser Tatsache unseres Erachtens Anerkennung zollen, auch wenn das bisher tatsächlich Geschehene vielleicht etwas aufgebauscht worden ist. Statt dessen wird die Tätigkeit dieser Gesellschaft von Rotheit verdächtigt und ihr mit dürren Worten vorgeworfen, daß alles verkehrt sei, was sie gemacht habe und noch beabsichtige. Hier ist wieder einmal Gelegenheit, zum gegenseitigen Sichverstehen und Handreichen zu raten. Vor allem aber keine Zersplitterung der Kräfte! Industrie, Presse und Regierung müssen zusammengehen und gemeinsam das Nachrichteninstitut der Zukunft begründen. Wie diese Kombination zu lösen ist, das bedarf naturgemäß reiflicher Überlegung und dürfte heute noch nicht spruchreif sein.

Drastisch zeigt Paul Dehn,** wie die Engländer seit Jahren planmäßig ihren Pressefeldzug vorbereitet haben. Und wir haben das nicht beachtet! Oder wir haben geringschätzig darüber hinweggesehen. Somit sind wir mit daran schuld, daß wir in der ganzen Welt bei Ausbruch des Krieges als der Störenfried galten. Warum haben wir nicht die Auslandspresse, insbesondere die englische, überwacht und, wo es nötig wurde, immer wieder über unsere guten Absichten und unser Recht aufgeklärt? Statt dessen haben wir uns selbst durch das Wolffsche Bureau, das von Havas und Reuter abhängig war, über das Ausland falsch unterrichten lassen. Mit Recht erhebt Dehn die Forderung, daß wir auch nach diesem Kriege alle aus englischer Quelle stammenden Nachrichten mit äußerstem Mißtrauen ansehen.

Wir haben gekrankt an einer Überschätzung des Auslandes, die besonders durch die linksgerichtete Presse vom Schlage des ‚Berliner Tageblattes' neu

* Rud. Rotheit, Die Friedensbedingungen der deutschen Presse. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht 1915. M. 1.50.

** Paul Dehn, England und die Presse. Hamburg, Deutschnationale Buchh. 1915.

belebt wurde. Das wurde uns im Auslande selbst nur als Schwäche ausgelegt. ‚Engländer und Franzosen wurden in dem Glauben an die Überlegenheit ihrer Kultur bestärkt.‘

Lassen wir uns ruhig diesen unerbittlichen Spiegel vorhalten, und lernen wir daraus! Dehn leuchtet hinein in die systematische Pressemache Englands; er zeigt, welche Technik unsere Gegner anwandten, um uns in aller Welt zu verleumden und ins Unrecht zu setzen. Dieses Treiben würden wir in der Zukunft mehr beachten und rechtzeitig niederkämpfen müssen. Wir waren diesmal militärisch und finanziell gerüstet, seien wir es in Zukunft auch journalistisch!

Ein Bekenntnis / Von A. Meyenberg

Im Augustheft dieser Monatsschrift hat J. Mumbauer an unseren ‚Zeichen der Zeit‘ (Räber, Luzern 1914, 335 S.) scharfe Kritik geübt. Man lernt zweifellos von jeder Kritik. Reifliche Überprüfung der Sache — wir schreiben diese Zeilen absichtlich erst jetzt nach Monaten — lassen uns jedoch Grundton und Grundrichtung der Mumbauerschen Ausführungen als ungerechtfertigt erscheinen.* Darüber urteile ein jeder Leser der angezogenen Schrift selbständig. Wir haben nicht dreinzureden. Wir bitten aber recht weite Kreise, eine strenge, gegenständliche Prüfung selbst anzustellen. Nur einen Gedanken über den Zweck der Schrift erlauben wir uns hier anzufügen. Die Schrift ist eine philosophisch-theologisch-biblisch-kulturelle Betrachtung über Krieg, Frieden, Vorsehung, wie über Lehre und Wegweisung Jesu Christi in diesen großen Fragen. Sie ist aus unserer innersten Überzeugung, aus unserm Denken, Wollen und Fühlen geboren. Sie betrachtet die Wehen und das Große des Krieges, die Duldertugenden wie die glänzenden Tugendtaten der Kraft und Stärke dieser Tage. Wesentliches vermöchten wir nicht an ihr zu ändern. Die Schrift will nicht eine Beurteilung der Geschichtsereignisse des Weltkrieges sein: Wer solche Gedankengänge von uns verlangt, findet sie in Folge-Aufsätzen der ‚Schweizerischen Kirchen-Zeitung‘ unter dem Titel: Zusammenhänge.

Was uns hier zu einem Bekenntnis drängt, ist die Beobachtung, daß Mumbauer unser Neutralitätsempfinden durchaus irrtümlich auffaßt und die Beurteilung unserer Schrift ganz in dieses Licht gestellt hat. Es ist uns überdies — Bedürfnis, uns einmal über schweizerische Neutralität im Ausland aussprechen zu können.

Wir haben in der deutschen Schweiz großes Verständnis für die schweren Tage und die Riesenarbeit Deutschlands und Österreichs. Verstand und Herz verfolgen alles. Wir bewundern die Vereint-, Genauigkeits- und Voll-

---

* Johannes Mumbauer erklärt, ‚im Interesse des Friedens einstweilen auf eine Gegenäußerung verzichten‘ zu wollen, behält sich aber vor, später auf die Sache zurückzukommen. D. R.

kommenheitsarbeit Deutschlands. Wir freuen uns über die religiös vaterländischen Blutwellen, welche Deutschland und Österreich durchfluten und sie zu staunenswerten Plänen und Leistungen befähigen. Das öffentliche Gottesbekenntnis dieser Länder bei all' ihrer ungeheuren Eigenarbeit, das beständige Herabflehen des göttlichen Segens, die Einsicht, daß auch Sühne notwendig ist in so furchtbaren Tagen, erbauen uns, rühren uns. Wir sehen in diesen öffentlichen Bekenntnissen auch eine Gewährleistung eines ganz besonderen Völkersegens.

Dabei muß aber ein schweizerischer Schriftsteller auch vom Auslande ein volles nüchternes Verständnis für die schweizerische Neutralität erwarten und verlangen. Hierzu eine Aussprache!

Daß dies Verständnis nicht fehlt, beweisen uns z. B. eine sehr wohlwollende Rezension der ‚Kölnischen Volkszeitung' Nr. 544 vom 7. Juli 1915, die unsere Schrift: ‚Zeichen der Zeit' zugleich mit jener von Bischof Faulhaber und Prälat Mausbach besprach, sowie viele Zuschriften und Urteile aus Deutschland und Österreich vor und nach der erwähnten Kritik.

Wir vermeiden hier bei unserer Aussprache absichtlich die Unterscheidung zwischen politischer und moralischer Neutralität. Die letztere Münzung kann recht mißverstanden werden. Wir sprechen uns unmittelbar aus, ohne uns um jene Münzung und Prägung zu bekümmern.

Die schweizerische Neutralität entstammt wurzelhaft der geordneten Liebe eines Volkes zu sich selbst. Auch nach dem Evangelium ist die Selbstliebe Vorbild der Nächstenliebe. Geordnete Selbstliebe ist eine hohe und heilige Pflicht. Wenn alle Bürger eines Staates sich als ein Ganzes, das einen erhabenen Zweck zu erfüllen hat, fühlen, dann lebt auch gleichsam ein Verstand, ein Wille, in einem gewissen Sinne eine Volksseele im Vaterlande. Man kann so von der Selbstliebe eines Volkes und von seinen Eigenrechten sprechen. Die schweizerische Neutralität ist nun nicht ein künstliches Gemächte. Die politische Nichtanteilnahme der Schweiz für diese oder jene Kämpfenden der Weltgeschichte ist ein langsam und stetig gewachsenes Gebilde der Natur. Sie ist aus der eigenartigen Lage unseres Vaterlandes, aus der Geschichte von Jahrhunderten und aus den allseitigen Bedürfnissen der Gegenwart herausgewachsen. Sie ist ein Pufferstaat zwischen Europas Großmächten geworden. Durch geschichtliche Notwendigkeit und unsern eigenen Willen, der die Zeichen der Zeit verstand, sind wir allmählich zu dem geworden, was wir mitten im Zusammenwirken und im Kampf der Völker sind und bedeuten. Die Schweiz ist auch aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt. Sie ist ein glänzendes weltgeschichtliches Beispiel: daß nicht allein das Nationalitätenprinzip staatenbildend wirkt, daß vielmehr auch Vereinigungen verschiedener Nationen und Sprachen glückliche staatliche Gebilde schaffen können. Beobachtet nicht eben auch die Welt, wie das österreichische Vielgebilde in den Wehen des Weltkrieges auf lohender Esse zu neuer glanz- und machtvoller Einheit und erfolgreichster Tätigkeit geschmiedet wird? Was aber als unsere Eigenart aus Natur und

Geschichte geboren ist, was wir selbst so hoch einschätzen, müssen wir in erster Linie hegen und pflegen. Es ist zweifellos, daß die Zusammensetzung der Schweiz aus verschiedenartigen Nationalitäten und Sprachen auch ganz verschiedene kulturelle Zuneigungen und Strömungen in unserm Vaterlande verursacht. So hegen wir in der deutschen Schweiz großes Verständnis und warme Liebe zu den Erscheinungen und zum Gesamtleben der deutschen Kultur: das ist für uns ganz selbstverständlich. Die Anteilnahme an den Schicksalen und Arbeiten der deutschen Länder ist im Kriege nicht gemindert worden. Wir erinnern uns auch immer mit Freude, Selbstbewußtsein und Dankbarkeit an das große Verständnis, das man in Deutschland und Österreich der schweizerischen Kulturarbeit entgegengebracht hat. Wir Schweizer Katholiken insbesondere haben leuchtende Gründe, die uns in inniger Freundschaft mit den deutschen Katholiken verbinden. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch die französische Schweiz naturnotwendig lebhaftes Verständnis und Zuneigung zum Kulturleben Frankreichs empfindet. Die italienische Schweiz ist durch Sprache, Literatur und Landeseigenart dem Geiste Italiens und seiner Kultur innig verwandt. Wir hegen und pflegen überdies noch die romanische Sprache in unserem Lande, die einen ganz eigenartigen Übergang von deutscher zu welscher Kultur vermittelt. Diese verschiedenen kulturellen Strömungen wurden auch im Weltkriege nicht ertötet. Man kann sie überhaupt nicht ertöten. Man kann die Natur nicht vernichten. Nun aber müssen diese verschiedenen Nationalitäten und Sprachen in unserem Lande einem großen Staatszweck, einem großen weltgeschichtlichen Zwecke dienen. Da lebt nun die Pflicht der geordneten Selbstliebe, der zartesten Sorge für das Eigenrecht mächtig im Vaterlande auf. Unsere erste Aufgabe ist es: den Zusammenschluß und die Einheit der verschiedenen Nationalitäten in unserem Vaterlande in dieser furchtbaren Zeit des Weltkrieges und des Gegensatzes der Nationalitäten mit Macht und Kraft zu erhalten, zu fördern und einer freudigen Zukunftsentwicklung entgegenzuführen. So wird es für uns heilige Pflicht, auch die Zuneigungen zur Kultur, zur Politik wie zu den freudigen Siegen und schweren Leiden des befreundeten Auslandes von einer gewissen Rücksichtnahme auf die verschiedenen Nationalitäten unseres eigenen Landes mäßigen zu lassen und die eine und andere Aussprache zurückzudrängen. Der deutsche Schweizer darf bei allen kulturellen Zusammenhängen und Freundschaften mit Deutschland und Österreich nicht vergessen, daß ihm der welsche Eidgenosse politisch-bürgerlich näher steht als alle Freunde des Auslandes; er darf es nicht übersehen, daß der französische Landesteil mit zum Wesen der Eidgenossenschaft gehört, daß er um keinen Preis entbehrt werden darf, daß nur mit ihm die berechtigte Eigenart der Schweiz sich voll zu entfalten vermag. Der französische Schweizer darf umgekehrt nicht übersehen, daß eine schwere Pflicht ihm obliegt, seine Zuneigungen zur französischen Kultur und zum französischen Volksganzen so zu mäßigen, daß seine Aussprachen nicht den Deutschschweizer verletzen und den Frieden im Lande gefährden

oder das Ausland sarkastisch beleidigen. Der französische Schweizer soll ferner nicht vergessen, daß die deutsche Schweiz die menschliche Schöpferin unseres Vaterlandes war, daß unser französisches Volk ohne jene Urschöpfung der deutschen Schweiz nur eine kleine Provinz Galliens wäre, jetzt aber ein bedeutendes wesentliches Stück unseres schweizerischen Sonderstaates bildet. Der Franzose wie der Italiener müssen sich stets bewußt bleiben, daß die deutschen Miteidgenossen ihm näher stehen als alle kulturellen Freundschaften des Auslandes. Nicht Grundsatzlosigkeit bedeutet diese Neutralität, nicht Empfindungslosigkeit für Recht und Unrecht, nicht eine ‚kalte Hand' für die Freunde im Auslande; nicht ist sie ‚des Teufels'. Sie wahrt sich eine freudige Teilnahme für Recht und Gerechtigkeit. Wir selber dürfen diesbezüglich auf unsere Aussprachen in der ‚Schweizerischen Kirchenzeitung' verweisen. Sie fordert und fördert aber — um eine schöne Münzung Leos XIII. zu gebrauchen — eine stete heilige Rücksichtnahme auf unser eigenes Land, auf die vielen Nationalitäten in eben diesem Lande und auf den Nationalitätengegensatz, der sich so furchtbar im Weltkrieg ausgebildet hat. Neutralität ist ein gewisses Maßhalten in der Beurteilung des Weltkrieges und der Weltereignisse. Kriegführende Völker haben im blutigen Weltkonzert aus Pflicht das Fortissimo zu spielen — uns bleibt von der Vorsehung beschieden, ein gewisses pflichtiges Maßhalten der Beurteilung und auch der Aussprache unserer Zuneigungen zu beachten. Wir erreichen damit vielleicht auch eine gewisse Gegenständlichkeit in der Beurteilung des wirklich Guten bei allen Nationen. Wir können nicht kühnen Ganzverurteilungen zustimmen; wir dürfen uns nicht verfeinden. Die Nächstenliebe wird also auch bei uns durch die Selbstliebe geregelt, die Rechtsbetrachtung nach außen durch die Wahrung des Eigenrechtes, der Sonderart. Schwer verletzt würde der Geist der Neutralität durch Spott und Hohn, durch Beleidigung und Sarkasmus gegen irgendwelche Nation des Auslandes. Vollen Besitzfrieden gibt es freilich nur bei Gott im Jenseits. Hier auf Erden haben wir — Wanderfrieden. Und auch auf unserer hochufrigen Friedensinsel der Schweiz sind gewisse Ausschreitungen nach dieser und jener Hinsicht vorgekommen. Die Schweiz als solche und ihre obersten Behörden haben in leuchtender Weisheit und mit starker Hand, unterstützt auch durch ein Heer, das sich die Achtung von ganz Europa erworben hat, die Neutralitätspflichten makellos ausgeübt. — Wir dürfen die pflichtige Haltung des Schweizers auf Grund seiner Neutralität im kleinen geradezu mit der Stellung des Papstes Benedikt XV. vergleichen, der über alle seine Urteile hinsichtlich Glück und Unglück, Recht und Unrecht der Völker aus goldener Schale die Lichtflut einer heiligen Zurückhaltung und weisen Rücksichtnahme über solche ausgießt. Das Ausland wird ab und zu begreiflicherweise an einer gewissen Zurückhaltung des schweizerischen Urteils sich stoßen. Wir ertragen als Verkoster der unvergleichlichen Gottesgabe des Friedens gerne Kritik und scharfe Kritik ohne Empfindlichkeit, während unsere Freunde im Ausland mit Blutströmen und Riesenarbeit den Platz an der Sonne

sich wahren und erobern müssen. Aber es werden doch die Tage des Kriegsendes und der Friedensstiftung kommen, und dann wird man von allen Seiten her aufs neue die weltgeschichtliche Bedeutung der Schweiz erkennen, und auch in einem gewissen Sinne die Vorbildlichkeit eines kleinen Landes, das verschiedene Nationalitäten zu einem kräftigen Staatsganzen zu verbinden vermag. Man wird dann einsehen, daß draufgängerische Freundschaften der Schweizer mit politischer Einseitigkeit die Schweiz auseinandergerissen und dem Auslande den schlechtesten Dienst geleistet hätten.

Neutralität ist eine gewisse Gegenständlichkeit. Sie verleiht dem Beobachter und Schriftsteller einen gewissen geschichtlichen Blick, ein gegenständliches Urteil über Recht und Unrecht, Not und Notwehr, Rechtsbruch und Rechtsstreit. Die Kämpfenden haben die Aufgabe, zunächst ihre ganze Persönlichkeit und ihre ganze Kraft einzusetzen für die blutige Aufgabe, die sie in Weisheit und Vaterlandsliebe sich gesetzt haben. Wir haben in einem neutralen Lande gleichsam die Pflicht tieferer moralischer Beurteilung und Betrachtung in Ruhe, in der Ruhe der Weisheit und in der Selbstüberwindung einer heiligen Rücksichtnahme. Nicht selten erkennt auch der Neutrale, daß die Kriegsfälle und Zwischenfälle oft doch viel verwickelter sind, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Darum müssen es auch fremde Nationen begreifen, wenn wir Schweizer über gewisse Fälle ein offenes Urteil wagen und in anderen Fällen vielleicht viel rückhaltender sind, als man im Auslande erwarten würde. Erfüllt unsere schweizerische Schriftstellerei und Presse ihre neutrale Aufgabe einigermaßen auf der Zinne der Zeit — durch tieferes Graben mit geschichtlichem Weitblick — durch maßvolle Beurteilung von Recht und Unrecht trotz Freundschaft und Zuneigung —, dann wird sie später zu einer gewissen Hochwarte, auf die viele hinblicken, und ein Quellenland für die geschichtliche Forschung über den Riesenkrieg. Anderseits dürfen aber auch die Schweizer nicht vergessen, daß der Kriegführende oft in die Wirklichkeit der rauhen und schweren Verhältnisse viel tiefere und genauere Einblicke besitzt, als er vielleicht eben zu beweisen vermag oder aussprechen darf. Wir wollen nicht vergessen, daß es leichter ist, eingewickelt in die Baumwolle des Friedens, kritische Urteile zu fällen, als den gordischen Knoten der Wirklichkeit zu lösen oder zu durchhauen. Prächtig mahnt der Weiheritus der Kirche den Einsprecher oder Kritiker des zu Weihenden, den sie zur offenen Aussprache auffordert: er möge immer eingedenk sein seiner eigenen Lage: memor sit conditionis suae! Diese Mahnung gilt auch uns. Andererseits wird man erst später allüberall im Ausland erkennen, wie aufrichtig und warm gemeint mancher Unterton war, auf den man in der Kriegszeit nicht hinhorchen wollte.

Vaterlandsliebe ist eine hohe Tugend. Erhaben übersteigt sie Privatwohl und Privattätigkeit. Sie ist nach Thomas von Aquin ein Abbild der Anlage des Menschen und seines inneren Dranges nach dem höchsten Gut. Darum haben sich auch Religiosität, Vaterlandsliebe und kriegerischer Geist für eine gerechte Sache im Laufe der Weltgeschichte so oft zu wunderbarer

Einheit verbunden. Leo XIII. sagt: daß die Blüte und die Kultur des irdischen Staates, der durch das Zusammenleben der Sterblichen geadelt und verschönert wird, geradezu ein Abbild von dem Glanz und der Pracht des himmlischen Reiches ist. Vaterlandsliebe ist innig verbunden mit Nationalgefühl. Auch Nationalgefühl ist etwas Feines, Zartes und Mächtiges zugleich. Aber wer wollte leugnen, daß nicht das Nationalgefühl die Staudämme der Vaterlandsliebe durchbrechen und zu einer verderblichen Flut werden kann? Wer wollte leugnen, daß das Nationalgefühl nicht narkotisch zu wirken vermag? Man denke nur an gewisse Verleumdungsfeldzüge in diesem Weltkriege. Aufgabe eines neutralen Landes, das aus verschiedenen Nationalitäten sich zusammensetzt, ist es, in einem derartigen Weltkriege überschäumendes Nationalgefühl auch mit eigener Selbstüberwindung zum Wohle des eigenen Vaterlandes zu meistern. So kann auch gerade die Schweiz im Laufe des Weltkrieges nicht auf einmal, aber nach und nach zu einem mächtigen Dammwerk werden gegenüber allen Verleumdungsfeldzügen und zu einer Straße der Verständigung nach großen Entscheidungen.

Es wäre eine reizende Aufgabe, zu zeigen, wie Israel, der Gottesstaat des Alten Testamentes und der Pufferstaat zwischen den Großmächten Asiens und Afrikas, zwischen Assyrien und Babylon, und wieder zwischen Babylon und Ägypten, dann wieder zwischen dem Seleukidenreiche und dem neuen Ägypten der Ptolemäer, endlich auch in den Weltkriegen der Römer, sich als neutraler Staat entwickelt hat oder nach Gottes Willen entwickeln sollte, sich bewährte und nicht bewährte, auch immer und immer wieder von seinen Propheten und großen Männern gemahnt wurde, ruhig im Lande zu bleiben, keine unvorsichtigen Bündnisse zu schließen — weder mit Ägypten noch mit Babylon politisch zu liebäugeln. In einer erschütternden Folge von Ereignissen, die schließlich in die babylonische Gefangenschaft mündeten, haben sich die Neutralitätsbrüche Judas zu dessen eigenem Verderben ausgewachsen. Die Bibel vergleicht den Neutralitätsbruch Israels mit einem Weinstock, der seine Wurzeln ausreißt, nach oben streckt, dem ägyptischen Adler entgegen, der über ihm fliegt. Jahwe, der Herr der Heerscharen, wird diesen unnatürlichen Weinstock ausreißen, ihn nach Babylon schleppen lassen, ihn in ein fremdes Land verpflanzen.

Wir glauben mit diesem Bekenntnis der Neutralität eine Pflicht erfüllt und ein Mißverständnis verhütet zu haben.

Am meisten aber möge die internationale ernste Caritasarbeit unseres Vaterlandes dem Ausland den eigenartigen Wert der schweizerischen Neutralität erweisen; ihr politischer Wert liegt vor aller Augen offen.

Aus unserer Eigenart, Eigenaufgabe, politischer Unabhängigkeit und Nationalitätenverschiedenheit in dem engen Lande heraus, das wir so heiß lieben, versuche man uns zu verstehen.

Eine chemische Arbeit von Görres

Von Robert Stein

Görres kam — laut einem Briefe vom 6. Frimaire VIII an seine Braut — Ende Brümaire (November 1799) in Paris an. In demselben Monat Brümaire erschienen in Paris die ersten Teile eines eigenartigen Leitfadens der Chemie, nämlich der Tableaux synoptiques von Fourcroy. Diese Tabellen waren die übersichtliche Zusammenstellung der damaligen chemischen Kenntnisse nach der neuen Lavoisierschen Lehre, an deren Ausbau und Einführung Fourcroy wesentlichen Anteil hatte. Er galt überhaupt als der berühmteste Chemieprofessor von Paris und also von Frankreich; und die ‚französische Chemie‘, wie auch Goethe in den Annalen 1794 und in dem Briefe vom 28. April desselben Jahres schreibt, war damals die erste; neben Lavoisier dem großen Forscher steht Fourcroy der große Lehrer.

Görres hat sich bei seiner Neigung und seinem Eifer für Naturwissenschaften — war er doch auch schon zum Physiklehrer ernannt — es nicht entgehen lassen, den berühmten Fourcroy zu hören. Jedenfalls hat er nach seiner Rückkehr in die Heimat eine eigene deutsche Übersetzung jener Tableaux synoptiques herausgegeben unter dem Titel: Synoptische Tabellen über den ganzen Umfang der Chemie, als Leitfaden für die Vorlesungen über die Wissenschaft in den Schulen von Paris. Von A. F. Fourcroy, Mitglied des National Instituts, Staatsrath, Professor der Chemie am Museum der Naturgeschichte, an der Polytechnischen Schule und an jener der Medizin. — Aus dem Französischen übersetzt. — Koblenz, bey Bürger Lassaulx Nr. 402, Jahr IX.*

Görres hat also seinen Namen bescheidenerweise nicht auf den Titel gesetzt, nur seine Vorrede hat er unterzeichnet (‚J. Görres‘). Seine gewandte Übersetzung erhellt aus einem Vergleich mit dem Titel Fourcroys: ‚Tableaux synoptiques de chimie. — Pour servir de résumé aux leçons données dans les écoles de Paris . . .‘ Der ‚Bürger Lassaulx‘ ist nur als Verleger so republikanisch-bürgerlich; als Schwiegervater machte ja Herr Johann Adam von Lassaulx bei Görres' Brautwerbung seinen Adel nachdrücklich geltend. Es erschienen übrigens noch eine Reihe weiterer Schriften von Görres bei Lassaulx bzw. bei dessen Nachfolger und anderm Schwiegersohn C. Pauly, vor allem der Rheinische Merkur. — Nr. 402 ist natürlich die Hausnummer; das republikanische Jahr IX umfaßte die Zeit vom 22. September 1800 bis zum 21. September 1801.

---

* Über Fourcroy und seine Werke, insbesondere über die Tableaux synoptiques, habe ich Ausführliches im letzten Heft der ‚Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften‘ mitgeteilt; hier möchte ich noch ergänzen, daß sein berühmtes zehnbändiges Système des connaissances chimiques (1801) sofort von der Herzoglichen Bibliothek in Weimar angeschafft und von Goethe am 21. Januar 1801 entliehen wurde. Die letzten der synoptischen Tabellen erschienen mit der Vorrede vom 1er germinal VIII (22. März 1800), und gerade in diese Erscheinungszeit fällt Görres' Pariser Aufenthalt.

Ein merkwürdiges Geschick hat über dieser chemischen Arbeit von Görres gewaltet. Auf der Freundesseite wird sie ungenau angegeben oder ganz vergessen; auf der andern Seite wird nur sie von den deutschen Übersetzungen der Tableaux synoptiques genannt. Und doch erschienen — ein weiteres Zeichen für Fourcroys Bedeutung — fast gleichzeitig mit unserer Ausgabe, zwei andere in deutscher Sprache, nämlich von dem Arzte Dr. Heidmann (Wien 1800—01) und von Eschenbach, dem Chemieprofessor der Universität Leipzig (1801).

Nur die Görresche Arbeit wird genannt in dem Fourcroy-Artikel von Ersch-Grubers Real-Enzyklopädie und von Meyers Konversationslexikon, sowie in Kaysers Bücherlexikon; dagegen fehlt ihre Angabe z. B. in Friedrichs Görres-Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie, in Herders Konversationslexikon und zumal in Schellbergs Auswahl. Wo sie aber angeführt ist, wie bei Ersch-Gruber (in den Artikeln Fourcroy und Görres), bei Sepp, in Meyers Lexikon, ist als Erscheinungsjahr 1802, als Erscheinungsort Andernach (oder gar keiner) genannt. Das scheint von der ungenauen Angabe in Kaysers Bücherlexikon herzurühren und zeigt wohl auch, daß die Schriftsteller das Werk selber nicht in die Hand genommen haben. In letzter Zeit hat — soweit ich von hier aus die Literatur übersehen kann — nur Ludovicus W. von Ahlen (Professor Dr. L. Wattendorff) die Übersetzung von Görres erwähnt und als Zeit 1801 (für Jahr IX) angegeben. Zum erstenmal geschah das übrigens in Scherers Allgemeinem Journal der Chemie, 1802 (Bd. 7 S. 95), wo wir auch Auskunft über Buchgröße und Preis erhalten, nämlich Royalfolio bzw. 1 Thlr. 8 Gr., also eine beträchtliche Größe und ein nicht geringer Preis für einen Leitfaden.

* * *

Diese Tabellenübersetzung hat für die Beurteilung von Görres eine größere Bedeutung, als man von vornherein bei einer Übersetzungsarbeit vermuten könnte. Einmal stellt sie ein Bekenntnis des naturwissenschaftlichen Görres zu der neuen Lavoisierschen Chemie dar im Gegensatz zu der falschen Phlogistonlehre Stahls; sodann hilft Görres durch sie mit an dem Werke, den wissenschaftlichen Fortschritt in Deutschland (genauer: im deutschen Sprachgebiet) einzuführen und zu verbreiten; ferner bringt er einen eigenen wichtigen Gedanken zum Ausdruck, und endlich ist die Übersetzung eines Werkes der Lavoisierschen Richtung damals mehr als eine philologische Arbeit: es ist eine chemische Leistung. Diesen letzten Punkt möchte ich zuerst erläutern. Die neue französische Schule gab nicht nur die richtige Erklärung der Verbrennungsvorgänge und darüber hinaus weiterer chemischer Erscheinungen, sie schuf auch 1787 an Stelle des alten chemischen, ja alchymistischen Kauderwelschs die heute noch gültige Sprache der chemischen Wissenschaft, natürlich nur in französischer Sprache. Im Anschluß hieran eine deutsche Nomenklatur der Chemie zu schaffen, war das Ziel der Bemühungen einer Reihe sehr an-

gesehener deutscher Chemiker, wie Girtanner, Hermbstädt, Scherer u. a. Trotzdem blieb für jeden einzelnen Naturforscher, zumal bei der Übersetzung französischer Werke, harte Arbeit genug. Das zeigen die Tabellenübersetzungen: die Wiener Ausgabe brachte der großen Schwierigkeiten wegen gar den ganzen französischen Urtext links, die Verdeutschung rechts. Die Leipziger Übersetzung — ein reines Verlegerunternehmen — half sich über die Schwierigkeiten dadurch, daß sie oft die französischen Ausdrücke in Klammern mit anführte. Aus diesen beiden Fällen erhellt wohl zur Genüge, daß nur ein fachwissenschaftlicher Mann die Übersetzung leisten konnte, und daß also Görres hier wirklich chemische Arbeit geleistet hat.

Die Bedeutung seines Bekenntnisses und sein Verdienst um die Verbreitung der neuen chemischen Lehre erklärt sich folgendermaßen: Die Umstürzung des Stahlschen Phlogistonsystems durch Lavoisier war eine Tat von der Größe der Überwindung des Ptolemäischen Systems durch Kopernikus. Aber wie bei jeder neuen Lehre gehörte zu deren Bekenntnis Überzeugungsmut, und mühsam mußten ihre Anhänger sich den Boden erkämpfen. Noch ein Jahr nach Herausgabe der Tabellen sagt Görres in der Vorrede zu den Aphorismen über die Kunst: ‚Im Kampfe sind in der Chemie Phlogistiker mit Antiphlogistikern; zu materiell ist der Sauerstoff für jene, um ihnen als letztes Prinzip zu gelten, ein Unding ist das Phlogiston für die französische Schule, weil es impalpabel dem Sinne sich entzieht.‘ Goethe, der ja auch um 1830 an dem großen Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire über die Veränderlichkeit der Arten so lebhaften Anteil nahm, verfolgte eifrig den phlogistischen Streit, wobei er sich unter Führung seines Schützlings Joh. Fr. Aug. Göttling, des Jenaer Chemieprofessors, auch auf die Seite der neuen Lehre schlug. Görres gab mit der Tabellenübersetzung sein Bekenntnis; daß er in der Koblenzer Sekondärschule das Lavoisiersche System lehrte, zeigt das Schulprogramm von 1803 am deutlichsten; aber auch sonst erkennt man es, z. B. im Programm von 1809 — eine schulgeschichtlich bedeutsame Tatsache!

Doch mehr noch als die Übersetzung und das Bekenntnis: Görres leistet auch eigenste chemische Arbeit durch einen sehr beachtenswerten Gedanken, nämlich durch Interpolation in einer Reihe bekannter chemischer Werte ein unbekanntes Glied zu suchen. Görres gibt ein Schema dazu, dessen Einzelheiten heute längst verbessert sind; aber jene Interpolation und ihre Auswertung bedeutet nicht mehr und nicht weniger als den Keim des Gedankens vom periodischen System Mendelejeffs und Lothar Meyers: chemische Eigenschaften als Funktionen chemischer Zahlenwerte zu fassen. — Im Rahmen dieser Zeitschrift muß ich auf die ausführliche Erörterung einer so rein chemischen Frage verzichten; ich gedenke sie an anderer Stelle zu geben. Hier aber mögen einige allgemein verständliche Sätze aus der Vorrede Platz finden. Görres gibt zunächst Fourcroys Vorwort wieder und fährt dann fort — jeder Satz echter Görres —:

‚Nun der Verfasser ausgesprochen hat, tritt der Übersetzer vor sein Publikum, um gleichfalls wie er ein Wort zu thun.

Musik ist die Sprache des Sinnes, und die Sprache die Musik des Geistes. Der Geist ergießt sich in Töne, und jedes seiner Produkte ist insofern ein Kunstwerk. Die Produkte eines fremden Geistes in irgendeiner Sprache verkörpert, in einer anderen nachzubilden, heißt über ein gegebenes Thema Variationen machen.

Nicht blos die Artefakten des dichterischen Kunsttriebes, auch die Produkte der denkenden Geisteskraft kaempfen an gegen die Schwierigkeiten des Idioms, gegen die Haerten der Tonart, in die sie umgegossen werden sollen, und erliegen oft.

Fourcroys Werk ist von der Art, daß man bey seiner Nachbildung mehr thun soll, als blos seinen Rücken mit schwarzer Farbe beschmieren, und dann mit stumpfem Griffel seine Umrisse auf weißem Papier abzeichnen.

Man kennt die Armuth der deutschen chemischen Sprache; sie weiß die Dinge nicht zu nennen, die da sind, fließt aber ueber an Bezeichnungen für Begriffe, die nur gedacht werden.

Ich habe jenen höheren Gesichtspunkt bey meiner Arbeit ins Auge gefaßt, habe diesen Schwierigkeiten entgegengearbeitet, habe gethan was ich konnte, und preiß gegeben dem Urtheile des Publikums liegt meine Arbeit. Es ist ein kleiner Ruhm, gut uebersetzt zu haben, und eine große Schande schlecht zu uebersetzen. Wenn ich irrte, so bedenke man, daß hienieden nie ein Ding das allein Vollkommene ist, daß unser Streben nie in dem Erstrebten sich erschöpft.‘

Nun kommen die eignen chemischen Ausführungen von Görres, und dann heißt es zum Schluß:

‚Mein Stundenglas ist abgelaufen, der Raum bricht meine Gedankenreihe, anderwaerts werde ich sie wieder anknüpfen. J. Görres.‘

* * *

Zu dieser Anknüpfung wurde Görres eine fachmännische Gelegenheit geboten durch einen Brief, auf den Sepp in ‚Görres und seine Zeitgenossen‘ nach Erwähnung der Tabellenübersetzung ausdrücklich hinweist, und der im II. Bande der ‚Gesammelten Briefe‘ (Binder 1874) abgedruckt ist. Der Herausgeber des ‚Neuen allgemeinen Journals der Chemie‘, A. F. Gehlen, bat Görres von Berlin aus unterm 23. Mai 1804 um seine Mitarbeit.

Dieser Brief gewinnt noch an Bedeutung durch den Umstand, daß die Zeitschrift des ‚berühmten Chemikers‘ Gehlen wohl die erste Stelle einnahm. Görres hat allerdings nichts in Gehlens Journal veröffentlicht. Daß er als Lehrer die Lavoisiersche Chemie vortrug, wurde schon erwähnt; daß er sich aber nicht mit bloßer Wort- und Bücherchemie begnügte, zeigt ein Brief aus Leyden vom 14. Dezember 1809, in dem Görres' ehemaliger Schüler G. H. Moser, späterer Professor und Rektor, auf einen Brief von Görres an Professor Creuzer in dessen Abwesenheit antwortet; es han-

delt sich um Chemikalien, die Görres für seine Versuche aus Holland geschickt haben wollte; in den schon erwähnten „Gesammelten Briefen Görres'" möge man die Einzelheiten nachlesen.

Und daß Görres auch sonst Versuche bei seinen naturwissenschaftlichen Studien anstellte, zeigt folgende Briefstelle vom 4. Mai 1810: ‚Ich arbeite jetzt eine Schrift aus, wahrscheinlich in französischer Sprache, über das Licht, wozu die Versuche viele Jahre schon mich beschäftigt haben' (Schellbergs Auswahl II S. 139). Hier darf wohl an Goethes Farbenlehre erinnert werden. In dem Briefe vom 23. Januar 1812 an die Brüder Grimm sehnt er sich nach Paris, wo ‚alles' (an Apparaten nämlich) ist, ‚was man immer nur bedarf'. Paris mit seinen reich ausgestatteten Laboratorien war das Ziel der Sehnsucht mancher deutscher Chemiker und Physiker (Hermbstädt, Humboldt, Liebig z. B.).

Görres war von Jugend an Empiriker; seine Elektrisiermaschinen-Blitze, seine galvanischen Kuren, seine eben erwähnten (ausgeführten und beabsichtigten) chemischen und physikalischen Versuche beweisen das. Aber: ‚Nimmer scheide sich Empirie und Spekulation, und die Erkenntnis ist geborgen.' Dieses öfters angeführte Wort aus seinen ‚Aphorismen über die Kunst' (Vorrede) ist bezeichnend für ihn; es ist die Auffassung der echten Naturwissenschaft, wie sein Koblenzer Landsmann und jüngerer Zeitgenosse Johannes Müller, der große Physiologe, in der ‚Physiologie des Gesichtssinnes' (Bonn 1826) ausführt. Für seine stetige Anteilnahme an der Naturwissenschaft führt sein Sohn Guido die Tatsache an, daß seine letzte Bücheranschaffung Gehlers physikalisches Wörterbuch gewesen sei. Das ist gewiß an sich schon bemerkenswert. Aber ob diejenigen, die Guidos Bemerkung wiederholten, wußten, wieviel das besagte? Jenes in erster Auflage fünfbändige Wörterbuch (erschienen 1787—95) erlebte von 1825—45 eine zweite auf 11 Bände vermehrte Auflage und kostete nach Kaysers Bücherlexikon $72^{5}/_{12}$ ‚Reichsthaler', ja, es gab noch eine Ausgabe auf Schreibpapier zu $92^{1}/_{2}$ Reichsthalern! Ein solches Werk schaffte sich also wohl nur ein Mann von stark naturwissenschaftlichem Sinne an.

Görres' Anteil an der Naturwissenschaft wird auch einigermaßen anerkannt. So heißt es in Baas' ‚Grundriß der Geschichte der Medizin' (Stuttgart 1876) in dem Abschnitt über die naturphilosophische Schule: Görres sei der fruchtbarste Schriftsteller dieser Richtung gewesen; er und seine Gesinnungsgenossen Oken, Döllinger usw. werden ‚höchst achtungswert' genannt. Haeser spricht in seinem ‚Lehrbuch der Geschichte der Medizin' (II. 1880 S. 791) von Baader, Ennemoser, Windischmann ‚und andern mit der „christlich-germanischen" Schule von Görres in Verbindung stehenden Männern', übt aber sonst dasselbe merkwürdige Verfahren wie Überweg-Heinze im ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' (IV, 1902), nämlich bei den Lebensbeschreibungen nur Görres zu übergehen; (auch noch in der neuesten Auflage 1916 wird Görres lediglich genannt; nur die Worte ‚extrem' bei Katholik und ‚Enthusiast' sind gefallen). Noacks Philosophie-

geschichtliches Lexikon (1879) hingegen widmet Görres über zwei Spalten und in Eislers Philosophenlexikon (Berlin 1911) wird Görres nicht schlechter behandelt als andere. — In Kopps Geschichte der Chemie (I, 1843) werden nur die Tabellenübersetzungen im ganzen erwähnt, nicht die Übersetzer. Callisens vielbändiges ‚Medizinisches Schriftstellerlexikon (Kopenhagen 1831)' widmet in Band VII S. 275 f. Görres eine Lebensbeschreibung und Schriftenaufzählung mit Angabe der Rezensionen.

Wenn übrigens Görres über die Naturlehre hinaus weitere Kreise für seine Studien zog, wenn er sich der Sprachwissenschaft, Politik, Geschichte und Kirchengeschichte zuwandte, so darf daran erinnert werden, daß, um nur einige zeitgenössische Beispiele zu nennen — der Göttinger Mathematiker A. G. Kästner auch in der Deutschen Literaturgeschichte sich Bürgerrecht erworben hat, daß Kant über Mathematik und Naturwissenschaft zur Philosophie kam, daß Goethe auch ein durchaus ernst zu nehmender Naturforscher war, wie neben den Schriften seine naturwissenschaftlichen Sammlungen und Büchereien dartun, daß der Leipziger Physiker Hindenburg sich um die Professur für griechische und römische Literatur beworben hatte, und daß damals überhaupt die Universitas litterarum auch für die einzelnen Gelehrten noch reichlich bestand.

* * *

Zum Schluß noch eine kurze Erörterung der Frage: Woher hatte Görres seine chemischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse? Vom Gymnasium brachte er schon mancherlei mit, wie Guidos Bericht über die elektrischen Versuche seines Vaters zeigt, wie auch die ‚Anzeigen der öffentlichen Prüfungen des Koblenzer Gymnasiums' 1780, 1790, 1791, 1792 dartun, an dem ein recht freier, ja stellenweise zu freier Geist herrschte. Auf der Universität hat Görres nie studiert; für Chemie war das nicht im geringsten ein Schaden; denn was damals (wenn überhaupt) an deutschen Hochschulen über Chemie vorgetragen wurde, war eitel Wortgelehrsamkeit, die man ebensogut allein für sich aus den Büchern entnehmen konnte. Die chemische Forschung ruhte in den Händen von Apothekern, Ärzten und ähnlichen Berufen. Der berühmte Chemiker Scheele z. B. hat in der Apotheke seine Versuche ausgeführt. Das konnte auch Görres in Koblenz; war er doch der Klassenbruder Karl Mohrs (‚Anzeige...' 1790), des Vaters von Friedrich Mohr, dem großen Chemiker und Freunde Liebigs; deren Familie gehörte die heute noch bestehende Mohrenapotheke am Jesuitenplatz in Koblenz. Es ist keine allzukühne Vermutung, daß Görres hier Versuche angestellt hat. Er erwähnt zwar nichts von Karl Mohr; aber das ist in jenen Jahren des Roten Blattes und des Rübezahl nicht weiter verwunderlich; er erwähnt in seinen Pariser Briefen ja auch nichts von Fourcroy und hat doch gleich nach seiner Heimkehr die Tabellen übersetzt. Übrigens bot Koblenz für einen eifrigen Mann des Selbstunterrichts genug Anregung mit seiner öffentlichen Bibliothek und der Lesegesellschaft, der Naturaliensammlung in Ko-

blenz selbst und im nahen Kärlicher Schlosse und mit dem von des berühmten Gartenkünstlers Lenné Vater betrauten botanischen Garten. Erwähnt sei weiter neben dem genannten Johannes Müller, dem Lehrer Virchows, und neben Friedrich Mohr ein weiterer großer Naturforscher aus Koblenz: v. Schwerz, der Mitarbeiter Thaers.

Auch braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß Görres ohne Staatsprüfung Lehrer am Gymnasium (‚Sekondärschule') wurde wie Fr. Schlegel in Köln. Der ‚Oberlehrer' fing doch damals erst seine Entwicklung an; Friedr. Aug. Wolf (1759—1824) war ja der erste Philologe. Und dann darf man wohl sagen, daß Görres mit seinen Fourcroyschen Tabellen sich als junger (24jähriger) Lehrer sehr gut einführte. Ich möchte diese Tabellen das erste chemische Schulbuch nennen, zwar zunächst nur für die Hand des Lehrers, aber auch schon Fourcroy hatte seinem Buch einen weiteren Verwendungskreis zugewiesen. Pahl weiß in seiner Geschichte des naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterrichts (1913) überhaupt kein damaliges deutsches Chemiebuch für Schulzwecke zu nennen; ich habe jetzt in Goethes Bibliothek eines gefunden: Göttlings ‚Versuch einer physischen Chemie. Für Jugendlehrer beim Unterricht. — Jena 1792'. Aber was für ein Abstand von dem Tabellenwerk, jenem echten Lehrbuche! Man scheint sich heute an der Tabellenform zu stoßen. Ich verweise dagegen nur auf zwei Kronzeugen: auf Goethe, den Meister der Anschauung, mit den in seinem Arbeits- und seinem Schlafzimmer aufgehängten synoptischen Tabellen über die Weltgeschichte und über die Tonkunst, ferner auf eine dritte Tabelle: das Auge; endlich auf seine zwölf Tabellen Weltgeschichte in Buchform (von Bredow, 3. Aufl. 1810). Mein anderer Zeuge ist Wundt, der psychologische Forscher, der in seiner Einleitung in die Philosophie eine Reihe synoptischer Tabellen bietet. Ja, ich möchte wünschen, daß für unsere heimkehrenden feldgrauen Schüler und Studenten recht ausgiebig dieses wichtige Unterrichtsmittel der synoptischen Tabelle zur Verwendung käme.

Aus alledem ist wohl ersichtlich, daß Görres mit seiner Tabellenübersetzung eine Arbeit geleistet hat, die nicht nur für die Beurteilung seiner wissenschaftlichen Stellung von Bedeutung ist, sondern die auch der Förderung der Chemie und des chemischen Unterrichts nicht zum wenigsten gedient hat.

Kritik

Die Abwehrschriften der deutschen Katholiken / Urteil eines neutralen Theologen

Von Franz Frederik Maurer, Køge bei Kopenhagen

Als ‚eine Elite der französischen Katholiken' das von Monf. Alfred Baudrillart herausgegebene Werk dem deutschen Volke und allen katholischen Mitchristen entgegenhielt, dachte diese Elite schwerlich, daß sie auf dieser neuen und gewiß überraschenden Kampffront in eine sehr unangenehme Lage kommen würde. Denn hoch loderte die deutsche Entrüstung.

Zwar nicht in gehässigen Streitschriften, sondern in einer imponierenden Fülle, ja Überfülle von sachlichen Berichtigungen, von wertvollen Auseinandersetzungen, die trotz aller Bestimmtheit und einigen Schärfen das Gepräge der Ruhe und Gediegenheit, ja oftmals das der Sanftmut und Milde tragen.

Freilich muß ein Neutraler beim Durchlesen des von Pfeilschifter herausgegebenen Werkes* einen Haupteindruck in die Worte kleiden, die Joseph Mausbach schon gleich im Anfang des Buches niederschrieb:

‚. . . Aber es läßt sich nicht leugnen, daß es der deutschen Geistesart und Sitte, ebenso wie der deutschen Sprache und Literatur, an jener leichten Eingängigkeit und einschmeichelnden Art fehlt, die dem französischen Wesen überall die Wege ebnet . . .'**

Man braucht nur das französische Werk mit seinem Bilderbuch der von A. J. Rosenberg redigierten deutschen Antwort*** und dem Werke Pfeilschifters gegenüberzuhalten, so findet man die Wahrheit der Worte Mausbachs voll bestätigt. Zumal die letztgenannte Abwehr, die so viel des Positiven bietet, so überreich an Gedanken ist, steht in einem schneidenden Gegensatz zu Baudrillarts und Goyaus halbwahren oder unwahren Lamentationen. Jedoch sind diese durch Bilder unterstützt, sprechen gerührt über ein ganz offensichtliches Unglück, dessen Begründung so leicht ist für französische und leider auch für viele neutrale Gemüter. Dazu spart Goyau nicht die geistreichen Deduktionen, die dem Franzosen so natürlich sind. Obendrein ist ein großer Teil des französischen Werkes mit Einzeldarstellungen von ‚deutscher Roheit' und von ‚belgisch-französischem' Heldenmute angefüllt, deren historische Wahrheit dem neutralen Leser nicht zweifelhaft erscheint, deren unmittelbare Wirkung auf Liebe und Haß eines nichtdeutschen Lesers daher ganz gewaltig ist.

---

* ‚Deutsche Kultur, Katholizismus und der Weltkrieg'. Eine Abwehr des Buches ‚La Guerre Allemande et le catholicisme', herausgegeben von Georg Pfeilschifter, Professor der Theologie zu Freiburg i. B. Verlag Herder 1915, gr. 8°. 494 S. brosch. M. 5.–.

** S. 3; Heraushebung von mir.

*** ‚Der deutsche Krieg und der Katholizismus.' Deutsche Abwehr französischer Angriffe. Herausgegeben von deutschen Katholiken. Berlin 1915. Brosch. M. 3.– Vgl. auch Hochland, August 1915. S. 629 f.

Die deutsche Abwehr, besonders die Pfeilschifters, wirkt völlig anders. Sie appelliert mehr an den Verstand des Lesers, sie lädt ihn ein, sich vorurteilslos und gründlich in die Vorgeschichte des Krieges, in deutsche Gedankenwelt, in deutsche Wissenschaft, Kultur, Sprachweise hineinzuversetzen und dann selber zu urteilen, ob von den französischen Anklagen prinzipieller Natur auch nur eine einzige begründet ist.

Aber wer tut dies, wenigstens von den geistreichen Franzosen? Diese Geistreichigkeit ist geradezu der Verderb der gesunden Aufklärung. Wie schon in der ersten der zwanzig Arbeiten des Buches Prälat Mausbach betont, und in den anderen, z. B. Sawicki und von Grauert, der eine vom philosophischen, der andere vom politischen Gesichtspunkt hervorheben, haben die Franzosen eine Vorliebe für Gedankenkonstruktionen aus falscher Bewertung deutscher Verfasser heraus. Entweder schließen sie aus Zitaten von Kant, Hegel, Goethe und anderen Koryphäen die ungeheuerlichsten Dinge, an die jene Theoretiker kaum, das deutsche Volk überhaupt nicht gedacht hat, oder sie greifen aus Nietzsche oder einem noch mehr abseits vom Ganzen stehenden Verfasser ein Diktum heraus, das dann dem ganzen Deutschland zur Last gelegt wird. Was haben nicht hier z. B. Bernhardis Buch und Maximilian Hardens Auslassungen außerhalb Deutschlands für eine falsche Bewertung gefunden, sicher zum Schaden des internationalen Verständnisses! —

Was ist hier auch schon jahrzehntelang von gewissen Parteien und ihren Organen in Deutschland gesündigt worden! Denn nicht nur Franzosen, nein, auch Dänen und Engländer beurteilen oft deutsches Wesen nicht nach dem gemäßigten und vielfach tief christlichen Gedankengang des Volkes und seinem schlichten, pflichttreuen Wesen, sondern nach den Auswüchsen, nach dem Auffallenden im Volksleben, nach den extremen Äußerungen der Literatur und Kunst.

Es ist wirklich tragisch, zu sehen, wie wenig sich im Grunde die Völker gegenseitig verstehen. Einige Reisende, einige Professoren geben ihre Eindrücke wieder — oft nach längerem Studium der betreffenden Literatur. Aber — es ist wie Öl und Wasser, die sich nicht mischen: so dänisches und deutsches Fühlen, so englisches, so französisches und deutsches Wesen. Oft meint man, es sei eine Brücke geschlagen, bis man plötzlich inne wird, daß noch unübersteigliche Klüfte das verschiedene Fühlen bald in größeren, bald in ganz kleinen Dingen trennen.

Hieraus erklären sich viele der im Buche hervorgehobenen Abwehrpunkte. Ein deutscher Leser wird meinen, es sei unmöglich, noch an Deutschlands Schuld zu glauben, wenn man Heinrich Finkes Arbeit über ‚Recht und Notwendigkeit des Weltkrieges‘ und die folgenden von Heinrich Schrörs und Godehard Josef Ebers über den ‚Religionskrieg‘ und über die belgische Frage aufmerksam durchgegangen hat. Gewiß reden die von Finke herangezogenen Quellen, namentlich die Veröffentlichung der belgischen Gesandtschaftsberichte, eine laute Sprache, gewiß sind die von Schrörs beleuchteten französischen Zitate geradezu komisch im Hinblick auf die naive Absicht, aus deutschen Philosophen, ja, aus des alten Görres', aus Bunsens und Kaiser Wilhelms wirklichen oder angeblichen Worten den religiösen Charakter dieses Weltkrieges beweisen zu wollen. Aber das macht auf die Franzosen gar keinen, auf die Neutralen, wenn sie nicht sehr unparteiisch und gelehrig sind, höchst wahrscheinlich auch lange nicht den beabsichtigten Eindruck.

Nehmen wir nur zwei Punkte: Belgien und Kaiser Wilhelm. Bezüglich des Einfalles in Belgien haftet allen deutschen Beweisen für die Berechtigung dieses

Schrittes ‚die Blässe des Gedankens‘ an. Man muß erst so viele Aktenstücke durchlesen, deren Wert übrigens belgischerseits — natürlich mit Unrecht — bestritten worden ist, man muß die Notwendigkeit verstehen, welche strategische Gründe für den Einmarsch herbeiführten. Aber ehe man das alles verstanden hat, ist man meistens im Ausland schon für ‚das arme kleine Belgien‘ voreingenommen. Denn die Tatsache des rücksichtslosen Einmarsches ist das unmittelbar Gegebene.

Man macht sich in Deutschland keinen Begriff von der Entrüstung, die der belgische Feldzug im Ausland hervorrief und die noch jetzt den meisten in den Gliedern steckt. Hoffen wir, daß das ruhige Studium der betreffenden Arbeiten in Pfeilschifters Buch zur Aufklärung und Beruhigung beiträgt.

Sodann: die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms! Wohl kein Herrscher in der Welt hat sich so viel Mühe gegeben, Deutschland den Frieden zu sichern und aus tiefstem Gottvertrauen und wirklicher Menschenliebe heraus die Gefahr des Weltkrieges abzuwehren. Das bezeugen ja auch die das ganze Buch Pfeilschifters durchziehenden Hinweise teils durch Richtigstellung der Tragweite kaiserlicher Äußerungen, teils positiv durch Hervorheben seines gerechten und christlichen Denkens.

Aber das Ausland sieht anders auf diesen Fürsten, troß vieler bewundernden Stimmen. Ich kann dies aus jahrelanger Kenntnis norwegischer und dänischer Kreise bezeugen. Es braucht nicht erst englischer Neid oder französische Unkenntnis den Blick der Neutralen zu trüben, nein, der Volksgeschmack im Ausland, gerade in den kleinen, mit Deutschland so vielfach in Beziehung lebenden Nationen wie Holland, Dänemark, Norwegen lehnt das kraftvolle persönliche Auftreten dieses selbstbewußten Herrschers ab und beurteilte deshalb viele seiner einstigen undiplomatischen Äußerungen viel schärfer als das Inland. ‚De gustibus non est disputandum‘ —, aber eben deshalb wird man jetzt nicht sogleich die jahrelang verschiedenen Geschmacksrichtungen der Neutralen anders einstellen können, wodurch der Boden für eine objektivere und gerechtere Beurteilung des Kaisers vorbereitet würde. Das wird hoffentlich anders werden, wenn der Wahrheitsgehalt der deutschen Abwehr gegen die französischen Mißdeutungen erst in den Köpfen einzelner Intellektuellen klar wird und dann in weitere Kreise getragen wird. Vorläufig gilt aber noch P. Lipperts Wort: ‚Unsere Feinde kennen diesen Fürsten so wenig wie sein Volk.‘*

Und daß die Götter den Schweiß als Mittel zur Erlangung des Guten hier auf Erden bestimmt haben, sieht man auch an der Tatsache, daß man vielfach im Ausland nicht von der Voreingenommenheit loskommt, Deutschland habe den Krieg ‚planmäßig vorbereitet‘, wie dies ja auch Ebers im Eingang seiner Arbeit über Belgiens Neutralität bemerkt. Nach der Aufregung dieser Zeit wird wohl manchem Unparteiischen die Erleuchtung zuteil werden, daß Deutschland, eingekeilt wie es war, einen Krieg vorbereiten mußte, aber nicht den Krieg schlechtweg plante. Aber da man im Ausland die preußische Genauigkeit und Ordnung als ungemütlich empfindet, ist es für die antideutsche Presse nur allzu leicht, der breiten Masse vorzudozieren: Da Deutschland bereit war, ist es offensichtlich, daß es auf den Krieg abzielte. Ergo . . .

Mit Recht hat darum Alois Meister die Lügenarbeit gebrandmarkt, deren Erfolg vor aller Augen liegt. Dieser Lügenfeldzug ist leider noch recht im Gang, auch infolge der Unfreiheit der sonst so freien englischen Presse, von der französischen und russischen gar nicht zu reden. Wenn man, wie ich, während des

* S. 85.

bisherigen Krieges deutsche und antideutsche Zeitungen verglichen hat, muß man sich über die Freiheit wundern, mit der gerade deutsche Zeitungen die gegnerischen Berichte wiedergeben. Das ist ein Zeichen der Kraft und des guten Gewissens. Mit Recht schreibt Meister von dem Schuldkonto, das auf die entscheidenden Staatsmänner fällt, die Träger der falschen Politik. In dieser Hinsicht glaube ich, daß Ebers in der Besprechung der Politik Grey's* noch viel zu glimpflich verfährt. Ein Landsmann Greys, Bernard Shaw, hat die rechten Worte für diesen intrigantesten aller politischen Deutschfeinde gefunden.** Dickens hat in seinem ‚Martin Chuzzlewit' uns den hochmoralischen Pecksniff gezeichnet, den Gauner im Tugendgewand. Es ist diese Figur, wie gerade Shaw hervorhebt, einer der Haupttypen des englischen Volkscharakters.

Götz Briefs nennt die englische Bezeichnung dafür: cant.*** Seine Arbeit über ‚Staat, politische Freiheit und Militarismus in Deutschland' ist eine erfrischende Abwehr derartiger Verunglimpfungen Deutschlands aus pharisäischem Selbstdünkel englischer und französischer Gegner. Über die französischen Beschuldigungen ist eigentlich wenig zu sagen, sie fordern allzu sehr Mitleid oder berechtigten Sarkasmus heraus, wie das ja auch in den Arbeiten von Schrörs, Sauer und Platz zum Ausdruck gekommen ist. Aber die englischen Schlagworte: Kampf gegen die deutsche Unkultur, gegen deutsche Unfreiheit, gegen deutschen Militarismus sind viel gefährlicher, ja, eine Macht in diesem Kriege. Hier gilt das von Sauer zitierte Wort†: ‚Diese Kämpfe mit Tinte sind fast grausamer als die blutigen.'

Aber Briefs läßt ihnen die verdiente Abfuhr zuteil werden — diesen heuchlerischen englischen Weltbeherrschern, die in alle fünf Erdteile ihre Kriegsschiffe und Truppen schicken, aber sich tugendhaft entrüsten, wenn ‚die Nation Goethes' sich nicht mit Gelehrsamkeit begnügen will, sondern ihre Existenz mittelst Heeresrüstungen unterstreicht.

Obendrein bildet Briefs Arbeit eine kurze Übersicht des bisher im deutschen Volksleben Errungenen. Sie ist ein hohes Lied auf sein deutsches Vaterland, und man möchte wünschen, die Lesung der großzügigen Darstellung wäre Ausländern weniger anstrengend, als es doch der Fall ist. Vieles hätte einfacher eingekleidet werden können, ohne dadurch den prägnanten Ausdruck zu verlieren. So bietet seine Arbeit, wie auch die einiger anderer Mitarbeiter des Pfeilschifterschen Buches den zu bekehrenden Ausländern eine pièce de resistance, die zu genießen dem Neutralen nicht so ganz leicht ist. Da haben die französischen Mordgeschichten größere ‚Eingängigkeit'.

Und doch wäre es so wünschenswert, wenn diese reichhaltige Abwehr von möglichst vielen außerhalb Deutschlands gelesen würde! Jede einzelne Arbeit des Buches verdient Aufmerksamkeit und bereichert den Lesenden.

Auf alle im einzelnen ausführlicher hier einzugehen, greift doch über den Rahmen einer Besprechung des Gesamteindruckes hinaus. Nur einiges Wenige sei noch wegen der aktuellen Bedeutung hervorgehoben.

---

* S. 101.

** In seinem Buch: ‚Gesunde Vernunft betreffs des Krieges'. Es liegt mir in einer dänischen Übersetzung vor und enthält sehr kräftige Urteile über den ‚sehr ehrenwerten Sir Edward' und seine Hinterlist.

*** S. 463 u. ff.

† S. 177.

Wie richtig schreibt Joseph Sauer* bei Besprechung der Frage: Kunst und heilige Stätten im Kriege, daß gerade die französische Republik keine Veranlassung hat, über Verunstaltung oder Zerstörung von kirchlichen Bauten zu klagen, wo sie selber ja seit Jahren eine Vandalen-Politik gegen alles Kirchliche, einschließlich Altertümer führt. Von den Bemühungen, die Kirchen und Kunstdenkmäler zu erhalten, von der offenen Frage, wer im einzelnen Fall aus strategischen Gründen einen Kirchturm niedergeschossen hat, schweigt natürlich die von christlicher Gesinnung triefende Elite der französischen Katholiken. Sauer macht sie mit Recht auf diese Vergeßlichkeit aufmerksam.

Wie kindisch die Vorwürfe französischerseits sein können, hebt Georg Pfeilschifter beim Besprechen des religiösen Lebens im deutschen Heer hervor. Da hatte man wirklich behauptet, die bösen Preußen hätten absichtlich ‚protestantische Regimenter' auf die belgischen Kirchen losgelassen. Das erinnert zu sehr an die Klage Thiers', daß man 1870 preußischerseits sogar wilde Völker benützt hätte, nämlich die Ulanen . . . Interessant ist die Erwähnung, daß bei Untersuchung der im Tornister der Mannschaften befindlichen Lektüre 80 Prozent religiösen Charakters gewesen sei. So etwas sollen Ausländer beachten!

Und da faseln die geistreichen Franzosen von Odinskult.** — —

Daß Hermann Platz den Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Kulturkampf recht deutlich betont, war gewiß eine gute, ja notwendige Aufgabe. Es ist auch dieser Vorwurf gegen das Deutschtum, es sei notwendig protestantisierend und Bismarcks Kampf der Anstoß zum französischen Kirchenstreit gewesen, nichts als geistreich sein wollende Geschichtsbaumeisterei.

Dies wird durch Franz Xaver Kiefls Arbeit über das Verhältnis vom Katholizismus zum Protestantismus in Deutschland gehörig unterstrichen. Er betont mit Recht, wie rein sich die katholische Weltauffassung in Deutschland gehalten hat trotz oder gerade wegen der andersdenkenden Nachbarschaft. Das möge Georges Goyau erst einmal in derselben klaren und konkreten Weise zu widerlegen versuchen, ehe er ferner über germanische Kultur schreibt.

August Pieper und Karl Muth vertiefen den Begriff ‚Deutsche Kultur' — ersterer durch Hinweis auf die eminente soziale Befähigung, die der deutsche Katholizismus bewiesen und die ihn hoch über Nachbarstaaten erhebt, letzterer durch Betonung des Allgemeinmenschlichen in den Äußerungen des deutschen Geistes, der keineswegs, wie ihn französischer Haß darstellt, sich in borniertem Nationalismus ausleben will.

Ja, hier kann man sogar mit Recht die Äußerung Finkes*** hinzufügen: Der Deutsche versteht es, ‚sich in die Auffassungen und Anschauungen anderer hineinzuleben'. Wie viel deutsche Tüchtigkeit, deutsche Gedankenarbeit ist zudem nicht Träger der Macht, die jetzt die Gegner Deutschlands entfalten! —

Von einer ‚Weltherrschaft' kann gar keine Rede sein, höchstens von ‚Weltpolitik'. Und da müßte ja das Deutsche Reich verächtlich sein, wenn es nicht in der Weltpolitik Einfluß beanspruchte. Dies hat Hermann v. Grauert mit großem Nachdruck in seiner wertvollen Arbeit über die Frage, ob Deutschland nach Weltherrschaft strebe, dargelegt. Wenn seine wahren Worte nur recht im Ausland

* S. 223 u. ff.

** Vgl. die schöne Abwehr S. 266.

*** S. 22 oben.

verbreitet würden, wie viel schiefe Auffassung, wie viel unnötige Furcht könnten sie beseitigen helfen! —

Zum Schluß möchte ich die drei schönen, herzerhebenden Aufsätze von Peter Lippert S. J., vom hochwürdigsten Herrn Michael v. Faulhaber und von Jos. Schmidlin hervorheben und den Verfassern an dieser Stelle danken für ihre so wahren, christlichen, Verständnis gebenden und Verständnis erntenden Worte! Sie legen über die wuchtige, bisweilen harte Abwehr des Pfeilschifterschen Buches einen goldenen Glanz christlicher Liebe, bei aller Bestimmtheit in dem Kampf, den auch sie auf wichtigen Punkten führen müssen. Denn der Gottesglaube, die gesamte religiöse Kultur des deutschen katholischen Volkes und seine Beteiligung an der Weltmission waren in dem Buche Baudrillarts geschmäht worden.

Überhaupt — wenn man all das Gute und Wahre in dem Buche Pfeilschifters in sich aufgenommen hat und dann zu der mageren französischen Streitschrift und ihren Bildern zurückkehrt, — dann wird man überrascht von dem Gegensatz zwischen Angriff und Abwehr. An Geistesmacht und Wahrheitsgehalt steht das Angriffsbuch so tief unter der Abwehrschrift Rosenbergs und dem jetzt besprochenen Buch Pfeilschifters, daß ein jeder unparteiische Neutrale sagen muß, auch auf dieser Front der Geister ist Deutschland bei weitem im Vorteil. Nicht alle einzelnen Angriffe sind in concreto zurückgewiesen, nicht jeder Vorwurf ist deutscherseits als unberechtigt abgewiesen worden, aber alle prinzipiellen Angriffe sind an der klaren und gediegenen Antwort des Buches zerschellt. Noch mehr! Das Buch Pfeilschifters hat bleibenden Wert, weil es viele Gedanken, Rückblicke und Ausblicke an dieser kritischen Wendezeit zusammenfaßt. Selbst wenn kein Ausländer das Buch läse, schon daß manch' ein deutscher Katholik zu diesem Werke greift und sich dadurch belehrt und ermuntert, ist von großer Bedeutung. Mancher wird sich durch die Lesung erst recht darüber klar werden, welche geistigen Reichtümer er als Katholik, und zwar als deutscher Katholik, besitzt.

Aber dabei bleibe es nicht! Die angekündigten Übersetzungen des Buches lassen hoffen, daß es weite Verbreitung im Ausland finden wird. Dort kann es auch später, auch nach dem Krieg, noch weiter guten Samen säen. Denn ‚kein Land hat das Monopol des Guten‘, wie Schmidlin so wahr in einem Zitat hervorhebt, aber die großen reellen Mächte des katholischen Glaubens und der gemeinsamen Kulturarbeit werden dahin mitwirken, daß das Gute, das sich bei jedem Volk findet, wieder allgemein anerkannt und verwertet wird.

Möge Pfeilschifters Buch dazu beitragen!

Kriegsliteratur / Von Theodor Brauer

I. Schriftensammlungen

In die Klage über die Überfüllung des Büchermarktes mit Kriegsliteratur möchte ich nicht schon deswegen einstimmen, weil der Strom so viel reichlicher fließt wie in normalen Zeiten. Bei der jetzigen Hochspannung muß das Bücherwesen elastischer sein wie sonst und stark gesteigerten Ansprüchen zu genügen suchen. Die meisten Interessengebiete, auf die der Krieg uns zu achten zwingt, waren seither großen Teilen unseres Volkes so sehr fremd, daß auch eine vervielfachte

und eine vielseitigere Beleuchtung an sich keinen Schaden anzurichten braucht. Not tat allerdings ein Vorgehen nach guten pädagogischen Grundsätzen, zumal bei der jetzt bevorzugten Zusammenstellung von Schriftensammlungen in Broschürenform. Daran fehlt es. Selbst sehr geschätzte Verlagshäuser lassen sich allzusehr von geschäftlichen Rücksichten leiten. Zugleich lassen sich einzelne Schriftsteller, die die Woge der ‚Konjunktur' hochtrug, von einer ganzen Menge von Verlegern geradezu auspressen. Sie haben sich mehr als ausgegeben, und das Neue bei ihnen geht mitunter über eine veränderte Form der Darstellung kaum hinaus. Dann ist meistens das die einzelnen Nummern von Schriftensammlungen zusammenhaltende Band ein rein äußerliches. Der Leser bekommt nur eine unzusammenhängende Folge der verschiedensten Bilder zu sehen. Eigentlich aber käme es darauf an, die Hauptprobleme unter mehr oder minder einheitlichen Gesichtspunkten von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. Erst dann wäre einer Gefahr vorgebeugt gewesen, die mit der Behandlung solcher weittragenden Fragen in Broschürenform fast unvermeidlich verbunden ist: dem schnellen Hinweggleiten über wesentliche Zusammenhänge. Es hätte eine wohlüberlegte ‚Arbeitsteilung' nach einheitlichen Gesichtspunkten vor sich gehen müssen. Dabei ist vorausgesetzt, daß als ‚einheitlicher Gesichtspunkt' nicht etwa das Bestreben angesehen wird, weit über die, heute gewiß mehr als sonst berechtigte Hervorhebung der Vorzüge unseres Volkes hinaus, alles Deutsche kritiklos zu loben und auf die Gegner allen Tadel zu häufen, wie es nicht selten, selbst unter Verleugnung früherer abweichender Stellungnahme, geschieht. Das ‚Umlernen' in Ehren; aber zwischen diesem und der fanatischen Bekämpfung früher verteidigter Erkenntnis liegt eine große Kluft. Das in dieser Zeit angebrachte sittliche Pathos kann aus engherziger Einseitigkeit nicht geboren werden.

‚Politische Flugschriften' nennt Ernst Jäckh eine in der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebene Broschürensammlung mit dem gemeinsamen Titel: ‚Der deutsche Krieg'. (Preis die Nummer 50 Pf.) In den uns vorliegenden Nummern dieser Sammlung (1 bis 8 und 10) läßt sich vieles von dem Gesagten verdeutlichen. In der ersten Nummer beantwortet Paul Rohrbach die Frage: ‚Warum es der deutsche Krieg ist!' Seine Antwort gilt dem Nachweis, daß im Mittelpunkte des jetzigen Krieges Deutschland steht. R. faßt die Sache geschickt an, so zwar, daß seine Darlegungen ein gutes Programm für die ganze Schriftensammlung geboten haben würden. Die Gedankengänge entsprechen im großen und ganzen dem auch sonst von Rohrbach in einer Unmenge von Schriften vertretenen Standpunkte. In einer glücklichen Gegenüberstellung geht er von dem Satz aus: ‚Wer um 1860 oder 1870 in der Welt Umschau hielt, hätte schwer sagen können, auf welche Weise die zukünftige Weltkultur wohl anders werden sollte, als englisch.' Von da aus läßt sich Deutschlands glänzende Entfaltung wirksam nachweisen und auf ihre Ursachen zurückführen. Der Verfasser tut dies, und indem er von da aus in großen Strichen die allmähliche Wandlung in der Politik Englands bis zu den Einkreisungsbestrebungen Eduards VII. zeichnet, bereitet er die Schilderung der Zuspitzung bis zum Kriege in dramatischer Steigerung vor. Das Ergebnis geht dahin, daß unsere Regierung, ebenso wie die Österreich-Ungarns, die Wahl nicht zwischen Krieg und Frieden gehabt hätte, sondern zwischen dem Krieg von heute und dem Krieg in einem oder zwei Jahren später. Bei solcher Gesamtlage müsse als die größte nationale Gefahr diejenige eines halben, kraftlosen, faulen Friedens angesehen werden. Nur — und darin liegt die Schwäche Rohrbachs bei seiner ganzen Stellungnahme — Frankreich gegenüber

müßten wir unter einigermaßen günstigen Umständen stets friedensbereit sein; Frankreich seien vor allem die äußeren Grenzen einer Großmacht zu belassen. Wenn Rohrbach hierfür kulturelle Gesichtspunkte ins Feld führt, so haben diese durch die geradezu erschreckenden Kriegserfahrungen mit dem Verhalten der Franzosen gegen uns alle Überzeugungskraft verloren: niemals ward den Freunden eines Zusammengehens mit den Franzosen eine schlimmere Ernüchterung zuteil.

Immerhin bleibt bestehen, daß sich Rohrbachs Broschüre als Programmschrift für die ganze Sammlung vorzüglich hätte verwenden lassen. Aber schon das zweite Heft der Sammlung, ‚Deutschland und Frankreich', von Friedrich Naumann, belehrt uns, daß wir es im großen und ganzen doch nur mit Gelegenheitsliteratur zu tun haben. Was Rohrbach über Frankreich gesagt, wird hier etwas weiter ausgebaut, ohne daß irgendein durchgreifender Grund überzeugende Wirkung täte. Man müßte denn als solchen den Hinweis des Verfassers auf die deutsch-französischen Annäherungsbestrebungen ansehen, die bekanntlich unter Naumanns starker Beihilfe von einer Anzahl auf der Linken stehender deutscher Politiker mit gleichgerichteten französischen Parlamentariern, unter Führung des ermordeten Jaurès, kurz vor Kriegsausbruch eingeleitet waren. Naumann legt darauf starken Nachdruck. Die Tatsachen belehren uns aber dahin, daß seither keiner von den Annäherungspolitikern auf französischer Seite auch nur mit einem Wort von den französischen Anklagen wider Deutschland und seine Kultur abzurücken sich getraut hätte. — Lesenswert ist, was Naumann mehr im Plauderton über den französischen Hang zur politischen Romantik sagt. Auch wird man ihm recht geben, wenn er zum Verständnis der Teilnahme Frankreichs an diesem Krieg den Satz aufstellt: ‚Ein großes Volk mit solchem Stolz kann nicht nach einem verlorenen Waffengang klein beigeben. Sie mußten noch einmal an die Weltgeschichte appellieren.'

Mehr an das von Rohrbach vorgezeichnete Programm erinnert das dritte Heft, ‚Deutschland und der Islam', von Prof. Dr. C. H. Becker. Hier kommen die großen internationalen Zusammenhänge zum Wort. Die orientalische Frage erscheint unter den letzten Gründen des großen Krieges als eine der zentralen Ideen. Das Interesse der Zentralmächte und jenes der Türkei ergänzen sich in diesem Kriege. Die Türkei ist aber die letzte Hoffnung des ganzen Orients. Sie stützt sich zweifellos auf die vorhandene Strömung eines Panislamismus, der nichts anderes ist als eine unter dem Druck des europäischen Vordringens verstärkte Stimmung der Zugehörigkeit zur mohammedanischen Welt, mit dem Unterton einer Reaktion Asiens gegen Europa. Auf diesem Hintergrunde hebt sich die deutsch-türkische Freundschaft leuchtend ab, eine Freundschaft, deren tiefster Grund in der deutschen Politik des Schonens islamischer Empfindlichkeiten und in der Übereinstimmung der beiderseitigen Ziele auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik liegt. Die sonst lesenswerte Schrift verliert etwas durch Übertreibungen wie die folgende: ‚Für die deutsche Flotte haben sich zum Beispiel die Ägypter und Inder mindestens ebenso interessiert, wie die britische Admiralität.'

Keinen Geschmack abgewinnen kann ich der vierten Nummer: ‚Der Krieg und die Seele' von Gottfried Traub. Es ist das eine Sammlung von zum Teil meisterhaft vorgetragenen Gedanken, jedoch nicht der Niederschlag aufwühlender Erlebnisse, sondern der rein gedankliche Versuch, sich von dem Aufeinanderwirken von Einzelseele und Massenseele in diesem Krieg ein Bild zu machen.

M. Erzberger bietet unter dem Titel: ‚Die Mobilmachung' (Nr. 5) in seiner bekannten Art fleißiger und geschickter Zusammenstellung eine

Übersicht über die deutschen Streitkräfte im Frieden und die Bedeutung der Mobilmachung in diesem Kriege. Seine Schrift füllt eine Lücke in der Literatur aus, ohne, was bei einem solchen militär-strategisch wichtigen Gegenstand selbstverständlich ist, einstweilen Neues bieten zu können. — Sympathisch berührt, namentlich im Vergleich zu manchen andern Erzeugnissen der sogenannten Professorenliteratur in diesem Kriege, Hermann Onckens Weckruf an die Deutsch-Amerikaner (Heft 6: ‚Deutschlands Weltkrieg und die Deutsch-Amerikaner'). Die Darstellung ist psychologisch fein abgetönt; sie vermeidet es, den deutschen Standpunkt von einseitig deutschen Gesichtspunkten aus anzufassen. Ihr sprecht, so wendet sich der Verfasser an die Deutsch-Amerikaner, für uns zugleich mit eurem ganzen Dasein, als einer der stärksten und gesundesten Volksbestandteile, aus denen die große amerikanische Nation aufgebaut ist. Aber auch zu euch als amerikanische Bürger sei hier ein Wort zu sprechen erlaubt. — In dem folgenden Heft (Nr. 7) will uns Axel Schmidt ‚Die russische Sphinx' etwas näher bringen. Er erschwert sich sein Beginnen gleich von Anfang an dadurch, daß er weniger in das russische Problem hineinsteigt, als vielmehr das hervorhebt, was dem Russen im Vergleich zu den Westeuropäern abgeht. So kommt seine Schilderung nach der positiven Seite über einige kurze Andeutungen volkspsychologischer Art nicht hinaus. Die Schrift verfolgt den Zweck, vor Überschätzung des russischen Kolosses zu warnen. Dazu ist aber das gebotene Material zu wenig eindrucksvoll. Auch unterschätzt der Verfasser offenbar die Bedeutung der wichtigsten innerpolitischen Maßnahme der letzten Jahre, der Agrarreform Stolypins. Deren Bedeutung liegt in der Annäherung der zu größerer Selbständigkeit gekommenen Bauern an die Vertreter einer wirtschaftlichen und sozialen Gesundung auf dem Boden der Ausnutzung der fast überreichen, bis jetzt aber noch kaum gehobenen Kräfte Rußlands. Der Verfasser hingegen sieht ihre Bedeutung darin, daß eine zu erwartende russische Revolution durch die wurzellos gewordenen Bauern starken Zuzug erhalten würde. Die in diesem Kriege seither gemachten Erfahrungen widerlegen diese Auffassung, indem sie beweisen, daß die, wenigstens in einigen Ansätzen vorhandene Neuorientierung in Rußland von den letzteren Elementen auch heute noch absehen zu können glaubt. Und darum ist es kaum mehr als ein Schlagwort, wenn der Verfasser den Satz aufstellt: Die Kräfte der vorigen Revolution waren zentripetaler, die der etwa kommenden werden zentrifugaler Natur sein.

‚Voraussetzungsloser' kann man kaum sein, als es Prof. Dr. Gustav Roloff in seiner Schrift ist: ‚Deutschland und Rußland in Widerstreit seit zweihundert Jahren' (Nr. 8). Die zu beweisende These ist: Deutschland setzt eine ihm seit Jahrhunderten übertragene Mission des Widerstandes gegen das Moskowitertum fort. Das kann gewiß bewiesen werden, aber niemals auf dem Wege, den der Verfasser einschlägt, indem er von dem politischen Verhältnisse Deutschlands zu Rußland in den letzten zweihundert Jahren ausgeht. Der Verfasser erschleicht sich denn auch gewissermaßen den zu liefernden Nachweis, indem er an einer Stelle sagt, daß die Lebensinteressen Deutschlands und Rußlands einander widersprechen, mochten die beiden Länder in politischen Einzelfragen auch oft zusammengehen. Die eigentliche Beweisführung dreht sich gar nicht um diesen Punkt. Man müßte schon mindestens eine selbständige Broschüre schreiben, um zu den Darlegungen des Verfassers ausgiebig Stellung zu nehmen. — Recht lesenswert ist schließlich das letzte uns vorliegende Heft der Sammlung (Nr. 10) von Hermann Losch: ‚Englands Schwäche und

Deutschlands Stärke'. Man kann aber über den Wert der beigebrachten Materialien nicht endgültig urteilen, weil der Verfasser notwendigerweise bei seinen Ausführungen von den Verhältnissen bei Kriegsausbruch ausgeht, heute aber noch gar nicht feststeht, welche Umwälzungen der Krieg auf den hier in Frage stehenden volkswirtschaftlichen Gebieten bringen wird. Zugeben kann man schließlich, daß als ‚eiserner' Bestand unseres Außenhandels durch unsrere Lage im Herzen Europas etwa 25 Prozent der Einfuhr und etwa 40 Prozent der Ausfuhr gesichert sind, daß ferner ein großer Teil des Außenhandels durch England nicht abschneidbar ist, und daß England durch die ganze Art seiner volkswirtschaftlichen und sozialen Entwicklung ungleich mehr auf alle andern Länder angewiesen ist wie Deutschland mit seinem starken Innenmarkt. Alles andere ist mehr oder minder fraglich.

Alles in allem: Nach den vorliegenden Nummern zu urteilen, wird in der absichtlich etwas ausführlicher besprochenen Sammlung eines Verlags, an den man immerhin schon einige Ansprüche sollte stellen dürfen, manches gute Material geboten. Sie bietet aber auch, und zwar auch als Sammlung, der Kritik breite Angriffsflächen und läßt vor allem die verständnisvolle Gruppierung des Materials um einen einheitlichen, durchschlagenden und überragenden Gesichtspunkt vermissen.

Den Geist, mit dem unser Volk in diesen letzten und größten Kampf um seine Weltstellung eingetreten ist, durch Zusammenfassung aller sich irgendwie darbietenden geeigneten Kräfte in aller Einmütigkeit des Denkens und Handelns zu erhalten, das ist der Zweck der Bonner ‚Vaterländischen Reden und Vorträge während des Krieges' (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn). Es soll der Blick gerichtet werden sowohl auf die augenblickliche Kriegslage mit ihren strategischen und geographischen Voraussetzungen, wie auf die weiteren politischen, nationalen, ethischen, sozialen, wirtschaftlichen und Kulturfragen, die dieser beinahe alle Völker Europas ergreifende Krieg aufweist. In den uns vorliegenden drei ersten Heften behandeln Professor Dr. Karl Sell ‚Recht und Würde des Krieges' (Nr. 1), Professor Dr. C. H. Becker, dem wir bereits oben begegneten, die ‚Deutsch-türkische Interessengemeinschaft' (Nr. 2), unter scharfer Herausstellung der besonderen Gründe, die Rußland und England türkenfeindlich machten, und Professor Dr. W. Wygodzinski ‚Den englischen Handelskrieg' (Nr. 3). Letztere Broschüre gehört zu denjenigen, die nach Ansicht des Referenten dem Ideal einer kurzgefaßten Kriegsschrift am meisten nahekommen. Sie ist, bei aller Sachlichkeit, voller Stimmung, bringt alles Wesentliche zum Gegenstand und weiß darüber hinaus, durch die Gegenüberstellung wenig bekannter Tatsachen, das Interesse für die weitere Beschäftigung mit der behandelten Materie zu fesseln. Wir sehen den englischen Handelskrieg auf dem breitern Hintergrunde des Strebens Englands, die Quelle seines Reichtums, die grandiose internationale Arbeitsteilung, zu sichern und zu erhalten. Und wir sehen dann die ganz eigene Art des deutschen Wettbewerbs, die uns so überaus natürlich und selbstverständlich scheint, die aber andererseits wohl geeignet ist, ein Volk mit der wirtschaftlichen Überlieferung, wie das englische, nervös zu machen. Man versetze sich zurück in die Zeit der Abhängigkeit Deutschlands vom Westen in den vierziger Jahren. Für den Schiffsbau, für Puddel- und Walzwerke mußte man belgische und englische Walzmeister heranziehen; noch 1845 werden zwei in England reisende Haniels (die zu den Teilnehmern des Werks gehörten) beauftragt, einige gute Schweißmeister von ersten Schienenwalzwerken für die Hütte

zu gewinnen. ‚Auch bei der Beschaffung der Arbeitsmittel behauptete das Ausland den Vorrang: die Steine für die Puddel- und Schweißöfen kamen aus England und Belgien; Drehbänke, Walzen, ganze Maschinen, Zirkuliersägen zum Eisenschneiden, vor allem aber Stahl- und Maschinenteile aller Art mußten aus England bezogen werden. Dazu kam noch die Notwendigkeit, ausländisches Roheisen zu verarbeiten. Und schließlich war in England und Belgien durch den leistungsfähigeren Geldmarkt und das Bestehen von Aktiengesellschaften der Industrie ein schnellerer Zufluß billigeren Kapitals gesichert als in Deutschland. Es war also in dem Wettkampfe alles auf seiten des Auslandes: Erfahrung, Technik und Kapital.‘ Erst 1854 konnte auf einer preußischen Werft ein eiserner Seedampfer gebaut werden. Ja, bis in die siebziger Jahre wurden deutsche Kriegsschiffe auf englischen Werften gebaut. Für den Emanzipationskampf Deutschlands von der Vorherrschaft der Westmächte und insbesondere Englands, für seine Eigenart bringt W. ein bezeichnendes Beispiel. Das im Jahre 1855 entdeckte Bessemerverfahren, welches eine Abkürzung der Herstellungszeit auf den hundertsten Teil und eine Verbilligung um 40 Prozent bedeutete, kam zunächst erst Deutschland nicht zugute, weil es nur bei phosphorfreien Erzen anwendbar ist, an denen wir arm sind, während sie England (noch mehr Amerika) reichlich zur Verfügung standen. Die deutsche Stahlindustrie geriet dadurch arg ins Hintertreffen, bis im Jahre 1878 die Engländer Thomas und Gielchriest ein neues Verfahren fanden, das die Stahlherstellung auch aus phosphorreichen Erzen gestattete. In derselben Stunde, da die Existenz dieses neuen Verfahrens in Deutschland bekannt wurde, erbat der Leiter des Hörder Vereins telegraphisch die Erlaubnis zur Besichtigung, und als er diese telegraphisch erhielt und sofort abreiste, fand er in London schon Thomas in Unterhandlung mit dem Leiter der Rheinischen Werke. Gegenüber diesem geradezu genial durchgeführten deutschen Wettbewerbe greift der Engländer zu Mitteln, die das Wort von der Nation von Krämern doch einigermaßen rechtfertigen. Man denke an die Erfahrungen mit dem ‚Made in Germany‘. Förmlich aufreizend wirkt die von dem Verfasser mitgeteilte Tatsache, daß beispielsweise in China das Organ der British Engineers Association keine deutschen Anzeigen aufnimmt und deutsche Abonnementsbestellungen unberücksichtigt läßt. Zu dieser Politik bieten die vielen gehässigen Maßnahmen während des Krieges nur die logische Fortsetzung, und es wundert uns schon gar nicht mehr, wenn eines der angesehensten englischen Fachblätter, der ‚Engineer‘, als Endziel des Krieges die planmäßige Vernichtung aller großen industriellen Betriebe in den zu besetzenden deutschen Gebieten aufstellt. Wie soll Deutschland dagegen ankämpfen? Der Verfasser scheint uns das deutsche Gemüt an der richtigen Stelle zu fassen, wenn er zum Schluß als Waffe in dem Endkampfe gegen England an den Geist der Disziplin, den Geist der Unternehmung und den Geist der Wissenschaft appelliert. Das sind schließlich die Waffen, die uns, über den Tageskampf hinaus, die uns gebührende Stellung im Welthandel zu erobern vermögen.

Unter besonderem Gesichtswinkel verdient eine von dem M.-Gladbacher Sekretariat Sozialer Studentenarbeit herausgegebene Schriftensammlung gewertet zu werden. Derselben ist die allgemeine Überschrift ‚Der Weltkrieg‘ eigen. Damit ist schon angedeutet, daß man darauf verzichtet hat, der Sammlung sowohl einen bestimmten Ausgangspunkt, wie eine bestimmte Richtung zu geben. Vielmehr scheint der eigentliche verbindende Grundgedanke der zu sein, denjenigen Schriftstellern, die, wie nun einmal die Verhältnisse in Deutschland liegen, in den übrigen Sammlungen weniger zu Worte kommen, die Möglichkeit zu bieten, sich zu den durch den Weltkrieg aufgeworfenen Fragen zu äußern. Die Mehrzahl

der Autoren besteht aus Katholiken. Darunter sind viele, für die die Teilnahme eine erste Einführung in die Literatur überhaupt bedeutet. Man kann nun sicherlich verschiedener Ansicht darüber sein, ob die Erörterung der tiefgreifenden Fragen des Weltkrieges ein dazu besonders geeigneter Anlaß sei. Verdienstvoll bleibt unter allen Umständen die gewiß nicht leichte Durchführung des Versuches, der ganzen Gruppe der bezeichneten Schriftsteller die beschriebene Möglichkeit zu bieten. Dem unermüdlichen Herausgeber gelang es aber auch, glänzende Namen auf seiner Mitarbeiterliste zu vereinigen. Und dazu kommt, daß die Preise der Schriften (bei 16 Seiten 15 Pfg., bei 24 Seiten 20 Pfg.) im Vergleich zu sonstigen Kriegsschriftensammlungen ungewöhnlich niedrig gehalten sind, wodurch die Möglichkeit geschaffen ist, das Material namentlich auch unseren Kriegern zugänglich zu machen, um so die Verbindung mit ihnen in fruchtbringender Weise aufrecht zu erhalten.

Von den verschiedenen Nummern, die bis jetzt herausgekommen, wurde in der ‚Rundschau' des neunten Heftes des vorigen Jahrganges von ‚Hochland' bereits die erste: ‚Die Neutralität Italiens' von Ercoli Graf Agliardi erwähnt, in der ‚Rundschau' des ersten Heftes des laufenden Jahrganges sodann die zehnte: ‚Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg' von Stadtler. Recht starke Beachtung verdient, neben den erwähnten Nummern, die zweite: ‚Der Beruf Österreichs' von Richard von Kralik. Es ist das eine kulturhistorische Darstellung von echt individuellem Gepräge, geeignet, die österreichische Frage, in der Durchschnittsbetrachtung so leicht ein Gegenstand starker Beklemmungen, unter sympathischerem Gesichtswinkel darzubieten und weitergehendes Interesse dafür zu erwecken. Durchweg bekanntere Gedankengänge enthält Nr. 3: ‚Österreich-Ungarn und der Balkan' von Theodor von Sosnosky. Die Schrift wirbt für eine etwas ausschließlich österreichische Betrachtungsweise des Problems, wird daher der auch im Weltkriege nicht rastenden politischen Meinungsentwicklung unterworfen sein. Von demselben Verfasser ist das mit viel Temperament und Sachkenntnis geschriebene Heft 26: ‚Die Balkanpolitik in Italien.'

Die meiste Beachtung von allen Nummern der Sammlung erzwingt sich wohl Heft 4: ‚Christus und der Krieg' von Professor F. W. Foerster. Unsern Lesern sind Foersters Gedankengänge im großen und ganzen vertraut. Sie wissen insbesondere von seiner tiefen Erfassung der Kulturaufgaben des Christentums, vornehmlich auch für die Annäherung der Völker und Rassen. Seine Stellungnahme zum Völkerkrieg ist daher an sich schon von ungemeinem Reiz. Die Art dieser Stellungnahme in der vorliegenden Schrift erhöht noch diese Wirkung. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß Foerster den Dingen bis auf den Grund nachgeht, und was er beispielsweise von der seelischen Wirkung des Krieges sagt, steht, wenngleich die betreffenden Ausführungen sehr viel kürzer sind, turmhoch über dem, was die oben erwähnte Schrift von Traub zu diesem Thema bringt. Wenn Foerster fragt, wie der einzelne bei pflichttreuester Ausübung des Kriegshandwerks für sich und sein Volk seelisch gewinnen könne, so läßt er den unüberschätzbaren Wirkungen der Kriegsbegeisterung der ersten Zeit des Krieges sowohl, wie der schier übermenschlichen Erprobung von Nerven, Willen und Charakter durch den Stellungskrieg in vollem Maße Gerechtigkeit widerfahren. Auch die religiöse Seite der Sache wird mit einigen starken Strichen hervorgehoben. Für die Jugend gilt das echte Pädagogenwort: ‚Möchte es all' unsern jungen Kriegern zum klarsten Bewußtsein kommen, welch unvergleichliches Heil es für den Menschen ist, und wie selten es ihm geschenkt wird, daß er an der Schwelle des Lebens in solcher Donnersprache

den Unterschied von Spiel und Ernst gelehrt bekommt.' Feine Bemerkungen sind die über das Fehlen des heroischen Gehalts des Christentums in unserer landläufigen Auffassung von der öffentlichen Bedeutung des letzteren. Von einem derartigen Hintergrunde nun hebt sich mit besonderer Schwere und Düsterkeit die Frage ab: Wird nicht doch vom Kriege zu viel Heil für die Seele erhofft? Nach der grundsätzlichen Seite liegt die Antwort in der Erwägung: Wären wir Christen, so könnte es keinen Krieg geben. Nun aber haben wir es mit den harten Tatsachen zu tun, und da muß gefragt werden: Kann man im Krieg mit Christus verbunden bleiben? Antwort: Wenn Du das Deine aus Liebe zu Deinem Vaterlande, aber nicht aus Haß gegen den Feind tust. Von diesem Ausgangspunkte aus wendet sich der Verfasser namentlich gegen das Schwelgen in generalisierenden Antipathien. Das gilt namentlich in bezug auf England, bei dem wir niemals das bessere England außer acht lassen sollten, das uns die Heilsarmee schenkte und so viel wertvolle Anregungen für die Behandlung der sozialen Frage und die Milderung der parteipolitischen Sitten gab. Des Deutschen Kriegsziel darf nur die kulturelle Hegemonie sein, auf die die deutsche Seelsorge bisher zu wenig eingestellt war. Wir können den Sieg nur ertragen, wenn wir der Welt ein Beispiel völkerverbindender Kulturpolitik in ganz großem Stil zu geben haben. Dann müssen wir aber schon heute aufhören mit der maßlosen Anbetung der religiös-sittlichen Kulturbedeutung des Krieges, mit den gefährlichen Illusionen vieler Stubenmenschen in bezug darauf, mit der Verdächtigung aller Großmut gegenüber dem Feinde. Weg auch mit allem einseitigen Nationalismus! ‚Das nationale Prinzip hat in bezug auf die Weltkultur bisher erschreckend destruktiv gewirkt.' — Foersters Ausführungen sind höchster Beachtung wert. Sie müssen aber in mancher Beziehung wesentlich eingeschränkt werden. Man kann ihnen gegenüber einwenden, daß sie zu theoretisch sind und insbesondere die Tragik in Deutschlands Stellung in diesem Kriege übersehen, die darin liegt, daß uns die sittlich höchststehende Handlungsweise in diesem Kriege materiell, d. h. hinsichtlich des unmittelbaren Kriegserfolges, sehr leicht schaden kann, weil uns das Gesetz zwingend bedrückt, das von der Handlungsweise der uns von allen Seiten umgebenden Feinde ausstrahlt. Wir müssen hart sein, um unserer eigenen Existenz willen. Hier muß einmal der unzweifelhaft in unserm Volke vorhandene Wille für die Tat gelten; dann braucht man durchaus nicht an unserm Volk irre zu werden.

Dann auch ist bei Foerster Licht und Schatten hinsichtlich der Wertung der kulturellen Wirkung des Krieges ungleich verteilt. Das liegt nun allerdings zum Teil an der engen Fassung seines Themas, das fast ausschließlich die Dinge unter religiös-sittlichem Gesichtswinkel erfaßt und für die sogenannte profane Kultur, die doch auch nicht ohne seelische Einwirkungen ist, kaum, oder doch nur in der Zielsetzung, einen Blick hat. In letzterer Beziehung sollte man zur Ergänzung unbedingt Heft 8 derselben Sammlung lesen, worin Karl Hoeber unter dem Titel ‚Krieg und Kultur' in vornehm ruhiger Abwägung auch die bei Foerster mehr oder minder fehlende Seite der Sache zur Darstellung bringt. Ernster noch müssen die Einwände gegen das sein, was Foerster über die destruktive Wirkung des nationalen Prinzips sagt. Auch hier hat er grundsätzlich recht. Dagegen ist es verfehlt, die betreffenden Ausführungen im besonderen an die deutsche Adresse zu richten. Eduard Stadtler hat im 10. Hefte der uns hier beschäftigenden Sammlung (‚Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg') unter starker Anlehnung an Martin Spahns ‚Lebensfragen' und dessen sonstige Schriften überzeugend dargetan, daß dem Deutschen bis zum Kriege ein eigentliches National-

bewußtsein, im Sinne von Machtinstinkt, fast völlig gefehlt hat. Erst diese letztere Eigenschaft des Nationalbewußtseins aber kann die erwähnten destruktiven Wirkungen haben. Man möge daher Foersters ohne Zweifel wertvolles Schriftchen nicht ohne Ergänzungen hinausgeben.

Als besonders erwähnenswert aus der gleichen Sammlung seien noch angeführt Nummer 19: ‚Der Weltkrieg und die Orientfrage' von Paul Beusch, sowie Nummer 25: ‚Weltkrieg und Islam' von Joseph Froberger, das zugleich als Ergänzung zu den oben erwähnten Beckerschen Schriften über den Islam dienen kann. Übrigens sind auch Martin Spahns Broschüren, gesammelt unter dem Titel: ‚Im Kampf um unsere Zukunft', in derselben Sammlung erschienen. Ein ergänzendes Bändchen (Nr. 22) behandelt ‚Italien'.

Auch die Dresdener Gehe-Stiftung, deren Erzeugnisse durchweg ihren guten Ruf verdienen, beteiligt sich mit einigen Bändchen an der Erörterung der Kriegsfragen. Recht lesenswert ist die unmittelbar vor dem Kriege erschienene zusammenfassende Darstellung: ‚Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen' von Professor Lindner. (Leipzig, 1914, Teubner, 27 S., M. 0.80.) Die damals schon bestehende Spannung findet in der Schilderung eine wirksame Begründung. Etwas enttäuscht dagegen waren wir über die von derselben Stiftung veröffentlichte Broschüre von W. Stieda ‚Krieg und Sozialpolitik' (Leipzig, 1915, Teubner, 32 S., 0.80 M.). Es ist eine ziemlich farblose Zusammenstellung eines Teiles der Kriegsverordnungen sozialpolitischer Natur, die fast jede Wertung unter höheren Gesichtspunkten vermeidet.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Dez. 1915*

Mit Herstellung der unmittelbaren Schienenverbindung Belgrad—Sofia ist nun der zusammenhängende Länderblock des Vierbundes durch erleichterte Ausnützbarkeit der gemeinsamen Streitkräfte zum Kampf ‚auf der inneren Linie' gegen den Einkreisungsverband besonders befähigt. Vor dem Anschlusse Bulgariens wurde zu Lande von den Mittelmächten zwar ebenfalls schon von innen nach außen gekämpft, doch in zwei weit getrennten Landgruppen, nämlich vom deutschen und dem österreichisch-ungarischen Heere gemeinsam gegen Osten (Rußland), Westen (Belgien, Frankreich, Großbritannien), Südwesten (Italien) und Südosten (Serbien, Montenegro), dann vom türkischen Heere allein gegen Westen (Dardanellen), Südwesten (Suezkanal), Süden (Arabien), Südosten (Mesopotamien) und Osten (Kaukasus). Nun aber nach der Eroberung Serbiens können sich die Vierbundheere bei einheitlicher Leitung gegenseitig auf jedem Kriegsschauplatze rasch unterstützen. Mittelst ihrer Eisenbahnen vermögen sie in verhältnismäßig kurzer Zeit bedeutende Truppenmengen zu senden, und zwar auf größte Entfernungen nach jeder beliebigen Richtung, wo sich eben bringender Bedarf hiefür geltend macht. Dagegen sind die ‚auf der äußeren Linie', nämlich von außen nach innen kämpfenden Landstreitkräfte des Einkreisungsverbandes auf den zeitraubenden gefährlichen Seeschiffsverkehr angewiesen, um Truppen von einem Hauptkriegsschauplatz zum andern zu verbringen. Zudem spaltet sie der Länderblock des Vierbundes in zwei weitgetrennte Kampfgruppen, die sich nicht unmittelbar beistehen können. Im Kriege 1870/71 kämpfte das deutsche Heer ebenfalls von innen nach außen, zuerst beim Feldzugsbeginn durch enge Versammlung der deutschen Streitkräfte zwischen den getrennten zwei Aufmarschgruppen der Franzosen, dann während der Einschließung von Paris gegen die aus Süden, Westen und Norden anrückenden französischen Entsatzheere. Aus der Zeit vor den Eisenbahnen sind hervorragende kriegsgeschichtliche Vorbilder für den Kampf auf der inneren Linie: Napoleon I. während der Befreiungskriege und Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges. Beide kämpften auch gegen Einkreisungsverbände. Damals aber, wo große Truppenverschiebungen allein durch zeitraubende Fußmärsche möglich waren, kam das Verfahren ‚auf der inneren Linie' nur dann zur Geltung, wenn Raum genug war, um dem einen Gegner mindestens auf einige Tagemärsche behufs Zeitgewinn entgegenzugehen, ihn zu schlagen und zu verfolgen, dann aber sich gegen den anderen zu wenden. Bei engerem Raum entstand jedoch stets die Gefahr des Umfaßtwerdens durch beide Gegner. Bei den Riesenausdehnungen des jetzigen Völkerkampfes, wo die Kriegsschauplätze bis zu mehreren tausend Kilometern weit auseinanderliegen, aber durch ein leistungsfähiges Bahnnetz unmittelbar verbunden sind, wuchs der Vorteil des Kampfes von innen nach außen ungewöhnlich. Braucht doch selbst ein Lastzug zur Zurücklegung von 2000 Kilometern ohne Einrechnung der nötigen Aufenthalte nur 100 Stunden, ferner kann eine Bahn, je nachdem sie ein- oder zweigleisig und betriebsfähig ist,

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für November 1915' Hochland, Januarheft Nr. 4 von 1915/16 Rundschau S. 483.

innerhalb 24 Stunden 20 bis 100 Züge befördern. Bei Vorhandensein von mehreren zwischen zwei Kriegsschauplätzen gleichgerichteten Eisenbahnen steigert sich die Leistungsfähigkeit für Beförderung größter Truppenmengen und Kriegsstoffen. Den Lesern wird anheimgegeben, hiernach sich selbst Zahlenbeispiele auszurechnen z. B. für die Strecke Pinsk—Lille oder Libau—Damaskus. In dem 5 Jahre vor dem jetzigen Kriege erschienenen ersten Band des Altenschen ‚Handbuch für Heer und Flotte'* ist bei Erläuterung des Begriffes äußere und innere Linie' die Meinung ausgedrückt, in Zukunft sei eine Ausnützung der inneren Linie schwer denkbar. Nun aber lieferte der jetzige Völkerkampf mit seinen vielen Kriegsschauplätzen das großartigste, noch nie dagewesene Bild eines Kampfes von innen nach außen. Erstreckt sich doch der Länderblock des Vierbundes in seiner größten Ausdehnung von der Nordsee bis zum Indischen Meere über 40 Breiten- und 60 Längengrade. Mit einem leistungsfähigen Bahnnetze überspannt, vermögen seine Streitkräfte an den entscheidenden Plätzen rasch mit einer Überzahl aufzutreten und je nach Bedarf da anzugreifen, dort abzuwehren, wo die ‚britische Seeherrschaft' völlig einflußlos bleibt. Sonach geben die Vorteile des Kampfes ‚auf der inneren Linie' dem Vierbunde die Sicherheit der Unüberwindbarkeit, die Gewähr des entscheidenden Sieges.

Hiebei erweist sich deutlich, welch' starken Einfluß die Technik, das Geschick der Stoffverarbeitung heutzutage auf die Kriegführung ausübt. Ohne sie wäre die Leitung solcher Millionenheere, wie sie im gegenwärtig wütenden Völkerkampfe kriegsgeschichtlich vorbildlos zum ersten Male auftreten, überhaupt nicht möglich. Durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel wurden Sammlung, Versendung, Verschiebung, Lenkung, Verwendung, Verpflegung, Nachschub solch' ungeheurer Truppenmengen erst durchführbar. Auch die rasche Räumung der Kriegsschauplätze von Verwundeten, Gefangenen und Kriegsbeute erleichtern sie in nützlicher Weise. Außerordentlich sind die Vervollkommnung und Mengenerzeugung von Waffen, Schießbedarf und Kriegsgerät aller Art. Durchaus zutreffend führte vor einiger Zeit der amerikanische Baumeister T. R. Finlay in einem Vortrage, den er in der ‚Mining and Metallurgical Society of Amerika' zu Neuyork hielt, aus, daß großgewerbliche Macht den entscheidenden Einfluß im Kriege bilde und sich in den Hervorbringungszahlen von Kohle und Stahl widerspiegele, demnach Deutschland mit seiner überragenden Fähigkeit, die Kriegsausrüstung einzurichten und zu verwerten, im gegenwärtigen Kriege siegen müsse.

Den erheblichen Vorsprung, den unserer Heeresleitung gegenüber den Feinden das deutsche Stoffgeschick gewährt, erläutern auch zwei deutsche Baumeister und Hochschullehrer.* Die zuverlässigen großen Leistungen der deutschen Eisenbahnen, die im Deutschen Reiche geförderte Entwicklung der Heereslastwagen und der Kraftwagen überhaupt, dann der Flugtriebwerke, der Zeppelinluftschiffe und der Geschützrohre beanspruchen einen wesentlichen Anteil an den Kriegserfolgen. Mittelst ihrer durchschnittlich höheren Schulbildung als derjenigen in den feindlichen und neutralen Staaten führen die Deutschen jetzt einen Krieg gegen die Unwissenheit und Unbildung der gegnerischen Völker. Mit Hilfe der alle anderen Staaten weit überflügelnden deutschen gesellschaftlichen Gesetzgebung werden die

* S. ‚Allumfassung der Kriegswissenschaften' Hochland, Jahrg. 1914/15 Bd. 2, S. 360.

* Otto Kammerer ‚Deutsche Technik i. J. 1914' (Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst u. Technik, 9. Jahrg. Heft 6). Wilhelm Franz ‚Im Lande der Technik' (Berl. Tagblatt, Nr. 634 v. 12. XII. 15, 2. Beibl.).

eigenen Bildungsfortschritte unseres Volkslebens vielleicht als beste Frucht des Krieges zu dem militärischen Erfolge noch die wirtschaftliche Gemeinsamkeit des Erwerbslebens bringen. Dies wäre dann der Sieg der ‚Lebenstüchtigkeit' über die ‚Lebensverfeinerung'. Hauptland des zwar überall heimatberechtigten Stoffgeschickes ist jetzt das Deutsche Reich. Früher, von Erfindung der Dampfmaschinen an in England weltbeherrschend, verlegte das Stoffgeschick gegen Ende des 19. Jahrhunderts seinen Hochsitz nach Deutschland. Hier entstand aus der allgemeinen Wehrpflicht die derzeitige Stärke und Eigenart des deutschen Großgewerbes, indem der Heeres- und Flottendienst die Mehrzahl der Arbeiterschaft zu dem für das Stoffgeschick wichtigen Ordnungssinn und Pflichtgefühl erzog. Dadurch erwuchs aus der stoffgeschicklichen die wirtschaftliche Stärke. Zurzeit bildet deshalb das deutsche Staatswesen die höchste Einheit von Menschen, deren Leben durch Arbeit und Pflicht erfüllt wird.

Bei unseren Bundesgenossen ist je nach der erreichten Entwicklungsstufe ihrer Völker das Stoffgeschick ebenfalls in entsprechendem Maße vertreten wie eben allenthalben auf der Erde, denn bei dem jetzigen Verkehrswesen wird ja alles Neue rasch Gemeingut. Soweit ihnen aber das Höchstmaß der Entwicklung aus irgendwelchen Gründen noch fehlt, wird es reichlich ausgeglichen durch urkraftliche Hervorbringung von Schöpfungserzeugnissen, die das ‚Land des Stoffgeschickes' dringend zur Verwertung braucht. So ergänzen sich die Reiche des Vierbundes vortrefflich zu einem innerlich starken, unüberwindlichen Ganzen.

Volle Bestätigung findet diese Tatsache in den Ereignissen des 17. Kriegsmonats. Zunächst in den Seekrieg brachten kühne Vorstöße der an Zahl schwachen, aber in sich trefflichen österreichisch-ungarischen Flotte erfrischende Abwechslung. Anfangs Dezember wurde erst bekannt, daß am 23. November ein Geschwader einen mit drei Geschützen bewaffneten Dampfer und einen größeren Motorsegler, beide italienisch, vollbeladen auf der Fahrt von Brindisi nach Durazzo begriffen, versenkte. Dann vernichtete am 5. Dezember ein anderes Geschwader in San Giovanni di Medua durch Geschützfeuer drei große und zwei kleine Dampfer, fünf große und viele kleine Segelschiffe, während sie Kriegsvorräte der Feinde landeten, sowie ein französisches Unterseeboot, endlich vor Valona einen italienischen kleinen Kreuzer. Auch am 29. Dezember wurde ein französisches Unterseeboot durch ein Geschwader vernichtet, dann von diesem im Hafen von Durazzo ein Dampfer und ein Segler durch Geschützfeuer versenkt; dabei gingen allerdings zwei Zerstörer (Torpedoboote) durch Minen verloren. Sonst aber wurde der Seekrieg auf den südlichen und nördlichen Meeren beiderseits fast ausschließlich mit Tauchschiffen und Wasserflugzeugen, unter und über dem Wasserspiegel, geführt. Nach halbamtlicher Veröffentlichung vom 12. Dezember versenkten seit Kriegsbeginn deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote insgesamt schon 508 feindliche Fahrzeuge mit 907 819 Tonnen, hievon im Mittelmeere seit Beginn der Salonikiunternehmung (Ende September) 2 französische und 6 britische Hilfskreuzer und Truppenfrachtdampfer, 6 französische, 19 britische und 1 japanischen Kriegsstofffrachtdampfer, zusammen also 34 Kriegsfahrzeuge mit rund 150 000 Gewichts- oder 200 000 Raumtonnen, außerdem 34 Handelsschiffe mit rund 70 000 Tonnen. Im Dezember 1915 wurden inhaltlich nicht amtlicher also unsicherer Zeitungsberichte an feindlichen Handelsschiffen versenkt: 33 britische (darunter 4 Kriegsfrachtdampfer), zwei französische, 1 belgisches, 7 italienische (darunter 2 Kriegsfrachtdampfer), ein japanisches und 2 russische, dann aus

neutralen Ländern mit Banngut: ein amerikanisches, 1 griechisches, 1 niederländisches, 1 schwedisches, 1 norwegisches und 1 dänisches, zusammen 52 Schiffe. Nach Bekanntgabe des englischen Handelsamtes wurden hievon durch deutsche Kriegsschiffe 20 britische Dampfer versenkt, außerdem stießen acht auf Minen. Als mittelbare aber eindringliche Wirkung des Unterseekrieges in Großbritannien ist hervorzuheben, daß der Weizenpreis in London, wo er im Frieden für die Tonne um 30 M. niedriger war als in Berlin, jetzt um 40 M. höher ist wie hier und um 80 M. höher wie der deutsche Preis für Roggen, der unser hauptsächliches Brotgetreide ist, während die Briten nur Weizenbrot essen. Außer den 3 voraufgeführten französischen und italienischen Kriegsschiffen wurden noch 3 feindliche Kanonenboote, 2 britische und 1 russisches, versenkt. Auf deutscher Seite gingen am 17. Dezember in der Ostsee 1 kleiner Kreuzer und 1 Torpedoboot durch Unterseeangriff verloren.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze trat im Dezember keine Änderung der Kriegslage ein. Hauptsächlich fanden zeitweise Geschütz-, Handgranaten- und Minenkämpfe statt. Größere Gefechte mit Infanterie erfolgten nur wenige: am 11. Dezember mißlangen französische Angriffe auf die Höhe 193 bei Tahure in der Champagne, am 17. Dezember zwei britische Vorstöße bei Armentieres, endlich am 22. Dezember brach ein französischer Angriff bei Metzeral zusammen. Besonders heftig wurde Ende Dezember, vom 22. bis 24. und am 29. Dezember, in den Südvogesen um den Hartmannsweilerkopf und den Hirzstein gekämpft, doch blieben schließlich beide Höhen im Besitze der Deutschen. Sehr lebhaft war der Luftkrieg; namentlich in dem britischen Stellungsabschnitt zeigte sich dies; erhält doch jeder britische Flieger für einen Flug über dem Feinde 6 Pfund Sterling = 123 M. Dieser hohe Lohn reizt die Söldner an, täglich bei jedem Wetter zu fliegen, denn hiedurch können sie innerhalb eines Kriegsjahres 30—40 000 M. verdienen, allerdings kommen dafür bei ihnen besonders viel Abstürze vor.

Trotz fortgesetzter heftigster italienischer Angriffe trat an der italienisch-österreichisch-ungarischen Grenze ebenfalls keine Änderung der Kriegslage ein. In der sogenannten vierten Isonzoschlacht allein sollen die welschen Verluste 70 000 Tote und Verwundete betragen haben. Wie schon seit sechs Monaten behaupteten die zähen Verteidiger auch im Dezember fest ihre Stellungen und wiesen überall die Vorstöße und Angriffe erfolgreich ab. Den Welschen aber verleideten die Mißerfolge, in größerem Maßstabe auf anderen Kriegsgebieten sich zu beteiligen.

Auf dem Hauptkriegsschauplatze, dem Balkangebiete, erfolgten im Dezember die notwendigen ‚Aufräumungsarbeiten', die Serbien vollständig von Gegnern säuberten, auch in die östlichen Gebiete von Montenegro und Albanien sich ausdehnten. In dem wegearmen Gebirgslande, das für die Verpflegung der Truppen nur wenig Hilfsmittel bietet, können die Heeresbewegungen bloß langsam erfolgen, deshalb reichte der 17. Kriegsmonat nicht aus, die Aufräumungsarbeiten zu vollenden, es muß auch noch der Januar dazu verwendet werden. Zu einem größeren Kampfe mit serbischen Truppen kam es nicht mehr; nach amtlich unbestätigten Zeitungsmitteilungen erfochten zwar die Bulgaren einen glänzenden Sieg über 40 000 Serben am 29. Dez. bei Elbassan in Albanien. Sonst aber ereigneten sich im westlichen Balkangebiete nur kleinere Verfolgungsgefechte. Stärker und zeitraubender wehrten sich die Montenegriner unter geschickter Ausnützung des Gebirgskrieges, doch können sie gegenüber der aufgebotenen Übermacht ihr unabwendbares Schicksal nur verzögern, ihre ‚Vergangenheit' teuer verkaufen. Über die angebliche

Teilnahme der Albaner an den Kämpfen gegen die flüchtigen Serben liegen nur dürftige, unzuverlässige Nachrichten vor. Von italienischen Streitkräften wurden bis jetzt erst Valona und nächste Umgebung sowie Durazzo besetzt. Hauptereignis auf dem Balkangebiete im 17. Kriegsmonate war die 10 Tage dauernde Niederlage der Briten und Franzosen. Am 3. Dezember mußten deren vorgeschobene Truppen den Vardar—Cerna-Bogen räumen, drei Tage später nahmen die Bulgaren südlich Strumitza den Briten 10 Geschütze ab. Nach weiteren zwei Tagen erfolgte die Entscheidung, wobei die siegreichen Bulgaren die von den Briten und Franzosen besetzten Orte Doiran und Gewgheli nahmen und deren Streitkräfte am 13. Dezember vom serbisch-mazedonischen Boden in das neutrale griechische Gebiet verjagten. Nach amtlicher bulgarischer Mitteilung beerdigten die Sieger von den aus 73 000 Briten und 97 000 Franzosen bestehenden 170 000 Mann starken Streitkräften 27 000 gefallene Feinde, außerdem erbeuteten sie 1234 Gefangene, 14 Geschütze und viel Kriegsgeräte. An der Grenze des noch neutralen Griechenlands kam die Verfolgung vorläufig zum Halten.

Im Osten erfolgte während des Dezembers keine Änderung der Kriegslage. Fast auf reine Abwehr beschränkten sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, das von ihnen besetzte etwa 300 000 Quadratkilometer große russische Gebiet festhaltend. Auch die Russen verhielten sich, wie schon seit Mitte November bis gegen Ende des 17. Kriegsmonats, ziemlich ruhig; vorübergehend wurde der Stillstand unterbrochen am 11. Dezember durch einen russischen Angriff, der in Wolhynien verlustreich zusammenbrach, dann am 16. Dezember durch solchen zwischen Narocz und Miadziolsen (100 Kilometer südlich Dünaburg) mit gleichem Mißerfolge. Starke Angriffsversuche begannen die Russen jedoch zu Weihnachten gegen unseren rechten Flügel an der bessarabischen Stellung. Vielleicht erfolgten sie zu dem militärischen Zweck, den Vierbund vom Angriff auf Saloniki abzuhalten, wahrscheinlich aber aus politischen Gründen, um auf die scheinbar schwankende Haltung der noch neutralen rumänischen Regierung einen starken Druck auszuüben. Nach sicheren Anzeichen beruhen überhaupt alle Kriegsmaßnahmen des Einkreisungsverbandes meist mehr auf politischen als auf rein militärischen Erwägungen. Unter schweren Verlusten für die Russen wurden ihre am 23. Dezember ausgeführten Angriffe abgewiesen, gleichwohl setzten sich diese am 27. mit erneuten und verstärkten Kräften zunächst an der bessarabischen Grenze und am Dnjestr fort, dann aber auch an der Strypa. Am Monatsschlusse dauerte die Schlacht unvermindert heftig, doch fruchtlos weiter, auf die ganze Stellung von Bessarabien bis Wolhynien sich ausdehnend. Bei den vermutlich getroffenen Vorsichtsmaßregeln des Vierbundes erscheint ein entscheidender Erfolg der Russen hier ausgeschlossen.

Immer größere Wichtigkeit bekommen die türkischen Kriegsschauplätze. Wenn auch die noch ausständige Entscheidung des Völkerkampfes zur gegebenen Zeit auf dem europäischen Festlande, und zwar auf russischen Schlachtfeldern, fallen wird, so verschiebt sich doch nunmehr der Brennpunkt des Weltkrieges vorübergehend mehr nach Osten, je stärker der „Heilige Krieg‘ bei den moslemitischen Völkern wirksam wird. Bereits entstand heftige Gärung sowohl in den neutralen Ländern Persien und Afghanistan als auch in Britisch-Ostindien und dem Russischen Turan (Tiefland zwischen Wolga und Kaspischen Meere). Aus Besorgnis, diese meist von Mohammedanern bevölkerten Gebiete zu verlieren, suchen Briten und Russen durch Persien hindurch sich die Hand zu reichen.

Damit würden sie die jetzt durch den Länderblock des Vierbundes bestehende Abtrennung Rußlands von den übrigen Einkreisungsmächten aufheben, selbst aber den möglichen künftigen Festlandverkehr des Vierbundes durch Persien mit dem östlichen Asien unterbinden, zugleich dem zwar nicht wahrscheinlichen, doch gefährlichen und deshalb von ihnen befürchteten Zusammenschluß der mohammedanischen Völker zu einem großen Weltreich vorbeugen. Um große Dinge handelte es sich also! Dazu kommt die Angst Großbritanniens vor der türkischen Bedrohung Ägyptens. Zwar kam es bis jetzt am Suezkanal selbst noch zu keinen großen Kämpfen; nur an der ägyptischen Nordwestküste bei Marsa Matru erfolgten im Dezember mehrere für die Briten ungünstige Gefechte mit Senussitruppen, die deutsche Unterseeboote mit Geschützfeuer wirksam unterstützten. Ernsthafte umfangreiche Vorbereitungen trafen bereits die Briten zur Verteidigung des kostbaren Nillandes. Neben der Niederlage in Mazedonien durch die Bulgaren wurden die Briten auch schwer betroffen durch die von den Türken erzwungene Räumung der Gallipoli-Landungsstellen bei Anaforta und Ari Burun. Am 20. Dezember vollzogen sie mit Preisgabe ungeheuerer, wertvoller Kriegsvorräte unter dem Schutze von Nacht und Nebel geschickt die Truppeneinschiffung. Nur die Südspitze des Gallipoli-Halbeilands halten sie noch besetzt. Im Kaukasusgebiete blieb die Kriegslage unverändert; in dem ohnedies schwierigen Gelände verhinderten drei Meter starke Schneemengen größere Heeresbewegungen; häufige Zusammenstöße türkischer und russischer Vortruppen blieben einflußlos. Größere Bedeutung besitzen die Kämpfe der Russen in Nordpersien mit ‚aufrührerischen' Volksstämmen, die, angeeifert durch die türkischen Erfolge im Irak, anfangs Dezember in Kermanschach und Hemedan russisch-britische Truppen besiegten. Der militärisch fast wehrlose ‚Staat' Persien verhält sich selbst noch neutral, wie auch das für den Krieg gut vorbereitete, wohlausgerüstete Afghanistan am Kriege noch nicht teilnahm. In Mesopotamien (Irak) setzten die siegreichen Türken im Dezember die Verfolgung der schon im November geschlagenen Briten erfolgreich fort und schlossen deren bei Kut el Amara stehengebliebenen Truppen ein. Auch in Yemen und in Südarabien errangen von Arabern unterstützte türkische Truppen angeblich erhebliche Erfolge gegen die Briten. Kraftvoll erweist sich überall der türkische Bundesgenosse!

Außerdem liegen für den Vierbund günstige Nachrichten vor aus verschiedenen Gebieten Nordafrikas, dem Sudan und den deutschen Schutzgebieten Kamerun und Ostafrika. In allen diesen Ländern werden sehr erhebliche feindliche Streitkräfte stark beansprucht und geschädigt, wenn auch schließlich deren Überzahl dort den Ausschlag geben wird.

Im Verhalten der neutralen Staaten trat im 17. Kriegsmonat keine Änderung ein. Unter dem Einflusse des britenfreundlichen Präsidenten Wilson und der englisch-amerikanischen Lügenzeitungen sind uns die Vereinigten Staaten von Amerika andauernd feindselig gesinnt und beweisen dies tatsächlich durch fortgesetzte Kriegslieferungen und Geldverleihungen an die Einkreisungsmächte. In besonders schwieriger Lage befindet sich Griechenland, das auf dem Festland die übermächtigen Vierbundheere vor sich hat, vom Meere aus aber an seine wehrlosen Küsten und zahlreichen Inseln durch die Flotten des Einkreisungsverbandes bedroht wird, und von diesem bereits schwerwiegendste Neutralitätsverletzungen erdulden mußte.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reichs im Dezember sind die Reichstagsverhandlungen besonders bemerkenswert. Als ‚Tat' ist hervorzuheben die Genehmigung des Zehnmilliardenkre-

bits durch eine überwältigende Mehrheit. Von der verschwindenden Minderheit, die dagegen stimmte, ist zu vermuten, daß sie militärisch unwissend oder hochverräterisch sei, denn in der gegenwärtigen Kriegslage dem Vaterlande die Mittel zu versagen, ist sachliche Unkenntnis oder Verbrechen. Sonst aber herrschte vorzugsweise das ‚Wort‘. Im Kriege überzeugen eben nur ‚Taten‘, aber keine ‚Worte‘. Rein militärisch betrachtet war mißlich und schädlich die von einer Gruppe gestellte Anfrage: ‚Ist der Herr Reichskanzler bereit, Auskunft darüber zu geben, unter welchen Bedingungen er geneigt wäre, in Friedensunterhandlungen einzutreten?‘ Der Wortlaut zeigt, daß die Fragesteller kriegs- und geschichtsunkundig sind. Denn zurzeit sind das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen Sieger, nicht aber ihre Feinde. Niemals in der Kriegsgeschichte boten jedoch die Sieger den Frieden an, sondern stets mußte der Unterlegene darum nachsuchen. Jetzt besteht aber hiezu noch keine Zwangslage für unsere Gegner. Wenn also der deutsche Reichskanzler einseitig versuchen wollte, in Friedensunterhandlungen einzutreten, so erschiene dies als Kundgabe und Zugeständnis eigener Schwäche. Selbstverständlich könnte er es ohnehin nur im Einverständnisse mit den Bundesgenossen tun. Mit Recht würden diese sagen, daß bisher erst halbe Arbeit geschehen sei, denn immer noch stehen Feinde auf elsässischem, galizischem und südwestösterreichischem Boden, sind nicht völlig vom Balkangebiet und aus Mesopotamien vertrieben, endlich ist der unseren britischen Hauptfeinden besonders gefährliche ‚Heilige Krieg‘ erst im Beginn der Entwicklung. Trotz unserer Siege ist die friedenbringende Entscheidung des Weltkrieges noch ausständig. So lange kann aber für die beiderseitigen Kriegführenden keine Rede von Frieden sein, der gewiß für die ganze Erde dringend wünschenswert wäre, um die ungeheure Menschenschlächterei und Wertevergeudung zu beenden. Übrigens wollen von ihm bis jetzt nichts wissen die einflußreichen britischen Großkaufleute, die amerikanischen und japanischen Waffen- und Schießbedarfshersteller, wie überhaupt alle diejenigen ‚Dritten‘, die vom Kriege Gewinn ziehen und deshalb ‚über den Streit der anderen sich freuen‘. Den Friedensschluß kann nur eine Fortsetzung unserer Siege erzwingen, wozu beste Aussicht besteht, denn die Gesamtkriegslage ist durchaus günstig für den Vierbund. Sind doch 400 000 qkm feindlichen Gebietes mit mehr als 30 Millionen Einwohnern in seiner Gewalt, dazu noch 2 Millionen Kriegsgefangener. Alle militärischen Vorbedingungen bestehen bereits für die Erfüllung des vom deutschen Volke für 1916 gehegten Neujahrswunsches nach einem für uns siegreichen Frieden!

Abgeschlossen 1. Januar 1916.

Generalmajor Friedrich Otto.

Die deutschen Jesuiten in Indien.

Die blühende Mission der deutschen Jesuiten in Bombay ist vom Weltkrieg schwer betroffen worden. Die englische Regierung hat die Ausweisung der deutschen Missionäre beschlossen, nachdem ihre Wirksamkeit seit Kriegsbeginn nach und nach lahmgelegt worden ist. Die Petition einer Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen Indiens, die deutschen Missionäre und ihre berühmten Schulen in Bombay zu schonen, konnte aus ‚guten Staatsgründen‘ vom englischen Vizekönig nicht berücksichtigt werden. Von den 124 Jesuiten Bombays sind 95 Deutsche. Einige ältere Patres und Brüder, welche die Reise nicht mitmachen können, sind in Khandalla interniert. Wie die ‚Times of India‘ berichtet, hat P. Jürgens, Erzbischof von Bombay, von der Regierung am 2. Sept. 1915 die Erlaubnis erhalten, in Indien zu verbleiben, sofern er es nicht vorziehe, nach Holland oder Deutschland überführt zu werden. Der Erzbischof hat

sich entschlossen, seinen Wirkungskreis nicht zu verlassen. Daß man das große Erziehungswerk der deutschen Jesuiten so jäh unterbrochen und dem Katholizismus Indiens einen so schweren Schaden zugefügt hat, ist um so betrübender, als die englische Regierung heute selbst in ihrer Antwort auf obenerwähnte Petition katholischer Bischöfe ‚das gute Werk', welches von jenen getan worden, für welche man sich verwendet hat, ‚völlig anerkennt'. Die seit Kriegsbeginn schrecklich einseitig gewordene katholische Wochenschrift ‚Tablet' gibt zu, daß ‚die Agitation gegen die deutschen Jesuiten nicht gänzlich frei ist von parteilicher Eifersucht und antikatholischer Bigotterie.' Im ‚Madras Mail' hat ein anglikanischer Missionär die Verhaftung und Ausweisung sämtlicher deutschen Jesuiten empfohlen, ‚eine Anregung, welche zum wenigsten den Vorteil für ihn hat, soweit es die deutschen Patres betrifft, Männer loszuwerden, die vielleicht seine wichtigsten und erfolgreichsten Rivalen sind' (‚Tablet'). Die lächerlichsten Insinuationen werden gegen diese Jesuiten erhoben; die meisten waren indessen zu absurd, als daß sie sich nicht selbst widerlegten. Wie der katholische ‚Examiner' von Bombay berichtet, wurden verschiedene Klagen auch bei der Polizei anhängig gemacht. Die deutschen Jesuiten begnügten sich mit der Erklärung, daß sie weder durch Wort noch durch Tat den britischen Interessen zuwiderhandeln würden, und ersuchten die Behörden, auch nur in einem Falle die Anklagen begründen zu lassen. Die Regierung konnte ihnen tatsächlich nichts zur Last legen, und sie sind lediglich Opfer der allgemeinen Maßnahmen gegen die ‚alien enemies' in Indien geworden.

Die von den deutschen Jesuiten geleiteten Hoch- und Mittelschulen in Bombay, Poona, Karachi und Banda zählen gegenwärtig 3654 Studenten. Ihr Kulturwerk für Indien beweist schon die Tatsache, daß nicht weniger als 1955 Studenten hier ihre englischen Matura bestanden; eine große Anzahl erwarb sich die akademischen Grade (887 Intermediate Arts; 19 Intermediate Science; 111 [A. M.] Master of Arts, den höchsten Grad an den englischen Universitäten).

Die Geschichte der Missionen Indiens hat manches dunkle Blatt zu verzeichnen. Es braucht nur an das traurige Schisma von Goa erinnert zu werden, um zu ermessen, was die Friedenstätigkeit der deutschen Missionäre zustande gebracht hat. Der treffliche Kenner der kirchlichen Verhältnisse Indiens, der englische Jesuit Hull,* schreibt im ‚Examiner': ‚Es kann ohne Zögern gesagt werden, daß die Ankunft der (deutschen) Jesuiten in den Jahren 1854—58 ein epochemachendes Ereignis war, welches das Angesicht der Geschichte der indischen Mission gründlich verändert hat... Eine durch ihre Plötzlichkeit auffallende Ruhe legt sich auf die stürmischen Gewässer. Die Geschichte wird zu einem ruhigen, stillen, beinahe eintönigen Bericht von Friede, solidem Fortschritt und einer Reihe ausgedehnter Unternehmungen und Werke.'

Es ist bezeichnend, daß heute in England gegen die Wirksamkeit der deutschen Jesuiten in Indien selbst in katholischen Kreisen sich Stimmen erheben. Ein blinder Patriotismus ruft nach einem Umsturz im gesamten Missionswesen Indiens; ein englischer römisch-katholischer Priester macht sich als ‚Veteran' im ‚Tablet' zum Sprachrohr kurzsichtiger Katholiken Englands.

Der Einsender schreibt: P. Hull, S. J. verteidige ein System, das durch ganz Indien beklagt werde. ‚Die Wirkung des fremden Klerus war eine offensichtliche Trennung von Religion und Patriotismus. (!) Die Religion trug ein Gewand, das unbritisch war. Der katholische Brite fand sich unter einem frem-

* Von ihm stammen die Artikel Bombay und India in The Catholic Encyclopedia vol. II p. 644 f. und vol. VII p. 722 ff.

den, ihm nicht zukömmlichen Einfluß . . Wahrscheinlich ist er (P. Hull) einer jener seltensten Briten, die das teutonische Temperament nicht abstößt . . .' Der jetzige Modes ,ist ein gewaltiger Nachteil und Hindernis für den Katholizismus in Indien'. Vereinzelte fremde Missionäre sind vom patriotischen Standpunkt belanglos, ,aber wenn es sich, wie in der Präsidentschaft von Bombay, um eine kompakte und organisierte Körperschaft von zirka hundert Männern unter fremder Leitung handelt, ist die Gefahr eine gewaltige'. So wenig der Äthiopier seine Haut wechselt, gebe auch der Mensch seine Nationalität preis, auch ein Orden biete hier kein Hindernis. P. B. Vaughan habe sich als patriotischer Brite ausgewiesen und dafür die Opposition der Patres in Deutschland erregt. ,P. Hull von Bombay richtet unsere Aufmerksamkeit auf die herrlichen Erziehungsanstalten, die im Distrikt von Bombay während der letzten 50 Jahre von den deutschen Patres errichtet worden seien. Er vergißt indessen, uns Aufklärung zu geben, was die Quellen betrifft, aus denen die Mittel für so große Auslagen geflossen sind . . .' Der Einsender habe bezüglich dieser Anstalten keine näheren Kenntnisse, wisse aber bestimmt, ,daß solche Anstalten, selbst katholische in anderen Teilen des britischen Reiches, jährlich bedeutende Zuschüsse von den lutheranischen Spitzen Preußens sowohl als Wiens erhielten'. Hulls Feststellung in Sachen der Anstalten von Bombay beweist, daß den deutschen Jesuiten die Gelder für ihre kostspieligen Unternehmungen nicht fehlten. ,Rechnet man zu dieser offenkundigen Tatsache noch unsere Kenntnis von der deutschen Weltpolitik und ihrer Methoden, behufs friedlicher Durchdringung anderer Länder und Ausbreitung ihres Einflusses, Geld auszulegen, so gibt dies Stoff zum Nachdenken. Potsdam verschwendet sein Geld für deutsche Interessen, nicht für die Religion. Es macht keinen Unterschied zwischen lutheranisch, katholisch oder mohammedanisch, wenn es nur deutsch ist. Hierin steht es im Gegensatz zu unserer britischen Regierung. Letztere verweigert Hilfe . . . Das reichste Land in der Welt vernachlässigt diese Unterstützung und überläßt seine Kolonien dem nationalen Einfluß fremder Missionäre, und, was um so schlimmer ist, deutscher Missionäre. Kann Apathie oder Bigotterie weiter gehen? Ja, während eines tödlichen Ringens um die Weltmacht läßt es jene Missionäre während zwölf Monaten und mehr sich frei bewegen. Albernheit könnte nicht weiter gehen. Es ist schwer, solche Schwachsichtigkeit zu begreifen.'

Der Einsender erwähnt, daß neben der englischen Jesuitenprovinz sich auch noch eine irische befinde, welch letztere für ,Nachwuchs an Ordensberufen unerschöpflich ist'. Wäre der finanzielle Weg geebnet, so könnten die britischen Inseln einige Hundert Priester für Indien bereitstellen. ,Gewiß könnten wir dann keine finanzielle Hilfe von den deutschen Kaisern erwarten, aber die indische Regierung hat eine moralische Pflicht gegenüber ihren Untertanen. Die ganze Ursache, warum Indien von fremden Missionären überlaufen worden ist, liegt darin, daß die indische Regierung geschlafen hat, während der deutsche Feind Unkraut in ihr Feld gesät hat . . .' ,An den britischen Jesuiten ist es nun, ihr Erbe für sich zu beanspruchen . . . Die fruchtbaren Millionen Indiens mit ihrer rührenden Anhänglichkeit an den britischen Raj verlangen die beste Wahl, die wir treffen können. Die englischen und irischen Provinzen der Gesellschaft Jesu haben die entsprechende Organisation und können dem Verlangen entsprechen. Geld allein ist nötig. Dies ist eine übersteigbare Schwierigkeit.' —

Man begreift es, daß solche Äußerungen über die fremden, zumal die deutschen Missionäre Indiens einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen

haben. Der ‚Catholic Herald of India‘ spricht die Meinung aus, daß ein kleiner Intrigantenkreis von Offizieren in Simla die Forderung nach einem britischen Klerus gestellt habe. Die ‚Franciscan Annals of India‘ erklären: ‚Durch seinen heftigen Angriff auf die fremden Missionäre hat „Veteran“ der Religion mehr Schaden zugefügt, als wenn Hindus, Mohammedaner und Protestanten sie offen verfolgten.‘

Das ‚Tablet‘ von London möchte einigermaßen wieder vermitteln und erwähnt die Worte Kardinal Bourne's am Englischen Katholikentag in Cardiff 1914: ‚Immer und immer wieder sind in den letzten zehn Jahren Gesuche an mich gestellt worden mit der Bitte, ich möchte den ganzen Einfluß meiner kirchlichen Stellung dahin wirken lassen, die Sendung englischsprechender Priester an jene Orte, woher diese dringenden Bittgesuche kamen, zu ermöglichen. Ich habe diese Gesuche jeweils an die Obern der verschiedenen religiösen Orden und Kongregationen weitergegeben, die vom Heiligen Stuhle mit der Evangelisation der verschiedenen Vikariate oder Präfekturen in der Welt betraut sind und sie gebeten, englischsprechende Missionäre an Orte, wo solche Verhältnisse obwalten, zu senden, damit sie sich jener Arbeit, die von Missionären anderer Sprachen bereits ehrenvoll begonnen, anschließen möchten. Immer war die Antwort die gleiche: ‚Sehr gern würden wir dies tun, sofern es in unserer Macht läge, denn wir anerkennen voll das Bedürfnis, sind aber machtlos, denn englischsprechende Personen, die so sehr verlangt werden, sind entweder gar nicht vorhanden oder sind schon auf Arbeitsgebieten beschäftigt, von denen sie nicht weggenommen werden können.“ So geht der Ruf weiter, zwar nicht unbeachtet, jedoch ohne jene Antwort zu finden, die jenen entspricht, die ihn erhoben.‘

Zu dieser Frage, was **Indien** betrifft, hat auch P. Hull in der ‚Catholic Encyclopedia‘* schon früher seine Ansicht geäußert. Er bemerkt dort: ‚Die geringe Zahl der Missionäre britischen Ursprungs in Indien wird gelegentlich von Engländern, die mit der Geschichte nicht vertraut sind, zum Gegenstand der Kritik gemacht. Sie vergessen, daß zu einer Zeit, wo Indien den apostolischen Vikaren anvertraut wurde, England nicht in der Lage war, Missionäre in die Fremde zu senden. Dann ist es noch lange kein Jahrhundert her, seit England allgemein hier Fuß faßte. Auch jetzt hat der Klerus von England die Hände voll zu tun, um dem Bedürfnis seines eigenen Landes nachzukommen und er kann nur wenige Leute für auswärtige Unternehmungen erübrigen. Ferner, was den weit größern Teil Indiens betrifft, ist die Nationalität der Missionäre belanglos (a matter of indifference), da sich die Arbeit fast gänzlich auf die Einheimischen erstreckt, die in ihrer Landessprache besorgt sein wollen. In den größeren Städten, wo das Englische Umgangssprache ist, beherrscht der Klerus ausreichend das Englische, und das gleiche gilt von den Militärgeistlichen — wenn auch an Einzelpersonen gelegentlich ein Mangel gefunden werden mag. Die Reisenden werden auf britischem Territorium nie auf einen europäischen Missionär stoßen, der sich nicht auf englisch verständigen kann, und in den meisten Fällen ist die Fertigkeit, die die Missionäre erreicht haben, beachtenswert.‘ P. Hull protestiert im ‚Examiner‘ von Bombay (30. Okt. 1915) entschieden gegen die Bemerkungen im Londoner ‚Tablet‘ von ‚Veteran‘. Für einzelne Bemerkungen hat er die Bezeichnung ‚gänzlich falsch‘, ‚eine schwere Verleumdung‘. Wolle man den Katholizismus Indiens als fremdes Gewächs, das dem britischen Charakter nicht zusage, hinstellen, so treffe nicht die

* VII p. 731. (Dieser Band ist 1910 erschienen.)

fremden Missionäre die Schuld, ‚sondern den Katholizismus selber, da eben England offiziell und der Rasse nach protestantisch ist‘.* Hull bemerkt: ‚Ich gebe zu, daß eine allmähliche Durchmischung Indiens mit einem englischen Klerus vollkommen natürlich wäre und auch wohl der Auffassung eines gewissen Teils der hier wohnenden Europäer, ja vielleicht eines großen Bruchteils, zusagen wird. Damit ist aber auch alles gesagt. Es ist kein dringendes Bedürfnis vorhanden, das nach einer solchen Mischung rufen würde, keine vitale Notwendigkeit; ich gehe weiter, kein Bedürfnis oder keine Notwendigkeit überhaupt. Von einer Änderung hängt kein großer Erfolg ab. Es ist etwas, was konvenienter gemacht werden mag, soweit es die Mittel zu Hause gestatten. Aber abgesehen von solchen Katastrophen, wie die Ausweisung der deutschen Patres und die Notwendigkeit, ihre Stelle auszufüllen, ist kein Grund irgendwelcher ernsteren Natur vorhanden, der eine solche Änderung wünschenswert machen könnte. Dies gehört nicht zum esse, nicht einmal zum bene esse der Kirche in Indien.‘

Die Übernahme der deutschen Mission in Indien bedeutet heute etwas ganz anderes, als dies etwa im Jahre 1718 oder auch noch 1854 oder 1858 gewesen ist. Kollegien und Schulen mit ihrer trefflichen Organisation verlangen heute Kräfte, die nicht leicht und besonders nicht schnell gefunden werden können. Das Lehrfach verlangt Spezialisten; Schule und Mission Kenntnis der verschiedenen Landessprachen. Die deutsche Provinz des Jesuitenordens hat nur fünf nichtdeutsche Patres zur Aushilfe bereitgestellt, die englische Provinz konnte nur einen Pater senden, während die irische — mit ihrem ‚unerschöpflichen Nachwuchs von Ordensberufen‘ — keine einzige Person entbehren konnte. Der Krieg wird der deutschen Mission in Bombay vermutlich empfindlichen Schaden bringen; für den englischen Katholizismus eröffnet sich damit auch keine bessere Zukunft, und er ist nicht imstande, die Lücke auszufüllen; um so weniger ist man dort berechtigt, auch bezüglich der Missionierung der ungeheuren Kolonie die Parole auszugeben: Indien den Briten. Was die britische Regierung in der Zukunft zur Unterstützung der katholischen Missionen tun wird, ist wohl nicht bedeutend; die kostspieligen Missionäre der Staatskirche mit ihrer bekannten Opposition gegen ihre angesehenen Rivalen wären imstande, das No Popery wieder im Mutterlande zu entfachen. Der englische Jesuit Hull hat in nüchterner Berechnung den blinden Patrioten vorgezählt, was das deutsche katholische Volk für die Jesuitenmissionen in Bombay geleistet und daß ein Drittel der finanziellen Hilfe aus deutschen Mitteln fließt. Die anderen zwei Drittel werden vom indischen Volke, den Schulen, der Propaganda und zum kleinen Teil aus Beiträgen der indischen Regierung für staatsdienstliche Arbeiten der Jesuiten bestritten. Ihre Loyalität gegen die Regierung ist unantastbar; ihre persönlichen Anschauungen kommen hier nicht in Frage, solange sie, wie sie dies offen erklärten, während des Krieges nichts zugunsten Deutschlands und nichts zum Schaden Englands in Wort und Werk tun. Jedenfalls trägt nicht der deutsche Missionär, sondern vielmehr der englische Offizier, Kaufmann und Staatsklerus die Schuld, wenn es den Anschein hat, als ob die Parole: Indien

* Es darf hier daran erinnert werden, daß der anglikanische Erzbischof Benson von den Katholiken Englands als nur von einer ‚römischen Mission‘ sprach und letzthin der anglikanische Bischof von Birmingham ihnen bloß die Bezeichnung ‚Gäste der Nation‘ zubilligte. — Über die Schwierigkeiten, welche der Vorgänger der Jesuiten, Bischof P. Anastasius Hartmann von Bombay, ein Kapuziner aus der Schweiz, in London und beim englischen Vizekönig von Indien zu überwinden hatte, vergl. dessen Leben und Briefe. (1906 bei Räber, Luzern).

den Indiern das Echo des europäischen Krieges in Englands reichste Kolonie hineinträgt. U. Zurburg.

Sozialpädagogik

Soziale Arbeit in Ungarn. Der folgende Bericht über die ‚Soziale Missionsgesellschaft' in Ungarn hat nicht nur den Zweck, über eine eigenartige und für die magyarische Energie und Organisationskraft bezeichnende Unternehmung zu orientieren, sondern auch die Frage anzuregen, was wir in unserer deutschen sozialen Arbeit aus dem Vorgehen unserer Bundesgenossen lernen können. Ein Haupthindernis jeder erfolgreichen und für Gebende und Nehmende wirklich segensreichen sozialen Arbeit besteht bei uns zweifellos immer noch in dem großen Mangel an Persönlichkeiten, die die soziale Tätigkeit nicht bloß dilettantisch betreiben, als Nebenarbeit, als Beschäftigung in den Mußestunden oder gar als Sport, sondern berufsmäßig und mit religiöser Hingebung des ganzen Menschen. Überall gibt es bei uns wohl einzelne Frauen und Männer, die in dieser Hinsicht sogar Übermenschliches leisten, aber gerade ihre wertvolle Kraft wird im ‚Zuviel' verbraucht und zersplittert, weil ihnen die ebenbürtigen geschulten Hilfskräfte fehlen. Die katholische ‚Soziale Missionsgesellschaft' in Budapest hat sich nun der hier bezeichneten Aufgabe in höchst vorbildlicher Weise angenommen, indem sie getreu den Prinzipien kirchlicher Kulturarbeit die ältesten und bewährtesten Traditionen mit modernsten Methoden und Aufgaben in Beziehung setzte. Und zwar geschah dies so, daß der Ordensgedanke in die soziale Arbeitsorganisation hineingetragen wurde, ohne jedoch deren eigenartigen Bedingungen und Aufgaben Gewalt anzutun — so daß nun gleichsam ein Mittelding zwischen Orden und weltlicher Aktionsgruppe entstanden ist, beweglich und zugleich tief religiös verankert und gebunden — am meisten vielleicht zu vergleichen mit den für dringende Aufgaben der katholischen Weltarbeit geschaffenen Erziehungsorden des sechzehnten Jahrhunderts, z. B. mit dem Schulorden des hl. Baptiste de la Salle.

Die Begründerin der Sozialen Missionsgesellschaft, Frau Edith v. Farkas, erhielt die erste Anregung zu ihrer Organisation wohl durch Eindrücke von der sozialen Arbeit der Heilsarmee; diese Eindrücke brachten ihr nahe, wie sehr einerseits der modernen sozialen Arbeit die religiöse Inspiration und Tradition fehlt und wie sehr andererseits der kirchlichen sozialen Aktion eine ganz spezielle, mit ihren großen Prinzipien eng verbundene und doch bewegliche Organisation nötig ist.

In dieser Überzeugung wurde 1908 die Soziale Missionsgesellschaft in Budapest unter dem Protektorate des Kardinalfürstprimas und des Bischofs Prohászka begründet, und zwar als eine Organisation von Frauen, die sich auf sozialem und caritativem Gebiete, also mit Jugendfürsorge, Kinder- und Frauenschutz, Krankenpflege, Gefängnisbesuch, Herausgabe und Verbreitung guter Lektüre usw. befaßt. Der Zweck der Missionsgesellschaft ist dabei keineswegs, die katholische soziale Arbeit zu monopolisieren. Vielmehr will sie die gesamte katholische Frauenbewegung auf all' deren Aktionsgebieten durch gründlich geschulte Arbeiterinnen bedienen. Zugleich will sie durch ihre zusammenfassende Pflege der verschiedensten sozialen Arbeitsgebiete — die ihr zugleich als ‚Kliniken' für die Heranbildung ihrer Kräfte dienen — in vorbildlicher Weise die Gefahren des Spezialismus und der Zersplitterung auf praktisch-sozialem Gebiete bekämpfen und gleichsam eine ‚Universitas', eine zentrale Kraftstation für all' diese Betätigungen darstellen.

Was nun die Einzelheiten der zu diesem Zwecke ausgebauten Organisation betrifft, so unterscheidet sie äußere und innere

Mitglieder. Erstere sind die Damen, die in den Institutionen der Gesellschaft mitarbeiten, sich dem inneren Geiste der Gesellschaft anschließen und den Schwestern als freiwillige Helferinnen angegliedert sind. Die ‚Inneren Mitglieder' heißen Schwestern und sind teils studierte, teils einfache Kräfte. Ihre Basis ist die Regel des hl. Benedikt. Der Aufnahme folgt die Probezeit, dann ein Noviziat, sodann Praxis im Sozialen Seminar. Das Noviziat dauert mindestens ein Jahr, streng geschlossen, und findet auf dem Lande statt. Vom nächsten Jahre an findet das Noviziat in einer früheren Benediktinerabtei statt. Das Soziale Seminar, in dessen Hause die sich dort vorbereitenden Schwestern wohnen müssen, führt unter Anleitung in die soziale Praxis aller Fächer ein. Die Schwesternzahl beträgt gegenwärtig 54. Die Schwestern tragen eine einfache weltliche Uniform, die Damen das Missionskreuzabzeichen.

Zu den Institutionen der Gesellschaft, zu denen sich immer neue Unternehmungen hinzugesellen, gehört außer den bereits genannten noch: Das Hauptquartier, ein Frauenschutzbureau, ein Reformatorium, eine Volksschule, ein Kinderheim in Budapest, eine Volksküche, ein Kinderhort, zwei Asyle für Frauen, ein Heim für gefährdete Mädchen, eine Soziale Frauenschule, eine Zeitschrift ‚Die christliche Frau'; ein Kriegswaisenhaus ist im Entstehen. Ferner bestehen drei Kriegslazarette für 500 Verwundete, außerdem regelmäßiger Dienst in den Gefängnissen, bei der Polizei, am Jugendgericht. (Ungarn hat zuerst in Europa mit staatlich angestellten und bezahlten Probationofficers, zumeist aus dem Kreise der Missionsschwestern begonnen.) Endlich sind seit Kriegsbeginn vier Nähstuben eingerichtet, worin täglich 125 Arbeiterinnen vollkommen beschäftigt und 110 000 Kronen an Arbeitslohn gezahlt wurden.

Ein Besuch z. B. in dem Reformatorium für weibliche Jugendliche in Szikszó, am Rande der Pußta, vermittelt uns einen besonders lebhaften Eindruck von dem, was die Institution der Missionsschwestern für die Jugendfürsorge bedeutet. Dieses Reformatorium wird ganz und gar von sozial und pädagogisch gründlich vorgebildeten und ganz ihrer Sache hingegebenen Schwestern geführt. Ein weiteres großes Haus wird demnächst von ihnen übernommen. Wer daran denkt, wie vielfach den alten Ordensinstitutionen, die solche Besserungshäuser übernehmen, die moderne Schulung und die Kenntnis der konkreten sozialen Verhältnisse fehlt, aus denen ihre Zöglinge kommen, und wer auf der andern Seite weiß, wie ungenügend wiederum in vielen staatlichen Anstalten für religiös und erzieherisch hochstehende Frauen gesorgt ist, der muß zugeben, daß die Soziale Missionsgesellschaft einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit entgegenkommt.

Die Missionsschwestern sind vielfach ganz außergewöhnliche Charaktere, wie man sie nur in starken und noch unverbrauchten Rassen findet; sie ergreifen ihre Aufgaben mit jener absoluten Hingabe und jener asketischen Energie, aus der die Heiligen kommen. Jede dieser Schwestern, mag sie im Kinderasyl arbeiten oder den Fürsorgezöglingen beim Bearbeiten des Weinberges sittliche Wahrheiten symbolisch nahe bringen, oder bei der Gefängnispatronage, in den Zellen, Seelsorge von Frau zu Frau treiben — jede ist auf ihrem Gebiete eine Pionierin, die neue Entdeckungen in der Welt der Hilfe und der Fürsorge macht und die Aufgaben und Verantwortlichkeiten ihres Gebietes geistig und praktisch vertieft und erweitert.

Ein sehr wichtiger Vorzug der Missionsgesellschaft ist es auch, daß der rein theoretische Unterricht in der Ausbildung der Schwestern trotz aller Gründlichkeit doch nicht den übertriebenen Raum einnimmt, wie dies vielfach in unserer so-

zialen Schulung noch geschieht. Als Hauptsache gilt die praktische Lernzeit auf den verschiedensten sozialen Arbeitsgebieten, wobei auch die besonderen Gaben der Neulinge beobachtet werden; geplant ist, daß jede Schwester, welche soziale Arbeit sie auch wählen möge, ein Jahr Krankenpflege durchmachen muß. In der Tat ist solch praktische Einführung in den Dienst am Menschen unvergleichlich wichtiger als viele von den theoretischen Kursen, mit denen man heute oft die Vorbildung künftiger Sozialarbeiterinnen allzusehr bepackt, und deren Diplome dann den betreffenden jungen Damen die Illusion geben, sie seien nunmehr auf die gewaltigen Verantwortlichkeiten ihres Berufes wirklich schon vorbereitet.

Die Soziale Missionsgesellschaft ist aus starken allgemeinen Zeitbedürfnissen entsprungen, und zugleich ist sie ganz und gar das Produkt der sehr ausgeprägten Persönlichkeit ihrer Stifterin und Oberin, der Frau Edith v. Farkas. In der Seele dieser hochbegabten und tatkräftigen Frau lebte schon lange der Wunsch nach erzieherischer und religiöser Vertiefung der sozialen Arbeit, vor allem sah sie in der disziplinierenden Strenge der Ordenstraditionen eine besonders wertvolle Schulung für alle diejenigen, die den Opfern einer chaotischen Welt Hilfe und Fürsorge bringen wollen. Die Überzeugung von der zentralen Bedeutung der inneren Vorbereitung auf die soziale Arbeit leitet auch ihre ganze Tätigkeit als Oberin; unablässig ist sie bedacht, durch ganz persönliche Ansprachen über die subjektive Seite des sozialen Dienstes das geistige Niveau ihrer Schwestern auf der Höhe zu halten. Die Zeit wird kommen, wo man auch im Auslande auf ihre eigenartige Arbeit aufmerksam werden wird.

Eine recht vorbildliche Erscheinung ist auch das Verhältnis der ungarischen Staatsregierung zur Missionsgesellschaft. Es zeigt sich dabei ein besonders wertvoller Charakterzug des ungarischen Wesens: die Vereinigung von starker zentraler Staatskraft und Staatsinitiative mit einem ritterlichen und über jeden pedantischen Schematismus erhabenen Entgegenkommen gegenüber eigenartigen Persönlichkeiten. Die Minister der verschiedensten Kabinette waren stets voll tatkräftigen Entgegenkommens für die verschiedenen Unternehmungen der Missionsgesellschaft, es gab keine hemmenden Paragraphen und bureaukratischen Umständlichkeiten, sobald die Arbeit der Gesellschaft ein neues Tätigkeitsgebiet, z. B. die Patronage in Staatsgefängnissen, in Angriff zu nehmen wünschte. Dieser starke und zugleich freie Geist im ungarischen Staatswesen verspricht der sozialen Missionsgesellschaft ebenso wie dem ungarischen Staate selber noch eine große Zukunft.

Fr. W. Foerster.

Der Jugendwehr militärischen Wert und Notwendigkeit hat in der Januarnummer von „Hochland" Herr Generalmajor Friedrich Otto einer Prüfung unterzogen. Wenn man von der pädagogischen Seite an das Thema herantritt, so läßt sich die Frage nicht unterdrücken, warum diese Bewegung, Jugendwehren zu schaffen, überhaupt entstanden sei. Hat etwa die deutsche Jugend in dem Weltkriege militärisch versagt? Haben es die in Volks-, Mittel- und Hochschulen erzogenen Dienstpflichtigen und Freiwilligen an Mut, Entschlossenheit und Disziplin fehlen lassen? Der kategorische Imperativ der Jugendwehrbewegung klingt wie stiller Vorwurf gegen die, die jetzt draußen kämpfen und bluten.

Bei den Diskussionen über das Reichsjugendwehrgesetz vermißt man ein Eingehen auf das Erzieherische, und gerade damit erst dürfte das Problem in seiner Tiefe angefaßt sein. Erziehen heißt Charaktere bilden, heißt junge Menschen zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, des Vaterlandes

zu machen. Das deutsche Volk hat diese Ziele der Erziehung durch eine wohlabgestimmte Vereinigung geistiger und körperlicher Betätigung zu erreichen versucht. Inwieweit dies eine richtige Lösung der Jugenderziehung bedeutet, wird der künftige Historiker des Weltkrieges zu entscheiden wissen. Zweifellos besteht für die großstädtische Jugend des Entwicklungsalters ein Defizit guter erzieheri- Beeinflussung. Konfessionelle und politische Organisationen haben versucht, die Lücke auszufüllen. Die Masse der Jugend konnten sie nicht erfassen. Da sieht die Jugendwehr ihr Tätigkeitsfeld: Die Jugendwehr will also ein Mittel zur Erziehung sein, und sie sucht ihre Aufgabe dadurch zu lösen, daß sie militärisch-technische Fertigkeiten im Mantel nationaler Pflicht beizubringen sucht. Aber in diesem Erziehungsmittel liegt eine Gefahr. Sie besteht darin, daß die Methoden der militärischen Erziehung auf die Jugenderziehung übertragen werden. Was für den Zwanzig-bis Dreißigjährigen gut ist, kann für den Sechzehnjährigen eine schwere Gefährdung des Innenlebens bedeuten. In der Praxis kann und konnte man Beispiele erleben, wie verheerend auf die Jugendseele der Kasernenton, das subalterne Intrigenspiel wirken. Sollte die Bewegung nicht in das breite Meer der militärisch Verärgerten einmünden können? Wird nicht der in der aufnahmefähigen Jugendzeit pädagogisch falsch behandelte Schüler immer der größte Feind von Schule und Lehrern sein? Wieviel Tausende auf eigenem Erleben ihr Urteil aufbauende Männer gibt es, die der Schule von heute und gestern das Urteil sprechen? Und doch wirkt in der Schule ein sorgfältig ausgewähltes, mit dem Seelenleben der jungen Menschenkinder vertrautes Lehrpersonal! In welche Ungeheuerlichkeiten muß die militärische Verärgerung sich steigern, wenn die Jugend den pädagogischen Methoden der militärischen Erziehung sich anpassen muß? Diese offenen Fragen werden nicht gelöst durch den Hinweis auf dieses oder jenes gute Resultat, das der eine oder andere Jugendwehrleiter für sich erzielt hat. Sie steigen in dem Maße an ihrer Bedeutung und Schwere für die Gesamtheit, als die Propaganda für pflichtmäßige Teilnahme an der Jugendwehr Massensuggestion wird. Soll also die Jugendwehrbewegung Erziehungswerte hervorbringen, soll sie nicht in pädagogischem Dilettantismus versanden oder zur Dressur verrohen, so muß sie an die Schule und nicht an die Kaserne angegliedert werden. Der Lehrer, nicht der Unteroffizier oder Offizier sollen Jugendwehrleiter sein. Die Übungen müssen sich der Altersstufe der Verpflichteten genau so methodisch anpassen wie der Turnunterricht. Ganz zu verwerfen sind sogenannte Nachtübungen, die, nach eigenen Beobachtungen zu urteilen, in Hekatomben für Bacchus und Venus enden. Durch die Vereinigung von Schule und Jugendwehr wird der erzieherisch sehr bedenklichen Stellung des rein militärischen Übungsleiters das Anstößige genommen. Konnte man doch jetzt schon die Beobachtung machen, wie leicht die Jugend geneigt ist, den militärischen Leiter gegen die Pflichten der Schule auszuspielen. Damit ist weder der Jugendwehr, noch der Schule gedient.

Daß der religiösen Betätigung der Jugend weitester Spielraum gelassen werden muß, versteht sich für den, der die Religion als Erziehungsfaktor anerkennt, von selbst. Wenn versucht wird, das religiöse Moment auszuschalten, so muß das die berufenen Kreise zur Vorsicht mahnen. Dasselbe gilt von den mancherorts schon eingeführten interkonfessionellen Jugendwehrfeldgottesdiensten.

Der Rembrandtdeutsche versprach sich von der Durchdringung der heutigen Schule mit der Idee des altgriechischen Gymnasiums die körperliche und geistige Gesundung der deutschen Jugend. Langbehns Buch wurde viel gelesen; jetzt wäre es an der Zeit, von der tatenlosen

Bewunderung zur Tat zu schreiten. Nicht militärische Erziehung benötigt unsere Jugend, sondern das junge Geschlecht muß durch Erziehung derart körperlich und geistig herangebildet werden, daß es im militärpflichtigen Alter imstande ist, die höchsten Güter der Nation kraftvoll zu schirmen. Deutsch ist eine wehrhafte Jugend, undeutsch ist eine Jugendwehr!

Dr. J. E. Dahl.

Literatur

Strindberg überschätzt? Kampfgeist und Herrscherwille sind es, die das gegenwärtige Geschlecht mit Strindberg sympathisieren lassen. Ihm ging es wie dem heutigen Deutschland. Auch er sah sich rings von Feinden umgeben, deren Haß und Rache seiner Überlegenheit galten. In allen seinen Dramen lebt der Kampf, lebt der Wille, sich durchzusetzen, sei es als Kampf der Geschlechter, sei es als Kampf der Kinder gegen die Eltern oder als Kampf gegen Gott und das gesamte Leben.

Darum schätzt unsere Zeit Strindberg. Überschätzt? Insoweit wir alles, was unseren augenblicklichen Bedürfnissen entspricht, höher werten, gerade insoweit Goethes ‚Werther' am Ende des 18. Jahrhunderts überschätzt war.*

Was an Strindberg im allgemeinen gewertet wird, sind seine Inhalte, seine Probleme, ist seine Persönlichkeit als Spiegel unserer Zeit, nicht aber seine Kunst, denn Strindberg bedeutet kein künstlerisches Programm wie etwa das des Naturalismus in Gerhart Hauptmann, er bedeutet keine neue Form, keine neue Kunst. Seine Kunstformen sind vielmehr ganz persönliche Verwertung der jeweils neuesten Stile, vor allem des Naturalismus und Symbolismus, sind also Bekanntes, vielfach Bewertetes. Sie unterliegen nicht mehr dem Vorurteile, ganz im Gegensatz zu seinen Problemen, die durchweg als aktuell empfunden werden und den ungerechten Haß oder die überschätzende Begeisterung aller Neuheit wachrufen. Heute handelt es sich nicht mehr darum, Wert oder Unwert des Naturalismus klarzulegen, wir können vielmehr das naturalistische wie symbolische Drama rein daraufhin betrachten, inwieweit es die Gesetze seines Stiles und darüber hinaus die des Dramas schlechthin erfüllt.

Und da muß gesagt werden: Strindbergs Dramen sind keine vollkommenen Kunstwerke. Fast keines löst die meisterlich aufgepeitschte Stimmung in ästhetisch befriedigender Weise. In ‚Nach Damaskus' (Münchner Schauspielhaus) z. B. üben die ersten Bilder eine Wirkung, die höchste dichterische Ausnützung verlangt. Sie wühlen alle Gedanken so tief auf und reißen sie so zwingend mit in einer Richtung, daß sie nach Befriedigung und Erlösung in dieser einen Richtung verlangen und unwirsch zerfahren, weil eine Umbiegung des Problems eintritt und ein gänzlich unerwarteter und unbefriedigender Schluß die erzeugten Kräfte nicht in Anspruch nimmt. Die Sache ist nämlich die, daß zuerst ein Mensch gezeigt wird, der in unbändigem Wollen, er selbst zu sein, sich den Haß aller Schwächeren zuzieht, die in seiner Stärke einen Beweis ihrer Kleinheit sehen. Plötzlich dreht sich die Sachlage: nicht weil er stark war, wird er gehaßt, sondern weil er überall nur Schlechtes sah. Diese Wendung liegt außer aller Entwicklung dieses Dramas im Leben Strindbergs: er mußte sich bescheiden, mußte den Kampf

* Ausdruck dieser neuen Schätzung sind u. a. die eigenartigen Strindbergabende der Münchener Kammerspiele, so hervorragende Aufführung Strindbergscher Stücke wie die des Theaters in der Königgrätzerstraße in Berlin, woselbst das Drama ‚Der Vater' kürzlich zum 35. Male gegeben wurde, und nicht zuletzt die große, aber noch nicht vollendete Ausgabe von August Strindbergs Werken des Verlags von Georg Müller, München.

um das Übermenschentum aufgeben, um nicht zerschmettert zu werden. Doch im Drama anerkennen wir kein Ausweichen. Wir verlangen, daß der ‚Unbekannte' seinen Weg fortgehe, um zerschmettert zu werden oder zu siegen. Der Fehler liegt also darin, daß Strindberg nicht den ‚Unbekannten', sondern sich selbst ohne die nötige Objektivierung dargestellt hat. Als vollendeter Dramatiker hätte er seinem ‚Unbekannten' ein eigenes, ein Abbild seines Lebens in vollendeter und geklärter Form geben müssen. Ähnlich ist es in ‚Rausch'.

In der ‚Gespenstersonate' wirkt ebenfalls der letzte Akt unecht und nicht befriedigend. In den beiden ersten Akten stellt Strindberg in höchst künstlerischer Weise das Leben so furchtbar dar, wie er es erlebt hat. Im letzten Akte aber gibt er eine blasse Beschönigung, zu der er selbst keinen rechten Glauben hat, eine Hoffnung, die er brauchte, um auszuruhen. Das Kunstwerk bleibt somit unvollendet.*

Die Schwächlichkeit dieses 3. Aktes geht durch das ganze Passionsspiel ‚Ostern' (Königliches Residenztheater). Hier ist kaum noch eine Spur Strindberg. Aber nicht ein Veränderter hat dies geschrieben, sondern ein Geschwächter. Einer, der sich ohne rechten Glauben und still widerstrebend mit seiner Schwäche zufrieden geben will. Strindberg ist, statt abgeklärt zu werden, statt nach wildem Kampfe zum Rundblick zu gelangen, auf eine andere Seite abgestürzt und ist wieder einseitig, doch diesmal ohne Überzeugung, während er früher voreingenommen war. Er wendet sich gegen sein früheres Selbst, gegen den Hochmut; so nennt er es nun, und sagt, man solle hübsch artig und durchschnittlich sein, damit es einem gut gehe. Alles Unglück dient, uns ‚artig' zu machen. Es ist etwas Weinerliches, aber keine Zufriedenheit darin.

Auch die übrigen Dramen wirken nicht rein künstlerisch, sondern mehr agitatorisch aufreizend. Vor allem „Der Vater' ist von einer Einseitigkeit und Voreingenommenheit eingegeben, die etwas Krankhaftes hat. Das Weib wird schlechthin zum Raubtier. Haß und kranke Wut erzählen, aber mit einer äußerlichen Selbstbeherrschung, die etwas Überredendes hat. So bleibt auch hier zuletzt Unbefriedigung. Strindberg läßt uns all die Martern erleben, die er von sich schreien will, aber er kann uns nicht befreien, da er sich selbst nicht befreien konnte. Dies führt uns auf Strindbergs

---

* Das Problem der ‚Gespenstersonate': Kampf gegen eine müde, erschlaffte Welt und Rückkehr zur Kraft wurde in ganz gleichlaufender Weise von Forster-Larrinaga im ‚Floh im Panzerhaus' (Münchener Kammerspiele) behandelt. Die Hauptpersonen sind beide Male die gleichen: der Alte, die Köchin, der müde junge Mann, das Mädchen. Die Handlung durchläuft die nämlichen Punkte: müde Gesellschaft, Lebenswille aus der Vergangenheit, ein Liebespaar, das Hereinragen der brutalen Wirklichkeit, Vernichtung der Lebensunfähigen.

Der Unterschied — und welch ein Unterschied! — liegt in der Darstellung. Während Strindberg die Welt der Schwäche mit der Tiefe seiner leidenden Kämpfernatur zu überwinden strebte, versucht es Forster-Larrinaga mit einigen grotesk-witzigen Narrensprüngen. Während bei Strindberg das tiefste Erlebnis nach Befreiung ruft, kann bei Forster-Larrinaga von einem Schaffenstrieb in diesem Sinne keine Rede sein. Das Problem ist rein intellektuell aufgefaßt; seine Originalität steht also sehr in Zweifel. Man wird sich die Frage vorlegen, ob für Forster-Larrinaga die Gespenstersonate nicht das war, was bei der wahrhaft dichterischen Schöpfung das Erlebnis, die Konzeption und Komposition sind.

Doch, angenommen, daß der gleiche Gedanke in zwei durchaus verschiedenen Menschen den nämlichen Weg unabhängig beschreiten kann, so wird die Gegenüberstellung doch immer von Interesse sein, denn — abgesehen von der Sonderlichkeit dieses Zufalls an sich, der zu Schlüssen über die innere Notwendigkeit der Gedankenentfaltung führen könnte, — zeigt sie, wie ein Dichter sein Problem gestaltet, wie ein Literat.

Subjektivität, die wir kaum besser als im Vergleiche mit Shakespeare erkennen.

Shakespeare weiß stets seine und seines Hörers Freiheit zu wahren, er ist stets überlegen trotz aller Anteilnahme, er ist einsichtig genug, auch die Kehrseite seines Problems zu verstehen und vorzuzeigen, ja er geht so weit, es zu parodieren. Bei ihm wird die oft ungeheure Größe der Leidenschaft gemäßigt und gemildert durch eine gewisse Breite, durch musikalische Elemente und schöne Vergleiche. Eine seelische Entspannung wird dadurch bewirkt, daß komische Momente mit tragischen wechseln.

Strindbergs Charaktere dagegen kennen keine Verstellung im schauspielerischen Sinn, sie schreien die Seele hinaus, reißen alle Vorhänge hinweg und stehen nackt vor uns. Die Leidenschaft spricht sich bei ihm hart und aufreizend aus. Aller Vergleich dient, ihre Wirkungen zu verschärfen (der Pelikanvergleich z. B.). Strindbergs dichterisches Erleben ist mit aller Stärke dem Schatten zugewandt; so ist er ohne Kraft, wo er vom Lichte spricht, es geschieht ohne rechten Glauben, gezwungen, wägend, wie angelernt. Er kennt nur den Ernst, er liebt wie Eleonore in ‚Ostern‘ das Lachen nicht. —

Strindbergs Werke liegen auf der Linie von Goethes ‘Faust‘ und Ibsens ‚Julian‘. Es ist in ihnen etwas vom Übermenschen. Das wohl wäre Strindbergs eigenste Aufgabe gewesen: Nietzsches Übermenschen im Drama darzustellen, den Menschen zu gestalten, der unbeugsam seiner persönlichen Weltanschauung nachlebt, der ohne Zugeständnisse er selbst ist und gegen alle Welt um sich selbst kämpft. Diesen Kampf, wie alle seine Probleme, faßt er ganz von einer Seite, von der des Kämpfenden, auf. Er ist ohne Einsicht für die Ansprüche der Welt, der Wirklichkeit. Er sieht stets nur in bezug auf sich.

Die Stärke und Tiefe des Empfindens hätte er besessen. Was ihm fehlte, war die Fähigkeit, eine Idee, eine dichterische Gestalt ganz von seiner Persönlichkeit abzulösen, einen zweiten Strindberg auf die Bühne zu stellen, der leben kann nach eigenen Gesetzen, ohne sichtbare Beziehung zu seinem Schöpfer. Zwar gelingt es ihm oft, für einige Akte den Schein der Objektivität festzuhalten — der auch für das subjektive Drama erforderlich ist, denn er fällt eben zusammen mit der vollkommenen Loslösung des Gestalteten vom Dichter —, dann aber wird plötzlich die Nabelschnur, die alle seine Gestalten noch mit ihm verbindet, sichtbar, d. h. er wird unerlaubt — subjektiv, reinpersönlich. Ich erinnere nur an die Umbiegung in ‚Nach Damaskus‘.

Im subjektiven Drama ist es wohl erlaubt, daß nur eine Seite, nur die persönliche Anschauung des Dichters, ohne Berücksichtigung der Kehrseite zu Worte kommt, allein fern bleiben muß auch hier das Reinpersönliche, Allzumenschliche. Die eine Seite muß mit vollkommener Wahrheit und Konsequenz dargestellt sein. Das Wesentliche, aller Willkür Ferne muß erfaßt und geboten werden. Es gilt, den Eindruck unbedingter Richtigkeit, eine scheinbare Objektivität zu erreichen.

Strindberg verstößt, wie bereits aufgezeigt, gegen diese Gesetze.

Er bleibt stets er selbst, ohne alle Anerkennung des Gegenteils; er nimmt durchaus Partei, glaubt an eine absolute Wahrheit. Diese Eigenschaften hätten Strindberg nicht gehindert, vollkommene Dramen zu schaffen, ja man kann sagen, seine dichterische Kraft, seine Fähigkeit, das Kleinste zum Größten zu erheben, das Wirkliche unwirklich und das Zeitliche überzeitlich zu machen, seine Kunst, unmerklich unser Leben in das seiner Gestalten zu verflechten, hätten ihn befähigt, das Höchste im subjektiven Drama zu erreichen.

Die Fehler aber liegen nicht in dem Künstler, sondern in dem Menschen Strind-

berg. Sie liegen vor allem darin, daß seine Anschauungen oft Voreingenommenheiten, Krankhaftes sind. Dann: Strindberg will recht bekommen. Er kämpft geradezu krampfhaft um Jünger. Sein Haß macht ihn ungerecht und nimmt ihm jede Möglichkeit der Befreiung. Er brach selbst zusammen in seinem Kampfe gegen Himmel und Erde; es gelang ihm nicht, den steilen Weg zur Höhe zu Ende zu gehen, seinen Herrscherwillen und seine Individualität ungebeugt auszubreiten. So war er immer auf dem Wege, fand keinen Gipfel, seine ganze Bahn zu überschauen, konnte keine vollendete Individualität darstellen, konnte nicht befreien, da er selbst stets ein Unbefreiter, ein Kämpfender, Suchender blieb.

Er peitscht uns mit allen seinen eigenen Leiden und Leidenschaften den Weg hinauf bis zu der Stelle, da er selbst zusammenbrach. Da läßt er uns unbefreit und sucht sich und uns zu trösten (‚Nach Damaskus', ‚Ostern', ‚Rausch', ‚Gespenstersonate').

Doch gibt er uns auch die Hoffnung, daß die Kraft wiederkehre, daß nach der Schwäche und Selbstbescheidung ein neuer Aufstieg komme. Er fand nicht die Kraft weiterzubauen, das individualistische Drama zu vollenden. So wird ein anderer über ihn hinausgehen.

Friedrich Märker.

Theater

Berliner Theater. Nachdem wir in den letzten Jahren die beiden großen Ideendramen Ibsens seiner mittleren Schaffensperiode, ‚Brand' und ‚Peer Gynt', hier auf dem Theater erlebten und dies unter einem Interesse des Publikums, das als ein gutes Zeichen gedeutet werden kann, folgte in diesen Wochen das Lessingtheater mit dem welthistorischen Schauspiel der gleichen Epoche des Dichters, das bisher seines Umfanges wegen für unaufführbar galt: ‚Kaiser und Galiläer.' Setzte sich Ibsen in ‚Brand' mit einem bis an die Grenze der Lebensverneinung reichenden religiösen Fanatismus auseinander, in ‚Peer Gynt' mit dem Individualismus, dem das eigene Ich das Maß aller Dinge ist, ohne daß sein Träger den Sinn des Daseins begriffe, der ihm bei dieser Lebensauffassung mehr und mehr entschwindet; so könnte man sagen, daß er in diesem weltgeschichtlichen Drama beide Seelenzustände vereint, wie sie der Ideengang zweier ganzer Zeitalter umschloß, sie gegeneinander stellte, ablöste und über sie hinaus auf ihre glückliche Harmonie weist. Es war in den sechziger Jahren in Rom, als Ibsen Vorstudien zu einem Julian-Apostata-Drama betrieb. Es lag ihm gewiß nicht daran, ein Geschichtsdrama zu schreiben, als er sich in den Lebenslauf dieses Vetters des Kaisers Konstantinus vertiefte, der im Jahre 361 den Thron bestieg und während seiner zwanzig Monate dauernden Regierung an Stelle des Christentums die griechischen Altäre des Apollon wieder aufrichten wollte und im Kampfe gegen die Perser fiel. Doch der Ideengang, den er seinem Drama zugrunde legte, hinderte ihn, sich eines Gegenwartstypus zu bedienen — obgleich das Problem in seiner reinen Gedankenform die Geister des letzten Jahrhunderts mehr bewegt hat als zu irgendeiner Zeit; ja in diesem Jahrhundert erst reif geworden ist. — Er griff also auf die Geschichte zurück, und zwar auf jene Tage, in denen eine untergehende Weltanschauung, von einer neuen noch nicht ganz verdrängt, in einer Herrschergestalt noch einmal den Versuch macht, sich wieder in ihr Recht einzusetzen. Er bediente sich dieser Gestalt, weil er an einer selbsterfundenen neuzeitlichen nicht so leicht die ganze Größe des Problems hätte dartun können. Dazu bedurfte er eines irdisch gekrönten Hauptes, denn allein einem solchen, das die Herrschergewalt in Händen hat, konnte er die Worte in den Mund legen, daß es beide

Reiche zu vereinigen strebe: das weltliche der Antike und das geistige des Galiläers. So ging es ihm nicht darum, ein Geschichtsdrama zu schreiben — was manche wundert —, aber er hatte diesen Hintergrund für sein Ideendrama nötig, für die Ideen eines Problems, das, wie gesagt, im letzten Jahrhundert eigentlich erst ins Bewußtsein der Denker gerückt ist mit der Erkenntnis, daß fast zwei Jahrtausende der christlichen Kultur einen Grundzug heidnisch-antiken Verlangens in der Menschenseele nicht haben auslöschen können — manche nehmen vielleicht nicht mit Unrecht an, im Katholizismus seien ganz anders als in dem etwa protestantisch verstandenen Urchristentum und dem späteren Protestantismus Züge zur Befriedigung dieses nie ruhenden Triebes der Menschenseele vorhanden, die Sinnliches mit dem Geistigen einen —, so ersehnten sie das Reich der Ergänzung beider: das dritte Reich. — Diese Art der aus dem Problem sich ergebenden Stoffwahl bringt es mit sich, daß bei Ibsen das Geschichtsdrama und das Ideendrama ein wenig auseinander fallen; denn er entwickelt das Ideendrama in einer Weise, die über das Denken und Planen der historischen Gestalt gewiß weit hinaus geht, und das zwingt ihn, ihr als geistigen Erläuterer die symbolische Figur des Mystikers Maximos zur Seite zu stellen, der dem Julian klarmacht, wohin seine Triebe steuern, und dessen Ideen zugleich die Ideen sind, die im letzten Jahrhundert gereiftere Formen annahmen, und mit denen Ibsen gewiß in der Seele gerungen wie Jakob mit dem Engel. Diese Doppelheit der Anlage verschuldet Weitschweifigkeit sowohl nach der historischen wie ideellen Seite, und sie ist der Grund, daß es Ibsen nicht gelang, das Historische in den Nebenfiguren über die Staffage hinaus zu heben und im Helden eine Gestalt aus einem Guß zu schaffen, wie Shakspeare dies so unvergleichlich im Hamlet gelungen ist, der auch die Denkart eines neuen Zeitalters, wenn auch nicht in diesem Jahrtausendmaße der Menschheitsidee, verkörpert. Daß Ibsen aber das Problem in dieser Tiefe erlebte, beweist — ganz abgesehen von der auch im einzelnen äußerst wirkungsvollen Kraft der Ausformung —, daß er zu den größten Geistern des Jahrhunderts zählt. Nach ihm hat Nietzsche ähnlich darum gekämpft und sein ganzes Werk darauf gebaut, doch er wollte mehr nur, wie wahrscheinlich auch der historische Julian, zurück zum Apollon- und Dionysoskultus, nur die Kraft und Schönheit an Stelle des Mitleids und der Liebe setzen; den Eros wieder an Stelle der Caritas. Es gibt hier aber kein Zurück; denn mit dem Christentum, dessen überirdischer Sinn im realen Werden der Geschichte nicht von allen zugestanden, fällt doch für jeden greifbar in diesem Werdegang der Geschichte eine geistige Neuauffassung von Mensch zu Mensch zusammen. Ibsen nun weist auf die Vereinigung beider Weltanschauungen hin und gibt in einer Rede des Maximos eine eigentümliche Parallele zum Ideengang eines anderen Vorgängers Nietzsches, der in vielem sonst dessen Protagonist ist: zu Max Stirner. Wir wissen, wie Stirner von der Kindheit-Antike, dem Jünglingsalter-Christentum und von einem postuliertem Mannesalter der Menschheit (bei ihm das eines idealen Egoismus und Anarchismus) redet. Ähnlich läßt Ibsen den Maximos erklärend zu Julian sprechen, indem er ihm darlegt, wie das Kind zum Jüngling reife, der Jüngling aber nicht wieder Kind werden könne, sondern die Vereinigung beider ein Drittes bilden müsse: Pan in Logos, Logos in Pan. Um auf das Historische zurückzukommen: er zeigt uns Julian als Prinzen in der Jugend schon von Gewissenszweifeln befangen zwischen beiden Weltanschauungen schwanken. Von Konstantius auf die Kirchenlehre verwiesen, reist er heimlich seinem heidnischen Lehrer nach, und als er seinem einem Meuchelmord erlegenen Halbbruder Gallus auf

den Thron folgt, ist die innere Wandlung entschieden: er kämpft gegen den Galiläer, dem er erliegt. — Das im Original über die Aufführbarkeit an einem Theaterabend weit hinausreichende Drama wurde in der zusammenziehenden Bearbeitung von Wörner gespielt und dauerte in dieser noch fast fünf Stunden. Es geht in ihr natürlich vieles verloren. Dem Freunde des weltbewegenden Problems aber, der selbst mit ihm gerungen, wurde die Aufführung trotz aller Unzulänglichkeiten an Dichtung und Darstellung zur Quelle tiefster Anregung und Wiederbelebung innerer Kämpfe. Die Inszenierung war nicht schlecht, das Spiel mäßig. Es fehlte an einem Darsteller für die Titelrolle vornehmlich. Man hatte sich Herrn Harry Walden vom Burgtheater, diesen Berliner Lustspiel-Schwerenöter, verschrieben, vielleicht weil er noch ein klein wenig Fülle im Organ hat. — Kainz hätte den Helden spielen können.

In diesen Weihnachtstagen brachte Reinhardt im Deutschen Theater ein Krippenspiel von Falkenberg im altdeutschen Stile, den ‚Stern von Bethlehem', heraus. Und es war eigentümlich: was in dem gedankentiefen, philosophischen Drama Ibsens miteinander ringt und nicht zur Klarheit kommen will, indem beide Welten sich nebeneinander behaupten, hier wirkt es als Stimme vom Himmel in jener so schlichten wie kosmisch gewaltigen und darum im höchsten Maße kunstvollen, vom Evangelisten in seiner überirdischen Eingebung gefundenen Form unwiderstehlich: Der Erlöser der Welt im Stall, das Zeichen seiner Geburt ein Komet, die Könige der Erde beunruhigt auf der Wanderung diesem nach, gleich den von der Blendung geschlagenen Hirten auf dem Felde: wenn je der Mythos in seiner Einfachheit und Tiefe der großartigste Urgrund künstlerischer Schöpfung war, in diesen lapidaren Sätzen des Evangelisten liegt so viel schlichte wie überwältigende Kunst und weltbewegende Weisheit, daß man unbegreiflich davor steht, wie ein Mensch in seiner Einfalt sie erfunden und niedergeschrieben haben soll. Und man fühlt, daß nicht der nicht mehr aus der Welt zu löschende Sinn der Evangelien es ist, um den die Menschen sich seit zwei Jahrtausenden streiten, sondern die Form, in die sie diesen Sinn kleideten.

In diesem schlichten Weihnachtskrippenspiel erleben wir den bisher gewaltigsten Vorgang der Menschheitsgeschichte als süße Kindererinnerung im Gewande der mittelalterlichen Kirchenspiele. Es beginnt mit dem englischen Gruß, folgt der Gang nach Bethlehem, die Vision der Hirten, die Kunde an Herodes, die Anbetung im Stalle. Das Volkstümliche erhielt einen besonders innigen Ton dadurch, daß der Dichter oder Regisseur die Figuren in dem anheimelnd innigen Wiener Dialekt sprechen ließ und jedes der lebensvollen Bilder durch einen altfränkischen Ankündiger mit vorausgehendem Trompetenblasen erläutert wurde. Es war ein rechtes deutsches Weihnachtsspiel.

Rudolf Klein Diepold.

Musik

E. W. Korngolds ‚Sinfonietta'.

Die Statistik der verflossenen Konzertsaison zeigt das seltsame Bild, daß unter den gebrachten Novitäten das Werk eines Sechzehnjährigen an Zahl der Aufführungen mit an erster Stelle steht. Der junge Wiener E. W. Korngold hat mit seiner ‚Sinfonietta' op. 5 die meisten seiner Komponistenkollegen in der Gunst des Publikums und — was praktisch noch wichtiger ist — der Orchesterleiter überflügelt. Ein Erfolg, der sich zweifellos nicht nur auf Sensationslust, sondern auf wirkliche künstlerische Qualitäten stützt. Für ‚Wunderkinder' hat ja unsere Zeit nicht mehr allzuviel übrig, und so begegnete man vor Jahren den ersten kompositorischen Versuchen des Knaben Korngold trotz ihrer überraschenden technischen Reife mit skeptischer Zu-

rückhaltung. In seinem jüngsten größeren Werk, der ‚Sinfonietta' für Orchester, zeigt sich nun aber sein Talent schon in einer Weise entwickelt, daß man ihm ernstere Beachtung nicht länger vorenthalten darf. Freilich, auch um dieser ‚Sinfonietta' — die sich, trotz des Diminutivs, auf Grund ihrer ausgedehnten Formen und nicht minder im Hinblick auf den komplizierten orchestralen Apparat, schon sehr der ‚großen' Sinfonie nähert — einigermaßen gerecht zu werden, darf man das jugendliche Alter des Komponisten noch nicht ganz vergessen. Wirft man einige flüchtige Blicke in die Partitur, ohne über ihren Schöpfer näher informiert zu sein, so gewinnt man den Eindruck, daß hier — wenigstens in technischer Beziehung — die Hand eines ausgereiften Künstlers, eines Musikers, der vor allem genau weiß, was er will, am Werke war. Ein genaues Studium freilich enthüllt dann allerlei Schwächen, die eben nur unter Berücksichtigung der Jugend des Komponisten zu verstehen und richtig einzuschätzen sind. Sie liegen nach der Seite des formalen Aufbaus und vor allem der musikalischen Erfindung.

Ein eintaktiges aufsteigendes Quartenmotiv (das ‚Motiv des fröhlichen Herzens') bildet den Grundgedanken des ganzen Werkes. Jugendlich übermütig leitet dieses Motiv den ersten Satz ein, der sich trotz mancher gewagten Seitensprünge doch in einer ziemlich klaren, abgerundeten Form präsentiert. Im zweiten Satz, einem Scherzon, gelingt es dem Komponisten freilich schon viel schwerer, die Geister, die er gerufen, zu bannen; der Aufbau gibt sich äußerst unruhig und das thematische Material scheint mehr der Reflexion als wirklichem Empfinden zu entstammen. Immerhin zeigt sich auch hier bedeutendes technisches Können, das durch das Minus an wirklicher Erfindung um so mehr in den Vordergrund tritt. Von wirklich bezaubernder Anmut ist der dritte Satz (Andante). Er erscheint thematisch wie formalistisch als der abgeklärteste Teil des ganzen Werkes und zeigt in seiner (relativen) Schlichtheit den jugendlichen Komponisten von seiner liebenswürdigsten Seite. Einen seltsamen Kontrast dazu bildet der vierte und letzte Satz, der mit Gewalt aus allen Fugen strebt und in der Häufung äußerlicher Effekte in nicht immer günstigem Sinne an Gustav Mahler gemahnt, dessen komplizierte Partituren Korngold augenscheinlich eifrig studiert hat — ein Umstand, der gewiß nicht zu bemängeln wäre, wenn das Ergebnis dieses Studiums der Eigenart, vor allem aber dem Alter des Komponisten entspräche, was aber leider nur sehr bedingt zutrifft.

Solcher Bedenken unerachtet können wir diesem Werk eines 16-Jährigen unsere Bewunderung nicht versagen. Jedenfalls überzeugt diese Sinfonietta weit mehr von der wirklichen Berufenheit Korngolds, als seine sämtlichen früheren Werke zusammengenommen. Denn während z. B. aus dem Klaviertrio op. 1 eine gewisse, bei Jugendlichen recht fatale Altklugheit spricht, besticht die Sinfonietta op. 5 in der Hauptsache durch das gerade Gegenteil, nämlich durch einen wirklichen jugendlichen Überschwang, oft auch durch eine fast kindlich liebenswürdige Anmut, die sich nur hinter dem mit großem Raffinement aufgeputzten Orchesterkleide zu sehr verstecken. So kann man dem hochbegabten jungen Künstler nur von Herzen wünschen, daß er in Zukunft die auch für den ausgereiften Meister unentbehrliche künstlerische Selbstzucht niemals aus den Augen verliere. Erfüllt er diese Pflicht, dann wird man wohl noch Großes von ihm erwarten dürfen.

A. A. Noelte.

Neues vom Büchermarkt

Dichtung und Literatur

Seit mehr als hundert Jahren schon lockt die „Homerische Frage" immer wieder neue Versuche ihrer Lösung und orientierender Darstellungen darüber hervor. Zwar hat in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein so hervorragender Gelehrter wie Wilamowitz behauptet, die Zeit sei im Anzuge, wo Homers Gedichte aufhörten, eine Macht zu sein; aber die Voraussage hat sich nicht erfüllt und wird auch wohl so bald nicht in Erfüllung gehen. Es ist, als ob der einseitige, durch die philosophische Wissenschaft unserer Tage selbst in die Auffassung der altklassischen Dichtung hineingetragene Subjektivismus sich ein Gegengewicht suche in immer sachlicherer Beschäftigung mit den Alten. Und in der Tat, an ihrem richtigen Verständnis könnte nicht bloß unsere Dichtung, sondern unser gesamtes geistiges Leben, wo nicht genesen, so doch in dem Trieb nach Unterordnung unter objektive Lebensformen so gefördert werden, daß neue und wahre Kultur hier Anknüpfung fände. — In wie hohem Ansehen die Voßsche Übersetzung der Homerischen Gedichte auch immer noch steht — der Tempel-Verlag hat in seinen schönen zweisprachigen Dichterausgaben den Voßschen Text dem griechischen gegenübergestellt —, so versucht sich doch die neuere Sprachkunst unermüdlich an der gleichen Aufgabe. Unter diesen neuesten Versuchen ist vor allem Homers **Odyssee.** Neu übertragen von Rudolf Alex. Schröder (Insel-Verlag 1911, brosch. 2.– M.) mit hoher Auszeichnung zu nennen. Eine gewisse Freiheit wird sich der moderne, die Kunst der eigenen Sprache über alles stellende Dichter durch keine philologische Schulfuchserei verkümmern lassen. Alles, was der Freund der Dichtung verlangt, ist, daß ihm im ganzen Ton und Farbe der ursprünglichen Dichtung nicht verfälscht, der Sinn durch subjektivistische Theorien nicht verdorben, die objektive Gültigkeit der Worte nicht umgedeutet werde. Davon hat sich R. A. Schröder ferngehalten. Seine Übertragung im Versmaß des Originals hat den vollen Schmelz deutscher Dichtersprache, gleich weit entfernt von Künstelei wie auch von philologischer Genauigkeitspedanterie. Es wäre zu wünschen, daß er sich der gleichen Aufgabe bei der Ilias unterzöge, mag sie in ihrer überlieferten Form und Ausdehnung für den Dichter auch weniger verlockend sein. Sie lesbar zu machen, hat es Stephan Gruß unternommen, **„Das Lied vom Zorn des Achilles"** zu rekonstruieren (Heitz, Straßburg 1910, brosch. 5.– M.), indem er als seine Aufgabe ansah, die nach seiner Auffassung fremden Zutaten auszuschalten und den ursprünglichen Charakter des Gedichts als Vortragszyklus wiederherzustellen. Auf den Hexameter hat er Verzicht geleistet und ein freies Versmaß gewählt, das ihm auch ermöglichen sollte, in vielen Fällen die schmückenden Beiwörter dort, wo sie im Griechischen nur „zur Füllung des Verses" dienen, hinwegzulassen; denn im Grunde seien sie eine Mode gewesen, nur in der Ursprache und beim Hexameter erträglich. Über diese und ähnliche Meinungen, wie sie in dem Vorwort und dem zweiten Teil der Publikation, der sich über die Komposition der Ilias verbreitet, vorgetragen werden, läßt sich natürlich streiten; aber schließlich kommt es hier zunächst bloß auf die erstrebte Vortragswirkung an, und da muß man zugeben, daß die Wahl der freien Rhythmen so übel nicht ist, und daß, wenngleich die äußere poetische Form in Trümmer geht, wie im Grunde bei jeglicher Übertragung eines Gedichtes, so doch der poetische Charakter des Werkes darunter nicht gelitten hat, ja für den unmittelbaren Genuß der Dichtung sogar recht wirksam hervortritt. — Wie nicht anders möglich, führt ein solcher Rekonstruktionsversuch in das ganze Wirrsal problematischer Schwierigkeiten der Textentstehung tief mitten hinein. Noch ist die Zeit nicht allzu fern, wo man auf diesem Gebiet buchstäblich vor lauter Theorien die Dichtung nicht mehr unbefangen sah. Überprüft man die uns vorliegenden jüngeren Bücher über diese Frage, so gewahrt man mit Erleichterung, daß sich die Gelehrten auf immer mehr Punkte einigen. Der Streit um die Person des Homer ist dahin geschlichtet, daß man deren mitschöpferischer Bedeutung wenigstens für die Ilias ziemlich übereinstimmend gelten läßt, wenngleich die Meinungen über den Umfang der persönlichen Leistung noch auseinandergehen. Die Anschauungen von der Naturpoesie der Homerischen Gedichte sind abgetan; wir wissen heute, daß die beiden großen Epen nicht nur selber von einer reich entwickelten und bewußten Kunst zeugen, sondern auch schon auf einer großen

künstlerischen Überlieferung fußen, deren Abschluß sie bilden. Aber sie sind zugleich auch der Anfang der nunmehr literarisch einherschreitenden Epik. Zwei für weitere Kreise gedachte Darstellungen, die uns vorliegen, führen übersichtlich in die Frage der Homerischen Dichtung nach ihrem heutigen Stand ein: Georg Finsler: **‚Homer.‘ I. Teil: ‚Der Dichter und seine Welt.‘** (Teubner, Leipzig 1914, geb. 6.— M.) und Erich Bethe: **‚Homer. Dichtung und Sage.‘** Erster Band: Ilias (ebenda 1914, geb. 9.50 M.). Die Darstellung von Finsler, die in zweiter vermehrter Auflage vorliegt, ist auf dem Wege, sich zu einer Art von Kompendium der gesamten Homerfrage auszuwachsen, indem sie gemeinverständlich, und besondere philosophische Schulung nicht voraussetzend, den ganzen Umkreis der örtlichen, geschichtlichen, sprachlichen, kulturellen, ästhetischen und kritischen Fragestellungen abschreitet und so auf verhältnismäßig engem Raum all dasjenige zur Sprache bringt, was einer vielhundertjährigen Forschung für uns Heutige zu wissen noch Bedeutung und Wert hat. Eigene Betrachtung und Urteilsbildung gehen dabei mit dem Bericht über die Anschauungsweise anderer Hand in Hand. Ein besonderes Kapitel über die Homerkritik, das den Band schließt, setzt den Leser in den Stand, sich in knappster Form über die Wandlungen des wissenschaftlichen Urteils zu unterrichten, indem alle Erklärungsversuche bis in die jüngste Zeit aufgeführt und zum Teil auch gewürdigt werden. Wer Finslers Anschauungen über die Homerische Dichtung im einzelnen und ganzen in knapper und leichtverständlicher Form kennen lernen und sich an ihnen für das bessere Erfassen der Dichtungen orientieren will, dem sei das schätzbare Bändchen der Sammlung aus ‚Natur und Geisteswelt‘ (Teubner, Leipzig) **‚Die Homerische Dichtung‘** empfohlen, von dem Finsler selber mit Recht meint, es übertreffe in manchem sogar die Darstellung seines großen Werkes.

Was Georg Finsler erst in dem zweiten Bande in Aussicht stellt, seine eigene Erklärung der Homerischen Gedichte zu geben, das finden wir ausschließlich bei Erich Bethe, von dessen auf drei Bände berechneten Werk der bis jetzt vorliegende erste Band nur die Ilias umfaßt. Der Verfasser sucht seine Aufgabe, Ilias und Odyssee als ‚Literaturwerke ohne einen praktischen Zweck‘ zu erweisen, die nicht vor dem sechsten Jahrhundert verfaßt seien, zu lösen durch eine gründliche Analyse, die ihrerseits wieder durch diesen mit Hilfe von Geschichte und Textkritik geführten Nachweis ihren festen Grund erhalten soll. Dieser Nachweis wird allerdings mit dem ersten Band nicht vollbracht. Erst im Zusammenhang mit der Untersuchung über Zeit und Ort des Abschlusses der Odyssee soll der Verfasser der beiden Homerischen Epen, der als ‚verständiger Mann‘ von ‚künstlerischem Takt und bedeutenden kompositionellen Fähigkeiten‘ charakterisiert wird, als Attiker des sechsten Jahrhunderts nachgewiesen werden. Man wird also gut tun, das Urteil in der Schwebe zu lassen, bis der zweite Band vorliegt. Aber wie das Ergebnis auch sein mag, die von Karl Rothe in dem ohne besonderen gelehrten Aufwand, aber mit um so unbefangenerer Urteilskraft und tapferer Überzeugung geschriebenen Buch die **‚Ilias als Dichtung‘** (Schöningh, Paderborn 1910, brosch. 5.40 M.) verteidigte Auffassung von der genial-schöpferischen Persönlichkeit des Iliasdichters wird doch immer wieder ihre Anhänger finden. Ähnlich wie Fraccaroli in dem gescheiten Buch ‚L'irrazionale nella Letteratura‘ (1903) zieht Rothe mit Geschick Vergleiche mit anderen Dichtungen neuerer Zeit heran, um gewisse quellenkritische Beklemmungen der gelehrten Forschung ad absurdum zu führen und seine Ansicht von der Ilias als wirklicher und persönlicher Dichtung zu entwickeln. Daß er sich bei diesem Bemühen in der denkbar besten Gesellschaft befindet, sei durch ein paar Namen wie diejenigen Jakob Burckhardts, Erwin Rohdes, Hermann Grimms, von Beurteilern a priori wie Goethe ganz abgesehen, bloß angedeutet. In ähnlichen Bahnen bewegen sich die Charakteristiken **‚Menschenart und Heldentum in Homers Ilias.‘** Von Dr. Heinrich Spieß (ebenda 1913, brosch. 4.50). Die Art und Weise, wie hier die Einheitlichkeit der Dichtung dargetan wird, durch den Nachweis der vielerorts überraschend hervortretenden Charakterisierungskunst des Dichters, entbehrt nicht einer unmittelbaren Überzeugungskraft. Es ist und bleibt richtig, was Fraccaroli in dem erwähnten Buch ausspricht, daß in Sachen der Kunst die rein verstandesmäßige Kritik und die mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Methoden arbeitende Betrachtungsweise nicht mitzureden hat, weil sie den schöpferischen Sinn im Menschen ertötet, und weil die Gesetze der Ästhetik und des künstlerischen Sinnes andere sind als die der Logik und des klügelnden Verstandes.

Unsere Kunstbeilagen

Eduard von Steinles Sämann ist einem Bilderkreis angehörig, der die vier Jahreszeiten in je einer weiblichen und männlichen Figur verkörpert. Diese Gestalt des Fruchtbarkeit über die Erde verbreitenden ‚Frühlings' ist kein deutscher Bauer. Typus und Rhythmus der linienschönen Bewegung weist ihn als Sohn des Südens aus. Die Landschaft weckt Kampagna-Erinnerungen. Und doch ist das Bild deutsch. Nur ein in aller Schönheit der Natur heimischer Mensch wie der Deutsche vermochte es zu schaffen.

Offene Briefe

Dr. F. A. H. i. W. Es ist leider so — auch Johannes Jörgensen hat sich eine Schmähschrift gegen Deutschland geleistet: Klokke Roland of Johannes Jörgensen, Köbenhaven 1915. Aber dieses unüberlegt geschriebene Buch verdient eine eingehende Widerlegung nicht, denn

1. spricht es über politische Vorgänge ohne alle Kenntnis der geschichtlichen Tatsachen, wie sie z. B. durch die deutschen Weißbücher, besonders die beiden über Belgien (aus belgischen Archiven und über belgische Greuel) zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind;

2. benutzt sein Verfasser zweifelhafte Quellen, um über deutsche Roheit (‚Bierdeutsche' und ihre Kommerse, ihre sonstige Unkultur und Unsittlichkeit) sich ausführlich zu verbreiten, wobei ihm leider mehr die Sensation als die christliche Liebe am Herzen liegt;

3. schwärzt er das deutsche Volk, die deutschen Bischöfe und das katholische Leben in einer Weise an, die weder mit der Wahrheit noch mit der Pflicht der Rücksichtnahme und Dankbarkeit zu vereinen ist, die der dänische Dichter den also Beschimpften für häufig genossene Gastfreundschaft und jegliche Art der Förderung und des Entgegenkommens schuldet. — Mit diesen Feststellungen darf die Schrift wohl als erledigt angesehen werden.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß (beide unter den Waffen).
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Dorfeingang Thelus



Franz Klemmer / Skizze



Dreizehnter Jahrgang März 1916

Von der wahren Liebe zum Vaterlande
Von Georg Fichte

Es ist ein eigentümliches Schauspiel, welches die Geschichte bietet, wenn man ihrem Gange aufmerksamen Auges folgt. Sie wiederholt sich, sagen die einen; sie geht unaufhaltsam vorwärts, die andern. Wer von ihnen hat recht? Zweifelsohne hat jedes geschichtliche Ereignis irgendwo ein Analogon, das ihm scheinbar aufs Haar ähnlich sieht und dem oberflächlichen Geist das Wort eingibt, es sei alles schon dagewesen, aber die zwecklose Wiederholung der historischen Tatsachen, ihr förmlich naturnotwendiges Wiederkäuen wäre doch wohl ein schmerzliches Armutszeugnis für die Menschheit und deren Entwicklung, welches kein Denkender zu unterschreiben geneigt sein dürfte. Wie sehr sich vielmehr auch die Tatsachen zu decken scheinen, ein Kriterium wenigstens weisen sie immer auf, in welchem sich ein menschheitlicher Fortschritt, eine Vorwärtsbewegung nach dem Idealen bekundet, und wenn auch sicherlich das, was heute dem einen Volke begegnet, bereits einem anderen geschehen ist und einem dritten bevorsteht, so liegt doch der Unterschied in dem Objekte, in welchem die Ereignisse sich spiegeln, so sind doch die Menschen andere, wie sehr auch die Geschicke sich ähneln. — Welch' treffende Analogien bot nicht der große Kampf des Jahres 1870, welche Ähnlichkeiten bot er nicht mit den blutigen Kriegen, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts über Deutschland hintobten, und doch wieder welche tiefgreifenden Unterschiede! Damals Deutschland zerrissen und darum in den

einzelnen getrennten Gliedern leichter zu Boden zu schlagen; 1870, ehe am Rhein noch die Fanfaren klangen, ließ Deutschland aus seinem Haupte heraus seine Einheit wie Pallas Athene im vollen Waffenschmucke geboren werden, so daß Freiligrath singen konnte: ein Geist, ein Arm, ein einziger Leib, ein Wille sind wir heut'. Damals hatte Preußen, eingewiegt unter den Jubelhymnen auf Friedrichs II. Großtaten seine Waffen rosten und die Führer zehren lassen von dem Ruhme einer entschwundenen Zeit, 1870 fügte und lenkte geniale und bewährte Strategie die Riesenglieder seiner Heeresmassen zu einem einzigen gigantischen Leibe zusammen, der mit seiner Wucht den Gegner erdrückte. Im Hintergrunde der auseinandergehenden Erscheinungen freilich, etwa als das, was Kant das Noumenon nennen würde, liegt beiden Kämpfen derselbe kulturhistorische Kern zugrunde; dieselben geistigen Mächte, die den ersten Napoleon trotz seiner genialen Kraft niederwarfen, sie führten auch 1870 die Adler von Alldeutschland siegreich bis ins Herz von Frankreich; der ideale Patriotismus, der so recht das Eigentum der deutschen Art ist, siegte auch diesmal über den sozusagen materiellen. Diesen idealen Patriotismus, dieses Produkt aus Idealität und Vaterlandsliebe, das Fichte in einer seiner ‚Reden an die deutsche Nation' mit den Worten umschrieben hat: ‚Die Vaterlandsliebe will das Aufblühen und Fortdauern des Ewigen und Göttlichen in der Welt' — soll der Gegenstand nachfolgender Erörterung sein, indem ich mir freilich die Freiheit vorbehalten muß, wo nötig die sich berührenden und zum Teil durchdringenden Begriffe aus dem Zwielicht des Pantheismus in die Helle des christlichen Theismus hinüberrücken zu dürfen, damit sie hier ihren vollen Glanz ausstrahlen und ihre volle Wärme.

Unter Idealismus verstehe ich hier nicht, wie ich wohl kaum hervorzuheben brauche, jene der neueren Philosophie seit Leibniz eigentümliche freilich verschiedentlich schattierte Theorie, welche die Erscheinungswelt als ein Produkt der Vorstellung auffaßt und ihr nur insofern Wirklichkeit zuerkennt, als sie in unseren Anschauungen d. h. als etwas Ideales existiere, — sondern ich verstehe etwas davon Grundverschiedenes: eine bewußte Richtung des Geistes, einen Zug des Erkennens und Wollens auf das Übersinnliche hin, der seine Nahrung einem zwiefachen Reiche entnimmt, dem natürlichen und übernatürlichen. Betreten wir vor allem das erstere.

Unter den modernen Anatomen hat besonders Cuvier, indem er einen Gedanken des Aristoteles verarbeitete, nachgewiesen, wie jedes lebendige Wesen ein geschlossenes System bildet, welches durch seinen letzten Zweck in der Art seiner Teile und deren Zusammensetzung bestimmt werde. Diese Herrschaft des Zweckes über die Materie, in welcher vor allem das Wesen des Organischen wurzelt, offenbart sich, wenn in den Einzeldingen, dann natürlich auch in der Welt als deren Summe. Das ist der tiefe Sinn des Schriftwortes: ‚Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut'; sehr gut war es eben deshalb, weil es in organischer Gestaltung Gottes Gedanken verkörperte, Gottes Ideen hindurchleuchten ließ. Dieser

Reflex des Organischen im Menschengeiste, in seinem vernünftigen Denken, das eben ist Grund und Kern der natürlichen Idealität; denn ideal ist eben nur diejenige Weltbetrachtung, welche das Ganze nicht als loses Nebeneinander von Einzelheiten auffaßt, sondern als organisch gegliedertes und abgeschlossenes System, — welche sich nicht damit begnügt, das bunte Kaleidoskop der Teilvorstellungen durch Abziehen des ihnen Gemeinsamen in die Einheit des Bewußtseins aufzunehmen, sondern eben diese abgezogenen Begriffe in das Licht des schöpferischen Gedankens Gottes setzt und dadurch zu Ideen verklärt.

Soll ich nun darauf aufmerksam machen, daß diese organisch-ideale Betrachtung es ist, die durch alle wissenschaftliche Tätigkeit, wie geartet sie immer sei, als Grundzug hindurchgeht, als Grundton hindurchklingt, einfach darum, weil sie blutsverwandt ist mit dem Wesen alles Denkens und Erkennens, welches Überweg richtig als die Tätigkeit des Geistes bestimmt, vermöge deren er mit Bewußtsein die Wirklichkeit in sich reproduziert? Oder wäre sie es nicht, wäre es nicht das teleologische Erkennen, welches auf Jahrtausende in die Vergangenheit zurückgreift, um aus zerstreuten, fossilen Gliedmaßen mächtige Tierleiber zu rekonstruieren, welches die Zukunft antizipiert, indem es die Sonnen- und Mondfinsternisse auf die Sekunde vorherberechnet, welches aus verstümmelten Resten einer untergegangenen Kultur zu erschließen imstande ist, welchen Ring der Baum der menschheitlichen Entwicklung damals angesetzt habe, welches aus den Bildungsstufen der Sprachen zurückschließt auf den Prozeß des menschlichen Erkennens, dessen Niederschlag jene sind? Freilich, gleich wie wir im einzelnen Drama nicht den ganzen Genius des Dichters, sondern nur einen seiner Strahlen leuchten sehen, so auch fangen wir mit dem matten Auge nur relativer Erkenntnis auch bloß matte Reflexe des göttlichen Geistes aus der Welt der Erscheinungen auf; wir schauen eben nur im Spiegel, im Rätsel, aber immerhin muß doch wie im Sinnlichen so im Übersinnlichen eine gewisse Zweckbeziehung des wahrnehmenden Organs zu seinem Gegenstande vorhanden sein, denn

‚Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?'

Daß also des Gottes eigne Kraft in uns wohnt, daß, um christlich zu sprechen, sein Hauch uns beseelt und sein Bild uns erfüllt, das gibt uns die Fähigkeit, aus dem Werke Gottes als einem organischen heraus mit der einenden Macht des Gedankens die millionenfach sich brechenden, zerstreuten Strahlen zu Ideen zu sammeln. Da aber Gottes Bild in uns kein unentstelltes ist, und da wir den Beruf haben, mit seiner Hilfe es auszugestalten, und da wir diesen Beruf nicht im vereinzelten Dasein erfüllen können, so werden uns hiefür zwei sittliche Gemeinschaften geboten, von denen die eine, die Kirche, uns für das Jenseits zu bilden und darum alle ohne Besonderung zu umfassen die Mission hat, die andere dagegen, der

41*

Staat, uns für bestimmte Sphären des Diesseits beruft und als streng geschlossenes, besondertes Gefüge uns entgegentritt. Damit stehen wir an dem einen der Ziele bei folgender Antithese. Der materielle Patriotismus folgt den Spuren jener französischen Philosophen, die im Staate, den sie als etwas äußerlich Zusammengesetztes auffassen, nichts erblicken können als einen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit wegen eingegangenen Vertrag zum Schutze grob materieller Güter; der ideale dagegen sieht in ihm eine von innen heraus sich bildende, nicht künstlich gewordene, sondern organisch notwendige, in der Menschennatur begründete Verbindung von weit höherer Währung. Jenem sind die Pflichten gegen den Staat nur der Ausfluß kontraktlicher Selbstbeschränkung, die er nur auf sich nimmt unter dem Drange des harten Muß; diesem sind sie ein freies sittliches Sollen, welches das dienende Glied organisch an das Ganze knüpft, und dem dieses Glied sich nicht entwinden kann, ohne nicht bloß das Gemeinwesen, sondern auch sich selbst zu schädigen.

Das ungefähr ist der Gedanke Platos, der da meint: weil der Mensch nicht im vereinzelten Dasein, sondern nur in lebendiger Gemeinschaft sein Seelenleben vollständig zu entwickeln vermöge, so müsse einerseits Zweck und Gliederung des Gemeinlebens dem Zwecke und der Gliederung des Einzellebens völlig entsprechen, andererseits die Ethik ihren Abschluß in der Politik finden. Diesen Gedanken verkündet Aristoteles, der den Staat uns umschließen läßt, nicht nur damit wir leben, sondern auch damit wir den Lebenszweck, Veredlung des Herzens und Geistes, realisieren. Diesen Gedanken predigen die meisten deutschen Denker, wenn sie behaupten, daß, wenn auch der Staat sein Ziel in der gegenwärtigen Welt finde, er gleichwohl beseelt sein müsse von dem an sich Wahren und Rechten. Das ist der ideale Patriotismus, weil der zur Begeisterung für die natürliche Idee des Staates erhobene; und so weit, sagt irgendwo Hegel, hat sich ja des Geistes Kraft geltend gemacht, daß das, was sich jetzt nur noch erhalten kann, Ideen sind, und was sich vor unserer Vernunft rechtfertigt.

Dieser natürlichen Idealität der Vaterlandsliebe aber hat das Christentum mit seiner alles befruchtenden Kraft einen übernatürlichen Keim eingesenkt, einen weiteren Gesichtskreis der Auffassungen geöffnet, auf den man seinen Blick mit jener Ehrfurcht lenken sollte, welche einst der Hebräer empfand, wenn er in den Tagen längst verwelkten nationalen Ruhmes vom Vorhofe aus die Konturen des Salomonischen Meisterwerkes bewunderte, welche der Christ in noch höherem Maße empfinden muß, wenn das Wort der Offenbarung ihm die Hand entgegenstreckt, um ihn aus dem Vorhofe natürlicher Erkenntnis ins Heiligtum hinüberzuheben bis an den Fuß des siebenarmigen Leuchters der absoluten Wahrheit. Wie? Dieses kosmopolitische Christentum, berufen, die Menschheitsfamilie in ihrer ungetrübtesten Form zur Ausgestaltung zu bringen, in gewissem Maße also auch berufen, die nationalen Gegensätzlichkeiten zu versöhnen, die zwischen den entzweiten Völkern sich auftuende Kluft zu überbrücken, diese Religion sollte auch den

Patriotismus mit übernatürlich idealem Gehalte gefüllt, sollte auch auf dieses Gebiet der Wirklichkeit die Saat göttlicher Gedanken hinübergeweht haben? Und doch ist dem so. Ich schweige davon, daß das Christentum die Vaterlandsliebe in den Reigen seiner Tugenden aufgenommen hat; ich deute es nur an, daß es die weltliche Autorität, diesen Schwerpunkt der staatlichen Gefüge, mit einer höheren Sanktion umkleidet hat, indem es dieselbe als eine in ihrem Gebiete souveräne ebenso unmittelbar wie die kirchliche aus der Quelle der Autorität Gottes ableitet; ich will nicht darauf hinweisen, wie der Fürsten Thron im Gewissen der ersten Christen so fest aufgerichtet war, daß sie auch einem Nero und Diokletian gegenüber nicht vergaßen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; auch das soll nicht betont werden, daß mit der Sanktion der weltlichen Obrigkeit eben auch die staatliche Ordnung an sich sanktioniert worden ist, so wie ja auch die Völker des Altertums, deren Phantasie alles in persönliches Leben und konkrete Gestalt umsetzte, den Ursprung ihrer Staaten den Göttern oder den Heroen zuschrieben; — eines nur möchte ich der Beachtung empfehlen, das nämlich, wie aus der ganzen christlichen Geschichtsauffassung ein ideales Licht auf die Begriffe von Staat und Volk geworfen wird. Dem Heidentum, trotz aller seiner philosophischen und künstlerischen Bildung, war die Geschichte ein chaotisches Gewirr ohne Sinn und Verstand; erst die christliche Religion sprach auch hier das schöpferische ‚Es werde Licht!‘, indem sie die Geschichte so schlicht und doch so tief definierte als den ewigen, in der Zeit sich entwickelnden Plan Gottes mit der Menschheit, welcher verwirklicht wird durch Gott und den Menschen, dessen freie sittliche Tat ebenfalls einen wahrhaft bewegenden Faktor, eine wahrhaft treibende Kraft bildet im Strome der Geschichte. Wenn wir das geistvolle Wort eines neueren Denkers: ‚Die Weltgeschichte ist das große Sonnenjahr der Menschheit, von welchem die Philosophie der Geschichte die für die Sonnenbahn gegebene Formel sucht,‘ adoptieren dürfen, so müssen wir sagen, daß der einzelne Menschengeist und also auch der Volksgeist in diesen Umschwung hineingesetzt ist, auf daß er den ewigen Gedanken der Gottheit bewußt verwirkliche in der Zeit, wie die äußere Schöpfung ihn unbewußt verwirklicht im Raume. Anfang und Ende und Mittelpunkt jener Bewegung erhellt uns nur das Wort der Offenbarung. Sie bringt uns in der Schwüle des Tagewerkes die wunderbare Kunde von einem goldenen Morgenrote, mit welchem der Menschheit einmal der erste der Tage aufleuchtete, und die Kunde von dem allberuhigenden Abendstrahle, in welchem einst das Gewirr der Erscheinungen verständlich und verklärt liegen soll vor den Augen des Gott anschauenden Geistes; und gleichwie die Erde, ein Stern unter Sternen, sich im Äther um einen festen und leuchtenden Mittelpunkt bewegt und in immer regem Schwunge diesem Lichte ihre Höhen und Täler in geordneter Folge zuwendet, so bewegt sich nach christlichem Glauben die Menschheit durch Nebel und Finsternis hindurch um die Sonne einer ewigen Vernunft und Liebe. Das ist das Walten Gottes in der Geschichte, das Sichlosringen der

göttlichen Idee aus der Hülle des irdischen Tuns, das ist die wahrhaftige präſtabilierte Harmonie, welche nicht bloß wie die Leibnizſche die Verbindung des Geiſtes und der Materie, des Denkens und des Seins begründen und erklären ſoll, ſondern alles begründet und erklärt, was geweſen iſt, was iſt und ſein wird im unüberſehbar weiten Reich der Geſchichte.

Die Anwendung dieſes Allgemeinen auf das Beſondere bedarf nur weniger Worte.

Iſt die Menſchheit ein Prieſtertum der göttlichen Weltleitung, was ſind dann Völker und Staaten anders als Ordnungen in dieſem Prieſtertume, die in ihren Eigentümlichkeiten von Gott gewollt ſind ähnlich etwa den Varietäten innerhalb der Spezies der Naturweſen, — die ein göttliches Beginnen hinter ſich und ein göttliches Ziel vor ſich haben, — die an und für ſich berufen ſind, einen friedlichen Wettlauf um die höchſten Güter des Geiſtes und Lebens zu halten, — und von denen, wenn es zum Kampf ums Daſein kommt, wohl diejenige endgültig ſiegen wird, welche intellektuell und moraliſch ſich am tauglichſten zeigt, der Träger der göttlichen Sache zu ſein, der Fahnenträger der göttlichen Idee.

Es erübrigt noch, das Ineinandergreifen dieſer beiden Strömungen der Idealität und des Patriotismus, die wir als ſpezifiſch chriſtliche und deutſche fühlen, als ein zum Heile der einzelnen wie des Volkes notwendiges zu erfaſſen und zu begründen.

Beide zuſammen konſtituieren die Harmonie der menſchlichen Natur. Ohne nationalen Sinn wird die Idealität in dieſer Richtung leicht zu jenem an inneren Widerſprüchen krankenden Weltbürgertume, wie es in den philanthropiſchen Beſtrebungen des vorletzten Jahrhunderts ſo ohnmächtig ſich erwieſen hat, zu jenem Weltbürgertume, das ſtatt auf realem Boden auf Wolken wandelt, die natürlichen Nationalunterſchiede, welche die Menſchheit in ſolcher Mannigfaltigkeit zur Erſcheinung bringt, am liebſten zugunſten irgendeiner abſtrakten, toten Einheit aufheben möchte und, wie das Beiſpiel eines Joſeph II. von Öſterreich beweiſt, zur Realiſierung menſchheitsbeglückender Phantaſiebilder ſelbſt hiſtoriſch gegebene Rechte zu zertreten kein Bedenken trägt, — und das alles, um am Ende an der Macht der Wirklichkeit ſich den Kopf zu zerſchellen.

Patriotismus dagegen ohne jede Berührung, ohne jeden Anhang idealen Sinnes muß gar leicht in eine Engherzigkeit ausarten, die außer ſich nichts Berechtigtes anerkennt und ſelbſt das Gute verächtlich abweiſt, wenn es auf fremdem Boden gewachſen iſt, muß jene abſolute Zweckbeziehung vergeſſen, welche die Intereſſen des einzelnen Staates denen der Menſchheit unterordnet, muß es aus dem Bewußtſein verlieren, daß die Vaterlandsliebe nicht d i e Pflicht, ſondern nur e i n e Pflicht iſt unter Pflichten, begrenzt und ergänzt durch die allgemein menſchlichen und chriſtlichen. Denn ſo wenig die Perſönlichkeit nach chriſtlicher Anſchauung bloße Welle iſt im treibenden Strom der Menſchheit, wie dem Anbeter des Buddha, oder Tropfen am Eimer des zeiträumlichen Daſeins, wie dem Pantheiſten, oder bloßes Exemplar der Gat-

tung, wie dem Jünger des Materialismus, so wenig ist sie für den Christen das, was sie in den Augen des heidnischen Römers war: toter Stein im Gebäude des Staates; vielmehr ist ja diese Persönlichkeit seit zwanzig Jahrhunderten Mitte der Welt geworden, in der sich Endliches und Unendliches begegnen.

Nur als Zerrbild des echten nationalen Sinnes kann jener nationale Dünkel entstehen, der den Hellenen jeden Nichthellenen als Barbaren verachten lehrte, der den alten Hebräer in seinen Augen weit erhob über alle Gojim, über die nicht auserwählten Völker, der in seiner ausgeprägtesten Form vor dem letzten Kriege in Frankreich und eben zurzeit neuerdings gleich einer epidemischen, mit Recht als Größenwahn gekennzeichneten Seelenkrankheit auftauchte. Er regt die Nationen nur auf, daß sie wie reizbare Kinder werden mit der Kraft des Mannes; seine Glut ist Strohfeuer, nicht die weiße Glut des Eisens. Er war daher durchaus unfähig, unsere nationale Wiedergeburt zu hindern, weil diese eine Zeugung des Geistes war, bevor sie ein Werk der materiellen Kraft wurde, weil die Idee der deutschen Einheit der politischen Tat wie der Blitz dem Donner voranging, weil auf dem Ambos beharrlicher Kulturarbeit der Hammer des Gedankens und christlicher Sitte das deutsche Siegesschwert geschmiedet hatte, ja weil alle, welche mitschufen an deutschem Wissen und sittlichem Wollen, auch mitgeschaffen haben am Bau des Deutschen Reiches.

Wenn wir hiemit endlich an der Frage stehen, welcher von beiden als die wahrhaft epochenbegründende Macht im Leben der Völker sich bewährt habe, der Patriotismus, der an ein ideales Element sich anlehnt, ja mit demselben sich vermählt, oder derjenige, der als Anhänglichkeit an die Scholle und Vorliebe für die Eigenart und im bloß physiologischen Moment der gemeinsamen Sprache wurzelnd auch rohen und tiefer stehenden Völkern eigen ist, welcher von beiden das Höchste zu leisten und das Teuerste zu opfern vermag, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein, sondern steht mit leuchtenden Lettern eingegraben auf fast jedem Blatt der Geschichte.

Plato bezeichnet in seinem Symposion den Eros, die Liebe, als das absolute Prinzip alles Hervorbringens, als den schlechthin schöpferischen Trieb. Und fürwahr! was schlägt die Brücke hinüber vom Denken zum opferfreudigen Wollen und zur großen Tat als der Eros zur Idee, welchen die deutsche Sprache mit Recht Begeisterung nennt, weil er durch den Geist getrieben wird und hinwiederum freitätig den Geist treibt? Wenn Sokrates den Giftbecher trinkt, wenn die Martyrer sich scharenweise und mit Lust in den Tod stürzen, als ob die Gottheit selbst voranginge und die ewigen Belohnungen in den Händen trüge, wenn die Geschichte der römischen Republik gefüllt ist mit den staunenswertesten Taten und Opfern vaterländischen Sinnes, so ist das doch wohl eine Macht, die, obwohl sie in irdische Gestalt sich kleidet, doch ihren Ursprung droben hat, so ist das doch wohl ein Ruhmeskranz, der gleich dem der olympischen Sieger nicht nach Gold oder Silber zu schätzen ist, sondern idealen Wertes für die Opferpriester der Idee.

Wie sehr aber aus der Willensrichtung nach dem Höheren die Vaterlandsliebe ihren edelsten Inhalt und ihre Tatkraft schöpfe, zeigt z. B. der gewaltige Einfluß, den Fichte durch seine Reden an die deutsche Nation, gehalten im Winter 1807—1808, auf die Gebildeten ausübte, indem er darauf hinwies, daß das gesunkene deutsche Volkstum nur durch eine ganz neue Erziehung, welche durch den Geist der Gemeinschaft und der Aufopferung die Selbstsucht vernichte, wieder herzustellen sei.

Die Grundforderung der Fichte'schen Idealphilosophie, das Postulat sittlicher Selbständigkeit wird in diesen Reden an die ganze Nation gestellt, deren moralische Wiedergeburt zur gebieterischen Notwendigkeit geworden sei. Das fürwahr ist ein reiner Zusammenklang mit dem Christentume, der vor allem den Mann befähigte, das Feuer seines Geistes besonders in die Herzen der Jugend zu gießen. Im übrigen freilich, wo Fichte mit den von uns entwickelten Gedankenreihen parallel zu gehen scheint, wo wir scheinbar unsere Worte mit seiner dann doch gewiß unparteiischen Autorität decken könnten, im übrigen gilt es, seine Ausdrücke der Stellung im Systeme nach vorsichtig zu wägen und ihnen wo nötig ihre Bedeutung zurückzugeben. Wenn er in seiner Rede ‚Was ist Vaterlandsliebe' und ‚Was ist ein Volk in der höheren Bedeutung des Wortes'? von jener sagt, sie wolle das Aufblühen und Fortdauern des Ewigen und Göttlichen in der Welt, wenn er die Kraft des Gemütes, die Begeisterung für das Ewige allein den Sieg erkämpfen läßt, wenn er von den alten Deutschen und allen, die ihres Sinnes waren, meint, sie hätten gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, so ist unter dieser Ewigkeit nachweislich keine andere als eine irdische zu verstehen; das Volkstum gilt ihm als ewiger Typus, sein Blick bleibt gebannt in die Grenzen des Diesseits. Und wenn er den Begriff ‚Volk' definiert als das Ganze der in der Gesellschaft mit einander Fortlebenden, sich aus sich selbst natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das unter einem besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen steht, so würden wir schwer irren, wenn wir darnach die Völker als Geschichtsfaktoren die freien Werkzeuge einer im göttlichen Geiste, im persönlichen Gott thronenden Idee werden ließen, nein, das Gesetz der Entwicklung des Göttlichen liegt im Volke selbst und nur in ihm und nirgends außer ihm, da ja die Persönlichkeit Gottes nichts ist als ein religiöser Anthropomorphismus. Denn Gott, sagt er, ist zu denken als eine Ordnung von Begebenheiten; man kann von ihm nicht sagen, er sei Substanz oder Etwas, er ist kein Sein, sondern reines Handeln, d. i. Leben und Prinzip einer übersinnlichen Weltordnung. Später setzte er freilich an Stelle der idealen Weltordnung als Allreales die unendliche Vernunft in concreto, die, Grund alles Seins und Lebens, sich selbst offenbare in allen Wesen, ihr wahres Wesen äußere in den Denkgesetzen, — aber ohne verhindern zu können, daß er, der doch unbefriedigt vom Determinismus Spinozas, gerade in der sittlichen Freiheit dem alles nivellierenden und in die attributlose Substanz auflösenden Zuge des Pantheismus aufopfern und einer im Grunde fatalistischen Geschichtsauffassung verfallen mußte,

die keine freien Mittelursachen kennt und den denkenden Geist zurückwirft auf den Standpunkt des Korans. Sie ist ebenso verwerflich wie ihr Gegenbild — jene atheistische, deren Blick nur am Nächsten haftet, um das Tiefste nicht zu sehen, und bei welcher alles, weil abgelöst von seinem letzten Grunde und Träger, in der Luft schwebt. Hat Hegel später den Staat, wo nicht zum präsenten Gott erhoben, so doch als die absolute Macht auf Erden bezeichnet, so ist das nichts als die Konsequenz aus Fichte'schen Prämissen, wie sie in seiner obigen Definition von Volk sichtbar vorliegen. Wie wenig wahr diese Vordersätze sind, das im einzelnen zu erweisen liegt jenseits des Rahmens unserer Erörterung. Aber ebenso wenig sind sie neu. Schon in den Urkunden der geistigen Arbeit von Altchina, wie Konfuzius sie im 6. Jahrhundert vor Christus gesammelt hat, in den sogenannten heiligen Kings (Büchern) des Reiches der Mitte, und ähnlich im Buddhismus ist der Staat die konkret gewordene Vernunft, das Abbild des ewigen Zweifachen, des Himmels und der Erde; die bürgerlichen Gesetze sind Sittengesetze, der Gehorsam gegen sie ist Frömmigkeit.

Mit diesem idealen Patriotismus der pantheistischen Schule mag der von uns entwickelte christliche wohl leibliche Züge gemeinsam haben, die den Oberflächlichen beirren können, — die Seelen sind grundverschieden.

Zur Geschichte des französischen Nationalismus / Von Hermann Platz

II.

Zu Beginn der neunziger Jahre mehren sich im Lager der Modernen die Stimmen, die zuerst schüchtern, dann immer eindringlicher die Notwendigkeit einer Einkehr und Umkehr verkündigen. Die im Jahre 1892 von Desjardins, Lagneau und anderen gegründete Union pour l'action morale stand zwar, wie aus der Geschichte ihres Wirkens unzweideutig hervorgeht, noch ganz unter dem Einfluß des romantischen Individualismus, aber sie erkannte, daß der Fortschritt des materiellen Wohlstandes, die Vervollkommnung der politischen Einrichtungen, die Entdeckungen der Wissenschaft nicht imstande seien, das moralische Problem aus der Welt zu schaffen. Sie konstatierten in der ersten Nummer ihrer Zeitschrift: ‚Dadurch, daß unsere Kultur die Gier nach falschen Gütern weckt und zur Regelung dieser Gelüste nur auf moralischen Zwang und auf das Spiel der ökonomischen Gesetze der Konkurrenz, des Angebots und der Nachfrage rechnet, . . . hat sie den Geist der Unbotmäßigkeit (esprit de non-acceptation), des vergeblichen, schmerzlichen Aufbegehrens gesät. Und gerade das spricht das Urteil über sie, daß sie auf diese Weise den unvermeidlichen Schmerz verschärft hat, ohne ein Prinzip bieten zu können, das ihn verständlich gemacht und als etwas anderes denn als unvernünftigen Zufall hätte erscheinen lassen.' *

Damit war gesagt, daß das Grundübel der Individualismus bzw. in der Wissenschaft der absolute Intellektualismus ist und daß am Ende der deterministischen Linie die tragische Maske des Pessimismus erscheint. Damit war aber auch schon das Heilmittel angedeutet, das freilich nicht von den Männern um Desjardins, sondern von einem jungen Schriftsteller mit genialer Energie in den Krankheitsherd hineingeworfen wurde: Ich meine Maurice Barrès.

Ihm, der mit dem Namen dem französischen Nationalismus die Seele gegeben hat, dem erfolgreichen Schriftsteller, dessen Entwicklung für eine ganze Generation vorbildlich war, ist es gelungen, sich aus der entnervenden ‚Ichkultur', die er in seinen ersten Romanen gepredigt hatte,** zur Anerkennung überindividueller Faktoren emporzureißen. ‚Nachdem ich lange dem Ichgedanken nachgespürt hatte mit der Methode der innern Beobachtung, die allein den Dichter und Romanschriftsteller ziemt, war ich inmitten haltloser Sandmassen immer tiefer vorgedrungen, bis ich auf dem Grunde als Stütze die Gesamtheit fand.' *** Gewiß hat er das nationalistische Motiv

* Notre esprit. Bulletin de l'Union pour l'action morale. 1. Nov. 1893 cit. Bureau: La crise morale des temps nouveaux, [10] S. 250.

** Sous l'oeil des barbares. (1888.) Un homme libre. (1889.) Le Jardin de Bérénice. (1891.) Le Culte du moi, Sonderabdruck der Vorrede zu Sous l'oeil des barbares.

*** Scènes et doctrines du Nationalisme. S. 17.

schon in seiner Frühzeit angeschlagen. Sein Romanheld Philipp, der sicher viele autobiographische Züge aufweist, zieht sich mit seinem Freund Simon nach Lothringen zurück und entdeckt dort seine Abhängigkeit von Vergangenheit, Rasse und Vaterland. ‚Beim Studium der lothringischen Seele . . . begriff ich, welchen Augenblick ich darstellte in der Entwicklung meiner Rasse, ich sah, daß ich nur ein Augenblick war in einer langen Kultur, nur eine Geste unter tausend, eine Kraft, die vor mir war und nach mir sein wird.‘ Das ist der ganze Barrès, der einmal den Sinn dieses Heimatskultus so bestimmt: ‚Was ich Lothringen nenne, was ich unter dem Namen Lothringen beschreibe, ist vielleicht nur ein sehr lebhaftes Gefühl meiner Schranken.‘* Und in dieser Frühzeit schon fand er den Weg ins Land der Politik, den er seitdem immer wieder nach kurzen Unterbrechungen betrat, indem er sich im Süden zum Abgeordneten wählen ließ (1889—1893) und im Gefolge des Generals Boulanger und im Trubel des Panamaskandals seine schneidigen Attacken ritt. Im Jahre 1892 unternahm er einen Pressefeldzug gegen die ausländischen Arbeiter.** 1893 wurde er nicht wiedergewählt. Damals war der Feliber und provenzalische Föderalist Frédéric Amouretti sein Sekretär. Barrès gestand später, daß gerade dieser in ihm den traditionalistischen Sinn genährt hatte. ‚Seine Ideen leben heute in Tausenden von Patrioten, die seinen Namen nicht kennen, denen wir ihnen aber bekannt machen werden.‘*** 1894 übernahm er die Leitung der kleinen Zeitschrift ‚La Cocarde‘, an der Royalisten und Bonapartisten friedlich mit Sozialisten und Anarchisten zusammenarbeiteten. Obgleich sie kaum über das Weichbild von Paris hinaus bekannt war, gewann sie doch ob ihres rücksichtslosen Draufgängertums einen großen Einfluß. ‚Die Politik und in noch höherem Maße als sie nährt sich in diesen Jahren (1901) das französische Geistesleben von dem, was man z. B. in der ‚Cocarde‘ im Jahre 1894 erarbeitete.‘ Hier ‚haben wir mit einzigartiger Lebhaftigkeit . . . das ganze Programm des Nationalismus dargelegt‘.† Ein halbes Jahr dauerte diese Tätigkeit nur. Und schon stand die Dreyfusaffäre vor der Türe und gab ihm in den Kämpfen, die sie dem geschworenen Feinde aller Intellektuellen aufzwang, Gelegenheit, seine Lehre immer weiter auszubauen. ‚Ich bin mit Wohltaten überhäuft worden (durch meine politischen Kämpfe). Abgesehen davon, daß ich aufregende Dinge erlebt habe, sind mir die Geschichte und die Leidenschaften der Vergangenheit verständlicher geworden.‘†† Der Romanzyklus ‚Die nationale Energie‘ (‚Die Entwurzelten‘ 1898, ‚Der Ruf nach dem Soldaten‘ 1900, ‚Ihre Figuren‘ 1901) machte ihn zu einem der einflußreichsten

* Dieses Bewußtsein seiner Schranken scheint auch Taine die Aufnahme konservativer Gedanken erleichtert zu haben, vgl. Sa vie et sa correspondance III, 30.

** Contre les Ouvriers étrangers. 1893.

*** Revue critique des Idées et des Livres XIX (1912) p. 431 bezw. 417.

† Scènes et doctrines du Nationalisme. S. 120 bezw. S. 14.

†† Ebd. S. 4.

Führer der traditionalistischen Schule, dessen Werke immer neue Variationen der nationalistischen Grundidee sind, dessen Taten, wie z. B. in jüngster Zeit sein hochherziger Feldzug für die bedrohten Dorfkirchen, der klassischen christlichen Kultur Frankreichs schätzbare Dienste leisteten.

Was ist nun diese Grundidee?

‚Ich fasse nicht an das Rätsel vom Anfang, noch an das schmerzliche Rätsel vom Ende aller Dinge. Ich klammere mich an meine kurze Festigkeit. Ich stelle mich hinein in eine Gesamtheit, die etwas länger ist als mein Einzeldasein; ich schaffe mir eine Bestimmung, die etwas mehr Sinn hat als meine klägliche Laufbahn. Nach vielen Demütigungen kommt mein Denken, das zuerst so stolz war, frei zu sein, dazu, seine Abhängigkeit von der Erde und von den Toten festzustellen, die lange vor meiner Geburt es bis in seine Färbungen bestimmt haben.‘ (‚Ein freier Mann‘. Vorrede.) Das Problem für Individuum und Nation ist also nicht, sich so zu machen, wie sie sein möchten (o unmögliche Sache!), sondern sich so zu bewahren, wie die Jahrhunderte sie gebildet haben.* Intellektuelle und Logiker des Absoluten wie Zola und im anderen Sinne wieder Anatole France, Lavisse sind Individuen, die sich einreden, die Gesellschaft müsse sich auf Logik gründen, und die verkennen, daß sie tatsächlich auf Notwendigkeiten ruht, die vor und vielleicht außerhalb der individuellen Vernunft bestehen. Sie ‚lassen den Verstand im rein Abstrakten spielen außerhalb des Planes der Wirklichkeiten‘. Es ist tatsächlich ‚etwas Unscheinbares, das an der Oberfläche unseres Wesens klebt.‘ ‚Wir sind nicht die Herren der Gedanken, die in uns entstehen. Sie kommen nicht von unserm Verstande; es sind Reaktionsweisen, in der sehr alte physiologischen Anlagen zum Ausdruck gelangen.‘ ‚Die Erde und die Toten‘, darunter faßt Barrès alles zusammen, was uns bedingt. Diese Lehre nennt er ‚Nationalismus d. h. Annahme eines Determinismus.‘ ‚Ein Nationalist ist ein Franzose, der die Grundlagen seiner Bildung erkannt hat.‘ Der Nationalismus ist aber für Barrès nicht einfach eine politische Formel. ‚Es ist eine Disziplin, eine wohldurchdachte Methode, die uns mit allen echten Ewigkeitswerten verbinden und die sich in unserem Lande ununterbrochen weiter entwickeln soll. Kurz der Nationalismus ist Klassizismus.‘ Er erkennt (mit gewissen Einschränkungen) ‚die zwingende Notwendigkeit, zum Klassizismus zurückzukehren‘, ‚zu dem traditionellen Rahmen, innerhalb dessen der original-französische Geist und die uns eigentümliche Wahrheit sich entwickeln können.‘** Trotz des einseitig antirationalistischen Denkens ist es ihm dank seinem wunderbaren Talente gelungen, das ganze französische Geistesleben mit seinen Gedanken und noch mehr mit seinen Stimmungen und Gefühlen zu durchsetzen. Er ist ‚der Schöpfer einer neuen Reizsamkeit

* Scènes etc. S. 8. Die folgenden Stellen siehe der Reihe nach ebd. auf den Seiten 45, 57, 11, 17, 8, 121.

** So auch jüngst im Echo de Paris. 28. Sept. 1912. Vgl. Bull. de la Semaine. 9. Okt. 1912. S. 490.

(sensibilité)'* geworden. Er schuf den seelischen Untergrund, auf dem die Action Française erst möglich war. Er gruppierte die Kräfte, die Maurras zur Eroberung fortriß.

Er verband die traditionalistischen Gedanken, die er bei seinen Meistern Comte, Taine vorfand, mit weltanschaulichen Elementen, die ihm von Goethe, Hegel und Eduard von Hartmann zuflossen, und vollzog damit die Überführung derer, die ‚physiologisch ihm gleich waren', aus dem naturrechtlichen ins nationalistische Lager. Was er von Goethe sagt, gilt in gewissem Sinne auch von ihm: ‚Es gab einen Augenblick, wo Deutschland nur mehr ein geographischer Name unter französischem Protektorat war; aber große Deutsche wie Goethe, in denen die Nationalität mit allen ihren Kräften bestehen blieb, zeigten einige Jahre darauf, daß aus ihrem Kopfe Deutschland wieder erstehen und in den Augen Aller Wirklichkeit werden konnte.'**

In der moralischen Geschichte seines Landes hat er einen einzigartigen Platz als der unerschrockene, unermüdliche Anwalt der Kirchen, die oft dem Sektengeist freimaurerischer Gemeindeverwaltungen preisgegeben sind und Gefahr laufen, in Verfall zu geraten oder zu andern Zwecken verwandt zu werden. Mit einer Innigkeit, die seine Vertrautheit mit dem moralischen Leben des Volkes verrät, mit einer Dringlichkeit, die seine Angst um die Heiligtümer erkennen läßt, verlangt er Kirchenschutz. Er hat es erlebt und er fühlt, daß die letzte Kraft der Nation in ‚den hohen Gebäuden ruht, an deren Giebel das große Wort leuchtet: Pax.***

Wie er, der Nichtchrist, der Skeptiker, sich diesen Kampf um die Kirchen denkt, ersehen wir aus folgenden Zeilen: ‚Was uns in dieser Kirchenfrage zutiefst am Herzen liegt, das ist das Problem der Erziehung der Seele. Was für Seelen wollen wir heranbilden helfen? Wir wollen die schönsten Typen, die unser Land hervorgebracht hat, wiedererstehen lassen. Wie? Indem wir all das zu jedermanns Verfügung halten, was immer dem Sehnen des Herzens und den Bedürfnissen des Geistes in Frankreich entsprochen hat. Wenn jemand auf den Trümmern der Dorfkirche imstande ist, einen neuen Tempel und irgendeinen Lehrstuhl zu errichten, die in allen Lebensumständen die Kirche ersetzen, so sind wir bereit, seine Pläne anzusehen. Ich kenne aber die Literatur unserer Zeit, ich lausche gespannt, wenn meine Kollegen in der Kammer sprechen, aber ich entdecke keinen, der wieder aufbaut, nur solche, die zertrümmern. Zertrümmern! Welche Verworfenheit!'

Dabei ist er sich dessen wohl bewußt, daß der äußere Bestand der Kirchen nicht von seiner Propaganda abhängen kann, sondern davon, daß sie sittlich und religiös Wertvolles leisten, und das können letzten Endes

* Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XVII (1912) S. 473.

** Scènes . . . S. 120.

*** La Grande Pitié des Eglises de France. Rev. des deux mondes. 1. Jan. 1914 p. 17.

wieder nur tüchtige Priester vollbringen. Und in seiner Unfähigkeit, bei seinen Landsleuten den guten Willen hervorzubringen, ohne den jede Rede umsonst ist, entringt sich ihm angesichts der halbverlassenen, halbeingefallenen Kirchen die große Wahrheit, das entscheidende Wort: ‚Die französischen Kirchen brauchen Heilige.‘

Seltsame Zeit, fügt er hinzu, unerhörte Krise, wo das schließlich der heiße Wunsch der Philosophen und Künstler, der unerwartete Ruf von Männern wie Renan, Theophile Gautier und ihrer Schüler ist, die von der steigenden Flut der Roheit und Zerstörungswut erfaßt werden.*

Sein Verhältnis zu Maurras und den Nationalisten der Action française bestimmt er einmal so: ‚Ich überlasse ihnen die schwierigere Aufgabe, Systeme aufzustellen; ich beschränke mich hier wie in der Politik darauf, meine Erfahrungen wiederzugeben, nichts zu sagen, das ich nicht erlebt hätte.‘ Er ist eben noch ein halber Romantiker. ‚Selbst wenn ein Sohn des 19. Jahrhunderts begriffen hat, was Ordnung ist, bleibt ihm doch noch ein gewisses Wohlgefallen an der Phantasie, leiht er doch noch allem Reichen, Hervorquellenden ein williges Ohr, selbst wenn es der Ordnung widerstrebt.‘**

Barrès hat durch Wiedererweckung des Rassebewußtseins mehr zum Ausbruch des Krieges beigetragen als Delcassé und Poincaré zusammen; denn er hat die Geister geknetet und die Stimmung erzeugt, ohne die die Politik der Rache nicht möglich gewesen wäre.

Neben Maurice Barrès hat *Paul Bourget* schon früh traditionalistische Ideen vertreten. So beklagt er sich in der Vorrede zu seinem berühmten Roman ‚Der Schüler‘ (1889) im Namen seiner Generation, ‚daß die Männer, die am Ruder sind, so wenig für sie getan haben‘. ‚Sie hat es erlebt, wie Eintagsherrscher im Namen der Freiheit ihre teuersten Glaubensgüter in Verruf gebracht, wie Zufallspolitiker sich des allgemeinen Wahlrechtes wie eines Herrschinstrumentes bedient und ihre lügnerische Mittelmäßigkeit an den höchsten Stellen eingenistet haben. Sie hat dieses allgemeine Wahlrecht über sich ergehen lassen müssen, das die ungeheuerlichste und ungerechteste Tyrannei ist; denn die Gewalt der Zahl ist die brutalste der Gewalten, da sie nicht einmal Kühnheit und Talent für sich hat.‘ Als Taine diesen Roman, der in einer Zeit, die dem art pour art-Standpunkt uneingeschränkt huldigte, so mutig die moralische Verantwortlichkeit des Künstlers und Schriftstellers predigte, gelesen hatte, schrieb er an den Verfasser einen denkwürdigen Brief, dessen Schluß lautet: ‚Verzeihen Sie meinen Widerspruch; er kommt daher, daß Ihr Buch mein Innerstes berührt hat. — — Ich folgere nur eins, daß der Geschmack

---

* Eglises et Cimetières bretons. Echo de Paris. 27. Aug. 1911.

** Les maîtres romantiques. Echo de Paris. 28. Sept. 1912. abgedr. Bull. de la Semaine. (1912) p. 490.

ein anderer geworden ist, daß meine Generation ihre Rolle ausgespielt hat . . .'* Während Barrès von sich sagt, daß ,mehr als Paris das unberührte Siena, Venedig uns zu Nationalisten machen', zieht es Bourget nach der neuen Welt, wie es Chateaubriand und Tocqueville, Brunetière und de Vogüé dahin gezogen hat. Seine Methode ist ja die Tainesche. Mit seinem Lehrer trennte er sich von der klassischen Psychologie und ihrer Methode des einsamen Nachdenkens, um dafür die ,der universellen Erhebung und der vervielfältigten Erfahrung' zu setzen. Bezeichnenderweise schrieb er, was ihn nach Amerika ziehe, sei nicht Amerika selber, sondern Europa und Frankreich, es seien die beunruhigenden Probleme, die die Zukunft Europas und Frankreichs in ihrem Schoße berge. Noch ist er Demokrat; denn er spricht in der Widmung von der Demokratie und der Wissenschaft als von den ,großen Schöpferinnen unserer zukünftigen Geschicke'. Und später gesteht er selbst, daß gerade die amerikanischen Reiseerinnerungen (,Outre mer.' 1894) wenigstens zu Beginn noch die Spuren dessen erhielten, was er jetzt als Vorurteil betrachte.**

Aber je tiefer er eindringt in die amerikanische Demokratie, desto mehr erkennt er die Schwächen des demokratischen Systems und den fast feudalen Charakter der Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur. Und für Frankreich zieht er daraus die Folgerungen, die später Charles Maurras seiner Broschüre ,Trois idées politiques' mit einer Widmung an Bourget vorsetzt: ,Wir müssen aufsuchen, was uns noch von dem alten Frankreich geblieben ist und uns mit allen Fibern daran klammern, unter dem künstlichen, zerstückelten Departement die Provinz mit ihrer natürlichen durch die Jahrhunderte festgelegten Einheit, unter der zentralisierten Verwaltung die städtische Autonomie, unter unserer offiziellen toten Universität die lokalen fruchtbaren Universitäten wiederfinden, die auf dem Grund und Boden der Väter beharrende Familie (la famille terrienne)*** durch die Testierfreiheit wieder herstellen, die Arbeit schützen durch die Wiederherstellung der Zünfte . . . Die Revolution hat deshalb die Quellen der französischen Lebenskraft so sehr zum Versiegen gebracht, weil sie ein Regime aufgerichtet hat, wo der Staat in sich alle Kräfte des Landes zentralisiert, und weil er jeglichen Zusammenhang zwischen unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart zerschnitten hat.' Seitdem hat sich Bourget immer konsequenter zum Traditionalismus bekehrt, und als der Nationalismus anfing, die Werbetrommel zu rühren, da lieh er ihm auch bald seine elegante Feder zur Verbreitung und Verteidigung seiner Ideen. Er unterscheidet sich dadurch von Barrès und Maurras, daß er die traditionalistisch-monarchistische These deshalb sich zu eigen macht, weil ,sie allein in Übereinstimmung mit den jüngsten Lehren der Wissenschaft ist'.† Er ist der Wiederentdecker Bo-

* Sa Vie etc. t. IV, 287 ff.

** Etudes et portraits, sociologie et Littérature. p. 155.

*** Die Stammfamilie (famille souche) Le Plays.

† Brief an Maurras: Enquête sur la Monarchie. [2]1909. p. 113. Ausführ-

nalds, dem er diese Gleichsetzung von Natur- und Gesellschaftswissenschaft entlehnt hat.

* * *

Am 3. März 1894 hielt **Spuller** seine berühmte Kammerrede, durch die er dem ,**neuen Geiste**'* auch in der Politik Heimatrecht verschaffen wollte, indem er durch Aufnahme der päpstlichen Versöhnungsgedanken ein enges Band um soziale Katholiken und neuchristliche Demokraten zu schlingen versuchte. Ein hoher, weitherziger Geist der Toleranz, der geistigen und sittlichen Erneuerung, der sich ganz und gar unterscheide von dem, der bis heute gewaltet, müsse fortan zur Herrschaft gelangen.

Am 22. Dezember desselben Jahres verurteilte das Kriegsgericht den Artilleriehauptmann **Dreyfus** zu lebenslänglicher Verbannung und zum Verlust seiner militärischen Würden und legte damit den Grund zu einem Sturm politischer Leidenschaften, der die zarten Frühlingsboten des ,neuen Geistes' jäh vernichtete. In diesen bewegten Zeitläuften entstand der Nationalismus als Bewegung.

* * *

Der Nationalismus ist in erster Linie **politischer** Art. Er kann von Republikanern (Barrès), Imperialisten (Déroulède) und Royalisten (Maurras) vertreten werden. Bei anderen Franzosen erhält er gelegentlich eine mehr **wirtschaftliche** oder **literarisch-ästhetische** Färbung. Doch gehen die politischen, wirtschaftlichen und ästhetischen Gesichtspunkte meist, namentlich bei den Theoretikern, Hand in Hand und streben nach philosophischer Zusammenfassung. Allgemein kann man den französischen Nationalismus bestimmen als die **Denkweise, die alle Probleme, insbesondere aber die politischen, ,auf den gemeinsamen Nenner des (französischen) Nationalinteresses zurückführt**.**

Da sich seit etwa 15 Jahren in wachsendem Maße nationalistische Bestrebungen geltend machen, muß von vorneherein angenommen werden, daß zu einem gewissen Zeitpunkte, wenigstens in den Augen dieser Nationalisten, eine **Gefährdung des Nationalinteresses** eingetreten ist, gegen die es Front zu machen galt. Betrachten wir nun die Entstehungsgeschichte der nationalistischen Bewegung in Frankreich, dann sehen wir, daß ihr denkwürdiger Einsatzpunkt die berüchtigten **Dreyfushändel** waren. Der tiefe Einblick, den sie in die geheimen Machenschaften und letzten Ziele gewisser

---

licher in Bourget: Sociologie et Litérature. 1906. p. 3. De la vraie Méthode scientifique.

* Vgl. Der Sillon: Das Erwachen einer neuen Generation. Hochland. April 1911.

** Das Normierende des Nationalinteresses zeigt sich z. B. darin, daß dieselben, die in Frankreich den Katholizismus als Nationalreligion setzen und in jeder Weise fördern, **außerhalb** Frankreichs z. B. Richelieus Begünstigung des Protestantismus loben. Bei Besprechung des deutschen Jesuitengesetzes wurde der Wunsch laut: Wollte Gott, Deutschland lüde sich einen tüchtigen Religionskrieg auf! Revue critique des idées et des livres. XXI. 374.

Pariser Kreise gewährten, öffnete vielen, die bis dahin dem öffentlichen Leben fernstanden, die Augen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie die Erkenntnis: Das Vaterland ist in Gefahr. ‚Leon de Montesquiou beschäftigte sich mit Musik und Jurisprudenz, er widmete sich leidenschaftlich diesen Studien, als die Dreyfushändel sein Lebensprogramm umwarfen.... Die französische Krise offenbarte ihm eine moralische und politische Unordnung, deren Vorhandensein er bis dahin vor lauter Arbeit nicht geahnt hatte.'* Sie bedeutete eine fürchterliche Anklage gegen die demokratische Republik, die sich unfähig zeigte, ‚die Staatsgeheimnisse, die richterlichen Erkenntnisse und die Zweige der obersten Heeresleitung' wirksam zu verteidigen.** ‚Dreyfus' ist ein Symbol geworden. Die besten und aufrichtigsten seiner Freunde kämpften für die Gerechtigkeit, die sie durch die Behandlung des Falles seitens des Kriegsgerichtes verletzt glaubten, obwohl kein Nichteingeweihter Einblick in die sich immer verwickelter gestaltenden Prozeßakte tun konnte und niemand entscheidende Beweise für die Unschuld des wegen Verrats 1894 zum ersten und 1897 zum zweiten Male verurteilten jüdischen Hauptmanns beibringen konnte.*** Mehr und mehr aber offenbarte sich als das letzte Ziel der politischen Drahtzieher, die hinter dieser Bewegung standen und sie für ihre Zwecke ausnutzten, der Sturz der herrschenden republikanischen Aristokratie halb konservativer, halb opportunistischer Färbung. Um ans Ruder zu gelangen und dadurch ihren ‚radikalen' Anschauungen zum Siege zu verhelfen, wandten sie sich an das niedere Volk, das durch den Sozialismus und Anarchismus zu ungemessenen Hoffnungen und Wünschen aufgepeitscht worden war. Was Boulanger trotz aller Popularitätshascherei nicht erreicht hatte, das fiel den radikalen Dreyfusfreunden zu, nachdem die Verhältnisse namentlich durch die Bloßstellung weiter Regierungskreise (Panamaskandal!) für ihre rücksichtslose Parteiherrschaft reif geworden waren. Die Regierung der Gemäßigten tastete sich unsicher durch den Wirrwarr. Das Heer, das festeste Bollwerk der alten Anschauungen, wurde immer mehr in den Mittelpunkt der politischen Kämpfe gerückt. Die einen wollten die Militärgerichtsbarkeit abschaffen, das militärische Standesbewußtsein zerstören und durch Hineintragung der Politik in das Heer dieses für die eigenen politischen Zwecke gefügig machen.

Instinktiv wandten sich Soldaten und Nichtsoldaten, Harmlose und Skeptiker gegen diesen antimilitaristischen Feldzug. Schandfluten hatten sich über die Offiziere ergossen. Ein beständiger Argwohn schwebte über ihnen. Man sprach schon von einem ‚militärischen Panama'. Das Vertrauen zum Heere war ins Wanken geraten. ‚Wir sind verraten.' Wie 1870/71, so ertönte auch damals das Wort ‚Verrat' in ganz Frankreich. So empfand

---

* Maurras: Enquête sur la Monarchie. Nouvelle édition. 1911. p. 282.

** Ebd. p. VII. ff.

*** Georges Sorel: La Révolution Dreyfusienne. Paris. Rivière. 1909. p. 61.

das Volk die Handlungsweise derer, die aus Schwäche, Unzulänglichkeit oder Unvernunft die Erwartungen, die man von ihnen hegte, nicht erfüllten.* Dem abstrakten Begriff ‚Gerechtigkeit' setzte man die konkrete Wirklichkeit ‚Vaterland' entgegen. Man wußte in diesen Kreisen, in denen man noch konservativ denken konnte, daß ‚mit dem Augenblick, wo das Heer sich in die Politik mischt, der Staat aufgelöst wird'.** ‚Der Sieg der Kreise, die sich zu dem Symbol Dreyfus bekennen, würde sicherlich Leute ans Staatsruder bringen, die die Umgestaltung Frankreichs nach ihrem eigenen Bilde betreiben. Ich aber will Frankreich erhalten,' schrieb Barrès damals.*** Die Formel Déroulèdes, des alten bonapartistischen Armeefreundes, lautete: ‚Es besteht keinerlei Wahrscheinlichkeit, daß Dreyfus unschuldig, aber es ist durchaus sicher, daß Frankreich unschuldig ist.' So trat in kritischer Stunde wieder das in Erscheinung, was Renan als Grundlage des konservativen Programmes bezeichnet hatte: Die Aufbietung der schlummernden Teile des Volksgewissens, der Armee und des Volkes, zur Niederhaltung der aufgeweckten Teile. In den Kämpfen um Wesen und Bedeutung des Heeres klärten sich die Anschauungen, verschoben sich Inhalt und Form der alten Gegensätze. Die Zeit wurde zu einer hohen Schule der Staatsweisheit.

Die erwachenden Nationalisten sehen, daß ihre Gegner, die Dreyfusfreunde, Theoretiker sind, deren Gedankengänge und Ideale im leeren Raum entstanden, deren Handlungen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort auf allgemeingültige Ziele hingerichtet sind.† Demgegenüber erscheinen die nationalistischen Dreyfusgegner als Praktiker, deren Erneuerungsarbeit damit beginnt, daß sie die Bedingungen feststellen, die allein Frankreich aus der Zerrüttung wieder aufhelfen und seine Zukunft sichern. ‚Man lasse die großen Worte „immer" und „allgemeingültig" und bemühe sich als Franzose dem Interesse des gegenwärtigen Frankreich entsprechend zu handeln.'††

Den Ursachen dieser gefährlichen Träumereien nachspürend, fragen sie, wie es denn komme, daß Franzosen derart dem französischen Interesse zuwiderhandeln können. Und da stellen sie zunächst wieder rein erfahrungsmäßig fest, daß diese Theoretiker, die ohne Rücksicht auf das Wohl des Landes den Sturm entfesselt haben, ‚berauscht von einem ungesunden Kantianismus' sind. Sie stellen ferner fest, daß ein großer Teil dieser Dreyfus-

* Vgl. Barrès: Scènes et Doctrines du Nationalisme. Paris. Emile Paul. 21. Tausend. p. 23 ff. ‚Le peuple crie «Trahison» et le Gouvernement dort.'

** De Maistre: Considérations sur la France. p. 33.

*** Réforme intellectuelle et morale. 1872. p. 117.

† Die Theoretiker neigten dazu, das Vaterland einer Idee gleichzusetzen (‚Frankreich hat die Sendung, der Welt die Demokratie, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Wissenschaft zu verkünden'). Die Nationalisten sagen mit Barrès: ‚Unsere Heimaterde und unsere Toten, das ist unser Vaterland.'

†† Barrès ebd. p. 34.

freunde Nichtfranzosen sind, oder wenigstens daß sie das französische Nationalgefühl durch Geltendmachung besonderer Ziele haben verkümmern lassen. Damit trat die Rassenfrage energisch in den Vordergrund. Die Dreyfushändel fachten den antisemitischen Rassenhaß zu heller Glut an. Man erkannte bestürzt, wie weit das Geld der Rotschild, die Feder der Reinach reichten. Man warf ihnen vor, daß ihre persönlichen Ziele ihnen wichtiger waren als das Wohl des Landes. In gleicher Weise wurden wegen unpatriotischer Gesinnung angegriffen die Protestanten, die Mischlinge und die Freimaurer. Diese Gruppen haben, so wird weiter festgestellt, das Kapital zum größten Teil in Besitz, wie die Adeligen der alten Monarchie Eigentümer des Bodens waren. Und die Republik hat sich, getreu dem republikanischen Gesetze, das die Regierung einer kleinen Gruppe verlangt, inmitten der nationalen Zersetzung auf diese einzig geschlossenen, festgeeinten, bis zu einem gewissen Grade erblichen Oligarchien gestützt. Das Interesse dieser republikanischen Geldaristokratie war zwar nicht so allgemein, gleichartig, einfach und sinnenfällig, aber es war immerhin ein Interesse, und so hatte Henri Brisson, der radikale Ministerpräsident, nicht ganz Unrecht, als er im September 1898 in einem Ministerrat im Verlaufe einer Diskussion erklärte, daß ‚die Juden, die Protestanten und die Freimaurer das Knochengerüst der republikanischen Regierung seien'.

Das Verhalten der Franzosen zu den Dreyfushändeln war für die nationalistischen Kreise eine Art Kriterium, um Eingesessene und Fremde zu unterscheiden. Barrès beschäftigt sich mit Zola,* der damals mit hochtönenden Worten zugunsten des verurteilten Hauptmannes eingegriffen hat, und erklärt seine Haltung aus seinem Mischlingscharakter. ‚Weil sein Vater und die Reihe seiner Ahnen Venetianer sind, denkt Zola ganz natürlich als entwurzelter Venetianer.' Er spricht ihm nicht die Aufrichtigkeit ab, stellt aber fest, daß zwischen seinem eigenen Empfinden und dem Zolas ein Abgrund besteht. Schon Taine habe ihn ja mit dem venetianischen Maler Bassano verglichen, dessen glänzende Eigenschaften durch Gemeinheiten arg beeinträchtigt wurden. Die positivistischen Ideen Lombrosos hätten ihn beeinflußt. Er habe etwas Hochtrabendes, Herausforderndes, Maßloses an sich gehabt, das dem französischen Geschmack widerstrebe. Er habe den ‚Zusammenbruch' geschrieben, ohne dem französischen Standpunkt Rechnung zu tragen. Sein Eingreifen geschah weniger im Interesse der Sache als deshalb, um seinem erbleichenden Stern neuen Glanz zu geben und dadurch sein Licht über alle Franzosen auszugießen. Dieses Umschaffenwollen nach dem eigenen Bilde wecke geheime Abneigung in jedem Franzosen. Ähnlich sei es mit den Juden. Das Vaterland liege bei ihnen dort, wo sie ihr größtes Interesse fänden. So kämen ihre Intellektuellen zu der berühmten Begriffsbestimmung: ‚Das Vaterland ist eine Idee.' Aber welche Idee? Die, welche ihnen am nützlichsten sei, z. B. daß alle Menschen Brüder seien,

* Ebd. chap. II. Les Intellectuels ou Logiciens de l'Absolu: Zola. p. 40.

daß die Nationalität ein zu vernichtendes Vorurteil sei, daß die militärische Ehre nach Blut rieche, daß man die Waffen niederlegen müsse und keine andere Macht als das Geld übrig lassen dürfe. Der Jude sei Monotheist und Schüler der Propheten. Seitdem er aber infolge des nationalen Unglücks eine regelmäßige Herrschaft und oft jedes Priestertum entbehren müsse, sei er, wie Bernard Lazare und James Darmsteter im modernen Frankreich, ein Werkzeug des Umsturzes geworden. Der Protestant stamme durchaus vom Juden ab: Monotheismus, Prophetentum, Anarchismus, wenigstens hinsichtlich des Denkens.* Gewiß sei es eine wertvolle, sittliche Tat, dem Gesetze zu gehorchen. Aber nur, wenn sich der Geist mit ihm eins wisse. ‚Je mehr Ehrgefühl ich in mir habe, desto mehr empört es mich, wenn das Gesetz nicht das meiner Rasse ist.'**

Die Folgen dieser Herrschaft fremder Elemente waren für die Nationalisten offensichtlich. Loubet und Fallières wurden Präsidenten, Déroulède, Buffet und de Lur-Saluces verbannt, die Sozialisten regierungsfähig. ‚Unsere Regierung hat ihre Ehre darein gesetzt, den Grenzdienst zu vernachlässigen, um die Nation um so besser zerklüften zu können. Seit 1900 war es die Aufgabe der radikalsozialistischen Regierung, allerhand alte Wunden wieder zu öffnen, sie entfernte die religiösen Kongregationen, machte Jagd auf den religiösen Unterricht.' Ihr damaliger Präsident (Loubet) machte die Reise nach Rom eigens zu dem Zweck, um ihren Bruch mit dem Papsttum d. h. mit dem Ganzen des französischen Katholizismus kundzutun. Gerade in dem Augenblick, wo dieser Plan durch das Trennungsgesetz vom Dezember 1905 ausgeführt wurde, konnte man sich Rechenschaft darüber ablegen, was diese Regierung der inneren Zwietracht uns auf dem Gebiete der europäischen Politik einbrachte: Der eigentliche Staatsminister, der, welchem die auswärtigen Angelegenheiten der Republik anvertraut waren (Delcassé), war soeben gefallen auf eine Drohung Kaiser Wilhelms II. hin. Diese ‚nie dagewesene Demütigung zeigte klar, daß unsere Diplomatie viele Jahre lang planlos und ohne Rücksicht auf unsere Militärmacht unterhandelt und verhandelt hatte: während derselben Zeit hatte sich das Kriegsministerium planmäßig bemüht, unser Heerwesen zu zerrütten! Die beiden Verwaltungen (Kriegsministerium und Auswärtiges, in denen Dreyfus bezw. Déroulède herrschten!) hatten sich zuerst nicht gekannt, dann angefangen, in entgegengesetztem Sinne zu arbeiten. Unter eifrigster Mitarbeit der beiden Kammern hatte der Kriegsminister jede militärische Ausgabe eingeschränkt, zwischen den Offizieren Mißtrauen gesät und nach Herzenslust ihr Ansehen untergraben.*** Selbst ein so gemäßigter Nationalist wie Chéradame schreibt im Anschluß an die Besprechung des

* Maurras: Trois idées politiques, Chateaubriand, Michelet, Sainte-Beuve [4]1912 p. 61. ‚Der Katholizismus bietet heute die einzige, in einem wohlgeordneten Staate erträgliche Gottesidee.' Ebd.

** Barrès ebd. p. 40 ff. p. 63 ff.

*** Maurras: Enquête sur la Monarchie. p. VII ff.

Zwischenfalls von Agadir, der dem französischen Nationalgefühl so außerordentlich wehe tat und der vielleicht am meisten zur Ausbreitung des nationalistischen Empfindens beitrug: Mit der hohen Politik d. h. mit der Kunst, die allgemeinen Interessen einer Nation zu wahren, beschäftigen sich unsere Parlamentarier nur in Zeiten schwerer Krisen, angesichts der Drohungen des Auslandes, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, aber ihr Eingreifen ist dann unwirksam, denn es kommt zu spät. Im übrigen ist ihre Politik persönlicher Art und läuft auf Interessenwirtschaft hinaus, wird auch sehr oft durch weltanschauliche, insbesondere antiklerikale Rücksichten bestimmt (orientalische Fragen, Untergründe der Bündnispolitik mit England). Wenn man nun den Dingen auf den Grund geht, wenn man sich nicht mit dem äußeren Schein begnügt — d. h. mit sehr leicht feststellbaren diplomatischen Fehlern —, wenn man zurückgeht auf das erste deutsche Eingreifen in Marokko 1905, eine direkte Folge der durch André und Pelletan herbeigeführten Schwächung unseres Heeres und unserer Flotte und unserer Uneinigkeit im Innern, so gelangt man zu der Überzeugung, daß der Marokko-Vertrag vom 4. November 1911 mit seinen Landabtretungen und vielfachen Verpflichtungen vor allem die Sühne ist für unsere innerpolitischen Fehler und für die Krise, die wir seit 12 Jahren durchmachen.* Nach René Pinon war der Hauptfehler, daß man weder die richtige Zeit noch die richtigen Mittel zur Aufrichtung der französischen Herrschaft in Marokko zu wählen verstand. ‚Wenn wir entschlossen waren, uns in die marokkanische Sache einzulassen, so mußten wir uns nicht nur England, sondern auch Deutschland gegenüber sichern. Wenn wir aber in Europa zusammen mit England eine Politik des Widerstandes gegen die deutsche Vorherrschaft treiben wollten, dann durften wir uns nicht in die marrokkanische Angelegenheit einlassen.‘**

Im Gegensatz zu Chéradame und Pinon, die ähnlich wie Barrès von einer inneren Erneuerung der Republik Besserung erwarten, ziehen Maurras und seine Freunde daraus den Schluß: Rückkehr zur Monarchie. Ein fester Plan in Sachen der äußeren Politik erfordere einen dauernden Willen, der den Sonderwünschen der sich ablösenden Minister die Durchführung der im nationalen Interesse gebotenen Handlungen aufzwinge, die fest auf das zu erreichende Ziel gerichtete Zusammenarbeit der diplomatischen, militärischen, maritimen und finanziellen Kräfte, Widerstand gegen die unvernünftigen Antriebe der öffentlichen Meinung, gegen die Wühlarbeit der parlamentarischen Ränkeschmiede, alles Voraussetzungen, die unsere republikanischen Einrichtungen nicht erfüllen können, da sie ihrem Wesen nach zur Anarchie führen müssen.

---

* Chéradame: La Crise française. 1912. Plon-Nourrit. Paris. p. 369 ff.

** France et Allemagne. 1870—1911. Perrin. p. 162. zit. Rev. crit. des idées et des livres. Bd. XXI. (1913) p. 51.

Diese Feststellungen führen freilich nicht nur zu Verbesserungen, die je nach der politischen Vergangenheit des Denkers anders ausfallen, sie führen auch bis zum Rachekrieg. Wir leiden darunter, ‚daß wir besiegt worden sind, und daß wir in vierzig Jahren unsere Niederlage noch nicht wieder ausgewetzt haben . . . Dieser Mangel entfernt die Völker mindestens ebensosehr von uns wie die Könige: in der Politik werden die Bande nicht durch die Dienste der Vergangenheit, sondern durch die Dienste, die man in Zukunft erwartet, geknüpft, und zwar erwartet man sie vom Stärksten. Nur eine Regierung, die imstande wäre, uns wieder an erste Stelle zu setzen, würde uns unsere herkömmliche Kundschaft von kleinen und mittleren Staaten zurückgeben. Man darf nicht damit rechnen, daß Ehre und Vorteil dieser Kundschaft mit unserer Bescheidung auf den zweiten Platz verträglich ist.'*

* * *

Diese nationalistischen Gedanken und Stimmungsmomente drängten schon von Anfang an zur Zusammenfassung und Durchsetzung. Gegen Ende des Jahres 1898 gründeten Syveton, Dausset und Vaugeois zunächst die ‚Ligue de la Patrie française'. Doch wollte man hier die Verfassungsfrage ausschalten und beschränkte sich im folgenden Jahre sogar auf die Wahlarbeit. Henri Vaugeois gründete im Juli 1899 die ‚Action française', weil er einsah, daß man dem Übel nicht mit Halbheiten, sondern nur durch entschlossene, auf das Ganze gehende Tat beikommen könne. Ihm zur Seite trat sofort Charles Maurras, der bis heute der unbestrittene Führer des Nationalismus ist. Seit seiner Gymnasialzeit ungläubig, suchte der junge Literat in Griechenland und Rom eine Disziplin und Doktrin, die seiner Kunst Form und Inhalt, dem individuellen und kollektiven Leben Stil und Geschlossenheit zu geben vermöchten. Er wurde bald zum begeisterten Lobredner klassischer Kultur, lateinischen Geistes. Die heitere Klarheit, die wunderbaren Linien seiner provenzalischen Heimat mußten ihm den Klassizismus, in dem Vernunft und Logik regulierende Kraft, Ordnung und Harmonie höchstes Ziel sind, als die angemessenste Form seines Denkens und Handelns erscheinen lassen. Sein Krieg galt der Romantik. Jeder Romantik, besonders der politischen, dem Demokratismus. Auguste Comte nach der philosophischen, der Marquis de la Tour du Pin la Charce nach der politischen, Barrès nach der ästhetisch-literarischen Seite waren die, denen er am meisten verdankte. Als erster in der kleinen Gruppe bekannte er sich zur Monarchie. In zahlreichen politischen und philosophischen Schriften entwickelte er eine festgefügte Lehre: den integralen Nationalismus. Seine wichtigste Schrift, die uns in die Gedankengänge der Gruppe einführt, ist bis heute L'Enquête sur la Monarchie, die in einem wachsenden Kreis von Intellektuellen den monarchistischen Gedanken, der zu einer Art Stillleben verurteilt zu sein schien, wieder flott machte. Er beschränkte

* De Roux. Rev. critique . . . XXII, 703.

sich nicht auf akademische Darstellung, sondern stieg oft und gern in die Arena der Tageskämpfe herab und wurde bald einer der gefürchtetsten Kritiker, der mit schärfster Ironie und beleidigender Heftigkeit den Gegner anfaßte. Das zeigte sich besonders seit 1907, wo ‚L'Action française' in ein Tageblatt umgewandelt wurde.

Die Prinzipien des Handelns und der Propaganda waren: Zuerst Politik, zuerst Reaktion! Reaktion bis zur Gesundheit! Jeder Anhänger mußte sich verpflichten, die Republik ‚mit allen Mitteln' zu bekämpfen. Da die Einrichtungen und Gesetze die Sitten machen, gelte es zunächst die Demokratie, den Parlamentarismus, die Zentralisation zu zertrümmern und durch Monarchie, Ständeordnung, provinzielle Selbstverwaltung zu ersetzen.

Ihre Propaganda zerfiel in eine theoretische und in eine praktische. Der theoretischen dienten neben der Tageszeitung die gutgeleitete ‚Revue critique des idées et des livres' (ca. 30 Bde.); ein leistungsfähiger Verlag, der schon einige hundert nationalistische Bücher und Broschüren auf den literarischen Markt geworfen hat (‚La Nouvelle Librairie Nationale' 85, rue de Rennes, Paris); eine „Hochschule konservativen Denkens" (‚Institut d'Action française', 33, rue Saint-André des Arts, Paris) mit folgenden Lehrstühlen: Chaire Corneille, Chaire du Syllabus, Chaire Rivarol, Chaire Auguste Comte, Chaire Maurice Barrès, Chaire Joseph de Maistre, Chaire Général Mercier. Damit ist ein ‚Cercle P. J. Proudhon' für Nationalökonomie verbunden. Neben Charles Maurras haben für die theoretische Begründung viel getan der Romanschriftsteller Pierre Laserre, der Kunstkritiker Louis Dimier, der Historiker Georges de Pascal, der Theologe Dom Besse, die Journalisten Léon Daudet (Sohn von Alphonse D.), Jaques Bainville, Léon de Montesquiou. Gelegentliche Mitarbeiter sind Paul Bourget, Jules Lemaître, Maurice Barrès, Charles Le Goffic u. a. Auch ein Witzblatt (‚Leurs Figures') fehlt nicht.

Daneben geht eine ebenso unermüdliche, kühne, aufopferungsvolle, rücksichtslose Propaganda der Tat. Seit dem Tage, wo Gabriel Syveton den Freimaurer André ohrfeigte, haben es die ‚Camelots du Roy' (‚des Königs Gassenbuben') darauf abgesehen, die Republik in ihren Organen und Taten lächerlich und verächtlich zu machen. ‚A bas la Republique!' ‚Vive le Roi!' Unter Führung der Haudegen Maurice Pujo und Maxime Real del Sarte ist es ihnen tatsächlich gelungen, die Straßen zu erobern, mißliebige Erscheinungen unmöglich zu machen und wirksam an dem Sturz der Republik zu arbeiten. Doch die dialektisch kalte und praktisch rohe Propaganda allein hätte im Lande keinen Stimmungs- und Gesinnungswechsel hervorgebracht. Es mußten Begeisterung, Befeuerung, Zuversichtlichkeit hinzukommen. Das war die Aufgabe des noch halbromantisch gesinnten Traditionalisten Barrès. Er bereitete in den Seelen durch seine die Tiefen des Gemütes erfassenden Veröffentlichungen den Boden, auf dem

die Action française erst ein geistig verankertes Gebäude nationalistischer Weltanschauung errichten konnte. Doch darf nicht vergessen werden, daß mindestens in dem gleichen Maße die Ereignisse dieser Erweckung günstig waren. Die ganze Entwicklung der äußeren Politik etwa von 1901 bis zu dem Marokkovertrag von 1911 war dazu angetan, die schlummernden nationalen Instinkte wachzurufen. Der Name Agadir ist Heilmittel geworden, an dem Frankreich vom Antipatriotismus und Antimilitarismus genas. Die Abtretung eines Teils des Kongos hat die öffentliche Meinung verletzt, die Rede des englischen Ministers Lloyd George, die eine Einschüchterung Deutschlands sein sollte, ließ das Herz der Franzosen höher schlagen. Man ahnte die kommenden Dinge. Der Rachedurst wuchs, Erfüllung winkte. Der kriegerische Geist regte mächtig seine Schwingen. Man vertraute viel auf die Überlegenheit des französischen Luftschiffwesens. Die Hurrastimmung und der alte ungebändigte Nationalstolz erfaßten auch ruhig denkende Leute, sodaß Albert de Mun bald schreiben konnte: ‚Das Frankreich von heute ist nicht mehr das von 1905. Die Prüfung von Agadir hat ihm seine neue Seele geoffenbart. Die Beleidigung wird diesmal sein verjüngtes Herz empören.'*

Alfred Capus und mit ihm die Neumonarchisten bezeichnen das Jahr 1912 als das ‚reaktionäre'. Der Gesinnungsumschwung in den Reihen der Intellektuellen, der denkenden Mittelschichten und der Gewerkschaften (‚Confédération génerale du Travail') war in der Tat offensichtlich geworden, die Verwirrung in der Regierungspartei als Folge der wachsenden antigouvernementalen Stimmungen und sonstiger Schwierigkeiten nicht mehr zu übersehen. Zahlreiche Publikationen legten von dem neuen Geiste Zeugnis ab. Besonders die studierende Jugend ging mit wehenden Fahnen ins Lager des Nationalismus über, dessen Ideale und Stimmungen allmählich auch republikanische Kreise ansteckten,** und so den Krieg in bedrohliche Nähe rückten. Die Wahl Poincarés war für alle Eingeweihten bedeutungsvoll. In den Jahren 1913 und 1914 setzte dann der irrsinnige Verhetzungsfeldzug Léon Daudets ein, der in zahllosen Artikeln der ‚Action française' nachweisen wollte, daß die Deutschen, die in Frankreich lebten, eine vom deutschen Generalstab planmäßig durchgeführte Enteignung der Franzosen, ein Spionagesystem größten Stiles, eine Bedrohung der strategisch wichtigsten Punkte betrieben; das nannte er den ‚Vorkrieg'. Fast alle Zeitungen ließen sich nach und nach in den Bannkreis dieser ‚Spionitis' ziehen. Ungeheuerliche Übertreibungen, grundlose Verdächtigungen und Verallgemeinungen, brutaler Terrorismus in der Geltendmachung der Ansichten kennzeichnen diesen Feldzug, von dessen Folgen die Deutschen in Frankreich schon vor dem Kriege ein Lied singen konnten. Die weittragende Bedeutung dieses Daudetschen Kampfes für die Ausbreitung und Verschärfung des Deutschen-

* Echo de Paris 14. Jan. 1913.

** Vgl. die Begriffsbestimmung des nationalen Ideals bei Chéradame: La Crise française. 1912. p. 666.

hasses und der Revanchesucht, die immer mehr journalistische Kreise erfaßten, ist noch nicht in das nötige Licht gerückt worden. Der Krieg bedeutete den Nationalisten die endgültige Erprobung der neuerwachten französischen Energien, die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens und der alten Ruhm- und Machtstellung. Er war von ihrer Seite her planmäßig erstrebt und vorbereitet.

(Schluß folgt.)

Schneeschmelze

Der weiche Grund schwingt mit in meinem Gange;
Dort liegt noch Schnee, darunter rinnt und fließt
Ein Bächlein schüchtern wie das Blut der Wange.
O Leben, das sich neuerweckt erschließt.
Der Frühling löst die starr geblieb'nen Matten,
Die blauen Leberblümchen nährt ihr Saft.
Und Licht und Dunkel, Sonnenschein und Schatten
Zeigt süß're Farbe, keimendwarme Kraft.
Mein kleiner Sitz liegt sommerlich beschienen
Wie Sinai, als jene Flut zerrann.
Nun darf ich, Herr, Dir wieder draußen dienen;
Und mich ergreift der gottgeliebte Mann:
Franziskus von Assisi reicht den Segen
Dem süßen Werden, das sich rings erhebt.
Ich will mich an die Erde niederlegen,
So fühl ich voll, daß mein Erlöser lebt.

Dr. Max Pulver.

Judith / Roman von Peter Dörfler

IX.

Die Werbung.

Inzwischen gehörten Judiths Gedanken, wenn sie sich ins Innere senkten, ausschließlich ihrer Bestimmung. Sie war die Majestät, unter deren Willen sie sich beugen wollte und um deren klare Äußerung sie wie um einen Orakelspruch rang. Je leidenschaftlicher sie um Ziel und Zweck und Einheit des Lebens stritt, desto rücksichtsloser setzte sie sich über alle Ansprüche, Gewohnheiten, Urteile und Vorurteile ihrer Umgebung hinweg.

Oft saß sie zur Dämmerzeit in der Ecke an dem stukkmarmornen Hausaltärchen, schaute zum Bild der Ahne hinauf und erging sich in Selbstbetrachtungen und Grübeleien, die ihr immer mehr zu einer qualvollen Selbstgeißelung wurden. ‚Ach, Ahne,‘ konnte sie klagen, ‚meinst ich soll das Arzneikästchen endlich öffnen? Hab den Schlüssel anoch nit, den rechten, guldenen!‘ Und die Gedanken zogen hin und her wie schwerer Herbstrauch, der mit der Sonne kämpft: ‚Was aus mir werden soll? Warumb kann es denn nicht bleiben, wie es ist? Ich wär wunschlos, wenn das Heute eine Ewigkeit wär; immer zwanzig Sommer alt sein! Niemalen ein graues Haar und Runzelhaut! Meine Eltern, mein Haus, meine Tanne und meine Dohlen — ich will nit mehr! Aber es muß sich einmalen anders wenden, will ich nicht, so will doch die Zeit. Und Gott hat wohl auch etwas anderes mit mir für. Was denn? Virum non cognosco! Will von Männern nichts wissen, kenne keinen. Pfui Gottlieb Jakob, pfui alle die werbenden So und So!... Küchenrezepte will ich auch nit brauen und mag auch nit in einem Spittel Kranke pflegen; was gehen mich die Menschen an, ich mag die Menschen nit — ei, Schwester Milburgis, du bist brav, ich bin gottverlassen. — Ich will keine alte Jungfer werden — Klatsch und Katz pflegen, griesgrämig einhutzeln, nein! Aber was dann!... Käm' ein Ritter und machte mich zum Fräulein? ... Käm' einer, so prachtvoll, als wie der Altbürgermeister gewest sein muß in seiner Jugendzeit. Macht' ich alsdann Hochzeit mit ihm? Wer weiß? ... Nein, niemalen! Ich tät mich nit bücken und beugen. Männer seind Eigennutz und stolze Tyrannen ... Aber was dann, was dann! ... Ich förcht, meiner wartet schweres Unheil, weilen ich nichts leiden mag, nur träumen. In Bälde macht mein Weg einen Kehr um die Ecke. Will sehen, was sich da weiset. Meinethalb Wüst und Wald, Wolf und Luchs, Bettler auch und zittrige Greis, am liebsten Mira-

mamolino mit zwölf Zacken an der Kron, einem Bart als wie ein brennender Dornbusch und einem Troß, so durstig wär nach Raub und Mord.' — —

Es war am Vorabend ihres zwanzigsten Geburtstages: Oktoberzeit, kalt aber sonnig, blauer Himmel, aber dunstiges Gefilde. Judith saß traurig in der Laube. Alle Nüsse waren braun, alles Herbe in Ast und Strauch süß geworden. Nur in ihr fand sich kein Reifen und Herbsten, kein verheißungsvolles Blühen und kein Quellen nach einem Ziel. ‚Ich bin eine erstickte Knospe, ein dumpfer See, so nicht empfängt und entsendet, sondern nur spiegelt und sich verschließt.'

Ganz heimlich schlich sie aus der Laube, um das Gedächtnis der neuen Wende in den geliebten Wipfeln zu feiern. Sie nahm sich vor, nur dies einemal noch nach Kinderart in das dunkle Geäst zu steigen — denn jetzt werde es ungeziemend sein, da sie ja beginne alt, uralt zu werden — zwanzig Jahr, welch lange Zeit! Und sie schauderte im Aufwärtsklettern, als ergraue ihr schon das Haar und als runzle sich schon ihre Haut. Als sie sich festgenistet hatte, dachte sie, wo sie wohl begraben sein möchte. Draußen wohl an der Ecke, wo all die Verlorenen und Verdorbenen lagen und wo sich die Büsche niederneigten. Aber sie wollte sich vom Himmel erbitten, daß ihr nicht nur niedere Büsche sondern Tannenzweige Schlaflieder singen dürften.

Der Mond stieg hell und rein und früh, noch vor Sonnenuntergang aus den Talnebeln. Die Zweige rauschten leise und wie in frohem Erwachen. Es war als atmete der Baum Wärme gleich einem gewaltigen treuen Tier, und er schien sich zu recken und in den Himmel zu wachsen, so stolz und gigantisch wuchs sein Schatten über den fahlen Garten. Judith wußte sich ganz allein. Denn der Vater war zum Abendschoppen gegangen und die Mutter besuchte noch eine Kapelle. Leise schwankte die Krone. Judith träumte: ‚Mein Baum ist eine Wiegen. Ohnmaßen groß ist die Wiegen, aber elend das Kind, ich das Kind, so drinnen liegt. Wiegen für ein Königskind und wiegt doch nur ein armes Laubfröschlein, mich ein armes Fröschlein, mich ein armes Vöglein, dem keine Flügel nicht wachsen wöllen, nur große Wünsche, erschreckliche Verlangen. Ach wären meine Wünsche Flügel, so reichten sie wohl an den blauen Himmel, und ein Klirren ging von ihnen aus, als wie wenn eine Trupp in Waffen durchs Land zieht, denn die Federn wären all aus Stahl, und ich kehrt nimmer zurück in dies kleine, elendig-enge Tal,

flög nach Brasilia, alsdann aufwärts zwischen die harten, kalten Sterne ganz allein.... O armselige Kreatur! Kannst nichts, schaffest nichts — und vermissest dich, deine Verlangen also aufzublasen!' Aber sie phantasierte sich dann doch in das Gewimmel der Sterne und in die eisigen, sturmdurchbebten, einsamen Himmelsräume hinein. Das sanfte Wiegen des Baumes wurde jetzt zum machtvollen Ruck der stählernen Fittiche, dann aber zum Wellenschlag des großen Meeres, das sie ‚in aller Welt' trug.

Da klang plötzlich aus den Büschen eine Saite und Gottlieb Jakobs Stimme sang leise und wehmütig ein Lied, leiser noch als den andern Text, fast wie einen Hauch, den Refrain:

Judith, lieb Kind, gib acht!
Ich habe dir ein Lied erdacht:
Das ist wohl arm wie ich und dumm,
Hebt immer an: ‚Warum, warum'.
Hm, hm, hum, hum,
Warum, warum.

Warum bin ich kein Ritter kühn,
Ich würde dich zu Freien ziehn,
Zu frein, hallo! mit großem Troß,
Zu führen dich aufs stolze Roß.
Hm, hm, hum, hum,
Warum, warum.

Warum, so dir ins Aug ich schau,
Denk ich der Wunderblume blau,
Die tief im Wald verborgen lacht
Und Geld und Gut vergessen macht.
Hm, hm, hum, hum,
Warum, warum.

Warum bin ich kein grober Schmied,
Der seinen groben Hammer zieht,
Und hämmert auf sein Herze hart,
Bis daß es ihn nicht weiter narrt.
Hm, hm, hum, hum,
Warum, warum.

Du Trübsal bist ein schlimmer Gast,
Flieg ab von deinem dürren Ast,
Denn alles Stöhnen und Gesumm

Kehrt des Geschickes Rad nicht um.
Hm, hm, hum, hum,
Warum, warum.

Judith hatte sich an den Baum gedrückt, verhüllte ihr Gesicht mit Händen und Tuch und lauschte wie einem Lied, das der Baum ihr sang aus den Tiefen seines geheimen Wesens. Es war ihr, als lauschten Berg und Tal, das alte Haus und herbstlich kahle Birken in tiefem Verstehen mit, das eine Wort aufschlürfend: Warum, warum?

Judith verharrte noch in ihrer Erstarrung, als der Sänger längst heimlich aus dem Graben, wo er sich, nahe dem Turm, versteckt hatte, weggegangen war. Sie lauschte in sich hinein. So sehr ergriff sie Lied und Wort, daß sie darüber zuerst vergaß, daß es aus einer klopfenden Menschenbrust und einem schönen Männermund geflossen sei. Dann aber überkam sie bang und eigen die Gewißheit, daß ein Mann — wenn auch nur Gottlieb Jakob — in diesem Ständchen um sie warb und ihr sagte, daß sie Herrin seines Herzens, der Pohl seines Denkens und Sehnens sei. Vergeblich schürzte sie verächtlich die Lippen: ‚Der gute Stieglitz!‘ Vergeblich zürnte sie: ‚Imagination, so ihm gleich sieht, hab mich ihm wahrhaftig niemalen gemein gemacht!‘ — Es half nichts. Sie kam über ein ganz unbestimmtes Glückgefühl nicht hinweg. Sie stieg herab und war an diesem Abend heiterer, übermütiger und neckischer als jemals zu einer frohen Kinderstunde.

Am anderen Tage — früh am Morgen — brachte ein Bote ein mit Rosenbändern verschnürtes Päckchen. Darin lagen viele Blätter mit tausendschnörkeligen Initialen, deren Linien ineinander gewoben waren wie die Schicksale der Menschen. Judith betrachtete erst nur diese Anfangsbuchstaben. War das ein Sich-umschlingen und Sich-entwirren, ein Lieben und Hassen, ein springbrunnähnliches Aufquellen und ein schwermütiges welkes Hinabgleiten! So träumen die Menschen ihre lichtesten und schwersten Träume; so verwirren und entwirren sich die tausend Gedanken täglich im Menschengehirn.

Und ruhig und sicher wie das Schicksal hatte diese Hand die Linien gezogen! Da war kein Zittern und Abirren, in dem wirrsten Knäuel kein ängstliches Wegsuchen und banges Gleiten. Ein göttlicher Imperativ waltete über diesem Liniengebilde, das schön in jedem Zug und harmonisch in seiner Einheit war.

Und dieser Mann ließ sich von seiner Mutter ins Brot setzen und entgleiste vor Spinoza und vor einem andersgläubigen Mädchen,

irrte beim Weinkrug aus der Bahn, schuf der Gräfin die Allegorie ihrer erlauchten Augen, Nase und Hände und führte seine Lebenslinie so unsicher und schwank!

Der Obertitel lautete: ,Opera selecta Gottliebi Jacobi Obscuri, sive: Gesänge, nit einer Nachtigallen, sondern eines Stieglitzen.' Als erstes Werk war niedergeschrieben das Schauspiel Odysseus und Penelope. Durch reichliche Marginalien wies der Schreiber auf den geheimen Sinn vieler Stellen hin, wobei er schalkhaft Spinozas Unterscheidungen zwischen adaequatem und inadaequatem Wissen gebrauchte: ,Hie versteht der adaequat Erkennend, es spricht nit der alt Odysseus, sonder der jung Schreiber.'

Es folgten Gedichte mit krausen Titeln geschmückt, blasse Allegorien, deutsche Seelen, eingeschnürt und erdrückt durch klassisch-antike Bilder. Judith trat darin als Minerva oder nordische Daphne hervor. Dazwischen aber standen wie Hirtenmädchen unter Precieusen aus den Pariser Salons schlichte Verse in unverziertem Gewande; kein anspruchsvolles Prunken mit Wissen und Bildung beschwerte sie. Ihr natürlicher Ausdruck gab ihnen eine gewisse Zeitlosigkeit. Judith dachte: ,So kömmt dann doch zumalen der Geist auf ihn? Und hat nit umeinsonst eine Mutter, so ihme Schlaflieder hat vorgesungen, und eine Kirch, so ,Es ist ein Ros entsprungen' ins Bubenherz getönet hat. Fürwahr, so er nit zu dichten glaubt, ist er ein Poete, schwitzet er aber im Sold der Glorie, nachher ist er's nit!' Und sie las und blätterte, traf Auslese wie der Mann, der mit der Wurfschaufel in der Hand die Tenne säubert und sah zuletzt, daß sie in dieser Scheidung eigentlich mit Gottlieb Jakob, wie so oft disputiert, seine Götter und Götzen zerschlagen, ihre deutschen Wälder und Einsamkeiten verteidigt und ihre liebliche Madonna und ihr Meinen von Schönheit und Größe hochgehoben hatte. Fünf Stücke blieben so aus dem ganzen hohen Gelage von Blättern übrig. Judith nannte sie die fünf Seelchen und trennte sie von dem Geprunk und Geprank der Alexandriner, die so laut redeten, so faltenreiche Togen um sich schlugen und so recht ein Abbild dessen boten, was sie ,Welt' nannte. ,Seelchen, ist euch bang in dem Chaos? Ihr seid anderen Geschlechtes und Glaubens als allda diese Heidenhorde. Ich weise euch ein Rosengärtlein an!' Und damit legte sie die feinen Blätter in eine Lade, die bunt und hell tapeziert war, holte sie aber oft und oft hervor und ließ die Seelchen leise erklingen, indem sie ihnen ihre schöne Stimme lieh.

I.

Judith verschwand im tiefsten Wald,
Des muß ich ewig klagen.
‚Judith, Judith‘ mein Lockruf schallt.
Ich kann sie nicht erfragen.

Rief Köhler an und Wichtel auch
Und späht' in allen Gründen,
Bog nieder Weid und Dornenstrauch,
Kein Spur war doch zu finden.

Einst flog ein Falk vom Tann hervor
Mit wunderschnellen Schwingen.
Da lacht' ich hell zu ihm empor,
‚Wohlan, du wirst sie bringen.

Bist ihr Genoß auf jeder Fahrt,
Du wilder Raubgeselle,
Judith ist traun von Falkenart
Und hat dein Auge Helle.‘

Und wieder flog vom Waldrevier
Ein Täubchen windschnell nieder.
Ein güldnes Band trug es zur Zier
Auf schneeigem Gefieder.

‚Wohlan, das ist der zweite Bot',
Ihm traue ich, dem frommen.
Denn wenn sein golden Bändchen loht,
Dann muß die Traute kommen.

Ist selbst ein Täubchen rein und mild,
Zartherzig ohne Gleichen.
Die Taube weiß, der Falke wild,
Das sein Judithas Zeichen.‘

Und horch! Schon trabte fern ihr Roß,
Hört' dürre Zweige knacken — —
Nun brach sie vor, Schwarzhaar umfloß
Den lilienfarbnen Nacken.

‚Judith, Judith!‘ — sie schaut' mich an
Mit ihren Wunderaugen.
Mir ward, als dürft' ich wunder Mann
An Himmelskelchen saugen.

Doch einen Nu nur kunnt' es sein,
Dann schwand sie in den Gründen.
Ich stand im düstern Wald allein — —
Und kann sie nimmer finden.

II.

Oft mein ich, daß du ahnen könnest
Und daß dein Ahnen tiefer schaut
Als all mein stolz geblähtes Wissen,
Vor dem die bange Seele graut.

Du schüttelst deine Kinderlocken
Und schaust mich an mit stummem Nein.
Da seh ich mich verwirrt, erschrocken
Und steh in zweifelvoller Pein.

Vor deinem Urteil wird zunichte,
Was mir wie Offenbarung war.
Sag an, von welchem Zauberlichte
Ward deine Seele also klar?

III.

Madonna schritt aus finstrer Nacht
Mit ihren liebsten Frauen.
Ich durfte in dem lichten Zug
Auch dich, Juditha, schauen.

Doch als mir nah die Himmelsfrau,
Da hob den Mantel sie, den weiten,
Und tät ihn sacht um deinen Leib,
Du allerschönste, breiten.

Da stand ich wie zu Stein erstarrt
Mit marmorbleicher Stirne.
Nur ein Gedanke war noch wach,
Daß sie, die Mutter, zürne.

Und dreimal schritt sie so vorbei
Wie Frühlingswolken schweben,
Von ihren stummen Lippen glitt
Nicht eines Wortes Beben.

Doch plötzlich stund sie vor mir still
Und sprach: ‚Mein ist die Reine.‘

Und ich erschüttert: Dein? Um die
Ich jetzt und ewig weine!'

Da hob sie lächelnd ihre Hand
Und ließ den Mantel gleiten.
‚Wenn mein' sprach sie, ‚o dann auch dein,
Dein durch die Ewigkeiten.'

IV.

Ich löschte die Kerze aus
Und dachte dein, du Ferne.
Die Finsternis quoll schwer
Aus Himmeln ohne Sterne.

Ich sann: Kann Liebe wohl
Von einem Hauch vergehen,
Wie dieser Kerze Licht
Von meines Mundes Wehen?

Ist Liebe wohl ein Brand,
Der nicht erlöscht im Grabe?
Dann, o glückselige Qual,
Die ich gelitten habe!

V.

Mein Schlaf ist Spinngewebe.
Nachtwind hat ihn zerrissen.
Bang und verstört ich hebe
Das Haupt aus schwülen Kissen.

Und plötzlich klingen Glocken.
Ich weiß, was sie bedeuten.
Der Atem will mir stocken:
Ich hör dein Hochzeitsläuten.

Für schlimmste Feinde leiden
Das mag wohl leicht gelingen:
Ich weiß für Heilige ein Streiten,
Ich weiß für Engel ein Ringen!

Die Festfreude des Tages ging schnell vorüber, und in Judiths Herz regte sich ein Schuldgefühl. Sie hatte sich da von Gottlieb Jakob erfreuen und beglücken lassen — was konnte sie ihm dafür geben? Immer mehr drückte sie der Gedanke, daß diese sämtlichen

Werke ihr nicht nur als ein Angebinde zum Namenstag übergeben, sondern i h r gedichtet und geweiht, der Ausdruck einer großen Liebe zu ihr und ein erstes ernstes Werben bedeuteten. Sie ist nicht etwa aufgefordert worden, mit ihm über die Güte der Verse zu streiten, sondern ist in einer Herzenssache angeredet und gefragt worden. Was er dem prosaischen Wort nicht anzuvertrauen wagte, das sprachen diese phantastischen und zarten Gebilde aus. Gottlieb Jakob pocht an, leise noch und verschämt, er trägt keine sichere Hoffnung in sich und hofft mit dem unendlichen Glauben der Liebe gleichwohl . . . Er wird dringlicher werben, wenn sie seine Hoffnung auch nur mit Tautröpfchen nährt. Und sie setzte sich auf ihren Grübelstuhl, nahe der Ahne, sperrte den Gatter auf, hinter dem all ihre Zweifelsfragen und ihre Bangigkeiten drängten, gesellte sie zu der neuen Schwierigkeit und schaute nun auf das Gewoge, das den widerstreitenden Elementen glich, die der Alchimist ineinander gehetzt und gegeneinander gesetzt hat.

Was ist ihr nun Gottlieb Jakob? Hat sie seinetwegen nur einen einzigen Gang zum Altbürgermeister gemacht? Ja vielleicht manchen damals, als er das Buch von Spinoza las. Ist er ihr ein Freund? Sie schätzt ihn, den Stieglitz, den wandelbaren Schwärmer, zu wenig hoch ein, als daß er ihr ein Freund sein könnte. In Summa: sie braucht keinen Freund. Sie findet manches an ihm lächerlich, er reizt ihre Spottsucht. Auch sein Wissen hat sie nie ernst genommen. Ist es doch nicht imstande, ihn zu einem Ganzen und Harten zu machen. Sie, eine unwissende Jungfrau, hebt ihn aus dem Sattel. Seine Kunst? Bis auf diese Verse, diese schlichten Reime, ist sie ihr nur als Kunstfertigkeit erschienen. . . . So ist er ihr aber doch ein guter Kamerad? Vielleicht ein geringer Ersatz für Egwolf? Etwas aber bindet sie sicher an ihn: das Mitleid. Der arme Ketzer, der arme Vagabund, der allerärmste Schwärmer für Wein und Spinoza! Von seiner Weltlust hat sie ihn wohl nicht heilen wollen . . . Bleibt also die einzige Frage: Darf sie ihn nun plötzlich von sich stoßen? Ist er nicht ein Wankelmut, ein schwärmerischer Hin und Her und bereit aus Verzweiflung Dummheiten zu begehen?

Ihr Held müßte größer, härter sein, Stahl und Stein, Feuer und Kraft! . . . Wie sähe er denn aus? Nur wer sie bändigen könnte und ihre Seele ganz ausfüllen mit Bewunderung und Größe, den möcht sie wohl glühend lieben! Und wahrlich, lieben könnte sie, lieben bis zum Tod, bis zur Marter! Ihr dummes Jungfernherz hat ihr davon eine Probe gegeben. Wie hat das Feuer

für Miniature gebrannt, wild, verzehrend. Mord und Verrat und Apostasie hätte sie üben können für diese Liebe. Und war doch nur ein verfrühter und verfehlter Märzsonnenbrand gewesen! Schon das Kind hat sich verzehrt für das wunde Reh. Ei, sie muß sich hüten vor Liebe, denn sie kann ihr zur Verführerin und Hexe werden, so daß sie Teufelsbünde schließt und die Seele verkauft um den, der ihre Minne gewonnen hat... Und muß ihr auch darum ferne bleiben, weil sie ihr tausend Qualen bringt auf eine Freude, da sie von Natur eine Neinsagerin und Sternenfängerin ist!... Bis zur Stunde aber weiß sie nur einen Übermächtigen und Allgewaltigen. ‚Wir müssen alle trunken von der süßen Minne sein‘... Aber noch ist sie so nüchtern von ihm; und wenn Er den Becher der Liebe hat neigen wollen, so hat sie die Lippen fast hart und erschrocken zusammengepreßt. O Herre aller Herren! Jesu mein!

Ihr Blick fiel wieder auf das Initiale bei dem Gedichte Madonna. Wie die Wege eines wildverworrenen Irrgartens so liefen die Linien kühn durcheinander und lockten das Auge, ihnen zu folgen und sich ins endlose Geschlinge willig — widerwillig hetzen zu lassen. Madonna! Rief die Hohe nach ihr, daß sie den Freier einfange und an der Angel der Liebe heraushebe aus seinem engen Teich in das große Meer, so wie die Menschenfischer des Evangeliums es in göttlichem Auftrage getan hatten? Sie schauderte. Die Schnörkel wanden sich auf und dehnten sich und wurden vor ihrem träumenden Auge zu Fesseln, die seinen Willen umspannen. Doch Gottlieb binden, heißt sich selber fesseln und knechten... Ist das wohl ihre Aufgabe? Ist sie geboren zu dem einen Zweck, des Kammerschreibers weiches Vagantenherz nach ihrem Willen und Plan umzuschmieden und ihn zu retten aus Zweifel und Unglaube? Ein lebenslanges Opfer um eine Tat? Wie ein Blitz kam dieser Gedanke und verschwand wie ein Blitz... ‚Es soll dabei bleiben: Virum non cognosco! Das ist das Feste in allem Gewirr. In der Madonna ihrem Gefolg will ich wandeln alle Tage!‘

Und sie sandte dem Poeten seine ‚ausgewählten Werke‘ zurück und fügte eine einzige Zeile bei: ‚Nit Euch, noch einen anderen!‘

Sie dachte nicht, daß sie Gottlieb Jakob damit mehr gegeben, als er von ihr gehofft hatte. Denn seine Hoffnung auf gnädige Annahme war blaß und winzig, seine Furcht, sie möchte ihn im Zorn von sich schleudern, aber erschrecklich groß gewesen. Und nun tat sie ihm kund, daß er wenigstens nie die Qual erleiden würde, einmal ihre Hochzeitsglocken hören zu müssen! Und außerdem, er

hatte alsdann Zeit, durch größere Werke zu wachsen und dermaleinst wie Petrarca als Dichter gekrönt vor sie zu treten. Welche Jungfrau verschließt sich einem Mann, der sie in seinen Werken unsterblich macht! Vielleicht auch, vielleicht — o Amor, der Schelm, ist unermüdlich im Einflüstern von Sophistentrugschlüssen — will sie einen anderen nicht, weil die Reiche, Katholische ihn nicht nehmen darf und darum lieber.... Beim Wein kamen Gottlieb Jakob diese Gedanken. ‚Ein gutes Zeichen,‘ brummte er, ‚denn: in vino veritas!‘

Judith wußte es so einzurichten, daß sie von da an nicht mehr in der Stube des Altbürgermeisters zusammentrafen. Das fiel ihr nicht schwer, weil auch Gottlieb Jakob seinen Erker aufsuchte, wenn er Judiths Stühlchen leer wußte. Aber der Greis war mit dieser Ordnung der Dinge nicht zufrieden. Sein Kinderherz ahnte nicht, was zwischen den beiden vorgegangen war. ‚Tres faciunt collegium‘, beharrte er eigensinnig. ‚Ich will reden hören um meinen Stuhl her, sintemalen ich selbsten nimmer reden kann. Das Öl gehet aus, die Fünklein Gedächtnis und das andere Verstand glimmen kohlend. Zum Hören bin ich anoch baß mächtig. Ihr zwo herentgegen seid wie Glock und Schwenkel, macht zusammen ein annehmlich Geläut.‘ Aber der Altersschwache war auch zum Hören nicht mehr geschaffen. Hatte er einiges mit Neugier und Anteil vernommen, dann fielen die Lider herab, und er versank in die Dämmerung der Traumwelt, die wie ein Vorland vor der Ewigkeit liegt. Manchmal bat er Judith, wenn diese ihn aufrütteln wollte: ‚Ei, laß mir ein Lützel die Augen warm machen, nachhero erzählst du mir die Geschicht zu Ende!‘ Aber dann wußte er, wenn er die Augen eine Zeitlang ‚gewärmt‘ und die Lider wieder gehoben hatte, nicht mehr, wovon die Rede gewesen war, und so kamen sie nie mit einem Berichte zu Ende.

Endlich aber begann sein glimmendes Lebenslicht zu flackern. Es erschien heller und kräftiger zu manchen Stunden, darnach aber strafte sich dieser Kräfteverbrauch sogleich mit tödlichen Schwächen. Kerzen, die so brennen, zehren am letzten Docht. Sohn und Schwiegertochter standen im Laden und hielten sich kaum für ein Viertelstündchen abkömmlich. Die Kundschaft, wähnten sie in ihrem Geldgeiz, hätte mehr Anrecht an sie als der Vater. Auch fürchtete ihn die Frau, und der Sohn fühlte sich zum Krankendienst zu ungeschickt. Außerdem begehrte ihrer der Greis nie. So oft er erwachte, verlangte er nach Gottlieb Jakob und Judith. Im Traum wimmerte er: ‚Judith!‘ ‚Meine Kinder,‘ flüsterte sein zitternder Mund,

tastete mit suchenden Fingern umher und schüttelte den Kopf, wenn der Sohn an ihn herantrat: ‚Nein doch, ich möcht' die Judith und den Stadt . . . Stadtkammerschreiber!‘ Man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man Judith bat, den Greis ganz in Pflege zu nehmen und Tag und Nacht bei ihm zu wachen. Auch zu Gottlieb Jakob schickten sie fleißig. Und so mußte es kommen, daß beide noch dann und wann zusammentrafen. Schweigend einigten sie sich dahin, das jüngst Geschehene nicht zu bereden. Sie sprachen unbefangen von den Dingen dieser Welt und ihrem Urteil über den bunten Lauf der Schicksale. Judiths Herz hat dabei nie einen rascheren Schlag getan, und Gottlieb Jakob gewann die Kraft, das wilde Hämmern zu verbergen. Nur eines schien in ihm inzwischen einen Umschlag erfahren zu haben: Er stand wieder kühn und frisch zu seinen Göttern, zu Spinoza, und kühner als je zu Wein und Trinkgelage. Das bedrängte Judiths Herz: ‚Der Schreiber hat mich nit bezwungen,‘ sagte sie sich, ‚aber ich hab auch ihn nit überwunden. Erstürmt hab ich, was ich nit hab wöllen — sein Herz. Ungebrochen trotzet, was ich bekriegt hab, die Rauberburg seiner Sitten und Unsitten. O ich unnütze Magd! Geht er verloren, so hab ich ihn verloren, und von mir wird er gefordert.‘

Einmal noch gerieten sie in hartem, warmem Streit aneinander, und diesmal stritten beide um der reinen Sache willen ohne Hintergedanken und offenbarten dabei ihre innersten Zwecke und Ziele.

Das Gespräch hatte damit begonnen, daß Gottlieb klagte: ‚Schreibstube und wiederumb Schreibstube, wo doch alles in mir schreiet nach Lauf und Bewegung, nach Feuer und Farbe, und die freien Künste postulieren doch auch einen freien Mann. . . . Wenn unsereinem die Sonne des Sonnenkönigs tät leuchten, nachhero käm wohl auch mehr Feuer und Leben ins Geblüt. Ach wie hungert mich nach Leben, Sozietät, Straßengewühl . . . Leben, heißes, zuckendes. Immer Juhei, Heißa, Juhei!‘

Judith erwiderte ihm: ‚Und ich möcht' eine bergende Magiekappe als wie der hürnene Siegfried, möcht eine Umfriedung gleich dem gewaltigen Bannwald — nichts von Menschen und ihrer Torheit und ihrem Überlast — weiß, freilich auch das ist Eigensucht und unchristlicher Sinn.‘

Der Greis nickte und schlummerte. Wenn man von Nöten und Sehnsüchten, von Lebensdrang und Lebenskampf sprach, dann drückte ihn das wie Gewitterschwüle. ‚Einmalen‘ hatte er vor kur-

zem gesagt, ‚hab ich mich gern durch rasende Orkane gerungen, so sie mich auf freiem Feld trafen, anjetzo bedrängen sie mich allbereits, wann ich ihre Fäust' in die Baumkron vor dem Fenster greifen seh und wann sie im Rauchfang niederheulen. Einmalen hab mich erlustiget an jeglichem geistigen Kampf- und Sturmlied. Heut ist mein Sturmlied zum Schlummerlied worden. Heut vermag ich's nimmer anhören, geschweige singen. Doch vorwärts — tut ihr nunmehr die Rätselfragen aufstürmen! Denn es muß so sein immerdar, an daß die Grundwasser nit faulen.'.

Der Stadtkammerschreiber warf einen Blick auf den schlummernden Ohm, dachte wohl seines Wortes und war willens, endlich sein Schauen und Meinen bis zum Seelengrund aufzuzeigen. Träumend und den blonden Knebelbart mit seiner weißen, runden Hand streichelnd, sprach er vor sich hin: ‚Mir ist die Welt ein Becher mit kühlem Wein; in diesen Zauberbecher zu schauen hab ich wohlgeschaffene Augen, aber nit nur zu schauen, auch zu trinken hab ich Lust und Kraft. Ich schaue erstlich in dem angebotenen Becher alles Kostbare, Akzidentien des Kosmos, als da sind Sonn und Blühe, Farben und Formen, schöne Frauen, venusgestaltige und ein wimmelndes Leben von lauterer Schöne. Und ich seh kein anderen Zweck meines Wesens und des Bechers, als daß ich ihn greife, hebe an die durstenden Lefzen, leere und schlürfe in mich hinein als viel ich kann. Wohl weiß ich, daß wir alle nit allein Trinker sein — Trinker der Lebensfreud — sondern auch Getrunkene. Wir Kreaturen seind Tropfen in dem Becher des All. Und tausend Lefzen schlürfen uns an sich, saugen heraus Blut, Mark und Lebenssäfte. Und diese Trinker an uns seind Mitmenschen, Krankheit, Mühe, Sturm, Winter, Passiones — letzlich der Tod verschlinget uns ganz und schlürfet uns hinab. Aber wir treten im Ablauf der Gezeiten wieder herfür, kriegen den Becher aufs neu in die Händ, schlürfen, trinken — werden wieder aufgesogen. O herrliche Ewigkeit! O Wunder des Kommens, Gehens und Wiedergeborenseins!'

Judith neigte indessen ihr Haupt so tief in Trauer und Nachdenken und Selbstvergessen, daß er nur die vorwärtsquellenden Locken und die feine Linie der Scheitelung sehen konnte. Betete sie, zürnte sie, rang sie um Gegenworte, erforschte sie ihren Seelengrund? Er schwieg, und sie verharrte in dieser Stellung, die ganz Schweigen war.

Als sie endlich das Haupt wieder erhob, war ihr dunkles Auge noch dunkler als sonst und eine zerronnene Träne lag darauf wie

sterbender Tau. Auch sie sprach leise vor sich hin: ‚Ich hab immer vermeint, ich hätte keinen rechten Beruf und sei gewachsen gleich der unnützen Tollkirschenstaude im Wald. Aber vielleicht hab ich doch eine Bestimmung zum Segen und ich meine fast, nunmehro hab sie sich mir angekündiget. Ja, wahrlich ich hab sie erschauet eben jetzo, da Ihr gelogen habt, die Welt sei ein Becher der Lust, daran man sauge lustlich, und lustlich aufgesogen werde! O der grausen Lüge!

Ich — und also die Christenheit im gesamten — sag zu der Welt ‚Du‘, und nit ‚Ich‘. Ich hab sie gegenüber, steh auf ihr, seh auf sie herab, wohl, und trinke auch von ihr. Aber das ist nit Beruf oder Bestimmung. Das ist Notdurft oder Spiel. Der Kosmos will mehr — will sagen Gott postulieret mehr! Ei sehet Ihr, Herr Philosophus, denn nit den heiligen Ernst von diesem ungeheuren Aufwand als da sind: Sonnen, Monde, Meere, Kräfte ohne Zahl und Maß? Ich mein sie seind Schauplatz und Schlachtgefild. Allhie soll gestritten und gelitten sein umb heilige Ding, hohe ewige Zwecke!‘

Begeistert schüttelte sie das Haupt und schaute mit leuchtenden Augen um sich, als sie nach einer kleinen Pause weiterfuhr: ‚Ja, Herr Stadtkammerschreiber, schon ahne ich nit allein meinen Beruf, ich schau ihn! So ist es: Ich muß auch trinken und getrunken sein. Nämlich also, ich sehe allenthalb der Welt Leid und soll, als viel Gift und Eiter ich kann, aufsaugen aus Wunden und Fieberadern und kranken Seelen, so wie weiland getan St. Elisabeth und die Königin von Engelland ihrem Ehegemahl Heinrichen. Groß und heiß und überfließend ist des Wahnes erschrecklicher Becher und der Torheit und Unfriedenlichkeit Kelch. Heil denen, die ihren Mund an ihn wagen, ihnen selbsten zur Bitterkeit, der Welt zur Erlösung! Auch ist mein eigen Wesen voll Bitternis und Gift und kranker Matery. Aber es ist — ei, wie es mir klar ist — mein Beruf, mein Anteil, mich erst von Sünd und Selbstsucht zu reinigen und darnach als ein weiter Becher anderen Sünd und Leid abzunehmen und in mein Herz zu füllen. Letztlich muß diese bittere Mühe den eignen Körper aufzehren. Ach selig zu ertrinken in Müh, Arbeit und Leid, so man anderen abgenommen, also daß sie fröhlich stehen und gedeihen wie Blühe in frischer Frühlingsluft!‘

Und hatte sie bisher langsam, die Bilder wie aus weiter Ebene zusammensuchend, gesprochen, so kam sie nun in heiteren Eifer, ihre Zähne blitzten zwischen den roten Lippen und die Wangen glühten

wie Kinderwangen, als sie ihrer neuen Sehnsucht vollends aus der Tiefe, in der sie bisher schlummernd gewachsen war, half: ‚O ich möcht haben ein Herze glühheiß, auf daß ich kunnt darauf verzehren alle bitteren Zähren der Welt! Haben ein Herze eisig kühl, auf daß ich kunnt heiße Wunden kühlen. Haben ein Herze hart wie Demant, auf daß es widerstehe allem eignen Wünschen und Schmeicheln des buhlerischen Selbst. Gottlieb Jakob, ich liebe nichts also sehr wie die Herzen aus Stahl und Eisen, so nur erweichen vor Lazarus dem Armen und Kosmas dem Schächer.

Der Stadtkammerschreiber merkte, wohin die Rede ging, schlug ein Bein kühn auf das andere und summte: ‚Und hämmert auf sein Herze hart, auf daß es ihn nicht weiter narrt!‘ Darauf begann er sich zu verteidigen: Auch er bewundere echtes Rittertum, das gepanzert und in Eisen sein Leben in mühereichen Kämpfen für Ideale verbringe, löwenhart gegen den Feind, mütterlich zart gegen den Überwundnen und Schwachen sei, aber es sei doch auch um eine Seele etwas Großes, die erklinge und töne bei leisester Berührung einer goldnen Saite gleich, und alle Künstlerherzen seien nun einmal von Natur weich und beweglich, sonst vermöchten sie nicht alle Schwingungen der Erde aufzufangen, zu deuten und wiederzugeben.

Aber sie hörte nicht auf ihn. Sie saß, die Hände zusammengekrampft im Schoß, und unterbrach die wohlgesetzte Rede auf einmal, als wäre sie eben irgendwoher zurückgekehrt: ‚Hab allzeit vermeint, es sei eine wahrhaft fromme Red, wenn ich meiner Mutter nachsprach: „Die Welt ist gleich solch einem Flickenkorb, Lappen seind darin viel, Gerümpel mehr, wenig Ding herentgegen, so nit in den Ofen gehören.“ Aber es ist nit so. Es ist etwas Größeres umb die Welt! „Eitelkeit der Eitelkeiten“ — wohl. Aber das ist erst des Wissens Uranfang und nit End und Kern. Leicht wäre fliehen, meiden, verachten. Nur Dumme, Geistblinde halten diese kleinen Dinge groß. Aber Gott will, wir sollen lieben! Und lieben heißt anteilnehmen, wichtighalten, mitleiden, mithelfen, heißt trinken an dem Meer von Blut, Zähren, Bosheit und Torheit, daß es nit mög die Welt so sehr bedrängen. Verachten kann ich schon lang — seit Egwolfs Täg! Wenn's nichts weiter bräuchte — ei morgen in den Turm der Einsamkeit! Aber mein Beruf ist vielleicht doch lieben. Ach ich kann es anoch nicht! Ich veracht die „Basen“ und „Vettern“ und alle; ich brauch ihrer nit, ich möcht vorübergehen überall, aber nit mich bücken nieder zum Leid . . . Heut aber ahn ich, Gott wird mich noch beugen, tief und sollt er darob brechen meinen

stolz-hoffärtigen Rucken! . . . Ob ich einmalen also groß lieben . . . und den Becher trinken kann?' — —

In diesem Augenblick griff der Greis zappelnd um sich, als läge er in bösen Träumen und glaubte sich an einem Abgrund. Sein Mund mühte sich scheinbar um Worte, seine Augen blickten in haltloser Angst, und um Stirn und Mund fieberten heftige Zuckungen.

Der Schreiber sprang auf, wurde leichenblaß, abwehrend hob er die Hände, als wollte der Greis sich an ihn klammern, dann stammelte er: ‚Ich hole . . . ich geh holen!' und polterte die Stiege hinab.

Jetzt wurden Arme, Hals und Körper schlaff, wie eine schwere Last sank der Kopf vornüber, und der kraftlose Körper drohte auf den Boden zu schlagen.

Judith faßte das geliebte, silberweiße Haupt ohne Zittern zwischen ihre Hände, umspannte dann den hageren Leib so, daß das Haupt durch ihr Haupt gestützt wurde und hielt ihn an dem Lehnsessel fest. Dabei flüsterte sie ihm den Namen des Retters ins Ohr: ‚Jesus, Jesus, Jesus!'

Des Alten Lippen bewegten sich noch einmal und leise sprachen sie nach: Je—sus . . .

Dann zitterte und rieselte es durch seinen ganzen Leib. Einen Augenblick lang und einen anderen. Darauf starb er.

Lange war Judith mit der Leiche allein. Unten im Hause war ein Hasten und Türschmettern. Schritte näherten sich und entfernten sich wieder.

Endlich kam ein Nachbar und darauf die Seelennonn. Hinter ihnen trat Gottlieb Jakob wieder in die Stube, schweratmend, denn er hatte die Helfer in der Not gerufen. Als sie den Leichnam auf das Sopha gebettet hatten, erschienen schüchtern und angstvoll Sohn und Schwiegertochter an der Türe. Sie begannen laut und wie bezahlte Klagefrauen zu jammern. Judith verließ die Stube, ohne ein Wort der Teilnahme an sie zu richten, eilte in ihr Stüblein zurück, legte den Kopf auf das Fenstergesimse und überströmte die aufgestützten Hände mit bitteren Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg

Von Max Scheler

III.

Das Versagen der Kräfte ‚von unten' und die Hoffnung auf neue Kräfte ‚von oben'.

Prüft man die Kraft des Gegenstoßes, den die im vorigen Aufsatz aufgeführten über- und internationalen Verbände gegen das Aufflammen der nationalen Leidenschaften entfaltet haben, so ist der erste Eindruck, daß diese Gegenkraft im ganzen nur sehr klein und unwirksam war. Sie war sicher sehr viel kleiner, als man vor dem Kriege anzunehmen geneigt war. Insofern die ganz phantastischen Vorstellungen, die man sich in den Jahren vor dem Kriegsbeginn von der völkervereinenden Kraft des Kapitals, der Arbeit, der weltwirtschaftlichen Verflechtung der Handelsinteressen und der gesteigerten Kommunikation gemacht hatte, hierdurch größtenteils zergingen, kann man in dieser Tatsache eine zwar schmerzliche, aber zur Gesundung unseres Geistes überaus wohltätige Korrektur des geheimen Gesinnungsmaterialismus der Zeit erblicken. Denn Materialismus war und ist dieses waghalsige Vertrauen auf die Menschen einigende Kraft all dieser Mächte von unten zu nennen, die zur Erreichung des Zieles, das man ihr unterlegte — nämlich eine einige, organisierte Menschheit — nichts als ‚Zeit und Entwicklung' zu bedürfen schien: Keinerlei den bloßen Trieben und Interessen entgegengesetzt gerichtete oder doch von ihnen unabhängige moralische und spirituelle Kraft, keinerlei Liebe, keinerlei Opfer, keinerlei innere Solidarität, keinerlei übernationale geistig-moralische Autorität. Das gewaltige Naturexperiment des Krieges, das diese unteren Kräfte und ihre Wirkungen gleichsam isolierte, hat zugleich ihre Schwäche und Äußerlichkeit jedem aufgedeckt, der sehen kann. Auch die Theorien und Gedankenströmungen, die von diesen Kräften eine allmähliche innere Einigung der Menschheit erwarteten, sind durch die Tatsachen vollständig widerlegt. Widerlegt ist die Theorie, die in ökonomischen Klassenkämpfen den Hauptmotor der Geschichte sah, und vom Siege einer internationalen Klassenschicht den ‚Sprung in die Freiheit' erwartete; widerlegt ist der Aberglaube der Freihändler und des Liberalismus, der in der Verflechtung der Handelsinteressen eine steigende Eindämmung nationaler Leidenschaften erblickte; widerlegt ist der Glaube, es bedeute gesteigerte Berührung von Menschen in Raum und Zeit durch gesteigerte Kommunikation ebenso viel wie gesteigerte Freundschaft und gesteigertes Verständnis. Alles, was ich im vorigen Aufsatz unter dem Titel der internationalen ‚Gesellschaft' zusammenfaßte, hat sich in diesem Kriege als die schwächste und minderwertigste Form aller Verbandsformen erwiesen. Sollte diese Erfahrung all jenen, die in der Nation weder das ‚höchste Gut' noch die endgültige und ausschließliche Form der

Menschenverknüpfung sehen können, nicht einen anderen Weg, ja eine Umkehr des Weges und der Methode zu tieferer Einigung der Menschheit empfehlen? Ein neuartiges Vertrauen auf andere Kräfte, auf Kräfte nicht ‚von unten' her, von Trieb, Egoismus, Interessen her, sondern auf Einigungskräfte ‚von oben' her?

Ich werfe nur einen kurzen Blick auf diese Kräfte ‚von unten' — mehr zur Erinnerung des Lesers als zur Belehrung. Da steht an erster Stelle das bewegliche Kapital. Hat es die volkseinende, kriegshemmende Rolle gespielt, die ihm weit verbreitete Gedankenströmungen zusprachen? Nichts weniger als dies! Faktisch war das Prozentverhältnis zwischen den je außernational-engagierten Quoten der Volksvermögen zu den an die nationalen Interessensphären gebundenen Teilen dieser Vermögen fast überall — und höchstens mit der Ausnahme Frankreichs — zugunsten des Nationalen gestellt. Der weitaus größte Teil des Kapitals blieb so national gebunden und konnte seine Interessen unter die nationale Kulturidee und das Staatsinteresse nach Belieben verstecken. Wo sich Kreise verschiedener Nationen gemeinsam an großen Geschäften (Eisenbahnen, Kanalbauten usw.) beteiligten, entbrannte häufig ein scharfer nationaler Kampf um die Aktienmajorität, den die Diplomatien unterstützten. (Vergl. hierzu die klugen Ausführungen eines kenntnisreichen deutschen Diplomaten mit dem Pseudonym Ruedorffer ‚Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart', S. 155—64.)

Soweit eine internationale Verflechtung der Kapitalsinteressen bestand, war diese nicht auf einem selbständigen internationalen Prinzip gegründet, sondern nur die sekundäre Folge des zufälligen Ineinanderwachsens nationaler Expansionstendenzen. Am stärksten war das französische Kapital international engagiert. Frankreich hatte man mit Recht den ‚Bankier der ganzen Welt' genannt. Sein Geburtenrückgang steigerte noch den Reichtum seiner Finanzkreise. Die französische Politik neigte aus diesen Gründen vielleicht stärker der Erhaltung des Friedens zu als die Politik finanziell weniger international interessierter und politisch finanziell weniger determinierter Länder. Und doch wurde auch hier das Kapitalsinteresse häufig den Zielen einer nationalen Außenpolitik untergeordnet, die durch ganz andere als ökonomische Faktoren bestimmt war. Im Jahre 1910 wurde Ungarn versagt, eine Fünfhundert-Millionen-Anleihe in Paris zu realisieren. Denn es wurde gefürchtet, daß sie zu Rüstungen mitverwandt würde, die gegen Frankreich gefahrvoll seien. Gleichzeitig wurde eine französische Finanzierung der Türkei durch die Regierung vereitelt. Starke staatssozialistische Tendenzen in fast allen Ländern hatten den zwiefachen Erfolg, den Staat selbst stärker als vorher mit kapitalistischem Geist zu durchtränken, aber auch das Kapital stärker an das Staatsinteresse zu fesseln. Nun hat freilich auch das national engagierte Kapital an jenem ‚Frieden', der bloß ein Nichtkrieg ist, sonst aber jedes Kampfmittel erlaubt, überall ein starkes Interesse. Aber gerade dies ist der eigentümliche Charakter seiner Expansionstendenz, daß sie — ohne den Krieg zu wollen — bei jeder starken Hemmung dieser Tendenz

durch fast unwillkürliche Rückwirkung auf den Staat und die nicht im gleichen Maße kapitalistisch und pazifistisch gesinnten staatsbeherrschenden Kreise am leichtesten zum Kriege führt. Das Kapital — gewiß auch das national engagierte — haßt den Krieg. Weiß es sich aber in seinem gehemmten Lauf selbst nicht mehr zu helfen, so führt die Aufregung den Finger wie von selbst an die geladene Pistole — und dann freilich ächzt und stöhnt das Kapital, daß die Pistole losgegangen ist. Diese Rolle spielte das Kapital in der russischen Expansion nach der Südmandschurei, die zum Kriege mit Japan führte (Yaluwaldungen-Spekulation), in der Vorgeschichte des Burenkrieges (Jameson), des französischen Marokkounternehmens, der tripolitanischen Annexion, auch in einem gewissen Maße der antiserbischen österreichischen Politik. Das Kapital ist aber auch nicht ganz so stark von der Gesamtmenschlichkeit seiner Eigentümer abgelöst, als unsere zu abstraktive und zu rein ökonomische Betrachtungsform der Dinge es uns zu lehren schien. Die Ausrechnungen der Interessenverflechtung Englands und Deutschlands durch gegenseitige Ein- und Ausfuhr, die so große deutsche Kreise auf eine Neutralität Englands hoffen ließen, waren nicht falsch; aber falsch war die Ansetzung des Gewichtes der politischen Bedeutung dieser Interessenverflechtung. Die nationale Machtidee (Seegeltung) und die rein politisch-ethischen Struktursympathien und Antipathien (z. B. Demokratie contra Militarismus, Freiheit gegen Autorität usw.) haben sich in Ursprung und Fortgang dieses Krieges weit stärker erwiesen als die rational ausrechenbaren Kapitalinteressen und ihre Verflechtungen und Gegensätze. Ferner, wo die Besitzer des großen Kapitals zu den politisch verantwortlichen Kreisen gehören und die Führung des Staates besitzen, wird die Logik ihrer Interessen sehr stark durch jene ganz andersartigen Motive durchkreuzt, die ihnen ihre politische Verantwortung diktiert. Vielleicht die gefährlichste Rolle, die diese Besitzer spielen können, spielen sie aber dort, wo diese Verantwortung nicht auf sie drückt, wo ihnen der eigentlich politische Sinn mit der politischen Selbständigkeit und Kenntnis mangelt, wo sie aber gleichwohl auf indirekte Weise auf die regierenden Kreise eine starke Wirksamkeit äußern. Wo sie herrschen, ohne zu regieren! Denn hier pflegen die eigentlich regierenden militärischen oder Beamtenkreise nur sehr wenig von den Interessen des Kapitals, dessen Vertreter aber nur wenig von der politischen Situation zu verstehen, und es fehlen darum Köpfe, die beides zusammen verantworten, zusammendenken und die Resultante ziehen können. Hier ist auch der soziale Boden für eine zweizinkige Außenpolitik und für das Fehlen einer wahrhaftigen einheitlichen Verantwortung für die gesamte äußere Staatspolitik der günstigste — auch für jene Art von deutscher Außenpolitik, die unsere Einkreisung und insbesondere die steigende Annäherung Englands und Rußlands nicht zu vermeiden wußte. — Was lehrt diese Betrachtung? Das Kapital ist an sich weder national noch international — es ist national indifferent. Es kann — wenn es sich auf eine positive autonome über- oder internationale Kraft stützt — ebenso leidenschaftlich nationalistisch wie das

Gegenteil werden. Und es war, da solche positiven Kräfte fast völlig zurücktraten, wesentlich national, im höchsten Falle imperialistisch.

Eine menscheneinende Kraft von ‚unten' war auch das internationale Klasseninteresse des Proletariats und seine Organisation in der ‚Internationale'. Die einzelnen Begebenheiten und Beschlüsse seit Kriegsanfang, die mir das völlige Versagen dieser Organisation dargetan haben, ihrem Sinne und ihren noch kurz vor dem Kriege gefaßten Beschlüssen gerecht zu werden, sind in den Soz. Monatsheften eingehend beschrieben und gewürdigt worden. Mit der einzigen Ausnahme Italiens wurde die Internationale ein politisches Werkzeug der Entente. Wichtiger aber als alles einzelne ist, daß diese Organisation bei dieser Gelegenheit ihr inneres Lebensgesetz überhaupt offenbart hat. Es lautet, daß sie von der maximalen Armut und der maximalen Niedrigkeit des Lebensstandes der Industriearbeiterschaften der verschiedenen Länder geradezu lebt, d. h. in genau demselben Maße an Bedeutung verlieren muß, als sich dieser Lebensstand hebt. Denn — siehe den vorigen Aufsatz — im selben Maße, als diese Hebung erfolgte und genau nach ihrer Proportion haben sich in Rußland, Italien, Frankreich, England, Deutschland, Serbien die Arbeiterschaften an der Bewilligung der Kriegsbudgets und an dem Eintreten für den Krieg auch gesinnungsgemäß beteiligt. Das mag für uns in Deutschland — wo diese ökonomische Hebung der Arbeiterklasse längst offensichtlich war — sehr erfreulich gewesen sein. Für die Internationale ist dadurch offenbar geworden, daß sie — als ökonomische Klassenorganisation gefaßt — einen inneren Existenz-Widerspruch in sich schließt. Sie erstrebt ein Ziel — Hebung der Arbeiterklasse — mit dessen Erreichung sie immer mehr verschwinden muß. Was also ist für ihre völkerverbindende Kraft in Zukunft zu erwarten? Wir haben die feste Überzeugung, daß sie dem allgemeinen Gesetz des ökonomischen Klassensozialismus gehorchen wird, demgemäß dieser nichts anderes war und ist als der einige Jahrzehnte zurückbleibende, aber gleichzeitig in seiner Bewegung folgende Schatten der kapitalistischen Unternehmerschicht. Während die Interessen dieser Schicht, die im Gegensatz zur bäuerlichen, vaterländisch und heimatlich gebundenen Landbevölkerung, zum Handwerk, zu dem konservativen Grundbesitz und anfänglich auch im Gegensatz zu den dynastischen Interessen und Hoheiten die modernen Nationalkörper recht eigentlich und vor allen anderen Gruppen erstrebte und trug, ihre Angehörigen nunmehr bereits über die Grenzen der nationalen Spielräume hinaustrieben und den Imperialismus und die übernationalen Großmachtsyndikate entfesselten, werden es die Arbeiterklassen in Zukunft sein, die diese ihre älteren nationalen Funktionen immer mehr übernehmen; ja in nicht allzu ferner Zeit werden sie vielleicht einmal das eigentliche nationale Bollwerk werden. Und zwei sicher zu erwartende Dinge werden diesen Prozeß beschleunigen: der sicher nach dem Kriege zu erwartende steigende Staatssozialismus in allen europäischen Staaten (teils als Trägheitswirkung der Kriegseinrichtungen, teils als Folge der allgemeinen

Armut) und die schon jetzt überall erfolgte stärkere Heranziehung der Führer der Arbeiterbewegung in verantwortliche Stellungen der Staatsleitung und der Kommunalverwaltungen. Mag das je nach der Klassenzusammensetzung und den ererbten Verfassungen der europäischen Nationen in ganz verschiedenem Maße und verschiedener Weise geschehen, mag die innerpolitische Neuorientierung hier und dort diesen Prozeß bald fördernd, bald hemmend durchkreuzen, mögen überall verschieden große ‚radikale Flügel', die sich dieser Tendenz zum Klassennationalismus entgegenstemmen, als Reste der Internationale zurückbleiben: die grundsätzliche Tendenz der Entwicklung wird es doch sein. Das aber besagt, daß wir auch von dieser zweiten großen Kraft ‚von unten' eine tiefere völkerbefreundende Wirkung in Zukunft nicht erwarten dürfen; auch dann nicht, wenn die Internationale nach dem Kriege — wie zu erwarten — wieder aufersteht und die zurzeit bestehende Achtung der deutschen Arbeiterklasse seitens der Internationale einmal aufgehoben wäre. Damit ist nicht gesagt, daß eine Arbeiterorganisation solcher Art überhaupt unter gewissen Bedingungen nicht segensreich wirken könnte. Aber diese Bedingungen wären 1. daß sie aufhörte, eine bloße Organisation der ökonomischen Klasseninteressen zu sein und sich der Macht eines religiös-sittlichen Gedankens unterordnete, eines Gedankens, der ein echtes Solidaritätsgefühl jenseits der bloßen herrschenden Klasseninteressen aus sich hervorgehen ließe. Eine erhebliche Ausdehnung der christlichen Gewerkschaften über die jetzt von der Internationale so schwer enttäuschten Arbeitermassen und eine Fortgestaltung der Organisationen, mehr nach der Berufseinheit als nach der bloßen Klasseneinheit, könnte Anknüpfungspunkte in dieser Richtung vielleicht ergeben; 2. müßte sich eine solche Organisation viel stärker auf praktisch erreichbare, von den bloß ökonomischen Interessen scharf abgelöste politische Ziele gesinnungsmäßig einen und müßte aufhören, bloß meinungsagitatorische Erklärungen zu erlassen, die nicht im entferntesten der Stärke der realen Macht und der Kraft des realen Einflusses entsprechen, die ihr auf die Leitung der äußeren Staatspolitik zu Gebote stehen.

So beklagenswert es — am bloßen Erfolge gemessen — ist, daß die nationalen Mächte von Kapital und Arbeit so vollständig als kriegshemmende Ursachen resp. als die seelische Einheit während des Krieges bewahrende Kräfte versagt haben, so erfreulich ist es doch, daß der Welt angesichts dieser fundamentalen Tatsache nun endlich die Augen aufgehen werden über den Wert jener mehr oder weniger materialistischen Welt und Lebensanschauung, die auf die völkerverbindende Kraft dieser Kräfte das wesentliche Vertrauen gesetzt hatte.

‚Nicht von unten her — aus der Materie und aus den Trieben, nur von oben her, aus dem Geist, aus der Liebe, aus Gott kann Einung kommen', rufen diese ehernen Faktoren jedem Menschenherzen laut und vernehmlich zu. Bildet eure Interessenverwebungen und deren Organisationen, bildet auch eure Verträge, so reich, so fein, so verschränkt, als ihr nur wollt

und als ihr es dank des gewaltigen Fortschrittes aller der materiellen Güterproduktion und dem Welthandel dienenden Mechanismen und Rechts-Institute vermöget! Habt ihr nicht neue, aus diesen Verwebungen selbst niemals hervorgehende Geistes- und Liebeskräfte einzusetzen, um sie zu inspirieren und ins Sinnvolle zu lenken — sie allein werden nicht nur heute, sondern bei jeder Stufe ihrer möglichen Ausbildung ihrem tieferen Wesensgesetz gehorchen: Mehr teilend und trennend als wahrhaft einend und von innen her sammelnd auf die Menschheit zu wirken.*

Und dasselbe gilt für alle Steigerung der Kommunikationstechnik. Daß sich Menschen leichter und rascher kennen lernen, Völker, Nationen, Kulturkreise, das ist ebenso häufig Bedingung ihrer gesteigerten Fremdheit, ja eventuell ihres gesteigerten Hasses, als es Bedingung gesteigerten Verstehens, Freundschaft, Liebe sein kann. Für die Wahrheit dieses Satzes ist dieser Krieg das gewaltigste und universellste Beispiel, das die bisherige Geschichte kennt. Er ist geradezu das erste Ereignis der bisherigen Geschichte überhaupt, das unter einer restlosen Teilnahme der gesamten Erdenbewohnerschaft vor sich geht. Er ist in dieser Hinsicht der Kulminationspunkt allmenschlicher Erlebniseinheit in der bisherigen Menschengeschichte, — das erste Erlebnis, das man ohne Einschränkung und Bildlichkeit ein Gesamterlebnis der Menschheit nennen kann. Und nicht trotzdem, sondern eben weil er dies ist, kann er zugleich der haßerfüllteste Vorgang der Geschichte sein, — dasjenige Ereignis, in dem sich die Menschheit durch das Gift des Menschenhasses am stärksten beschmutzte und entwürdigte. Alle Technik, auch die Technik der Kommunikation hat den hohen Selbstwert — nur die törichte, blasierte Romantik einer gewissen modernen Schule bestreitet ihn! — des Menschen Freiheit und Herrschaft über die Natur und über die trennende Gewalt von Raum und Zeit zu bewirken; auch in der Sphäre des sichtbar Materiellen zu zeigen, was der Mensch von Hause aus ist: der gottebenbildliche Herr und König der Erde, schattenhaft ebenbildlich auch in der Richtung der göttlichen Freiheit, Ubiquität und Allmacht. Wie aber diese Attribute Gottes in seiner Wesensgüte und Weisheit eingesenkt sind, so sollten sie es auch im Menschen sein, und sie können — sind sie es nicht — ebensowohl der Hölle als dem Himmel dienen.

Und doch war unser Vertrauen auf diese Dinge, Kapital, Arbeit, Technik als gesinnungseinender Mächte vor dem Kriege geradezu grenzenlos! So grenzenlos, daß wir auch jetzt noch wenig gesonnen sind, uns die ganze Größe und besonders die prinzipielle Natur der Enttäuschung einzugestehen und sie in der Richtung einer Sinnesänderung fruchtbar zu machen. Aber eben dieses mutige Eingeständnis der Enttäu-

* Den philosophischen Irrtum z. B. H. Spencers, der Liebe und Solidaritätsgefühl schon in der Tierreihe und dann fortlaufend in der menschlichen Geschichte aus bloßen Interessenverwebungen entspringen läßt (als deren Epiphänomen), habe ich in meinem Buche über die Sympathiegefühle (Niemeyer 1912) eingehend widerlegt.

schung ist von höchster Bedeutung! Das Menschenherz ist so eingerichtet, daß es — selbst ohne den Akt des Willens, zum mindesten aber vor einem solchen Aktvollzug — kein langes, tiefes, altes Vertrauen auf gewisse Mächte verlieren kann, ohne in den Zustand eines mächtigen Sehnens zu geraten, die neue Leere durch ein neues uns sinnvolleres Vertrauen zu erfüllen. Wie die Reue mit dem Keim des Guten schon schwanger geht, so die Enttäuschung mit dem Lichte der Einsicht. Alle Götzen und Scheinwerte entschleiern sich in dem schmerzvollen, aber weisheit- und wahrheitfördernden Lichte der Enttäuschung. Diesen Wert aber gewinnt diese heilsame Enttäuschung über die genannten Mächte doppelt, wenn durch den gleichen Vorgang, der sie herbeiführte, das Ziel wertvoller geworden ist, dessen steigendes Weichen in die Ferne die Enttäuschung herbeiführte: Das Ziel nicht eines bloß äußeren, durch Institute zu erstrebenden Weltfriedens, wie ihn der sog. Pazifismus erstrebte — eine Denkrichtung, die gerade auf die genannten Mächte am stärksten und am allerdümmsten vertraute und auch heute noch ihre unsinnigen Dogmen festhält —, sondern das Ziel einer inneren Gesinnungseinigung, einer Wesensversöhnung der Völker und Nationen in der Richtung ihrer echtesten Wesenszusammengehörigkeiten und entgegen der Richtung bloß zufälliger Interessendeckungen. Kriege mögen dann noch gar viele stattfinden, — aber es werden Kriege sein, die Europa schützen und nicht zerstören, und es werden Kriege sein, die nicht die Seele der Völker mit ähnlichen Giftfluten durchtränkt zeigen wie dieser Krieg.

Zu dieser Enttäuschung über die menscheneinenden Kräfte der ‚gesellschaftlichen' Mächte, — der Mächte ‚von unten', wie ich sie nannte, — trat aber eine Reihe kaum weniger tiefgehender Enttäuschungen hinzu. Ich nenne unter den wichtigsten diejenige über die politische Demokratie und über die weltliche Kulturgemeinschaft in Wissenschaft und Kunst.

So sehr die Doktrinen der politischen Demokratie dem Kriege an sich und formell abgeneigt sein mögen — die faktischen Massen- und Volksbewegungen, welche die steigende Demokratisierung in den Staaten entfacht hat, waren vielleicht die allerstärksten und entscheidendsten Kräfte, die zum Kriege drängten, und die außerdem seinen Charakter als den haß- und giftreichsten aller Kriege der Geschichte am meisten zu verantworten haben. Wie weit sind wir heute von dem Vertrauen der großen älteren Theoretiker des 18. Jahrhunderts und praktischen Führer der politischen Demokratie entfernt, die Kriege würden in dem Maße aufhören, als die republikanische oder doch parlamentarische Staatsform sich ausbreite und als in dieser Form die Völker selbst an der Gestaltung ihrer Geschicke teilnehmen! Soweit sind wir — wenn wir Tatsachen als Prüfsteine solcher Doktrinen überhaupt anerkennen wollen — von dieser Anschauung abgekommen, daß wir vielmehr sagen müssen, es sei der Zeitpunkt, von dem aus eine dauernde Friedensordnung der europäischen Angelegenheiten noch am ehesten möglich und einigermaßen denkbar gewesen wäre, jener der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts gewesen, d. h.

ein politischer Zustand, da es noch keine internationale, die Leidenschaften grenzenlos aufpeitschende, Presse gab und in dem kühl überlegende, vom Volkswillen unabhängige Kabinette relativ scharf umschriebene politische Einzelzwecke mit Hilfe von Berufsheeren gegebenenfalls durch Kriege zu erreichen suchten. Die Leidenschaften der Massen und Völker blieben dabei außerhalb des Krieges, und nicht um Existenzfragen von Nation und Staat handelte es sich bei diesen Kriegen. Die relativ stärksten Friedensgarantien in den Jahren auch noch vor diesem Kriege waren immer noch der Wille zweier Monarchen der festgefügtesten Monarchien: der Wille des deutschen Kaisers und der leider nur sehr schwache Wille des Zaren. In Rußland hat nichts stärker zum Kriege gedrängt als die demokratischen panslavistischen Leidenschaften, die sich durch kluge Benutzung des Beamtenhasses gegen deutsche und baltische Eindringlinge und des Konkurrenzneides der Kaufleute und Industriellen gegen deutsche Unternehmer auf immer neue und wachsende Volkskreise erweiterten. Leuthner hat in seinem lesenswerten Buche ‚Der russische Volksimperialismus‘ Entstehung und Fortgang dieser Bewegung samt dem immer kriegsfreundlicher werdenden Verhalten der Duma vielleicht mit einiger Übertreibung, aber gegenüber dem in Deutschland zu Anfang des Krieges grassierenden Gespenst vom bloßen ‚Großfürstenkrieg‘ äußerst treffend geschildert. Und heute wissen wir, daß Neigungen zu einem etwaigen Separatfrieden — das Scheitern des Dardanellenunternehmens und unsere Siege in Serbien und Montenegro haben ja die eigentlichen kriegsbestimmenden Probleme im Grunde bereits entschieden — noch am ehesten von einem Fortgang der seit einiger Zeit das politische Übergewicht bekommenden sog. russischen ‚Reaktion‘ zu erwarten sind.* In Frankreich gibt dem Kriegswillen eine Schwungkraft, die kaum geringer ist als die Revancheidee, vor allem der Haß der französischen politischen Demokratie gegen unsere Staatseinrichtung; und auf ihr Konto, — nicht, wie man bei uns so oft fälschlich sagt, auf das Konto des sogenannten esprit nouveau, nicht auf das Konto des jungen französischen Gesinnungsmilitarismus, nicht

* Die so rüstungsbereiten liberalen Dumavertreter der russischen Großbanken, des Großhandels und der Industrie haben trotz ihrer Kriegstreiberei mit den von ihnen vertretenen Schichten während des Krieges dann allerdings fast vollständig versagt. Die Kriegslieferungen, für die sie schon zu Beginn des Krieges Hunderte von Millionen empfangen hatten, wurden nur sehr unvollständig ausgeführt. Dieses von der Reaktion und den sozialrevolutionären Elementen gegenwärtig gleichmäßig verabscheute Verhalten des russischen Liberalismus bot den reaktionären Kreisen eine vortreffliche Handhabe, die Einberufung der Duma zu hindern und nach einer eisernen Faust zu verlangen. Zurzeit scheint es das Hauptbestreben der zum Teil neuen reaktionären Regierung zu sein (insonderheit das Bestreben des Ministers des Innern), die revolutionären Elemente zu einer Revolution zu nötigen, um durch diese einen Grund zur Beendigung des Krieges (nach außen und innen) zu finden, resp. die Verantwortung für die Niederlage auf die Revolution abzuwälzen. Doch höre ich aus kenntnisreicher Quelle, daß die Sozialrevolutionäre dieses Spiel durchschauen und sich darum die anreizenden Maßregeln des Ministeriums gefallen lassen.

auf das Konto der Royalisten (Action française-Kreise), der Bonapartisten oder des jungen republikanischen Kulturnationalismus, — ist die Unversöhnlichkeit Frankreichs mit uns, war die so stark kriegsfordernde sinnlose Angst vor deutschen Überfällen, sind auch die Millionenkredite an Rußland zu schreiben, die Frankreich so stark und über seinen Eigenwillen hinaus an Rußland banden. Umgekehrt hatte — von unseren eigenen politischen Fehlern bezüglich der Behandlung Frankreichs nach Faschoda sei hier abgesehen — jene jüngere französische Bewegung vom esprit nouveau sehr starke Sympathien zu Deutschland, auch zum Deutschen Kaiser und zum deutschen Militarismus, die sie vielfach als Vorbilder für ihr eigenes Wirken ansah. Kriegstreibend konnte diese Bewegung nicht nur wegen der Kleinheit ihres Einflusses auf die politisch leitenden Kreise und der Kürze ihrer Dauer, sondern auch deswegen nicht sein, da sie die gegenwärtige Republik für nicht genügend vorbereitet zum Kriege ansah, und gerade sie die Stärke Deutschlands eben durch die tiefere Würdigung seiner Institutionen, seines Autoritäts-, Ordnungs- und seines Pflichtgeistes, als der Kraftquellen dieser Stärke, am allerbesten erkannte. Wären die außerpolitischen Verhältnisse und Bündnisse nicht so eingefahren gewesen, und wäre dieser sog. esprit nouveau in der Lage gewesen, aus sich selbst heraus eine äußere Politik Frankreichs zu gestalten: Niemand wäre in Frankreich geneigter zu einem Bündnis mit Deutschland gewesen als eben jene Vertreter eines ‚neuen Geistes'. An Frankreich kann man hierin geradezu ein allgemeines Gesetz der Wirksamkeit zwischen Demokratie und Krieg erkennen. — Gewiß wollten die führenden Stellen der französischen Regierung in den letzten Augenblicken nicht spontan den Krieg, sondern wurden durch ihre Verpflichtungen gegen Rußland und durch die russische Mobilisierung in ihn hineingezogen. Sie wollten ihn genau in dem Augenblick nicht, — als er notwendig geworden war und die Logik ihrer Politik ihn forderte; und da waren es in der Tat vielleicht die Leute des esprit nouveau, die ihn — jetzt — ‚wollten'. Aber eben dies ist die Art der Wirksamkeit der politischen Demokratie überhaupt — in geringerem Maße in allen Staaten. Ohne genauere Übersicht über die weltpolitische Situation und die Größe der Machtfaktoren, ohne Zentrierung der Verantwortung auf einen Kopf und ein Gewissen setzt sie gewaltige Leidenschaften in Bewegung; sie wirft gleichzeitig alle ökonomische Unersättlichkeit der von ihr vertretenen Kreise als unbemessenes Gewicht in die äußere Politik hinein. Sie entfaltet dabei blinde Kräfte, die zum Kriege führen müssen. Im Augenblick aber, da ihr halb blind gewobenes Gewebe reif zum Aufspringen und der Krieg schon im Ausbrechen ist, erklärt dieselbe Demokratie, wie ein unschuldiges Kind in weinerlicher Weise, daß sie ‚das doch nicht gewollt habe' — und sie macht dann meist noch dazu die verantwortlichen Staatsleiter, die sie zuerst mit elementarer Gewalt geschoben hat, für den Krieg verantwortlich, und fordert für die Zukunft eine ‚stärkere demokratische Kontrolle für die auswärtige Politik'. Auch in Italien fielen die Gruppen, die den Krieg am heftigsten forderten, zum

großen Teil mit den Gruppen der republikanischen und freimaurerischen Tendenzen zusammen; ja selbst in England scheinen die einer baldigen Vereinbarung mit Deutschland und dem Frieden geneigtesten Stimmen aus dem konservativen Oberhaus zu ertönen, dessen immer stärkere Zurückdrängung von der Regierung in den Jahrzehnten vor Kriegsbeginn unsere liberal-demokratischen Kreise eher für eine Friedensbürgschaft als für das Gegenteil gehalten hatten.

Sieht man den Dingen auf den Grund, so wird man überall finden, wie richtig die Worte von Ernst Troeltsch sind: ‚Der moderne Imperialismus ist stark demokratisch, und die moderne Demokratie schlägt wider Wissen und Willen in Imperialismus um‘ (E. Troeltsch ‚Privatmoral und Staatsmoral‘, Die Neue Rundschau, Februar 1916). Auch der deutsche Imperialismus hatte Ursprung und Träger wahrlich nicht in den konservativen Mächten. Die preußisch-Konservativen widerstanden anfänglich aufs stärkste unserer Flottenpolitik (die ‚verdammten Kähne‘). Ein dem deutschen Reichskanzler amtlich nahestehender Diplomat mit dem Pseudonym ‚Ruedorffer‘ schreibt in seinen kurz vor dem Kriege erschienenen ‚Grundzügen der Weltpolitik der Gegenwart‘: ‚Das Wachstum (des imperialistischen Dranges) hat Schritt gehalten mit dem Wachstum der Interessen — ja, wenn man Gefühle zahlenmäßig messen könnte, müßte man wahrscheinlich sagen, er sei ihm vorausgeeilt‘ (S. 110). Und er bemerkt, daß dieser Drang sich immer weiter demokratisiert habe, daß z. B. ‚in keiner Zeit und zu keinem Anlaß die deutsche Regierung so heftige und leidenschaftliche Angriffe erfahren habe, als während der Marokkoangelegenheit und besonders während ihrer letzten Phase‘. ‚Die Leitung der auswärtigen Politik wurde mit einer Leidenschaft angegriffen, welche noch wenige Jahre früher bei einem solchen Anlaß undenkbar war und deren Maßlosigkeit alle Grenzen der gesunden Vernunft überschritt.‘ ‚Diese Maßlosigkeit‘ — fährt er weiter — ‚charakterisiert den Seelenzustand, in welchem sich die nationalistische Bewegung des modernen Deutschland befindet‘ (S. 111). In allen Staaten gewahren wir denn auch vor dem Kriege wie während des Krieges einen harten Kampf der Regierungen und verantwortlichen Männer mit der maßlosen Pleonexie anonymer oder halbanonymer, unverantwortlicher demokratischer Volksströmungen und ihrer so oft vergifteten Preßwaffen. Und auch die schon genannte Erscheinung kehrt immer wieder, daß dieselben Kreise, die Träger dieser fast naturhaften ungefesselten Tendenzen waren, sich vor faktischer Kriegsgefahr höchst pazifistisch aufspielen und eine scheinbar höchst antiimperialistische Moral gegen jene der konservativen Mächte und der leitenden Kreise setzen, bei wirklichem Kriegseintritt aber besonders feierlich und wohl auch subjektiv wahrhaft erklären, daß sie den Krieg doch nicht gewollt hätten.

Sowohl diese allgemeine europäische Erscheinung des Versagens der Demokratie in der Aufgabe der tieferen Befreundung der Völker als die fernere Tatsache, daß im Laufe des Krieges — mögen seine Ursachen auch ganz andere gewesen sein — die moralisch-politischen Gegensätze und

Verwandtschaften der Kriegsparteien in Hinsicht auf die Formstruktur ihrer Herrschaftsverhältnisse eine fast ebenso große Rolle zu spielen begannen als Gemeinsamkeiten und Gegensätze der nationalen Macht- und Wirtschaftsinteressen, lassen zusammenwirkend erwarten, daß im kommenden Zeitalter die auf politischer Formverwandtschaft beruhenden Kräfte der Anziehung und Abstoßung eine bedeutendere Rolle spielen werden, als sie in den letzten vierzig Jahren gespielt haben. Dieser Krieg hat überall eine Kryptorevolution gleichsam in seinem Leibe — ja er ist zum großen Teil, so man auf Europa als auf ein Ganzes sieht, immer auch eine Art europäischer Revolution, eine Revolution, bei der die Mittelmächte — mögen sie gleich analoge Teilkräfte derselben Art, die ihren Ententefeind primär beseelen, auch in ihrem eigenen Busen tragen — die ragenden Pfeiler von Autorität, Ordnung und Vernunft bilden, gegen die revolutioniert wird. Bismarck hat in seiner Politik (vergl. z. B. die in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' angegebenen Gründe, warum er den Rückversicherungsvertrag mit Rußland machte, und warum er einer Option zwischen Österreich und Rußland in der Bündnispolitik nach Kräften aus dem Wege ging) den Faktoren der moralisch-politischen Formverwandtschaften der Staaten einen breiteren Raum gegeben als die spätere Zeit; und er hat insbesondere bloße nationale Handelsinteressen und noch mehr die Einflüsterungen ihrer Vertreter und Kreise bei der Bildung seiner Entschlüsse erheblich stärker anderen und höheren Faktoren untergeordnet, als es später in allen Staaten üblich geworden ist. —

Über das Versagen und die besondere Art des Versagens der rein geistigen, ihrem Wesen nach kosmopolitischen (im früher bestimmten Sinne — siehe I. Teil dieses Aufsatzes) übernationalen Zusammenhänge, habe ich mich in meinem Kriegsbuch und in meinen Bemerkungen ‚Europa und der Krieg' (s. Weiße Blätter, Nr. I, II, III 1915) schon so eingehend geäußert, daß ich dem nur wenig hinzuzufügen habe. Bindemächte solcher Art gehören nicht mehr den Kräften ‚von unten', sondern denen ‚von oben' an. Und gerade sie haben am wenigsten gehalten, was sie wohl uns allen versprochen hatten. Wie wenig Philosophie und Wissenschaft das von ihr sonst so heilig beanspruchte Prinzip einer Voraussetzungslosigkeit (abgesehen von Tatsachen und rein logischen Prinzipien) durchwaltete, das hat merkwürdigerweise gerade diejenigen am tiefsten enttäuscht, denen ein schärferes erkenntnistheoretisches Bewußtsein von ‚Voraussetzungen', vereinigt mit einer genaueren Einsicht in die letzten Gründe der welthistorischen Abwandlungen der Philosophie- und Wissenschaftsstile, solche Voraussetzungslosigkeit ernsthaft anzunehmen nie gestattet hatte. Der stets vorhandene, stärker auf Gegeneinanderphilosophieren denn auf Symphilosophein (der Menschen, Nationen und Epochen) eingestellte Charakter der neuzeitlichen Philosophie überhaupt und ihr, gerade in den letzten Jahrzehnten immer aufdringlicher auftretender, alle Gegenstandsbindung des Geistes ablehnender

Subjektivismus hat seine zerstörende Gewalt erst jetzt voll an den Tag gelegt. Der Zusammenbruch der inneren Grundlagen der noch zu Kants Zeiten, ja während der Befreiungskriege, ja zum Teil noch während des 70er Krieges bestehenden ‚philosophischen und wissenschaftlichen Republik', ist durch den Krieg nicht herbeigeführt worden (wie der auch hierin so naive Pazifismus meint); er hat sich in ihm und durch ihn nur mit einer Deutlichkeit enthüllt, die kaum zu überbieten sein dürfte. Eine leise Erinnerung des Lesers an diesen Tatbestand gewahre ich auch in den Schlußteilen der letzten Abhandlung ‚Zur Kategorienlehre' (Sitzungsbericht der bayer. Akademie der Wissenschaften 1915), die uns der kürzlich — uns allen zu früh — verstorbene Münchener Philosoph Oswald Külpe noch kurz vor seinem Tode gespendet hat. Er widerlegt in dieser Abhandlung mit ausgezeichneten Gründen jenen Inbegriff von Lehren, nach denen die Verstandesakte nach ihnen einwohnenden Funktionsgesetzen und sog. ‚Denkformen' die Gegenstände der Realität erst aufbauen sollen, jene Lehren, nach denen der ‚Verstand der Natur seine Gesetze vorschreibe'. Am Schlusse sagt er: ‚Das individualistische Ideal der Autonomie und Selbständigkeit hat der Transzendentalphilosophie der Erkenntnis Impulse gegeben und Anhänger gewonnen. Die überredende Formel einer kopernikanischen Wendung läßt sich nur aus der Sehnsucht nach Befreiung von dem Zwange äußerer Einflüsse aller Art ganz verstehen (d. h. nicht auf Grund der für sie beigebrachten Argumente; Anmerkung des Schreibers dieser Zeilen). Aber die Herrschaft, die wir dadurch über sie gewinnen, daß wir sie uns angleichen und uns für ihre Eigenart blind machen, ist nicht von grundsätzlicher Sicherheit und Dauer. Nur die Entschleierung behütet vor dunklen Gefahren und läßt uns aus der scientia eine unerschütterliche potentia schöpfen.' Die unerhörte Gesamterscheinung, daß in einer Zeit, in der alle Techniken menschlicher Mitteilung bis zum Höchsten und Kompliziertesten ausgebildet sind, die Vorstellungen und Urteile der Menschen über dieselben historischen und andere Dinge auch da, wo alle bewußte Züge und alle besonderen Täuschungsquellen fehlen, so grundverschieden sein können, ist nur der rohe soziologische Massenausdruck und das Gesamtresultat einer traditionell gewordenen Abirrung gerade der in allen Staaten führenden geistigen Kreise (deren Ansichten ja auch Erziehungs- und Schulsysteme überall entsprechen) über die wahre Stellung der menschlichen Vernunft im Geiste des Menschen und gegenüber dem All, resp. über die Stellung der Wissenschaft in dem System der Kultur und der religiösen Weltanschauung. Insofern ist der furchtbare Zusammenbruch der stolzen Vernunftautonomie Europas vor einer unerhörten nationalistischen Vernunft-Heteronomie nur das letzte und offenkundigste Zeugnis heimlicher instinktiver und triebmäßiger Denkbindungen, die man im Frieden nur nicht bemerkt hatte. Nicht aber ist dieser Zusammenbruch eine bloß ‚zufällige Störung' des Fortgangs einer sinngemäßen Entwicklung. Diese Tröstung ist ein Irrtum. Nichts hat sich hierdurch klarer — gleichsam durch ein Experiment

der Geschichte selbst — erwiesen als der Satz: Verschmäht menschliche Vernunft ihre Einsenkung in eine durch einen gemeinsamen Glauben getragene Gesamtstellungnahme des Menschen zum Ursprung der Dinge, und durch ihn hindurch erst zu Welt und Gemeinschaft, so vermag sie trotz aller noch so großen Leistung zur Ordnung und zur Beherrschung des Wirklichen nicht wahrhaft selbständig zu sein und das Leben zu leiten. Sie hat nicht die Wahl zwischen absoluter Selbständigkeit und Unselbständigkeit. Sie hat nur die Wahl zwischen einer freien, aus der eigenen Erkenntnis ihrer relativen Abhängigkeit und ihrer Grenzen hervorgehenden Unterordnung unter den Sinn, den eine religiöse Gesamtoffenbarung dem Leben und damit auch ihr selbst gibt, und einer langsam fortschreitenden, zwangsmäßigen Versklavung an ein Triebleben, das ihr Licht immer stärker verdunkelt und verdumpft. Sie muß zwischen diesen beiden Arten eines freien, bewußten und eines sklavischen, halb- und unbewußten Dienstes wählen! Zwischen bewußt religiösen ‚Voraussetzungen' und unbewußt nationalen ‚Voraussetzungen'! Löst sich die Philosophie in bloße Schulen und Richtungen auf, deren Mitglieder sich nur innerhalb ihres Volkes und seiner Sprache, ja meist nur wieder innerhalb der Grenzen der engeren Schulen wie in einer Geheimsprache unterhalten; wird dazu die positive Wissenschaft als Naturwissenschaft immer stärker praktisch und angewandt, auf bloße Aufgaben der Technik und Organisation zugespitzt, als Geisteswissenschaft aber immer stärker in den heimlichen Bann des nationalen historischen Missionsglaubens der Völker hineingezogen, so müssen beide, Philosophie und Wissenschaft, den freien Blick über das All verlieren. Sie müssen jeden aufgeschlossenen Sinn für die Wesenswahrheiten einbüßen, aus deren Setzung oder Leugnung das Gebot verschiedener weltformender Handlungen nicht folgt, die aber eben darum die ideale Bedeutung besitzen, Menschen mit Hilfe verstehender Liebe um ein gemeinsames Banner der puren Wahrheit und des Geistes zu scharen. Die letzte große Epoche, in der der Schein gegeben war, es könne Vernunft und Wissenschaft wahrhaftig aus sich allein heraus und ohne religiöse Gesamtinspiration die beste Leitung und Führung menschlicher Angelegenheiten faktisch in die Hand nehmen, war das Zeitalter der Aufklärung, das philosophisch in Deutschland mit dem Werke Kant's, in Frankreich mit dem Werke Auguste Comte's, in England mit jenem Herbert Spencer's seine letzte Formulierung fand. Heute, d. h. am katastrophenartigen Abschluß einer Periode, die Schritt für Schritt auch den Geist der Philosophie und der Wissenschaft nationalisierte, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, daß jener Schein einer Selbständigkeit auch in jenem Zeitalter nicht den freien Kräften der Vernunft verdankt war, sondern nur der heimlich die Begriffe nährenden Tradition, die aus einem universal gerichteten religiösen Kulturzeitalter, dem Mittelalter, noch Menschen zugegangen war und sie beseelte, die diese Tradition offen und bewußt bekämpften. Das Kapital dieser geisterverknüpfenden, der Vernunft den Schein einer absoluten Selbständigkeit erteilenden, heimlich treibenden Tradition

ist im Laufe des 19. Jahrhunderts langsam verzehrt worden. Die alle europäische bewußte Geistesgemeinschaft begründenden christlichen Gesamtinspirationen der nationalen Geister verwelkten langsam, oder sie setzten sich neben die eigentliche Kulturarbeit als eine besondere Insel in Geist und Gemüt der noch Gläubigen ab — als ein paar feierliche Gedanken für den Sonntag. Denken wir uns das, was wir mit dem Namen ‚Vernunft‘ nennen, als eine absolut selbständige und von Hause aus zur Stiftung von Gemeinschaft und Menschenverständnis höchst mächtige Kraft, so müßte die Folge dieses Prozesses der Traditionsverebbung eine immer tiefergehende Befreundung der Nationen gewesen sein, ja eine immer innigere Scharung um gemeinsame Banner höchster Kulturideen. Aber — das Gegenteil trat de facto ein: Eine Zersplitterung sondergleichen, endend mit einer Ausdehnung der Sprachverwirrung des Turmbau's zu Babel in — das Weltformat des Weltkrieges auch der Geister. So ist der Endpunkt des Prozesses, der das menschliche Denken und Anschauen der Welt aus der Struktur einer primär gläubigen und liebesgemeinschaftlich-solidarischen Form seiner Bewegung und seines Fortschritts herauszog und es in jene einer primär-kritischen und nur gesellschaftlichen, langsam überführte, derselbe Zustand der Anarchie geworden, den uns das Wirtschaftsleben vor seiner neueren staatssozialistischen und nach neuer Genossenschaftsbildung strebenden Periode in den verschiedenen Staaten Europas aufwies, derselbe anarchische Zustand auch, in dem sich die Weltpolitik der europäischen Staaten kurz vor dem Kriege befand (s. den I. Teil dieses Aufsatzes). Und wie merkwürdig haben sich schon jetzt Kampfziele und Thesen der Gläubigen und Ungläubigen umgekehrt! Denen, die man ‚Feinde der Vernunft‘ nannte und Liebhaber aller Dunkelheiten, ist heute die geistige Aufgabe zugefallen, die Vernunft-Freiheit und ihre relative Autonomie gegenüber nationalistischem Subjektivismus zu bewahren und zu vertreten; und denen, die man Liebhaber aller Bindungen des Wirtschaftslebens und geborene Feinde der freien Konkurrenz nannte, ‚mittelalterlich‘ auch in diesem Teile ihrer Denkweise, ist zugefallen und wird noch weiter zufallen die Aufgabe, ein notwendiges Maß von Liberalismus und Individualismus in Eigentumsrecht und ökonomischer Produktionsform gegenüber einem allgefräßigen Staatssozialismus bewahren zu helfen, bei dem schließlich — wie der sterbende Herbert Spencer prophezeite — ‚kein Mann mehr tun kann, was er will, sondern jeder nur, was ihm geheißen wird‘. —

Auch die letztgenannten Kräfte von ‚oben‘ haben also gegenüber dem demokratisch beseelten Nationalismus und Imperialismus — zwei Entwicklungsstufen derselben Sache — im wesentlichen versagt. Sie haben es darum, weil sie keine noch höhere, sie inspirierende gesamtreligiöse Kraft über sich hatten, die teils durch sich selbst, teils durch die Vermittlung von Staat und Geisteskultur kraftvoll und einflußmächtig genug auf die menschliche Natur gewesen wäre, um die harten Interessengegensätze wenigstens so weit auszugleichen, daß sie nicht auch die moralische und

seelische Tiefe der Volksseelen vergiften konnten. Auch unsere äußersten Gegner mußten seit langem zugeben, daß ohne eine große, die rohen ökonomischen Klasseninteressen um ein Banner des Geistes und Glaubens scharende Partei des Friedens und des Ausgleichs — ohne eine Partei, die alle Klassen und Stände zu umfassen vermag —, eine einheitliche deutsche Reichs- und Nationalpolitik verfassungsmäßiger Form nicht möglich wäre. Nur ein faktischer Staatsabsolutismus, dem durch ökonomische Interessentenvereinigungen und deren Kammern die faktischen Bedürfnisse der Klassen zur Begutachtung angemeldet würden, wäre ohne solche politische Partei in Deutschland möglich. Wird aber das, was wir hier als soziologische Wirkungsform einer Glaubensmacht im kleinen gewahren, nicht auch für Europa und durch es hindurch für die Welt wieder als nötig befunden werden müssen, wenn die innere moralische Anarchie vermindert werden soll, in der heute Europa erzittert und sich selbst verzehrt? Müssen wir alle nicht gemäß dem Vorhergehenden zur Einsicht kommen, daß nicht diese oder jene Einzelheit in unseren Gedanken über die wahren Kräfte, die Menschen in der Gesinnung vereinen und trennen, nicht dieses oder jenes besondere Vertrauen — sei es auf das Kapital, sei es auf die Internationale, sei es auf politische Demokratie und Kulturbindung — falsch und verkehrt gewesen sind, daß vielmehr die ganze Methode unseres Denkens und Fühlens, die gleichsam ‚von unten' anfing, um sich von den ‚Interessen' langsam über Staatsverwandtschaften zur geistigen Kultur zu erheben, das Religiöse aber höchstens nur als eine Art Luxus zu kennen schien, resp. als bloße ‚Voraussetzung' und ‚Ergänzung' für die Arbeit an all diesen weltlichen Gebieten betrachtete, — falsch und verkehrt von Grund aus gewesen ist! So falsch, daß wir fürderhin unsere Vertrauenskräfte auf das, was Menschen moralisch eint und verbindet, völlig anders, ja in entgegengesetzter Richtung abwägen müssen, — so ordnen und abwägen müssen, daß wir resolut von ‚oben' beginnen, von der letzten und höchsten Sanktion aller Gemeinschaft freier geistiger Naturen, von Gott und seinem himmlisch-irdischen Reiche? Und gleichzeitig so grundlegend falsch waren die Gewichte unseres Vertrauens abgemessen, wenn wir glaubten, gemeinsame Interessen führten zunächst zu Verträgen, diese allmählich zu momentanen und dauerhafteren Bündnissen resp. zu Staatenbünden und Bundesstaaten und schließlich zu wahrer sittlicher Solidarität und Gesinnungseinheit — so grundlegend falsch, daß wir vielmehr fürderhin nicht mehr von außen nach innen, sondern von innen nach außen, nicht in der Richtung Interessengemeinschaft—Gesinnungsgemeinschaft und moralische Solidarität, sondern in der entgegengesetzten Richtung unsere Vertrauensgewichte auf die Kräfte wahrer Menscheneinigung verteilen müssen.

Denken wir uns aber so methodisch um, so springt uns erst jetzt in diesem Kriege der ebenso einfache wie furchtbare Tatbestand langsam vollständig und mit all seinen Folgen in die Augen, daß Europa — bisher die Führerin der Menschheit — weder einen Schatz wahrhaft gemeinsamer

sittlicher Maßstäbe und eine gemeinsame religiöse Glaubens- und Anschauungsweise der Welt noch irgendeine gemeinsam anerkannte spirituelle Autorität mehr besitzt, durch die hindurch solche Glaubensweise reden, sich formulieren, raten und moralisch — nicht juristisch — richten könnte. Wer da sagen würde, wir hätten dies doch auch schon vor dem Kriege gewußt, der versteht entweder nicht, was ich meine — oder er irrt. Was wir auch vor dem Kriege wußten oder annahmen, war, daß wir zwar keine einheitliche spirituelle Autorität mehr besitzen, die durch das Gewicht ihrer inneren Würde — ohne Zwang — das Leben beraten und geistig leiten könnte; aber dafür meinten wir eine ganze Reihe solcher Autoritäten zu besitzen, bestehend in Kulturzusammenhängen aller Art, in einem ‚europäischen Gewissen', einer ‚öffentlichen europäischen Meinung', in bedeutenden hochragenden Einzelpersönlichkeiten (Dichtern, Forschern), in der Wissenschaft, in übernationalen religiösen Gesinnungssolidaritäten usw. Daß hinter der nach unserer Meinung sich stärkenden Vielzahl dieser ragenden Leucht- und Orientierungstürme für das brausende Leben der lichtsuchenden Massen eigentlich — das Nichts irgendeiner solchen geistigen Autorität gähne, das — wahrlich — wußten wir nicht. Daß es keinen einzigen Mann in Europa gibt, dessen Hoheit gegenüber den Leidenschaften der Massen, gegenüber dem Treiben der Pressen ein fragloses und allgemein anerkanntes Gewicht beanspruchen dürfte, — diese Tatsache eben verbarg sich unter einer großen Menge europäischer, ja menschheitlicher Geistesgrößen — die nun plötzlich aufhörten, jenseits der Grenzen ihres Landes solche zu sein und irgendwelches ernstes Gehör zu finden. Wußten diese verborgenste Wahrheit des modernen Europa aber wirklich eine Handvoll von Menschen vor dem Kriege, — auch diese Wissenden haben es doch erst jetzt gesehen und erlebt.

Langsam und Stück für Stück mag ja aus dem Menschenherzen ein tiefes altes Vertrauen, eine das Leben früher einst leitende oder doch seine vielen Tendenzen bergende Überzeugung dahinschwinden: Er merkt es nicht. Er fühlt nicht, wie langsam sich sein Herz an der Tiefenstelle leert, an jener Stelle, die voll sein muß — mit irgend etwas voll — soll der Mensch leben und nicht vegetieren. Er merkt es nicht, da der Prozeß dieser Vertrauensverebbung allmählich geht und nur kleine Stücke des Vertrauens sich langsam verflüchtigen. Er merkt es nicht, weil auch ja immer noch ein letztes Stück des Vertrauens zurückbleibt, im leerer und leerer werdenden Raume des Herzens sich ausdehnt — und so das Leererwerden des Herzens verbirgt. Längst redet er nicht mehr von diesem Vertrauen, dem Geschenk einer langen Geschichte seiner Ahnen; längst stellt er sich die großen Gegenstände nicht mehr vor, auf die das Vertrauen ursprünglich zielte, an denen es einst groß und stark geworden — so stark, daß es auch ihn, den fernen Enkel noch heimlich beseelt —. Noch weniger urteilt er mehr, es seien diese Gegenstände auch wirklich, und er glaube an sie. Und doch — er lebt heimlich von dem, was er, gefragt, für falsch erklären — vielleicht sogar

verspötteln würde. Da — eines Tages — tritt ein Ereignis in sein Leben ein, das zu überwinden der Rest seines Vertrauens schon zu klein und zu dünn geworden ist. Er will es neu nähren an den Gegenständen, die es einst erzeugt; — es geht nicht; er hat sie zu oft geleugnet, wenn nicht verlacht; oder sie nähren an anderen Dingen, auf die er das Vertrauen nun hinschiebt; aber er sieht auch hiebei, sie allein rechtfertigen es nicht, sie tragen es nicht. Und nun erst ist der Zeitpunkt gekommen, wo dieser Mensch voll Schreck die große und unheimliche Leere seines Herzens wirklich gewahrt, die er sich so lange selbst verschwieg. Das ist ein großer, wenn auch furchtbarer Augenblick in seinem Leben! Das ist ein Wendepunkt, der nur zwei Bahnen offen läßt: den moralischen Tod oder die Ausfüllung dieser Leere durch ein neues Vertrauen. — So und nicht anders haben wir die Leerstelle einer anerkannten spirituell-moralischen Autorität in Europa schließlich uns zu vollem Gesicht gebracht, und dieser Krieg war nur der auslösende Vorgang für jenen Blick, den — so Gott will — noch rettenden Blick in unsere große, wüste Herzens- und Geistesleere. Der Krieg war nicht die Kraft, die diese Leere gegraben; er war die geistige Heimsuchung, die sie uns entdecken ließ, — auf daß wir uns noch retten könnten. —

Aber dieses nunmehr schon, — schon im Kriege — entstandene Bewußtsein der Leere wird in der Rückschau auf den Krieg, vom einstigen Frieden her, eine gedoppelte Sehnsucht nach der Ausfüllung der Leere bewirken. Kindern gleich, die im Affekt des Streites alles Mögliche an Zimmergerät und -Schmuck zerschlagen haben, werden die europäischen Nationen nach dem Kriege gleichsam zurücktreten — und die moralischen Schäden betrachtend sagen: Was haben wir getan? Die Ursachen dieser Weltkatastrophe werden weit hinaus über ihre letzten politischen Anlässe erforscht und aus dem Spiel der Gesamtkräfte der Neuzeit resultierend verstanden werden. Und es wird — sehe ich recht — die Zeit einer großen Reue und einer großen Buße kommen — gar nicht über den Krieg an sich, wie die Pazifisten meinen, wohl aber über Sein und Werden der menschlichen Gesinnungen und über den Wert der ‚vorbildlichen' führenden Menschentypen der vorangehenden Zeiten, die diesen Krieg als letztes Symptom ihres Fiebers aus sich hervortrieben, die ihm vor allem den ihm eigentümlichen moralischen Gesamtcharakter erteilten. Eine Zeit, in ihrem Reue- und Bußwillen ähnlich dem 12. Jahrhundert, in dem die Seelen nach den dona lacrimarum verlangten und im Besitz dieses Geschenkes weit und offen wurden, die Sprache Bernhards von Clairvaux zu hören. Gewiß ist es wahr, daß das Fieber des Nationalismus durch die vor Kriegsbeginn vorhandenen religiösen Mächte, — in ihrer ehemaligen inneren Beschaffenheit, — so wenig eingedämmt wurde, daß vielmehr die Religionen und Kirchen selbst in der höchsten Gefahr zu stehen scheinen, diesem Fieber in Zukunft noch mehr zu unterliegen. Ob wir auf die deutsch-englische evangelische Solidarität blicken, aus der eine so machtvolle Beeinflussung, ja langsame Umgestaltung des religiösen Lebensstiles auch des deutschen Prote-

stantismus hervorgegangen war (ist doch fast der gesamte religiöse Liberalismus schon seit dem 18. Jahrhundert englischer Abkunft), ob auf das Verhältnis der deutschen und französischen Protestanten, ob endlich — wie wir leider gestehen müssen — auf unser eigenes Verhältnis zu unseren Glaubensgenossen in Frankreich und England (einschließlich der Missionen): Überall, selbst innerhalb der letzten Geschichte des Islam, sehen wir ein starkes, oft klägliches Zurückweichen der religiösen Mächte vor den nationalistischen Leidenschaften. Überall jetzt auch Wiedererweckung national-kirchlicher Tendenzen, in England, Frankreich, in Deutschland besonders auf liberal-protestantischem Boden, aber unter schon jetzt hervortretendem Widerstand des älteren Luthertums, das offenbar eine Vermischung mit dem Liberalismus fürchtet (s. hierzu die letzten Artikel der ‚Kreuzzeitung'). Dazu tritt eine so scharfe literarische Beleuchtung der nationalen Färbungen der Glaubensinhalte — bis hinauf zur Gottesidee selbst —, daß für den oberflächlichen Betrachter ein Zeitalter der Volks- und Heldengottheiten emporzusteigen scheinen könnte, das schon mit der Idee einer universalen Menschheits- und Erlösungsreligion prinzipiell bricht. Aber auch nur für den oberflächlichen Betrachter! Denn gerade diese Erscheinung scheinbarer Nationalgottheiten ist einerseits nur der Weg, auf dem sich eine im Kerne ungläubige Zeit und der ungläubige Teil ihrer Massen eines tieferen Lebensgrundes überhaupt wieder bemächtigt; und sie ist auf der anderen Seite schon für die Durchschnittsvernunft unseres Zeitalters so beleidigend und auch auf kürzere Dauer unerträglich, daß sie weit stärker als weithin sichtbares Symptom für eine dem Wesen des religiösen Bewußtseins widerstreitende langsame nationalistische Umspinnung des Glaubens durch die Entwicklung Europas vor dem Krieg und als ein Mahnzeichen zur Umkehr und zum Abbruch solcher ‚Entwicklung' wirken muß. Wäre die Nation, wie vor dem Kriege auch tief religiöse Menschen und Gruppen geglaubt haben, auch nur ein je ‚besonderer Weg zu Gott', ein Weg, der keines übernationalen Führers und Orientierungspunktes bedürfte, was bürgte dafür, daß diese verschiedenen ‚Wege' bei dem Ziele auch nur derselben Gottesidee endigen und nicht auch zu verschiedenen Gottheiten führen? So schlagen diese für unser Zeitalter so grotesken Erscheinungen der ‚Volksgottheiten' — die ja doch niemand ernstlich glaubt — als herbe Kritik nur auf jene ja gleichfalls schon grundirrige Theorie vom ‚besonderen Weg der Nationen' zurück! Auch vielfach falsche Begründungsarten der religiösen Grundwahrheiten, nach denen diese Wahrheiten gar keiner besonderen Erkenntnisquellen und diesen entsprechender Anschauungsstoffe bedürften, ihre Annahme vielmehr nur eine sog. ‚Voraussetzung' für das moralische Handeln oder für die kulturbildende Wirksamkeit wären, oder aber nur letzte ‚Ergänzungen' weltlicher Erkenntnis und Kulturarbeit durch ‚Herz und Gemüt', oder nur für die Tatkraft der Völker wohlgeeignete Spornmittel und ihre Gruppen tiefer einigende soziale und nationale Kitte (die ersteren Methoden der Begründung waren bei uns, die letzteren in Frankreich im Schwang) — auch diese Be-

gründungsarten werden durch die Tatsachen genau in dem Maße bloßgestellt und auf ihre geringe Haltekraft abgewogen, als sich das nicht schon in Gott gegründete, sondern erst den Glauben an ihn tragen sollende moralische und kulturelle Bewußtsein so eng, weil so stark national bedingt, erwiesen hat. Das noch nicht religiös inspiriert gedachte preußische Volksethos hätte eben auch eine andere ‚Voraussetzung' von Gottesidee nötig als das ebensowenig inspiriert gedachte englische und französische Volksethos. —

Nein! Die Leere, von der wir sprechen, wird zusehends wachsen — und sie wird fordern, — Erfüllung fordern! Keine Verzweiflung an lang gehegten Ideen und daraus fließenden Erwartungen kann der Mensch ertragen, ohne daß starke Antriebe daraus erwachsen, bloße Palliative abzulehnen, mit denen er sich bislang begnügte. In demselben Maße, als der Arbeiter z. B. auf seine Internationale fälschlich vertraute, in dem Maße überhaupt, als die falsche Glaubensutopie eines Zukunftsstaates durch rein ökonomische naturnotwendige Entwicklung verblaßt — und dieser Krieg hat ihr schon jetzt den letzten Rest gegeben —, in dem Maße, als die Politik der Arbeiterklasse gleichzeitig ein nüchternes Geschäft von Fall zu Fall wird, in demselben Maße wird die Seele des Arbeiters, ja wird die Seele der ganzen Klasse auch dem Lichte echter Religion wieder zugänglich und darnach verlangend werden. Ähnliches gilt für die europäische Jugend, deren Herz nach dem Kriege stürmisch nach tieferen Lebensquellen verlangen wird, als die unmittelbar überkommene Bildung ihrer Väter sie ihr bieten konnte. — Ich könnte davon vieles erzählen.

Darüber nun, daß die Strukturform, welche das durch den Krieg neu erregte religiöse Bewußtsein suchen wird, in der faktischen Gestaltung der katholischen Kirche — den immer noch ragendsten übernationalen Turm aus Geist, Seele und Gewissen — ein formales Vorbild schon jetzt besitzt, und daß sie als solches Vorbild auch weit über ihre Angehörigen hinaus gegenwärtig schon erkannt und empfunden wird, darüber hege ich schon jetzt keinen Zweifel.

Aber ein anderes ist die Frage, ob und wieweit ihre positiv-historische Gestalt jene neuentstandenen Leeren füllen kann, wieweit auch sie selbst dazu die Hand bieten und sich und ihren reichen Born von Gnaden und Weisheiten öffnen wird, um jener neu erstandenen Sehnsucht mit Erfolg zu genügen. Und auch das wird nun zu fragen sein, wie weit der nach dem Krieg zu erwartende neue weltpolitische Rahmen, in dem die Kirche ihr hohes Werk zu tun hat — darin ein neues Mitteleuropa — die allgemeinmenschliche Mission der Kirche fördern oder hindern wird, — und endlich erhebt sich die Frage, was wir von uns aus praktisch und ideell dazu werden tun können?

Darüber will ich in dem abschließenden Teile noch einiges mir bemerkenswert Erscheinende sagen. —

Hans Pfitzners ‚Palestrina'
Von Franz Schultz

Die weltgeschichtliche Gegenwart ist, soweit wir sehen, bisher weder der Entwicklung unserer dramatischen und musikalischen Kunst zugute gekommen, noch hat sie die Fragen nach dem Wesen und dem Wohin deutscher Kunst überhaupt in sichtbarer Weise einer Klärung nähergeführt. Beide Wirkungen dürfen wir uns als Folgen tiefster und aufwühlender Erlebnisse und selbstprüfender Besinnlichkeit für eine spätere Zeit versprechen. Daß sie gegenwärtig noch nicht in größerem Umfange fühlbar sind, hat seine guten Gründe. Noch fehlt die Distanz und die Perspektive, noch ist die Loslösung von einer unmittelbar sich auswirkenden patriotischen Absicht nicht erfolgt, die Erregung des Momentes, die nationale Leidenschaftlichkeit zu wenig gebannt; und nur auf Grund dieser Voraussetzungen kann reine Kunst und reine Erkenntnis gedeihen. Um so mehr erscheint es geboten, zur Bekanntgabe, Aufhellung, Erläuterung deutschen Kunstschaffens beizutragen, wo dies an einem Werke geschehen kann, das, stofflich wie formal dem Einflusse der Epoche des Weltkrieges entzogen, durch die künstlerische Persönlichkeit seines Schöpfers ganz in die Entwicklungslinie spezifisch nationaler musikdramatischer Kunst hineingehört.

Es handelt sich um Hans Pfitzners ‚Palestrina. Musikalische Legende in drei Akten.' Schon seit längerer Zeit liegt die Dichtung als Privatdruck vor und ist dem Freundeskreise des Meisters bekannt; das Jahr 1915 hat die Fertigstellung der Partitur gebracht; während der nächsten Spielzeit wird die Uraufführung stattfinden.

Ein jedes Kunstwerk soll sich durch sich selbst rechtfertigen und keines wegbereitenden Kommentators und Glossators bedürfen — das ist ein Grundsatz, der dem Dichter und Komponisten des ‚Palestrina' recht aus der Seele gesprochen sein wird, demselben, der jede tiftelnde symbolische Ausdeutung für seine jüngst in München mit so großem Erfolge aufgeführte ‚Rose vom Liebesgarten' ablehnte und für diese ‚romantische Oper' nur die Empfänglichkeit eines unverbildeten Publikums verlangte, dem die elementare Sphäre des Sagen- und Märchenhaften nicht gerade innerlich fremd ist. Oder man lese das Vorwort zu seinen vor kurzem erschienenen gesammelten Aufsätzen ‚Vom musikalischen Drama', um nachzufühlen, wie sehr und wie lange es diesem Künstler widerstrebt hat, eigene schöpferische Tat und Leistung durch theoretische Auseinandersetzungen zu umschreiben und durch literarische Nachhilfe dem Verständnis näherzubringen. Aber in diesem persönlichen Bekenntnis ist auch zum Ausdruck gekommen, wie sehr gerade dieser temperamentvolle und sensible Schöpfer unter den Hemmungen, Mißverständnissen, Stumpfheiten und Verfälschungen leidet, mit denen, wer durchzudringen bestrebt ist, rechnen muß. Daher erscheint es als ein Gebot höherer

Der Verfasser legt Wert auf die Feststellung, daß sein Aufsatz vor Beginn der Straßburger Pfitznerkrise abgeschlossen worden ist.

Pflicht gegenüber dem in ihm zur Erscheinung kommenden Typus des deutschen Künstlers, ihn in seinem Wollen und Wirken mit den Mitteln einer geistes- und kunstgeschichtlichen Orientierung zu erfassen und in seinem Werte und seiner Bedingtheit mit der Unbefangenheit hinzustellen, die eine im Grunde so naive schöpferische Persönlichkeit wie Pfitzner, wenn man sich mit seinen Werken befaßt, voraussetzen darf.

Im Jahre 1895 erlebte Pfitzners ‚Armer Heinrich' seine Erstaufführung, im Jahre 1901 die ‚Rose vom Liebesgarten'; beide Musikdramen beruhen auf Texten, die James Grun verfaßt hatte. Auf beiden von einer erstaunlichen Frühreife zeugenden Werken steht die bisherige Geltung Pfitzners als Opernkomponist. Mehr und mehr hat er sich mit ihnen ein Publikum erobert, das, über den Rahmen einer sogenannten Gemeinde weit hinausgreifend, gerade gegenwärtig sich aus ihnen von deutschestem Hauche angeweht fühlt. Nun, da er in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre steht, nach anderthalb Jahrzehnte langer Pause erscheint er wieder auf dem Plane mit einem ‚Palestrina', von dem nicht nur die Musik, sondern auch der Text sein eigen ist, ohne daß früher von dichterischen Versuchen bei ihm die Rede gewesen wäre. Grund genug, zweifelnd den Kopf zu schütteln oder sich allenfalls einen dichterischen Notbau vorzustellen, der mit allen Schwächen eines dilettantischen Librettos behaftet ist. Und was ist es in diesem Werke mit Palestrina, dem Vollender und Erneuerer der Kirchenmusik, dem römischen Meister, in dem geniales Feuer, südländische Anmut, Erhabenheit und Stilstrenge sich vereinigen? Daß man es nicht mit einem der beliebten veristischen Operntexte, die ihren Stoff dem Zeitalter der Renaissance entnehmen, zu tun hat, darauf deutet schon der Untertitel hin, der das Werk eine ‚musikalische Legende' nennt. Aber ist diese Legende die dramatische Gestaltung einer überlieferten Fassung, wie man zunächst annehmen möchte? Ist es eine ‚Legende' eigener Erfindung, so wie etwa die ‚Rose vom Liebesgarten' ein nicht in der Volksphantasie vor Jahrhunderten erzeugtes, sondern mit Hilfe von allerlei überlieferten Motiven frei gebildetes Märchen ist? Wahrscheinlich wird dem, der das Werk nennen hört, von vornherein nur das eine klar sein, daß sich hier der Künstler den Künstler zum Gegenstande seines Werkes erwählte, weil er, um an bekannte Worte zu erinnern, die Jean Paul von Dichtern gesprochen hat, die sich einen Künstler zum Helden ihrer Darstellung aussuchen, sein eigenes Herz, eigene Ansichten und Empfindungen in seinen Busen niederlegen zu können hoffte. Tritt man aber nun dem Werke näher und ordnet es in Pfitzners Lebensarbeit und Gedankenkreis ein, so springt als ein alle andern Kennzeichen zurückdrängendes Moment die Erkenntnis in die Augen, daß man es hier mit einem Durchbruch des Dichters und des Dichterischen in einem gereiften musikalischen Meister zu tun hat — einem Durchbruch des Dichterischen, der das Palestrinawerk zu einem gegenwärtig ganz für sich stehenden künstlerischen und persönlichen Dokumente macht. Um das zu begründen, muß weiter ausgegriffen werden.

Es ergibt sich bei Pfitzner der glückliche Fall, daß man die künstlerische Intention, aus der sein ‚Palestrina‘ herausgewachsen ist, an der Hand theoretischer und programmatischer Äußerungen erfassen kann. Die Handhabe dazu bieten jene von 1908 bis 1915 reichenden Aufsätze, die er in seiner schon genannten Sammlung unter dem Titel ‚Zur Grundfrage der Operndichtung‘ zusammengefaßt hat. Man kann aus ihnen hier beiseite lassen, was sie an scharfgeschliffener und übrigens nicht in allen Punkten überzeugender Polemik mit sich führen (obwohl das Polemische hier ein kaum zu entbehrendes Korrelat positiver Anschauungen ist); man braucht auch nicht einverstanden zu sein mit manchen konstruktiven Ausführungen im einzelnen und nur die Grundanschauung herauszuschälen. Sie geht, wie es sich gebührt, von Richard Wagner als dem Ahnherrn einer neuen Kunstform, der musikalisch-dramatischen Dichtung aus, die in ihrer selbständigen Geltung und eigenen inneren Gesetzen gehorchenden Würde neben der Literaturdichtung auf der einen und dem Libretto alten Stiles und handwerksmäßiger Klasse auf der anderen Seite scharf beleuchtet wird. ‚Die theoretisch unlöslich scheinende Frage nach der Möglichkeit einer wahrhaften Dichtung als Grundlage einer musikalisch-dramatischen Komposition‘, so sagt Pfitzner, ‚löst sich von selbst, sobald das eintritt, vor dem alle literarischen und musikalischen Fachbegriffe auffliegen: Die musikdramatische Konzeption.‘ Das unterscheidende Kriterium einer echten musikdramatischen Dichtung wird in den Einfall, den ideellen Kern und Mittelpunkt verlegt, von dem aus sich alle Einzelheiten von innen heraus gesetzmäßig entwickeln. Ich kann mir nicht versagen, die abschließenden Formulierungen, zu denen Pfitzner gelangt, als für das Verständnis und die inneren Voraussetzungen seines eigenen Werkes wesentlich und aufhellend wörtlich und in ganzer Ausdehnung hierher zu setzen:

‚Der wirkliche Unterschied‘, so sagt er, ‚zwischen Musikdrama und allem, was bisher da war, besteht letzten Grundes in nichts Formellem; kann nicht definiert, sondern nur beleuchtet werden. Wie wir es in Wagner kennen, bewegt sich das musikalische Drama auf den höchsten Spitzen beider Künste, saugt aus beiden nur die feinsten Extrakte und ist bereit, auf alles ihnen Unwesentliche, Akzidentelle zu verzichten: auf die sinnliche Einzelheit der Dichtung, auf die selbständige Formenbildung der Musik; obwohl die Möglichkeit zur gelegentlichen Entfaltung auch dieser Seiten der Künste offengelassen ist. — Wie man sieht, hat der Dichter die verantwortlichere Aufgabe. Die Musik, die die Gegenwart zu besorgen hat, kann das Werk nur im einzelnen gefährden. Aber des Dichters Idee ist eine einzige, von deren Niederschlag das Ganze abhängt. Ist sie nicht in Ordnung, nicht eine wahrhafte Konzeption, so bleibt für den Begriff der „Dichtung“ nichts mehr zu retten. Denn für die Musik ist reserviert, woran sich der Literaturdichter schadlos hält und wodurch er seinem Werk noch dichterischen Wert verleihen kann, wenn ihm die

Konzeption fehlt: die sinnliche Einzelheit, die Gegenwart. Und schöne dichterische Gegenwarten ohne geniale Konzeption geben immer nur das Literaturlibretto. Dagegen darf sich die musik-dramatische Konzeption in der primitivsten Weise niederschlagen; sie sieht nur auf die getreue, reine, alles, was nicht aus ihr fließt, ausscheidende Ausführung, auf die Notwendigkeit des zu Geschehenden, zu Äußernden, und setzt in diese Notwendigkeit, die als Ausgangsidee einen wahrhaften „Einfall" voraussetzt und einen willkürlichen Plan ausschließt, ihren Begriff der Dichtung.'

Es kann hier füglich unerörtert bleiben, ob die theoretische Position, der Pfitzner hier Ausdruck gibt, nicht gewisse Angriffspunkte aufweist: ob nicht die überragende Bedeutung, die Pfitzner dem Begriff der ‚Konzeption' lediglich für das Musikdrama zuweist, nicht überhaupt für alle wahre Dichtung und Kunst Geltung hat, wie es bereits Goethe erkannte, der in den Sprüchen in Prosa erklärt: ‚Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins kleinste kommt alles auf die Konzeption an'; ob nicht dadurch, daß als Merkmal der musik-dramatischen Dichtung jener Begriff der ‚Konzeption' hingestellt wird, der die Teile in einen lebendigen und von der Mitte aus Licht empfangenden Organismus zusammenfaßt, während der Musik ‚die sinnliche Einzelheit' zufalle, ob nicht dadurch die unseres Erachtens wichtigere Frage in den Hintergrund gedrängt wird, nämlich die nach dem Geltungsbereich, den Ausdrucksmöglichkeiten beider Künste, vor allem den Ausdrucks**mitteln** von Wortkunst einerseits und Musik andererseits, die Frage auch nach der Möglichkeit ihrer Vereinigung zu einem Ganzen, in dem jede ursprünglich durch die andere bedingt ist und mit ihr entstand; ob nicht der Pfitznersche Konzeptionsbegriff allzusehr bestimmt sei durch die Form des Wagnerschen Musikdramas, das sich freilich in einzigartiger Weise auf die dreiaktige Komprimierung, auf eine Simplifizierung und ideelle Durchleuchtung überlieferten Sagenstoffes versteht; ob nicht endlich die in der ‚echten' musikdramatischen Dichtung zu findende ‚Konzeption' in ihrer Wirkung sehr durch subjektive Faktoren bestimmt werde. Die Hauptsache bleibt doch die denkerische Strenge, mit der hier einem künstlerischen Problem nachgegangen ist und mit der zu zergliedern versucht wird, was doch letzten Endes auf einem **Gefühl** von künstlerischem Wert oder Unwert ruht. Denn — und das ist wesentlich: Pfitzners Anschauungen vom Musikdrama sind nicht dogmatisierende Spekulationen, sondern sie haben sich — die von Richard Wagner ausgehende Linie immer vorausgesetzt — als Niederschlag eigener musikdramatisch-schöpferischer Tätigkeit und in wechselseitiger Durchdringung mit ihr gebildet — in jener Zeitspanne von etwa anderthalb Jahrzehnten, während deren das neue Werk, der ‚Palestrina', in ihm wurde, zunächst nur als ‚Konzeption', dann mehr und mehr sich ausgestaltend zu dichterischer und musikalischer Formwirklichkeit. Dies wohl ist der ‚neue beglückendere Weg', von dem die Vorrede zu den ‚Gesammelten Aufsätzen' spricht, die diese theoretischen Äußerungen als ein notgedrungenes, aber eigentlich lästiges

Korrelat des Schöpferischen empfindet und hinstellt. Man kann nun schon von vornherein ermessen, wie weit das ‚Palestrina‘-Drama, dessen Werden sich durch etwa anderthalb Jahrzehnte hingezogen hat, von allem absteht, was äußerliche Wirkung, Anpassung an die Instinkte des Durchschnittspublikums und der Bühne, schnellfertige Mache, leichte Fabrikation heißt. Und wie sehr es seine Entstehung einer ernsten künstlerischen Einsicht und Überzeugung verdankt. Das Werk selber und seine Entstehungsgeschichte bestätigen diese Voraussetzung von einer bei seiner Schöpfung vorwaltenden innerlichen Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit. Von Richard Wagner hat Pfitzner gesagt, daß das Primäre in ihm der Dichter sei; ob das zutrifft und ob eine solche Formulierung nicht zu mißverständlicher Auffassung des Gesamtschöpferischen in Wagner führen kann, bleibe dahingestellt. Wohl aber möchte man dies Wort auf Pfitzner selber anwenden, dem es als Theoretiker und Musikdramatiker weniger um die absoluten und spezifischen musikalischen Werte zu tun ist als um die dichterische und dramatische Linienführung und um die Herausstellung eines in dem Kunstwerk enthaltenen Erlebnisses und ästhetischen, ethischen (oder sagen wir: im letzten Sinne philosophischen) Gehaltes. So verfährt ja auch der Dirigent Pfitzner, der lieber auf die großen Umrisse eines Musikwerkes ausgeht, als daß er eine subtil gestrichelte musikalische Wiedergabe liefert, bei der die technischen, klanglichen und formalen Probleme in den Vordergrund träten. Pfitzner zieht seine geistige Nahrung vielleicht in noch stärkerem Maße aus der Geschichte der deutschen Dichtung, deren feiner Kenner er ist, als aus der Geschichte der deutschen Musik: im Rahmen der deutschen Dichtungsentwicklung, im Rahmen der allgemeinen Geistesgeschichte will er erfaßt sein.

In Ambros' ‚Geschichte der Musik‘ tritt dem damals noch jungen, lehrenden und lernenden Manne die Gestalt Palestrinas entgegen, hält sein Nachdenken im Banne und gibt ein Problem auf, das dem Künstler nahegeht: das seltsame und wundersame Nebeneinander des einsamen Genies auf der einen, des bewegten äußeren Daseins auf der anderen Seite. Dies Problem ist die Urzelle von Pfitzners Werk und die ‚Idee‘ des Musikdramas.

Ein langes, langes Menschenleben verbringt Palestrina in Rom, um ihn herum die Welt der Spätrenaissance und das gesteigerte kirchliche Leben, das im Tridentiner Konzil und seinen Reformen Ausdruck und Krönung findet. Auch um seine eigene Kunst geht die Auseinandersetzung, um Sein oder Nichtsein der hochausgebildeten, kunstvollen polyphonen Kirchenmusik, die ob ihrer Ausartungen ins Üppig-Weltliche in ihrer ganzen Existenz bedroht gewesen wäre und wieder dem Gregorianischen Gesang hätte Platz machen müssen, wenn nicht Palestrina durch künstlerische Tat, obenan durch das Missa Papae Marcelli geheißene Werk, die innere und äußere Berechtigung eines von Auswüchsen freien und doch musikalisch reichen polyphonen Stiles dargetan hätte und so ein ‚Retter der Musik‘ geworden wäre. So wird man sich den aller Einzelheiten und näheren Bestimmtheiten entkleideten Kern der Fabel vorzustellen haben, die den Gedanken an eine

dichterische Ausgestaltung weckte. Gleichviel, ob der geschichtliche Palestrina wirklich jener inmitten eines ihn umbrandenden Lebens einsam Dastehende gewesen ist, gleichviel auch, ob jene rettende künstlerische Tat erst das Ergebnis eines Auftrages von höherer kirchlicher Stelle war: in dem Dichter gewann die Tatsache, daß schließlich doch nur Palestrinas Genialität die Rechtfertigung und Reinigung der entarteten polyphonen Musik vollbringt, noch eine deutlichere und wirksamere Form dadurch, daß er den betagten Meister als Einsamen und Stillen, als Müden und Resignierten der ihn umgebenden großen Welt gegenüberstellt, und ferner dadurch, daß er ihn das Werk ohne äußeren Zwang, ja nach Abweisung des ihm gewordenen Auftrages vollbringen läßt, nur weil sein ‚Genius', seine in ihm schlummernde Schöpferkraft auf Grund einer höheren Eingebung ihn dazu zwingt. Hier stehen wir vor der ‚Konzeptionsstelle' des Pfitznerschen Werkes, und es gilt, sie um so schärfer ins Auge zu fassen, als alles übrige erst von diesem Mittelpunkte aus das rechte Licht empfängt.

Wir befinden uns im ersten Akt. Ein Zwiegespräch zwischen Palestrinas Schüler Silla und seinem Sohne Igino hat den Anfang gemacht. Silla ist leichtsinnig, oberflächlich, egoistisch, verliebt, der neuesten musikalischen Tagesmode preisgegeben, Igino schwerblütig und frühreif, von strengem Pflichtbewußtsein, nur dem Bewährten und Bleibenden zugewandt, ganz von Liebe und Sorge für den Vater erfüllt, zwar, wie er sagt, dem Leben hold, doch überflogen von jenem Hauche der Schwermut, wie sie innerlichen Menschen eignet und die der Junge mit dem Vater teilt. Das graziöse Zwiegespräch der beiden jungen Leute bietet aber mehr als den typischen und nicht veralteten Gegensatz zweier Kunstjünger: mit großem Geschick exponiert der Dichter darin zugleich den Charakter und die Situation Palestrinas, dem sein Ruhm ‚nichts eingebracht als der Kollegen Neid und offene Niedertracht,' den ‚sein einziges Menschenglück: Familie, Ehe' aus ‚Papstes Gunst und Nähe' verbannte. Ein Menschenalter hat er Werk auf Werk geschaffen, bis ihn der schwerste Schlag traf: der Tod seiner geliebten Gattin Lukrezia. Keine Note schrieb er mehr seitdem. In Armut und Trübsinn altert er dahin.

Mit dem Eintritt des Kardinals Carlo Borromeo und des Meisters selber entsteht das, was alte Schulterminologie das ‚erregende Moment' nannte, gipfelnd in Borromeos weitausholender Rede an Palestrina, die mit der Aufforderung an den ‚ehemaligen päpstlichen Kompositore' schließt, durch ein Probestück, eine neue Messe, deren Stil und Haltung fortan die feste Norm sei, der Tonkunst ‚Rettung und Reform' zu bringen. Doch Palestrina fühlt sich nicht mehr als den rechten zu solchem Werk; der schöpferische Quell ist ihm versiegt. Er muß den Antrag des immer erregter werdenden Borromeo ablehnen, selbst auf die Gefahr, diesen letzten und besten Gönner und Freund zu verlieren. Palestrinas Monolog zeigt ihn in all seiner faustisch-dumpfen Resignation, melancholischen Skepsis und weltabgewandten Versunkenheit: ‚So in der Mitte find' ich mich des Lebens, verstehe nicht, wie je ich schaffen konnte, wie je ich mich erfreute, je ich

liebte.‘ Die Nacht ist inzwischen hereingebrochen. Der Monolog macht die stimmungsvolle Überleitung zu den folgenden großen Erscheinungsszenen (Hofmannsthals ‚Tor und Tod‘ steht dieser Stelle wohl am nächsten). In diesen Schlußszenen des ersten Aktes, dem innern Höhepunkt der ganzen Dichtung, wird ihm durch ‚Eingebung‘, durch Erleuchtung, durch ein Geschenk von oben jenes Werk zuteil, das zu schaffen er sich nicht mehr getraute. Es treten zu ihm die älteren Meister der Tonkunst und mahnen ihn an sein ‚Erdenpensum‘, es naht ihm die verstorbene Lukrezia, die ihm einst helfend zur Seite war, und die seine Stube bevölkernden Engelsgestalten singen ihm Bruchstücke der Messe zu. Als der Morgen dämmert, ist das Werk fertig, ‚die Notenblätter liegen auf den Tisch und Boden zerstreut‘. Mit den Mitteln, die die literarische und die Bühnentradition zur Verfügung hat, wird als ein äußeres Wunder dargestellt, was dem, der von der Unbegreiflichkeit einer genialen und intuitiven Schöpfergabe durchdrungen ist, stets als ein inneres Wunder erscheinen wird: das Werden eines unsterblichen Kunstwerkes. Daß der Dichter hier zu der Haltung und den Mitteln des Legendarischen griff und einen inneren Vorgang auf diese Weise äußerlich symbolisierte, hat seine künstlerische Berechtigung und steht weit ab von jedem bloßen Effekt, wenn man auch gewiß nicht wird leugnen wollen, daß dem Komponisten des ‚Armen Heinrich‘ und der ‚Rose‘ ein solcher Übergang in eine Legende naheliegen mag. Daß man in diesen Erscheinungsszenen die ‚Konzeptionsstelle‘ des ganzen Werkes zu suchen hat, dürfte übrigens auch daraus hervorgehen, daß, wie seine Skizzenhefte zeigen, diese Partien zuerst und unabhängig noch von allem übrigen in dem Dichter Gestalt angenommen haben.

Die Frage nach der Wesensberechtigung des zweiten Aktes wird sich angesichts des Werkes wohl am stärksten aufdrängen; und doch ist für den, der sich einigermaßen bemüht, den Intentionen des Dichters gerecht zu werden, diese Frage unschwer zu beantworten. Die Kontraste aneinanderrückend, versetzt uns Pfitzner nach Trient, in eine der Schlußberatung des Konzils vorangehende Generalkongregation. Er bietet eine große Anzahl von Personen, Vertretern der katholischen Christenheit, auf und entrollt ein farbiges und dramatisches Bild der aufeinanderstoßenden nationalen und Interessengegensätze, von denen die ehrwürdige Versammlung bewegt wird. Wie hängt dieser zweite Akt mit Palestrina zusammen? Welche Funktion hat er im Gefüge des Werkes? Einmal spielt die Reform der Kirchenmusik in der Versammlung eine nicht unwesentliche Rolle, und die Frage nach der ordnungsmäßigen Behandlung dieses Gegenstandes droht neben anderm, den Abschluß des Konzils hinauszuschieben. Wir hören, daß Palestrina die beredete Probemesse schreiben soll und schreiben wird, wie Kardinal Borromeo drohend betont, der in dem voraufgegangenen Gespräch mit Novagerio sich entschlossen hat, dem höheren Interesse zuliebe sogar Gewalt gegen den Meister anzuwenden. Es ist nun die ‚tragische Ironie‘, daß dies Werk, das auf dem Konzil noch zur Debatte steht und das entstehen zu lassen man sich um jeden

Preis bemüht, bereits — wie der Zuschauer weiß — entstanden ist, ungezwungen, geboren in jener Nacht aus dem Schoße einer von oben erleuchteten genialen Intuition. Und damit streift man an die Funktion, die der Akt im dramatischen Organismus einnimmt, und wiederum an das Grundproblem des ganzen Werkes. Der Akt ist die sinnfällige Darstellung dessen, was für Palestrina das außer ihm Seiende, ‚die Welt' bedeutet. Nicht daß mit diesem dramatischen Ausschnitt aus dem Tridentinum der Dichter irgend etwas über das eigentliche Wesen des Konzils und eines Konzils überhaupt hätte aussagen wollen: sondern er benutzt die verschiedenen dort auftretenden Typen und das Bild des Getriebes nur zu dem Zwecke, die dem ganzen Werk zugrunde liegende Idee scharf herauszuarbeiten: die Idee des weltabgewandten Kunstschöpfers, der unbekümmert um alle Bemühungen, die mit und ohne sein Wissen um ihn sich drehen, den Weg geht, den sein Inneres und die ihm verliehene Schöpfergabe ihm vorzeichnen. Aus dem angedeuteten Gesichtspunkte heraus ist es begreiflich, daß der Dichter, wollte er ein Gesamtbild ‚der Welt' um Palestrina bieten, dies Bild in verschiedenen Farben spielen lassen, daß er eine Reihe verschieden charakterisierter und abgestufter Vertreter dieses Bildes vorführen mußte. Und so erklären sich Erscheinungen wie der pfiffige, bisweilen ins Komische umschlagende, dabei eigennützige Bischof von Budoja oder der Patriarch Abdisu von Assyrien, ein hinfälliger Greis, der den Verhandlungen kaum noch zu folgen vermag. Der Dichter durfte eben, sollte dieses Bild den beabsichtigten künstlerischen Zweck erfüllen, auch an dem Menschlich-Gebrechlichen nicht vorübergehen.

Die Idee einer ‚Ataraxie' der Kunst und des Künstlers, ihres stillen und unbekümmerten In-sich-Ruhens prägt sich am ergreifendsten und rührendsten in dem milde und elegisch verklingenden dritten, dem Schlußakte aus. Mag Palestrina ins Gefängnis geworfen sein, mag die Auffindung der Messe ihm die Befreiung und das Werk selber ihm Ruhm und Ehre und die höchste Gunst des in Person ihn aufsuchenden Papstes einbringen, mag Borromeo dem freundlich Verzeihenden alles abbitten — er ist am Schluß, nachdem er das Werkzeug höherer schöpferischer Absicht gewesen, äußerlich derselbe, der er von Anfang war, innerlich freilich geklärt, friedvoll, von seiner hohen Sendung und dem durch ihn wirkenden göttlichen Willen erfüllt. Und während sein Schüler Silla, dieser musikalische Modejüngling, gerade jetzt ihm entlaufen ist, während auf der Straße die Hochrufe erschallen auf den ‚Retter der Musik', setzt er sich an seine kleine Hausorgel und läßt, während sein verlorener Blick über das abendliche Rom schweift, seine musikalischen Gedanken wandern in ein fernes Reich.

Pfitzners Forderung einer die musikdramatische Dichtung in ihrem Aufbau und in ihren Teilen beherrschenden Grundkonzeption und eines die eigentliche Belichtung hergebenden ideellen Mittelpunktes hat an seinem Werke die Probe durchaus bestanden. Nur so läßt sich natürlich auch der dramatische Aufbau verstehen. Ist das Werk doch sozusagen mit umgekehrten Vorzeichen geschrieben: der dramatische Kulminationspunkt liegt bereits am Ende des

ersten Aktes; von dort ab zeigt es eine fallende Linie. Damit ist freilich nicht gemeint, daß das Interesse des Zuschauers nach dem ersten Akt nachließe: solches wird durch den bühnenwirksamen und bewegten zweiten Akt ausgeschlossen. Aber man könnte sich, wenn nicht in dem Werke alles ohne Rücksicht auf eine äußerliche Wirkung im Dienste der Grundidee stände, allenfalls die Handlung so aufgebaut denken, daß sie mit der Entstehung der Messe als einem Trumpf endete: das wäre freilich eine rohe Mache im Vergleiche mit dem Werke, wie es der Dichter in Wirklichkeit aus innerem Zwange gestaltet hat.

Eine noch zu berührende Frage betrifft das Verhältnis zur Geschichte. Es im einzelnen beleuchten, hieße den Rahmen dieser Ausführungen sprengen; auch würde ein quellenkritisches Verfahren für die Absicht, diesen ‚Palestrina‘ als Kunstwerk zu analysieren, nur wenig hergeben. Wenn das Werk auch auf eindringlichen geschichtlichen Studien beruht, so hat doch sein Verfasser selbstverständlich Gebrauch gemacht von dem seit Lessing festbegründeten Rechte des Dichters, mit geschichtlichen Persönlichkeiten und Vorgängen soweit frei zu schalten, als es die ideellen und dramatisch-technischen Absichten, die er verfolgt, erfordern. Er konnte das um so eher, als meines Wissens über die Entstehung der Missa Papae Marcelli und ihre zeitliche Ansetzung völlige Klarheit nicht herrscht. Daß ihm bei der Darstellung des Konzils einige Ungenauigkeiten untergelaufen sind, wird der Kirchenhistoriker bemerken, aber kaum übel vermerken dürfen. Auch den Einflüssen nachzugehen, die auf den Sprachstil gewirkt haben, wird man versucht sein, ohne damit den individuellen Kern zu treffen. Dagegen wird unsere Spannung und Neugier vor allem geweckt durch die musikalischen Aufgaben, die sich hier geboten haben. Liest sich das Werk jetzt auch wie eine Literaturdichtung, so darf doch nicht vergessen werden, daß wir mit dem Texte nur seine eine Hälfte besitzen. Erst die Musik mag ein paar stilistisch hölzerne Stellen, wie sie sich neben Strecken von erlesener dichterischer Sublimiertheit finden, heben und um die realistischen und charakteristischen Partien des auf dem Konzile spielenden zweiten Aktes den Schleier kunstgemäßer Entrückung legen.

Zum Schlusse sei gesagt, daß diese Zeilen keine geschmäcklerhafte und einseitige Verhimmelung dieser neuen Erscheinung unserer musikdramatischen Literatur bezwecken. Aber wer ruhig und vom Boden entwicklungsgeschichtlicher Kenntnisse aus abwägt, wird dem Werke seine Bedeutung nicht absprechen können. Nicht die szenischen Reize, die es in reichem Maße entfalten wird, sind dabei das Entscheidende, sondern der geistige, sittliche und persönliche Gehalt, den es als Ganzes umschließt. Es ist hervorgegangen aus dem ernstesten Streben nach den Höhen deutscher Kunst, wie denn sein Meister der abgesagte Gegner alles innerlich undeutschen, flachen oder auf den Augenblickserfolg gestellten Opernwesens ist. Ein gänzlich unerotisches Werk — tritt doch, abgesehen von der Erscheinung der Lukrezia, keine Frau in ihm auf —, ist es getragen von einer herben Idealität und einer tiefen

Verehrung großer Kunst. Seit Richard Wagners ‚Meistersingern‘ fängt die Kunst sich selber hier zum ersten Male wieder in einem Spiegelbilde auf, von dem alle Erdenreste abgefallen sind. Wir sind nicht reich an Werken eines Typs, wie es dieser ist. Es wird sich nun zeigen, ob unsere allenthalben auf die Quellen ihrer Kraft zurückdringende Zeit von kleinlichen und bei taktvoller Inszenierung ungerechtfertigten Bedenken absehen und diesem Musikdrama den ihm gebührenden Weg und die ihm gebührende Aufnahme bereiten wird.

Madonna

Sieh, verdoppelt will ich scheinen —
auf dem Silberboot, dem halben Mond,
eine Jungfrau schwebend nach der einen,
eine Jungfrau nach der andern Front . . .
Sieh, und beide Heere müssen weinen!

Spei'n verträumte Blumenwiesen
aus versenkten Festungen den Tod;
kracht aus stillen Wipfeln Schießen
plötzlich in das Abendrot —
führe ich zurück zu Paradiesen.

Oder floh vor Mörserschalle
jene Schönheit aus dem Erdentag,
die als Kind im dunklen Stalle
in des Lichtes Knospe lag?
Seine Liebe glüht ihr, liebend, alle!

Seht es meinen Hals umschmiegen,
doppelt mit mir schweben auf dem Mond,
sich zu Euch herunterbiegen,
bis der Panzer springt und Front und Front
sich umschlingend in die Arme fliegen!

Leo Sternberg.

Noch einmal die Frage der Schulbildung in rassenpolitischer Hinsicht / Von Josef Graßl

Im Dezemberheft dieses Jahrganges habe ich unter diesem Titel meine Ansicht dahin geäußert, daß die Vorbildung zu unseren Berufen vielfach nicht zweckmäßig sei, daß namentlich die Vorbildung der Schule nicht mit der beruflichen übereinstimme, daß wir die schulische Vorbildung vielfach überschätzen und dadurch zu einer Überproduktion an Schülern mittlerer und höherer Lehranstalten kommen, daß unter dem Zwang der zu verzinsenden Milliarden wir notgedrungen zur Einschränkung der Schulzeit, namentlich der Mittelschule kommen werden, dies um so mehr, als die allgemeine Volksschule, die doch die Grundlage der Bildung des Gesamtvolkes sein soll, von den wirtschaftlich besser Gestellten immer mehr verlassen wird.

Ich habe davor gewarnt, alle Begabten zum Studium zu bringen, da die gelehrten Stände zu starker Einschränkung der Kinderzahl neigen und dadurch eine Verarmung an angeborner Begabung im Volke eintrete, und als einen der Gründe der Zwergfamilie der Gelehrten habe ich die lange Ausbildungszeit angeführt. Ich habe denn auch die Volksschule gewarnt, einseitige Interessen, wie z. B. das Turnen, als allgemein notwendige Einrichtung zu betrachten. Ich habe schärfere Konzentrierung auf den Zweck angeregt und dabei angeführt, daß wir Handarbeiter stets brauchen, besonders aber in nächster Zukunft. ‚Die Kultur beruht auf dem Hausknecht.‘

Veranlassung zu dieser Abhandlung gab die Mitteilung der Tagesblätter, daß mitten im Kriege die Zahl der Zugänge zu den Mittelschulen selbst die Zahl der Friedenszugänge übertreffe. —

Meine Abhandlung wurde namentlich von den Volksschullehrern freundlich aufgenommen. Eine Ausnahme macht ‚Germanus‘ in der ‚Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft‘, Februarheft 1916: ‚Schulpolitik und Rassenpolitik‘. ‚Germanus‘ läßt zwar gelten, ‚daß dem Verfasser hie und da ein ganz zutreffendes Urteil mit unterläuft‘, daß aber meine Auffassung als Ganzes große Rückständigkeit zeige, die eigentlich der Widerlegung nicht wert sei. — Nietzsche hätte schon vor dem ‚Rassenschwindel‘ gewarnt, übrigens hätte ich von Rassenpolitik gar nichts erwähnt, Germanus würde nächstens darüber selbst schreiben. Ich wolle den ‚dummen Bauer‘ konservieren, der jetzige Bauer bedürfe Kenntnisse über Peru und Chile und den Balkan, er müsse die Grundlagen von ‚Chemie, Physik, Mineralogie, Bodenkunde, Witterungslehre usw.‘ beherrschen, und hierzu müsse ihm die Volksschule helfen, damit er wirtschaftlich vorwärts komme. — Der Zweckgedanke, den ich in der Schule verlange, sei aber falsch. Das Volk müsse so gebildet werden, daß es wie ein Bauer arbeitet, wie ein Philosoph denkt. Wir hätten keinen Bildungsluxus vor dem Kriege gehabt. Meine Ansicht über den Neomalthusianismus sei falsch, ich empfehle die Ausnützung und Abnützung in der Fabrik. Mein Artikel zeige, ‚wie der Krieg bei manchen Leuten — neue Erkenntnisse zeitigt‘.

Der Ton des ‚Germanus' läßt großes Selbstbewußtsein erkennen. Alle Pfeile des Hohnes und Spottes läßt er gegen mich schießen.

Wer infolge seines Berufes oder seiner Neigung Menschen beobachtet, der findet, daß solch selbstherrlicher Ton allen jenen Menschen eigen ist, die als ‚Ein-Buch-Gelehrte' angesprochen werden können. Gefahr, in diesen Ton zu verfallen, laufen alle Lehrer, vom Universitätsprofessor bis zum letzten Dorfschullehrer, weil ihre Ansicht allen Schülern gegenüber als Gesetz zu gelten hat. Gemindert und vermieden wird diese Gefahr, die oft mitten im Leben stehensollende Menschen zur Vereinsamung führt, wenn der einzelne selbst forscht, selbst Neuland schafft. Dann lernt er die Schwierigkeiten schon der Wahrnehmung sinnfälliger Dinge kennen, noch mehr aber die geistige Verarbeitung der Wahrnehmungen. Je größer der Teil seiner geistigen Umfassung wird, desto milder denkt er. Deshalb hat die bayerische Schulverwaltung angeordnet, daß der zukünftige Lehrer ein Wahlfach bearbeite, das nur locker mit seinem Berufe zusammenhängt. Nicht weil man etwa vom Lehrer neue wissenschaftliche Entdeckungen erwartet, ist diese Anordnung erfolgt, sondern um die Gefahr der Vereinsamung und der Ausschließlichkeit für den Lehrer zu mildern und selbst zu beseitigen. ‚Germanus', sofern er überhaupt Volksschullehrer ist, ist dieser Gefahr restlos erlegen. Die Erfahrung lehrt, daß es nicht angezeigt ist, mit solchen Herren wissenschaftliche Themata zu verhandeln. Ihnen kann nur aus sich selbst heraus Rettung erwachsen.

Herr ‚Germanus' scheidet für mich aus. — Dem freundlichen Leser dieser Zeitschrift möchte ich aber doch einige Anmerkungen geben.

Jedermann, der im modernen Leben steht, weiß, daß das Wort ‚Rasse' in verschiedener Bedeutung gegenwärtig gebraucht wird. Den einen Begriff ‚Rasse' hat Houston Stewart Chamberlain in seinen ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' scharf umrissen, den anderen Begriff haben in der Gegenwart Darwin, Häckel, Galton, v. Gruber, Schallmayer, Plötz, Pontus Fahlbeck und andere zum Gegenstand ihrer Studien gemacht. Wenn ich ein Samenkorn in den Boden lege, so gehen in demselben nach einiger Zeit gewisse Veränderungen vor, die sowohl durch die im Samenkorn selbst liegenden Eigenschaften, als auch durch die Einflüsse der Umwelt hervorgerufen werden. Alle jene Vorgänge, zu denen das Samenkorn in sich selbst den bewegenden Grund trägt, sind die ‚Rassen'eigenschaften. — Einer der mächtigsten Faktoren der Umwelt für den Menschen ist die Kultur. Kulturvölker neigen dazu, die Bedeutung der Kultur für das Bestehen und die Entwicklung der Völker zu überschätzen. Die Gefahren dieser Überschätzung sind nicht geringe. Deshalb haben es weit- und tiefschauende Gelehrte unternommen, die Bedeutung der Konstitution, der natürlichen Anlage, der Rasse zu studieren und ihre Ergebnisse den maßgebenden Personen und Stellen zu unterbreiten. Und um die Forschungen zu organisieren, hat sich die ‚Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene' gegründet, zu deren Entstehen auch der Verfasser herangezogen wurde. Auf diesen Ergebnissen ruht dann auch die mehr in das praktische Leben eingreifende ‚Deutsche Gesellschaft für

Bevölkerungspolitik', dessen Ausschuß anzugehören ich die Ehre habe. — So alt die Forschungen über Rassenbiologie und Rassenhygiene sind, die bewußte Organisation gehört doch der Neuzeit an. Es ist also von vornherein verfehlt, Nietzsche als Kronzeuge anzuführen, denn Nietzsche hat wegen geistiger Erkrankung den Begriff der Rassenpolitik nicht mehr erfaßt. Daß ich aber diesen Begriff im Auge hatte, konnte und mußte jedermann, der mit der geistigen Bewegung der Gegenwart Fühlung hat, leicht erkennen.

Die Rassenbiologie hat in Deutschland, England, Frankreich, Schweiz, Nordamerika, Japan bereits viele Anhänger erhalten, und es ist ihr wiederholt gelungen, gesetzliche Bestimmungen in dieser Richtung hervorzurufen oder doch in Vorbereitung zu bringen. Die deutschen Bischöfe haben wiederholt Rassenfragen in den Hirtenbriefen behandelt. Die Fortpflanzung, die Vererbung, die Zahl und die natürlichen Eigenschaften der Kinder, die Erhaltung und die Sicherung der Naturanlagen sind ihre Hauptgegenstände. Die Beeinflussung der Naturanlagen, im guten wie im schlimmen Sinn, durch die Kultur muß sie, soll sie ihren Zweck erfüllen, bis in das kleinste verfolgen. Von allen Kultureinrichtungen hat aber die Schule die größte Bedeutung. Die Abwägung der Schule und der Rasse in ihren Einflüssen auf die Menschheit ist unerläßlich, setzt aber langjähriges, fachgemäßes Studium der Naturanlagen überhaupt voraus und zudem einen offenen Blick für die Kultur und deren Teil, die Schule. —

Die Schule ist eine Zweckeinrichtung. Dieser Zweck ist ein doppelter: die Sittlichkeit und die wirtschaftliche Förderung. Der Zweck der Sittlichkeit blieb bei meiner ersten Abhandlung entsprechend der Beschränkung absichtlich außer Betracht. Gegenüber der in der Erziehung sich auswirkenden Sittlichkeit hat das Wissen, das von der Schule überliefert wird, tatsächlich wirtschaftliche Zwecke, besonders wenn die Schule als Masseninstitut, als Volkseinrichtung auftritt, wird dies zum Hauptzwecke. Darüber kommt man nicht hinweg, mag auch in den höheren Schulen noch das Wissen an sich hohe Bedeutung haben, und mag auch dieses selbst tote Wissen noch so wünschenswert sein. — Die Tatsache der Gliederung unserer Schulen in senkrechter und wagerechter Richtung, die wiederholte Umgestaltung der Lehrgegenstände ist lediglich von den Anforderungen des täglichen Lebens in Hinsicht auf den wirtschaftlichen Nutzen erfolgt. Und wenn man behauptet, daß der Volksschüler mehr Kenntnisse sich erwerben muß ‚im Interesse einer rationellen Wirtschaft', so ist das eben das gleiche, was ich behaupte: der wirtschaftliche Zweck. Ich habe nie behauptet, daß die Schule den alleinigen Zweck des unmittelbaren Nutzens des Wissens habe, aber der Hauptzweck ist der Nutzen. Es ist mir schwer verständlich, wie man gegen meine Ansicht so schroff absprechend sich äußern und dann selbst den Zweck als maßgebend bezeichnen kann. Erklärlich wird mir dieser zweifellose Denkfehler durch den Zusatz: ‚Das ist der Standpunkt der Engländer' (nämlich der Nutzungszweck). Der von Nietzsche — in bekannt übermäßiger Betonung — gekennzeichnete ‚Rassenschwindel' hat die klare Schlußfolgerung übertönt.

Zu dem Zwecke der Schule gehört, daß jeder im Leben diejenige Stel-

lung erlangt oder wenigstens eine angleichende, die seinem Wissen, der Zeit und der Mühe der Erwerbung des Wissens, der aufgewandten wirtschaftlichen Ausgaben entspricht. Es ist eine Luftspiegelung, wenn man annimmt, daß jemand, der längere und höhere Studien genossen hat, mit einer tiefstehenden Beschäftigung sich begnügt. Die Angleichung, die Äquivalenz zwischen Bildung und Kenntnissen einerseits und Verwertung der Bildung und Kenntnisse anderseits ist als unbedingte Anforderung des Studiums so in das Bewußtsein der Bevölkerung gedrungen, so daß man ein Zurückbleiben der Stellung hinter der Zeit der Ausbildung als Verbummelung, als Proletarisierung der ‚Gelehrten' mit Recht bezeichnet. Im täglichen Leben sind in der Mittelstellung Personen, die sich heraufgearbeitet haben, viel leistungsfähiger, viel brauchbarer als Leute, die dazu herabgestiegen sind, mag der Grund des Abstieges sein welcher nur immer. Psychische Gründe, körperliches Unverbrauchtsein, geistige Spannkraft erklären dies. Wenn wir also zu viel Personen ausbilden, so daß sie in entsprechenden Berufsgraden nicht mehr Platz finden, so schädigen wir die Allgemeinheit gerade so, wie wenn wir nicht genug heranbilden.

Die Frage, ob wir eine übermäßige Ausbildung betätigen, richtet sich also nach dem Bedarfe des Lebens. — Selbstverständlich ist dieses nur als Volkserscheinung zu nehmen. Der einzelne mag in besonders günstigen Fällen auch ohne praktische Betätigung seiner Kenntnisse gar wohl ein nützliches Glied des Volkes sein und werden. — Die Grundlage des Angebotes bildet der Volksaufbau. Dieser gleicht einem Kegel. Die Breite der Basis und die Höhe des Kegels kann verschieden sein. Die Erfahrung aller Staatswissenschaft aber geht dahin, daß zwischen Basis und Höhe ein gewisses Maß eingehalten werden muß. Sobald die Höhe des Volkskegels dieses Verhältnis zur Basis wesentlich überschreitet, sinkt der Kegel in sich zusammen, das Volk geht dem Untergang entgegen, und sobald die Basis zur Höhe zu groß und massig ist, bleibt die Entwicklung des Volkes stehen. Ist daher schon die Ansicht äußerst bedenklich, nach meiner Überzeugung falsch, daß man die Bildungshöhe in unbeschränkter Weise vergrößern darf, so ist es nicht minder bedenklich, nach meiner Überzeugung falsch, wenn man gehobene Lebensstellungen mehr schafft, als der Volkskegel verträgt. Die Unterlage des Volkskegels, der Hausknecht, ist der Träger der Oberstände, der Kultur. Es hat sich gezeigt, daß Völker, deren Volkskegelbasis auf dem eigenen Grund und Boden fest verankert ist, die also den eigenen Boden bebauen, die Produkte des eigenen Bodens bearbeiten, tragfähiger, lebenskräftiger sind als Völker, deren Unterbau blutfremd ist, mag nun diese Blutfremde durch Gesetze und Gewohnheit in Form der Sklaverei oder durch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Form der fremdblütigen Hilfsarbeiter geschaffen worden sein. Die Verbindung mit dem eigenen Boden, die Verwirklichung des biblischen Entstehens aus dem Lehm (des eigenen Landes) hat sich zu jeder Zeit als mächtiger Volkserhaltungsfaktor erwiesen. Und der Weg, auf dem der eigene Boden seinen Saft

bis in die äußerste Spitze hinaustreibt, ist die Rasse, die Vererbung, die Konstitution. — Will die Schule die Rasse und damit das Volk nicht schädigen, ja verderben, so muß sie Rücksicht nehmen auf diese, muß sich beschränken. Gerade in den gegenwärtigen schweren Zeiten ist es wiederum die Bodenständigkeit, die uns rettet, und an anderer Stelle habe ich ausgeführt, daß immer in Zeiten der Not es die Rasse ist, die neu treibt, neue Wurzeln und neue Zweige ansetzt, und nicht die Umwelt, die Kultur. — Ja ich bin gerade zu der Überzeugung gekommen, daß für das Bestehen und die Entwicklung des Volkes es am förderlichsten ist, wenn auf eine Periode der Hochkultur wieder eine Periode der Rassenwirksamkeit folgt, daß also sogenannte gute und schlechte Zeiten wechseln.

Der gewöhnliche Mann vermag dieser Erkenntnis allerdings nicht zu folgen. Ihm ist das Heute allein maßgebend. Der Führende aber muß auch das Morgen bedenken. Die Kraft des jetzigen deutschen Volkes ist die Auswirkung der von unseren Vätern erworbenen Erbgüter, erworben in schlimmer Not und sittlicher Kultur, verbunden mit sich selbst beschränkender Individualität der Gegenwart.

Der Weg, auf dem ein zu hoher Volkskegel das Dasein des Volkes bedroht, ist das Ausgeborenwerden. Die Schule, die die Vermittlerin des Aufstieges ist, kann also in ihrem Übermaß schädlich werden. Der größte Kenner der modernen Bevölkerungspolitik, der Franzose Leroy-Beaulieu, hat diesen Zusammenhang klar erkannt. Als er seinen Aufsehen erregenden Artikel im ‚Économiste français' 20. und 27. Sept. 1890 veröffentlichte und die schwere Anklage gegen die Schule erhob, daß sie zumindestens mitschuldig an dem völkermordenden modernen Neomalthusianismus sei, als er den harten Satz sprach: ‚Der Geist der Schule trocknet aus und macht unfruchtbar', und als er von der modernen Marotte der Bildung und der Humanität sprach, die noch dazu bloß obenhin sei, als er Einschränkung der Schulpflicht auf das zwölfte Lebensjahr verlangte, da sprach man geradeso von Rückständigkeit wie jetzt auch, und da war der augenblickliche Nutzen, den Frankreich aus der Kulturhöhe zog, zu schmeichelnd, um nur über die Worte des größten Vaterlandsfreundes des modernen Frankreichs nachzudenken. Mag auch immerhin diese Wahrheit überstark betont worden sein (um sich durchzusetzen, muß jede Neuerkenntnis doppelt unterstrichen werden), ihre völlige Mißachtung fühlt Frankreich gerade jetzt schmerzlich.

Ich habe gesagt, daß auch in der Schulbildung das Angebot in einem gewissen Verhältnis zur Nachfrage stehen muß, und in dem ersten Artikel habe ich ein Überangebot als Bildungsluxus bezeichnet. Es fragt sich nun, ob wir tatsächlich einen solchen Bildungsluxus haben.

Während ich dies niederschreibe, wird in Bayern die Bildungsfrage im Landtag behandelt. Kultusminister v. Knilling äußerte sich dahin, daß nach dem Kriege die Schulfrage ernstlich erwogen werden muß und daß nicht nur Teil-, sondern auch Vollanstalten aufgehoben werden. Man kann doch nicht annehmen, daß der Kultusminister zum Volkswohl notwendige

Einrichtungen beschränken wird! Der Vertreter des Kriegsministers kündigt ein Reichsgesetz an, das die Waffenübungen der Jugendlichen regeln soll und das namentlich dem Studium hinderlich sein wird. Der anwesende Kultusminister nahm diese Ankündigung nicht nur ruhig hin, sondern machte auf sie geradezu aufmerksam. Ich mische mich selbstverständlich nicht in diese Frage ein; aber die Ankündigung des Reichsgesetzes ist immerhin Beweis hiefür, daß die Reichsregierung die Einschränkung des Studiums als untergeordnet zu andern Zwecken erachtet.

Im gleichen Hefte, in dem Herr ‚Germanus‘ mich abschlachtet, veröffentlicht ein Lehrer unter dem Titel ‚Vergangenheitssorgen und Zukunftshoffnungen‘ einen Artikel, der zwar nur im ersten Teil erschienen ist, der sich aber mit meiner Ansicht vollständig deckt. (Ein persönliches Pech des Herrn ‚Germanus‘.) — Dieser Artikel spricht in Sperrschrift von der Überfüllung der höheren Schulen, von den ‚in pädagogischer, weltwirtschaftlicher und sozialer Hinsicht‘ daraus erwachsenen ‚schlimmsten Zuständen‘, führt als das vielfache Motiv der Schulüberfüllung die Eitelkeit der Frau Müller und der Frau Schulze an; weist auf die Überschätzung der Arbeit hin, die in ‚Steifleinen mit Vorstoß‘, in Hemdkragen und Manschetten ausgeübt werden könne; zitiert den Ausspruch des preußischen Kultusministers am 4. Mai 1914: ‚heutzutage wollen alle Beamte werden‘; weist zahlenmäßig die Überfüllung aller höheren Berufsstände nach, kurz, er behauptete alles das, was ‚wir‘ zum Ärger des Philosophen in der Schule auch behauptet haben. — Dieser klare und deshalb ruhige Kopf führt auch an, daß die auf der Universität studierenden Lehrer 1887 1034 betrugen und dagegen 1908/09 schon 2189, daß also die Zahl sich mehr als verdoppelte, während die übrigen Studenten in gleicher Zeit sich bloß um 68 Prozent vermehrten.

Der starke ‚kapillare Aufstieg‘, wie die Bevölkerungswissenschaft diese Erscheinung nennt, ist zweifellos auch mitschuld an der von ‚Germanus‘ erwähnten Abnahme der Kinderzahl der preußischen Lehrer. Trotz aller Philosophie wollen eben auch die Lehrer nicht mehr wie ein Bauer arbeiten, sie gehören auch zu denjenigen, die alle Beamte sein wollen. Ich spreche mich über die Berechtigung dieses Wunsches gar nicht aus. Ich erwähne lediglich die Tatsache und füge an, daß zur Verwirklichung des Wunsches die Schule in ihrem Übermaß beiträgt — und sie haben diesen Wunsch, obwohl der preußische Beamte ‚darbt‘.

Ich habe versprochen, mich mit Herrn ‚Germanus‘ nicht weiter zu beschäftigen. Zwei Punkte muß ich aber doch hervorheben. Herr ‚Germanus‘ behauptet, daß ein Beamter, dessen Söhne um fünf Jahre früher zur Anstellung kommen würden, infolge der von mir empfohlenen Abkürzung der ‚Schule‘, bloß anfangen werde, um fünf Jahre früher zwei Kinder zu bekommen. Dann aber können die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht, wie Herr ‚Germanus‘ behauptet, der Hauptgrund der Zwergfamilie des Beamten sein. Ich rechne so: Ein Jahr Ausbildung kostet mich für meinen Sohn mindestens 1000 Mark; fünf Jahre = 5000 Mark. Bei zwei Söhnen

macht dies 10 000 Mark. Diese Summe ist für jeden irgendwie maßvollen Beamten hinreichend, ein weiteres Kind aufzuziehen. Tut er also dies trotzdem nicht, so sind andere als wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend. Herr ‚Germanus‘ hat den preußischen Beamtenstand, insonderheit den Lehrerstand, um eine Begründung der Gehaltsaufbesserung gebracht. — Herr ‚Germanus‘ unterläßt es, seine Leser zu unterrichten, daß ich in bezug auf das Turnen von der Überflüssigkeit gewisser schulischer Einrichtungen sprach; er stellt meine Behauptung allgemein hin. ‚Germanus‘ operiert also trotz Philosophie und Engländerhaß wie ein ‚echter‘ Engländer mit Teilwahrheiten.

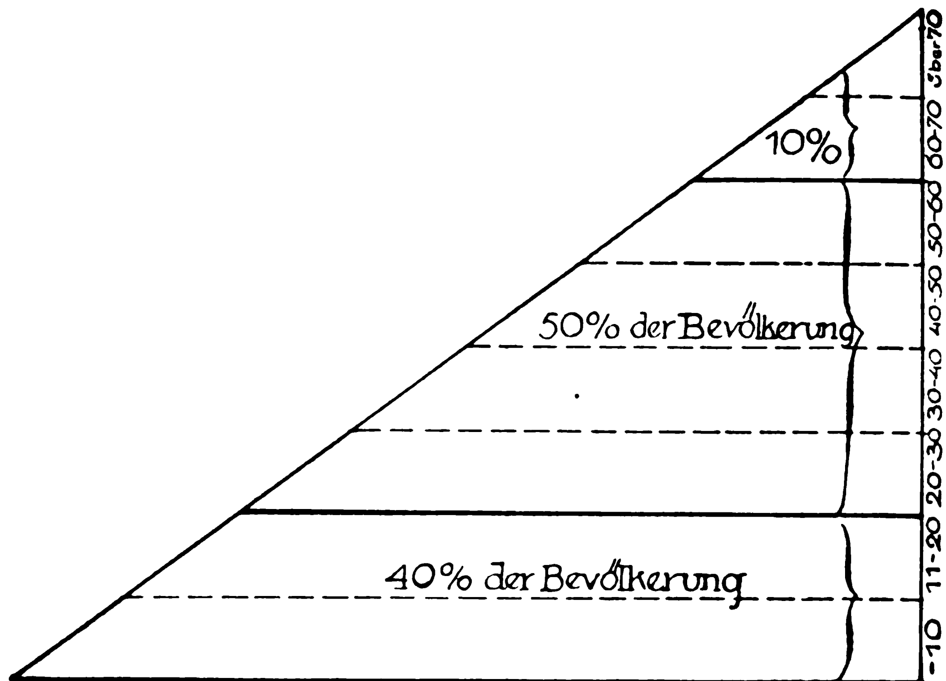
Nachschrift: Nachdem ich in jahrzehntelangem Studium mich zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß der Handarbeiter namentlich zur Erhaltung der physischen Existenz eines Volkes notwendig ist, daß der biblische Satz von dem gottgewollten Unterschiede der Stände trotz der Rückständigkeit der Ansicht immer noch zu Recht besteht, daß also die Gestalt des Volksaufbaues nicht eine Kugel, sondern ein Kegel sein muß, habe ich in ebenso langer Arbeit versucht, einen objektiven Maßstab für diese notwendige Gestalt zu finden. Mangels jeder Vorarbeit von Seite der einschlägigen Wissenschaft war ich auf mich selbst angewiesen. Und wenn ich nun das Ergebnis der Öffentlichkeit zur Beurteilung unterbreite, so bin ich sicher, daß man dies so deutet, wie ich es aufgefaßt wissen will, als einen Versuch der Objektivierung.

Im Grunde genommen ist das Volk nichts anderes als ein verbreitertes Individuum. Alle Perioden des Individuums müssen daher im Volke wieder erscheinen. Wenn wir das menschliche Leben in die drei Hauptabschnitte bringen: Reifung, Vollreife, Abbau, so entsprechen diesen drei Lebensperioden die alten sozialen Abstufungen: Arbeiter (in weitestem Sinne), Mittelstand, Oberstand. Alle wesentlichen Charaktereigenschaften der Jugend finden wir, manchmal leicht geändert, in den Unterständen: Beweglichkeit der Anschauungen, deshalb Aufnahmefähigkeit, Sorglosigkeit, Vorherrschen des Affektes und deshalb geringere Selbstführung, aber auch erhöhte Aufopferungsfähigkeit, Wertschätzung der körperlichen Kraft und damit zusammenhängend größerer Einfluß des Geschlechtslebens auf das Befinden und Ähnliches. Die entgegengesetzten Eigenschaften sind in den Oberständen und im Alter verkörpert. Der Mittelstand und die Vollreife ist die Mischung beider.

Und wie sich ein Mann durch den Verkehr mit der Jugend selbst wieder Jugend und jugendliche Anschauungen erwirbt, und wie der Junge durch den Verkehr mit dem Alter Einsicht und Abklärung sich aneignet, wie aber die Übertreibung dieses Verkehres einerseits zum läppischen Wesen alter Männer, anderseits zu unerträglicher Altklugheit und zum Besserwissen führt: so auch in der sozialen Gliederung. Und wie der wahre Menschenfreund nicht der Jugend die Tugenden des Alters zumutet, und wie die Jugend unter dem Drucke der Alten seufzt und sich unglücklich fühlt, so auch in der sozialen Gliederung. Ja die Ähnlichkeit zwischen beiden Erscheinungsformen des Individuums und des Volkes ist so groß, daß die zahlenmäßige Besetzung

der Altersgruppen zugleich einen objektiven Maßstab für die soziale Gruppierung abgeben kann.

Wenn wir uns das Dreieck des Altersaufbaues bildlich darstellen, so erhalten wir:



Der gesündeste, widerstandfähigste, lebensfähigste Volkskegel in sozialer Gliederung entsteht durch eine Drehung des Alters-Dreieckes der Bevölkerung um sich selbst bis zur Kegelgestalt, in der die Jugend die Unterschichte und das Alter die Oberschichte zahlenmäßig darstellt.

Und wie ich trotz meiner Eigenschaft als öffentlicher Gesundheitsbeamter immer davor warne, das Altersdreieck immer mehr zu erhöhen durch immer größere Fürsorge *ohne Rücksichtnahme auf die Grundlinie*, die Geburtenzahl, so möchte ich auch den Faktoren der sozialen Gliederung, also insbesondere der Schule, zurufen, Maß und Ziel zu halten, die Grundfläche nicht allzu sehr zu entvölkern. Die Gesundheitspflege wie die Schule müssen sich dem Gesamtwohle unterordnen, und das Gesamtwohl umfaßt nicht bloß die gegenwärtige, sondern auch die zukünftigen Generationen. Die Vergrößerung der Volksmenge darf nicht lediglich oder vorzugsweise durch Erhöhung der senkrechten Linie erfolgen, sie muß auch in der wagerechten ein- eintreten. Eben dies ist auch in der Kultur der Umwelt der Fall.

Leiden und ihr Ende / Gedanken und Betrachtungen
Von Else Hasse

Ein Volk wird zum Volke erst in großen Nöten und Begeisterungen. Vormals war es eine Menge von einzelnen, und jedes Ich oder Massen-Ich der Parteien, Stände, Klassen erhob die Stimme wider ein anderes, und jeder individuelle Anspruch wollte gehört werden. Die Not der Zeit läßt jedes Ich kleinlaut werden, und solange sie fordert und befiehlt, muß der sondere Anspruch eines jeden, nach seinen Wünschen, Kräften, Gaben zu handeln und zu schaffen, schweigen. Wir tun in solchen Zeiten alle anderes — auf einer Seite mehr, auf der individuellen weniger — als das, was uns eigentümlich zukommt, weil alle nur für Eines arbeiten; das Einzel-Ich demütigt sich unter die Forderung der notleidenden Gesamtheit, und die begeisterte Hingabe an das Notwendigste ist jetzt unser aller Höchstes —: ist das, was uns zum Volke eint.

Die Not im Lande. Zieht die Not ins Land ein, dann ist die Welt nicht mehr so weit und breit, die Nächsten sind sich nicht mehr so fern; der Kreis, den du dein nennst, rundet sich um dich, alle Bedürftigkeit wird sichtbar und erreichbar, Aufgaben schmiegen sich dir in die Hand — und erfüllst du eine nur, ersetzest du nur einem Armen, was ihm abgeht, so möchtest du gleich alle Darbenden zu dir rufen: Kommet her zu mir! In kleinem Kreise, nicht draußen in der Welt, wird dein Herz größer, wärmer, erbarmungsvoller. Eine allgemeine Not lindert die eigne Not, und Mitleid hilft gegen Leiden, das man selber trägt. Wenn du, von deinem Weh beschwert, hinüberdenkend flüsterst: ‚Die andern aber — sie!' und dich in ihre Trübsal hineinversenkst, so hebt sich deine, die dir das Herz abdrückte, leis von dannen, und die Beklemmung weicht von dir. Und eher noch entlastet dich ein liebevolles Tun — sei es für wen auch immer. Die allerkleinste Liebestat ist noch mehr wert als das größte Mitleid. Anstatt passiv zu leiden, aktiv lieben: das sollen wir. Das Wörtlein ‚Für euch' ist ein Wort des Heils — für uns.

Rückwirkende Liebe. Wenn man in Leidenszeiten sich liebevoll mit anderer Menschen Angelegenheiten befaßt, werden die eigenen Angelegenheiten sich unmerklich klären. Und das ist eine jener rückwirkenden Gnaden, die der Liebe nachfolgen. Sobald der Mensch zu lieben anfängt, hört er zu leiden auf. Liebe ist Selbstvergessenheit und darum edler als das Leiden; denn wer leidet, fühlt sich selber noch. Und wer sich fühlt, hat stets etwas zu tragen und zu klagen, und so oft er an sich denkt, findet er sich krank —: also müßte jeder das Beisichselbstsein meiden. Durch ein Im-Nächstensein wird ihm wohler, daher auch die Barmherzigkeit so gesund ist. Sie läßt ein Eigenweh und Klagelaute gar nicht ins Bewußtsein dringen und die Gedanken nicht um selbstische Beschwerden kreisen, ja, sie wälzt Steine von unserem Herzen. So erleichtert sie das Herz, obwohl sie es zusammenpreßt; sie tut uns wahrlich wohl, ob sie auch wehetut. Der Barmherzige leidet

tiefer als der Ichmensch und verblutet sich doch nicht, denn seine Traurigkeit wendet all' sein Leid. Das Leid, das er um viele trägt, ringt ihm das heiligste Lieben ab — und vor der Liebe weicht aller Schmerz zurück.

Verluste. Man würde das Gefühl der unauflöslichen geistigen Gemeinschaft nicht gewinnen, gäbe es keine Verluste auf Erden. Wer viel verliert, hat die höchste Geistestat der Liebe zu vollbringen: sich die Entschwundenen ganz innerlich zu eigen zu machen, und muß einen größeren Glauben aus seines Herzens Grund hervorholen als andere, die behalten, was sie haben. In Scheidestunden empfinden wir es mit Gewißheit, daß das innerlich Verwandte in Ewigkeit einander nicht verlieren kann und durch das wundersame, allwaltende Gesetz der Anziehung und Liebe wiederum verbunden werden wird, wie und wo auch immer. Verlust und Tod sind verschlungen in den Sieg dieses großen Glaubens, in den Triumph der Liebe!

Lichter am Kreuz. Ich schaute einst von einem Berge in ein Tal hinab, durch das die Eisenbahn in eine große Stadt einlief. Abend war's, und die Laternen flammten an den gekreuzten Schienensträngen auf, und hunderte von wegweisenden Lichtern lagen als ein großes leuchtendes Kreuz im dunklen Grunde. Das fesselte den Blick und gab die Frage ein: Kann ein Kreuz leuchten? Ist es nicht schwarz und schwer und lastend? Aber wenn wir's tragen, wie wir sollen — flammt dann nicht ein Kreuzeslichtlein nach dem andern auf und wird die schwarze Bürde dann nicht leichter? Wie entzünden sie sich wohl, die Lichter am Kreuz? Man hat das Licht oft in der Hoffnung und wann in der Empfindung? Dann, wenn in Kreuzesstunden alle dunkle Ichsucht schwindet und hie und da ein Fünklein Güte und Liebe aufglüht. Wird mir Undank zuteil, nun wohl: so soll ich von Lob- und Lohnsucht frei werden — und bescheidene Güte und Unverdrossenheit im Wohltun sind Lichter an diesem Kreuz; verkennt man mich, so soll ich aufhören, auf eigene Verdienste Wert zu legen — und Demut leuchtet an solchem Kreuze auf; werde ich verleumdet und geschmäht, so soll ich auf fremde Wertschätzung verzichten lernen — und das gelassene Schweigen, das mir die laute Selbstverteidigung verwehrt und stillfreundlich auf den Durchbruch der Wahrheit wartet, überstrahlt dies Kreuz; wird mir Geld und Gut genommen, so soll ich Eitelkeiten preisgeben, um nach dem höchsten Gute zu verlangen — und dies liebende Verlangen ist ein großes Licht; vereinsame ich, so soll ich vom Wohlgefallen an den Kreaturen loskommen, um zu ihrem Schöpfer zu gelangen — und wie erglänzt das ganze Kreuz, wenn man ihn liebend findet und in ihm alles, was verloren schien! Ja, ein Kreuz kann leuchten, und die Lichter am Kreuz, die kleinen Liebeslichter lassen seine dunkle Last leicht und leichter werden.

Christliches Leid. Das sind unselige Zeiten, wo die Liebe zu allen Menschenbrüdern kleinlaut wird, weil die Gerechtigkeit den Befehl auf weiten Strecken übernehmen muß. Das sind martervolle Stunden, da das umfassende Gefühl sich verengen und der Güte eine Grenze gezogen werden soll, weil man sie drüben tückisch ausnutzt. Wenn der Christ von ‚Feinden'

reden, Stoß mit Gegenstoß vergelten soll, um Leben, Hab und Gut zu schützen, so wird doch sein Innerstes und Innigstes dabei verwundet. Darf das Allerbarmen nicht mehr sein und reden? Als Christ frohlockte er doch sonst über die erwünschte Aufgabe: auf ein zuwideres Begegnen mit Herz und Mund eine andere Antwort zu geben. Sein christlich' Hab und Gut bemaß sich nach der Liebe, die er an die menschlichen Dinge wandte. Er war um so seliger, je weniger Geschöpfe er aus seinem Herzen auszuschließen brauchte. Er umfing noch jene mit seiner Milde, die sich in Bosheit hineinverirren. Muß er sich aber gegen sie bewaffnen und dem Befehl der irdischen Gerechtigkeit gehorchen, so kann er doch zugleich die Stimme Christi hören, die sich in martervollen Stunden — über die Köpfe tauber Feinde hinweg — fürbittend zu Gott erhob und Irrtum, Bosheit, Tücke in das liebevolle Wort ‚Unwissenheit' zusammenfaßte.

Feinde. Nicht allein durch Schlechtigkeit, auch durch Tüchtigkeit und Tugend machen wir uns Feinde. Ein untadeliger Mensch kann wider Willen mit Gesinnung, Worten, Werken Anstoß erregen. Der Reichbeseelte kann den Armen schuldig werden lassen, der Bessere dem Schlechteren ein Anreiz zum Bösen sein, indem er unbewußt mit der Fülle seiner reinen Güte des anderen Gehässigkeit hervorruft. Denn was für den zu hoch und heilig ist: das Gute kann dieser andere nicht in Frieden lassen. Und darum, aus vorbeugender Weisheit, wollte Christus seine Güte nie hervorgehoben wissen —: ‚Was nennest du mich gut?!' Ob er sie aber auch in Demut verbarg, sie ward dennoch der unschuldige Anlaß, daß seine Feinde sich mit der schwersten Schuld beluden! Er trug wahrlich ihre Schuld ‚an seinem Leibe auf das Holz', als wäre es die seine, als müsse auch der Beste dafür büßen und bluten, daß er wider Willen Haß erregte; aber er entsühnte alle, die seine Güte unbewußt zum Bösen reizte, kraft dieser Güte in seiner Seele.

Zukunft Christi. Schicke dich in die Zeit und glaube mir: die Zeiten ändern sich. Christus kannte die Politik dieser Welt und ihre zeitliche Notwendigkeit, aber sah ihr spätes Ende im Gottesreich voraus. Er schaute im Geiste das vom Römerschwert zerschlagene Jerusalem, aber auch das himmlische Jerusalem auf Erden. Er bezeichnete sich selber als den Stein des Anstoßes, der doch ein Eckstein zur Erbauung einer neuen Menschheit werden würde. Er wußte, daß das Wort vom Kreuze vielen ein Ärgernis und eine Torheit bleiben, sich aber endlich als eine Gotteskraft allen offenbaren müsse. Er erkannte, daß die Welt noch lange ihren schlimmen Lauf nehmen, sein Geist ihn aber einmal aufhalten werde — wenn die Zeit gekommen ist!

Freiheit. Jede nächtliche Gewalt hat nur Macht zu zerstören, was sich ihr ergibt. Deshalb sollten wir die dunkle Seite des Lebens ernster, aber weniger schwer nehmen. Man bedrohe mit ganzem Ernst den Geist der Finsternis, lasse sich aber nicht von ihm bedrücken. Wir leiden unter seiner Tyrannei, um frei zu werden, und solange, bis wir unabhängig sind,

bis die Seele Herrin ihrer lichten Kräfte und der Wille nur ihnen untergeben ist. Dann jubelt die Befreite: Nichts kann mich verletzen, wenn ich mich nicht kränken lassen will! Nichts kann mich aus der Geduld bringen, wenn ich den lächelnden Frieden habe. Kein Irrtum anderer kann mich zur Verzweiflung treiben, wenn ich die Macht der Wahrheit fühle und glaube. Kein Todesstreich der finstern Mächte kann meiner unversehrten Seele die Hoffnung auf das Leben rauben!

Schwere Zeiten sind zum Starkwerden da, und sind wir stark, dann sind dieselben Zeiten nicht mehr schwer.

Heldentum. Nur dort ist Heldentum zu finden, wo eine Idee das Übergewicht hat über die Anhänglichkeit an äußeren Besitz und die Begier nach sinnlichem Glück. Schon der Gedanke ‚Vaterland‘ hilft uns viel ertragen, erkämpfen und ersiegen, und der Gottgedanke noch tausendmal mehr!

Innere Leiden suchen nur den Menschen heim, der geistige Ziele hat. Aber heilsam ist es, mit dem Zielgefühl auch die schmerzliche Empfindung des Abstands und der Ungenügsamkeit am eignen Sein zu haben, denn Selbstzufriedenheit ist das schlimmste aller Laster. Wer in edlem Ungenügen mit sich selber ringt, kommt über viele Unzulänglichkeiten und ebensoviele Leiden hinaus; wer sich über seine inneren Mängel emporkämpft, zwingt auch jedes Schicksal unter sich; wer die Vollkommenheit als Ziel ersehnt, kostet in allem Leid und Streit das reinste Kämpferglück.

Göttliche Traurigkeit. Eine Träne und ein seliger Seufzer ist des Menschen erster Gruß an Gott, ein Fall und Auferstehen ist das Zeichen, daß er seine Nähe fühlt. In dem Augenblick, da er Gott empfindet, sinkt er in tiefster Schmach, in herbstem Schmerz zusammen und erhebt sich doch im gleichen Augenblick. Die göttliche Traurigkeit wird durch denselben überwunden, der sie hervorrief: Gott, und sie soll uns in die Seligkeit hineinerlösen.

Das Gewisssen ist die größte und schmerzlichste Gottesgabe, die der Mensch empfangen hat: denn diese Gabe ist ein Schwert, das ihn mit seiner Schärfe schlägt und ihm die Füße richtet. ‚Pfadfinder‘ sollte er das gute Schwert benennen, und so oft es ihn versehrt, sollte er Gott innig danken, denn jeder Schlag ist eine Zurechtweisung. Lernt er's selber führen und schlägt auch beim geringsten Anlaß zu — wenn sein Zartgefühl versagte, wenn er lieblos dachte, ein stimmungsloses Wort gesprochen, eine Wohltat unterlassen hat — so kann er sich nicht verirren. Wer über das Kleinste große Schmerzen im Gewissen empfindet, der ist auf rechtem Wege.

Ein Stückchen Himmel. Ganz unglücklich könnte ein höherstehender Mensch nur durch sich selber werden, wenn er das Gute, das er weiß und will, nicht täte. Ist er aber einig mit sich selbst, so fühlt er sich im Innersten frei und glücklich; da ist ein Bereich, wo Schmerz und Trauer nicht hineingelangen können und wo der Himmel immer blau ist.

Wer so ein Stück ewig blauen Himmels in sich trägt, der ist ein sonniger Mensch — und mag er tausend Tränen weinen: ein Lächeln schimmert doch hindurch!

Die Armut Christi, wie furchtbar und wie heilig war sie! Sein Lebensabschluß schien ein hoffnungsloser. Nichts mehr übrig: die Heimat kein Zuhause für den Geist, die Freunde zerstoben, die Jünger entflohen, der eine ein Verräter, der andere ein Verleugner; alle Dankbarkeit dahin, außer in wenigen und furchterfüllten Herzen; alle Lebenswirkungen scheinbar zunichte gemacht! Gottverlassenheit und Tod am Kreuze. Da war das letzte Wort: ‚Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!' der Ausweg aus dem Leiden. In Gottes Hände auch der Geist hineinbefohlen, der in Christi Worten, Werken lebte und weiterleben wollte. Und — o Wunder! — aus Gottes Händen glitt dieser Geist als Feuerstrom zurück und ergoß sich über die Verzagten, Undankbaren, Zweifler, Leugner, Verfolger, die ihn nachmals in alle Welt hinausgetragen haben. — Bange nicht um deine Werke, Mensch, wenn dein Leben scheinbar auch mit einem Fehlbetrag und tragisch endet: befiehl du deinen Geist in Gottes Hände.

Kreuzesworte. Nur ein Kreuzeswort Christi deutet auf körperliches Leiden: ‚Mich dürstet!' und nur ein Schmerzenskrampf schrie das Wort ‚Verlassenheit' heraus; die andern Kreuzesworte steigen liebend zu den Menschen nieder, betend hinauf zu Gott. Leiden sind nicht da, um die Gedanken lediglich auf Sinn und Körper hinzulenken, sondern abzulenken auf die ewige Kraft.

Der Unterdrückte. Wer andere fühlen läßt: ‚Ich muß unter euch leiden!', der bringt sie noch mehr gegen sich auf. Leidendes Verhalten reizt zur Tyrannei. Alle Peiniger aber lassen ab von einem Opfer, das ihnen seine frohe Kraft entgegenstemmt, ihnen ein ‚Hurra!' und ‚Kommt nur her!' entgegenjauchzt.

Ein Gegenmittel. Je mehr die Menschen klagen, desto weniger können sie ertragen. Sobald man seine Schmerzen den Menschen und nicht Gott vorträgt, kommt man ins Verzagen hinein. Dankbarkeit gegen Gott ist ein Gegenmittel wider die Schwäche des Klagens. Statt nachträglich zu danken, sollten wir's im voraus tun, noch ehe wir empfangen haben, was Gott uns vorbehält. Der Dank soll nicht bloß Quittung sein, er gelte unserem Guthaben, das in der Gnade Gottes ruht. So hilft uns Dank aus der Verzagtheit heraus.

Eine rechte Predigt. So predigte einst Tauler den Ursulinerinnen: ‚Könnte der Mensch auf den Weg geraten, daß er Gott für alle Dinge lobte, wie sie auch fielen, inwendig und auswendig, für ihn oder wider ihn, so wäre er auf den rechten Weg geraten.' Sovieles ist wider dich und mich und uns: unsichere Verhältnisse, menschlicher Irrwahn, drohende Fäuste, schleichende Listen, finstere Mächte, da und dort versagende Kräfte, tödliche Wunden, Schwermut im Gemüte — und doch ist Lob und Dank der erste Schritt zur Überwindung alles dessen, was wider uns ist, damit es ein

‚Für uns' werde! Denn die Zuversicht des Lobpreisenden ändert seinen Gemütszustand und also sein Geschick.

Hilfszeitwörter. Es gibt Worte, einfältige und weise, schlichte und große, die man viel in Gebrauch nehmen sollte, weil sie zeitweilig Hilfe leisten und die angefochtene Seele stärken und aufrichten. Eine alte Flickfrau half sich durch viel Unbill eines langen Lebens mit dem Wort hindurch: ‚Es ist alles zu 'was gut!' Fand sie den Riß in einem Hemde heillos, starb ihr eine gute Kundin, wurde der geliebte Kaffee in der Kanne kalt, mißrieten die Kartoffeln auf ihrem kleinen Acker, so leistete das Hilfszeitwort in jedem Falle Trost und Beistand. Jeder möge sich sein Hilfszeitwort nach seinem Wissen und Verstehen wählen, ein weises oder schlichtes; stets aber sei der Sinn des Hilfszeitwortes ein kräftiges ‚Dennoch' und ein mutiges ‚Aber': ‚Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.' (2. Kor. 4: 8, 9.)

Letzte Rettung. Der verlorene Sohn im Gleichnis hütete die Schweine —: als er verzweifeln wollte, tat er etwas und siehe da, es half ihm! Wohl alle, die aus Verzweiflung errettet wurden, haben einmal ‚die Schweine gehütet', will sagen, sich an niederen Diensten aufgerichtet und haben dadurch wieder leben gelernt.

Ein hartes ‚Muß' ist des Menschen bester Freund auf Erden und ein Beschützer vor allem Möglichen, was schlaff und geil und müde macht, ja, ein Schutz gegen die ‚Schlafmütze!' Dem ‚Muß' verdanken wir alles zuversichtliche Beginnen, alle eifrige Betriebsamkeit und rasche Tatkraft, wir danken ihm einen großen Teil unserer Lebendigkeit, denn leben bedeutet ja: zu Taten übergehen.

Absichten Gottes. Wir sollten's lernen, alle Widerwärtigkeiten und Mißgeschicke als erziehliche Maßnahmen aufzufassen und die große Absicht darin zu erkennen. Die Absichten unserer Mitmenschen sind oft leicht zu durchschauen; die eigenen Absichten, zumal die minder guten, schwerer; am schwersten die Absichten Gottes, wiewohl sie die allerbesten sind. Als solche pflegen sie vom Menschen nicht anerkannt zu werden, sobald sie seinen Absichten entgegentreten. Menschliche Absichten richten sich auf Sinnenglück, Gesundheit, Vergnügen, Wohlleben, Erfolg und Ehren, Selbstbehauptung und Unterdrückung anderer, Überlegenheit und Macht, Rechte und Pflichten, Gesellschaftsleben oder Abgeschlossenheit, Freiheit der Persönlichkeit sowie der Arbeitskraft; Gott aber hat weniger mit ihnen als wider sie zu tun. Denn jedes Menschen stärkste Absicht wird auf geheimnisvolle Weise gehindert und beschränkt: ‚Den hemm' ich, den ich lieb'!' (Shakespeare: Cymbeline.) Keiner kommt mit seiner Absicht gerade durch, sondern rennt auch mit der besten an starre Hindernisse und turmhohe Mauern an. Die Hemmung aber fördert ihn am meisten — und warum? Weil aus dem gehemmten Willen die Prüfung der eigenen Absicht ob

sie auch lauter sei, die tiefere Besinnung und Selbsteinkehr, der innigere Eifer, die große Liebeskraft entspringen, und weil der Bessere, der nicht weiter kann, zu Gott geht. Auf verbauten und verzäunten Wegen wird er zu ihm hingezogen und sich selbst entzogen. Und das ist göttliche Erziehung. Erziehliche Maßnahmen gehen immer gegen das Ich zugunsten der Liebe und Gottesgemeinschaft. — Türmt sich also eine Wand vor deiner Absicht auf und versuchst du zu erkennen, wohin das Hemmnis dich fördern soll, so wird der Einblick in Gottes Absichten dich Erglühenden in seine Arme führen.

Zu Gott! Bitternisse und Beschwerden haben für den auf Gott gerichteten Menschengeist diesen höchsten Sinn, daß alles, was den Weg zu ihm versperrt, alles Selbstische abgepreßt und zernichtet werden soll. Jedermann wird an derjenigen Stelle seines Wesens, wo solche Schranken sind, am häufigsten geschlagen, auf daß abgeschlagen werde, was ihn von Gott trennt. Spürt er oft und oft die gleichen Schläge, so soll er nicht zuerst nach ihnen fragen und Gott anklagen — Gott selber schlägt nicht, nur die Selbstsucht fühlt sich immerfort geschlagen! — er frage vielmehr nach der Eigenliebe, Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, dem Eigensinn, Eigennutz und Dünkel, die zwischen ihm und seinem Gotte stehen. Fällt das Hindernis, so hören auch die Schläge auf.

Daß man sich selbst entsinkt, gewissermaßen leer wird von allem Eigenwillen und eigenem Planen, das gibt der göttlichen Kraft ja erst die Möglichkeit, an diejenige Stelle zu treten, wo früher das Ich war. Damit Gott Raum in mir gewinne, muß ich vernichtet werden. Erst die Entselbstung, und danach die Erfüllung mit allem, was mächtig macht und rettet und erlöst.

Verzicht und Beruhigung. Pascal äußerte einmal, daß der Wille, solange er mit Wünschen umginge, niemals Ruhe fände, hingegen gleich beruhigt wäre, sobald er Entsagung übe. Auch ins Gewissen trägt das Entsagen und Verzichten Stille und Klarheit hinein. Erst wenn du dir alles eigene Verlangen aus dem Herzen reissest, weißt du, was du sollst und darfst, und findest Frieden. Und umso größer wird die Gelassenheit, je weiter man im Leben das Gebiet der Entsagung ausdehnt: wir müssen unter Umständen auch auf Gerechtigkeit und Billigkeit, aufrichtiges Verständnis und wahre Zeugnisse verzichten können. Soviele Menschen sind Ichmenschen und können nur für sich streiten und wider andere wüten: in solchem Zwist erwarte nichts von deiner Abwehr, deinen Strafgerichten — überlaß den Austrag der langsamen Gerechtigkeit Gottes. Auch dieser Verzicht beruhigt dich in Fällen, wo du nichts ändern kannst.

Lethe und Eunoë. Als Dante auf seiner Phantasiewanderung, den Berg der Läuterungen hinan, das irdische Paradies erreicht, wird dort, im lichten Walde, durch ein Bad im Flusse Eunoë die Erinnerung an alles Gute in ihm bestärkt und durch einen Trunk aus dem Lethe das Gedächtnis alles Bösen ausgelöscht. So wird er rein, bevor sein Geist

zum Fluge in den Himmel aufgehoben wird, rein für ein höheres Liebesleben auch durch — Vergeßlichkeit. Wer sich gleich ihm, nach manchem Fortschritt auf den Stufenwegen der Sittlichkeit, nach solchem Aufschwung sehnt, darf jene Läuterung, darf den Lethetrunk nicht versäumen. Fügte man ihm Böses zu und er wiederholt's erinnernd nur zwei-, dreimal, dann setzt es sich in seinem Gedankenleben fest, trübt ihm die Seele durch die zunehmende Empfindung der Bitterkeit und besudelt sie mit Ärger, Groll, Ingrimm, Zorn und Haß. Mit jedem Vergessen aber kommen ihm ungetrübtere, hellere Gedanken, mildere Gefühle zum Bewußtsein, und vergessen werden soll nicht bloß das harte Wort, die üble Tat, der häßliche Charakterzug des andern, sondern auch die ganze Wesensseite, der er angehört. Mag die Vorsicht sich erinnern, mag's zuweilen der Gewissenhaftigkeit, öfter der Gerechtigkeit anstehen, eines Unwesens eingedenk zu bleiben, so kann der Mensch im Vorgefühl der Liebe doch nicht anders als vergessen. Macht er eine bittere Erfahrung, so ist's ihm innerlich, als spülte unablässig eine milde Flut durch sein Gedächtnis hin, sodaß kein ätzender Schmerz darin haften bleibt. Er darf dies leise, warme, frohe Überwallen noch nicht Liebe nennen, es mündet aber in die Liebe ein. Denn in den Lethe tropfte Tau der Liebe nieder, und so voll himmlischer Bläue ist der Eunoë, daß das fleckige Gedächtnisbild eines Menschen, tauchst du's da hinein, in göttlicher Reine wieder auftaucht. Das Vergessen, wie auch der gute, liebevolle Glaube, waschen alle Menschlichkeiten ab.

Das Lied an die Freude. Daß ein Beethoven gegen Ende seines leiderfüllten Lebens das Lied an die Freude singen konnte und dies Liebeslied des Geistes, dies Sonnenlied mit beispiellosem Jubel sang, während seine Augen dem Lichte dieser Welt fast schon verschlossen waren und das Ohr nichts mehr vernahm: welch ein Triumph! Solch einen Sieg zu feiern: das ist der Sinn des Lebens.

Kritik

Kriegsliteratur / Von Theodor Brauer

II. Wirtschaftliche und soziale Literatur

In der Verursachung des uns umtobenden Weltkrieges wird den wirtschaftlichen Beweggründen und Triebkräften wohl allgemein eine bedeutsame Rolle zuerkannt. Jede genauere Erfassung ist aber einstweilen aus den verschiedensten Gründen unmöglich. Zunächst schon deswegen, weil es ausgeschlossen ist, ein Ereignis von derartiger Tragweite mitten in der Entwicklung zu erfassen. Es fehlen sodann alle Vergleichsmöglichkeiten, weil es keine geschichtliche Parallele zu diesem Kriege gibt. Im übrigen läßt uns auch die Wissenschaft im Stich. Sie ist in der Verarbeitung der Materialien früherer Kriege noch bei weitem nicht zu einem Abschluß gediehen. Und was die theoretische Seite anbelangt, so geht beispielsweise die klassische Nationalökonomie durchweg fast ganz an dem Kriegsproblem vorbei. Die spätere Wissenschaft aber hat bis jetzt in der Hauptsache nur einzelne Seiten des Problems beleuchtet. Die jüngsten Jahrzehnte vollends hatten so viel mit ihrem Methodenstreit zu tun, daß sie, obwohl uns doch Kriege nicht etwas Unbekanntes waren, jedenfalls zu diesem Gegenstand nichts Grundlegendes aufzuweisen haben. Wir haben das in der Kriegswirtschaftspolitik durch das Fehlen jeder festgegründeten Theorie recht unangenehm zu spüren bekommen: Zaudern und Schwanken sind deren Hauptmerkmale. Nachträglich regt sich's allerdings. Indessen müssen wir einstweilen schon deswegen zuwarten, weil in unserer von dem Weltverkehr abgeschnittenen Lage unser Horizont überaus begrenzt ist.

So sehen wir denn meist nur e i n e Seite der Sache. Was uns geboten wird, ist kaum mehr als jeweils ein Stückchen nach dem andern zu einem Mosaikbilde, dem vorderhand alle Geschlossenheit und Übersichtlichkeit der Form fehlt. Immerhin häufen sich so allmählich wenigstens Teilerkenntnisse, die als solche doch manche wichtige Einsicht vermitteln. Am weitesten vorgearbeitet haben wohl einige Vertreter der jungen Wissenschaft der Soziologie.

Was dagegen die eigentliche Nationalökonomie anbelangt, so werden in ihr Stimmen laut, die nach einer Kriegswirtschaftslehre als nationalökonomischer Sonderdisziplin verlangen. Eine solche ‚K r i e g s w i r t s c h a f t s l e h r e' bietet die Schrift des Leipziger Professors Dr. Ferd. S c h m i d (Verlag Veit & Comp., Leipzig. VI und 150 Seiten. Mk. 2.50.). Der Verlag kündigt sie als einen Versuch an, die durch den gegenwärtigen Krieg ausgelösten wirtschaftlichen Erscheinungen und Maßnahmen unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, um auf diese Weise einen künftigen systematischen Ausbau der neuen ökonomischen Sonderdisziplin anzubahnen. An die Spitze gestellt ist dabei die Darstellung der im Kriege verursachten wirtschaftlichen Schäden und Verschiebungen (theoretische Kriegswirtschaftslehre). Die wirtschaftliche Heeresverwaltung befaßt sich mit der wirtschaftlichen Vorbereitung des Krieges, soweit es auf die Schlagfertigkeit und die Erhaltung des Heeres ankommt, während die Kriegsfinanzwissenschaft es vor allem mit der Beschaffung der für die Mobili-

sierung und die weitere Kriegführung erforderlichen Mittel zu tun hat. Der breiteste Raum aber ist der Kriegswirtschaftspolitik gewidmet, worunter alle auf die Beseitigung oder Milderung der durch den Krieg verursachten wirtschaftlichen Schäden gerichteten Maßregeln verstanden werden. Vorangestellt sind dabei die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen allgemeiner Natur (Geld- und Zahlungspolitik, Kreditwesen, Ernährungsfrage), worauf dann jene unterstützenden Maßnahmen besprochen werden, welche einzelnen Erwerbsständen und Berufen zugute kommen. Auch die im gegenwärtigen Kriege zu einer traurigen Bedeutung gelangten wirtschaftlichen Vergeltungsmaßregeln gegenüber den Untertanen der kriegführenden feindlichen Nationen sind unter dem Schlagwort der internationalen Kriegswirtschaftspolitik mit berücksichtigt.

Man braucht nun nicht so weit zu gehen wie die Marxisten, und etwa den Krieg als eine Form der Kapitalsakkumulation anzusehen — und kann doch der Auffassung sein, daß die von dem Verfasser angeführten Gründe für die Errichtung einer solchen Sonderdisziplin keineswegs ausreichen. Manche Vertreter dieses Gedankens haben sich offenbar zu sehr von der Überfülle der in diesem Krieg auf uns eindringenden Eindrücke überwältigen und zu ihrer Forderung verleiten lassen. In der Tat erhält beispielsweise bei Schmid das Kapitel „Kriegswirtschaftspolitik", durch Aufzählung der in diesem Kriege von der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung ergriffenen Maßnahmen, einen ganz anständigen Umfang. Aber gerade diese Art des Ausfüllens des Kapitels, die Summierung von Vorgängen ohne jede theoretische Durchleuchtung, legt die Schwäche der ganzen Stellungnahme, das Fehlen des Zusammenhanges mit der gesamten Volkswirtschaft, wie sie in ihrer Eigenart in Friedenszeiten geworden ist, bloß. Denn erst mit der Heranziehung dieses Zusammenhanges ist die Unterlage für die Wertung der einzelnen Maßnahmen der Kriegswirtschaftspolitik gegeben, für die ja sonst jeder Maßstab fehlt. Schmid weiß, um nur eins anzuführen, selbst mit einer für die Kriegswissenschaft und die Kriegswirtschaftspolitik im besonderen so wichtigen Frage, wie das Bevölkerungsproblem, in der neuen ‚Kriegswirtschaftslehre' nichts Rechtes anzufangen.

Etwas anders ist es, wenn man, mit Lorenz von Stein, die Lehre vom Heereswesen als Teil den Staatswissenschaften anfügen will und darunter dann auch das Kriegswesen in seinen verschiedensten Beziehungen und Wirkungen, auch den volkswirtschaftlichen, behandelt. Darüber hinaus ist es jedoch klar, daß in Zukunft der Einwirkung des Krieges, wie des ‚Militarismus' überhaupt, auf die Volkswirtschaft viel mehr Beachtung geschenkt werden muß als bisher. In dieser Hinsicht hat Sombart (‚Krieg und Kapitalismus') bereits beachtenswerte Vorarbeit geleistet, soweit namentlich die äußerst interessanten und zum Teil grundlegenden Zusammenhänge von Kriegswesen und Kapitalismus in Frage kommen, ferner auch die psychologischen Einflüsse der Heeresdisziplinierung auf das Wirtschaftsleben usw. Im übrigen aber ist, was das Fachwissen des Volkswirtschaftlers angeht, nach dem in der vorliegenden Schrift gebotenen Material nicht einzusehen, worin der besondere Wert einer Wirtschaftslehre für den Kriegsfall liegen soll, wie sie Schmid, dessen Arbeit übrigens keine höheren Ansprüche stellen will, in Anlehnung an Otto Neurath eingeführt wissen will. Warum das, was hier als Kriegswirtschaftslehre vertreten wird, nicht in der allgemeinen Volkswirtschaftslehre unterbringen, dort, wo nach der Lehre von den Funktionen des volkswirtschaftlichen Lebensprozesses sich die Lehre von dessen Störungen anschließt?

Dafür sprechen um so mehr Gründe, als, wie Franz Oppenheimer in einer bei S. Fischer, Berlin, herausgegebenen kleinen Schrift „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft“ (84 Seiten, gebunden Mk. 1.—) dartut, der Krieg, trotz aller Überraschungen, die er auch der fortgeschrittensten Theorie gebracht hat, als Wirtschaftskrisis sich im Grunde mehr quantitativ als qualitativ von jeder anderen allgemeinen Krisis unterschieden hat. In einem ersten kurzen Teil seiner Schrift, von der nach der Titelangabe man sich allerdings etwas anders verspricht, sucht Oppenheimer dies darzutun. Wichtiger aber sind seine Nachweise dafür, wie die Krisis überwunden wurde. Daß dies verhältnismäßig so schnell geschah, verdanken wir vor allem zwei Tatsachen: erstens den Erfolgen unserer Waffen, die wieder Vertrauen, das heißt in der Wirtschaftssprache ‚Kredit‘, in der Volkswirtschaft schufen, und zweitens dem Umstande, daß der Staat in einem bisher unerhörten Maße als Arbeitgeber auftrat, den abgerissenen Kreditverkehr der gesellschaftlichen Arbeitsverteilung und -vereinigung wieder anknüpfte. Er ist ja ‚letzter Konsument‘ in sonst unerreichbarem Maßstabe und übte diesen ‚letzten Verzehr‘ in einem Augenblick, wo der letzte Verzehr der Privatleute, von dem sonst die Volkswirtschaft lebt, stark eingeschrumpft war. Der Staat konnte diese Rolle übernehmen, weil er so viel Geld sich beschaffen kann, wie er irgend braucht, indem er die Zukunft belastet. Der Staat hat für seine Bedarfsbefriedigung drei Wege: er kann erstens selbst als Unternehmer auftreten und aus dem Reinbetrage seiner Unternehmungen erwerben, was er braucht, im Falle des Siegs durch Auflage von Kriegskontributionen und -Entschädigungen; er kann dann zweitens durch Steuergebühren und Zölle ein erstes Ventil schaffen, durch das der Überfluß des in die Zirkulation hineingepumpten Papiergeldes ungefährlich entweichen kann; und er kann drittens nicht der vielleicht überlasteten Gegenwart, sondern der Zukunft entnehmen, was der Gegenwart dienen soll. Zu dem Zwecke verkauft er aus den künftigen Erträgen seiner Finanzgebarung einen Teil: er verkauft eine jährliche Rente und empfängt dafür Geld oder geldwerte Güter und Dienste, deren er für seine gegenwärtigen Zwecke bedarf. Das ist das zweite Ventil, durch das der Überfluß der in die Zirkulation gepreßten Banknoten harmlos abströmen kann. Was er durch Steuern nicht erlangen kann, muß er so auf dem Wege der Anleihe erlangen. Im Anschluß an diese grundlegenden Darlegungen tritt der Verfasser jenen entgegen, die ‚die gesellschaftlichen Ersparnisse‘, aus denen der Staat doch sein Kapital bilden müsse, als eine feste, bestimmte, ein für allemal gegebene Größe betrachten. Dem gegenüber sagt Oppenheimer, der Staat könne namentlich in der Zeit der Krisis den Gesamtertrag an Produkten stark vermehren, so daß nach Abzug des Verkehrs eine viel größere ‚Gesamtersparnis‘ übrig bleibe. Oppenheimer selbst hat, von dieser Grundlage ausgehend, unmittelbar nach Ausbruch des Krieges dem Reichsamt des Innern eine Denkschrift überreicht, betreffend ‚die Organisierung der Wirtschaft‘. Er tritt darin für die Ausführung größter Vorbereitungsarbeiten (z. B. Meliorationen, Bahnbauten, Urbarmachung von Ödländereien usw.) für die Wirtschaftstätigkeit im Frieden ein. Seine Pläne sind in der Öffentlichkeit viel besprochen, jedoch nur in geringem Maße zur Durchführung gebracht worden, weil der Verfasser, ein Theoretiker reinsten Schlages, der Entblößung unserer Volkswirtschaft von tüchtigen Arbeitskräften zu wenig Rechnung trägt. Indem er alsdann noch näher auf die Anpassung der Träger unseres Wirtschaftslebens an den neuen Zustand eingeht, bespricht er auch die Hauptursache dafür, daß

diese Anpassung noch nicht vollkommen geglückt ist und wohl auch nicht vollkommen glücken wird. Diese Hauptursache ist darin gegeben, daß die für eine vollständig durchgeführte Anpassung notwendige Umlagerung der Produktion starke Kapitalanlagen erfordert, zu der sich die Produzenten, angesichts der unbestimmten Dauer des jetzigen Zustandes und der Anforderungen der dann gegebenen neuen Lage, nicht entschließen können. Im übrigen ist von den drei Hauptbedürfnissen der Notdurft: Nahrung, Kleidung und Behausung samt Beleuchtung und Beheizung, nur das erste ein ernstes, großes Problem. Der Verfasser ist der Auffassung, daß die Selbststeuerung durch die Preisbildung wahrscheinlich schnell und kräftig genug die notwendige Anpassung vollzogen haben würde. Die Behörden hätten sich aber durch die Volksströmung zu Höchstpreisen und dadurch zu einer Lähmung der Selbststeuerung verleiten lassen. Allerdings bestand die Gefahr spekulativer Ausschreitungen, weswegen schließlich nur das Getreide- und Mehlmonopol übrig blieb. Wenn uns aber die Produktion nicht allzugroße Schwierigkeiten bereiten soll, so müssen entsprechender Absatz und die dazu erforderliche Kaufkraft vorhanden sein. Zu diesem Zwecke muß das Problem der Verteilung mittelbar, auf dem Wege der Beschaffung von entlohnter Arbeit, die insbesondere auch möglichst alle Arbeitslosen erfaßt, gelöst werden. Die Möglichkeit dazu — hier kommt der Verfasser wieder auf seine Vorschläge zurück — ist gegeben, zumal wir in Deutschland noch ganze Provinzen, auf dem Wege der Gewinnung neuen Nutzlandes im großen Stile, erobern können.

Bedenken bestehen somit nicht für die Volkswirtschaft, wohl aber für die Staatswirtschaft, infolge der wohl kaum zu vermeidenden furchtbaren Verschuldung. Konnte nun auch das Reich bisher kaum anders, als auf dem Wege der Anleihe, das heißt der Belastung der Zukunft mit den Bedürfnissen der Gegenwart, vorgehen, so sind wir doch jetzt an einem Punkt angelangt, wo wir die Gegenwart für ihre Bedürfnisse selbst heranziehen, nämlich die Kriegskosten durch Steuern so viel wie möglich decken müssen. Dazu ist vor allem erforderlich eine starke progressive Einkommensteuer und mehr noch das rücksichtslose Eintreiben einer sehr starken progressiven Wertzuwachssteuer. Die Krone all unserer Maßnahmen muß indessen einer Anpassung seelischer Art sein, ‚indem wir den uns in Friedenszeiten beherrschenden Individualismus und Egoismus zum Teil aufgeben‘.

Im ganzen kann man der Oppenheimerschen Schrift, abgesehen von den Darlegungen über den Wert der Selbststeuerung und über die Höchstpreise, worüber heute ein abgeklärtes Urteil noch unmöglich ist, wohl zustimmen. Jedenfalls überspannt sie den Bogen nicht so sehr, wie die Broschüre, die Professor Dr. Edgar Jaffé unter dem Titel ‚Volkswirtschaft und Krieg‘ bei Mohr in Tübingen (30 Seiten, Mk. —.75) herausgegeben hat und deren Thema jene seelische Anpassung ist, der wir bei Oppenheimer am Schlusse seiner Schrift begegneten. Die Broschüre von Jaffé ist ein Stück volkswirtschaftlicher Gewissenserforschung in dem Sinne, ob wir überhaupt mit unseren seitherigen Einrichtungen auf die Dauer durchkommen. Zu Oppenheimer steht der Verfasser insofern in unmittelbarem Gegensatz, als er die Auffassung vertritt, daß die Regierung durch die Erklärung von Höchstpreisen grundsätzlich das Richtige getroffen habe. Begründet wird dieser Standpunkt allerdings nicht. Alles in allem hält Jaffé dafür, daß der ins Werk gesetzte Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens während des Krieges auf weitgehender Ausschaltung des Prin-

zips der wirtschaftlichen Selbstbestimmung sich aufbaut und somit unverkennbar staatssozialistisches Gepräge trägt. Das ist umso wichtiger, als die hier in Angriff genommenen Fragen uns auch nach dem Kriege dauernd beschäftigen werden, was begründet wird mit unserer bisherigen ungenügenden Versorgung mit Rohstoffen, mit den nach dem Kriege zu erwartenden veränderten Handelsbeziehungen, mit den Bedürfnissen unserer künftigen Kolonialpolitik usw. Im Innern wird diese neue Lage eine viel weitergehende Durchorganisierung unseres Wirtschaftslebens bedeuten. Da kommen wir mit der freien Konkurrenz nicht aus, sondern müssen eine ganz neue Grundlage finden. Dazu waren wir bereits vor dem Kriege auf dem besten Wege mit all den organisatorischen Neubildungen der letzten Jahrzehnte (Sozialpolitik, Schutzzollpolitik, Gewerkschaften und Genossenschaften, Kartelle und Syndikate, Konsumvereine, Baugenossenschaften usw.). Doch fehlte bisher der einheitliche Guß, nach dem wir infolgedessen in erster Linie streben müssen. Als Losung dafür stellt der Verfasser diese auf: Erfüllung nationaler Aufgaben und Notwendigkeiten, nicht Befriedigung privaten Erwerbsstrebens; Wirtschaftsdienst als Staatsdienst und Volksdienst — das ist die moralische Grundlage der neuen Ordnung. Das Programm deckt sich im übrigen, so sagt er, in weitgehendem Maße mit denjenigen Forderungen, die seitens der verschiedenen politischen Parteien im Grunde seit langem aufgestellt oder von ihnen als Wirtschaftsideal angesehen worden sind. — Man kann zugeben, daß — um einen fachtechnischen Ausdruck anzuwenden — das Sozialprinzip wenigstens für eine Zeitlang die Vorherrschaft über das Individualprinzip haben muß. Indessen sollte nicht verkannt werden, daß eine zu starke Steigerung und vollends eine Überspannung des ersteren von selbst wieder zu dem letzteren zurücktreibt. Christliche Sozialökonomen und Sozialpolitiker haben das Prinzip des Solidarismus als eine Versöhnung der beiden genannten anderen, als das erstrebenswerte volkswirtschaftliche Organisationsprinzip aufgestellt. In allen diesen Dingen bleibt die Frage nur immer die, ob das Ziel zu erreichen sei mit bloßen Einwirkungen auf die wirtschaftliche und soziale und staatliche Gesinnung, oder ob es da nicht des Wiedererwachens von Ansichten und Rücksichten höherer Ordnung bedarf.

Eine Teilfrage der Kriegswirtschaftspolitik behandelt die Schrift des bekannten Theoretikers der Preisbildung, Professor Dr. Franz Eulenburg: ‚Das Geld im Krieg und Deutschlands finanzielle Rüstung.‘ (Leipzig 1915, Köhler. 56 Seiten, M. 0.75.) Die Ausführungen sind dem Verständnis weiterer Kreise möglichst nahe gebracht und sind geeignet, das in der oben erwähnten ‚Kriegswirtschaftslehre‘ von Dr. Schmid über denselben Gegenstand Gesagte theoretisch zu durchleuchten und nach der Seite der Tatsachenfeststellung zu ergänzen. Eulenburg stimmt in der Wertung der seitherigen finanziellen Unternehmungen des Reiches im allgemeinen mit Oppenheimer überein. Er unterläßt es jedoch, abweichend von Oppenheimer, die Grenzen des finanziellen Könnens hervorzuheben, was, namentlich bei seiner sonstigen Arbeitsweise, bei ihm besonders auffällt. Auch erfährt der Begriff des Geldes nicht die gehörige Klärung, so daß der Leser nicht wie bei Oppenheimer immer wieder daran erinnert wird, daß im Hintergrunde stets der Prozeß der Gütererzeugung und die in diesem Punkte gegebenen tatsächlichen Verhältnisse und Entwicklungen stehen müssen, wenn von der finanziellen Rüstung die Rede ist. Immer muß beachtet werden, was Professor Dr. Julius Landesberger, Bankpräsident in Wien, sagt: Aufgabe der Volkswirtschaft ist nicht die Erzielung von Bargeld und Bankguthaben, sondern die stets sich erneuernde Güterversorgung. Bei einer ‚entgüterten Volkswirtschaft‘ nutzt uns der

größte Geldbesitz gar nichts. Die betreffenden Ausführungen Landesbergers sind in einer Schrift enthalten, die man ebensowohl als Ergänzung zu der Eulenburgschen wie zu der Oppenheimerschen lesen sollte. („Der Krieg und die Volkswirtschaft.' Vorträge, gehalten von Wiener Universitätslehrern. Heft 4. Wien 1914, Hölzel. 43 Seiten. M. 0.85.) Oppenheimers Ausführungen finden, nicht bewußterweise, aber tatsächlich, manche Ergänzungen in bezug auf die Art und Weise, wie die Kriegswirtschaftskrisis behoben wurde; ergänzend zu Eulenburgs Ausführungen dagegen sind manche Bemerkungen von Landesberger über die Rolle, die das Bankwesen in diesem Kriege spielt. Summarisch geht die Schrift auch auf die Frage ein, ob der Weltkrieg die Differenzierung, die Englands und Deutschlands Wirtschaftsentwicklung so sehr zugunsten der letzteren beeinflußte, aufheben oder beseitigen kann. Die Frage wird verneint, ohne daß indes mehr als einige allgemeine Bemerkungen zu derselben gegeben werden.

Tatsächliches Material zu diesem Punkte will dagegen unter anderem eine Schrift von Dr. Ernst Günther bieten. („Die wirtschaftlichen Hilfskräfte Deutschlands und seine Hauptgegner' Kriegshefte aus dem Industriebezirk. 7. Heft. Essen 1915, Baedeker. 81 Seiten. M. 0.80.) In dieser Schrift ist auf verhältnismäßig kurzem Raum außerordentlich viel Material zusammengedrängt; jedoch macht das allzu stark aufgetragene Bestreben des Verfassers, Deutschlands Stellung unter allen Umständen herauszustreichen, etwas mißtrauisch, zumal selbst solche Daten unterdrückt werden, deren Wiedergabe dem letzten Zweck der Schrift, hinsichtlich Deutschlands Stellung zuversichtlich zu stimmen, gar nicht einmal zuwidergelaufen wäre. Wir werden das gleich sehen.

Günther geht davon aus, daß die wichtigsten Grundlagen der wirtschaftlichen Kraft und Macht eines Volkes das Land selber mit seinen klimatischen Vorzügen, mit seinem natürlichen Reichtum an Bodenschätzen und Bodenkräften und dann ferner die Menschen seien, die das Land bewohnen. Bei dem ‚Produktionsfaktor Mensch' nimmt er seine Vergleiche auf. Was bedeuten Deutschland und Oesterreich innerhalb der europäischen Völkerfamilie? Von 1000 Europäern waren vor hundert Jahren 267 Deutsche und Österreicher, jetzt sind es noch 258. Engländer waren es vor hundert Jahren 93 aufs Tausend, jetzt sind es 103, also eine kleine Zunahme. Franzosen waren es im Jahre 1801 153 aufs Tausend. Jetzt dagegen sind unter 1000 Europäern nur noch 88 Franzosen. Während also vor hundert Jahren noch jeder sechste Europäer ein Franzose war, ist es heute nur noch jeder zwölfte; schärfer kann der Wandel der Zeiten nicht zum Ausdruck kommen, können die Machtansprüche Frankreichs nicht in ihrer ganzen Haltlosigkeit charakterisiert werden. Das Gegenstück zu Frankreich bildet Rußland, auf das vor hundert Jahren 200, heute mehr als 300 vom Tausend der Europäer kommen. Was diese Verschiebung in den deutschen und französischen Ziffern militärisch bedeutet, liegt auf der Hand. Die wirtschaftliche Bedeutung liegt insbesondere in dem Anreiz, den die Bevölkerungsvermehrung auf die Unternehmungslust ausübt. Hier wird aber Deutschlands Stellung nicht bloß absolut, sondern auch relativ immer günstiger. Letzteres namentlich insofern, als, mit durch die Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse, die Lebenserwartung, das heißt die wahrscheinliche Lebensdauer von irgend einem bestimmten Alter aus, unaufhaltsam in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist. In den produktiven, werteschaffenden Lebensaltern beträgt der Gewinn an Lebensdauer durchschnittlich vier Jahre für das letzte Menschenalter, für die Frau sogar 4½ Jahre. Günther berechnet hieraus, bei einer Verzinsung von vier Prozent und einer

solchen von fünf Prozent, einen Gewinn des deutschen Volksvermögens um 45 bezw. 36 Millionen Mark. Dem hat Frankreich nichts Entsprechendes entgegenzustellen, weil die Lebensdauer der französischen Bevölkerung nicht nur nicht stieg, sondern teilweise sogar zurückging. Das stimmt. Es hätte aber gesagt werden müssen, daß in Frankreich die Lebenserwartung selbst immer günstiger war wie bei uns. Ebenso hebt der Verfasser bezüglich Englands hervor, daß dort die Fortschritte kaum den vierten Teil der bei uns verzeichneten ausgemacht hätten. Auch hier fehlt der Hinweis darauf, daß beispielsweise in England (unter Ausschluß allerdings von Irland) die Sterblichkeit heute noch nur etwa $13^1/_2$ vom Tausend beträgt, bei uns dagegen etwa 16 vom Tausend. Das konnte gesagt werden, ohne daß darum die günstigere Entwicklung bei uns — und darauf kommt es doch an — geringere Bedeutung anzunehmen brauchte. Diese Art macht, wie gesagt, mißtrauisch. Danach geht der Verfasser dazu über, was bei uns und beim Gegner der ‚Produktionsfaktor' Mensch geleistet hat. Zunächst in der Landwirtschaft, wo die natürlichen Voraussetzungen bei uns keine besonders günstigen waren. Der Vergleich nimmt seinen Ausgang von dem verhängnisvollen Einfluß, den die Wirtschaftspolitik auf Englands landwirtschaftliche Entwicklung gehabt hat, mit dem Ergebnis, daß dort in der Landwirtschaft 1851 noch 1,905 Millionen Personen beschäftigt waren, 1901 jedoch nur noch 989 000. In Frankreich war die Wirtschaftspolitik an sich der Erhaltung der Landwirtschaft günstiger, aber der Stillstand der Bevölkerung reizte nicht zur Steigerung der Erzeugung. Deutschlands wirtschaftspolitische Entwicklung insbesondere seit 1879 ist bekannt. Sie hat, im Zusammenhange mit der Bevölkerungszunahme, von 1800 bis 1900 einen Gewinn von $6^1/_2$ Millionen Hektar für den Getreide- und Kartoffelbau gebracht. Dazu stiegen die durchschnittlichen Hektarerträgnisse im neunzehnten Jahrhundert beispielsweise bei Roggen und Weizen um das Zweifache, bei Gerste auf das Zweieinhalbfache, bei Hafer auf das Dreieinhalbfache. Zugleich vermehrte sich der Viehstapel um das Zweieinhalbfache, unter gleichzeitiger außerordentlicher Verbesserung der Viehsorten. Wir ernten an Weizen auf den Hektar eineinhalbmal so viel wie Frankreich und dreimal so viel wie Rußland, bei entschieden ungünstigeren natürlichen Verhältnissen. Die Ursache liegt wie bekannt hauptsächlich in der praktischen Verwertung der glänzenden Ergebnisse unserer Wissenschaft. Das hat auch den Ausschlag für unsere industrielle Entwicklung gegeben, die verhältnismäßig jedes andere Land und insbesondere unsere Gegner weit hinter sich zurückgelassen hat. An einzelnen besonders hervorstechenden Beispielen wird dies dargetan. Bezeichnend sind vor allem verschiedene Vorgänge in der chemischen Industrie. Greifen wir die Herstellung des Indigo heraus. Dieser ist einer der wichtigsten echten blauen Farbstoffe. Bereits früher hatten wir uns schon etwas vom Indigo emanzipiert durch die Herstellung ziemlich lichtechter blauer Anilinfarben. Freilich, alle diese ‚Echtblaus' waren doch nur Surrogat, ließen sich dem wirklich echten Indigo nicht vergleichen. Der Indigo war trotzdem noch immer unentbehrlich; wir führten noch in den 1890er Jahren jährlich für etwa 20—25 Millionen Mark Indigo ein, hauptsächlich aus Britisch-Indien. Aber unsere Chemiker waren eifrig an der Arbeit, und so gelang ihnen endlich die Herstellung des künstlichen, sogen. synthetischen Indigos. Auch dieser künstliche Indigo wird aus dem Steinkohlenteer, aus dem Toluol gewonnen. Er ist ein vollwertiger Ersatz des echten, aus der Pflanze gewonnenen Indigos, gleicht ihm in jeder Beziehung, ist ihm höchstens in Bezug auf Reinheit und Gleichförmigkeit noch überlegen. Heute hat deshalb die Indigo-

einfuhr so gut wie völlig aufgehört; im Jahre 1913 waren es für ganze 39 000 Mark. Deutschland versorgt jetzt die Welt mit Indigo. Im Jahre 1913 führten wir 33 Millionen Kilogramm im Werte von über 53 Millionen Mark aus. England, das in seinen indischen Kolonien früher der Hauptproduzent der Welt war, bezieht jetzt selbst Indigo von uns; und vor allem haben wir auch den ostasiatischen Markt erobert, haben den ostindischen Indigo fast völlig aus China und Japan verdrängt. Für die Pflanzer in Ostindien und Westindien wurde diese Verschiebung vielfach geradezu verhängnisvoll. Im Jahre 1892 hatte Britisch-Indien noch eine Indigoausfuhr im Werte von 60 Millionen Mark, 1912/1913 waren es nur noch 3 Millionen Mark. Derartiger überaus bezeichnender Beispiele gibt es eine ganze Anzahl. Man denke ferner daran, daß wir die frühere ‚Werkstatt der Welt', England, 1913 selbst in der Maschinenausfuhr bereits überholt hatten, nicht zuletzt deshalb, weil wir Erfahrungen, die in England gemacht, aber nicht ausgenützt wurden, uns zunutze machten (Thomasverfahren!). Die Hinweise der Schrift berühren nacheinander die verschiedensten Sondergebiete der Volkswirtschaft, um in einem Vergleich des Volksvermögens auszuklingen. Einst waren wir so arm, daß wir die erste Industrialisierung Deutschlands, die Modernisierung des deutschen Wirtschaftslebens nur mit Hilfe fremden Kapitals durchführen konnten. Heute steht unser Volksvermögen, selbst nach den vorsichtigeren Schätzungen (unser Verfasser benützt aber nur die günstigsten), erheblich über dem englischen und französischen. Wichtiger aber ist, daß wir auch im Einkommen das reiche Frankreich bereits überflügelt haben. Wir haben zudem nicht nur die stärkste Volkswirtschaft, sondern auch den stärksten Staat. Auf den Kopf der Bevölkerung betrug die Verschuldung in Deutschland 317 Mark, in England 330 Mark und in Frankreich 666 Mark. Sie war also bei uns am niedrigsten. Und wir müssen bedenken, daß die deutschen Schulden zum großen Teil für werbende Anlagen, vor allem für den Eisenbahnbau, aufgenommen wurden. Es ist aber natürlich etwas ganz anderes, ob die Schulden aufgenommen wurden, um Festungen zu bauen, das Heer neu zu bewaffnen oder eine neue große Flotte zu schaffen, oder ob Eisenbahnen damit gebaut wurden. Im letzteren Falle sind es werbende Ausgaben; die Schulden bedeuten hier gar keine Belastung, denn den Schuldenzinsen stehen ja die — bei uns viel größeren — Überschüsse der Staatseisenbahnen gegenüber. Wir müssen also die 9 Milliarden deutscher Eisenbahnanleihen von unserer Schuldsumme abziehen, und dann bleibt nur eine Schuldenlast von 11 Milliarden in Deutschland gegenüber 15 Milliarden in England und 26 Milliarden in Frankreich; und die Kopfbelastung beträgt dann bei uns nur etwa 170 Mark gegen 330 Mark in England und 666 Mark in Frankreich.

Bei einiger Vorsicht lassen sich die vielen in Günthers Schrift enthaltenen Materialien wohl benutzen. Allerdings mit der Einschränkung, daß der Krieg mit seinen ungeheuren Umwälzungen auf allen Gebieten auch die wirtschaftlichen Hilfskräfte überstark berührt. Es darf also nicht bloß die eine Seite der Sache betrachtet und bei der Abschätzung benutzt werden, sondern es ist auch den eingetretenen zum Teil sehr wesentlichen Änderungen Rücksicht zu tragen, worüber es aber einstweilen an gediegener Literatur noch mangelt, weil wir eben keine soliden Vergleichsunterlagen haben.

Ein Stück Kriegswirtschaftspolitik schildert übrigens auch des Neutralen T. Kellen fleißige und freundlich beurteilende Zusammenstellung dessen, was hinter der Front geschehen: ‚Die Arbeit der Daheimgebliebenen' (Leipzig 1915, Xax. 16 Seiten. 2,50 Mk.). Gut zum Versand in das neutrale Ausland!

Wer die seitherigen Unterlagen unseres Ausfuhrhandels nach allen Seiten hin genau beleuchtet und ins richtige Verhältnis gestellt vor sich haben will, benutze die bei Duncker & Humblot erschienene Schrift von Rudolf Dietrich: ‚Unser Handel mit unsern Feinden' (Leipzig 1914. 78 S. 1.50 Mk.). Einen Ausschnitt aus diesen Tatsachen und Fragenkomplexen bringt die von Fr. Schubert ins Deutsche übersetzte Schrift des französischen Unterstaatssekretärs der Handelsmarine Maurice Ajam: ‚Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem. Ein Weg zur Verständigung' (Berlin 1914, Heymann. VIII und 128 Seiten. 3 Mk.). Die Auffassungen erinnern an die Glanzzeit des Ministeriums Caillaux. Der Übersetzer hat den Plauderton des Originals sehr gut getroffen. Was aber die Schrift an staatsbürgerlichen Erwägungen über das eigentliche Thema ‚Zoll- und Handelspolitische Erwägungen' hinaus bringt, hätte besser wegbleiben sollen: es steht richtig ‚unter dem Strich'.

Zur Frage des mehrfach erwähnten Ausbaus unseres Staatslebens nach dem Kriege sei in grundsätzlicher Beziehung auf eine Schrift des Geheimen Regierungsrats C. M. von Unruh verwiesen, die unter dem Titel ‚Zur Biologie der Sozialwirtschaft. Grundlinien für den inneren Ausbau des sozialen Staates' bei Meiner in Leipzig erschienen ist (XII und 206 Seiten, Preis gebunden 7.— Mk.). Die Schrift handelt in drei Abschnitten vom Menschen als Träger der Sozialwirtschaft, von der Bedeutung und den Verrichtungen des Grund und Bodens in der Sozialwirtschaft, und vom ‚Schiff und Geschirr'. Der letztere Ausdruck soll den vieldeutigen Begriff ‚Kapital' ersetzen, was der Verfasser mit einer Reihe geistreicher Bemerkungen begründet. Überhaupt ist der Vorzug dieser Schrift, ähnlich wie das bei vielen anderen soziologischen Schriften der Fall ist, eine Anhäufung von gedankenreichen Ausführungen, in denen vielfach in glücklicher Weise durch Zurückgehen auf die Sprachwurzeln vielgebrauchter Begriffe neue und zum Teil wertvolle Aufschlüsse vermittelt werden. Was aber der Schrift, trotz aller Bemühungen des Verfassers, nicht gelungen ist, ist dies: sie vermag nicht ein einheitliches Bild zu vermitteln, es fehlt ihr das die einzelnen Gedanken in überzeugender Weise zu einem plastischen Gesamtbild vereinigende Band. Namentlich in dem ersten Teil steht man oft vor Übergängen, wo man einfach den logischen Faden nicht mehr auffindet. Wertvoll erscheint das ganze Buch unter dem Gesichtswinkel der Aufschlüsse, die es über die Bodenfrage erteilt.

Wer die bezüglichen Darlegungen allein und abgesehen von den anderen Teilen auf sich wirken läßt, trägt ohne Zweifel manchen Vorteil nach Hause. Im übrigen bestätigt auch diese Schrift wiederum die Tatsache, die durch die Untersuchungen der Löwener Schule bei dem Begründer der Soziologie, Comte, wie bei seinen französischen Anhängern unter Führung von Dürckheim festgestellt worden ist, daß die Soziologie unbedingt dort landen muß, wo das Mittelalter bei Thomas von Aquin seinen Ausgangspunkt genommen hat. In glücklicher Unkenntnis dieses Zusammenhanges aber unterläßt es auch unser Verfasser nicht, wie das bei den Soziologen so langsam zur Regel geworden ist, nebenher seine Weisheit über ‚die Nebel des mittelalterlichen Kampfes der römischen Kirche' zu verzapfen. Und doch hat gerade er das Wesentliche mit der mittelalterlichen Auffassung gemein, daß er bei der Unentbehrlichkeit des Zweckgedankens landet, trotz seiner Anleihen bei der Spencerschen Sozialbiologie!

Die Bodenfrage im Anschluß an die zu erwartenden Kriegsergebnisse behandelt ebenfalls eine Flugschrift von Johannes Marbod unter dem Titel: ‚Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden

Kräfte dieses Krieges?' (Berlin 1915, Springer.) Die Frage wird dahin beantwortet, daß unseren Massen das wahrscheinlich durch den Krieg an uns fallende Land in großem Maßstabe zu Siedlungszwecken zur Verfügung gestellt werden soll. Voraussetzung wäre allerdings, daß der 1870/71 gemachte Fehler vermieden würde, daß nämlich den aus den neubesetzten Ländern auswandernden Grundbesitzern nicht das Besitzrecht auf den bisher von ihnen bewirtschafteten Boden erhalten bleiben dürfe.

Sobald sich der Blick der Zeit nach dem Krieg zuwendet, wachsen natürlich die Probleme nur so aus dem Boden heraus. Jede Erörterung aber kann einstweilen nur akademischen Charakter haben. Das gilt insbesondere für die Fragen wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Natur. Uns will es nicht einleuchten, welchen Zweck schon jetzt die Herausgabe einer Schrift haben soll, die, wie diejenige von Felix Toerpe, die Frage zu beantworten sucht: ‚Bedeutet das Ende des Krieges den Anfang einer Hochkonjunktur?' (Magdeburg 1915. 42 Seiten.) Höchstens kann es angebracht sein, vor all zu großem Optimismus zu warnen, wie es der Verfasser tut. Aber die eigentliche Grundlage für die Beantwortung der von ihm gestellten Frage ist in absehbarer Zeit noch nicht gegeben. Es ist nicht schwer, seinen Argumenten andere entgegenzustellen, die zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen führen und kaum geringere Durchschlagskraft haben.

In der politischen Welt wird viel die Bedeutung eines Buches erörtert, das von dem Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, Thimme, und dem Vorsitzenden der Generalkommission der sozialistischen Gewerkschaften, Reichstagsabgeordneten Legien, herausgegeben worden ist und den Titel trägt: ‚Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland' (Leipzig 1915, Hirzel. VI und 232 Seiten. Mk. 2.—). Das Buch besteht aus 20 Abhandlungen über politische, volkswirtschaftliche, soziale und Bildungsprobleme, von denen anzunehmen ist, daß sie das öffentliche Leben beim Friedensschluß und erst recht nach demselben beschäftigen werden. Die Abhandlungen sind von je 10 bürgerlichen Gelehrten und sozialdemokratischen Schriftstellern und Arbeiterführern, darunter 4 Gewerkschaftsführern, geliefert. Unter den bürgerlichen Gelehrten sind sehr bekannte Namen. So unter anderem die Professoren Oncken, Meinecke, Anschütz, Troeltsch, Natorp. Die Sozialdemokraten gehören alle zu derjenigen Gruppe, die bereits vor dem Kriege eine Annäherung an die ‚voraussetzungslose' bürgerliche Sozialreform erstrebte. Das nimmt nicht weg, daß recht ‚grimmige' Sozialdemokraten dabei sind. Wir denken beispielsweise an den Mitherausgeber Legien, von dem das einfältige Wort über die sozialistischen Gewerkschaftler stammt: ‚Unsere Mitglieder sind antireligiös, weil sie vernünftige Menschen sind.' Der Zweck der Schrift ist, sich ‚über die Möglichkeit und die Bedingungen einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Geisteswelt klar zu werden'. Nach dem Vorwort des Verfassers soll es sich um ein ‚klassisches Beispiel' dafür handeln, ‚wie solche Probleme nach den Erfahrungen und Lehren des Krieges und der Zukunft von einzelnen wie von ganzen Parteien behandelt werden sollten'. Dieser zweite Satz, der allein dem Inhalt des Buches gerecht wird, schränkt das von der ‚geistigen Arbeitsgemeinschaft' Gesagte sehr wesentlich ein, oder vielmehr er hebt es vollständig auf. Eine geistige Arbeitsgemeinschaft ist doch, wenn man das Wort ganz zwanglos auslegt, weit mehr als bloß eine mehr oder weniger übereinstimmende formale Art der Behandlung von politischen und sonstigen Fragen. Sie bedingt

mindestens in den Grundlagen eine geistige Übereinstimmung über die Art der Lösung eines bestimmten Fragenkomplexes. Daran aber fehlt es vollständig. Die Herausgeber sind davon ausgegangen, daß jeder Beitragende rückhaltlos seine eigene Meinung vertreten solle. Das ist denn auch geschehen, mit der Wirkung, daß die Ansichten über einzelne einschneidende und wesentliche Fragen unserer politischen Zukunft zwischen verschiedenen Mitarbeitern meilenweit auseinander streben. Somit verbleibt von dem ganzen Unternehmen schließlich nur die nackte Tatsache des Zusammenarbeitens an einem Buch über politische und sonstige Zukunftsfragen. Auch das ist gewiß eine Errungenschaft, wenn man die Zustände vor dem Kriege im Auge behält. Über ihren Wert kann man jedoch um so mehr verschiedener Ansicht sein, als die sozialdemokratische Presse und die sozialistischen Gewerkschaftsorgane teilweise ganz ausdrücklich von weittragenden Schlußfolgerungen, die in dem Buche gezogen werden, abgerückt sind. Mit alledem ist natürlich nicht gesagt, daß die Schrift nicht überaus beachtlich wäre. Sie ist das ohne Zweifel, und jeder Politiker sollte sie lesen, zumal sie eine Fülle treffender Beobachtungen und guter Materialien bringt. Es geht hier nicht an, auf die einzelnen Aufsätze einzugehen; man müßte sonst einen vollständigen Aufsatz schreiben.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Es wird viele Leute geben, die mit dem ersten Roman von Gustav Meyrink, ‚Der Golem‘, nichts anzufangen wissen. In der Tat ist er eine seltsame Mischung von Vision und Naturalismus, hat Stellen, die sich wie ein nicht allzu schlechter Kriminalroman lesen und solche, die dunkle Tiefen der Seele aufschließen und für Tage lähmend auf dem Leser lasten. Er ist regellos im Aufbau, nicht selten nachlässig und tastend im Stil, und als Ganzes muß man ihn doch wie ein ungewöhnliches Werk passieren lassen. Und schließlich wird man, ohne sich klar Rechenschaft über den Inhalt geben zu können, doch den Eindruck einer hellseherischen Klarheit haben, die den verworrenen Wegen eines schweren Traumes nachgeht. Dieser Traum hat keine Fabel, keinen Sinn, keinen nachhallenden Wert. Er hat auch in der Erzählung ganz die zerfließenden und sich kreuzenden Linien behalten, die jeder phantasievolle Mensch an seinen Träumen kennt. Und überdies hat er mit dem Golem der jüdischen Sage kaum mehr als einen flüchtigen Zusammenhang, wovon nachher zu sprechen sein wird. Hervorgerufen wird der Traum durch einen vertauschten Hut, in dem ein Name steht, Alexander Pernath; dann durch ein absonderliches Bild aus der Erzählung vom Leben Buddhas. Es ist da von einem Stein die Rede, ‚der aussieht wie Fett‘. Die lebhafte Anstrengung, sich diesen merkwürdigen Stein vorzustellen, verfolgt den Erzähler bis in den Schlaf, und hier, wo alle Fesseln konsequenten Denkens sich lösen, schweift jene Anstrengung umher und führt zu den absonderlichsten und

* Gustav Meyrink, ‚Der Golem‘. (Kurt Wolff, Leipzig, M. 3.—.) Leonhard Frank, ‚Die Ursache‘. (Georg Müller, München, M. 2.—.) Hans Raithel, ‚Der Schusterhans und seine drei Gesponsen‘. (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, M. 4.—.) Thea v. Harbou, ‚Der Krieg und die Frauen‘. (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart M. 2.60.) Dieselbe, ‚Die Masken des Todes‘. (Ebenda. M. 3.50.) Lily Braun, ‚Lebenssucher‘. (Albert Langen, München, M. 6.50.) Meta Schoepp, ‚Blockade‘. (Ullstein & Co., Berlin, M. 3.—.)

einfachsten Bildern. Erinnerungen an die jüdische Kabbala, an dunkle semitische Kunstmärchen kommen vielleicht hinzu, um den Traum gerade in der Judenstadt Prags sich abspielen zu lassen. Es bildet sich ein wertvoller kulturhistorischer Untergrund, über dem das schweifende Gefühl hin und her gespenstet. Zeitweilig fühlt der Erzähler sich als der Golem, vor dem man aufschreiend flieht, wenn er durch die finstern und engen Gassen des Judenviertels tappt. Der Sage nach hat einmal ein gelehrter Rabbiner eine Tonfigur geformt, ihr ein dumpfes Leben einzuhauchen gewußt und das Gebild für sich arbeiten lassen. In diesem Rabbiner muß ein Stück Faust gesteckt haben, und wenn man sich in das Wesen des von ihm geschaffenen Golem versenkt, so kann man die tragischen Keime entdecken, die in diesem menschenähnlichen Wesen liegen. Es ist dieselbe Tragik, die in den elbischen Wesen der deutschen Volkssage steckt, die ohne Herz oder mit einem steinernen Herzen sich inbrünstig nach der warmen Freiheit der Menschen sehnen. Die Vertiefung bleibt Meyrink schuldig. Er geht an dem Golem vorbei, ohne zu empfinden, was in ihm steckt. Und wenn das Wesen des zufälligen Traumes (die Wahrheit des Traumes, möchte ich sagen) gerade durch das Vorübergehen am Problem besser gewahrt wird, so beweist das nur, daß Meyrink nicht eigentlich Dichter ist, nicht Führer seiner Gesichte, sondern unreflektierter Diener seiner Gesichte. Auch so bleibt vieles reizvoll. Er übertrifft ohne Zweifel E. Th. A. Hoffmann bei weitem. Seine Gestalten haben das quälend Gespenstische, aber nicht die bei Hoffmann nur zu oft störende Albernheit der Erfindung. Und wenn der kriminalistische Einschlag im ‚Golem' gegen das Ende, wie dieses überhaupt, wenig Interesse, dafür aber lebhafte Bedenken erweckt, so bleibt doch von dem Ganzen ein starker Eindruck zurück, der nicht erlaubt, über Meyrink wie über einen törichten Phantasten hinwegzugehen.

Meyrink ist sicher im bürgerlichen Sinne nicht normal, er hat vielleicht einen ganzen oder einen halben Sinn mehr als der normale Mensch. Aber es steckt doch auch ein gut Teil Naivität in ihm, die von der Pose erfreulich absticht, die ein anderer, auch mit mehr als normalen Sinnen die Unterwelt menschlichen Geistes durchbohrender Erzähler zur Schau trägt. Es ist Leonhard Frank, der eine Erzählung ‚Die Ursache' geschrieben hat, in der er zeigt, wie ein Dichter an seinem früheren Lehrer zum Mörder wird. Frank hat mit einem ersten Buche den Fontanepreis bekommen; S. Fischer, der Berliner Verleger, hat ihn verliehen, und wenn auch natürlich nicht verlangt werden soll, daß Bücher, die im Namen Fontanes gekrönt werden, auch etwas von dem Geiste des großen Erzählers haben, so glaube ich doch, daß Fontane nicht ruhig im Grabe liegen geblieben ist, als er von dem Entschlusse S. Fischers erfuhr. Eins ist sicher: Frank hat ein starkes Talent, das mit einer geradezu bohrenden Eindringlichkeit schafft. Aber diese Eindringlichkeit ist nicht nur bohrend, sondern auch überhitzt und an konstruierten Problemen vergeudet. Sein Dichter, von dem er erzählt, oder vielmehr: den er dramatisch gestaltet, hat durch die gemeine Behandlung eines Lehrers aus frühester Jugend ein seelisches ‚Brandmal' erhalten. Er glaubt wenigstens, daß der Lehrer an dieser Brandmarkung schuldig ist. Er ist so sehr in seinen moralischen Anschauungen erniedrigt, daß er den Zuhälter einer Dirne macht, da er in einer gänzlichen Auflösung aller guten Instinkte dahinlebt. Der Mord, den er begeht, hat für ihn wirklich nichts Absonderliches mehr. Er bietet sozusagen das klinische Bild des ‚moralischen Irreseins'. Aber das ist sicher nicht durch die Behandlung des Lehrers hervorgerufen, sondern ist mit ihm auf die Welt gekommen, denn andere Mitschüler, die nicht einsichtsvoller und rücksichtsvoller

behandelt wurden, zeigen diese Symptome nicht. Nun hat natürlich die Darstellung des Einzelfalls in der Kunst ihr Recht. Aber gerade die Wahl dieses Einzelfalles zeigt, wer Leonhard Frank ist, zeigt es um so mehr, als auch in seinem ersten Buche die Grausamkeit einer gewissen Schulzucht eine Rolle spielt. Von diesem ersten Buch schrieb Max Brod: ‚Dabei bricht das Buch stilistisch in seiner Gegenwärtigkeit, Ironie und manchmal sogar peinlichen Vorliebe für „naturalia turpia" einer Richtung sehr interessanter Autoren Bahn, die im stillen und isoliert, wenn mich nicht alles trügt, an einer Erneuerung der Prosa schaffen . . .' Nun, Max Brod kann für eine derartige Richtung als sachverständig gelten; ich sehe da eher eine Verirrung, eine um so bedauerlichere Verirrung, als Frank (als Talent gesehen) einmal Bedeutendes machen könnte. Das ist auch der Grund, weshalb er hier genannt ist. Von einer Erneuerung der Prosa durch ihn kann man aber keinesfalls reden. Sein Wesen ist nichts als ein besonders leidenschaftlicher Naturalismus, wie es namentlich die Schilderung der Nacht vor der Hinrichtung und der Hinrichtung selbst beweist. Neu an diesem Naturalismus ist vielleicht nur die verbohrte Sucht, wahnsinnige Schreie in ihrem Klange festzuhalten — ein Bestreben, das mit dem Wesen der Erzählung und damit der erzählerischen Prosa nichts zu tun hat, ja ihr sogar widerstreitet. Der akademischen Erörterung sozusagen mag das Problem Frank freigegeben sein, in der Literatur als Nationalgut hat es vorläufig noch nichts zu suchen. Die Dinge, die er darstellt, sind daran weniger schuld wie die Art, diese Dinge zu sehen und sie darzustellen. Denn hier liegt immer der Kern: welcher Art ist die Persönlichkeit, die da schafft; auf diese kommt's an, weniger auf ihr Talent, und noch weniger auf den Gegenstand. Man denke an Hofmannstals ‚Elektra', im Gegensatz zur ‚Elektra' des Sophokles. Man stelle sich vor, was aus Meister Gottfrieds ‚Tristan und Isolde' unter unsauberen Händen werden könnte.

Da habe ich eine Geschichte von einem ausgemachten Lumpen und seinen drei Ehen, sie heißt ‚Der Schusterhans', und Hans Raithel hat aus ihr eine volkstümlich-heitere Erzählung gemacht, die als Gegenbeispiel hier besprochen sein mag. Ich will die beiden Talente Frank und Raithel gar nicht einmal gegeneinanderstellen: sie sind sich zu ungleichartig, aber als gerundete Persönlichkeit mit liebevoller und tiefer Lebenskenntnis steht Raithel turmhoch über Frank. Weil er eine gerundete Persönlichkeit ist, sieht er die Dinge auch rund, das heißt: er schafft nach, wo eine Ecke fehlt. Das ist nicht nur das Ergebnis innerlicher Zucht, sondern überwiegend ein köstliches Gut, das ihm in die Wiege gelegt wurde. Aber selbst eine düstere, vergrübelte, zerrissene Natur wird nicht die oben erwähnten ‚naturalia turpia' allein sehen, sondern auch in das, was sie darstellt, den großen erschütternden Zug hineinbringen, den wir an Grabbe, Hebbel, Kleist kennen. Ist aber ein Humorist wie Hans Raithel an der Arbeit, so lächelt man selbst über Tod und Unglück und findet alles in der Ordnung, weil das goldene Auge des Dichters alles in Ordnung gebracht hat.

Der Schusterhans ist ein faules, gefräßiges und unehrliches Individuum, und sicher würden Tausende, die ihm im Leben begegneten, entrüstet sagen: Der richtige Lump! Und der strenge Moralist würde das sogar beweisen. Raithel dagegen beweist den Hunderten, samt dem Moralisten, daß sein Hans durchaus kein Lump ist, höchstens in der Art, wie Eulenspiegel und Hans Clauert auch Lumpen waren. Er zeigt seinen Schuster so, daß wir einfach mit ihm gut Freund werden, und wenn er zum Schluß in den Bach fällt und elend ertrinken muß, so ist die strenge Göttin Gerechtigkeit eine lächelnde Jungfer geworden, die Humor hat, und wir

können sogar über Hansens jämmerliches Ende schmunzeln. Und das macht alles der Dichter, ohne andere Zauberei, als die in seiner Persönlichkeit liegt. Glücklich vereint mit dieser, ist auch seine Art zu erzählen. Ich finde, es steckt gute alte aber weiter entwickelte Überlieferung im Stil Raithels, die gute deutsche Art des Meisters Johannes Pauli, der Lehrmeister bei den Minderbrüdern zu Thann war. Diese Art ist klarer, mannigfaltiger und farbiger geworden, ohne an Treuherzigkeit einzubüßen, und diese Art wird auch den Weg zum Herzen des Volkes finden, aus dem sie gekommen ist.

* * *

Vor Jahresfrist erschien ein Novellenband von Thea von Harbou, mit dem Titel ‚Der Krieg und die Frauen‘. Dieses Buch hat bis jetzt eine Auflage von hunderttausend Exemplaren erreicht, und man sitzt davor und schüttelt den Kopf und fragt: wie ist das möglich. Hier hat kein Talent einen wohlverdienten Erfolg gehabt, es wird auch nicht auf niedrige Instinkte unwürdig spekuliert, es ist auch kein atemberaubend spannendes Buch. Es ist lediglich ein Durchschnittsbuch, wie es sicher Hunderte ebenso gut und besser machen können, und eben deswegen reizt es zu wissen, woher dieser Erfolg fast ohne Beispiel. Das Publikum muß doch etwas darin gefunden haben, was es entzückt, wenn nachher auch die Massensuggestion eine Rolle gespielt hat. Nun erinnern die Erzählungen auffallend an Walter Bloems Art, wie er sie in seinen Romanen ‚Das eiserne Jahr‘, ‚Volk wider Volk‘ geübt hat. Auch ihm war ein ungeheuerer Erfolg geworden, und wenn man nun die fast gleichartige Mache der Harbou und Bloems untersucht, so findet man ein — zugegeben — recht frisches Draufloserzählen, mit einem nicht sehr tiefen, aber fix und fertigen Patriotismus, eine ziemlich nachlässige, dramatisch bewegte Erzählungsweise und nichts an Konflikten, was irgendwie nachdenklich machte. Kurz, der liebe Durchschnitt ist es, an dem der liebe Durchschnitt seine Freude hat, Art erkennt seine Art. Bei der Harbou kommt noch hinzu, daß sie Schauspielerin von Beruf ist, und daher noch etwas Pathos zulegt, etwas Überhitzung und Schleppenrauschen. Da kann dann niemand widerstehen. Ein neuer Novellenband von ihr: ‚Masken des Todes‘, zeigt dasselbe Bild. Ein unbekümmertes, temperamentvolles Draufloserzählen am stofflich Gegensätzlichsten: Schlachtfeld, Monte Carlo, Großstadtelend, Renaissance; es ist wirklich wie ein abwechslungsreiches ‚Repertoire‘. Ein unterhaltliches Buch, ohne Zweifel, aber es ist kein Wesen darin, keine Art, keine Persönlichkeit — höchstens Wesen und Art einer Weltdame (Berliner Schule): sie spricht über alles und ist rasch fertig mit allem.

Da ist freilich Lily Braun aus besserem Holz. In ihrem Roman ‚Lebenssucher‘ lebt doch wenigstens Deutungskraft, Bekennermut und ein eindringliches Streben, den großen Ereignissen der letzten Jahre von innen heraus beizukommen. So wie sie Menschen und Zeit vor 1914 darstellt, zeigt sie sich als Idealistin. Sie glaubt, die Verworrenheiten, Torheiten, Irrungen der Menschen, vor allem der Jugend, gleichen nur dem Kräfteüberschuß, der sich verpufft, weil er keine Ziele sieht, für die es lohnt, sich einzusetzen. Der große Krieg sei demnach das brausende Meer, das alle die kleinen Rinnsale und Wässerchen aufnimmt. Die ‚Lebenssucher‘ hätten dann in der Hingabe ans Vaterland ihr Leben gefunden. Lily Braun zeigt dieses Ende nur an einem der vielen Menschen ihres Romans, und da wirkt es auch glaubhaft. Andererseits ist die Mehrzahl ihrer Seiten der allgemeinen Sittenschilderung dienstbar, und die Lösung dieses Unerfreulichen im wahren Leben bleibt sie schuldig, muß sie schuldig bleiben, denn

sie wäre daran zerbrochen. Die Gesellschaft, welche sie schildert, wird auch durch den Krieg nicht anders. Was übrigens nichts schadet, denn wenn der eigentliche Leib stark und gesund ist, so verträgt er auch einige hunderttausend Bazillen im Blute. Leider ist auch der literarische Wert des Romans nicht sehr hoch anzuschlagen. Lily Braun hat wenig vom Dichter an sich, sie wird nur zu oft trocken und platt; ein leichtes Pathos, das ihr eigen ist, verdirbt da noch mehr, als daß es nützt. Es sind manche Stellen in dem Buche, wo es nach Zeitungspapier riecht.

Man halte dagegen Meta Schoepps neuen Roman ‚Blockade‘, und man wird merken, was gute Arbeit ist. Schon früher habe ich an dieser Stelle einen Roman der Schoepp besprochen, der von dem englischen Helgoland handelte und ‚Skepp un Struhn‘ hieß. Sie hat in dem neuen Roman ihr festes, fleißiges Wesen durchaus bewahrt, und ohne den Ehrgeiz zu haben, ein dichterisches Kunstwerk zu schaffen, nimmt sie unter den Schriftstellerinnen eine besonders bevorzugte Stellung ein. Es ist das Werden und Vergehen der ersten deutschen Flotte, von dem sie erzählt. Diese deutsche Flotte, oder vielmehr die Idee einer deutschen Flotte, ist auch der Held ihres Buches. Auf diesen Punkt ist alles Licht, aller Schatten und alle starken Fähigkeiten ihrer Darstellung gesammelt, während die Menschen nicht immer lebendig genug sind, sich in ihren Schicksalen neben dem Schicksal der deutschen Flotte zu behaupten. Überdies wird durch einen sentimentalen Schluß, der wie die Faust aufs Auge paßt, noch viel vom Interesse an den Menschen des Buches zerstört. Stellt man aber andere Erzählerinnen, wie sie so in großen Wochen- oder Monatsschriften als Unterhalter sich produzieren dürfen, neben Meta Schoepp, so wirkt sie wirklich wie eine kleine Riesin. Da ist mal ehrliche, überzeugte Arbeit, ohne das leidige Schielen nach dem Publikum, da ist ein bei aller Schlichtheit durchaus eigenartiger Stil, da ist wirkliche Kenntnis der Verhältnisse, aber diese Kenntnisse sind Darstellung geworden, wohlgeordnete, beherrschte Darstellung. Ein kaum merklicher, aber überaus reizvoller Humor verklärt das ganze Buch, und, wenn ich so sagen darf, man hat in Meta Schoepp das Muster einer Erzählerin niederdeutschen Stammes. —

* * *

Berichtigungen. Gelegentlich der Besprechung von Hans Harts Roman ‚Wunderkinder‘ (Dezemberheft) hatte ich den geringeren Wert dieses Romans gegenüber einem früher erschienenen hervorgehoben und gemeint, daß es mit der Entwicklung des Verfassers nicht zum Besten stünde. Es müßte denn dieser später erschienene Roman früher geschrieben sein. Der Verfasser hat mir nun mitgeteilt, daß er ‚Wunderkinder‘ wirklich drei Jahre vor ‚Haus der Titanen‘ geschrieben hat, wodurch meine Sorge um die Entwicklung Harts hinfällig wird.

Im Januarheft wurde ein Roman von M. von Hutten besprochen, ‚Rufende Weite‘, und ich gab der Meinung Ausdruck, daß die Verfasserin dieselbe Marie Luise Freiin von Hutten-Stolzenberg sei, von der ich zwei seichte Bücher in Erinnerung hatte. Die Verfasserin schreibt mir nun, daß dem nicht so sei. Marie Luise, Freiin usw. sei schon fünf Jahre tot, sie aber habe in ‚Rufende Weite‘ ihr erstes Buch geschrieben. Ich stelle das hier wunschgemäß fest.

Da ich die Korrektur meines Januarbeitrages nicht lesen konnte, sind Druckfehler stehen geblieben, von denen die sinnentstellenden berichtigt werden: S. 479, Z. 20: idealistische Verstiegenheit, statt: realistische. S. 479, Z. 33: daß sie die, statt: daß die. S. 481, Z. 20: Konkretismus, statt: Tankretismus. S. 482, Z. 9: er es, statt: er was.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Jan. 1916*

Abermals: ‚Ein Feind weniger!‘ Montenegro ergab sich. Rein zahlenmäßig betrachtet ist das frohe Ereignis anscheinend von geringem militärischem Einflusse auf den Kriegsverlauf. Bei einem Flächeninhalt von etwas mehr als 14 000 Quadratkilometern zählte das Land eine Bevölkerung von rund einer halben Million Einwohnern, die allerdings durch Höchststeigerung der Wehrpflicht auf 15 vom Hundert der Bevölkerung bis zu 75 000 Krieger liefern konnten. Damit trieb dieser Staat die Wehrherrschaft, den ‚Militarismus‘, auf die Spitze und entwickelte im Zusammenwirken mit dem rauhen Gebirgsgelände stärkste Verteidigungskraft, die nun aber der Übermacht und höheren Kriegsfertigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres doch erlag. Vom Einkreisungsverbande sind jetzt bereits drei Königreiche durch die Siege des Vierbundes erledigt; wenn auch jedes nur von geringer Größe ist, so umfassen sie doch miteinander rund 130 000 Quadratkilometer und 12 Millionen Einwohner, die zusammen über 1 Million Soldaten aufzustellen vermochten. Mit diesem Gesamtbetrage ist die Niederwerfung von Belgien, Serbien und Montenegro auch zahlenmäßig von erheblichem Werte, aber die größte Bedeutung der montenegrinischen Waffenstreckung liegt doch auf seelischem Gebiete. Denn sie beweist eindringlich, daß die Großmächte des Einkreisungsverbandes ihre kleineren Verbündeten vor der Überwältigung durch den Vierbund nicht schützen konnten. Rechtzeitig erkannte der Begabteste und Schlaueste unter ihnen, der montenegrinische König Nikita, ihre militärische Schwäche; wohl deshalb gab er die gemeinsame Sache für verloren, um noch möglichst viel für sich zu retten. Mit seinem verspäteten Versuche, einen Sonderfrieden zu schließen, kam zuerst ein Stein der Friedensbewegung ins Rollen. Wird er andere mit sich reißen, und welche werden die nächsten sein? Zwar ist nicht ausgeschlossen, daß der ‚Kuddel-Muddel‘ des Völkerkampfes noch größer als bisher wird. Anscheinend ist jedoch dessen Höhepunkt mit dem Ausscheiden Montenegros schon überschritten. Vielleicht bildet es den Anfang vom Ende, das allerdings noch nicht abzusehen ist, wenn auch eine der feindlichen Mächte vielleicht schon so weit zerrüttet sein mag, daß sie nur mehr des ‚Gnadenstoßes‘ bedarf?

Wie günstig übrigens die Kriegslage jetzt für den Vierbund ist, zeigt mittelbar das Wiederauftreten der zersplitternden Fliehkraft, die den Deutschen seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte erblich ist. Bei jedem Nachlassen des Außendruckes macht sie sich immer wieder fühlbar. Zwar entstand auf Grundlage der deutschen Siege von 1870/71 seit Errichtung des Deutschen Reiches eine mächtige einigende Zustrebekraft. Andauernd erfolgreich wirkt diese der Fliehkraft entgegen, konnte sie aber noch nicht ganz ersticken. Von Zeit zu Zeit drängt sie sich stets von neuem vor und sucht, wie in den früheren Jahrtausenden deutscher Geschichte, vielleicht unter feindlichem ausländischem Einflusse, die endlich gewonnene, im Weltkriege bis jetzt glänzend bewährte Einigkeit der deutschen Volksstämme zu zerreißen. Tatsächlich erzielte sie im 18. Kriegsmonate die Spaltung einer bisher sehr starken Volksvertretergruppe nach den beiden Richtungen

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Dezember 1915‘ Hochland, Februarheft Nr. 5 von 1915/16 Rundschau S. 616.

des Deutschtums und des Weltbürgertums. Den selbstsüchtigen Förderern der Fliehkraft sei in ernste Erinnerung gebracht, daß die einheitliche Begeisterung des deutschen Volkes bei Kriegsausbruch kein rasch verflackerndes Strohfeuer war. Ist sie doch die reife köstliche Frucht des gegenseitig ergänzendenZusammenwirkens von ‚Allgemeiner Wehrpflicht' und ‚Allgemeinem Stimmrecht'. Immer noch glüht sie fort, wenn sie auch durch die lange Dauer des Kampfes zurzeit verhaltend ist. Aber mit flammender Entrüstung würde sie auflodern, wenn eigennützige Einflüsse versuchen wollten, das deutsche Volk um die Früchte der dargebrachten ungeheueren Opfer zu bringen. Wie im gegenwärtigen Kriege will es auch im Frieden seine Einigkeit im Innern und nach außen bewahren und nicht mehr in das alte Übel der kraftlosen Zersplitterung zurücksinken. Allerdings wird dies offenkundig jetzt von unseren macht- und brotneidigen Gegnern angestrebt. Darum gedenke jeder Deutsche der Dichtermahnung: ‚Seid einig, einig, einig!' Wenn Schiller diese Worte auch einem Schweizer in den Mund legte und an die Eidgenossen richtete, so meinte er dennoch die Deutschen. Gewitzigt durch die für ihn schlimmen Folgen seines jugendlichen Freiheitsstückes ‚Die Räuber', bearbeitete er später zur wirksamen Verbreitung und doch nötigen Verbergung seiner deutschen Bestrebungen eindrucksvolle geschichtliche Stoffe, die zwar im Auslande spielten, jedoch unzweifelhaft anfeuernd auf das politisch geknebelte deutsche Volk wirken sollten, wie den ‚Wilhelm Tell' und die ‚Jungfrau von Orleans'. Hätte er die Befreiungskriege, in denen zum ersten Male in unserer Geschichte einheitliches deutsches Volksbewußtsein hoch aufloderte, noch erlebt, dann würde er gewiß deutsche Stoffe für seine Arbeiten gewählt haben. So aber brachte er nur den ‚Wallenstein' als abschreckendes Zeitbild, das die damalige brudermörderische Zerrissenheit Deutschlands eindringlich vorführte.

Scheinbar übte im Januar der Seekrieg keinen Einfluß auf den Verlauf des Völkerkampfes, denn auf dem Meeresspiegel fanden keine größeren Schiffsgefechte statt, und die langsam vernichtende Wirkung der Flug- und Tauchschiffe über und unter dem Meeresspiegel tritt wenig sinnfällig hervor, macht sich nur mittelbar in ihren Folgen geltend. Nach Veröffentlichung der Fachzeitschrift ‚Ekonomist' betrugen die durch kriegerische Handlungen verursachten Wertverluste allein der britischen Handelsflotte vom August 1914 bis Ende 1915 (an Schiffen ohne deren Ladungen) bereits 570 Millionen Mark, mehr als das Doppelte der in Friedensjahren durch Seegefahr entstehenden Schiffsverluste. Trotz der während des Krieges erfolgten Neubauten ist der Wert der Handelsflotte um fast 40 Millionen Mark verringert. Da nun die Regierung etwa ein Drittel der gesamten Kauffahrteischiffe für Kriegszwecke verwendet, ist der britische Handel durch Minderung der Schiffsgefäße und Erhöhung der Frachtgebühren, sowie Steigerung der Versicherungssätze erheblich beeinträchtigt. Dabei sind die starken Kriegsverluste der übrigen feindlichen Handelsflotten, sowie von Kriegsfahrzeugen der Einkreisungsmächte nicht mit berechnet. Über die Schiffsverluste unserer Gegner im Januar 1916 fehlen verlässige Nachrichten; nach vorläufigen unsicheren Zeitungsmitteilungen wurden 12 britische, 5 italienische und 1 japanisches Handelsschiff durch Kampfhandlungen vernichtet, außerdem an britischen Kriegsfahrzeugen 1 Unterseeboot, 1 Schlachtschiff und 2 Kriegsfrachtdampfer. Anscheinend ist die Monatsernte nicht besonders groß. Doch darf das deutsche Volk volles Vertrauen haben, daß unsere tapferen und unternehmenden Seestreitkräfte möglichst alles aufbieten, den Kriegsverlauf zu unseren Gunsten zu fördern. Beweise hiefür liefern kühne Einzeltaten des 18. Kriegsmonats, wie die Aufbringung eines nach England be-

stimmten, Banngut führenden neutralen Handelsschiffes in der Nordsee, dann die Verbringung des im Atlantischen Meere weggenommenen britischen Dampfers ‚Appam' nach dem neutralen Amerika durch eine deutsche Prisenbesatzung mit den Bemannungen von 7 versenkten Handelsschiffen. Besondere Beachtung verdient auch wieder die Tätigkeit der österreichisch-ungarischen Flotte, der ein erhebliches Verdienst um die Niederwerfung Montenegros zukommt teils durch die schon Ende Dezember vorgenommene Abschneidung der Zufuhr von Lebensmitteln, Waffen und Schießbedarf, teils durch die artilleristische Beteiligung an der Einnahme der Lovcenstellung.

An Ausdehnung und Bedeutung steigerte sich im Januar 1916 der Luftkrieg, doch üben seine Wirkungen ebenso wie die des Unterseekrieges nur mittelbaren Einfluß auf den Kriegsverlauf aus. Nicht über und unter der Erde oder dem Meere erfolgen die Schlachtentscheidungen, sondern auf dem Boden und Wasserspiegel. Zwar ist die Kriegsfliegerei bereits außergewöhnlich, in früher nie geahnter Weise, hoch entwickelt, aber doch nicht so vollkommen, um entscheidenden Einfluß ausüben zu können. Einem späteren Abschnitt bleibt dies vorbehalten. Vorerst sind die Leistungen noch von einem Zusammentreffen besonders günstiger Umstände, also stark vom Zufall abhängig. Sehr erfreulich ist jedoch, daß die deutschen Flieger, dank dem höher entwickelten Stoffgeschick, große Überlegenheit über ihre besonderen Gegner, besonders im Luftkampfe, gewannen und die Zeppelin-Luftschiffe trotz deren unvermeidbarer Gebrechlichkeit eine bis jetzt unübertroffene Leistungsfähigkeit nach Tragkraft, Fahrtdauer und Geschwindigkeit besitzen. Erheblich steigerte sich auch die Sprengwirkung der Wurfgeschosse. Beiderseits sind Leben und Eigentum der benachbarten bürgerlichen Bevölkerung ebenso stark oder mehr gefährdet als die militärischen Ziele. Besonders erwähnenswert wegen bedeutender militärischer Wirkungen sind die am 23. Januar ausgeführten deutschen Flugzeugangriffe auf Dover und Hougham an der englischen Ostküste und zwei österreichisch-ungarische Fliegerunternehmungen am 11. und 17. Januar auf Rimini und Ankona, dann 10 auf die albanischen Häfen Durazzo und Valona Ende Januar. Eine großartige eindrucksvolle deutsche Kraftäußerung waren die fast gleichzeitig auf vier weit von einander entfernten Kriegsschauplätzen erfolgreich durchgeführten Zeppelin-Angriffe, die Mittelengland, Paris, Saloniki, Dünaburg wirksam mit Bomben bewarfen. Den Feinden ringsum gaben sie kraftvolle Beweise gesteigerter deutscher Leistungsfähigkeit, den Vierbundstreitkräften neue Stärkung ihrer Siegeszuversicht.

Im Westen änderte sich im Januar ebenso wie im Vormonat die Kriegslage nicht, obwohl auf den Stellungen von der Nordsee bis zum Nordwesten ziemlich viele örtliche Kämpfe stattfanden, die aber keine ausschlaggebenden Verschiebungen verursachten. Von keiner Seite wurde ein Durchbruchsversuch unternommen, doch gelang es den Deutschen in Artois, südlich der Somme und in den Südvogesen ihre Stellung durch deren weiteres Vorschieben zu verbessern und die Ende September 1915 bei Vimy verlorenen Höhen wiederzugewinnen. Damit werden sie den für das Frühjahr, das im Westen viel früher als im Osten beginnt, angekündigten allgemeinen Angriff der Belgier, Briten und Franzosen leichter abwehren können. Bei diesen erfolgreichen deutschen Vorstößen wurden insgesamt ca. 4000 Gefangene gemacht. Fortdauernd erfolgen feindliche Artillerie- und Fliegerangriffe auf die Ortschaften in den von den Deutschen besetzten Gebieten Belgiens und Frankreichs, wobei auf deren Bevölkerung nicht die geringste Rücksicht genommen wird. Nach einer Zusammenstellung der ‚Gazette d'Ardennes' wurden in den letzten vier

Monaten des Jahres 1915 fast 800 belgische und französische Einwohner, darunter 339 Frauen und 183 Kinder, getötet und verwundet; der Stellungskrieg dauert nun aber schon 16 Monate, man darf also die Gesamtzahl der Opfer auf mehr als 3000 schätzen. Hieraus kann die deutsche Bevölkerung neuerdings erkennen, welche Leiden die eigenen siegreichen Streitkräfte ihr ersparten und wie dankbar sie ihnen dafür sein muß. Denn wie würden die Feinde erst gehaust haben, wenn es ihnen geglückt wäre, weit in Deutschland einzudringen. Ostpreußen und Oberelsaß können davon berichten.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze blieb ebenfalls die Lage im Januar unverändert. Nach der anfangs Dezember beendeten ergebnislosen ‚vierten Isonzoschlacht' unternahmen die Welschen keine großen Angriffe mehr. Bis 1. Dezember 1915 sollen ihre Verluste schon 600 000 Mann, etwa den dritten Teil der Kriegsstärke, betragen haben und darunter etwa 2000 getötete Offiziere sein. Dazu herrscht in Italien nach der ‚Idea Nazionale' eine bedrohliche Waffen- und Schießbedarfs-Not. Endlich soll es durch mangelhafte Zeichnung der italienischen Kriegsanleihe an Geld, wie auch Kohlen mangeln und eine ernste Gärung in der Bevölkerung auftreten. Mittelbare Bestätigung finden diese Nachrichten durch siegreiche Angriffe der österreichisch-ungarischen Truppen Ende Januar aus dem Görzer Brückenkopfe auf Oslavija, wobei mehr wie 2000 italienische Gefangene eingebracht wurden, auch durch die Weigerung der Heeresleitung, größere Truppenmengen auf den Balkankriegsschauplatz abzugeben. Tatsächlich wurde Montenegro keine Hilfe geleistet. Wohl aber behaupten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte an der italienischen Grenze noch immer dieselben Stellungen wie bei Beginn der Feindseligkeiten.

Auf dem Balkangebiete, das auch im Januar 1916 noch Hauptkriegsschauplatz blieb, nahmen die ‚Aufräumungsarbeiten' guten Fortgang, jedoch ohne Vollendung. Zu große Hemmnisse bereiten die Verkehrs- und Verpflegsschwierigkeiten dieses Gebirgslandes, aber mit Hilfe des neuzeitlichen Stoffgeschickes werden sie zuverlässig überwunden. Während die Einkreisungsmächte die Neutralität Griechenlands noch weiter verletzten und das kleine Volk immer mehr vergewaltigten, Montenegro aber hilflos im Stiche ließen, drangen die österreichisch-ungarischen und die bulgarischen Streitkräfte in Verfolgung der geschlagenen montenegrinischen und serbischen Truppen langsam aber unaufhaltsam in Montenegro und Albanien vor. Am 11. Januar erfolgte in Montenegro der entscheidende Schlag mit Erstürmung der wichtigen, Cattaro beherrschenden Lovcen-Stellung; gleichzeitig fielen Berane und die Höhen südwestlich hievon ebenfalls in den Besitz österreichisch-ungarischer Truppen. Damit war das Schicksal Montenegros besiegelt, der Widerstand gebrochen. Ohne Nachschub und militärische Unterstützung seiner Verbündeten, entschloß sich der Landeshäuptling, König Nikita, zur Waffenstreckung seines Heeres, während er selbst aus dem Lande flüchtete, das nun ganz in der Gewalt Österreich-Ungarns ist. In dem unwegsamen, unwirtlichen Albanien rückten unterdessen die Vierbundtruppen kampflos langsam weiter vor, während sie im Süden an der griechischen Nordostgrenze vorläufig Halt machten. Mit den britisch-französischen Landungstruppen fanden im Januar zunächst nur Luftkämpfe statt, von denen am Monatsschlusse der deutsche Zeppelin-Angriff auf die feindliche Besatzung von Saloniki und Kriegsschiffe besonders einflußreich war. Im übrigen herrscht aber dort ‚die Stille vor dem Sturme'.

Wenn im Osten während des 18. Kriegsmonats wieder keine Änderung der Lage eintrat, so liegt das nicht an der Tatenlosigkeit der Russen, sondern an

der tapferen Zähigkeit der deutschen und österreichisch-ungarischen Verteidiger. Denn die starken Angriffsversuche, die der russische linke (südliche) Flügel in Bessarabien schon an Weihnachten begann, währten fruchtlos den ganzen Januar fort und dehnten sich 130 Kilometer breit auch auf Ostgalizien aus. Alle ihre noch verfügbaren Kräfte und besten Truppen, etwa 1 Million Soldaten, setzten die Russen rücksichtslos ein, aber trotz der größten Menschenopfer vermochten sie die Stellungen unseres rechten (südlichen Flügels) nicht zu durchbrechen. Auf etwa 100 000 Mann können die russischen vergeblichen Verluste geschätzt werden. Wohl hauptsächlich aus dem militärpolitischen Grunde, das noch neutrale Rumänien zum Kampfanschlusse an die Einkreisungsmächte zu veranlassen, dürfte die Heftigkeit und Andauer der Durchbruchsversuche zu erklären sein. Denn auf den nördlich bis zur Ostsee anschließenden Stellungen fanden nur wenige, entscheidungslose örtliche Kämpfe statt. Bei Beginn des 19. Kriegsmonats liegen daher die militärischen Kriegsgrenzen gegen Rußland noch immer so wie schon seit Oktober 1915: von der rumänischen Nordgrenze mit schwacher Ausbiegung gegen Osten bis zum Rigaischen Meerbusen.

Obwohl sich die türkischen Kriegsschauplätze im Januar um einen verminderten, besitzen alle übrigen besondere Wichtigkeit im Völkerkampfe und bilden gegenwärtig dessen Brennpunkte. Ihre weite Entfernung vom Deutschen Reich bringt es mit sich, daß die große Menge des Volkes ihnen geringe Beachtung schenkt, obwohl auch Landsleute dort kämpfen. Aber die meisten deutschen Zeitungen weisen auf die türkischen Tagesberichte nicht nachdrücklich genug hin und heben bloß die deutschen Meldungen stark hervor. Notwendig erscheint jedoch, über alle Kriegshandlungen des Vierbundes als einheitliches Ganzes gegenüber dem Einkreisungsverbande gesammelt zu berichten, statt sie zersplittert als selbständige, von einander unabhängige Teile vorzuführen. Wirken doch Erfolge oder Rückschläge von einem Kriegsschauplatze auf alle übrigen. Besonders sinnfällig erweist sich in dieser Hinsicht der große türkische Sieg auf dem Gallipoli-Halbeiland. Unter der Wucht des wirksamen, durch neu eingetroffene schwere Geschütze vernichtend gewordenen Feuers war die Stellung der britisch-französischen Landungstruppen bei Sedd ül Bahr an der Südspitze von Gallipoli anfangs Januar unhaltbar geworden. Nach großen Menschenverlusten und unter Preisgabe einer erheblichen Menge wertvoller Kriegsstoffe erfolgte in der Nacht vom 8. zum 9. Januar die Räumung. Bis dahin betrugen die vergeblich erlittenen Gesamtverluste der Landungstruppen seit Mitte März 1915 rund 300 000 Mann. Damit ist nun dieser Landkriegsschauplatz vom Feinde frei, wenn auch dessen Seestreitkräfte ihn mit Geschützfeuer immer noch beunruhigen. Dagegen trat im Kaukasusgebiet ein Rückschlag ein, der zwar keine deutlich erkennbaren Fernwirkungen zeigte und örtlich begrenzt blieb, aber doch besondere Aufmerksamkeit verdient wegen seines Zusammenhangs mit den Kämpfen in Mesopotamien und Persien. Den Russen gelang es, anscheinend unbemerkt von den Türken, eine vierfache Übermacht zu sammeln, mit der sie in einer Ausdehnung von ungefähr 150 Kilometern hauptsächlich an der Strecke Arras—Jschan in der Zeit vom 10. bis 14. Januar angriffen und die Türken in der Richtung Erzerum vom russischen Gebiet auf türkisches etwa 50 Kilometer weit zurückdrängten. Erst am 17. Januar kam die Bewegung zum Halten und wurde dann angeblich wegen Witterungsunbilden von den Russen nicht mehr fortgesetzt. Trotz des erzielten örtlichen Erfolges konnten diese jedoch ihren Hauptzweck nicht erfüllen, nämlich ihren bedrängten Bundesgenossen auf Gallipoli und in Mesopotamien durch

Abziehen türkischer Streitkräfte zu helfen. Starke Schlappen erlitten nämlich ihre eigenen Truppen an der türkisch-persischen Grenze und in Nordpersien durch persische Krieger, die den Türken aus eigenem Antriebe ohne Ermächtigung ihrer Regierung wirksame Hilfe leisteten und die Russen verhinderten, die in Mesopotamien bei Kut el Amara am Tigris eingeschlossenen britischen Truppen zu befreien. Den Türken selbst aber gelang es, diese festzuhalten und die von Südosten kommende britische Entsatzarmee rund 40 Kilometer östlich Kut el Amara erfolgreich zurückzuwerfen. Vorläufig mißlang also das Bestreben der Briten und Russen, bei Bagdad mit ihren Streitkräften sich zu vereinigen und damit den Vierbund mit einer militärischen Kette vom Persischen Meerbusen und fernen Osten abzuschließen. In Arabien und am Suezkanal, zu dessen Verteidigung die Briten große Vorbereitungen treffen und ein japanisches Geschwader erwarten, kam es im 18. Kriegsmonat zu keinen ernsten Kämpfen.

Von unseren Schutzgebieten scheint Kamerun nach eineinhalbjähriger heldenmütiger Verteidigung am Ende seiner Widerstandskraft zu sein und der Übermacht demnächst zu erliegen. Günstige Nachrichten kamen jedoch aus Deutsch-Ostafrika, wo unsere verstärkten Schutztruppen bis jetzt erfolgreich waren und sogar Vorstöße auf feindliche Gebiete ausführten. Von den nordafrikanischen Kampfgebieten fehlen verlässige Nachrichten; um Neujahr sollen die Franzosen in Marokko etwa 100 Kilometer östlich Abdel-Melek eine Niederlage erlitten haben. Große Gärung herrscht in Britisch-Ostindien, zwingt die Regierung zur Bereitstellung von Gewaltmitteln und verhindert die Entsendung stärkerer Streitkräfte nach den Kriegsschauplätzen. Langsam doch sicher macht sich der ‚Heilige Krieg‘ der Mohammedaner auf der ganzen Erde wirksam geltend.

Von den neutralen Mächten traten im Januar keine in den Krieg ein, obwohl der Einkreisungsverband stärksten Druck, namentlich auf die kleineren Staaten, ausübte. Besonders schlimm ist die unerhörte Vergewaltigung Griechenlands, dessen Neutralität andauernd auf das gröblichste verletzt wird, und das sich nicht dagegen wehren kann, denn für die Ernährung der Bevölkerung ist es auf die von den Einkreisungsflotten beherrschte überseeische Einfuhr angewiesen. Auffallend feindselig gebärden sich durch englischen Einfluß und die Einwirkungen der bevorstehenden Präsidentenwahl die Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber ernste Anzeichen für bevorstehenden Friedensbruch fehlen noch. Immerhin ist die Lage der Deutschamerikaner dort sehr mißlich, wie nachstehender, stark gemilderter Auszug aus einem deutschen Briefe vom 7. Dezember 1915 kundgibt: ‚An Sonntagen ist jetzt Chicago gänzlich tot, denn die Weiber und Heuchler gewannen die Oberhand und schlossen alle Gaststätten. Bei den schandhaft politischen Anfeindungen gegen alles Deutsche, bei den lügnerischen englischen Zeitungen und den entsetzlichen Umtrieben in Washington, wo Schandbuben gegen Deutschland hetzen und alle nur erdenklichen Lieferungen für den Einkreisungsverband unterstützen, wird man erregt. Sonst im allgemeinen steht ja die Kriegslage für den Vierbund gut und haben wir deshalb keinen Grund zu klagen. Hoffentlich wird es für die Deutschen zum siegreichen Ende kommen. Nur möchten wir den Tag erleben, wo das schnöde England zu Kreuze kriecht und das Lügenpack von Italien noch mehr die Jacke verklopft bekommt. Unsere „herrliche“ Macht im Lande sucht in allen Ecken nach deutschen „Mördern und Kundschaftern“, um die Augen des Volkes vom falschen Treiben mit England abzulenken.‘

Überhaupt ist die Lage der Auslanddeutschen namentlich in den feindlichen Ländern, wo sie zu Tausenden nun schon das 2. Jahr in Sammellagern schmachten und ihnen ihr Besitz geraubt wird, sehr

schlimm. Zum Teil sind sie ja selbst schuld durch ihr rückgratloses, ihr Vaterland verleugnendes Auftreten, das sie um jedes Ansehen brachte. Vaterländisches Beispiel sollten sich die Deutschen nehmen an den militärischen Japanern des Beurlaubtenstandes, die zu Hunderttausenden in Kalifornien vor den Augen der amerikanischen Behörden an den Abenden kriegerische Übungen abhalten. Bei der Mißhandlung der Auslanddeutschen bedenken die Peiniger übrigens nicht, daß der Vierbund feindliche Gebiete mit mehr als 30 Millionen Einwohner und reichem Besitztum in seiner Gewalt hat, also ausgiebige Vergeltung und Schadloshaltung vornehmen könnte. Vorläufig wird die Gewalt allerdings noch menschenfreundlich, vielleicht allzu großmütig gehandhabt.

In den Monat Januar fallen zwei besondere fürstliche Geburtstage, die nun schon zum zweiten Male wegen des Krieges still begangen wurden. Aber während im Vorjahre wegen der damaligen noch völlig unentschiedenen Kriegslage im deutschen Volke eine die Festfreude niederhaltende sehr ernste Stimmung herrschte, besteht jetzt nach glänzenden Erfolgen im Hinblick auf die vielen schon gebrachten und noch bevorstehenden großen Opfer an Blut und Gut zwar kein überschwengliches Gefühl, aber die berechtigte stolze Zuversicht auf eine glänzende Zukunft des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten. Aus dieser Erkenntnis heraus wünschte das Volk den beiden Herrschern, dem König Ludwig III. von Bayern und dem deutschen Kaiser Wilhelm II. zum 7. und 27. Januar 1916 aus siegesfrohen Herzen in vaterländischer Gesinnung größtes Glück. Möchten im Januar 1917 ihre Geburtstage in vollem, siegreich erkämpften Frieden wie früher festlich begangen werden können.

Abgeschlossen 1. 2. 16.

Generalmajor Friedrich Otto.

Ein mitteleuropäischer Staatenbund? Der bekannte norwegische Verfasser und Staatsmann, Sohn des berühmten Henrik Ibsen, jetzige Staatsminister a. D. Sigurd Ibsen, hat im Januar dieses Jahres in der Chronik der ‚Politiken‘ eine ungewöhnlich interessante und gedankenreiche Abhandlung über die europäische Entwicklung veröffentlicht, die gerade in Deutschland gewürdigt werden sollte.

Zunächst zieht Sigurd Ibsen das Fazit des bisherigen Kriegsverlaufes. Nicht nur, schreibt er, haben die Zentralmächte bisher gesiegt, sondern es sieht überhaupt darnach aus, daß sie weder strategisch, noch durch Aushungern, noch durch Geldmangel werden besiegt werden.

Strategisch nicht, weil ‚die Eisenbahnen der Zentralmächte, Bulgariens und der Türkei stets schneller sein werden und beweglicher als Englands Dampfschiffe‘.

Nicht durch Aushungern, weil Deutschland und Österreich-Ungarn, wofern sie nur haushalten, Lebensmittel genügend haben und gewisse Rohstoffe ersetzt oder vom Orient bezogen werden können.

Auch finanziell werden sie nicht besiegt, da ‚der Zufluß der Milliarden, wenn auch nicht umbegrenzt, so doch viel größer ist, als irgendjemand vor 1914 ahnen konnte, und zwar gilt dies für beide Parteien. Die Zentralmächte haben hier sogar den Vorteil, daß sie die nötigen Anleihen im Inland decken können‘.

Noch weniger könne man mit Ermattung des Menschenmaterials rechnen, denn die Verluste der Zentralmächte seien ohne Vergleich geringer als die ihrer Gegner gewesen, und sie hätten noch große Reserven.

Immerhin sei es unnütz, über den Ausgang zu urteilen, da einmal die Ententemächte viel Munition für einen großen Angriff fabrizierten und ganz unvorhergesehene Faktoren die Berechnungen entwerten könnten. Aber man könne

noch so neutral sein, wie man wolle — jeder habe doch seine bestimmten Wünsche betreffs des Kriegsausganges.

Nur, meint Ibsen, man solle den Weltkrieg nicht nach voreingenommener Sympathie oder Antipathie beurteilen, sondern von einer höheren, vernunftgemäßen Bewertung heraus.

Und hier seien es nicht einseitig nationale Resultate, worauf es für den Fortschritt der zivilisierten Menschheit ankomme, sondern Werte, die der Gesamtheit nützten. Deshalb hätten ja schon die Ententemächte die Güte ihrer Sache durch den Hinweis auf die humanen Ziele, die sie anstrebten, beweisen wollen. Das seien aber nur Redensarten, deren Hohlheit ein Blick auf Griechenland beweise. Auch den ‚Militarismus‘ könnten die Ententemächte nicht aus der Welt schaffen, selbst wenn sie Deutschland besiegten. Denn es sei ganz unmöglich, daß dieses bunte Gemisch von Engländern, Russen, Japanern usw. auf die Dauer zusammenhalten könne.

Freilich sei die Aussicht, dem deutschen Adler die Flügel zu beschneiden, sehr verlockend für englische Konkurrenz, für französische Rachelust und russisches Slaventum.

Aber vom allgemein menschlichen Standpunkt aus ist es höchst bedauerlich, wenn auch nur ein einziges der führenden Völker in seiner Tätigkeit gehindert wird. Die Auffassung des Begriffes Weltkultur verlangt, daß überall da, wo nützliche Kraft ist, sie nicht an der Entfaltung behindert werde.

‚England spricht vom Rechte der kleinen Nationen, aber es hätte lieber rechtzeitig das Recht der großen Nationen anerkennen sollen.‘ Deutschlands wachsende Volkskraft und Tüchtigkeit, sagt Ibsen mit vollem Recht, mußte zu einer ökonomischen und kolonialen Expansion führen. Dies zu verhindern, war eine Vergewaltigung der Tatsachenfolge.

Eine Übereinkunft wäre nicht unmöglich gewesen, und vorurteilsfreie Engländer werden jetzt einräumen, daß eine solche Übereinkunft billiger gewesen wäre als der Bund mit Rußland und Frankreich. Aber die leitenden Kreise meinten, die Welt habe für beide Konkurrenten keinen Platz, und so wurde Englands Regierung die Seele der Einkreisungspolitik, die zum Kriege führte.

Selten wohl hat ein Neutraler mit größerer Klarheit und Kraft die wirkliche Lage beleuchtet. Die Betrachtungen, die Ibsen jetzt folgen läßt, sind aber doch noch bemerkenswerter. Er meint, daß das bedeutendste Ergebnis des Weltkrieges — und wohlgemerkt: bedeutend und nützlich für die ganze Menschheit! — der mitteleuropäische Staatenbund sei, der jetzt aus der Vereinigung Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei entstehen werde.

Die Kriegsziele der Entente liefen ja doch schließlich nur auf Raub einzelner Gebiete, wie Triests, Elsaß-Lothringens usw. hinaus, was höchstens eine Veränderung der Landkarte, aber keinen Wertzuwachs des Völkerlebens bedeute.

Solch ein Wertzuwachs sei aber der mitteleuropäische Staatenbund. Da er ja auch Gebietsteile Asiens umfasse, hätte er die Bedingungen ökonomischer Unabhängigkeit und militärischer Kraft. Aber zudem würde er eine Weltmacht sein und ein weiterer Schritt zu einer vollkommenen Organisierung der Menschheit.

Natürlich würde England aus allen Kräften die Errichtung dieser Weltmacht zu verhindern suchen, schon um Indiens willen. Aber England scheint ganz zu vergessen, daß Rußland viel mehr seine indische Herrschaft bedroht.

In Wirklichkeit wird es, meint der kluge Staatsminister, immer Rußland sein, das die englische Herrschaft in Asien bedrohen wird, wie überhaupt dieses Reich

Englands dauernder Gegner ist. Diese Erkenntnis wird wohl noch einstens der englischen Regierung wieder aufleuchten. Deutschlands mitteleuropäische Stärke sei eigentlich eher ein Vorteil als ein Nachteil für England, falls dieses ehrlich Deutschlands Stellung anerkennen wolle, wie es dies ja den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber habe tun müssen, — nicht zu seinem Schaden! —

Es sind dies weise und gemäßigte Worte eines billig denkenden Beobachters. In der Tat hatte auch Englands Politik stets in Deutschland und Österreich ein Bollwerk gegen russische Überflutung erblickt, bis der Neid der Großindustriellen, bis der Hochmut einer gewissen von der Presse unterstützten Clique die Überhand bekamen. Den einmal entfesselten Strom des Hasses haben dann Eduard VII. und Sir Eduard Grey schlau bis zur Einkreisung des beneideten Volkes geleitet.

Ob zum wahren Nutzen Großbritanniens?

Sigurd Ibsen verneint dieses bestimmt und schließt seinen gedankenreichen Aufsatz mit dem Wunsche, daß doch einmal auch in der Politik die Vernunft — also nicht blinder Haß, sondern Mäßigung und Verständnis der gegebenen Verhältnisse, den Sieg davon tragen möchten.

Man kann sich diesem Wunsche Ibsens nur anschließen.

Köge, den 26. Januar 1916.

F. F. M.

Literatur

Schwaben im Osten. Von einem stillen, kulturellen Kampfe um das Deutschtum gibt uns ‚ein Dichterbuch aus Ungarn: Schwaben im Osten'* Kunde. Das Buch ist nicht unter ästhetischen Maßstäben zu betrachten, denn es ist ungleichwertig in seinem Inhalt, sein Hauptreiz liegt im Kulturellen und nicht im Literarischen. Und da interessieren am meisten die urwüchsigen Bauerndichter, wie Josef Gabriel und Ludwig Schmidt, der eine Bauer, der andere Schreinermeister. Hier erfahren wir nicht durch Beschreibung, wir hören es aus jedem Worte, daß dort unten in Ungarn echte Schwaben wohnen. Sie haben ihren Dialekt bewahrt und sagen wie im echtesten Württemberg: ‚Kaschte' und ‚hawe'. Die ganze Zähigkeit dieses Volksstammes liegt in dieser Bewahrung. Hessen und Franken haben in den Dörfern, wo sie seit 150 Jahren mit Schwaben zusammenleben, ihren Dialekt verloren und sprechen nun schwäbisch. Doch nicht nur Sprache und Tracht, ihr ganzes Wesen ist deutsch geblieben. Dafür ist fast jeder der hier gesammelten Beiträge ein Zeugnis.

Es gehörte aber auch die eisenköpfige Anlage des Schwaben dazu, in fast 200jährigem Kampfe die Eigenart so vollkommen zu bewahren. Für die Bedeutung dieses Kampfes und für die Kraft und den Mut der Kämpfer mag das wechselvolle Schicksal dieser Gemeinden sprechen:

In der theresianischen Zeit, um 1774, wanderten die Württemberger mit Familien aus Hanau, dem Elsaß und Baden-Durlach in Siebenbürgen ein. 1765 wurde Siebenbürgen zum Großfürstentum erhoben. Nachdem jedoch Maria Theresia 1780 gestorben war, setzte 1848 die ungarische Partei vorübergehend die Union Siebenbürgens mit Ungarn durch. Die Siebenbürgen erhoben sich jedoch und suchten im Bunde mit den zum Schutze herbeigerufenen Russen ihre Selbständigkeit wiederzuerlangen. In der Schlacht bei Salzburg, 4. Februar 1849, wurden die Deutsch-Österreicher und die Russen von den ungarischen Heeren besiegt. Nachdem bereits am 4. März 1849 durch die österreichische

* Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn, verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.

Reichsverfassung Siebenbürgen gänzlich von Ungarn getrennt und dem österreichischen Ministerium in Wien unterstellt worden war, ernannten die siegreichen Ungarn, durch Beschluß des Debrecsiner Parlaments, am 14. April 1849, Kossuth zum Gouverneur. In den Schlachten bei Mediasch und Schäßburg blieben die Ungarn wiederum Sieger. Erst in der Schlacht bei Hermannstadt gelang die Niederwerfung des ungarischen Führers Bem und damit die Beendigung des Kampfes. — Am 20. Oktober 1860 erhielt Siebenbürgen wieder seine vollkommene Autonomie mit besonderem Landtage und eigener Zentralstelle. Jedoch schon wenige Jahre später sanktionierte das königliche Reskript vom 17. Februar 1867 die Union Siebenbürgens mit Ungarn.

Heute leben mehr Schwaben als im ganzen Königreich Württemberg in Ländern der ungarischen Krone. Aus ihrer Mitte gingen als größte Künstler hervor: Nikolaus Lenau, geboren im Banat, und Franz Liszt, geboren im schwäbischen Oberungarn.

Man sieht, es war ein schwerer Kampf um das eigene Wesen, den nicht ein einzelner, der nur die Kulturgemeinschaft aller siegreich ausfechten konnte, dem nur das Andenken an die Heimat und die Liebe zu heimatlichen Bräuchen und deutschem Wesen zum Siege verhelfen konnte.

Während also in Siebenbürgen der Kampf für das Deutschtum gewissermaßen allein durch das zähe Dasein vieler geführt wird, streitet an anderer Stelle, auf der Festenburg in Steiermark, mehr bewußt ein einzelner für deutsches Wesen, der Bauernpfarrer und Dichter Ottokar Kernstock, geboren 1848.

Sein Wahlspruch lautet wie der Schlachtruf in seinem Landsknechtliede: ‚Sankt Jörg! Teutsch allerwege!‘ Für seine Lieder wählt er mit Vorliebe altdeutsche Stoffe. Seine Liebe zum echtdeutschen Wesen machte ihn zu einem trefflichen Kenner der mittelhochdeutschen Dichtung. Oft auch schuf er in mittelhochdeutscher Form und Sprache. Kernstock hat stets für die Reinerhaltung der deutschen Sprache gekämpft und sich an der Erörterung über die Zukunft der katholischen Literatur beteiligt: ‚Veremundus Vindex.‘ Dr. O. Floeck sagt von ihm in seinem Buche: ‚der Sänger auf der Festenburg (Ottokar Kernstock)‘*:

‚Kernstock, der einsame „Burgpfaff“ auf der Festenburg, gehört keiner literarischen Clique an; er steht ganz frei für sich, und das ist gut so. Die Kraft und der Zauber seiner Lyrik wurzeln im unverfälschten deutschen Volkstum. Der innere Adel des deutschen Wesens ist der seiner Poesie aufgedrückte Stempel; der lautere Sinn, die lodernde Begeisterung, die echte Lebensfreude, der unversiegbare Humor, das zartbesaitete kerndeutsche Gemüt kennzeichnen Meister Ottokars Dichtungen, die bei aller Weichheit und Tiefe des Gemütes eine seltene Kraft bekunden. . . .‘

Über die kulturelle Bedeutung dieser Kämpfer, die auf waffenlosem Wege das Deutschtum zu erhalten und auszubreiten suchen, braucht kaum ein Wort gesprochen werden.

Friedrich Märker.

Die Organisation der literarischen Liebesgaben. Es wurde schon oft die Frage aufgeworfen, was in diesem Krieg bewundernswerter ist: die Schlagfertigkeit und die bisherigen Erfolge unseres Heeres oder die freiwillig übernommene Kriegsarbeit der großen Masse des deutschen Volkes: ja, — es dürfte jetzt in Deutschland wohl keine Familie mehr geben, die nicht unmittelbar am Krieg beteiligt ist, mögen nun Angehörige im Feld stehen oder mögen sie ihre Kraft kriegscaritativen Zwecken zur Verfügung gestellt haben. Ein Meisterwerk der deut-

* Verlagsbuchhandlung ‚Styria‘, Graz.

schen Kultur ist und bleibt die fast unglaubliche Anpassung der großen Masse des Volkes an die Kriegsverhältnisse — die Art, wie die Verbindung des Heeres mit der Heimat durch einen ununterbrochenen Strom von Liebesgaben aufrecht erhalten wird, welche nicht nur die leiblichen Bedürfnisse unserer Feldgrauen befriedigen sollen.

Geistige Liebesgaben — wer verkennt den Wert der geistigen Liebesgaben, die in vieler Beziehung notwendiger sind, weil sie den Geist befähigter machen, weil sie den Willen stählen und stärken? Es dauerte nicht lange, — da regte sich's allenthalben, um die Liebestätigkeit gerade auf diesem Gebiet zusammenzufassen und dadurch zu erreichen, daß die Sammeltätigkeit nicht zersplittert wurde, daß alle Geistesrichtungen vertreten sind und dadurch eben die Gewähr gegeben ist, daß für jeden etwas geboten wird.

Am 10. August 1914 trat in München die Verwundeten-Bücherei ins Leben mit dem Ziel, in erster Linie den Lazaretten Lesestoff für ihre Kranken zur Verfügung zu stellen. Was dort an freiwilliger Arbeit geleistet wurde, läßt sich erkennen aus den Zahlen, wonach in den 18 Monaten ihres Bestehens weit über 300 000 Bücher und Zeitschriften (als Jahrgänge und Einzelnummer gerechnet) in 1700 größeren Postsendungen in Lazarett und Front hinausgewandert sind.

Am 18. August 1914 erfolgte in Berlin die Gründung des ‚Gesamtausschusses zur Verteilung von Lesestoff in Feld und Lazaretten', dem sich eine Reihe zweckverwandter Organisationen anschloß, darunter auch der ‚Arbeitsausschuß katholischer Vereinigungen usw.', der sich in Berlin am 5. September 1914 gebildet hatte.

In dem Aufruf, den der Gesamtausschuß jüngst wieder hinausgegeben hat, weist er darauf hin, daß bisher über fünf Millionen Hefte und Bücher großenteils durch die freiwillige Opferfreudigkeit der Daheimgebliebenen aufgebracht und an die Soldaten überschickt werden konnten, zugleich 5 Millionen Beweise regster Anteilnahme um geistigen Wohlbefinden unserer Krieger!

Wie notwendig aber diese geistige Auffrischung und Hilfe ist, geht aus so manchem Feldpostbrief hervor, der aus dem Schützengraben in die Heimat flog mit der Bitte um Lesestoff, geht aber auch aus den zum Teil überschwenglichen Dankschreiben unserer Tapferen hervor. Hierin liegt der schönste Lohn, der die aufgewendete Mühe reichlich entschädigt. Während man nun im Anfang gewisse Schwierigkeiten hatte, um sich in militärische Anstalten Eingang zu verschaffen, weil formelle Bedenken vorgelegen waren, wird jetzt die Bedeutung der Bücher in Schützengraben und Lazarett vollauf gewürdigt, und schon manches Wort der Anerkennung ist aus hohem Mund geflossen.

Im Gesamtausschuß sind im Zweckverband vereinigt der Arbeitsausschuß katholischer Vereinigungen, der Verein vom hl. Karl Borromäus, der Ausschuß für Unterstützung der evangelischen Militärseelsorge im Felde, der Zentralausschuß für Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, der Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an Studenten und Dozenten im Felde, der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, die Kriegsbücherei der Königlichen Bibliotheken usw.

Der katholische Arbeitsausschuß hat seine Tätigkeit im Verein mit den großen katholischen Verbänden, dem Borromäusverein, dem Caritasverband, dem katholischen Volksverein und dem Verein katholischer Buchhändler aufgenommen und bisher außerordentlich segensreich gewirkt. Aus dem Jahresbericht des Ausschusses seien nur einige wichtige Zahlen angeführt:

an Bareinnahmen 116 370,88 M.,
denen an
Ausgaben 114 283,30 M.

gegenüberstehen; um diese Beträge wurden nun vom Ausschuß über 2¾ Millionen kleiner Heftchen und Bücher an die Soldaten verschickt, die überall freundlichst aufgenommen wurden. Das Hauptverdienst an dieser ersprießlichen Arbeit kann wohl der Volksverein in Anspruch nehmen, der ja vor seinem Anschluß an den Arbeitsausschuß an die 2½ Millionen Flugschriften (Kriegsbriefe und Feldgebet) bei den Soldaten und in der Heimat verbreitet hatte; zur Zeit gibt der Volksverein die ‚Heimatgrüße' in einer Wochenauflage von 160 000 Stück heraus.

Inhaltlich beschränken sich die Sendungen des Arbeitsausschusses fast ausschließlich auf religiöse und erbauliche Literatur; so wurden von den Evangelien das Lukas-Evangelium (Dimmler) in 183 000, das Matthaeusevangelium (von Ecker) in 122 000 Exemplaren hinausgegeben; ebenso fanden die Schriften der beiden P. P. Brors in annähernd 280 000 Exemplaren weiteste Verbreitung. Sehr erfreulich ist auch die Förderung der ‚Stimmen der Zeit', von denen bisher an 93 000 Stück zur Versendung kamen.

Eines muß aufrichtig bedauert werden neben vollster Anerkennung der bisherigen Leistungen, daß die katholische Schriftstellerwelt so wenig gefördert wurde. Unter den Angaben des Arbeitsausschusses bei ‚unterhaltende Bücher' nimmt sich die Zahl 4780 Bände doch arg bescheiden aus! Ist denn irgendwo in der Literatur eine Zentralisierung der geistig schaffenden Kräfte notwendiger, als gerade beim katholischen Schriftstellertum? Muß es denn wirklich für den positiv gläubigen Schriftsteller bei der Aschenputtelrolle sein endgültiges Bewenden haben?

Nicht vergessen darf werden die Arbeit auf dem Gebiet der literarischen Liebesgaben in unserer engeren Heimat, in Bayern. Hier steht der katholische Preßverein auf seinem Posten, den zu behaupten ihm oft schwer genug gemacht wird; ebenso ist in der Verwundeten-Bücherei München die katholische Richtung vertreten. In hochherziger Weise wurden in der letzten Zeit noch sehr achtbare Bestände der Zeitschrift ‚Hochland' zur Verfügung gestellt.

Was heißen aber alle diese Zahlen im Verhältnis zu der noch zu bewältigenden Aufgabe? Millionen von Soldaten stehen im Feld, für Millionen ist noch Lesestoff zu beschaffen! So ergeht der Ruf an alle, die ein Herz für die geistigen Nöten unserer Soldaten haben: Unterstützt die Büchersammelstellen durch Überweisung von Büchern oder Geldmitteln! Erinnert euch des Wortes des Oberbefehlshabers Ost: ‚Wie dankbar jeder Mann an der Front für guten Lesestoff ist, weiß jeder, der selber vorne gewesen ist!'

Dr. Gg. Panzer.

Heinrich Federer. Der Krieg übt nicht nur an Millionen das Amt der Atropos aus, er lockert und zerreißt auch manche Fäden, die freundschaftliche und literarische Beziehungen herüber und hinüber ins Ausland gesponnen. Man hat sich längst selbst an recht schmerzliche Erlebnisse dieser Art gewöhnt und verliert selten mehr ein Wort über neue. Am Herdbrand der Heimatliebe, den der Sturmatem des Schicksals hoch auflodern ließ, war auch der Frosthauch zu ertragen, der manchmal von den Stammesbrüdern jenseits des Oberrheines herüberkam. Am liebsten schwiege man auch dazu, daß jetzt ein Deutschschweizer, Heinrich Federer,* der vordem mit lieben Geschenken und zu eigenem Gewinn bei uns einkehrte, sich genügen ließ, mit spielerischer Poetengeberde ein paar Silberkübel symbolischer Friedensmilch in den Weltbrand zu gießen, den, wie doch auch seinem historischen Blick nicht entgangen sein wird, von langer Hand Heimtücker mit dem Vorsatz anschürten, das gar so

* Unser Herrgott und der Schweizer. Ein stolzbescheidenes Geschichtlein. Verlag von Rascher & Cie., Zürich, 1916.

stattliche deutsche Haus zu vernichten oder doch um einige Stockwerke zu erniedrigen. ‚Ob wirklich und wo denn Recht oder Unrecht sauber in zwei Häufchen gesondert liegt' — nicht das ist jetzt die Frage, und natürlich wird auch der spätere Geschichtschreiber die Frage nach Schuld und Unschuld nicht so reinlich zugunsten der einen oder der anderen entscheiden. Man möchte auch wirklich nicht die Deutschschweizer sich zu uns so verhalten sehen, wie die Anwohner des Lac Léman zu der Grande nation, wünscht noch viel weniger, daß sie ‚auch noch mitmorden, um als fleißige und gemeinnützige Europäer zu gelten' — unbegreiflich, daß die Allwissenheit des ‚eidgenössischen Gottes' nicht ausreicht, diesen Wahn des Schweizers als solchen, überhaupt Klage und Widerklage als gegenstandslos zu erkennen. — Statt aber auch von dem ‚Michel' zu befürchten, er könne den Schweizern ‚ein Klexlein ins vaterländische kleine Kapitel' machen wollen, sollte mancher da drüben ein Tröpflein wärmeren Mitempfindens der gemeinsamen deutschen Not nicht vermissen lassen. Aber es mag dort wohl mancher so fühlen wie jener Berner Pfarrer, der an den Mainberger Johannes Müller* schrieb: ‚Wir können nicht mitmachen, nicht bewundern' oder wie der wegen seiner Neutralität als Beklagter vor den Herrgott rumpelnde Schweizer Federers denkt: ‚Ich wach' zwar, daß meine Hütte ganz bleibt, aber scher' mich den Teufel um euer gegenseitiges Zertrümmern und Verstümmeln'. Man muß sich halt begnügen mit der freilich schönen, aber nicht erst durch Federer geweckten Vorstellung von der Schweiz als der auf wüster Kriegssintflut sicher ruhenden Friedensarche; begnügen auch damit, daß der ‚tapfere' Deutsche und der — wohl à la Spitteler** mit einer Verbeugung nach Lausanne gesprochen — ‚ritterliche' Franzose aus dem gleichen Milchnapf trinken. Zurückweisen muß man hingegen vor allem das häßliche Bild, wie der Himmelsestrich erst von dem Blute der als Kläger erscheinenden Vertreter der Kriegführenden und dann von einer Unterwaldnerkuh besudelt wird, und wie Englein mit Gefieder, Soda und Seife Kriegerblut und — ‚es muß gesagt sein' — Kuhdreck aufzuwischen haben. Der ‚eidgenössische Gott' hat ja, wie zur Speisung von Mond- und Sternenampeln, wohl auch Öl zur Linderung der tausend Wunden, die auf unserm Planeten bluten; mag er mit Urvaternachsicht dulden, daß der Schweizer und ein Flügelbub sich mit Maulschellen und Milchspritzern bedenken, und daß die Unterwaldnerin — wie die ganze Rindviehparade franziskanischer Natürlichkeiten, die doch ein wenig manieriert zu wirken beginnen — gar einer ehrwürdigen Ordensmutter einen Klaps mit dem Schwanz gibt: gegen jene Entgleisung wenigstens sollte er sein Hausrecht und anderes wahren. Doch das ist seine und etwa noch ‚Schweizers Stuben- und Stübleinssache, die niemand etwas angeht'. — Einkleidung und Ton des Ganzen wäre allenfalls recht für ein ‚Umbrisches Reisegeschichtlein', dem furchtbaren Ernst unsrer Tage ist solcher ‚Humor' nicht angemessen. Ob auch hier gilt: ‚Im engen Raum (des ‚Natiönchens') verengert sich der Sinn', der Sinn für Lebensfragen des doch gemeinsamen Deutschtums wie für Säkularsorgen des ‚Auslandes'? Möchte der ‚eidgenössische Gott' in den Heften Federers dieses Geschichtlein mit ‚untrüglichem Messer' ausradieren.

Bernhard Achtermann.

* Die deutsche Not. Kapitel: ‚Briefwechsel mit einem Neutralen'. Verlag C. H. Beck, München. 1916.

** zu dessen ‚berühmtem' Züricher Vortrag dieses Geschichtlein sich auch äußerlich gesellte: ‚Schriften für Schweizer Art und Kunst'.

Kunst

Wandlungen. Der große Krieg, inmitten dessen revolutionierender Wirkung wir uns befinden, ist dem gesamten

deutschen Volke aller Kreise und Klassen zu einem Erlebnis geworden, wie wohl keiner es vorher in unserer humanitätsseligen, egoistischen, utilitaristischen Zeit für möglich gehalten hätte. Es gelten wieder die ursprünglichen, schöpferischen Werte, die zugleich der Ausgangspunkt für alle verfeinerten sittlichen sind, und so sind wir nicht nur Zeugen eines Stücks Geschichtsbildung, wie selten ein Jahrhundert vorher es in eine so enge Zeitspanne zusammengedrängt sah, vielmehr erleben wir gewissermaßen eine Art Wiedergeburt des Menschen, dessen Denken und Fühlen das Fundament der Zukunftsgemeinschaft und Kultur werden soll. Leute, die etwas abseits der großen Vorgänge stehen und geistig und seelisch keinen rechten Anteil daran haben, pflegen zu sagen: glaubt Ihr denn nun wirklich, daß nach dem Kriege so vieles anders werden wird? Darauf wäre zu erwidern: Im Gefühl ist die Umwandlung da, es gilt nur, sie in das Bewußtsein der Masse zu heben und dort wach zu halten, damit sie weitere Früchte trage, und bestände das Ergebnis auch vorerst nur darin, daß das bisher florierende Schlechte als solches voll erkannt, gemieden und die Keime des Besseren ihm vorgezogen werden. Den Gleichgültigen, die allenfalls redend mitmachten, weil es nicht gut anders ging, waren die großen Vorgänge höchstens eine Sensation; das Volk aber, ihr Träger, kann sich gar nicht klar darüber sein, inwieweit es sich als Material einer besseren Zukunft erwiesen hat, und so bedarf es der geistigen Führer, die die durch das Schicksal angefachte Erregung lebendig erhalten als Keimbeet des Zukunftswerdens.

Betrachten wir nun von diesen Erkenntnissen aus, daß nämlich die Gesinnungsläuterung das wesentliche sei, darauf es ankomme, den Anschauungswandel, wie er sich unter dem Eindruck der großen Ereignisse der letzten Monate wider Erwarten bei manchen modernen Malern vollzogen hat und, wie erklärlich, mit versagendem Ergebnis — denn sie ahnten mehr nur ihre Unzulänglichkeit, als daß sie deren Ursache begriffen und gaben bei diesem Wandel nichts anderes als einen Wechsel und eine Bestätigung ihrer Anschauungsoberflächlichkeit, nicht etwa die Anzeichen einer inneren Läuterung —, so werden wir einsehen, daß der echte Künstler gar nicht auf die Idee kommt, seine Stoffwahl im geringsten durch den Krieg beeinflussen zu lassen, trieb nicht vorher schon seine Anlage ihn zu verwandten Motiven. Es ist deshalb auch unrichtig, zu sagen: die Leibl, Feuerbach, Böcklin, die Führer der vorigen Generation zeigten sich vom Kriege ihrer Tage offenbar weniger ergriffen, weil sie nicht zu seiner Darstellung schritten; im Gegenteil: sie waren nur ehrlicher als die plötzlichen Kriegsmaler von heute. Sie setzten ihre Eindrücke nicht in Kunst um, weil sie wußten, daß ihre Begabung, zumal die Leibls, dazu nicht geartet sei, während sich bei Feuerbach und Böcklin mancher Eindruck im übertragenen Sinne wiederfinden mag. Dem Schlachtenbild aber ist unsere ganze Generation zudem weniger gewachsen als irgendeine vorher, denn ihre Anschauungsweise ist bis in alle Verzweigungen geistiger, selbst sittlicher Gebiete hinein der Impressionismus; dieser aber bedeutet Auflösung der Form und jeder Norm, während das Schlachtenbild die Komposition, die großzügige Komposition, d. h. Beherrschung und Bindung aller Teile voraussetzt. Man pflegt heute zu sagen, das plötzlich entdeckte Manko vor sich entschuldigend: die Epigonen suchten die Größe, das Ideelle, aber beherrschten die Form nicht; wir beherrschen die Form, aber vernachlässigten den Geist, die Seele. Dies ist natürlich ein Trugschluß, denn echte Formbeherrschung meistert stets auch das Seelische; wem anders hätte sie sich sonst erschließen und ergeben sollen als dem wahren Beherr-

scher ihres Gehäuses, da sie von diesem gar nicht zu trennen ist! Größe und Kraft der Form waren von jeher Ausdruck großen und vollen Menschentums; wie soll man da aber erwarten, daß der Krieg denselben Künstlern von heute auf morgen die Fähigkeit zur seelischen Darstellung wiedergäbe, denen die Kunst bis dahin nur ein artistischer Spieltrieb war. Sie redeten von Impressionismus — also einer Kunstart —, während man früher von Kunst schlechtweg sprach; das sagt genug. Sie hatten Weg und Ziel aus dem Auge verloren: den Menschen und seine Seele; das Maß aller Dinge. In der letzten Generation handelte es sich größtenteils um eine durch Verführung in Exaltation sich blähende Mittelmäßigkeit; eine Erneuerung unserer Kunst kann also nur von einer in gänzlich neu fundiertem Leben heranwachsenden Generation erwartet werden. Wenn daher dieser Krieg einen Einfluß auf die Kunst haben soll, so kann er nur ein mittelbarer sein, indem er vorerst seinen durchgreifenden Einfluß auf unsere gesamte Lebensgestaltung übe, die wir uns alle angelegen lassen sein sollten in dem Sinne, der zu Eingang dieser Zeilen betont wurde: einer Gesinnungsläuterung und Festigung, einer Vergeistigung der Allgemeinbeziehungen, eines Aufgehens des einzelnen im Gesellschaftsgedanken. Die Lüge muß aus dem Leben. Dann freilich ist es mit Kubismus und Futurismus, den, wo sie echt auftraten, Ausgeburten eines pathologischen Subjektivismus zu Ende. Demgegenüber begegnen wir unter all' den Vorschlägen zur Erneuerung unserer Kunst, die jetzt unter dem Drucke des großen Krieges selbst von den vorher blindesten und verfranzöseltsten hinausgerufen werden, vornehmlich diesem Fehlschluß: man glaubt, eine irgendwie neu eingestellte Optik müsse über Nacht die Wunderkur vollziehen, um aus den vom Objekt abhängenden Impressionisten über Nacht die phantasiebegabten Schöpfer zu machen. Dieser Schluß ist natürlich grundfalsch, denn unter einer Optik der entgegengesetzten Richtung sind früher echte Kunstwerke entstanden, handelte es sich nun um eine aufs flott Malerische, aufs kleinlich Lineare oder aufs Tonige gehende; wobei nicht vergessen sei, daß die Optik in der Rasse wurzelt, klimabedingt ist, und die der Deutschen vornehmlich aufs Lineare geht. Im gleichen Atem wird dann das Wort ‚monumental‘ oft mißbraucht, und wie man wähnt, daß eine wenig veränderte Einstellung eines mechanischen Okulars die Konzeption des Künstlers von Grund aus zu ändern vermöge, so glaubt man auch, daß schon allein das Kriegerleben ihn zu einem Monumentalisten mache.

Wie der Impressionismus geistig auf allen Gebieten Auflösung bedeutet, so ist er formal naturgemäß das Gegenteil von monumental (die neuen expressionistisch genannten und stilistischen Versuche, über ihn hinaus zu kommen, stellen ein unzureichendes, zum Teil völlig erkünsteltes Bemühen dar) und bildet innerhalb der Jahrhundertentwicklung der Künste, wie wir sie seit dem Mittelalter erlebten, eine verschwindende Episode. So kann eine Fortentwicklung unserer Malerei nur auf Grund eines verhältnismäßigen Anknüpfens an die große germanische Vergangenheit vor sich gehen. Dazu möge uns der Krieg verhelfen. Den meisten scheint dies heute noch unmöglich; unmöglich ist es aber nicht, denn die Entstehung der Kunst des ganzen 19. Jahrhunderts beruht auf solch jähem Einschnitt in den Gang der Geschichte. Warum sollte die des 20. nicht aus einer ähnlich vulkanischen Gärung hervorgehen: die französische Revolution vernichtete das Rokoko; ein plötzlicher gewandeltes Gesicht, als die Kunst es vor und nach ihr zeigte, hat die Geschichte nie erlebt, und so ist es nicht unberechtigt, mit einer gleichen Hoffnung in die Zukunft zu schauen; denn der französische Impressionismus war im

Grunde nichts anderes als ein neues, dem Germanen fremdes Rokoko. Wir waren so lange abhängig vom romanischen Denken, ohne selbständige Resultate zu erzielen, daß ein Besinnen auf die eigenen Ideale nur zum Guten führen kann. Da es schlimmer gewiß nicht werden kann, als es zuletzt in unseren Sezessionen unter Picassos Herrschaft aussah, kann der neue Weg nur zum Besseren führen.

Rudolf Klein-Diepold.

Theater

Der Krieg auf der Bühne. ‚Die Bretter, die die Welt bedeuten — sind sie weit genug, das Bild des flurenverwüstenden, dörferverbrennenden, domestürzenden Krieges zu fassen?' Diese Frage zu beantworten, weniger sie zu beantworten als an den vorhandenen Versuchen zu zeigen, wieweit Menschenwollen und Menschenkönnen sich an ihre Lösung herangewagt, das ist die Aufgabe eines dem Umfange nach kleinen, aber äußerst inhaltreichen Werkchens, das der Berliner Theater- und Literaturhistoriker Heinrich Stümcke um die Zeit des sonst so lieblich friedlichen Pfingstfestes letzten Jahres hat erscheinen lassen.* Wie ich schon in dieser Stunde wahrzusagen mich erkühne, wird es einen Platz behalten nicht allein unter den Schriften, die der tiefgelahrte, brillenbewaffnete Literaturgelehrte der Zukunft dereinst durchschmökert. Auch den Leseeifer dessen dürfte das Bändchen noch spornen, der, wenn dieser die Existenz Europas in Frage stellende Kampf längst ausgerast haben wird, nach Dokumenten begierig ist, die das Fühlen einer fürchterlichen Zeitepoche wiedergeben.

Der Verfasser eröffnet den Chorus nicht mit theoretischen Betrachtungen und Erwägungen, vielmehr mit dem, was er unmittelbar um sich sah: wie in jenen bleischweren Augusttagen von 1914 der Krieg in das Leben der Bühnenkünstler und -schriftsteller hineingriff, wie eine großartig gedachte Berliner Schöpfung ihm erlag, wie ein hochbegabter Mime, dem das Ende aller Kunst gekommen schien, in finsterer Schwermut den von der Parze gesponnenen Faden mit eigener Hand durchschnitt, wie die heitere Muse den Helm des Mars über ihre Locken stülpte — 1761 im Felde stehende Bühnenkünstler hat bis zum 1. März 1915 das deutsche Heer gezählt. In andern Ländern mag das ähnlich sein.

Aber die Poeten und Künstler der verschiedenen Nationen haben auch auf ihre Art miteinander einen Kampf eröffnet, den unser Autor — wer vermöchte es nicht nachzufühlen? — unter die ‚schmerzlichsten aller Erfahrungen' während dieses Krieges rechnet. Älteren Lesern mag dabei wohl die Erinnerung an Pasteur kommen, wie er anno siebzig das Diplom eines Ehrendoktors der Bonner Medizinerfakultät zurückschickte und dafür von Naumann einen geharnischten Brief erhielt ... eine unerquickliche Sache, deren Wiederholung — und welch eine Wiederholung! — wohl ein jeder unserem, wie wir alle glaubten, im Götterglanze einer unvergleichlichen Hochkultur strahlenden Europa am liebsten erspart gesehen hätte.

Auch als Deutscher kann man sich doch eines leisen Lächelns kaum erwehren, wenn man durch Stümcke daran erinnert wird, daß kurz nach Ausbruch des Krieges ein bekannter Berliner Theaterdirektor (Max Reinhardt) an hervorragende Staatsmänner, Gelehrte und andere Kapazitäten in allem Ernst die Rundfrage ergehen ließ, ob ‚man fürder Shakespeare noch spielen dürfe ...' Gewiß hat der Verfasser unseres Büchleins recht, wenn er sagt, daß eine Boykottierung des großen Briten, der, nebenbei bemerkt, zu Zeiten der Elisabeth lebte, die deutsche Bühne um einen Triumph ärmer machen würde: den

* ‚Theater und Krieg' von Heinrich Stümcke. Oldenburg und Leipzig 1915. Schulze'sche Verlagsbuchhandlung. Geheftet 2 M.

Triumph, einem universalen Genius eines andern — wenn auch jetzt noch so feindlichen — Volkes eine Heimstätte bereitet und ihn dadurch zu dem ihrigen gemacht zu haben. Mit Recht setzt Heinrich Stümcke hinzu: ‚Auch Björnson, Tolstoi* und Strindberg dürfen in diesem Zusammenhange genannt werden, ohne daß man von einem verwerflichen Auslandskultus sprechen könnte.‘ Mögen mittelmäßige Produkte fremder Geister immer fallen — die Wünsche heißblütiger Bilderstürmer werden auch nach dem Weltkriege bei Verständigen Ablehnung finden.

Hier schließt das Vorspiel — denn als solches möchten wir die bisherigen Auslassungen betrachten. Im folgenden Hauptteile geht nun aber der Vorhang zu einem außerordentlich buntgefärbten dramatischen Geschichtsbilde auf. Jetzt öffnet der Verfasser seine mir bekannten reichen Sammlungen an Bühnenstücken aus verschollenen Jahrhunderten, führt uns Krieg und Kriegerleben der vergangenen Jahrhunderte vor: nicht wie es sich draußen auf den Heiden abspielte, sondern wie es das Poetenvölklein auf die Kulissen gemalt hat. Abenteuerliche — oder, wie man einstmals schrieb, ‚ebentheuerliche‘ — Gestalten schreiten vor unserem Auge vorüber — die Mitglieder des ‚Pegnesischen Blumen- und Schäferordens‘ Johann Klaj und Sigmund von Bircken spitzen ihre Gänsekiele, um die Heerscharen ‚legion-, regiment-, squadron-, fähnlein-, trupp- und rottenweise‘ aufmarschieren zu lassen, und ein ehrenfester lutherischer Pastor Norddeutschlands, Johann Rist, der ‚Die unglückliche Schlacht bei Lützen und Königlicher Majestät in Schweden obsiegenden Todesfall‘ aufs tiefste bedauert, hat uns in einem unter dem gleichen Titel erschienenen, ‚von den Zeitgenossen als ein Muster poetischer Gestaltung bewunderten‘ Gedichte eine Schilderung jener Schlacht gegeben.

Auf die Bühne gebracht hat Rist den Dreißigjährigen Krieg in den beiden Dramen: ‚Das Friedewünschende‘ und das ‚Friedejauchzende Teutschland‘. Unter seinen Zeitgenossen darf der Stettiner Rektor Johann Lütkeschwager (Micraëlius) nicht übergangen werden, der Magdeburgs Erstürmung in einer ‚Parthenia‘ und das Schicksal Augsburgs und Gustav Adolf in Süddeutschland in einer ‚Sebasta‘ behandelte.

Noch mancher dramatische Gustav Adolf fristet in verstaubten Bänden und außer Kurs gesetzten Rollen ein schattenhaftes Dasein; aber kein Zufall ist es zu nennen, daß das Bühnenwerk, das an Ruhm alle andern Dramen aus dem Dreißigjährigen Kriege unendlich weit hinter sich läßt, die bei weitem poetischere Figur des Krieges zum Helden hat: den Bonaparte der Zeit, den schweigsamen Friedländer. Und auch das ist wiederum kein Zufall, daß der große Dichter, der den klassischen Wallenstein schuf, erst anderthalb Jahrhunderte später kam, wie der Dramatiker des Großen Kurfürsten erst in Kleist erstand und erst ein Otto Ludwig einen wahren Friedrich den Großen ersann, der leider in des Dichters Kopfe geblieben ist. Nur das schöne Vorspiel ‚Die Torgauer Heide‘ ist von diesem Plane zu Papier gekommen. Den Meteroidenschwarm kleinerer und kleinster Geister, die sich sonst an den großen König und seinen Ahnen gewagt haben, müssen wir hier ungemustert lassen mit dem ausdrücklichen Hinweise, daß unser in der Theatergeschichte so gründlich bewanderter Autor eine Unmenge hierher gehöriger Versuche hübsch beisammengestellt hat, ohne daß seine Gelehrsamkeit eigentlich aufdringlich erschiene. Nach kurzer Vorstellung werden sie wieder entlassen.

Das gilt auch von den zahl-, zum Teil auch namenlosen Gelegenheitsprodukten der Befreiungskriege. Auch hier

* Dessen ‚Macht der Finsternis‘ er sehr gewandt ins Deutsche übertragen hat.

die Erscheinung, daß das bestgemeinte patriotische Festspiel nur ein Eintagsdasein zu fristen pflegt und erst, wenn die Zeit die Helden und deren Waffen längst mit ihrer Patina übersponnen hat, der große Dichter ersteht — wenn er ersteht. Denn auch Napoleons gigantischer Schatten, so oft er hinter den Kulissen auftauchte, er ist leider bisher fast nur ein Schatten geblieben, und kein deutscher — und ebensowenig ein französischer — Dichter hat es verstanden, eine Vollfigur des ganzen großen Korsen herauszumeißeln. Die meisten Versuche sind ‚Geschichtsklitterungen' gewesen, manche nicht einmal über lallendes Stammeln hinausgekommen. Heinrich Stümcke, der sich auf das ernstere Napoleondrama nicht näher einläßt — wirklich liegen ja auch die Napoleoncharakterbilder seinem Thema etwas ferner —, liefert statt dessen eine Anzahl Analysen dramatischer Napoleonsatiren von 1813/15 — burleskes Zeug, wie es der Zug jener Zeit und der Haß gegen den auf dem Throne schwankenden und den gestürzten Imperator massenhaft erzeugte. Ich habe in meinen dem Napoleondrama gewidmeten Studien* den größten Teil dieses krausen Zeuges beiseite gelassen, einmal, weil die Mehrzahl mit meinen dem ernsteren Drama zugewandten Absichten wenig oder nichts zu tun hatte, dann aber auch, weil — offen gestanden — die Geschmacklosigkeit dieser Machwerke wenig anzog. Doch will ich es dem Autor nicht verdenken, auch diesem närrischen Zeuge einige Seiten seiner wie überall interessanten Arbeit gewidmet zu haben.**

* ‚Napoleon im deutschen Drama' (Bühne und Welt 1900); ‚H. Heine und Napoleon I.', Kap. 1; ‚Napoleon im deutschen Epos und Drama' (Zeiten und Völker 1911).

** Die Mehrzahl dieser Napoleonburlesken findet sich abgedruckt in der wenigstens dem Spezialisten heute noch bekannten Scheibleschen Sammlung (‚Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte, seine Familie und seine Anhänger'. Stuttgart 1849—50. 12 Bändchen.

Werfen wir indes noch einen Blick auf die ernstere Dramatik der Befreiungskriege, deren Vorzeit auch Kleists ‚Hermannsschlacht' zuzurechnen wäre, so begegnen wir der psychologisch leicht erklärlichen Erscheinung, daß gewisse volkstümliche Figuren, ein Palm*, Hofer, Blücher, Yorck, die Lützower, wenigstens in quantitativem Sinne stark hervortreten, natürlich gerade in sogenannten Volksstücken, wogegen stillere Denker, wie ein Scharnhorst, die dem Volksempfinden ferner stehen, mehr im Schatten geblieben sind. Nur der Verteidigung der pommerschen Festung an der Ostsee hat es Gneisenau zu danken, daß der Major, nicht der General, durch Heyses ‚Kolberg' auch dem Theaterbesucher eine vertraute Persönlichkeit geworden ist.

Ein Umstand aber, der die dramatische Gestaltung des modernen Krieges überhaupt erschwert, ist sein ästhetisch immer unschöner werdender Charakter. Dem Menschen der Gegenwart wird das ziemlich ohne weiteres einleuchten. Schon die Jahre 1864, 1866 und selbst 1870 und 1871 haben wenig Brauchbares geliefert — und noch weniger Dauerndes. Ist die moderne Schlacht an sich schon etwas bühnentechnisch fast Undarstellbares — der genialste Napoleondramatiker Grabbe hat so etwas versucht, aber seine ‚Hundert Tage' sind wohl kaum zehnmal wirklich über eine Bühne gegangen — so, und um so viel mehr, würde jeder Versuch, die allermodernste Riesenschlacht auf der Bühne sich abwickeln zu lassen, von vornherein als aussichtslos erscheinen. Möglich, daß das schon von den Alten erfundene, dann von einem Shakespeare und Goethe mit Erfolg verwendete Auskunftsmittel des Berichtes auch jetzt noch einigermaßen die Lücken füllen kann. Aber wo bleibt der poetische Feldherr von einst, der auf sonnenbeglänzter Halde durchs Fernrohr lugende

* Vergl. meinen Aufsatz: ‚Der deutsche Buchhändler Johann Philipp Palm im Leben und auf der Bühne' (Bühne u. Welt 1906).

Friedrich oder Napoleon? Der sitzt heute in irgendeinem Zimmer, hört die Morseapparate ticken, die Funksprüche knistern, die Fernsprecher läuten und unterbricht diese Tätigkeit vielleicht einmal auf eine, zwei Stunden, um zu kurzer Fahrt das Auto zu besteigen ... Wie will man die Tätigkeit eines Hindenburg, eines Joffre dramatisch darstellen? Oder sollte unser helläugiger Autor doch recht haben, wenn er sich in dem Gedanken tröstet, daß auch im Wandel der äußern Form das ‚Menschliche, Allzumenschliche' bleiben wird, bleiben wird bis in die spätesten Tage? ... Wir müssen ihm zustimmen und überlassen hiermit seiner dramatischen Darbietung die Teilnahme eines — hoffentlich recht zahlreichen — Publikums.

Prof. Dr. Paul Holzhausen.

Musik

Verdis Beziehungen zu Deutschland. — Die Frage, welche Stellung wir auf künstlerischem Gebiete gegenüber den mit uns im Kriegszustande befindlichen Nationen einnehmen sollen, hat seit längerer Zeit besonders die musikalischen Kreise lebhaft beschäftigt. Im Hinblick auf die große Rolle, die die fremdländische Kunst gerade im deutschen Musikbetrieb auch in jüngster Zeit noch gespielt hat, handelt es sich dabei in der Tat um ein nicht unbedeutendes Kulturproblem. Insoweit freilich diese Pflege außerdeutscher Musik nur auf Rechnung der vielberufenen Auslandsliebe des Deutschen zu setzen war, ist die Lösung leicht und kann hier wie überall getrost der im Zwange heiliger Not erstarkten Selbstbesinnung unseres Volkes überlassen bleiben: diese wird ohne weitere Nachhilfe dafür sorgen, daß aller undeutsche Modetand auch aus der Musik fortan verschwindet.

Bedenklich dagegen scheint es, wenn auch eine fraglos über die engeren nationalen und zeitlichen Strömungen erhabene Kunst wie die Verdis in den Strudel politischer Neigungen und Abneigungen gezogen wird. Man hat dem Meister neuerdings von verschiedenen Seiten grundsätzliche Deutschfeindlichkeit zum Vorwurf gemacht und deshalb allen Ernstes die endgültige Ausschließung seiner Werke vom deutschen Bühnenrepertoire gefordert. Aber eine solche dauernde Mißachtung der Kunst des italienischen Meisters würde nur auf uns selbst zurückfallen, denn Verdi ist neben Richard Wagner das bedeutendste musikdramatische Talent des ausgehenden 19. Jahrhunderts gewesen. Solche Werte aber lassen sich nicht ungestraft ignorieren, selbst wenn sie wirklich von feindlicher Seite stammten.

Nun ist es aber um die angebliche Deutschfeindlichkeit Verdis überhaupt eine eigene Sache. Man muß da streng zwischen dem Menschen — richtiger dem Politiker — und dem Künstler Verdi unterscheiden. Verdi ist bekanntlich zeitlebens ein begeisterter italienischer Patriot gewesen; nicht nur als Künstler, sondern auch persönlich hat er an der in jahrzehntelangen inneren wie äußeren Kämpfen errungenen Befreiung und Einigung seines Vaterlandes regsten Anteil genommen. ‚Viva Verdi!' riefen darum die italienischen Patrioten bis zur Einnahme von Rom als Abkürzung des verpönten ‚Viva Vittorio Emanuele, Rè d'Italia'. Im Gefolge des italienischen Patriotismus nun kam der Meister seinen politischen Anschauungen nach vorübergehend tatsächlich in den Bann jener deutschfeindlichen Stimmung, die das Italien Garibaldis in den sechziger Jahren mehr und mehr gefangen nahm. Das erste Anzeichen hierfür findet sich in der 1862 für Petersburg geschriebenen und dann 1869 für die Mailänder Skala umgearbeiteten Oper ‚La forza del destino'. Dieses in Deutschland ganz unbekannte, in Italien aber an Beliebtheit mit dem ‚Trovatore' rivalisierende Werk enthält eine Szene, in der die Zigeunerin Preziosa die Soldaten, die sich von ihr

weissagen lassen wollen, zur Teilnahme an einem eben von Italien gegen Deutschland begonnenen Krieg auffordert. ‚Tod den Deutschen!‘ jubelt darauf der Chor. ‚Sie waren von jeher Italiens und seiner Söhne Geißel,‘ fügt Preziosa hinzu und stimmt ein zündendes Kriegslied mit dem Refrain ‚E bella la guerra‘ an. Die Situation ist so realistisch durchgeführt, daß man meinen könnte, eine um ein halbes Jahrhundert vorweggenommene Momentaufnahme aus dem römischen Straßenleben im Mai 1915 vor sich zu haben. Jedenfalls aber charakterisiert sich dadurch die Volksstimmung von damals und mit ihr Verdis eigenes Empfinden, bereits in sehr unzweideutiger Weise. Eine weitere Verschärfung erfuhr diese Abneigung gegen Deutschland im Kriegsjahr 1870; nunmehr beginnt Verdi auch in seinen privaten Äußerungen gegen Deutschland Partei zu ergreifen. Bereits am 25. August 1870, also unmittelbar vor der Katastrophe von Sedan, schreibt er an den ‚Aïda‘-Librettisten Du Locle im Hinblick auf das Unglück Frankreichs von ‚außerordentlich traurigen Zeiten‘. Ungefähr einen Monat später folgt dann ein neuerdings mehrfach zitierter, in der Tonart besonders scharfer Brief an die Gräfin Maffei. ‚Es ist wahr,‘ heißt es da, ‚daß die Prahlerei, Unverschämtheit und Überhebung der Franzosen bei all ihrem Unglück unerträglich ist und bleibt; aber schließlich hat Frankreich der modernen Welt doch die Freiheit und die Zivilisation gegeben, und diese — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — steht und fällt mit ihm. Mögen unsere Schriftsteller und Politiker immerhin die Gelehrsamkeit, Wissenschaft und sogar — der Himmel verzeihe es ihnen — die Kunst jener Sieger (d. h. also der Deutschen! Vf.) rühmen: wenn sie genauer zusähen, würden sie erkennen, daß in deren Adern immer noch das alte Gotenblut rollt, daß sie von maßlosem Stolz, hart und unduldsam sind, alles Nichtdeutsche verachten und dabei von einer Raubgier ohne Grenzen beherrscht erscheinen.‘ Weiterhin vergleicht Verdi dann den König von Preußen mit Attila; der Hunnenführer habe vor der Majestät der alten Welthauptstadt Halt gemacht, der neue Attila dagegen schicke sich an, die Hauptstadt der modernen Welt zu bombardieren. ‚Hunderttausend Soldaten von uns‘, so schließen diese Ausführungen, ‚hätten vielleicht Frankreich retten können. Jedenfalls hätte ich einen Frieden, den wir als Besiegte gemeinsam mit den Franzosen unterzeichnet hätten, der gegenwärtigen Untätigkeit vorgezogen, die uns eines Tages noch Verachtung eintragen wird. Dem europäischen Krieg werden wir nicht entgehen; er wird nicht heute und morgen kommen, aber er wird kommen und uns vernichtend treffen. Ein Vorwand ist leicht gefunden: vielleicht Rom oder das Mittelmeer! Haben sie doch jetzt schon die Adria als deutsches Meer erklärt!‘

Die Belagerung von Paris hatte übrigens Verdi auch persönlich berührt, insoferne sich dadurch die bevorstehende Uraufführung der ‚Aïda‘ in Kairo verzögerte, weil die in Paris hergestellte Ausstattung von Dekorationen, Kostümen usw. dort mit eingeschlossen blieb. ‚Ein kleines Übel,‘ schrieb er diesbezüglich am 30. Dezember 1870 an einen Freund; ‚ein großes Übel aber ist dieser schreckliche Krieg und das Übergewicht, das diese Preußen gewonnen haben, ein Übergewicht, das später auch uns gefährlich werden wird.‘ Und aufs neue beklagt er in einem abermaligen Schreiben an die Gräfin Maffei unterm 28. Dezember 1870 die Versäumnis eines Eingreifens Italiens: ‚Ich werde nicht nach Mailand kommen, und zwar wegen dieser verdammten Goten, die die Quelle aller meiner Sorgen sind . . . Oh, hätten wir hundertfünfzig- oder zweihunderttausend Soldaten nach Frankreich geschickt, — vielleicht wäre alles gut geworden! Jedenfalls hätten wir, auch als

Besiegte, allgemeine Bewunderung gefunden. So aber wird nach Beendigung des Krieges der Haß der Franzosen und die womöglich noch größere — Verachtung der modernen Goten unser Teil sein.'

Das sind nun allerdings sehr böse Worte, die trotz eines gewissen politischen Scharfblickes doch von gröbster Verkennung deutschen Wesens zeugen und namentlich mit den häßlichen Ausfällen gegen den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches ein trauriger Beleg dafür sind, daß selbst ein künstlerisches Genie und dabei ein lauterer menschlicher Charakter wie Verdi gegen die politischen Leidenschaften des Tages nicht gefeit ist.

Die nächsten Dezennien brachten bekanntlich große politische Umwälzungen, darunter im Jahre 1883 den Abschluß des Dreibundes, der Italien zum Bundesgenossen Deutschlands machte. Wie Verdi über diese neue Wendung der Verhältnisse dachte, läßt sich dokumentarisch bis heute nicht nachweisen. Jedenfalls aber hatte inzwischen bei ihm das künstlerische Interesse für Deutschland, wo seine neuesten Schöpfungen, besonders ‚Aïda' und ‚Requiem', dann später auch ‚Otello' und ‚Falstaff', zunehmende Wertschätzung fanden, den politischen Gesichtspunkten gegenüber wieder das Übergewicht gewonnen. Damals war es, wo Verdis früherer Gegner Hans v. Bülow dem Meister in einem Hamburg, den 7. April 1892 datierten Schreiben ein freimütiges ‚Pater peccavi' zurief, das mit den Worten schloß: ‚Es lebe Verdi, der Wagner unserer lieben Verbündeten!' Und darauf folgte am 14. April des gleichen Jahres das berühmte Dankschreiben Verdis, das die Worte enthält: ‚Wenn die Künstler des Nordens und des Südens verschiedenartige Tendenzen haben, ist es gut. Alle müssen ihre nationale Eigentümlichkeit wahren, wie Wagner sehr richtig gesagt hat. Glücklich seid Ihr, die Ihr noch die echten Söhne Bachs seid! Und wir! Auch wir, die Söhne Palestrinas, hatten einst eine große nationale Schule. Jetzt ist sie zum Bastard geworden und dem Zusammenbruch nahe.'

Man wollte neuerdings auch in dieser rühmenden Anerkennung der deutschen Kunst nur eine heuchlerische Schmeichelei Verdis sehen. Das ist aber rundweg von der Hand zu weisen. In Wahrheit stand Verdis Verhältnis zur deutschen Musik stets im Zeichen aufrichtiger Verehrung; als Künstler ist der Meister durchaus deutschfreundlich gewesen; nur hat er — und zwar von seinem Standpunkt aus völlig mit Recht — die Beeinträchtigung des national-italienischen Wesens in der Musik durch übermächtige deutsche Einflüsse bekämpft. ‚Wir alle, Komponisten, Kritiker und Publikum,' schreibt er in diesem Sinne sehr bitter am 20. März 1879, ‚haben das Mögliche getan, um auf unsere musikalische Nationalität zu verzichten. Jetzt sind wir glücklich am Ziele: — noch einen Schritt, und wir werden in diesem wie in allen anderen Punkten germanisiert sein.' Eine solche Beeinträchtigung des musikalischen Italienertums sah Verdi in dem, freilich von ihm selbst geförderten, italienischen Wagnerismus, nicht minder aber in der wachsenden Pflege der Instrumentalmusik nach deutschem Muster. ‚Zum Teufel, wenn wir in Italien sind, warum treiben wir da deutsche Kunst?' ruft er im Hinblick auf die neue Vorliebe der italienischen Musikfreunde für Streichquartette aus. ‚Vor 12 oder 15 Jahren ernannte man mich, ich erinnere mich nicht, ob in Mailand oder anderswo, zum Präsidenten eines Quartettvereins. Ich lehnte ab und sagte: Warum gründet ihr denn nicht einen vokalen Quartettverein? Das wäre italienisch — das andere ist deutsche Kunst.' — Nur unter solchen kunstpatriotischen Gesichtspunkten ist endlich auch der in dem oben mitgeteilten Brief an die Gräfin Maffei enthaltene Vorwurf zu verstehen, daß italienische Schrift-

steller ‚sogar — der Himmel verzeihe es ihnen — die Kunst jener Sieger (d. h. der Deutschen) rühmen‘: — es handelt sich bei dieser Äußerung keinesfalls um einen Ausfall gegen die deutsche Kunst als solche, sondern um eine Zurückweisung antinationaler italienischer Gesinnung.

Daß Verdi im übrigen die Werte der deutschen Musik sehr wohl zu schätzen wußte, zeigt zur Genüge die Stellung, die er Wagner gegenüber einnahm, worüber im Dezemberheft 1913 unserer Zeitschrift eingehend gesprochen wurde. Aber auch sonst finden sich in seinen Briefen einschlägige Zeugnisse genug. Bach und Beethoven z. B. sind ihm, wie er noch am 2. Mai 1898 an Bellaigue schreibt, neben Palestrina die ‚colossi‘ der Musikgeschichte, und als man ihm neun Jahre vorher die Ehrenmitgliedschaft des Vereins ‚Beethoven-Haus‘ in Bonn angeboten hatte, nahm er sie freudigst an, obwohl er sonst gegen alle offiziellen Ehrungen eine Abneigung hatte. ‚Es handelt sich um Beethoven!‘ schrieb er damals an Joseph Joachim. ‚Einem solchen Namen huldigen wir alle kniefällig.‘ Mit dem Hinweis auf Beethoven, der ebensowenig wie Palestrina ein ‚melodista‘ gewesen sei, trat er gelegentlich (Brief an Antonio Gallo vom 2. Sept. 1871) sogar der einseitigen italienischen Vorliebe für rein melodische Wirkungen entgegen. Doch verhielt er sich den deutschen Meistern gegenüber keineswegs kritiklos. Wie er z. B. in Bachs H-moll-Messe einiges ‚Trockene‘ finden zu müssen glaubte, betont er in überraschender Übereinstimmung mit Wagner (vgl. dessen berühmten ‚Dante‘-Brief an Liszt vom 7. Juni 1855), auch den ungleichen Wert von Beethovens ‚Neunter‘, die er ‚sublima nei primi tre tempi‘ dagegen ‚pessima . . . nell' ultima parte‘ nennt (April 1878), ein zwar etwas scharfes, aber doch nicht ganz unbegründetes Urteil. Mozart und Gluck führt er einmal unter den Meistern auf, ‚vor denen sich alle neigen‘ (1. Febr. 1871), macht aber dann später (2. Mai 1898) bezüglich des letzteren doch eine Einschränkung. ‚Über Gluck‘, schreibt er da, ‚denkt man allgemein so wie Sie, aber ich meine, daß er trotz seines kräftigen dramatischen Empfindens den Besten seiner Zeit nicht so sehr überlegen und jedenfalls ein geringerer Musiker als Händel war.‘ In Meyerbeer endlich sah Verdi vornehmlich — und auch in diesem Falle mit Recht — den Helden der Reklame. ‚Ich war in der ersten Aufführung des „Nordstern“ und habe nichts oder wenig verstanden, während das Publikum alles verstanden und schön, erhaben, göttlich gefunden hat,‘ schreibt er spöttisch am 2. März 1854 an die Gräfin Maffei, die Frucht der Meyerbeerschen Reklamearbeit charakterisierend. Solche treffende Urteile zeigen zur Genüge, wie es in Wahrheit um Verdis künstlerisches Verständnis für Deutschland stand.

Dr. Eugen Schmitz.

Ein neues deutsches Volksliederbuch. — Beiläufig acht Jahre ist es her, daß auf Anregung des Deutschen Kaisers die Ausgabe eines monumentalen Volksliederbuches für Männerchor fertiggestellt wurde. In einem allerhöchsten Erlasse sprach Wilhelm II. damals die Hoffnung aus, daß das Werk auf den deutschen Männergesang, wie auch durch eine fachgemäße Bearbeitung für gemischten Chor und für die Einzelstimme auf den Volksgesang überhaupt weitreichenden und vorbildlichen Einfluß üben werde. Als unmittelbare Frucht dieser kaiserlichen Mahnung, ‚der Pflege des Gesanges und seinem veredelnden Einfluß im Volksleben wieder einen breiteren Raum zu gewähren‘, wurde damals sogleich eine zweite Volksliedersammlung für gemischten Chor in Angriff genommen. Nach langjähriger Vorbereitung liegt sie nun vollendet vor und tritt in einem Augenblick an die Öffent-

lichkeit, der sie wie ein aus der Zeit und für die Zeit geschaffenes Gelegenheitswerk erscheinen läßt. Denn die Not des Krieges hat mit einem Male das Bewußtsein wieder aufleben lassen, welcher Schatz nationaler Kraft in unserem Volksgesang schlummert: nicht nur unseren Kämpfern ist das deutsche Lied Herzstärkung und Waffe, auch die Daheimgebliebenen schöpfen gerne aus seinem Born Erquickung und Trost. Somit wird das vom Verlage C. F. Peters (Leipzig) in vortrefflicher und doch wohlfeiler Ausgabe vorgelegte Liederbuch in weitesten Kreisen als willkommene Gabe begrüßt werden.

Seinem Inhalt nach, der über 600 Gesänge alter und neuer Meister umfaßt, ist es nun aber nicht etwa nur eine Bearbeitung der Männerchorsammlung für gemischten Chor. Es stellt sich vielmehr als ein völlig selbständiges Werk dar, das allerdings zahlreiche Gesänge aus der früheren Ausgabe übernimmt, im übrigen aber auch eine Fülle neuen Materials heranzieht, so daß sich eine Zusammenstellung deutscher Volkslied-Kompositionen aus mehr als fünf Jahrhunderten ergibt. Die Anordnung ist nach stofflichen Gesichtspunkten getroffen: an der Spitze stehen geistliche Gesänge, sodann folgen die Abteilungen Ernstes und Erbauliches, Vaterland und Heimat, Natur, Wandern und Abschied, Lieder für Soldaten, Jäger, Schiffer und andere Stände, Gesellige und Trinklieder, Liebeslieder, Balladen, Scherz- und Spottlieder. So bietet sich in Wort und Ton ein alle Stimmungen und Lebenssphären umfassendes und erschöpfendes Bild deutschen Fühlens und Denkens.

Bei der Zusammenstellung gab es eine Reihe schwieriger Probleme zu lösen. Vor allem war die Auswahl wohl zu überlegen. Mit Recht wurde dabei der Begriff ‚Volkslied' im weitesten Sinn des Wortes genommen, auch auf solche volkstümliche Kunstlieder ausgedehnt, die in Text und Melodie volksmäßig gedacht sind und darum Volkseigentum wurden oder zu werden verdienen. Darum fanden auch klassische Gesänge, wie C. M. v. Webers Chöre aus ‚Preziosa', gemischte Quartette von Robert Schumann, Robert Franz, Mendelssohn, Brahms usw. Aufnahme. Selbst Lieder ausländischer Herkunft, z. B. von Orlando di Lasso, Regnart, Scandellus, aber auch von neueren Meistern, wie Gade, blieben nicht ausgeschlossen, sofern sie durch deutsche Nachdichtung und Musik Bürgerrecht in unserem Vaterlande erlangt hatten. Ganz besonders aber wurde die erste Blüte-Epoche kunstgemäßer Behandlung des Volksliedes, das 15. und 16. Jahrhundert, die Zeit Ludwig Senfls, Isaacs, Hofhaimers, Finckes u. a. berücksichtigt. Doch waren gerade hier gewisse technische Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Lieder — teils nur dreistimmig, teils aber auch fünf- und sechsstimmig — sind nämlich für eine von der heute üblichen abweichenden Art von Chorbesetzung geschrieben, wobei namentlich die Altstimme in ungewöhnlich tiefen Lagen gehalten ist. Um die Lieder trotzdem für moderne Chöre ausführbar zu machen, mußte darum manchmal eine leichte Überarbeitung des Tonsatzes vorgenommen, auch alles im äußeren Notationsbild altertümlich und deshalb möglicherweise verwirrend Wirkende beseitigt werden. Mit größtem künstlerischem und historischem Takt zeigt sich diese heikle Aufgabe gelöst, wobei am Schluß des Stückes oder in den jedem Band beigegebenen Anmerkungen genaue Rechenschaft über die Art der vorgenommenen Bearbeitung abgelegt wird.

Dieser dem Werk beigegebene theoretische Teil, namentlich die erwähnten Anmerkungen, dann aber auch die weitausholende Vorrede, verleihen der neuen Volksliedersammlung zugleich die Bedeutung eines musikgeschichtlichen Volksbuches, das um so fruchtbringender zu wirken berufen ist, als es in die Welt historischer Kultur unmittelbar an der

Hand lebendiger künstlerischer Denkmäler einführt. Und da ist daran zu erinnern, daß das monumentale Werk in seiner ganzen Eigenart eine Gabe der *deutschen Musikwissenschaft* darstellt. Führende Größen dieser Disziplin, vor allem Max Friedländer, dann aber auch Hermann Kretzschmar, Adolf Sandberger, Eusebius Mandyczewski u. a. haben neben Dirigenten und Komponisten, wie Hegar, Humperdinck, Siegfried Ochs, das Hauptverdienst an dem Zustandekommen des großen Unternehmens. Es erscheint nicht überflüssig, das besonders zu betonen, da es immer noch Leute gibt, die der Musikwissenschaft die wirkliche Fühlung mit dem Leben absprechen möchten. Dem neuen Liederbuch selbst aber darf auf seinem Weg ein den edlen Absichten seines hohen Urhebers entsprechender Erfolg wohl sicher vorausgesagt werden.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Dichtung

Ein Kampf, ähnlich dem, wie er zwischen den kritischen und den positiven Vertretern der Philologie um die homerische Dichtung geführt wird (vgl. Februarheft S. 638), ist auch um die *griechischen Tragiker* entbrannt. Aber während bei den alten Epikern die subjektivische moderne Auffassung sich nicht so ohne weiteres mit der objektiven Form dieser poetischen Gattung zusammenreimen ließ, findet sie bei den Tragikern insofern weniger Schwierigkeiten, als tatsächlich Euripides ihr entgegenzukommen scheint. Wenn wir heute bei Hoffmannsthal und Richard Strauß einerseits, bei den Reinhardtschen Aufführungen andererseits, den alten Stoffen und Dichtungen in einseitig moderner Interpretation begegnen, so ist das nur eine Wirkung aus den Anschauungen gewisser gelehrten Kreise. Aber gerade solche Erscheinungen machen mißtrauisch gegen jene Richtungen, und es war an der Zeit, daß sie selber einer kritischen Nachprüfung unterzogen und als falsch dargetan wurden. Es geschieht dies in dem umfangreichen, mit ebenso viel Liebe zum Gegenstand wie gelehrter Beherrschung derselben geschriebenen Werke: **‚Die attische Tragödie als Bild- und Bühnenkunst'** von *Eugen Petersen* (mit zwei Tafeln und einem Textbild, Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1915, 660 Seiten, M. 16.—). Der Verfasser, früher erster Sekretär des K. D. Archäologischen Instituts in Athen und Rom, widmet seine Arbeit seinen Lehrern Welcker, Ritschl und Jahn ‚aufs Grab' und deutet schon hierdurch den Gegensatz zu jener hauptsächlich durch Wilamowitz-Möllendorff vertretenen modernen Auffassung an. Bei aller Anerkennung, die er der Übersetzungskunst des Berliner Gelehrten zollt, erblickt er in ihm doch einen ‚eigenwilligen und selbstsüchtigen Geist, der sich nicht bescheidet, seinen Geist der Wiedererweckung und Belebung des antiken Geistes, der in jenen Werken ruht, zu weihen, vielmehr überall den eigenen Geist hineinträgt, eigenes Licht leuchten läßt'. Die starke eigene Vorstellung übertrage sich infolgedessen auch auf die alten Dichter, und ein altes, verbreitetes Vorurteil sei dadurch vertieft und heute mehr denn je herrschend geworden. ‚Die Vorstellung namentlich, daß die antike Tragödie nicht echte, d. h. objektive Kunst sei, sondern durch und durch subjektiv'. Gegen diese Tendenz nun, die unverwüstliche Kraft und Größe jener Werke eigenen Wirkungen, eigenem Streben dienstbar zu machen, mit anderen Worten, nicht deren Stil und deutlich ausgeprägte Art bestimmend sein zu lassen, sondern modernen Geschmack, wie er sich an der auf jeglichen Sinnenreiz ausgehenden Dichtung unserer Tage und einer ihr entsprechenden Theatertechnik herausgebildet habe, gegen diese Tendenz zieht der Verfasser zu Felde. Es geschieht in schwerer Rüstung, und es bedarf Ausdauer und Kenntnis des Stoffes, um ihm mit Nutzen zu folgen. Fast möchte man, um der richtigen Gedanken willen, die der Verfasser vertritt, bedauern, daß diese schwergerüstete Darstellung der Wirkung des Buches etwas im Wege steht. Diese richtigen Gedanken ergeben sich besonders aus der vergleichenden Betrachtung des Äschylos, Sophokles und Euripides untereinander und ihrer Gesamtkunst hinwiederum mit den Werken der bildenden Kunst ihrer Zeit. Während sich bei Äschylos die Menschen über ihre Seelenzustände noch kaum Rechenschaft geben, treffen wir sie bei Sophokles zwar gleich groß, aber innerlich reicher, lebendiger gezeichnet. Euripides geht noch

einen Schritt weiter: Seine Gestalten tragen eine stets wache Bewußtheit zur Schau, ‚ihm ward die Beweglichkeit, Reizbarkeit Selbstzweck‘. Aus diesen Unterschieden der drei Dichter hat man auf ein verschiedenes Verhalten auch zu dem Inhalt ihrer Schöpfungen, dem Mythos, geschlossen: Äschylos glaube noch an die Welt der Götter und Mythen, Sophokles leugne sie zwar nicht, aber werte sie ethisch um, Euripides verneine sie skeptisch. Demgegenüber tut Petersen nun dar, daß diese sachlichen Tendenzen nicht vorhanden sind, sondern daß die Unterschiede sich aus verschiedenen Stilprinzipien herleiten, die sich in einer stetigen Steigerung der Ausdrucksmittel bekunden, so zwar, daß Euripides den historisch gültigen Gestalten, weit entfernt, sie entthronen zu wollen, immer nur neue Züge andichtet, um so auf die Kunst seiner Darstellung nachdrücklicher aufmerksam zu machen. Seine Kunst sei kleiner als die der beiden Vorgänger, aber sie sei doch echte, weil objektive, auf dem Mythos und seiner geschichtlichen Geltung ruhende Kunst.

Daß es neben der epischen und dramatischen Dichtung der Alten auch so etwas wie einen Roman gab, diese Vorstellung ist uns nicht geläufig. Und in der Tat darf man von den Prosaschriften der hellenischen und hellenistischen Zeit, die besonders geographische und utopistische Reisemären oder phantastische Erotik zu ihrem Gegenstand haben, nur in einem übertragenen Sinn von Romanen sprechen. Darüber wird man nicht lange im Ungewissen bleiben, wenn man zu dem Werke greift **‚Der griechische Roman und seine Vorläufer‘**, von Erwin Rohde (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig 1914, brosch. M. 15.—), das in dritter, durch einen zweiten Anhang vermehrter Auflage vorliegt. Das Werk, womit sein Verfasser in die Reihe der ersten deutschen Philologen eintrat, war für seine Zeit (1876) ein Ereignis und hat auch heute noch im ganzen seine große Bedeutung für die Erkenntnis und richtige Beurteilung der so ganz ungriechischen Erscheinung der von ihm behandelten Prosaliteratur bewahrt. Wie schon der Herausgeber der zweiten Auflage, Fritz Schöll, einen jeden ergänzenden oder berichtigenden Eingriff in den Organismus des Werkes vermieden hat, so gibt auch der Herausgeber dieser dritten Auflage, Wilhelm Schmid, im wesentlichen nur einen Neudruck, weicht aber von dem Standpunkt Schölls insofern ab, als er die, wie er sagt, ‚in mehreren wesentlichen Punkten‘ unhaltbar gewordene ‚Konstruktion der Geschichte des griechischen Romans‘, wie sie Rohde geschaffen, durch einen Anhang berichtigt, der die neuen Erscheinungen und Theorien auf diesem Gebiet seit dem Jahre 1876 nachträgt. Die veränderte Auffassung ist in der Hauptsache hervorgerufen durch neue Funde und Entdeckungen der Papyrusforschung, zeugt aber doch für die Arbeit Rohdes, die in bezug auf ihre kulturgeschichtlichen Schilderungen und Anschauungen unerschüttert steht. Daß nach dem Tode des Verfassers dieses sein Erstlingswerk schon zweimal aufgelegt werden konnte, hängt unseres Erachtens mehr mit allgemein literarischen Stimmungen und Interessen zusammen als mit zünftigen. Hat es Wilamowitz-Möllendorff in alter Gegnerschaft doch sogar fertig gebracht, in seiner Abhandlung über griechische und römische Literatur in dem Sammelunternehmen ‚Kultur der Gegenwart‘ (Teubner) das Werk Rohdes nicht einmal zu nennen, während er eine auf Rohde fußende kleinere Arbeit von Schwartz übertreibend anpreist. Wir erleben tatsächlich ein Wiedererstehen des phantastischen Abenteuerromans, der sich ähnlich den Produkten der hellenistischen Zeit mit komplizierten erotischen Problemen verquickt zeigt. Aber gerade solchen im Grunde ungesunden Tendenzen gegenüber ist Rohdes Werk geeignet, dem kulturpolitischen Denken auf die richtigen Wege zu helfen, indem darin mit erfrischender Männlichkeit der Gegensatz geschildert wird, der in der künstlerischen und dichterischen Einschätzung des erotischen Motivs zwischen den ‚kräftigen Zeiten der hellenischen Kultur‘ und den ‚matteren Seelen späterer Geschlechter‘ bestand. ‚Stets empfanden‘, so sagt er an einer Stelle, ‚die Griechen eine stürmisch übermächtige Gewalt der Liebe wie ein demütigendes Unheil, ein ‚Pathos‘ zwar, aber nicht ein heroisch aktives, sondern ein rein passives, das den niederen Willen verwirrte, dem Verstande das lenkende Steuer aus der Hand schlug und den Menschen, wenn es ihn in einen Abgrund leidenschaftlicher Verwirrung hinabriß, nicht im Untergange erhob, wie die heroischen Freveltaten der tragischen Helden, sondern ihn trübselig niederdrückte und vernichtete.‘ So hat Rohdes Werk neben seiner allgemein anerkannten gelehrten Bedeutung auch eine besondere zeitgemäße, und diese letztere macht es für die weiteren Kreise der Gebildeten wertvoll nach wie vor. —

Bildende Kunst

Deutsche Kunst

Die vielleicht Schwäche verratende Freude an der guten alten, etwas altmodi-

schen Kunst des letzten Jahrhunderts hat ihren Gegenstand der Liebe besonders an Spitzweg gefunden; ein hübscher Band charakteristischer Zeichnungen Karl Spitzwegs, den H. Uhde-Bernays zusammengestellt und eingeleitet hat, ist unter dem Titel **'Die gute alte Zeit'** erschienen (München, Holbein-Verl., 6.— M.). Bei diesem Künstler ist das natürliche unbekümmerte Gefühl stärker als das problematische Wollen, sei es einer Lebenserhöhung mehr durch die Form, wie bei **'Feuerbach'**, dem H. Uhde-Bernays in den Kunstklassikern einen Band mit 200 Abb. gewidmet hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 8.— M.), sei es jener modernen Verwesentlichung des Stofflichen durch die Farbe, deren liebstes Objekt das Stilleben war, wie bei **'Karl Schuch'**, dessen Leben und Werke sein Kunstgenosse Karl Hagemeister mit starker Parteinahme schildert (Berlin, Br. Cassirer, mit 60 Abb., 7.50 M.). Diese beiden Künstler sind zwei Gegenpole heutiger deutscher Kunst, zwischen denen eine neue Kunst, nicht so absichtlich, und vor allem auch nicht rückwärts gewandt wie bei Feuerbach, und zeitgeschichtlicher, geistig weiter gespannt als bei Schuch herauswachsen soll. Hans Thoma verhält sich zu dieser neuen Kunst wieder ähnlich, wenn auch viel weiter angelegt, wie Spitzweg zu der älteren. Bei den Krieg- und Kunstdebatten kam er wieder in aller Mund. Eine Veröffentlichung **'Deutsches Land und deutsche Art'**, die deutsche Menschen und Landschaften von ihm enthält (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 5.— M.), kann geradezu als Kriegsdokument bezeichnet werden, indem sie in den Bildern von dem etwas kleinen sorglichen und idyllischen Geiste erzählt, der da und dort in Deutschland neben der Kriegsgröße aufgewacht ist.

Christliche Kunst

Der Umstand, daß bei der Kunst im Dienste der Kirche mehr als sonst praktische Kenntnisse und Beispiele zur Vergleichung aus den älteren kirchlichen Kunstperioden nötig sind, gibt dem umfangreichen Bande **'Die kirchliche Kunst in Wort und Bild'** von Karl Atz seinen Zweck und, wie die von Stephan Beissel besorgte 4. Auflage zeigt, seine Verbreitung. Das Werk ist in Form eines alphabetisch geordneten Handbuches gehalten, will zu einer für die gewöhnlichen Verhältnisse ausreichenden Kennerschaft verhelfen und sucht seinen Leserkreis in erster Linie unter 'Geistlichen, Lehrern, Künstlern (als praktische Mithilfe, wenn sie in Erneuerung eines vorhandenen Stils arbeiten), Mitgliedern des Kirchenvorstands und des Paramentenvereins'. Der Inhalt ist wie in den Schlagworten, so besonders auch in den 1510 Illustrationen, zu denen vorwiegend heimatliche Beispiele verwendet wurden, außerordentlich mannigfaltig; und für letztere sind um der Verdeutlichung willen Umzeichnungen den Photographien vorgezogen. Es ist ohne Frage alles getan, um das Werk für seine Zwecke brauchbar zu machen (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Geb. M. 26.—). — Von diesem praktischen Buche, sich Kunstkenntnisse anzulernen, bis zu einem Werke wie **'Der Tempel von Jerusalem'** von Odilo Wolff (Wien, A. Schroll, M. 7.50) ist ein großer Sprung in jeder Beziehung; denn so deutlich die Ausmessungen der Sakralbauten hier wie in dem früheren Werke 'Tempelmaße' des gleichen Verfassers auch erscheinen, im künstlerischen Schaffen und im Fortgang der geschichtlichen Kunstformen werden sie nie oder zum mindesten nicht in erster Linie und nur als Versuche praktisch. Odilo Wolffs Proportionenstudie, über die vor einem allgemeinen Kreise — wir reden hier von ihrer Verbindlichkeit für die Kunsttheorie — weder zustimmend noch absprechend geurteilt werden kann, bedeutet, vor allem im Zusammenhang mit gegenwärtigen benediktinischen Kunstbestrebungen betrachtet, ihrer Idee nach mehr als die üblichen Proportionschlüsselversuche; die künstlerische Auseinandersetzung mit dieser Kunstrichtung, die immer in dem Gegensatz von ideeller Formschematik und geschichtlicher Dogmatik der Heilswahrheit wurzelt und endigt, wird, wenn auch oft noch so ungenügend, durch jeglichen gegenwärtigen echt künstlerischen Zeitausdruck erledigt. Und trotzdem möchten wir diese Auseinandersetzung nicht für überflüssig halten, sondern gerade für das katholische Kunstdenken in schärfster prinzipieller Ausprägung wünschen. Diese Schärfe vermissen wir ganz bei der Schrift von Jos. Kreitmaier über die **'Beuroner Kunst**, eine Ausdrucksform der christlichen Mystik' (mit 32 Tafeln, Freiburg i. B., Herder, M. 4.80). Die Ausführungen fußen nirgends so recht und wirken darum auch nicht überzeugend, nach der konservativen Idee hin gewiß ebenso wenig wie in den künstlerisch fortwirkenden Gegenwartsausdruck hinein. Nebenbei: bei einem solchen Buch und Thema halten wir die Meinung eines Feuilletonisten wie Bierbaum nicht für erwähnenswert. — Um praktische Kunsttätigkeit im Dienste der Kirche handelt es sich wieder bei dem in 4. Auflage vorliegenden Buche **'Stadt- und Landkirchen'** von O. Hoßfeld, mit Anhang: Kirchenausstat-

tung. Es dreht sich darin nicht um Formkanon und geschichtlich-ideelle Gegensätze, sondern auch da, wo von den Unterschieden der verschiedenen protestantischen und des katholischen Bautypus gesprochen wird, um die engeren baulichen Fragen, wie sie gegenwärtig gelöst werden. Und wenn wir dem Vorwort zur 4. Auflage gerne die Vorliebe für Gotik und Backsteinbau gegenüber der ‚Modeströmung der Biedermeierei, des bis zur kärglichsten Nüchternheit verwässerten Klassizismus' entnehmen, so ist es doch deutlich, daß aus dem hier vertretenen engeren und handwerkerlich-geschichtlichen Sinn heraus eine Neugestaltung der Gotik zu wahrem gegenwärtigem Zeitausdruck nicht zu erwarten ist, wie auch der unideelle Putzbau, in dem weise Beschränkung zur Tugend gemacht ist, oft besser aussehen wird als eine vertrocknete Gotik. Hier ist, wie so oft, die engere konservative Absicht dem größeren geschichtlichen Geiste hinderlich. Im übrigen hat das Buch ja in erster Linie eine beratende Absicht für gegebene Fälle, die in 529 Textabbildungen gezeigt werden, und findet damit seinen Leserkreis (Berlin, W. Ernst & Sohn. Geh. M. 12.—).

Unsere Kunstbeilagen

Es ist ein Zufall, daß die hier wiedergegebene Skizze von Franz Klemmer, die den Dorfeingang von Thelus bei Givenchy darstellt, einem von jenen beiden Orten, wo unsere Truppen in der ersten Februarwoche nach der Erklärung des französischen Obersten Rousset bis zur zweiten französischen Verteidigungsstellung vorgestoßen sind, sich auch als Aktualität empfiehlt. Sie sollte hier erscheinen lediglich als künstlerische Leistung des im Felde tätigen Skizzenzeichners, als welcher Franz Klemmer bedeutenden Ruf genießt. Mit den allereinfachsten Mitteln hat er hier einen vollkommenen, bildmäßigen Eindruck erzielt. Wir sehen nicht nur die Dorfstraße, im Raume vertieft, vor uns liegen, wir empfinden nicht bloß die trostlose Wirkung des Kriegs und sein bewegtes Treiben, auch die Regenstimmung der Jahreszeit spricht aus den schwarzen Strichen so vollkommen, daß die Wirkung im ausgeführten Bilde kaum wesentlich gesteigert werden könnte. Skizzen dieser Art sind Kunstleistungen, der höchsten Schätzung wert, nur zu vergleichen mit dem Besten, was auf literarischem Gebiet die Feder in Feldpostbriefen an Eindrucksschilderungen hervorgebracht hat. —

Franz Klemmer, Rheinländer, etwa dreißig Jahre alt, war bis vor Kriegsausbruch Meisterschüler an der Münchener Akademie.

Druckfehler: Im Dezemberheft S. 377 (Vom Weihnachtsbüchertisch) heißt der Name des Übersetzers von dem Buch des Jesuiten Vermeersch, ‚Die Toleranz', nicht Scheuerer, sondern Sleumer.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß (beide unter den Waffen).
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

